Archiv

für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Aus dem Inhalt:

Der organisierte rote Schrecken!
Die Wilhelmshavener Revolte
Revolutionärer Seeleutestreik
Anarchismus und Elitentheorie
Kapitalismus ohne Kapitalisten
Diktatur der Intellektuellen?
Anarchismus in den USA
Machno in der Ukraine 1917-1921

No. 17

Germinal

Kommunistisch

Berlin C 25, Kle

Telephon: Amt Ku

Nr. 143.

Inhaltsv

I. Ausland.
1.) Vor dem Roten Tag in der Tschecho

II. 1 Jahr nach dem 15.Juli.

III. Zur Regierungsbildung.
1.) Grosse Koalition in einer für da
sonders gefährlichen Form.

IV. Die Wahlergebnisse im westlichen Jn

V. Linkssozialdemokratische Flunkereien

14

er Pressedienst

e Alexanderstr. 28

graben 2242 u. 2243

Berlin, den 25.6.28.

rzeichnis.

owakei	Blatt 19 - 2o
	" 18 - 19
Proletariat ganz be-	" 17
striegebiet	" 4 - 9
	" 1o - 11

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Hrsg. mit Unterstützung des „Instituts für Historische Sozialforschung e.V.“, Bochum

Redaktion: Wolfgang Braunschädel, Johannes Materna

Anschrift der Redaktion: Wolfgang Braunschädel
Hustadtring 33
44801 Bochum
Tel.: 0234/704865
e-mail: wobarchiv@gmx.de

Das ARCHIV kann abonniert werden; im Abonnement werden die Hefte mit einer Preisermäßigung von 20% gegenüber dem Einzelverkaufspreis berechnet.

Die Deutsche Bibliothek - CIP-Einheitsaufnahme

Ein Titeldatensatz für diese Publikation ist bei der Deutschen Bibliothek erhältlich.

© Germinal Verlag, Siemensstraße 16, 35463 Fernwald (Annerod)
1. Aufl. 2003
ISBN 3-88663-417-5
ISSN 0936-1014
Druck: Verlagsdruckerei Spengler, Schalkwiesenweg 4, 60488 Frankfurt

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Inhalt:

Zu diesem Heft 13

Peter Kuckuk
Vorwort zu Karl Plättners Broschüre „Der organisierte rote Schrecken!“ 19

Karl Plättner
Der organisierte rote Schrecken! Kommunistische Parade-Armeen oder organisierter Bandenkampf im Bürgerkrieg 29

Joachim Tautz
Vorwort zu Ernst Schneiders Broschüre „Die Wilhelmshavener Revolte“ 71

Ernst Schneider (Icarus)
Die Wilhelmshavener Revolte. Ein Kapitel aus der revolutionären Bewegung in der deutschen Marine 1918/19 75

Hartmut Rübner
Interklub, Bordzelle, revolutionärer Seeleutestreik: Die „Revolutionäre Gewerkschaftsopposition“ in der Seeschiffahrt während der Weltwirtschaftskrise 101

Hartmut Rübner
Das Bordzellenbuch des Dampfers BOCKENHEIM 131

Giovanni Borgognone
Max Nomad zwischen Anarchismus und Elitentheorie 151

Max Nomad
Kapitalismus ohne Kapitalisten 171

Paul Mattick
Diktatur der Intellektuellen? (Kritische Anmerkungen zu den Überlegungen von Max Nomad) 181

Max Nomad
Die Herren von Morgen 203

Paul Mattick
Max Nomads „Die Herren von Morgen“ 225

Antonio Donno
Anarchismus und amerikanische politische Tradition in den Vereinigten Staaten des neunzehnten Jahrhunderts 249

Giuliana Iurlano
Theodore Schroeder und der Free Speech Fight im progressistischen Amerika 263

Francis Shor
Jüdischer Anarchismus und jüdische Siedlungsgemeinschaften in den Vereinigten Staaten: Von Stelton nach Sunrise 301

Ettore Cinnella
Machno in der ukrainischen Revolution von 1917 bis 1921 311

Philippe Bourrinet
Victor Serge: Totalitarismus und Staatskapitalismus. Sozialistische Dekonstruktion und kollektivistischer Humanismus 357

Charles Jacquier
„Finstere Tage“: Boris Souvarine und die Machtübernahme Hitlers 371

Boris Souvarine
„Schreckliche Lektion“: Artikel aus „Le Travailleur“ 389

Birgit Schmidt
Die Schwestern Ramm. Zum Briefwechsel zwischen Nadja Strasser und Rudolf Rocker 407

Rüdiger Reinecke
Zeitgenössische Literatur über nationalsozialistische Konzentrationslager 1933 bis 1939. Ein Forschungsbericht 421

Jacques Wajnsztejn
Teilbewegungen und ihre Folgen 461

Eleftherios Carayannis
Studenten gegen Diktatoren. Autonomie und Widerstand in Griechenland 1972/73 513

Egon Günther
Der beredte Fund. Eine Anekdote 527

Günther Gerstenberg
Bewegung, eingefroren. Die bayerische Revolution im Fernsehen 543

Die Frau als Anarchistin 565

Rezensionen und Hinweise 571

Peter Wende (Hrsg.), Große Revolutionen der Geschichte. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart, München: Verlag C.H. Beck, 2000, 391 S. (Harald Wolf) 571
Malcolm Lambert, Häresie im Mittelalter. Von den Katharern bis zu den Hussiten, Darmstadt: Primus Verlag, 2001, 533 S.
Malcolm Lambert, Geschichte der Katharer. Aufstieg und Fall der großen Ketzerbewegung, Darmstadt: Primus Verlag, 2001, 408 S. (Anton Panner) 572
Sabine Rahmsdorf, Stadt und Architektur in der literarischen Utopie der frühen Neuzeit, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 1999, 345 S. (Walter Fähnders) 574
Wolfram Fischer, Expansion, Integration, Globalisierung. Studien zur Geschichte der Weltwirtschaft, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1998, 286 S. (Hartmut Rübner) 576
Stefan Berger/Angel Smith (ed.), Nationalism, Labour and Ethnicity 1870-1939, Manchester/New York: Manchester University Press, 1999, 292 S. (Hartmut Rübner) 578
Uwe Puschner, Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache - Rasse - Religion, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2001, 464 S. (Anton Panner) 581
Claudia-Regine Nerius, Johannes Lehmann-Hohenberg (1851-1925). Eine Studie zur völkischen Rechts- und Justizkritik im Deutschen Kaiser-

reich, Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, 2000, 278 S. (Albrecht Götz von Olenhusen/Jens David Runge) 584
Ernst Fuhrmann, Hieroglyphen und Prohibition. Vom ganz normalen Menschen. Herausgegeben und kommentiert von Rembert Baumann, Berlin: BasisDruck Verlag, 2002, 182 S. (Albrecht Götz von Olenhusen) 586
Reiner Stamm, Der Folkwang-Verlag - Auf dem Weg zu einem imaginären Museum, Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung GmbH, 1999, 229 S. (Albrecht Götz von Olenhusen) 588
Thomas Mergel, Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag, Düsseldorf: Droste Verlag, 2002, 530 S. (Ulrich Eumann) 591
Peter Giersich/Bernd Kramer, Max Hoelz. Man nannte ihn: Brandstifter und Revolutionär, Robin Hood, Che Guevara, einen Anarchisten, den Roten General. Sein Leben und sein Kampf, Berlin: Karin Kramer Verlag, 2000, 174 Text- und 24 Bildseiten
Volker Ullrich, Der ruhelose Rebell. Karl Plättner 1893-1945. Eine Biographie, München: Verlag C.H. Beck, 2000, 272 S., 18 Abb.
Knut Bergbauer, Karl Plättner. Anmerkungen zur Biographie eines politischen Partisanen, in: Andreas G. Graf (Hg.), Anarchisten gegen Hitler. Anarchisten, Anarcho-Syndikalisten, Rätekommunisten in Widerstand und Exil, Berlin: Lukas Verlag, 2001, S. 266-280 (Peter Kuckuk) 592
Ernst von Waldenfels, Der Spion, der aus Deutschland kam. Das geheime Leben des Seemanns Richard Krebs, Berlin: Aufbau Verlag, 2002, 382 S.
Lars Borgersrud, Die Wollweber-Organisation und Norwegen, Berlin: Karl Dietz Verlag, 2001, 312 S. (Hartmut Rübner) 599
Karl Korsch, Briefe 1908 - 1939 (Gesamtausgabe Band 8). Herausgegeben von Michael Buckmiller, Michel Prat und Meike G. Werner, Amsterdam/Hannover: Stichting beheer IISG/Offizin Verlag, 2001, 825 S.
Karl Korsch, Briefe 1940 - 1958 (Gesamtausgabe Band 9). Herausgegeben von Michael Buckmiller und Michel Prat, Amsterdam/Hannover: Stichting beheer IISG/Offizin Verlag, 2001, 914 S. (Wolfgang Braunschädel) 600
Der Thälmann-Skandal. Geheime Korrespondenzen mit Stalin. Herausgegeben von Hermann Weber und Bernhard H. Bayerlein (Archive des Kommunismus - Pfade des XX. Jahrhunderts, Band 2), Berlin: Aufbau-Verlag, 2003, 368 S. (Ulrich Eumann) 603
Ulla Plener, Theodor Leipart. Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz - Ein Lebensbild mit Dokumenten (1867-1947). Halbband 1: Biographie, Halbband 2: Dokumente, Berlin: Trafo Verlag, 2000/2001, 389 S. + 537 S. (Reiner Tosstorff) 605
Michael Kubina, Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemäße Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906-1978), Münster/Hamburg/Berlin/London: LIT Verlag, 2001, 552 S. (Wolf Raul) 607

Michel Dreyfus u. a. (eds.), Le Siècle des communismes, Paris: Les Éditions de l'Atelier, 2000, 542 S. (Reiner Tosstorff) 610
Paul Lafargue, Essays zur Geschichte, Kultur und Politik. Herausgegeben von Fritz Keller, Berlin: Karl Dietz Verlag, 2002, 392 S. (Stefanie Holuba) 612
Jan Waclav Makhaiski, Le socialisme des intellectuels. Textes choisis, traduits et présentés par Alexandre Skirda, Paris: Les Éditions de Paris, 2001, 332 S. (Charles Jacquier) 614
Karl Kautsky/Leo Trotzki/John Dewey, Politik und Moral. Die Zweck-Mittel-Debatte in der neueren Philosophie und Politik. Mit einer Einleitung und einer Bibliographie herausgegeben von Ulrich Kohlmann, Lüneburg: zu Klampen Verlag, 2001, 176 S. (Fritz Keller) 614
Willy Buschak, Edo Fimmen. Der schöne Traum von Europa und die Globalisierung, Essen: Klartext Verlag, 2002, 333 S.
Dieter Nelles, Widerstand und internationale Solidarität. Die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Essen: Klartext-Verlag, 2001, 457 S. (Horst Lauscher) 615
Zeev Sternhell/Mario Sznajder/Maria Asheri, Die Entstehung der faschistischen Ideologie. Von Sorel zu Mussolini, Hamburg: Hamburger Edition, 1999, 410 S.
Zeev Sternhell, Faschistische Ideologie. Eine Einführung. Mit einem Vorwort von Anton Landgraf, Berlin: Verbrecher Verlag, 2002, 127 S. (Wolfgang Braunschädel) 619
Richard Faber, Abendland. Ein politischer Kampfbegriff, Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2002, 205 S.
Richard Faber, Das ewige Rom oder: die Stadt und der Erdkreis. Zur Archäologie „abendländischer" Globalisierung, Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann, 2000, 86 S.
Richard Faber, Lateinischer Faschismus. Über Carl Schmitt den Römer und Katholiken, Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2001, 115 S.
Dagmar Pöpping, Abendland. Christliche Akademiker und die Utopie der Antimoderne 1900-1945, Berlin: Metropol Verlag, 2002, 310 S. (Wolfgang Braunschädel) 622
Jürgen Simon, Kriminalbiologie und Zwangssterilisation. Eugenischer Rassismus 1920 - 1945, Münster/New York/München/Berlin: Waxmann Verlag, 2001, 356 S. (Sven Steinacker) 626
Michael Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg: Hamburger Edition, 2002, 964 S. (Wolfgang Braunschädel) 628
Isabel Heinemann, „Rasse, Siedlung, deutsches Blut". Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, Göttingen: Wallstein Verlag, 2003, 697 S. (Wolfgang Braunschädel) 631
Holger Berschel, Bürokratie und Terror. Das Judenreferat der Gestapo Düsseldorf 1935-1945, Essen: Klartext Verlag, 2001, 478 S. (Hartmut Rübner) 633
Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik. Saisonarbeiter, Zwangs-

arbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München: Verlag C.H. Beck, 2001, 442 S. (Marlies Mrotzek) 635
Mark Spoerer, Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz, Stuttgart/München: Deutsche Verlagsanstalt, 2001, 332 S.
Zwangsarbeit in Deutschland 1939-1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien. Hrsg. v. Wilfried Reininghaus und Norbert Reimann, Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2001, 288 S.
Jan Erik Schulte, Zwangsarbeit und Vernichtung. Das Wirtschaftsimperium der SS. Oswald Pohl und das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt 1933-1945, Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh Verlag, 2001, 550 S.
Marlies Mrotzek, Das KZ-Außenlager der Gelsenberg Benzin AG, Fernwald: Germinal Verlag, 2002, 174 S.
Roland Schlenker, „Ihre Arbeitskraft ist auf das schärfste anzuspannen." Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterlager in Gelsenkirchen 1940 - 1945, Essen: Klartext Verlag, 2003, 144 S.
Valentina Maria Stefanski, Zwangsarbeit in Leverkusen. Polnische Jugendliche im I. G. Farbenwerk, Osnabrück: fibre Verlag, 2000, 585 S.
Christa Tholander, Fremdarbeiter 1939 bis 1945. Ausländische Arbeitskräfte in der Zeppelin-Stadt Friedrichshafen, Essen: Klartext Verlag, 2001, 559 S. (Ralf Cassebaum/Liselotte Wendler) 638
Gabriele Hammermann, Zwangsarbeit für den „Verbündeten". Die Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten in Deutschland 1943 - 1945, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2002, 719 S. (Dieter Host) 645
Klaus Hesse/Philipp Springer, Vor aller Augen. Fotodokumente des nationalsozialistischen Terrors in der Provinz. Für die Stiftung Topografie des Terrors, Berlin, herausgegeben von Reinhard Rürup, Essen: Klartext Verlag, 2002, 216 S. (Marlies Mrotzek) 646
Ralf Piorr (Hg.), „Nahstellen, fühlbar, hier..." - Zur Geschichte der Juden in Herne und Wanne-Eickel, Essen: Klartext-Verlag, 2002, 264 S.
Stadtarchiv Bochum (Hg.): Vom Boykott zur Vernichtung. Leben, Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung der Juden in Bochum und Wattenscheid 1933 - 1945, Essen: Klartext-Verlag, 2002, 280 S. (Michael Ratajczak) 648
Horst J.P. Bergmeier/Ejal Jakob Eisler/Rainer E. Lotz, Vorbei... Beyond Recall. Dokumentation jüdischen Musiklebens in Berlin 1933-1938. A Record of Jewish musical life in Nazi Berlin 1933-1938, Hambergen: Bear Family Records, 2001, Katalogbuch: 518 S., 11 CDs, 1 DVD (Wolfgang Braunschädel) 651
Enzo Traverso, Auschwitz denken. Die Intellektuellen und die Shoah, Hamburg: Hamburger Edition, 2000, 368 S.
Enzo Traverso, Nach Auschwitz. Die Linke und die Aufarbeitung des NS-Völkermords, Köln: Neuer ISP Verlag, 2000, 220 S. (Wolfgang Braunschädel) 654

Nicolas Berg, Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung, Göttingen: Wallstein Verlag, 2003, 766 S.
Thomas Etzemüller, Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München: R. Oldenbourg Verlag, 2001, 445 S. (Wolfgang Braunschädel) 656
John Hinshaw/Paul Le Blanc (ed.), U. S. Labor in the Twentieth Century. Studies in Working-Class Struggles and Insurgency, Amherst, N. Y.: Humanity Books, 2000, 397 S.
Howard Kimeldorf, Battling for American Labor. Wobblies, Craft Workers, and the Making of the American Union Movement, Berkeley u. a.: University of California Press, 1999, 244 S.
Catherine Collomp, Entre classe et nation. Mouvement ouvrier et immigration aux Etats-Unis 1880-1920, Paris: Belin, 1999, 351 S.
Sol Dollinger/Genora Johnson Dollinger, Not Automatic. Women and the Left in the Forging of the Auto Workers' Union, New York: Monthly Review Press, 2000, 214 S. (Reiner Tosstorff) 660
Eva Kollisch, Mädchen in Bewegung, Wien: Picus-Verlag, 2003, 355 S. (Fritz Keller) 664
Craig Heron (ed.), The Workers' Revolt in Canada 1917 - 1925, Toronto u. a.: University of Toronto Press, 1998, 382 S. (Reiner Tosstorff) 665
Gabriel Rot, Los orígenes perdídos de la guerrilla en la Argentina. La historia de Jorge Ricardo Masetti y el Ejército Guerrillero del Pueblo, Buenos Aires: El cielo por asalto, 2000, 193 S.
Horacio Tarcus, El marxismo olvidado en la Argentina: Silvio Frondizi y Milcíades Peña, Buenos Aires: El cielo por asalto, 1998, 447 S. (Reiner Tosstorff) 667
David Palmer/Ross Shanahan/Martin Shanahan (eds.), Australian Labour History Revisited, Unley: Australian Humanities Press, 1999, 244 S. (Reiner Tosstorff) 670
Alice Cherki, Frantz Fanon. Ein Porträt, Hamburg: Edition Nautilus, 2002, 351 S. (Fritz Keller) 671
Yves Pages, L'Homme hérissé (Liabeuf tueur de flics), Montreuil: L'Insomniaque, 2001, 144 S. (Charles Jacquier) 672
Boris Souvarine, Cauchemar en URSS suivi de L'ouvrier & le paysan soviétiques. Avant-propos de Charles Jacquier, Marseille: Éditions Agone, 2001, 108 S. (Hélène Fabre) 672
Roger-Henri Guerrand/Francis Ronsin, Jeanne Humbert et la lutte pour le contrôle des naissances, Paris: Spartacus, 2001, 192 S. (Charles Jacquier) 674
Ngo Van, Au pays de la cloche fêlée. Tribulations d'un cochinchinois à l'époque coloniale, Montreuil: L'Insomniaque, 2000, 240 S. (Charles Jacquier) 676
Philippe Gottraux, „Socialisme ou Barbarie". Un engagement politique et intellectuel dans la France de l'après-guerre, Lausanne: Editions Payot, 1997, 427 S. (Andrea Gabler) 677

Mary Low/Juan Breá, Rotes Notizbuch (Spanien 9.8.-28.12.1936), Hamburg: Edition Nautilus, 2002, 223 S. (Fritz Keller) 679
Tom Rockmore, Heidegger und die französische Philosophie, Lüneburg: zu Klampen Verlag, 2000, 310 S.
Theodor W. Adorno, Ontologie und Dialektik (Nachgelassene Schriften IV: Vorlesungen Band 7), Frankfurt/Main: Suhrkamp, 2002, 446 S
Theodor W. Adorno, Vorlesung über Negative Dialektik. Fragmente zur Vorlesung 1965/66 (Nachgelassene Schriften IV: Vorlesungen Band 16), Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 2003, 358 S. (Karl Klöckner) 681
Theodor W. Adorno/Max Horkheimer, Briefwechsel 1927 - 1969. Band 1: 1927 - 1937. Herausgegeben von Christoph Gödde und Henri Lonitz, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2003, 608 S. (Wolfgang Braunschädel) 686
Hannah Arendt Newsletter, Hrsg. vom Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover und dem Hannah-Arendt-Zentrum der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg in Zusammenarbeit mit dem Hannah Arendt Center, New School University, New York, No. 1-4, Hannover: Offizin Verlag, 1999-2001, zus. 240 S.
Bernd Neumann/Helgard Mahrdt/Martin Frank (Hrsg.), The Angel of History is looking back. Hannah Arendts Werk unter politischem, ästhetischem und historischem Aspekt. Texte des Trondheimer Arendt-Symposiums vom Herbst 2000, Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann, 2001, 255 S.
Hannah Arendt, Vor Antisemitismus ist man nur noch auf dem Monde sicher. Herausgegeben von Marie Luise Knott, München/Zürich: Piper Verlag, 2000, 244 S.
Julia Kristeva, Das weibliche Genie I. Hannah Arendt, Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2001, 388 S.
Ralf Kulla, Revolutionärer Geist und republikanische Freiheit. Über die verdrängte Nähe von Hannah Arendt zu Rosa Luxemburg, Hannover: Offizin Verlag, 1999, 125 S. (Karl Klöckner) 688
Klaus Heinrich, Dahlemer Vorlesungen 7. psychoanalyse sigmund freuds und das problem des konkreten gesellschaftlichen allgemeinen. Hrsg. von Hans-Albrecht Kücken, Frankfurt/M. und Basel: Stroemfeld/Roter Stern, 2001, 394 S. (Karl Klöckner) 691
Mirjana Stančič, Manès Sperber. Leben und Werk, Frankfurt am Main/ Basel: Stroemfeld, 2003, 687 S. (Karl Klöckner) 692
Jean Améry, Werke. Band 2: Jenseits von Schuld und Sühne/Unmeisterliche Wanderjahre/Örtlichkeiten. Herausgegeben von Irene Heidelberger-Leonard, Stuttgart: Klett-Cotta Verlag, 2002, 860 S. (Ralf Piorr) 694
Alexander Kluge, Chronik der Gefühle. Band 1. Basisgeschichten, Band 2. Lebensläufe, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2000, 1004 S./1032 S.
Alexander Kluge, Verdeckte Ermittlung. Ein Gespräch mit Christian Schulte und Rainer Stollmann, Berlin: Merve Verlag, 2001, 139 S.
Christian Schulte/Winfried Siebers (Hg.), Kluges Fernsehen. Alexander

Kluges Kulturmagazine, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2002, 266 S. (Roger Behrens) 697
Michael Hardt/Antonio Negri, Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2002, 461 S.
Thomas Atzert/Jost Müller (Hrsg.), Kritik der Weltordnung. Globalisierung, Imperialismus, Empire, Berlin: ID Verlag, 2003, 142 S.
Detlef Hartmann, „Empire". Linkes Ticket für die Reise nach rechts. Umbrüche der Philosophiepolitik: Hardt/Negri, Sloterdijk, Foucault, Berlin: Assoziation A, o.J. (2002), 196 S. (Wolf Raul) 699
Manuel Castells, Das Informationszeitalter. Teil 1: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Opladen: Leske + Budrich, 2001, 600 S.; Teil 2: Die Macht der Identität, Opladen: Leske + Budrich, 2002, 442 S.; Teil 3: Jahrtausendwende, Opladen: Leske + Budrich, 2003, 500 S. (Harald Wolf) 706
Christoph Spehr, Die Aliens sind unter uns! Herrschaft und Befreiung im demokratischen Zeitalter, München: Goldmann Verlag, 1999, 320 S.
Christoph Spehr, Gleicher als andere. Eine Grundlegung der Freien Kooperation, Berlin: Karl Dietz Verlag, 2003, 309 S. (Andrea Gabler) 708
Meinhard Creydt, Theorie gesellschaftlicher Müdigkeit. Gestaltungspessimismus und Utopismus im gesellschaftstheoretischen Denken, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2000, 423 S. (Dietmar Richter) 711
Umberto Boccioni, Futuristische Malerei und Plastik (Bildnerischer Dynamismus). Herausgegeben von Astrit Schmidt-Burkhardt, Dresden: Philo Fine Arts, Verlag der Kunst, 2002, 478 S. (Walter Fähnders) 713
Felix Philipp Ingold, Der große Bruch. Rußland im Epochenjahr 1913. Kultur, Gesellschaft, Politik, München: Verlag C.H. Beck, 2000, 645 S. (Walter Fähnders) 715
Hanno Möbius, Montage und Collage. Literatur, bildende Künste, Film, Fotografie, Musik, Theater bis 1933, München: Wilhelm Fink Verlag, 2000, 498 S. (Walter Fähnders) 717
Hanno Ehrlicher, Die Kunst der Zerstörung. Gewaltphantasien und Manifestationspraktiken europäischer Avantgarden, Berlin: Akademie Verlag, 2001, 541 S. (Walter Fähnders) 719
Gerhard R. Kaiser/Erika Tunner (Hrsg.), Paris? Paris! Bilder der französischen Metropole in der nicht-fiktionalen deutschsprachigen Prosa zwischen Hermann Bahr und Joseph Roth, Heidelberg: C. Winter Universitätsverlag, 2002, 487 S.
Heinrich Mann, Briefwechsel mit Félix Bertaux 1922-1948. Mit einer Einleitung von Pierre Bertaux. Bearbeitet von Wolfgang Klein (Gesammelte Werke in Einzelbänden, hg. von Peter Paul Schneider), Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2002, 799 S. (Hendrik Weber) 722
Hans Jürgen Degen, Anarchismus in Deutschland 1945-1960. Die Föderation Freiheitlicher Sozialisten, Ulm: Verlag Klemm & Oelschläger, 2002, 439 S. (Wolf Raul) 725
Wolfgang Kraushaar, 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur, Hamburg: Hamburger Edition, 2000, 369 S.

Wolfgang Kraushaar, Fischer in Frankfurt. Karriere eines Außenseiters, Hamburg: Hamburger Edition, 2001, 255 S.
Wolfgang Kraushaar, Linke Geisterfahrer. Denkanstöße für eine antitotalitäre Linke, Frankfurt/Main: Verlag Neue Kritik, 2001, 284 S.
Oskar Negt, Achtundsechzig. Politische Intellektuelle und die Macht, Göttingen: Steidl Verlag, 2001 (3. Aufl.), 416 S.
Christian Schneider/Cordelia Stillke/Bernd Leineweber, Trauma und Kritik. Zur Generationengeschichte der Kritischen Theorie, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2000, 227 S.
Michael Werz, Grenzen der Säkularisierung. Zur Entstehung der Ideologiekritik, Frankfurt/Main und Basel: Stroemfeld Verlag, 2000, 217 S.
Richard Faber/Erhard Stölting (Hrsg.), Die Phantasie an die Macht? 1968 - Versuch einer Bilanz, Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2002, 314 S.
Frank Böckelmann, Die Emanzipation ins Leere. Beiträge zur Gesinnungsgeschichte 1960-2000, Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2000, 346 S. (Karl Klöckner) 728
Werner Enke, Es wird böse enden, München: Verlag Antje Kunstmann, 2003, 287 S. (Karl Klöckner) 735
Stefan Mächler, Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie, Zürich: Pendo Verlag, 2000, 366 S.
Daniel Ganzfried, ...alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie. Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals, Berlin: Jüdische Verlagsanstalt Berlin, 2002, 270 S. (Karl Klöckner) 737
Hans G Helms, Musik zwischen Geschäft und Unwahrheit (Musik-Konzepte 111), München: Edition Text + Kritik, 2001, 150 S. (Albrecht Götz von Olenhusen) 738
Jon Savage, England's Dreaming. Anarchie, Sex Pistols, Punk Rock, Berlin: Edition Tiamat, 2001, 543 S. (Hartmut Rübner) 740
Hinweise 741

Zu diesem Heft

Der Bürgerschreck ist des Bürgers liebstes Kind; seiner bedarf er, um zu sich selbst zu kommen und als guten Grund dafür, jene ökonomische und ideologische Ordnung aufrecht erhalten und je nach Umständen stabilisieren zu können, in der er seinen fetischistischen Regeln gemäß schalten und walten kann. Den Bürgerschreck gibt es in vielerlei Gestalt: in der des amüsanten und amüsierenden Narren, in der des verlorenen Sohnes - zu den Errungenschaften neuester Zeiten zählt zudem die verlorene Tochter -, der nach den einen oder anderen Eskapaden in die heimatlichen Gefilde zurückkehrt und dort wieder jene teilnahmsvolle Aufnahme findet, derer er sich zukünftig immer wieder aufs neue als würdig erweisen muß, aber auch in der Gestalt desjenigen, der alle Brücken hinter sich abgebrochen hat und infolgedessen zu liquidieren ist, sei es physisch, sei es, indem die Erinnerung an ihn zum Tabu wird - Aufgaben, die je nachdem von den Organen des staatlichen Gewaltmonopols oder den im Dienste des Staates engagierten Ideologen erledigt werden. Wenn Volker Ullrich in seiner Biographie des linksradikalen Aktivisten **Karl Plättner**, der in den frühen zwanziger Jahren im Kontext der damaligen sozialrevolutionären Auseinandersetzungen an führender Stelle an Enteignungsaktionen beteiligt war, dessen Schrift „Der organisierte rote Schrecken!" aus dem Jahre 1921 als *„eins der leidenschaftlichsten, rasendsten Revolutionsmanifeste des 20. Jahrhunderts"* bezeichnet, dann darf man daraus zum einen schließen, daß der Autor dieses Manifestes, der seinen Worten Taten vorausgehen und folgen ließ, nicht zu jenen wieder aufgenommenen verlorenen Söhnen zählt und muß sich zum anderen darüber wundern, daß dieses Manifest so gut wie niemandem, nicht einmal den professionellen Historikern oder sonstigen Ideologen des Systems bekannt ist. Dem abzuhelfen dient der von Peter Kuckuk mit einem den historischen und inhaltlichen Kontext erläuternden Vorwort versehene Nachdruck dieser damit aus den Grüften der Archive entlassenen Schrift, die einen Eindruck von den aufs äußerste radikalisierten Auseinandersetzungen in einer Zeit vermittelt, in der Kommunismus nicht nur ein Gespenst, sondern auch ein Kampfruf war.

In eben diese Zeiten führt auch der Text von **Ernst Schneider** über die „Wilhelmshavener Revolte" vom Januar 1919, an der er an führender Stelle beteiligt war. Schneider, in jungen Jahren Sozialdemokrat, hatte sich bereits vor den revolutionären Auseinandersetzungen der Nachkriegsjahre radikalisiert und war Zeit seines Lebens in linksradikalen Organisationen aktiv. Seinen hier erstmals in deutscher Übersetzung vorliegenden und von Joachim Tautz eingeleiteten Bericht über die Wilhelmshavener Ereignisse veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Icarus" im Jahre 1943 in England, wo er seitdem mehrfach nachgedruckt worden ist, während er in der hiesigen Geschichtsschreibung allenfalls am Rande wahrgenommen wurde. Schneiders auf eigenem Erleben basierender Bericht verweist einmal mehr darauf, daß die sozialrevolutionären Ereignisse der Jahre nach 1918 von einer geschichtsphilosophisch determinierten Politik- und Geschichtswissenschaft zwar längst als eher dysfunktional auf dem mittlerweile auch in diesen Kreisen favorisierten deutschen „Weg in den Westen" beschrieben worden sind, daß aber gleichwohl eine an das Selbstverständnis der sich revolutionär definierenden Subjekte dieser Ereignisse anknüpfende sozialhistorische Forschung

trotz einiger entsprechender Ansätze vor allem in den siebziger Jahren überfällig bleibt, auch wenn angesichts der akademischen Konjunkturen davon ausgegangen werden muß, daß dieses Thema in absehbarer Zeit wohl eher tabuisiert sein wird.
Zumindest in den größeren Kontext dieser Ereignisse gehört auch der Beitrag von **Hartmut Rübner** über die „Revolutionäre Gewerkschaftsopposition" in der Seeschiffahrt in der Zeit der Weltwährungskrise. Im Kontext der kommunistischen Gewerkschaftsarbeit in der Schiffahrt hatte sich bis in die Endphase der Weimarer Republik eine starke syndikalistische Strömung halten können, die sich nicht nur in der alltäglichen Organisationsarbeit, sondern auch in den Streiks der frühen dreißiger Jahren bemerkbar machte. Das von Rübner zusätzlich edierte Protokollbuch der Bordzelle des Dampfers BOCKENHEIM, das im wesentlichen einen Streik an der Jahreswende 1931/32 dokumentiert, vermittelt in diesem Zusammenhang einen authentischen Einblick in die Praxis einer kommunistischen Zelle auf einem Handelsschiff.
Neben dem eigentlichen Proletariat, das dem Marxschen Programm zufolge der Philosophie zur Verwirklichung helfen sollte, sind in den Arbeiterbewegungen auch zu Intelligenzlern mutierte Philosophen aktiv gewesen, die laut dem von Kautsky, Lenin und anderen Adepten bürgerlicher Aufklärungsphantasien verballhornten Programm dem Proletariat intellektuell auf die Sprünge helfen sollten. Gegenüber diesem Programm hat es seit jeher ein nicht unberechtigtes Mißtrauen gegeben, das insbesondere Michael Bakunin wortgewaltig vorzutragen wußte. Hierzulande völlig unbekannt sind sowohl der polnisch-russische Theoretiker Jan Wacław Machajski, der im Anschluß an eine mehr als zehnjährige Verbannung nach Sibirien in den Jahren 1904/05 in Zürich unter dem Titel „Umstvennyi rabochii" („Der geistige Arbeiter") ein dreiteiliges Werk veröffentlichte, in dem er sich äußerst kritisch mit der Rolle von Intellektuellen in der Arbeiterbewegung beschäftigte, als auch Max Nomad (Pseudonym von Max Nacht), der sich in der Tradition von Machajski ebenfalls immer wieder mit den vorgeblich arbeiterbewegten Aktivitäten von Intellektuellen auseinandersetzte. In Nomads Sicht, so kann man dem Beitrag von **Giovanni Borgognone** entnehmen, stellte sich spätestens angesichts des Übergangs des tradierten Privatkapitalismus in einen Staatskapitalismus, den Nomad in unterschiedlichen Formen sowohl in der Sowjetunion als auch im italienischen Faschismus und deutschen Nationalsozialismus, aber auch im us-amerikanischen New Deal sich verwirklichen sah, heraus, daß in diesem Kontext die Intelligenz, auch die sich revolutionär inszenierende Intelligenz der Arbeiterbewegung, zu einer neuen herrschenden Schicht mutiert; nicht die Emanzipation der eigentlichen Arbeiterklasse, sondern die Übernahme der entscheidenden Herrschaftspositionen in einer sich wandelnden kapitalistischen Gesellschaft war somit seit jeher das eigentliche Ziel des unter wechselnden ideologischen Vorzeichen sich drapierenden Engagements der bürgerlichen Intelligenzler und Intellektuellen.
Das sah **Paul Mattick**, der nicht dem Bürgertum entstammte und zu jenen autodidaktisch gebildeten Linksradikalen zählte, deren eigenständige Rolle in den diversen sozialrevolutionären Bewegungen insbesondere in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts in der historischen Forschung bisher überhaupt noch nicht thematisiert worden ist und der zudem der kautskyanisch-leninistischen Tradition einer Apologetisierung der vorgeblich aufklärerischen Funktion der Intellektuellen im Kontext der Arbeiterbewegung sicherlich äußerst kritisch gegenüberstand, durchaus differenzierter. In einer De-

batte mit **Max Nomad**, die an dessen Essay über „Kapitalismus ohne Kapitalisten" anschloß und in Matticks Zeitschrift „International Council Correspondence" geführt wurde, hielt er im Gegensatz zu Nomad an der Vorstellung fest, daß die in Räten sich selbst organisierenden Arbeiter in der Lage sein würden, die Intellektuellen, soweit diese die von Nomad thematisierten Ambitionen auf Installierung ihrer selbst als neue herrschende Schicht umzusetzen gedenken sollten, in Schacht zu halten und ihnen ihren Fähigkeiten entsprechende Funktionen in einer neuen Gesellschaft zuzuweisen.
Über die Differenzen zwischen dem eher auf individuelle Zuständigkeiten setzenden Kapitalismus angelsächsischer, insbesondere us-amerikanischer Prägung und dem diesbezüglich an Traditionen des Zunftwesens anknüpfenden, eher korporatistisch-staatlichen organisierten Kapitalismus europäischer, insbesondere deutscher Prägung und den damit einhergehenden Unterschieden zwischen der amerikanischen, wenig zentral organisierten, nichtsdestotrotz unter gegebenen Umständen aber schlagkräftigen Arbeiterbewegung und der in ihren abgehobensten Vorstellungen noch staatsfixierten Arbeiterbewegung deutscher Provenienz ist viel phantasiert und viel geschrieben worden. Auf dem Hintergrund solcherlei nicht nur mentaler Unterschiede, die auch mit den Unterschieden zwischen einem auf Gemeinden und kleinere Gemeinschaften orientierten Protestantismus calvinistischer Prägung und dem staatsorientierten Protestantismus preußisch-lutheranischer Provenienz, der seine weltliche Erfüllung in Gestalt der deutschen Sozialdemokratie gefunden hat, zu tun haben mögen, hat sich in den Vereinigten Staaten im Laufe des 19. Jahrhunderts auch eine Tradition des individualistischen Anarchismus herauskristallisiert, die sich unabhängig von dem eher subkulturellen Individualanarchismus in der Nachfolge von Max Stirner und - zumindest in früheren Zeiten - Friedrich Nietzsche entwickelt hat. Noch die heutigen anarchokapitalistischen „Libertarians" mit ihrem mittlerweile verstorbenen Cheftheoretiker Murray Rothbard, die auch hierzulande ihre Anhängerschaft gefunden haben, stehen in dieser Tradition eines spezifisch us-amerikanischen Individualanarchismus, mit dessen Herkunft und Begründungszusammenhängen sich **Antonio Donno** in seinem Beitrag beschäftigt. Es handelt sich dabei um eine Variante von libertärem Anarchismus, die sich explizit in den Traditionen des klassischen Liberalismus verortet und in ihrer grundsätzlichen Ablehnung staatlicher Interventionen gleich welcher Art durchaus auch hier und da Annäherungen an konservative Positionen zeigt, während sie sich ebenso grundsätzlich von der paradoxen Staatsfixierung des traditionellen Sozialismus und Kommunismus unterscheidet, die den jeweils konkreten Staat ablehnen, um an seiner Stelle einen neuen, d.h. einen mit neuem Personal besetzten zu installieren.
Diese zutiefst im klassischen Liberalismus verwurzelten individualistischen Traditionen haben ein politisches und kulturelles Klima geschaffen, in dem mancherlei Radikalismen und Radikale gedeihen konnten, die andernorts, dort, wo auch Radikalismus noch sich seriös zu inszenieren wußte und weiß, möglicherweise auf Unbehagen und leicht pikierte Abwehr gestoßen wären. **Giuliana Iurlano** stellt in ihrem Beitrag über Theodore Schroeder einen originellen Radikalindividualisten vor, der sich Zeit seines Lebens gegen die politisch oder sozial begründete Unterdrückung jedweder individuellen Rechte und als Mitbegründer der 1911 ins Leben gerufenen „Free Speech League" für die in der us-amerikanischen Verfassung verankerte absolute „freedom of speech" einsetzte und infolgedessen mit den puritanischen Exzessen einer bigotten, auf

materiellen Erfolg und entsprechende ideologische Begründungen orientierten Gesellschaft im besten Sinne auf Kriegsfuß stand.
Zu den Besonderheiten der us-amerikanischen Arbeiterbewegung gehören zweifellos auch die analog zur ethnisch differenzierten Einwanderungsgeschichte sich in vielen Arbeiterorganisationen widerspiegelnden ethnischen Spaltungen, die wiederum ihren Ausdruck in entsprechenden Netzwerken fanden und auch heute noch finden. In seinem Beitrag über die beiden jüdischen anarchistischen Siedlungsgemeinschaften Stelton und Sunrise stellt **Francis Shor** zwei Beispiele gegenkultureller Gemeinschaftsprojekte vor, die, da deren Protagonist(inn)en ihre politische und soziale Prägung noch vielfach in ihren durchweg osteuropäischen Ursprungsgesellschaften erfahren hatten, insofern auch Ausdruck einer noch nicht voll in die neue Gesellschaft integrierten oder gar assimilierten Immigrationsbewegung waren; ihr schließliches Scheitern kann von daher auch als Zeichen einer gelingenden Integration in die Gesellschaft gelesen werden, was wiederum dem politischen und sozialen Engagement derjenigen, die an ihren politischen und sozialen Zielen festhielten, neue Wege weisen konnte.
Nestor Machno gehört zu jenen Figuren des Anarchismus, deren reale historische Existenz in der Erinnerung vielfach hinter den tradierten Mythen verschwindet. **Ettore Cinnella** rekonstruiert in seinem Beitrag Leben und Wirken Machnos und insbesondere die Geschichte der machnovščina, Machnos ukrainischer Bauernbewegung, in den Jahren von 1917 bis 1921, wobei er auch auf Texte und Dokumente zurückgreifen konnte, die erst in den neunziger Jahren nach der Öffnung entsprechender Archive zugänglich geworden sind. Dabei kristallisiert sich das Bild eines sozialrevolutionären Rebellen heraus, der mit seiner Bewegung in wechselnden Bündnissen in die Kämpfe um eine soziale und politische Befreiung und die damit verbundenen Bürgerkriegswirren involviert war. Sein Bündnis mit den Bolschewiki wurde ihm von diesen nicht gedankt; nach ihrem Sieg im Bürgerkrieg zerschlugen sie die Bauernbewegung und forderten von der Regierung Rumäniens, wohin Machno im August 1921 geflüchtet war, die allerdings verweigerte Auslieferung des *„notorischen Banditen Machno"*.
Victor Serge, in seinen als Sohn russischer Emigranten in Belgien und Frankreich verlebten Jugendjahren Anarchist, war 1919 nach Rußland zurückgekehrt und hatte sich dort den Bolschewiki angeschlossen. Ende der zwanziger Jahre zählte er zur trotzkistischen Opposition; nach seiner Verhaftung wurde er Mitte der dreißiger Jahre nach erheblichen Protesten insbesondere in Frankreich aus der Deportation entlassen. Es waren nicht zuletzt seine eigenen bitteren Erfahrungen mit dem bolschewistischen Herrschaftssystem, die ihn, wie **Philippe Bourrinet** in seinem Beitrag nachzeichnet, zu einer intensiven Beschäftigung mit dem Charakter dieses Systems veranlaßten. Serge gehörte zu jenen, die schon früh der These Trotzkis, die Sowjetunion sei ein degenerierter Arbeiterstaat, widersprachen; bereits 1933 bezeichnete er die Sowjetunion als einen *„totalitären Staat"* und in den nach seiner Befreiung veröffentlichten Analysen lieferte er zahlreiche konkrete Anhaltspunkte für eine grundlegende Kritik des sowjetischen Systems, ohne daß sich diese kritischen Annotationen jedoch zu einer theoretisch fundierten Gesamteinschätzung verdichteten.
Boris Souvarine ist hierzulande allenfalls durch seine in den siebziger Jahren übersetzte umfangreiche Stalin-Biographie bekannt geworden; wenig jedoch ist bekannt über sein probolschewistisches Engagement, über seine frühe Kritik am sich heraus-

kristallisierenden stalinistischen System und insbesondere über seine publizistischen und praktischen Aktivitäten in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren, jener Phase seines Lebens also, die **Charles Jacquier** in seinem Beitrag über Souvarine vorstellt. Dabei geht er insbesondere auf jene im Anschluß an seinen Beitrag abgedruckten Artikel ein, die **Boris Souvarine** von Frühjahr bis Herbst 1933 in der Zeitung „Le Travailleur" veröffentlichte und in denen er sich auf dem Hintergrund des Versagens sowohl der Sozialdemokraten als auch der Kommunisten mit der Etablierung des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland auseinandersetzte.
In ihrem Beitrag über Alexandra, Maria und Nadja Ramm rekonstruiert **Birgit Schmidt**, so weit dies die zugänglichen Quellen zulassen, Leben und Aktivitäten dieser drei Schwestern, von denen heute nur noch Alexandra Ramm als Frau und langjährige Mitarbeiterin Franz Pfemferts und Maria Ramm als Frau des Schriftstellers und Kunstkritikers Carl Einstein zumindest in interessierten Kreisen bekannt sind, während Nadja Ramm, die unter ihrem neuen Namen Strasser nicht nur Beiträge in Zeitschriften, sondern auch Bücher veröffentlichte, heute vergessen ist. Alle drei waren über Jahre und Jahrzehnte hinweg, nicht zuletzt als Übersetzerinnen, in Berlin tätig, ehe zwei - Alexandra und Nadja - emigrieren mußten; nach der Befreiung vom Nationalsozialismus trafen sie sich unter völlig gewandelten Umständen in Berlin wieder.
Im Zentrum der Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus steht aus gutem Grund das deutsche Projekt Auschwitz. Weniger thematisiert wird die Tatsache, daß die Nationalsozialisten unmittelbar nach der Machtübernahme mit der Errichtung von Konzentrationslagern begannen, in denen zu dieser Zeit noch vorwiegend politische Gegner, zunehmend aber auch, z.B. im Rahmen der „Aktion Arbeitsscheu Reich", sogenannte „Asoziale" und schließlich, insbesondere im Kontext der Pogrome vom Herbst 1938, auch Juden gefangengehalten wurden. **Rüdiger Reinecke** gibt in seinem Beitrag einen Überblick über diese Entwicklung, wobei er insbesondere zeitgenössische Literatur über nationalsozialistische Konzentrationslager berücksichtigt, die in einem Anhang in einer Bibliographie zusammenfassend aufgelistet wird.
Über die Transformationen des scheinbar revolutionären Aufbruchs von 1968 ist viel geschrieben und gerätselt worden, wobei zu den rätselhafteren Spekulationen sicherlich jene gehören, die angesichts der einen oder anderen gelungenen Karriere über einen nachhaltigen Erfolg des damaligen Aufbruchs spekulieren. Jenseits solcherlei Erfolgsgeschichten hat sich im Anschluß an die Ernüchterung über die seinerzeit zusammenphantasierten revolutionären Potentiale des Proletariats seit den siebziger Jahren ein vielfältiges Spektrum von teils ernst zu nehmenden, teils aber auch obskuren Teilbewegungen herauskristallisiert, mit deren Inhalten und Auswirkungen sich **Jacques Wajnsztejn** in seinem Beitrag auseinandersetzt. Einmal abgesehen davon, daß Protagonist(inn)en solcher Teilbewegungen durch mancherlei theoretische und praktische Eskapaden auf sich aufmerksam zu machen wissen, gegen die sich mit Genuß polemisieren läßt, verweist Wajnsztejn darauf, daß diese Teilbewegungen auch Ausdruck sich wandelnder sozialer Herrschaftsstrukturen sind, denen man mit einem Rekurs auf neue Subjektivitäten und einer Apologie besonderer Lebensweisen glaubt begegnen zu können.
In der gegenwärtigen Euphorie über ein neues vereinigtes Europa wird vielfach vergessen, daß vor nicht allzu langer Zeit in einigen südeuropäischen Staaten - Spanien,

Portugal, Griechenland - noch Regime an der Macht waren, die man seinerzeit gemeinhin als faschistisch bezeichnete. **Eleftherios Carayannis** erinnert in seinem Beitrag an die griechische Militärdiktatur der späten sechziger und frühen siebziger Jahre, wobei er den von Studenten ausgehenden Aufstand gegen diese Diktatur vom November 1973 in den Kontext damaliger, auf rätekommunistische und operaistische Theorien und Traditionen rekurrierende Debatten stellt.
Ein Zufallsfund - eine alte Zigarettenschachtel mit einer Abbildung der drei Pfeile der „Eisernen Front" und einem darin enthaltenen Sammelbild der Serie „Vorkämpfer des Sozialismus", das Michael Bakunin zeigt - veranlaßt **Egon Günther** zu einer kurzen Reise in jene Vergangenheit, in der Carlo Mierendorff, ein dem rechten Spektrum der Partei zuzuordnender Sozialdemokrat, zusammen mit dem russischen Emigranten Sergej Tschachotin unter dem Motto „Freiheitspfeile vs. Hakenkreuz" einen tatsächlich eher symbolischen und - trotz aller nationalistischen Anbiederungen - wenig erfolgreichen Abwehrkampf gegen die Nationalsozialisten führte.
Moderne Medien, insbesondere die visuellen Medien wie Film und Fernsehen, lassen sich durchaus als Geschichtsvernichtungsmaschinen beschreiben. Wenn geschichtliche Ereignisse in solchen Medien auf- und insbesondere zubereitet werden, ist - jenseits aller bewußten Fälschungsabsichten - immer Vorsicht geboten; das gilt auch, wenn das Bayerische Fernsehen die bayerischen revolutionären Ereignisse der Jahre 1918/19 zeitgemäß medial aufbereitet. **Günther Gerstenberg** verweist in seiner detaillierten Analyse der zweiteiligen Fernsehsendung auf zahlreiche falsche oder ungenaue Angaben und Zuschreibungen, so daß am Ende nicht nur trotz aller vorgeblich objektiven Darstellung ein politisch genehmes Bild der Ereignisse konstruiert wird, sondern insbesondere der Zuschauer so dirigiert wird, daß er, wenn er nicht gerade Spezialkenntnisse vorweisen kann, sich außerstande sieht, die historischen Zusammenhänge jenseits der medialen Vorgaben im Blick zu behalten.
Der letzte Beitrag eines anonymen Schreibers - **Die Frau als Anarchistin** - will nicht mehr dokumentieren als eine Bewußtseinslage, die nicht nur seinerzeit für den materiell und ideologisch saturierten Bürger - gleich ob Groß- oder Kleinbürger - in einer schwerindustriell geprägten Kleinstadt typisch war, sondern unter zeitgemäß veränderten Beigaben auch heute noch aktuell ist.
Hinzuweisen bleibt zum guten Schluß darauf, daß Dieter Host in bewährter und souveräner Manier immer dann in den Fertigungsprozeß des ARCHIVs einzugreifen wußte, wenn die Redakteure trotz aller Anstrengungen wieder einmal an den Klippen des für sie schon längst nicht mehr durchschaubaren computertechnologischen Fortschritts zu scheitern drohten. Gänzlich der Melancholie verfallen, hätten sie es liebend gerne mit Kinky Friedman gehalten, der keinen Computer anrührt, weil er *„wie der Unabomber überzeugt (ist), dass er einem mit jeder Berührung ein Stück Seele raubt und die Möglichkeit steigert, dass man in Paris, Texas, Mr. Kinkys Kosmetikstudio eröffnet"*.

Abbildungen:
Umschlag: Pia Schmitt, Bochum
Umschlagseite 3: J.A. Dorten, La Tragédie Rhénane, Paris 1945 (15. Aufl., zuerst 1936) / Theodore N. Kaufman, Germany Must Perish!, Newark 1941

Peter Kuckuk

Vorwort zu Karl Plättners Broschüre „Der organisierte rote Schrecken!“

„Was ist ein Einbruch in eine Bank gegen die Gründung einer Bank?“
(Bertolt Brecht, Die Dreigroschenoper)

Am Ostermontag, dem 28. März des Jahres 1921, drang eine Gruppe von fünf Personen, bewaffnet mit Karabinern und Handgranaten, beim Kassierer der Chemischen Fabrik Buckau ein und verlangte die Tresorschlüssel. Der Anführer gab sich als Hoelz aus und quittierte den Empfang der Beute über 32.000 Mark mit diesem Namen. Tatsächlich aber war es Karl Plättner, der mit seiner Gruppe die erste „Expropriations“-Aktion vornahm, der im Verlauf der nächsten Monate weitere folgen sollten. Pikanter Zufall: Am Nachmittag desselben Tages erschien der wirkliche Max Hoelz dort und wollte ebenfalls eine größere Geldsumme requirieren, das mißlang, da sein Doppelgänger ihm am Vormittag bereits zuvorgekommen war.[1]
Dieser Überfall, bei dem Plättner und seine Mitkämpfer eine stattliche Summe erbeuteten, kann als eine Art Vorspiel oder als Generalprobe zu seinen folgenden Aktivitäten gesehen werden. Vor allem aus seinen Erfahrungen, aber auch aus seiner Lektüre, denn Plättner war ein belesener Autodidakt, entwickelte er ein als Handlungsanweisung gedachtes Konzept, das er wenig später als Broschüre mit dem Titel „Der organisierte rote Schrecken! Kommunistische Parade-Armeen oder organisierter Bandenkampf im Bürgerkrieg“ veröffentlichte. Nach Plättners eigenen Angaben war die Broschüre in einer Auflage von 20.000 Exemplaren gedruckt worden; sie wurde seit Oktober 1921 verbreitet.[2]
Bereits 1969 widmete Hans Manfred Bock Plättner ein eigenes Kapitel in seiner Marburger Dissertation.[3] Seitdem sind in einigen Publikationen zumindest Kurz-Biographien von Plättner angeführt, so von Hermann Weber,[4] Wilhelm Eildermann[5] und Pe-

1 Volker Ullrich, Der ruhelose Rebell. Karl Plättner 1893-1945. Eine Biographie, München 2000, S. 96 f. Vgl. dazu die Rezension in diesem ARCHIV, S. 592-598.
2 Ullrich, Der ruhelose Rebell, a.a.O., S. 108.
3 Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 - 1923. Zur Geschichte und Soziologie der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten), der Allgemeinen Arbeiterunion Deutschlands und der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands (Marburger Abhandlungen zur Politischen Wissenschaft, hrsg. von Wolfgang Abendroth, Bd. 13), Meisenheim am Glan 1969, S. 328-333. Als Neuerscheinung unter dem Titel: Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik, Darmstadt 1993. Derselbe Autor geht in seiner Publikation „Geschichte des ‘linken Radikalismus’ in Deutschland. Ein Versuch“, Frankfurt /M. 1976, S. 114 f. noch einmal auf Plättner ein.
4 Der Gründungsparteitag der KPD. Protokoll und Materialien. Hrsg. u. eingeleitet von Hermann Weber, Frankfurt a.M./Wien 1969, S. 340.
5 Wilhelm Eildermann, Jugend im ersten Weltkrieg. Tagebücher, Briefe, Erinnerungen, Berlin 1972, S. 400 f.

ter Kuckuk.[6] Eine ausführliche Plättner-Biographie legte jüngst Volker Ullrich vor. Ullrich zeichnet dabei den Radikalisierungsprozeß von Plättner in den einzelnen Kapiteln detailliert nach. Bis zur Illegalisierung Plättners wegen seiner Arbeit für die oppositionelle revolutionäre sozialistische Jugendbewegung im Ersten Weltkrieg ließe sich noch von einer typischen Karriere eines engagierten klassenbewußten Arbeiters im Kaiserreich sprechen, doch dann begann eine Entwicklung, die in seiner Rolle als *„mitteldeutscher Bandenführer"*, eines politisch motivierten Räuberhauptmanns, gipfeln sollte. Seine Radikalisierung führte ihn - wie Ullrich zutreffend feststellt - *„an den äußersten Rand des linken politischen Spektrums"*.[7]

Karl Plättner, 1893 in Opperode im Mansfeldischen (Herzogtum Anhalt) als Sohn eines Arbeiters geboren, absolvierte eine Lehre als Former, ging auf Wanderschaft durch Norddeutschland und schloß sich schon als Lehrling der sozialistischen Jugendbewegung an. Er trat der SPD bei und war gewerkschaftlich organisiert. Seit 1912 in Hamburg, wurde er als Kriegsgegner zum Militär eingezogen, aber nach seiner Verwundung 1915 als dienstuntauglich entlassen. Plättner konnte seinen erlernten Beruf nicht mehr ausüben und arbeitete zunächst als Hilfsschreiber bei der Allgemeinen Ortskrankenkasse. Doch nach der Illegalisierung der oppositionellen sozialistischen Jugendbewegung im Spätsommer 1916 engagierte er sich mit Haut und Haaren bei ihrer reichsweiten Organisierung. Er gab im Mai 1917 seine Stelle auf, tauchte unter und arbeitete ausschließlich politisch. Im September 1917 verhaftet, wurde er vom Reichsgericht wegen Hochverrats verurteilt und erhielt erst durch die Novemberrevolution die Freiheit zurück. Während des Krieges den Bremer Linksradikalen um Johann Knief verbunden, war er Mitbegründer ihrer Nachfolgeorganisation, der „Internationalen Kommunisten Deutschlands" (IKD) in Dresden. Als Mitglied des dortigen Arbeiter- und Soldatenrates forderte er schon im November 1918 die Bewaffnung der Arbeiterschaft und die Bildung Roter Garden. Plättner war Delegierter beim Gründungsparteitag der KPD. Anfang 1919 ging er nach Bremen, avancierte zum Vorsitzenden des Bezirks Nordwest der KPD und spielte eine Rolle in der kurzlebigen Bremer Räterepublik. Plättner war Anhänger der Linksopposition und Gründungsmitglied der „Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands" (KAPD). In der von der KPD-Führung inszenierten „Märzaktion" (1921)[8] war er neben Hoelz der wichtigste Führer einer bewaffneten Arbeitereinheit. Nach deren Niederschlagung organisierte er seit April 1921 die *„Expropriation der Expropiateure"*; mit seiner Gruppe überfiel er Banken, Postämter und Zechen und stellte die erbeuteten Gelder der KAPD zur Verfügung. Enttäuscht von der

---

6 Peter Kuckuk, Bremen in der Deutschen Revolution 1918-1919. Revolution - Räterepublik – Restauration, Bremen 1986, S. 337; ders., Karl Plättner und sein Rundschreiben vom 28. Februar 1919 an den Bezirk Nordwest der KPD. Ein Beitrag zum Phänomen des Linksradikalismus, in: Bremisches Jahrbuch, Band 63 (1985), S. 97-104; ders., Karl Plättner, in: Demokratische Wege. Deutsche Lebensläufe aus fünf Jahrhunderten. Herausgegeben von Manfred Asendorf und Rolf von Bockel, Stuttgart/Weimar 1997, S. 481-483.

7 Ullrich, Der ruhelose Rebell, a.a.o., S. 102.

8 Zur „März-Aktion" vgl. Heinrich August Winkler, Von der Revolution zur Stabilisierung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1918 bis 1924, Berlin/Bonn 1984; Institut für Marxismus-Leninismus beim Zentralkomitee der SED, Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung Band 3. Von 1917 bis 1923, Berlin 1966; Manfred Scharrer, Die Spaltung der deutschen Arbeiterbewegung, Stuttgart 1983; Sigrid Koch-Baumgarten, Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD 1921, Frankfurt/New York 1986; dies., Die Märzaktion der KPD 1921, Köln 1987.

Politik der linken Parteien, schlug er der KAPD die Umstellung auf den *„organisierten Bandenkampf"* vor. Als diese ablehnte, trennte er sich von der KAPD und führte seine Aktionen bis zu seiner Verhaftung am 3. Februar 1922 weiter durch. Das Reichsgericht verurteilte ihn nach eineinhalbjähriger Untersuchungshaft zu zehn Jahren Zuchthaus. Plättner wurde Mitte 1928 nach einer Amnestie entlassen. Nach Kontaktaufnahme mit der KPD hielt er Vorträge für diese und veröffentlichte bis 1930 einige Bücher. Mit verschiedenen selbständigen Tätigkeiten hielt Plättner sich in den folgenden Jahren über Wasser, wurde unter der NS-Herrschaft mehrmals inhaftiert, seit 1939 in verschiedenen Konzentrationslagern. Kurz nach seiner Befreiung starb Plättner am 4. Juni 1945.

Obwohl Plättner Mitglied der Vorkriegssozialdemokratie gewesen war, obwohl während des Krieges an dem gescheiterten Versuch zur Gründung einer selbständigen linksradikalen Partei links von der jungen USPD beteiligt, obwohl Mitbegründer der „Internationalen Kommunisten Deutschlands" (IKD) in Dresden, obwohl Delegierter des Gründungsparteitages der „Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund)", obwohl im Frühjahr 1919 sogar Bezirksvorsitzender im Bezirk Nordwest dieser Partei, obwohl Mitbegründer der „Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands" (KAPD), war Plättner alles andere als ein typischer Parteifunktionär. Für ihn stellte die Partei zunächst und vor allem das Instrument dar, um die Bewaffnung der Arbeiterschaft zu erreichen und schließlich mit diesem Instrument den Sturz der kapitalistischen Gesellschaft und die Errichtung der sozialistischen Gesellschaft zu erzwingen.

Schon kurz nach dem Ausbruch der Revolution hatte er am 13. November 1918 in Dresden die Entwaffnung aller bürgerlichen Kräfte und *„die Bewaffnung der proletarischen Roten Garde und der in den industriellen Betrieben beschäftigten Proletariermassen"* verlangt.[9] Diese Zielsetzung zieht sich wie ein roter Faden durch die Biographie Plättners in der auf die Novemberrevolution folgenden revolutionären Nachkriegskrise. Am 12. Januar 1919 hatte er als Vorsitzender der kommunistischen Vertrauensleute in Bremen als Vergeltung für die Opfer des Januar-Aufstandes in Berlin die Erschießung von Geiseln gefordert und dies in einem Telegramm an die Reichsregierung angekündigt.[10] Zwar kam es nicht zu dieser Maßnahme, doch ist Plättner bereits zu diesem Zeitpunkt als ein Protagonist einer terroristischen Komponente innerhalb der KPD anzusehen.

Während der Märzaktion des Jahres 1921 beteiligte sich Plättner an den bewaffneten Kämpfen, er wurde in die „Kampfleitung" gewählt und war Führer einer kleinen Kampftruppe. Die Märzaktion scheiterte, Tausende enttäuschter Anhänger verließen die linken Organisationen. Plättner zog daraus den Schluß, *„daß es zwar Revolutionäre, aber keine revolutionären Parteien gibt"*.[11] Daraufhin entwickelte er sein neues politisches Konzept des *„organisierten Bandenkampfes"*. Dessen Entstehungssituation und -zeitpunkt sind nicht zufällig. Auf der individuellen Ebene ist das Konzept das Resultat der enttäuschten Hoffnungen, die Plättner in die Arbeiterparteien und in die wie-

9 Horst Dörrer, Die Dresdner Arbeiterbewegung während des Weltkrieges und der Novemberrevolution 1918, (Masch.) Phil. Diss., Leipzig 1960, S. 143.

10 Der Text ist abgedruckt in: Peter Kuckuk (Hrsg.), Revolution und Räterepublik in Bremen, Frankfurt/Main 1969, Dokument XXIII, S. 56.

11 Zit. nach Ullrich, Der ruhelose Rebell, a.a.O., S. 99.

derholten - immer wieder gescheiterten - bewaffneten Insurrektionen gesetzt hatte. Hieraus zog er die radikalen Konsequenzen, wie er sie in der im folgenden wiedergegeben Broschüre formulierte.
Als Verlag dieser Broschüre wurde auf derem Titelblatt die „Propaganda-Abteilung des Obersten Aktions-Rates" angegeben. Ursprünglich leitete ein Oberster Aktionsrat (O.A.R.) die illegalen Kampforganisationen der KAPD. Er bestand aus fünf Mitgliedern, darunter Plättner, der für *„Materialbeschaffung, Expropriationsarbeiten, Waffenankauf"* zuständig war.
Nicht nur um die Politische Polizei zu täuschen, sondern auch, um sie lächerlich zu machen und zu verhöhnen, arbeitete er teilweise mit falschen Angaben bei seinen illegal veröffentlichten Publikationen. So erklärte ein „Komitee für Ordnung und Sicherheit" im Vorspann der Broschüre, diese könne unentgeltlich verbreitet werden, *„da unsere Bankguthaben noch nicht erschöpft sind"*, und für den Druck zeichnete vorgeblich die „Hausdruckrei des Ministeriums für öffentliche Unsicherheit (Gustav Noske Nachfolger, Inhaber Hörsing) in Berlin" verantwortlich. Das hatte bei Plättner bereits Tradition[12] und zeigt, daß er kein humorloser Fanatiker war.
Die Broschüre ist klar gegliedert: Ausgehend von einer Analyse der politischen Situation (Kapitel I) untersucht Plättner die Haltung des Proletariats und der Arbeiterparteien (II), setzt sich mit ihren bisherigen militärischen Kampforganisationen kritisch auseinander (III), versucht Lehren aus der März-Aktion zu ziehen (IV) und kommt schließlich zu seinem Konzept einer neuen militärischen Kampforganisation der Arbeiterklasse (Kapitel V).
Bereits in der Schlußfolgerung des auf der Titelseite placierten Mottos - *„Lasset die Toten ihre Toten begraben!"* - bringt Plättner einen religiösen Bezug, in diesem Fall zum Matthäus-Evangelium.[13] Seinem Vorwort stellt er ein Zitat aus dem Werk des polnischen Autors Andreas (Andrzej) Strug „Geschichte einer Bombe" voran.[14] Im Vorwort selbst finden sich Anklänge an das „Kommunistische Manifest". Bei seiner Analyse der politischen Situation sieht Plättner einerseits die kapitalistische Gesellschaft ihrem gesetzmäßigen Untergang entgegengehen, muß andererseits jedoch einräumen, daß diese Entwicklung durch eine Phase der Stagnation aufgehalten werde. Es gelte, durch die *„Propaganda der Tat"* ein Beispiel und damit den Anstoß zu einer sich ausweitenden militanten Bewegung zu geben.
Obwohl kein praktizierender Germanist, seien mir einige Bemerkungen zu Plättners Sprache erlaubt.[15] Der im folgenden wiedergegebene Text ist geprägt durch einen Substantivstil. So spricht Plättner von der *„Hemmung und Niederhaltung des explosi-*

---

12 Bei einer anderen Veröffentlichung war z.B. für Druck und Verlag „Max Wühler, Stettin, Maulwurfgasse 7" angegeben (s. Ullrich, Der ruhelose Rebell, a.a.O., S. 42, weitere Beispiele finden sich auf den Abbildungen der S. 123 und 132).

13 Vgl. Matthäus-Evangelium VIII, 22.

14 Andreas (Andrzej) Strug (das ist Tadeusz Galecki, 1871-1937). Bekannter polnischer Romancier und sozialistischer Aktivist. Führender polnischer Freimaurer in der Zwischenkriegszeit. Der Autor ist in Polen heute noch sehr bekannt, vor allem durch diesen Titel. Eine erste deutsche Ausgabe erschien 1912 im Georg Müller Verlag in München, eine zweite 1915 bei J. Ladyschnikow in Berlin.

15 Eine sprachliche Analyse des von Karl Plättner Ende Februar 1919 für den Bezirk Nordwest der KPD verfaßten Rundschreibens führte ich im Zusammenhang mit der Veröffentlichung dieses Dokuments durch: Peter Kuckuk, Karl Plättner und sein Rundschreiben, a.a.O., S. 93-115, insbesondere S. 105 ff.; vgl. auch Ullrich, Der ruhelose Rebell, a.a.O., S. 107 ff.

ven Willens" oder es ist die Rede von der *„Sicherung der Durchführung und Auskämpfung ausgebrochener Kämpfe"*. An anderer Stelle schreibt er: *„Die Klassengestaltung ist der Maßstab als Erfordernis für die Notwendigkeit der Aufnahme des Kampfes."*

Öfters kreiert Plättner Wortungetüme und eigene Wortprägungen, wie z.B. *„Wortpolitiker"*, *„VKPD-Zungenmeister"*, *„sächsische Sommerfrischler" und „sozialdemokratisch akademische Kleinbürger"*, *„impotente Sonntagspolitiker"*, *„Blutmilitaristen"*. Plättner bezeichnet Ebert als *„politisch uniformierten Reichsschlachtmeister"*; die Reihe ließe sich fortsetzen. Manchmal mißlingt ihm ein Bild völlig: *„...was nützen alle Kampffanfaren, wenn sie nur marktschreierische Bedeutung erlangen und nicht praktisch erprobt und mit allen Konsequenzen der Blutströme durchgefochten werden mit Händen und Zähnen."* Das ist in der Tat die Frage.

In rhetorischer Hinsicht bedient sich Plättner dem Prinzip der Bildung von Perioden, in denen er entweder einen Begriff, den er ständig wiederholt, zu erläutern sucht oder sich um seine inhaltliche Auffüllung oder die Erklärung eines Tatbestandes bemüht. Oft benötigt Plättner viele verbale Hammerschläge, um einen Gedanken auszuführen und dem Leser einzubleuen. So wirft er eingangs die Frage nach der *„politische(n) Situation im Weltmaßstabe"* auf. Er antwortet darauf zunächst mit der Formulierung *„Sie zeigt uns"*, die er dann aber durch ein sich mehrfach wiederholendes (sie) *„bringt uns"* variiert. Und dann überlistet seine Sprache die Logik: Aus dem (sie) *„bringt uns"* wird plötzlich und unvermittelt ein (sie) *„muß uns bringen"*. Auf diese Weise gelingt es Plättner, seine Zielvorstellungen mit der Realität in Gleichklang zu bringen.

Schon der Reichskommissar für Überwachung der öffentlichen Ordnung stellte im Dezember 1921 fest, die Broschüre könne wegen ihres aufhetzenden Inhalts *„insbesondere auf unreife Menschen einen äußerst gefährlichen Einfluß ausüben"*.[16] Hans Manfred Bock sieht in Karl Plättners *„organisiertem Bandenkampf"* eine *„Verselbständigung des Aktivismus"*.[17] Das heißt: Plättner löst seine militärischen Aktivitäten aus den vorher bestehenden institutionellen bzw. organisatorischen Zusammenhängen, konkret: aus dem Bezug zu dem entsprechenden Räteorgan oder dem der relevanten Arbeiterpartei. Karl Heinz Roth attestiert Plättner und seinen bewaffneten Kämpfern, sie hätten *„Formen des Aufstandes mit konsequenten Aneignungsaktionen für die ausgepowerten Massen"* kombiniert.[18]

Bereits im Hinblick auf einen anderen Text von Karl Plättner - das Rundschreiben an den Bezirk Nordwest der KPD vom 28. Februar 1919 - habe ich darauf hingewiesen, daß in diesem das *„verkürzte"* Denken von Linkskommunisten deutlich werde, *„wobei z.B. einerseits eine gerade erlittene Niederlage in der ‚politischen Analyse'... eingestanden wird, andererseits aber sofort, aus dem linkskommunistischen Aktivismus resultierend, eine kurzfristige revolutionäre Perspektive aufgezeigt wird. Dieses ‚verkürzte' Denken ist symptomatisch für den revolutionären Voluntarismus des Linksradi-*

---

16 Zit. nach Ullrich, Der ruhelose Rebell, a.a.O., S. 109.

17 So in der Überschrift des entsprechenden Kapitels: Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus, a.a.O., S. 328.

18 Karl Heinz Roth, Die „andere" Arbeiterbewegung und die Entwicklung der kapitalistischen Repression von 1880 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zum Neuverständnis der Klassengeschichte in Deutschland, München 1976 (2. Aufl.), S. 67.

kalismus."[19] Eine solche Einschätzung trifft m.E. auch für das im folgenden wiedergegebene Dokument aus dem Jahre 1921 zu. Nach Volker Ullrich kann die Broschüre *„mit Fug und Recht als eines der leidenschaftlichsten, rasendsten Revolutionsmanifeste des 20. Jahrhunderts bezeichnet werden"*.[20]
In einem Land, in dem *„Einigkeit und Recht und Freiheit"* (man beachte die Reihenfolge) sowie Ruhe und Ordnung zu den höchsten Gütern der Nation zählen, und Politiker sich häufig besonders dadurch zu profilieren suchen, daß sie sich für letztere einsetzen, um begründete oder unbegründete Ängste der Bevölkerung zu beschwichtigen, stellen Sozialrebellen bzw. -revolutionäre Raritäten dar.
Thomas Müntzer[21] sah die Ursache allen Aufruhrs in der Ausbeutung der Lebewesen durch Adel und Fürsten. Wolfgang Beutin behauptet, daß dessen „Schutzrede" *„an Sozialkritik das Schärfste enthält, was vor dem* Kommunistischen Manifest *(1848) in Druck gegeben wurde"*.[22] Und Ernst Bloch charakterisierte den Aufruf Müntzers an die Mansfelder Bergknappen vom April 1525 als *„leidvollstes, rasendstes Revolutionsmanifest aller Zeiten"*.[23]
Der von Büchner[24] verfaßte „Hessische Landbote", 1834 als anonyme Flugschrift veröffentlicht, wandte sich mit seiner Parole *„Friede den Hütten, Krieg den Palästen!"* an die armen Bauern und rief sie zum Kampf gegen die feudale Kleinstaaterei auf.
Volker Ullrich weist darauf hin, daß Plättners *„Propaganda der Tat"* an anarchistische Vorbilder - *„vor allem an Johann Most"* - erinnere.[25] Dessen Schrift „Revolutionäre Kriegswissenschaft - ein Handbuch zur Anleitung betreffend Gebrauchs und Herstellung von Nitro-Glycerin, Dynamit, Schießbaumwolle, Knallquecksilber, Bomben, Brandsätzen, Giften usw." aus dem Jahr 1885 war 1921 neu aufgelegt worden und Plättner habe sie, wie aus einigen Formulierung zu entnehmen, studiert.[26]
Im Vorwort zum Nachdruck von Plättners Broschüre „Das Fundament und die Organisierung der sozialen Revolution"[27] wird Plättners Aktionsform der *„individuellen Expropriation der Expropriateure"* als eine *„vorwegnehmende Kampfform"* bezeich-

---

19 Kuckuk, Karl Plättner und sein Rundschreiben, a.a.O., S. 108 f.
20 Ullrich, Der ruhelose Rebell, a.a.O., S. 105.
21 Thomas Müntzer (um 1490-1525, hingerichtet): Theologe und Revolutionär; schloß sich früh der reformatorischen Bewegung an. Wegen seiner urchristlich-kommunistischen Vorstellungen vertrieben, erlangte er 1525 in Mühlhausen die Herrschaft und organisierte von dort aus den Bauernkrieg in Thüringen. In der Schlacht von Frankenhausen gefangengenommen, wurde er anschließend enthauptet.
22 Wolfgang Beutin, Thomas Müntzer, in: Demokratische Wege, a.a.O., S. 439.
23 Zit. nach Klaus Weber, Thomas Müntzer, in: Lexikon linker Leitfiguren. Herausgegeben von Edmund Jacoby, Frankfurt am Main/Olten/Wien 1988, S. 287.
24 Georg Büchner (1813-1837): Sozialrevolutionär, Dichter und Naturwissenschaftler. Studium der Medizin, Teilnahme am Hambacher Fest (1832), Verfasser des „Hessischen Landboten" (1834), Mitbegründer einer „Gesellschaft für Menschenrechte".
25 Johann Most (1846-1906): Nach Mitgliedschaft in einem bürgerlich-liberalen Arbeiterverein in der Schweiz (1867) aktiv in der österreichischen Arbeiterbewegung und seit 1871 Mitglied der „Sozialdemokratischen Arbeiterpartei" in Deutschland, Redakteur sozialdemokratischer Zeitungen und Mitglied des Reichstages (1874-1878). Nach Einführung des Sozialistengesetzes Emigration nach England, dort zunehmende Annäherung an den Anarchismus und deswegen 1880 Ausschluß aus der Sozialdemokratie; 1882 Übersiedlung nach New York und Anschluß an anarchistische Gruppen.
26 Ullrich, Der ruhelose Rebell, a.a.O., S. 107.
27 Erschienen unter dem Titel „Karl Plättner, Die soziale Revolution" im Karin Kramer Verlag, Berlin 1973.

net[28] und Plättner selbst damit als historischer Vorläufer von Gruppierungen wie RAF und „Bewegung 2. Juni" eingereiht, was im „Vorwort" zu dieser Broschüre auch expressis verbis geschieht.[29]
Es ist also zu fragen, inwieweit Karl Plättner einzuordnen ist eine Reihe (von einer Traditionslinie zu sprechen, dürfte übertrieben sein), die von Thomas Müntzer über Georg Büchner zu Karl Marx, weiter über Johann Most, Max Hoelz zur Roten Armee-Fraktion (RAF) von Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhoff führt.
Heute erscheint die Person des mitteldeutschen Bandenführers Karl Plättner wie aus einem Märchenbuch vergangener Zeiten entnommen: ein „Terrorist", der nicht tötet. Denn die von den Mitgliedern der Plättner-Gruppe mitgeführten Waffen waren lediglich als Drohpotential gedacht, sie sollten nicht eingesetzt werden und wurden es auch nicht. So ist bei keiner der „Expropriations"-Aktionen ein Mensch verletzt oder getötet worden.
Karl Plättner hat - einschließlich seiner langjährigen Haft während der NS-Zeit - ein geradliniges, konsequentes und kompromißloses Leben gelebt. Er stellte sich außerhalb der bürgerlichen Rechtsordnung, konnte aber die von ihm angestrebte neue gesellschaftliche Ordnung nicht realisieren, sondern geriet selbst schließlich ins politische und gesellschaftliche Abseits. Nach der Aufnahme seines organisierten Bandenkampfes gab es auf dem beschrittenen Weg bald für Plättner und seine Mitkämpfer keine Umkehrmöglichkeiten mehr. Wege ohne Möglichkeit zur Umkehr aber pflegt man zu Recht als Sackgasse zu bezeichnen.

Bibliographie der selbständigen Veröffentlichungen Karl Plättners

Der Weg der Räte-Diktatur (Proletarisch-revolutionäre Flugschriften Nr. 1), Halle o.J. (1919), Verlag: Kommunistische Schriftenvertreibung;

Das Fundament und die Organisierung der sozialen Revolution (Proletarisch-revolutionäre Flugschriften Nr. 2), Magdeburg-Werder o.J. (1919), Verlag: K.P.D.-Bezirkssekretariat Sachsen-Anhalt (Nachdruck unter dem Titel: Die soziale Revolution, mit einem aktuellen Vorwort, Berlin: Karin Kramer Verlag 1973);

Das Todesurteil. Moskau über Spartakus. Kronzeuge Radek als Verteidiger der Kommunistischen Arbeiter - Partei Deutschlands (Proletarisch-revolutionäre Flugschriften Nr. 3), Niederplanitz bei Zwickau o.J. (1920), Verlag: Kommunistische Arbeiter - Partei Zwickau i. Sa.;

(zusammen mit Grünthaler) Rühle im Dienste der Konterrevolution. Das ostsächs. Sportkommunisten - Kartell oder Die revolutionäre Klassenkampf - Partei (Proletarisch-revolutionäre Flugschriften Nr. 4), Hettstedt o.J. (1920), Verlag: Kommunistische Arbeiter - Partei, Wirtschaftsgebiet Mansfeld;

Der organisierte rote Schrecken! Kommunistische Parade - Armeen oder organisierter Bandenkampf im Bürgerkrieg, o.O., o.J. (1921), Verlag: Propaganda-Abteilung des Obersten Aktions-Rates;

28 Ebd., Vorwort, S. 41.
29 Ebd.

Gefangen. Dreißig politische Juli-Amnestierte berichten über ihre Erlebnisse in deutschen Zuchthäusern. Bearbeitet und mit einer Einführung versehen von Karl Plättner. Herausgegeben v. Zentralvorstand der Roten Hilfe Deutschlands, Berlin 1928, Mopr - Verlag;

Eros im Zuchthaus. Eine Beleuchtung der Geschlechtsnot der Gefangenen, bearbeitet auf der Grundlage von Eigenerlebnissen, Beobachtungen und Mitteilungen in achtjähriger Haft. Mit einem Vorwort von Dr. Magnus Hirschfeld/Dr. med. Felix Abraham, Ärzte am Institut für Sexualwissenschaft in Berlin, Berlin 1929, Mopr-Verlag; 2. Auflage mit dem zusätzlich eingeschobenen Zwischentitel „Sehnsuchtsschreie gequälter Menschen nach Liebe" und der Ersetzung von „Nachwort von" durch „Begleitwort von", Hannover 1931, Verlag Paul Witte;

Der mitteldeutsche Bandenführer. Mein Leben hinter Kerkermauern, Berlin o.J. (1930);

In Heft 6 des Jahrgangs 1931 (15. November 1931) der von Franz Jung in Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Gegner" wird in einem nicht gezeichneten etwa halbseitigen Text (S. 24), in dem Plättners „Eros im Zuchthaus" als *„mutiges Erstlingswerk"* vorgestellt wird, darauf hingewiesen, daß unter dem Titel „Ehen zu Dritt" *„in Kürze ein Romanwerk von Karl Plättner erscheinen (wird), das den Büchermarkt auf sexual-psychologischem Gebiet wesentlich bereichern dürfte"* und *„ein Stück sozialistische Erziehungsarbeit und ein Stück erotischer Lebensaufbau im Sozialismus"* präsentiert - das Buch ist allerdings wohl nicht erschienen, jedenfalls ist bisher kein Exemplar bekannt geworden.

Propaganda der Tat!

Der organisierte rote Schrecken!

Kommunistische Parade-Armeen oder organisierter Bandenkampf im Bürgerkrieg

von

Karl Plättner.

Motto:

Kritik und Wahrheit ist Kraft und Schöpfung;
Kraft zur Schöpfung ist die Voraussetzung zum Gestalten des Neuen;
Kritik und Erkenntnis als Lebenselement werden die Gesetze des Handelns erzwingen — —

Darum:

Lasset die Toten
ihre Toten begraben!

Verlag:
Propaganda-Abteilung des Obersten Aktions-Rates.

Unverkäuflich weitergeben!

Diese Broschüre kann unentgeltlich verbreitet werden, da unsere Bankguthaben noch nicht erschöpft sind. Daß sie nicht erschöpft werden, dafür haben wir mit Unterstützung der revolutionären Arbeiter zu sorgen.

Vorläufig sind alle Geldsendungen und Ueberweisungen zu richten an unsere Hauptbank, Deuben bei Dresden oder an unsere Bergwerkskassenverwaltung Bruckdorf bei Halle, Grube „Alwine" (Inh. K. Plättner und Genossen).

Alle uns zugedachten Geldbeträge werden nach Bedarf von uns abgeholt.

Komitee
für Ordnung und Sicherheit.

Druck der Hausdruckerei des Ministeriums für öffentliche Unsicherheit (Gustav Noske Nachfolger, Inhaber Hörsing) in Berlin.

Karl Plättner

Der organisierte rote Schrecken! Kommunistische Parade-Armeen oder organisierter Bandenkampf im Bürgerkrieg

Motto:

Kritik und Wahrheit ist Kraft und Schöpfung;
Kraft zur Schöpfung ist die Voraussetzung zum Gestalten des Neuen;
Kritik und Erkenntnis als Lebenselement werden die Gesetze des Handelns erzwingen - -

Darum:

Lasset die Toten
ihre Toten begraben!

Aus tausend Wunden blutend...

Gewidmet den von den Standgerichten ermordeten, den im Zuchthaus schmachtenden und zu Tode gehetzten Klassenkämpfern und allen im Bürgerkrieg für die Sache der proletarischen Revolution gefallenen Helden.

. . . . Lange hatte diese Frucht gereift . . . . Jahre gingen dahin, vernichteten das Leben und verzehrten die Seelen der Menschen. Es stürmten gegen den Feind die Idee und der Haß, es schlugen auf ihn ein die Aufopferung vieler Menschen und ihr geduldiges Ausharren in der Pein. Geheimnisvoll, wie auf dem Boden des Meeres, sammelten sich schichtweise die Niederschläge kleiner Taten, wie kaum wahrnehmbare Wesen.

Bis der Tag kam, da der Wille aus dem Bereich des Wünschens trat. Der Wille wollte Tat werden. Der entflammte Mensch schlug mit dem Kopf gegen die Mauer - er versuchte ihre Kraft mit der nackten Faust. Das war das erste Blut.

Für alles hat der Arbeiter ein Gerät: es gibt ein Gerät für Eisen, für den Stein und für jede andere Sache. Es gibt den Hammer und den Meißel, es gibt die Sense und die Axt.

Aber diese Arbeit, die wie eine Mauer vor dem ewigen Arbeiter stand, war neu und unerhört. Man mußte zerstören, man mußte töten...

Man baute dieses zerstörende, tödliche Gerät unter vielfachen Ueberlegungen und hitzigem Streit. Es wurde erwogen von dem kühlen Verstand und von der überströ-

menden Leidenschaft. Es kamen dabei zu Wort: Politik und Rachsucht, Ueberlegung und Wut, alte erfahrene Weisheit und neuer Wahnsinn.

Es stritten miteinander:

Der Glaube an das bekannte Heute
und der Glaube an das ungewisse Morgen-

Bis eines Tages
die Dynamitbombe auf den Straßendamm rollte!

(Aus: Andreas Strug, Geschichte einer Bombe.)

Vorwort.

Diese Arbeit macht keinen Anspruch auf literarische Würdigung, die Kritik der gewerbsmäßigen Zeitungsschreiber verachten wir. Proleten sagen hier, was ihnen von Herzen kommt, ohne Rücksicht auf ästhetische oder sonstige Form.

Wir wissen, daß die Tausende, bei denen wir seit Jahren waren, alle die namenlosen Helden, die in den Stunden der Gefahr auf ihren selbstgewählten Posten standen, uns verstehen werden; uns besser verstehen werden, als einen mit bestimmten parteipolitischen Interessen geschriebenen Leitartikel. Diese Zuversicht zwingt uns, das, was wir wollen, in dieser Form bekannt zu machen - ohne Rücksicht auf Verordnungen und Gesetze, die ja für uns sowieso nicht vorhanden sein dürfen.

Wir stoßen einen Schlachtruf aus, der dem Feind das Blut in den Adern gerinnen lassen soll. Der Feind hört ihn. Proletarier! nehmt ihn auf, daß er zum Donner werde, vor dem die Mauern der alten Zwingburg einstürzen sollen.

Durch die Geschichte der Jahrtausende geht wie ein roter Faden die Auflehnung der Besten und Edelsten, der Gralshüter der Menschenwürde, gegen alle Autorität, gegen alle Unterdrückung. Nicht Wissenschaft, nicht Forschung kennt die Gesetze, nach denen die Menschheit instinktiv sich schützt gegen Vertierung und geistige Entartung.

Der Trotz, der unbewußt in allen den Kämpfern liegt, die seit Jahrtausenden gefallen für die Beseitigung der Knechtschaft, von den Amazonenkriegen und den Aufständen des alten Egypten (sic!), den Sklavenempörungen Athens, dem heroischen Versuch des Spartacus, den gewaltigen römischen Staat in seinem Organisationszentrum tödlich zu treffen, angefangen, bis zu den blutigen Verzweiflungskämpfen der geschundenen Bauern im Mittelalter, den Abwehrkämpfen der farbigen Menschen gegen die brutale Kolonisation der Europäer während der letzten 400 Jahre, der französischen Revolution, der Pariser Kommune und schließlich den heroischen Aufständen des Industrieproletariats bis zum heutigen Tage, der Trotz ist ein Faktum, das wir anerkennen, das wir zum Prinzip des Handelns erheben. Unabhängig von Dogmen und Theorien (inbezug auf Sammlung der Kämpfer) wenden wir uns an alle, die kämpfen und Opfer bringen wollen, an alle, die die kritische und die auch notwendige politische Arbeit denen überlassen wollen, die eben nicht mehr tun können.

Pionierarbeit im strengsten Sinne des Wortes, weit vor der Front des politischen Tageskampfes ist zu leisten, Auge in Auge mit dem Feind. Da helfen nicht Referate, nicht

dialektische Spitzfindigkeiten, nicht Kleinarbeiten im organisatorischen Rahmen einer Partei. Hier heißt es: Erkennen, daß der Tod Leben ist, Ablösen von den bequemen Lebensgewohnheiten, Aufgeben der Ordnung, bis der Tag kommt. Wir wissen, daß wir wenige nicht eine Welt umdrehen können, wir wollen nur eins: den Trotz nicht verkümmern lassen in allem Sumpf und Elend, ihn wecken in denen, die begeisterungsfähig sind, damit, wenn die Stunde kommt, Tausende todesmutig auf die Barrikaden steigen, nicht mehr folgend spekulativen Parolen der Federkämpfer, sondern haßerfüllt und rachedürstig die uralte Sehnsucht der Menschheit, das Paradies, die instinktive Erinnerung an die knechtschaftslose Zeit vor dem Aufkommen des Privateigentums, zu erkämpfen.

Alle die großen Toten, die wir im Herzen tragen, waren ein Teil dieser Kraft. Wir wollen versuchen, Haß und Ueberlegung zu vereinen, wollen Propheten und Opfer zugleich sein, wir rufen alle, die uns hören wollen, alle Starken und auch die schon Verzweifelten.

Kommt zu uns!

Die Tat ist heute alles!

Es lebe der alte Rebellentrotz!

Dem Feind den Daumen aufs Auge und das Knie auf die Brust!

Es lebe die proletarische Revolution!

Oktober 1921. Die Herausgeber.

I. A.: Walter Vogel, Berlin.

I.

Die politische Situation.

Die Deutschnationalen fordern die sofortige Aufrichtung der Diktatur der Konterrevolution.

„Wenn die sozialdemokratischen Parteien für sich in Anspruch nehmen, nach den in den letzten Wochen erlebten Mustern jede nationale Regung mit Fäusten und Knüppeln niederzuprügeln, dann hört der Rechtsstaat auf, und dann fängt der Bürgerkrieg an; denn dann ist das Faustrecht proklamiert.

Die Parteien der Linken täuschen sich über die Situation. Die Herrschaft des Straßengesindels, die in den ersten Revolutionsmonaten bestand, war damals möglich, weil die besten bürgerlichen Elemente, im Heeresdienst ihre Pflicht tuend, abwesend waren. Deshalb konnte das Gesindel der Deserteure sich Frechheiten erlauben. Heute ist die Situation anders; heute will sich das deutsche Bürgertum eine Pöbelherrschaft nicht mehr gefallen lassen, selbst wenn sie mit einer stillschweigenden Billigung einer sogenannten Regierung errichtet würde. Heute bedeutet die Durchführung der sozialdemokratischen Großmäuligkeit in der Praxis den Aufruf zum massenhaften Landfriedensbruch, der schließlich enden muß im Bürgerkrieg."

Das ist das Programmbekenntnis der „Deutschen Tageszeitung", das sich von dem aus der „Deutschen Zeitung" nicht unterscheidet und das folgenden Wortlaut hat:

„Die Masse denkt nicht über den nächsten Lohnabschnitt hinaus - reichts nicht, dann müssen die Löhne erhöht werden, wenn nötig durch Ausstände und anderen Druck. Eine so verzogene Schicht kann aber nicht die Grundlage für eine brauchbare Staatsleitung abgeben, weil sie über die Bedingungen der eigenen Wohlfahrt nicht Bescheid weiß; noch viel weniger über die anderen Schichten und das Volksganze.

Uns will scheinen, daß die nötigste und mutigste Lehre die wäre: vollkommenste Umkehr durch den Uebergang zur ausgesprochensten Regierung von oben, die allein unter solchen Verhältnissen helfen kann, zur Diktatur."

Dieses Programmbekenntnis der Deutschnationalen ist zunächst ein Wunsch, der sich in ihren Reihen bereits zu praktischen Absichten verdichtet hat. Die praktischen Absichten aber drängen zu einer Lösung. Die Ermordung Erzbergers war ein Symptom des Willens, zwar nur ein politischer Individualakt, der Schulbeispiel für die reaktionäre Anhängerschaft sein sollte, der den Stoß geben sollte zu einer Art Massenaktion mit dem Ziele: Aufrichtung des alten Kaisertums und Beseitigung aller derer, die der Aufrichtung dieses glorreichen kapitalistischen Himmelreichs, des alten Gesichts des kapitalistischen Staates, hinderlich im Wege standen! Der Schuß in Matthias Erzbergers Brust war der Vorbote für das noch Kommende, zu Erwartende und Unausbleibliche. Der Schuß war noch nicht das letzte Signal, war noch nicht der Auftakt der Reaktionäre gegen das Proletariat zu seiner Zerschmetterung. Der Schuß war die Prüfung, inwieweit es heute schon möglich ist, das Zwischenglied von Proletariat und Großbourgeosie, nämlich das Kleinbürgertum, mit seiner schwarz-rot-goldenen Fahne, zu zermalmen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, die politische Situation im Weltmaßstabe hier zu beleuchten und haarklein zu analysieren. Das theoretische Quacksalbern, Wichtigtun, Doktern und „lehrreiche Ausblickgeben" überlassen wir den politischen Schulmeistern, die uns ja seit Jahr und Tag, seit Jahrzehnten schon immer analytische Belehrungen erteilen, und wenn wir glauben, ihre „Lehren" praktisch umwerten, an dem Punkt angelangt zu sein, wo wir zupacken können und müssen, dann entdecken die Vieräugigen plötzlich wieder neue Argumente, sie finden wieder andere Worte, und das Proletariat sieht sich wieder in der Defensive. Also lassen wir uns in der Aufzeichnung der politischen Lage - die im Weltmaßstabe nicht anders zu beurteilen ist als im deutschen Maßstabe - auf keinen Fall auf allzulange Wortabhandlungen ein. Die wirtschaftlichen

Kämpfe, die großen Riesenstreiks in der ganzen Welt zeigen jedem Sehenden, Hörenden und Denkenden, daß die Gesellschaft in ihrer ökonomischen Gestaltung ihrem Zerfall entgegengeht. Und daraus entspringen unsere Handlungen. Als was anderes sind die Zuckungen des ungarischen Proletariats zu bewerten, und was bedeutet das trostlose Dahinsiechen der österreichischen Arbeiterklasse unter seiner republikanischen Oberhoheit? Was bedeuten die Riesenkämpfe in Italien und die wechselwirkenden Kampfausbrüche in der Tschechoslowakei, die sich alle direkt gegen den für das Kapital qualmenden Schlot wenden? Was bedeuten die in Frankreich tagtäglich ausgeführten großen Raubüberfälle, was die in Spanien absolut organisierten politischen Attentate? Was zeigt uns der große Riesenkampf des englischen Proletariats, und warum kämpfte es? Es kämpfte in der Annahme, doch noch kleine Vorteile aus der verwesenden Gesellschaft herausholen zu können und seine „Existenz" etwas zu festigen? Etwas! Und dabei sehen wir, daß sich in England bereits wieder große Bergarbeiterstreiks vorbereiten und daß der wirtschaftliche Kleinkrieg, selbst in Amerika, auf der ganzen Linie tobt und doch in der Tat keine Veränderung der Verhältnisse herbeiführen. Was bedeutet der Kleinkrieg, den die englische Regierung der Kapitalisten gegen die Iren führt, was bedeutet überhaupt das indische Problem? Was bedeuten die Tumulte, die sich stündlich auf dem Balkan abspielen? Was bedeuten die Kämpfe um „rein wirtschaftliche Forderungen" in Polen, in seiner Hauptstadt - Warschau? Die wirtschaftlichen Kämpfe in Polen, die längst politische Gestaltung angenommen haben, zeigen, daß das Proletariat stündlich mehr gezwungen wird, den Kampf aufzunehmen. Der Kampf, den es aufnimmt, wird aber nicht mit den allein durchgreifenden Methoden geführt. Was bedeutet der Hexenkessel in Oberschlesien, den sich die Weltbourgeoisie dort errichtet hat, in dem sie ihre Manöver abhält? Der Hexenkessel in Oberschlesien bedeutet und sagt dem Proletariat polnischer und deutscher Zunge: nur allein seine starke Faust ist in der Lage, eine Ordnung zu schaffen, bei der ein gesunder wirtschaftlicher Aufbau sich vollziehen kann und in der die Schöpfung Arbeit gesunden kann und ihre Früchte reifen werden. Genug des Aufzeichnens.

Was also zeigt uns die politische Situation im Weltmaßstabe? Sie zeigt uns den ökonomischen Zerfall überall, sie zeigt uns den kapitalistischen Bankrott, sie bringt uns die Millionenheere von Arbeitslosen, sie schafft und bringt uns das degenerierte Proletarierheer. Der ökonomische Zerfall bringt uns die blutigen Konflikte, bringt uns die entkräftete Menschheit, bringt uns die Verzweiflung, Vertierung der Menschheit, bringt uns Kummer und Sorgen - muß uns bringen eins, nämlich das Bewußtsein, endlich einzusehen, daß wir auf dieser Welt in der Tat nichts mehr zu verlieren haben als unsere Ketten, die uns gebunden halten wie Hunde. Am Ende der Gestaltung dieser Dinge und am Ausgang der Betrachtung der politischen Situation im Weltmaßstabe steht das Hoffnungsloseste aller Zeiten: die Kapitalisierung des vom Proletariat zur Zeit noch beherrschten Rußland. Die Kapitalisierung Rußlands hat bereits ihre ersten Etappen hinter sich, und das Traurigste ist, daß das Proletariat in der ganzen Welt diesen Dingen tatenlos zusieht. Tatenlos deshalb, weil es sich nicht rührt, dem russischen Proletariat die allein nutzbringende Hilfe zu spenden. Rußland konnte keine andere Entwicklung nehmen, nachdem es vier Jahre auf seine eigene Kraft angewiesen war. Rußland mußte von außen in jeder Beziehung Hilfe bekommen, es brauchte wirtschaftliche, politische und militärische Hilfe, brauchte proletarische Koalitionskraft,

mit deren Kraft der Feind des Proletariats, die Weltbourgeoisie, zerschmettert werden mußte. Diese Hilfe brauchte und braucht Rußland und nicht die eines neunmal weisen K.A.P.D.-Schriftstellers oder Wortpolitikers, der Wirkung kritisiert und nicht die Ursachen behandelt, oder, sofern er sie behandelt, an den allerwichtigsten Momenten, nämlich an dem Verrat des deutschen Proletariats an der russischen Revolution vorübergeht und sich dennoch anmaßt, Rußland den Kurs vorschreiben zu müssen. Wenn das deutsche Proletariat Rußland die Hilfe gebracht hätte, die es benötigte, dann darf das kluge deutsche Proletariat aber auch Kritik an den Maßnahmen in Rußland üben. Solange das deutsche Proletariat die alleinige aktive Hilfe Rußland versagt, ist es eine deutsche Frechheit der deutschen Schlauberger, sich über den Dingen in Rußland zu dünken. Die Proletarier als gekrönte Revolutionäre sollen sich nicht einbilden, daß sie dem proletarischen Rußland mit ihren paar dreckigen Banklappen helfen können. Und die V.K.P.D. - Zungenmeister sollen sich nicht einbilden, daß sie Rußland helfen, wenn sie sich den Sowjet-Orden an ihre Brust heften und wie Pfingstochsen herumstolzieren bei Paradedemonstrationen.

Nehmt den Waffenkampf auf gegen die deutschen Kapitalsbarone, zertrümmert ihre Schädels (sic!), zerschmettert die Stützpunkte aller Reaktionäre, konzentriert euch auf Oberschlesien gegen Polen, führt die Waffe des Bürgerkriegs mit denen, die sie führen wollen, stellt mit diesen die Einheitsfront dar, schlagt euch durch bis Petersburg-Moskau und schlagt alles, was nicht mit uns, sondern gegen uns ist, tot - dann erst dürft ihr mit Stolz den Sowjet-Orden auch in Deutschland tragen!

Die politische Situation im Weltmaßstabe zeigt uns, daß das Proletariat in jedem Lande seine Riesenlasten zu tragen und mit sich selber zu tun hat. Arbeitslosigkeit, Lohnabzug, Arbeitszeitverlängerung, alter und neuer Steuerdruck, weitere Preistreibereien und Preisteuerung, wirtschaftliche Versklavung, politische Knebelung, Militarisierung der Betriebe und Uniformierung der Bevölkerung - das ist das Stigma der kapitalistischen Gesellschaft in jedem Lande. Und die kapitalistische Gesellschaft in der Welt hat sich, seitdem das offene Säbelrasseln „aufgehört" und in ein verstecktes umgewandelt hat, konsolidiert, d. h. das Säbelregiment in der Welt hat wieder an „Ansehen" gewonnen und läßt den ideologischen Einfluß wirken; der ökonomische Zerfall aber geht weiter und treibt seinem Ende mit elementarer Notwendigkeit entgegen. Die politische Situation in Deutschland wird gekennzeichnet durch das offene Auftreten der Reaktion, die fühlt und immer stärker fühlt, daß sie unter dem „Druck" der jetzt noch herrschenden sogenannten „Ordnung" mit herangezogen werden könnte zur Abtragung der großen Riesenlasten, die allein auf den zerschundenen Schultern des arbeitenden Volkes lasten. Die Bourgeoisie kann und will selbst diese Lasten, soweit sie selbst zur Abtragung mit herangezogen wird, in Miniaturgestalt nicht tragen, da sie nur verdienen darf, wenn sie leben will. Die politische Perspektive für die Bourgeoisie muß wieder ein kaiserliches Gesicht, d. h. sie muß beherrscht werden durch eine Diktatur, durch ein blutiges Säbelregiment von rechts oder, wie die „Deutsche Tageszei-

tung“ schreibt: „durch eine Regierung von oben!“, die die rebellierenden Arbeiter in ihrer Empörung und Verzweiflung mit Waffengewalt niederhält. Eine Regierung von oben nur allein ist in der Lage der Bourgeoisie das zu geben, was sie in Permanenz gebraucht, nämlich ungeschmälerte Verdienstmöglichkeiten, ungehinderte Profite. Das aber setzt voraus: noch schärfere Ausbeutungsmöglichkeiten des arbeitenden Proletariats, Ausbeutungsmöglichkeiten an der Quelle allen Profits, der Betriebe industrieller und agrarischer Art, also Festigung der Profitquellen. Die Freilegung der Profitquellen für das Kapital bedingt das Zurückschlagen desProletariats, das jetzt mit seinen demokrati-schen Phrasen im schwarz-rot-goldenen Gewand diese Profitquellen „umlagert“ zum Schutz der Kapitalisten und durch seine von ihm geduldete und durch ihn ans Ruder gelangte bürgerlich-kleinbürgerliche Regierung, diese Profitquellen für den kapitalistischen Wohl-stand „kontrollieren“ läßt, d.h. es hat zwar den Anschein, als ob die Regierung der Wirth[1] - Gradnauer[2] mit ihren Hörsing[3] - Severing[4] - Weismann - Helfern tatsächlich nach allen Seiten hin ein wachsames Auge hat und nur vorhanden ist als Schutzmittel der Republik zum Schutze des ausgebeuteten Proletariats. In Wirklichkeit ist diese Regierung nicht nur die Beschützerin des Privateigentums im allgemeinen Sinne, sondern sie ist die wachsame hündische Beschützerin der kapitalistischen Profitwirtschaft in großem Maßstabe. Die Gewerkschaften hat sie sich für diesen Zweck bereits dienstbar gemacht. Und mehr: die Gewerkschaften sind die Stützpunkte der heutigen Regierung, die Gewerkschaften sind nicht nur ein Glied der kapitalistischen Regierung, die Gewerkschaften sind ein Zweig des gesamten kapitalistischen Milieus, die Gewerkschaften und ihre Struktur verkörpern in Deutschland im Augenblick die politische Lage.

Obgleich diese Tatsachen den Kapitalisten jede Garantie zur Erhaltung der anschwellenden Profitmöglichkeiten gewährleisten, genügt der schwarz-weiß-roten Reaktion natürlich dieser Zustand zur Erhaltung ihres heutigen Profites nicht, sie sieht ihn dennoch mehr oder weniger beengt. Letzten Endes schreit sie nach ihrem Kaiser nicht um seines spitz gedrehten Bartes willen, sondern sie schreit nach ihm, weil ihr die Krone des Kaisers das Heil im unbegrenzten Maße bringen würde. Einen festen Stützpunkt hat sich die Reaktion in Bayern geschaffen. Bayern ist Zwischenland und Aufmarschgebiet, Zwischenland zum Aufmarsch der internationalen Konterrevolution, die

---

1 Joseph Wirth (1879-1956): Zentrum, Reichsfinanzminister (1920-1921), Reichskanzler (Mai 1921-November 1922), Reichsinnenminister (1930-1931).

2 Georg Gradnauer (1866-1946): SPD, Ministerpräsident von Sachsen (1919), Reichsinnenminister (1921).

3 Otto Hörsing (1874-1937): SPD, Oberpräsident der preußischen Provinz Sachsen, später Vorsitzender des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold.

4 Carl Severing (1875-1952): SPD, Reichs- und Staatskommissar für Westfalen (1919-1920), preußischer Innenminister (1920-1921, 1921-1926, 1930-1932), Reichsinnenminister (1928-1930).

sich von Horthy[5] - Ungarn über das Renner[6] - Österreich durch das Kahr[7] -Bayern nach dem Norden Deutschlands wälzt. Bayern, Hinterpommern und Ostpreußen sind die festen Zwingburgen für die schwarze Reaktion geworden. In Oberschlesien kann die Bourgeoisie nicht zu ihrer vollen Auswirkung gelangen, obgleich in Oberschlesien die Gesamtinteressen der Weltbourgeoisie fundiert liegen, obgleich in Oberschlesien die Fäden der Weltbourgeoisie konzentrisch zusammenlaufen. Aber dennoch, in Oberschlesien gibt es außer dem Allgemeininteresse der Weltbourgeoisie noch ein besonderes Ententeinteresse, das sich stützt auf den militärischen Sieg. Diese Ententeinteressen haben den Mantel der deutschen Bourgeoisie zerschnitten, aufgeklappt, sie, die Ententebourgeoisie sah, daß unter dem deutschen Mantel der deutschen Studenten und Bluthunde eine andere Wirklichkeit steckt und die Machtpositionen der Ententebourgeoisie in Gefahr bringen kann. Den realen Verhältnissen müssen auch selbst die von den Helfferich[8] und Ludendorffs[9] geführten Couleurstudenten Rechnung tragen, und deshalb begnügen sich die deutschen Horden damit, Oberschlesien als eine Art Manövergelände zu betrachten, Oberschlesien einzureihen in die Stützpunkte, die die deutsche Bourgeoisie ohnehin schon innehat, und die, wenn es eben garnicht mehr anders geht, benutzt werden sollen als Aufmarschgebiet gegen Berlin und damit gegen das Proletariat. Im internationalen Maßstabe jedoch ist Oberschlesien die Kraftquelle für die gesamte Bourgeoisie der Welt, die Kraftquelle der polnischen Militaristen und Imperialisten, die Kraftquelle aller nach Profit schreienden Räuber, deren Ziel ist: Niederschmetterung des proletarischen Rußlands, des Rußlands der Arbeiter. In diesem Ziel sind sich alle einig - vom englischen Lloyd-Georg,[10] bis zu den deutschen Gradnauers und Noskes,[11] ja, bis zu den Hilfferdings (sic!)[12] und Kautskys[13]. Das ist die eine Seite, die es den schwarz-

5 Nikolaus Horthy von Nagybanya (1868-1957): Admiral, Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Flotte (1918), 1919 Bildung einer (bürgerlichen) Nationalregierung gegen die Räteregierung, Reichsverweser (seit 1920).

6 Karl Renner (1870-1950): Sozialdemokratischer österreichischer Politiker, seit 1907 Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses, Staatskanzler (1919-1920), führte die Friedensverhandlungen von St. Germain, Präsident des Nationalrats (1931-1933), nach 1945 österreichischer Bundespräsident.

7 Gustav Ritter von Kahr (1862 - 1934, ermordet): Regierungspräsident von Oberbayern, bayrischer Ministerpräsident (März 1920-1921), Generalstaatskommissar von Bayern (Herbst 1923).

8 Karl Helfferich (1872-1924): Kaiserlicher Staatssekretär, Vorsitzender der DNVP (1919), Exponent der Rechtsopposition gegen die sogenannte Erfüllungspolitik.

9 Erich Ludendorff (1865-1937): Erster Generalquartiermeister mit quasi diktatorischer Stellung (1916-Oktober 1918), Exponent der deutsch-völkischen Bewegung, 1923 Teilnahme am Hitler-Putsch, Mitglied des Reichstages (1924-1928).

10 Ambrose Lloyd-George (1879-1941): konservativer britischer Politiker, Gouverneur von Bombay (1918-1923), Oberkommissar für Ägypten (1925-1929), 1937 Vorsitzender des British Council, 1940 Kolonialminister.

11 Gustav Noske (1868-1946): SPD, Gouverneur von Kiel (1918), Befehlshaber der Truppen in Berlin und Umgebung (1919), Reichswehrminister (1919-1920), Oberpräsident der Provinz Hannover (1920-1933).

12 Rudolf Hilferding (1877-1941, in Haft): USPD (1917-1922), Reichsfinanzminister im Kabinett Stresemann (1928-1929), maßgeblicher Theoretiker der Weimarer SPD.

13 Karl Kautsky (1854-1938): maßgeblicher Theoretiker der SPD vor dem Ersten Weltkrieg, USPD (1917-1922), Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt (1918), Mitglied der Sozialisierungskommission.

weiß-roten Horden gestattet, sich im Reiche der demokratischen und pazifistischen Kapitalisten unter einem ziemlich legalen Mantel Stützpunkte zu suchen und sich in diesen festzusetzen und alle Umtriebe zu organisieren. Döberitz ist zunächst schon immer noch ein gewaltig konzentrierter Stützpunkt für die Militaristen gewesen, Döberitz, das Munsterlager, Oberschlesien, die hinterpommerschen Güter, die bayerischen Schützengräben und Unterstände - das sind die Sonnenländer der Bourgeoisie. Aus diesen Sonnenländern heraus läßt sich die Bourgeoisie von allen Seiten bescheinen. Die blutigen Generäle, Feldherren, Geheimräte und Staatssekretäre können mit neuen Hoffnungen erfüllt werden.

Die extremsten Reaktionäre glaubten den Augenblick ihres aktiven Eingreifens für gekommen und unternahmen Vorpostengefechte, bereiteten und bereiten sich weiter vor, den Klassenkrieg gegen das Proletariat in Deutschland zunächst zu organisieren. Diesen Vorpostengefechten gingen lange Ketten von Paraden voraus. Aus dem Stadium der Vorpostengefechte ging die Reaktion einstweilen noch nicht heraus, sie brachte noch keinen Kapp-Putsch in neuer verändeter oder verbesserter Auflage. Nicht etwa, weil sie sich nicht kräftig genug fühlte, sondern einfach darum, weil sie den Zeitpunkt noch nicht für angebracht hält und aus dem Kapp-Putsch gelernt hatte. Zum anderen aber war sie sich bewußt, daß Staatsanwälte, vertierte Zuchthausdirektoren, gefühllose Gefangenenaufseher noch nicht alle Vorbereitungen als Voraussetzung hinter sich hatten, die es garantierten, den Schlag auszuführen. Auf diese Garantien aber kam es graduell an. Auf der anderen Seite aber mag die Konstellation in ihren eigenen Reihen so gewesen sein, daß nicht das militärische Element das Feld beherrschte, sondern das politische... mit seinen Geheimräten und a.D. - Ministern, das besonnener war als die mit Orden, Tand und Flitterkram drapierten Militärs und Couleurstudenten. Die Letzteren werden sich in ihren eigenen Reihen dennoch durchsetzen und das Feld beherrschen, dann ist der Augenblick zum Losschlagen, zum Beginn des Klassenkrieges der Bourgeoisie gegen das Proletariat gekommen. Und dieser Augenblick wird die Bourgeoisie im Bürgerkrieg geeint finden und kräftig im Handeln im Gegensatz zum Proletariat, das sich wieder gutmütig, rücksichtsvoll, schlapp und feige benehmen wird und wieder nicht daran gedacht hat, seinen Waffenkampf in den Rahmen einer Organisation zu stellen, seinen Waf-fenkampf also organisiert zu führen mit allen Mitteln.

Inwieweit die Bourgeoisie überhaupt ein neues Kapp-Unternehmen in die politische Entwicklung stellt, hängt ab von der Anpassungsmöglichkeit der S.P.D. - Koalition, die der Großbourgeoisie alle Konzessionen macht. Stellen sich die S.P.D. - Arbeiter nicht anders ein - und das können sie nicht - dann erreichen die Kapp - Häuptlinge mit Unterstützung der Dittmänner[14] alle Machtpositionen auf legalem Wege und die Reaktion hat jedes Mittel die Arbeiter zu zwingen.

---

14 Wilhelm Dittmann (1874-1954): USPD (1917-1922), Mitglied im Rat der Volksbeauftragten, Mitglied des SPD-Vorstandes (seit 1922).

II.

Die Haltung des Proletariats und seiner Parteien.

Das wütende, aber dennoch selbstverständliche Auftreten der Reaktion erforderte abermals mehrere Todesopfer im Proletariat. Daß die Bourgeoisie das Proletariat stündlich mordet, übersieht es; es denkt - nur das ist Mord der Bourgeoisie am Proletariat, wenn durch einen Schuß einer oder mehrere vom Proletariat niedergeschossen sind. Das Oppauer Explosionsunglück z.B. ist nichts anderes als ein kapitalistisches bewußtes Verbrechen, dem noch mehrere folgen müssen. Das Unglück ist zurückzuführen auf die Hetzjagd, die in den Betrieben herrscht und bedingt ist durch das Prämiensystem in jenen Betrieben. Und so wie täglich hunderte von Bergarbeitern unter diesen Bedingungen ihr Leben lassen und lassen werden solange die heutige kapitalistische Ordnung noch herrscht, so sind auch diese Opfer von Oppau frivol dem Moloch Kapitalismus gebracht. Anstatt aber nun die richtige Erkenntnis zu gewinnen, zeigen sich die kapitalkräftigen Arbeiter „menschlich" und - sammeln Geld, um den Opfern zu helfen. Die armen Geldsammler - Helden, sie wissen nicht was sie tun, oder sollen sie doch wissen, daß jene die kapitalistischen Verbrechertaten noch finanzieren? **Die Bourgeoisie hat das gesetzlich garantierte Recht - Menschen und Arbeiter zu morden, die Arbeiterklasse dagegen nimmt sich dieses selbstverständliche Recht nicht heraus.** Es erduldet alles. Zum Ueberdruß mußte diesmal das Bürgertum der Mitte ein Opfer bringen, um, wie an anderer Stelle gesagt, den Prüfstein zu untersuchen, inwieweit die Mauern des republikanischen Bürgertums noch stehen zum Schutz der Republik. Wir erklären uns einverstanden mit der Haltung der „Kommunistischen Arbeiter-Partei", die den Fall Erzberger[15] im Folgenden ausdrückt:

> „Erzberger stand schon lange auf der Liste, aber nicht als Revolutionär; als revolutionärer Proletarier beileibe nicht. Erzberger war der beste und gescheiteste Minister der Bourgeoisie und des Kleinbürgertums. Gehaßt wurde er nur von den Junkern und Offizieren des kaiserlichen Deutschland, die in ihm den Mann sahen, der ihnen ihren Kaiser und ihre schimmernde Wehr genommen hatte und nun noch ihren Grundbesitz wegsteuern wollte. Aus diesen Kreisen stammen auch die Mörder. Die kapitalistische Bourgeoisie ist empört, aufrichtig empört über diese Schandtat nationalistischer Mordbuben, die ihr einen ihrer Tüchtigsten genommen haben. Das Proletariat hat an Erzberger nichts verloren als einen seiner Henker aus der Zeit der Massenmorde am Proletariat in den ersten Monaten des Jahres 1919. Der viele Lärm, der um seine Leiche gemacht wird ist ebenso wie der Mord selbst eine Angelegenheit der Bourgeoisie. Hier mitzulärmen nach der Melodie des 'Vorwärts', der 'Freiheit' oder der 'Roten Fahne' ist für das revolutionäre Proletariat total überflüssig und sinnlos. Sentimentalitäten und Altweibergeschrei sollen den Sozialdemokratischen Parlamentariern überlassen bleiben, deren Herrgott der lebende und deren Menetekel der tote Erzberger sein mag. Was ist in dieser Zeit des systematischen Massenmordes am Proletariat der

15 Matthias Erzberger (1875-1921, ermordet): Zentrum, Unterzeichner des Waffenstillstandes, Minister im Kabinett Scheidemann, Reichsfinanzminister (Juni 1919-März 1920).

eine Mord an Erzberger? Das Proletariat mag die Bourgeoisie selbst ihre Toten beklagen und begraben lassen und sich um sein eigenes Leben kümmern. Das ist tausendmal wichtiger als das Händeringen und Geschrei um den einen toten Beschützer der kapitalistischen Demokratie. Das Proletariat hat gar keine Veranlassung, dem Märtyrer des bürgerlichen Privateigentums irgendwelche Tränen nachzuweinen, aber es hat die historische Pflicht, sich sein eigenes Leben zu erhalten und um dieses mit allen Mitteln zu kämpfen."

Anders ist jedoch die K.A.P.D. zu bewerten, wenn man absieht von dem Kampf, den sie auf dem Papier tatsächlich kämpft, der aber nicht das Reale des Kampfinhalts in praktischer Hinsicht bedeuten kann. Es wird darüber noch im richtigen Zusammenhang an anderer Stelle die Rede sein. Hier nur das eine: die politische Partei der K.A.P.D. übersieht in ihrer „Kampfführung", daß es nicht nur darauf ankommt, das Ende der Bourgeoisie in großen Lettern vorauszuschreiben, ja sogar vorauszusehen, sondern daß es darauf ankommt, einen Apparat nicht nur auf dem Papier umzustellen, sondern alles zu tun, daß den Worten Taten folgen. Darauf kommt es in der Hauptsache an und nicht auf die Vorwürfe, die sie den andern Parteien macht, während sie sich prüfen soll, ob sie etwas anderes tut als die verwesten Parteien des nachlaufenden und schablonisierten Proletariats. Das wagen wir aber nicht zu behaupten, denn der Mangel ihrer Initiative, die Tatsache, daß die K.A.P.D. bei den in der V.K.P. vorhandenen und unzufriedenen Elementen, bei den gesunden Oppositionellen, auch nicht ernst genommen wird, ist begründet darin: diesen Teilen des Proletariats in der V.K.P.D. wird nicht praktisch gezeigt, daß hier wenigstens in der K.A.P.D. alles getan wird, gewisse Voraussetzungen zu schaffen, Gestaltung zum praktischen Handeln und Vorwärtstreiben zu ermöglichen, die Massen oder Trupps in ihnen zum Handeln, zum Vorwärtsbewegen zu bringen, Vorstöße durch die lebendige Bewegung zu organisieren bis zur Entscheidung, bis zum Sturz der Regierung, der blutigen Bourgeoisie. In der K.A.P.D. sind ebenso viele Zwistigkeiten und Hemmungen vorhanden wie in jeder andern Partei. Das aber lähmt die Kraft der Initiative und gibt zu erkennen die Nervenkitzelei des niedrigen Politikantentums in der K.A.P.D.

Die Reaktion also war wie immer auf den Beinen, sie ging mit elementarer Schaffenskraft und einer bestimmten und gewissen Erkenntnis an die Lösung ihrer Parole: sie streckte mordlüstern, wie es ihre Offiziere gelernt hatten und wie es ihnen zum „menschlichen Bedürfnis" geworden war, Proletarier nieder, sie erschoß Erzberger. Sofort, und das ist sein, das ist das schandbare, kriecherische Wesen des Proletariats, stand es wie ein Mann zusammen und beschützte die Bourgeoisie, beschützte also seine Mörder, schützte das nach Hilfe schreiende Kleinbürgertum, schützte die bürgerliche Regierung, deren Autos bereits wieder zur Flucht fertig montiert waren. Das Proletariat schützte den Bestand der Republik, schützte die Verfassung für die Räuberkönige. Auch das „revolutionäre" Proletariat ward Beschützerin, obgleich es sich immer „bekannt" hatte gegen die Republik, gegen die Verfassung, gegen die Machtapparate der Bourgeoisie, für den Klassenkrieg in jeder Form, für den Rätestaat. Das deutsche Proletariat war nicht in Bewegung zu bringen, als Arbeiter bei der Potsdamerei, als Arbeiter in den verschiedensten Städten und Orten bei Demonstrationen usw. erschossen wurden, erschossen wurden bei „friedlichen Demonstrationen"; da habt ihr's - bei friedlichen, geordneten Paradedemonstrationen, die längst zu einem Brechmittel

geworden sind. Das Proletariat rührte sich nicht, als die weiße, aber dennoch verdreckte Justizbestie ihre goldenen Zähne zeigte, war auf keinen Fall in Bewegung zu bringen, als die Ludendorffs mit ihrem Säbel rasselten und die Hindenburgs, diese vollgefressenen, menschlich, geistig und moralisch entleerten Figuren, demonstrativ Paraden abhielten. Das Proletariat rührte sich nicht, und wenn täglich die verzweifelten Hilferufe und das Wehklagen, das über die Zuchthausmauern zu uns dringt, vernehmbar wird, und es steht nicht auf, den Zuchthausdirektoren den Schädel einzuschlagen, den Gefängnisaufsehern die Kehle zuzudrücken, es steht nicht auf, ballt sich nicht zusammen zu Riesenkräften und stürzt die Mauern der kapitalistischen Zwingburgen. Das Proletariat war und ist nicht gewillt, in seiner Gesamtheit, ebenso rührig, eifrig und talentvoll zu arbeiten an der Organisierung des Bürgerkriegs, als das Bürgertum selbst. Gradnauer, der sächsische Sommerfrischler und sozialdemokratisch akademische Kleinbürger, Gradnauer und Wirth riefen und alle kamen und stierten sich an. Eine andere Schicht derer, die da kamen, und sich aus politischen Altweibern zusammensetzten, drückten sich vor Gelöbnistuerei die Hände und machten sich aus der daraus resultierenden Freude die Hosen naß, diese Narren und impotenten Sonntagspolitiker!

Die Partei, von der man annahm, daß sie wenigstens noch graduell auf dem Boden des revolutionären Klassenkampfes stand und steht, stellte sich hinter Wirth - Gradnauer und den Leichnam Matthias Erzbergers. Sie rief zwar das Proletariat auf gegen das Wüten der Reaktion, sie rief es aber viel eindeutiger auf zum Schutze der Geldsackrepublik, also gegen das Proletariat. In Berlin waren über eine halbe Million beisammen, es waren rote, rosarote, grüne, blaue, schwarze, grauweiße, also ein Gemisch von Gesinnungsfarben, bei deren Anblick einem schlecht werden mußte. Von dieser halben Million kann man getrost ein gutes Drittel abzählen, das in Wirklichkeit zur direkten Reaktion zählte. Mit den übrig bleibenden zwei Dritteln brachte man den Hokuspokus in Schwingung. Nach allen Seiten hin zeigten sich die Hemmungen. Im Reich waren die edlen Brüder allüberall versammelt und gaben ihr Gutdünken über die politische Situation ab.

Diese, mit allen Verdrehungen und den Methoden einer elenden Rabulistik zusammen getrommelten Paradepferde mußten der „Roten Fahne" Modell stehen bei der nunmehr entstandenen oder zurechtkonstruierten Einheitsfront des Proletariats. Bei den Demonstrationen wurde auf Listen für Sowjet-Rußland gesammelt. Das wurde als eine nachahmenswerte Tat anempfohlen. Weiter: Ein gut zurechtgedrillter Jünger der V.K.P.D. wandte sich mit seiner Reklameliste an einen Reichswehrsoldaten, der zwei Mark zeichnete mit der Unterschrift: „ein Noske". Und dieser Jünger setzte sich, mit Freudentränen im Auge, hin und schrieb der „Roten Fahne" einen Ukas, in dem er von der nunmehr entstandenen Einheitsfront, bis zu den Brüdern im Waffenrock, faselte.

Was tat diese erstandene Einheitsfront des Proletariats, was tat sie, als sie selbst in diesem Augenblick provoziert wurde, als man in diese Front von „Einheit und Willen" Kugeln hineinschickte? Man erwiderte die Kugeln mit schön gekleideten Worten, dem dazu unvermeidlichen Grimassenspiel. An diesem Schulbeispiel mag man begreifen, daß es keine proletarische Einheitsfront gibt im Zeichen der wirtschaftlichen Ungleichheit, der kapitalistischen Herrschaft, **und daß es gilt, die Einheitsfront mit dem**

Ausgang des blutigen Bürgerkrieges erst herbeizuführen, herbeizuführen durch die Beseitigung der Klassenschichtung, die im Lager des Proletariats stärker vorhanden ist als in der Klasse der Bourgeoisie.

Nach dieser Schilderung brauchen wir uns nicht mehr besonders viel zu befassen mit der Haltung der Parteien des Proletariats. Ein Wort genügt: die Parteien sind die Sammelplätze für alle Verlogenen, sind die Sammelplätze für die eiteln politischen Schieber, sind die Sammelplätze für langweilige Kleinbürger und intellektuelle Schwärmer, die der Welt zeigen wollen, daß sie eine ideelle Mission zu erfüllen haben. Soweit Ausnahmen darin vorhanden sind, haben wir keine Ursache auf sie einzugehen. Die hier vor uns stehenden Parteien - und die Reaktion kennt sie genau - bilden den Abflußkanal, durch den alle Unzufriedenheit, die sich gegen die Reaktion wenden muß und mit deren starker innerer Kraft sie zerschmettert werden könnte, abgehalten wird - damit wieder Ruhe und Besonnenheit herrsche. Die bis jetzt erstandenen politischen Parteien sind das Zentrum jeder Stagnation revolutionären Willens, sind Hemmung und Niederhaltung des explosiven Willens, der im Proletariat lebt, sind die Kühler des Hebels, mit dem die alte Welt aus ihren Fugen gehoben werden muß. Die politischen Parteien haben alle Hände voll zu tun sich zu erhalten, ihren Bestand und alles, was mit ihm zusammenhängt, in erster Linie: die Existenz. Die politischen Parteien, das mag schwer sein auszusprechen, sind die Dressuranstalten, in die das Gedankennetz hineingebracht und nach kurzer Zeit repariert zurückkommt mit gutem Schablonenapparat versehen. Was schrieb die „Rote Fahne", das Zentralorgan der V.K.P.D., das immer noch von großen Teilen revolutionärer Arbeitermassen als der Gradmesser revolutionären Aktionswillens, als das Symbol lebendiger Aktivität, als das Blatt des Bekenntnisses zum Tatwillen angesehen wird, zu dem Programmbekenntnis der Deutschnationalen, zu dieser reaktionären Kampfansage, die längst aus den Gefilden theoretischer oder phraseologischer Bedeutung herausgetreten ist, als Antwort auf die-se Kampfansage? Einen ganzen Satz verwendet sie als Kommentar dagegen, der so lautet: „Die Arbeiterschaft wird ihre Antwort darauf zu geben haben." Gut, die Arbeiterschaft hat die Antwort gegeben. Sie war auch diesmal undefinierbar, da es Vogelgezwitscher war, das durch die Demonstrationslinien ging. Und zu dieser Arbeiterklasse folgendes: Sie, die Arbeiterklasse, hat schon immer die Antwort gegeben, die immer danach aussah, d.h. sie hat als gesamte notleidende Klasse der Unterdrückten, Hungernden und Sorgenden niemals die richtige Antwort gegeben. Die richtige Antwort lag in ihrer eigenen Bewaffnung, um die sie zu ringen, blutig zu kämpfen hatte. Und hatte sie Erfolg damit, dann war es ihre erste Pflicht, mit der Waffe in der Hand alles, was sich ihr entgegenstellte, zu beseitigen. Und hatte sie noch keine Waffen, so hatte sie zusammengeballte Fäuste, die in das Gesicht der menschlichen Karikaturen, die auf die haarlosen Schädeldecken der Bourgeoisie gehörten und Beulen hinterließen. Oder, um im Sinne Max Hölz[16] zu handeln: habt ihr keine Waffen, so habt ihr doch Streichhölzer-jagt die Zwingburgen der Kapitalisten in die Luft, kauft euch Streichhölzer und steckt die Villen der Besitzenden in Brand, gießt nicht

16 Max Hoelz (1889-1933, in der Sowjetunion): USPD (1918), KPD (1919), KAPD (1920), Rebell und Agitator, Leiter der Roten Garden im mitteldeutschen Aufstand (1921).

Wasser, sondern Benzin in das Flammenmeer, holt euch Dynamit und laßt keinen Stein auf den (sic!) andern, denn diese Welt ist nicht mehr zu retten. Statt dessen aber hat die Bourgeoisie, die schwarze, die rote, die grüne, die blaue, die rosarote Reaktion, diesem Proletariat noch stets die Antwort gegeben und zwar die unzweideutige. Die Versprechungen, die die Parteien dem Proletariat, das Anhang ist, gegeben haben, waren nur papierne Versprechungen, die in die Tat umzusetzen keine Partei willens war. Die Versprechungen konnten im Proletariat fest verankert werden, weil die V.K.P.D. dafür Voraussetzungen schuf und Illusionen im Proletariat stärkte. Die K.A.P.D aber tat nicht alles - durch das praktische Beispiel, nämlich mit Hilfe der großen Initiative, diese Illusionen zu zerstören, um so den Hebel an der richtigen Stelle ansetzen zu können.

Die politische Situation ist also voll von explosiven Stoffen, die entladen werden müssen - so oder so. Dazu gehören Energien. Entladen werden muß die politische Situation entweder von der einen oder von der anderen Seite, von rechts oder links. Die Mitte ist das Mittelstück, das keine Kraft zur Gestaltung hat, es wird auch in Zukunft keinen Faktor bilden, sondern wird das Korn sein, das zwischen den beiden extremen Mühlsteinen zermalmt wird und werden muß. Die Klassengestaltung ist der Maßstab als Erfordernis für die Notwendigkeit der Aufnahme des Kampfes. Die Ablösung der Herrschaft wird verhindert, **weil sich das Proletariat hindern läßt durch sich selbst, durch seine von schlot-ternder Angst gepackten Parteien.** Es läßt sich hindern, die alten militärischen Machtinstrumente des Bestienstaates zu zerbrechen, um neue proletarische Machtinstrumente an seine Stelle zu setzen und so den kapitalistischen Staat Stück um Stück zerschlägt und den proletarischen Staat regiert. Die Gesellschaft, die sich heute noch als die herrschende betrachten kann dank dem unentschlossenen Handeln der breiten proletarischen Arbeitermassen und ihrer Parteien, bewegt sich seit Jahr und Tag am Rande eines jähen Abgrundes, in den sie hinabgestürzt werden muß mit all' ihren Stützpunkten, Hilfsinstrumenten und Machtfaktoren, die sich darstellen in der bürgerlich-verproletarisierten demokratischen Fanfare, hinabgestürzt werden muß mit allen Apparaten, die den gekennzeichneten Hilfs- oder Machtfaktoren, durch ihre Beziehungen zu ihnen, Vorschub zu ihrem weiteren Bestand leisten. Das Proletariat in seiner eigenen Klassengestaltung ist für diese historische Aufgabe berufen, soweit es aktiv ist. Der Mangel seiner Aktivität im positiven Sinne ist seine Schwäche. Seine Schwäche aber ist die Kraft der Bourgeoisie. Weiter aber, Schwäche des Proletariats und Stärke der Bourgeoisie wird auch in Zukunft die Voraussetzung sein für den Bestand einer Pionierabteilung in der Armee der Arbeitenden, die jetzt umgestellt werden müßte in die proletarische Kampfarmee. Sie wird umgestellt werden können und ihren Kampfaufgaben zugeführt werden, wenn die Reaktion in den Parteien des Proletariats nicht mehr so starkes lebendiges Element ist. Und diese Voraussetzungen geben uns den Boden, auf dem wir unsere Existenzberechtigung stützen und begründen.

Die Reaktion wird nicht aufhören zu rüsten, bis ihr natürlichster und grimmigster Feind, das ausgebeutete Proletariat, vor ihr zerschmettert am Boden liegt und um Gnade winselt. Das ist der Wille der Reaktion, dem wir unseren festen Willen entgegensetzen müssen. Daraus erwachsen unsere Aufgaben, die wir in einen Rahmen zu

bringen haben. Das ist der Rahmen einer werdenden Organisation zur Führung der militärischen Kämpfe.

III.

Die bisherigen militärischen Kampforganisationen.

Zwei Momente haben wir an dieser Stelle einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Erstens: die alten zerfallenen und noch bestehenden militärischen Kampforganisationen. Zweitens: die Märzaktion, die in der Hauptsache von ihnen geführt wurde, d.h. durch die Märzaktion insbesondere ist der Beweis der Unbrauchbarkeit der alten militärischen Kampforganisationen erbracht worden. Zergliedern wir die erste Frage, so müssen wir uns zunächst auf geschichtliches Tatsachenmaterial stützen und zurückgreifen bis ins Jahr 1919. Man kann sagen: Mit dem Abschluß der Januarkämpfe in Berlin, der großen Ruhrgebietkämpfe und der Februar - Märzkämpfe in Bremen usw. war der Abschluß einer bestimmten Konsolidierung erreicht. Diese genannten Kämpfe wurden ausgefochten mit den letzten Resten einer bis dahin noch schwach bestandenen revolutionären Arbeiter-Armee, die sich in der Hauptsache auch gegen die Sozialverräter wendete und den Kampf gegen den Sozialpazifismus aufnahm. Und diese Arbeiterarmee kann man überhaupt als die Armee der proletarischen Revolution ansprechen. Sie ist jedoch heute nicht mehr von organisatorischer Bedeutung, sie wird es aber wieder werden. Die Elemente in dieser Arbeiterarmee haben vor der deutschen Novemberrevolution schon in Reih und Glied gestanden und hämmerten gegen den alten kaiserlichen Staat, den sie zertrümmerten. Ihre Arbeit war methodisch, d.h. sie stand in dem Rahmen einer zweckentsprechenden Organisation. Diese Kämpfe gingen gegen die hier erwähnte Konsolidierung, die uns die heutigen Zustände gebracht hat, die Kämpfer kämpften zum weitaus größten Teil für einen proletarischen Staat, für einen Rätestaat, der natürlich den Bestand des „Rates der Volksbeauftragten" in seiner damaligen Verfassung zerschlagen mußte. Der damalige „Rat der Volksbeauftragten" war der verkörperte Willen des demokratisch-pazifistisch gesonnenen Kleinbürgertums, deren Interessen der „Rat der Volksbeauftragten" in allererster Linie und vornehmlich wahrzunehmen hatte. Und so wird es erklärlich, daß die Kämpfe geführt wurden unter dem Kommando des „Rates der Volksbeauftragten" gegen die kämpfende Arbeiterarmee. Der „Rat der Volksbeauftragten" hatte etwas ganz anderes zu tun, als die Voraussetzung zu schaffen für einen proletarischen Staat, denn er wollte den bürgerlichen Klassenstaat unter demokratische Oberhoheit mit dem Bestehen der wirtschaftlichen Ungleichheit. Er war also Werkzeug für die nunmehr wieder aus den Mauselöchern hervorgekrochenen Bürger gegen die jede proletarische Armee mit der Waffe in der Hand zu kämpfen hat.

Betrachten wir uns nach einer dreijährigen Entwicklung der deutschen Verhältnisse, die man allgemein mit dem Schlagwort: Deutsche Revolution bezeichnet - ihre ersten Anfangsphasen, so können wir hierzu noch folgendes erwähnen, um deutlicher zu werden:

Die Januarkämpfe in Berlin oder die Aufrichtung ihrer Barrikaden, die Februarkämpfe um die Räterepublik in Bremen, wo draußen im Felde der republikanischen Kleinbürger die Feldschlachten geschlagen wurden gegen die Freikorps, die letzten Märzkämpfe in Berlin, die Tage des München der Arbeiter, die schwachen Auftakte der Arbeiter im Ruhrgebiet, waren die ersten Versuche einer proletarischen Revolution. Die Versuche scheiterten, das Proletariat erlitt mit Unterstützung seiner eigenen Klassengenossen, die sich ihrer Aufgabe nicht bewußt waren, blutige Niederlagen, es wurde Opfer der Standgerichte von Ebert - Noske. Das Proletariat verkannte also seine historische Rolle, die nach dem Sturz des Imperiums einsetzende schwarz-rot-goldene Bourgeois-Revolution hinüber zu leiten auf die Basis der bewaffneten Klassenkämpfe - zur proletarischen Revolution.

Der Mangel proletarischen Willens, die Bourgeoisie mit ihrer demokratischen Republik zu zertreten, war die Voraussetzung zur Konsolidierung, zur Festigung der alten Herrschaft. Jetzt konnte der Verfassungs-Streit beginnen.

In Weimar bekam das „Volk von Deutschland" eine der Zeit entsprechende „neue" Verfassung, die neue Verfassung einen neuen Schutzring, der republikanische Wehrmacht hieß und die Republik schützen sollte. Die republikanische Wehrmacht wurde geführt und kommandiert von kaiserlichen Ordnungsoffizieren und ihren Kriegsministern. Die in Weimar geschaffene neu konsolidierte Reichswehrmacht, die den Beweis ihrer Existenzberechtigung für das Kapital dennoch erbracht hat, war, außenpolitisch betrachtet, der Entente noch zu groß und bot zu viele Gefahren für außenpolitische Konfliktaustragung. Sie wurde verkleinert. Anstelle der verkleinerten Reichswehrmacht trat dann die vertierte Schupo oder Sicherheitspolizei, traten also die deutschen Löwen und Wölfe im grünen Pelz, die kommandiert wurden angeblich von besonnenen älteren, demokratisch gesonnenen Elementen.

Die Reichswehrmacht war trotz der in ihr vorhandenen reaktionären Offiziere ein Instrument der Demokraten des Ausgleichs, die die Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten bestrebt waren. Allein es wurde ihnen aus den Händen gewunden - offiziell und inoffiziell. Das was rechts von der Mitte stand war mächtiger als die Mitte selbst und die extreme Rechte nutzte ihre auf wirtschaftliche Macht, auf die Macht des Geldbeutels gestützte politische Ueberlegenheit aus und machte aus dem militärischen Instrument der Demokraten einen absolut brauchbaren Apparat für die Blutmilitaristen. Das Gesicht des Militarismus steht heute in seinem ganzen Glanz da. Alle „legal für die Erhaltung der Republik" geschaffenen Machtinstrumente tragen ihr altes deutsches Gesicht wieder zur Schau. Alle Apparate sind so ziemlich gesäubert von sogenannten demokratischen Elementen, alle diese Machtinstrumente haben einen starken Einschlag von Reaktion, sie sind das Asyl für Bauernlümmels und Berufsfeldwebel mit Kommißstiefeln.

Diese Erscheinung war das Werk der Sozialdemokraten von Weimar, Cassel und Görlitz[17]. Das Werk der Görlitzer war aber auch das Werk der Hilfferdings. Der Mangel dieser kapitalistischen Werkzeuge wurde wettgemacht durch die Schaffung von illegalen Kampforganisationen, die zwar im Lager der Bourgeoisie sowie im Lager des

17 In Görlitz fand vom 18. bis zum 24. September 1921 ein Parteitag der SPD statt. Mit nur fünf Gegenstimmen nahm er ein neues Parteiprogramm an, welches das Erfurter Programm von 1891 ablöste und wesentliche marxistische Grundsätze aufgab.

Proletariats allenthalben geschaffen wurden, jedoch mit dem Unterschied, daß die illegalen Kampforganisationen des Bürgertums ihren Zweck vollkommen erfüllten, die des Proletariats nicht und in manchen Situationen doch nur ganz wenig und mangelhaft.

Es konnte nicht darauf ankommen eine illegale Kampforganisation um der Kampforganisation selbst willen zu bilden, sondern in der Hauptsache kam es darauf an, diese illegalen Kampforganisationen mit illegalen Kampfmethoden vertraut zu machen. Illegale Kampfmethoden drücken sich jedoch nicht aus in der militärischen Strategie allein, sondern illegale Kampfmethoden sind der Ausdruck der ungesetzlichen Handlungen selbst, ungesetzliche Handlungen, zu denen man nicht nur theoretisch auffordert, sondern die man stündlich praktisch ausführt - einmal um die Waffe selbst gebrauchen zu lernen und zum andern, um die bürgerliche Gesellschaft in ihrem Lebensnerv tödlich zu treffen. Tödlich trifft man die bürgerliche Gesellschaft, indem man sie stündlich beunruhigt, indem man versucht ihr Fundament zu unterminieren, indem man versucht den Bürgerschreck inmitten des Bürgerkriegs zu organisieren. Der Bürgerkrieg selbst ist heute keine nationale oder sogar lokale Erscheinung. Der Bürgerkrieg hat heute die Bedeutung des Weltbürgerkriegs, durch den der imperialistische Weltkrieg abgelöst ist.

So gewinnen die illegalen Kampfmethoden der illegalen Kampforganisationen heute eine ganz andere Bedeutung unter dem Gesicht der Struktur der Gesellschaftszustände. Es geht nicht an, daß die illegalen Kampforganisationen repräsentiert werden von großen Strategen, noch viel weniger aber von doktrinären Marx-Auslegern, die in jeder Phase des Bürgerkriegs erst ihr Gesetzbuch aufklappen und nachschlagen, ob Marx wohl auch diese Methoden verstehen würde, wenn er noch lebte, die in jeder Phase ihr Verfassungsmonstrum aufklappen, um nachzusehen, ob mit einer bestimmten Handlung die Verfassung auch nicht erschüttert oder gar das Parteiprestige zerschlagen wird, das Parteiprestige, das der Moral der Klassen und der Bürger respektiert, denen man dann jede Konzession zu machen gezwungen ist. Eine illegale Kampforganisation, die den kapitalistischkonsolidiertenMachtpositionen entgegengesetzt werden sollen (sic!), hat sich klar zu sein, daß sie in der Anwendung ihrer terroristischen Kampfmethoden nicht verstanden wird von der breiten Masse, ja vorläufig sogar verfolgt wird mit allen Mitteln der Dummheit und des Rückstandes. Jedoch diese hier gemeinten illegalen Kampforganisationen, die unter der Prognose der blutigen Gewalt kämpfen, haben in unseren Zeitläufen eine epochale Bedeutung - die bestehende Gesellschaft mit ihrer Moral zu überwinden, als Vorpostenkämpfer der wahren Menschheit ein tieferes ethisches Fundament vorzuzeichnen, die Wege zu zeigen, auf denen es erreicht werden kann. In den alten militärischen Kampforganisationen, die heute noch bestehen in der V.K.P.D. sowie in der K.A.P.D. ist das Gegenteil der Fall. Jene Organisationen in jenen Parteien werden niemals den illegalen Kampforganisationen lebendigen Aktionswillen einimpfen, werden nie lebendigen Odem spenden, werden nie schöpferische Kraft sein, werden nie Lebensnerv und sprudelndes, zuckendes, belebendes Element sein, werden nie Begeisterung, flammendes Feuermeer sein, sie werden dahinsiechen

als toter Kadaver, denn an ihren Spitzen stehen nur in sich selbst bereits zusammengebrochene junge Männer, die selbst weder Kraft noch Mut haben und deshalb auch nicht in der Lage sind - Leben zu entfesseln, Schlummerndes zu entfalten, zur besten Entwicklung der Gestaltung der kommenden organisiert sein müssenden Klassenkämpfe im Bürgerkrieg. Ein Beispiel dafür: Was nützt es, wenn die Parteihäuptlinge sich die Hände wund schreiben und nach dieser Richtung hin theoretisch richtige Ausblicke geben, was nützt es, wenn die Parteihäuptlinge sich für illegale Kampfzwecke Elemente kaufen, Werkzeuge ergattern und durch diese erklären lassen: handelt so, wie Max Hölz usw. Was nützen alle Werkzeuge, alle Instrumente, wenn sie den Zwecken der Sache nicht dienstbar gemacht werden, was nützen alle Kampffanfaren, wenn sie nur marktschreierische Bedeutung erlangen und nicht praktisch erprobt und mit allen Konsequenzen der Blutströme durchgefochten werden mit Händen und Zähnen. Was nützt alle Freude derjenigen, die nichts tun und sich gekitzelt fühlen, wenn etwas zur Explosion getrieben, etwas in seinen Fugen erschüttert und zum Toben kracht, was nützt das alles, wenn man jenen ohne jede Wirkung immer wieder zurufen muß:

Handelt selbst, seid selbst Männer der Tat!

Diese Erscheinung, die Erscheinung der Feigheit war der Grundton der alten illegalen Kampforganisationen unter der Leitung der Parteien als Kontrollorgane. Im besten Falle wurden sie als Beschützer der in illegalen Perioden tagenden Parteitage, im besten Falle waren sie der Schlupfwinkel der Herdentiere, die froh waren, daß man in sie nicht allzuviel Erwartungen setzte, die froh waren, wenn man möglichst nicht viel von ihnen verlangte, die froh waren, wenn sie den Auftrag bekamen oder ihn sich selbst nahmen, verirrte, aus der Reihe tanzende, wilde Indianer, wie man die Kampfesfrohen bezeichnete, zurückzuholen von dem beschrittenen Wege und sie in den Parteirahmen, der für Ruhe und Ordnung sorgt, einreihen konnte. Dann sprach man gewöhnlich von dem Riesenerfolg, den ein Häuptling der Strategie erzielt hatte. Durch den Auflösungsprozeß der bisherigen militärischen Kampf-Organisationen ist den Eingeweihten und allen kritischen Beobachtern Gelegenheit gegeben, klar zu sehen, wie Männer, Repräsentanten der alten illegalen Kampforganisationen, mit dem größten Weitblick um sich sahen, wie weit sie gehen durften, um nicht mit dem Gesetz in Konflikt zu kommen. Dabei waren es aber illegale Kampforganisationen - also eine Tragik-Komik, die die Ironie des Geschickes repräsentierten. Nach Rußland blickten sie gar oft und taten sich gütig, wenn sie etwas von den früheren russischen Kampfmethoden der Bolschewiki von und vor 1905 aufgeschnappt hatten und das schablonenmäßig in Deutschland und mit demselben Schneid der Exaktheit hier übertragen konnten. Daß sie zwangsläufig entsprechend den Verhältnissen und der gesellschaftlichen Struktur methodisch zu arbeiten hatten, daß (sic!) vergaßen sie, sie vergaßen, daß das, was vor und nach 1905 in Rußland richtig und notwendig, 1919 in Deutschland falsch war und unter anderer Devise in Angriff genommen werden mußte. Ja, das ist schlimm, wenn an der Spitze solcher Bewegungen Leute stehen ohne eigene Tradition, ohne eigenen Horizont, Leute, die über die Bedingungen und Erfordernisse des Klassenkampfes keinen Maßstab fanden und nicht Bescheid wußten, Leute, die die Kämpfe des Rußlands im zaristischen Milieu vergleichen wollten mit den Kämpfen einer im Weltkrieg der Imperialisten erschütterten und zusammengebrochenen Staatsmacht und seiner von Gottes Gnaden gestützten Staatsautorität, die Phasen hinter sich hat, in der sie zer-

malmt war, Phasen, in der man das ganze Gottesgnadentum mahlen konnte wie man Korn zum Mahlen in die Mühle bringt. Die zaristische Zeit als Imperium lag in Rußland als faktische Bedeutung hinter uns und war nicht mehr zu vergleichen mit den Zeiten als Anfänge eines neuen Imperiums nach dem Sturz der deutschen Kaiserbärte. Deshalb war das Geheimnistun unangebracht und konnte die vorhandenen Energien im Proletariat und auch durch die illegale Kampforganisation nicht mehr zur Loslösung bringen. Der Anfang der illegalen Kampforganisation war in Wortgefechte gehüllt und so ist es bis heute geblieben. Und jetzt kommt es darauf an - eine illegale Kampforganisation zu schaffen, die Ungesetzlichkeiten begeht, jetzt kommt es darauf an - ein Werkzeug, ein Instrument dem klassenbewußten Proletariat zu geben, das mit dem Gebrauch der Bombe Bescheid weiß, das sich in den Gefilden der Chemie zurechtfindet, das Dynamit als seine tägliche Nahrung gebraucht, das Dynamitbomben auf den Straßen rollen läßt, wie sich beim Sturz des deutschen Kaisertums seine Fahnen in den Gossen herumtrieben. Jetzt kann und darf dieser Art nichts mehr verborgen bleiben, jetzt hat es sich auszuwachsen, jetzt sollen die Dinge erprobt werden, jetzt sollen die großen und die kleinen, die gekrönten Persönlichkeiten und die immer lustigen Reisediener beiseite geschoben werden; jetzt wo die Waffen geschliffen werden - gilt ihnen ein Halt bis die

> Waffen unter Toben und Krawallen, Erschütterungen und Getöse, zerschmetternd die proletarische Sprache reden!

Wird erst diese Sprache geredet, dann werden wir die erste Etappe hinter uns haben und wir können froh sein in der Genugtuung - jetzt ist die illegale Kampforganisation geschaffen als Zweckmäßigkeitsorganisation, jetzt ringt sie nicht mehr um ihre Anerkennung, jetzt ringt sie blutig um die Macht des Staates, jetzt können wir rufen:

> Unter Führung der illegalen Kampforganisation werden die Arbeiter regieren und alles dem Vergänglichen zuführen, was in der Hölle zum Verbrennen gebraucht wird und im Himmel keinen Platz, im Paradiese keine Existenzberechtigung hat!

Im alten Spartakusbund, der noch immer der Schuttabladeplatz für jeden Schmöker gewesen ist, wurde die Schaffung von illegalen Kampforganisationen zur Sensation und nicht lebendige Kraftquelle. Dadurch mußte naturgemäß die Schaffung dieser illegalen Kampforganisationen etwas Mechanisches, ein auf dem Papier Stehendes und zurecht konstruiertes Schablonenwerk werden. Man wußte nichts anderes und nichts besseres zu tun, aber „Bewegung", „Lebendigkeit" mußte vorhanden sein, oder richtiger gesagt, vorgeschützt werden. Man fand genug entmilitarisierte, politisch angehauchte „Stabsoffiziere", die sich einen Broterwerb suchten und die Landesteile durcheilten in ihrer wichtigen Mission, die „geheimnisvoll" genug betrachtet wurde. Das we-nig urteilsfähige aber ehrlich gesonnene Proletariat war voller Erwartungen von diesem neuen, der Zeit entsprechenden „Schaffenswerk" durch die politische Organisation. Das primitive Proletariat brachte gewiß genug Kraft, Ernst und Begeisterung auf, mitzuhelfen an der Schaffung von etwas Frischem und Lebendigem, an dem es seine Freude hatte, in dem Glauben, daß das der Hebel für die proletarische Revolution werden könne, nachdem für sie auf dem ökonomischen Gebiet alle Voraussetzun-

gen gegeben waren. Es hat sich darin getäuscht und mußte enttäuscht werden, sofern es begriffen hatte, daß alle diese Gebilde von illegalen Kampforganisationen nichts anderes waren als das Werk von Parteischwätzern, die einen Beruf suchten zu ihrer eigenen Erhaltung. Diese geschaffenen Organisationen in den Dienst eines ausgebrochenen Kampfes zu stellen, war zu viel verlangt, dazu waren sie auch nicht vorhanden, denn sie konnten ja in dem zu führenden Kampfe geschlagen, damit also auch zertrümmert werden, was gleichbedeutend war mit der Vernichtung von Existenzen, die zu erhalten ihnen wichtiger war als alles andere. In den Parteien wechselten Auflösung und Neuaufbau der illegalen Kampforganisationen ab, angeblich, um sich den veränderten Verhältnissen anzupassen - Allerdings, wie es hieß, im schlauen, klugen, taktischen Sinne. Alle diese bisherigen Gebilde bildeten den Unterschlupf für Charlatane und für solche, die Bedürfnis hatten, nach außen hin dekorativ als sogenannte Waffenkämpfer zu glänzen. In Situationen, wo es darauf ankam, seinen Mann zu stehen, kroch der ganze Bestand der illegalen Organisation zusammen und wurde zu einem Haufen feiger Kriecher. In anderer Hinsicht aber taten sie noch ein anderes. Sie waren meistens von Natur aus große Märchenerzähler und konnten sich deshalb auch nicht an den Charakter einer illegalen Organisation in ihrerer Arbeit gewöhnen, sie hatten ja gar keine Veranlassung dazu, und zu wirklicher illegaler Arbeit hatten sie keine Beziehungen. Wenn irgendwelche Vorbereitungsarbeiten zu machen waren, so konnte man mit 99 Prozent Sicherheit annehmen, daß von diesen Arbeiten die Polizei eher etwas wußte, als die Ausführenden selbst. Und bei bestimmten Aktionen war es so, daß von den auf dem Papier stehenden und bei Paraden immer anwesend gewesenen „Kämpfern" die Kompagnien zusammenschmolzen zu winzigen Häufchen. So erzog man also Paradesoldaten übelster Sorte, die eben zu nichts Revolutionärem zu gebrauchen waren; sofern man Gewehrreinigen als eine revolutionäre Tat ansah, waren sie revolutionär. Es gab natürlich auch Abweichungen, aber die kamen zu selten vor und waren auch zu winzig, ihnen fehlte das Wesentliche, die Elementarkraft.

Es fehlte diesen illegalen Kampforganisationen die Anwendung der entsprechenden Kampfmethoden als Ausdruck des eisernen Willens, der brutalsten Rücksichtslosigkeit; es fehlte ihnen von vornherein das Gepräge, das gewonnen werden konnte durch die lebendige Vorbereitungsperiode mit ihrer praktischen Auswirkung; es fehlte die praktische Vorbereitung, die stets sichtbar sein, d. h. darauf hinauslaufen muß, die bürgerliche Gesellschaft zu beunruhigen. Jedoch darf diese Beunruhigung nicht isoliert sein von dem großen politischen Geschehen, sie ist also nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, sie darf nicht die in der Masse instinktiv vorhandenen Rachebedürfnisse allein befriedigen, sondern muß Schritt halten mit einer politischen Parallele, sie muß also mit dem politischen Gradmesser gemessen werden und fordert daher ein Maß von Einsicht und Einklang im Rahmen der politischen Perspektive, sie muß Ursache haben und die Ursache muß zur Wirkung, die Wirkung zur Gestaltung getrieben werden. Soviel über die Beunruhigung der bürgerlichen Gesellschaft.

Anders jedoch verhält es sich mit der Vorbereitung in dem hier zu verstehenden Sinne. Die Vorbereitung soll so verstanden werden, daß sie etwas Isoliertes von allem Geschehen sein kann, ja sogar sein muß, weil die Vorbereitung selbst ein Faktor in der Geschichte der proletarischen Revolution ist, d. h. es kann hier nicht gemeint sein: Vorbereitung von ökonomisch-politischen Kämpfen, die mit der Waffe in der Hand

ausgekämpft werden sollen und müssen, sondern es dreht sich einzig und allein um die Sicherung der Durchführung und Auskämpfung ausgebrochener Kämpfe. Den politischen Parteien mag es überlassen bleiben, inwieweit sie selbst es verstehen, den historischen Prozeß zu beeinflussen, seinen Abschluß zu beschleunigen. Daß sie eingreifen in das Triebwerk des politischen Getriebes, unterliegt keinem Zweifel. Wie sie eingreifen, das unterliegt unserer Beurteilung und Kritik, die auch aus dem Stadium der bloßen Kritik herausgestoßen werden kann - bis zum aktiven, lebendigen Allein, Selbsthandeln! Das setzt natürlich voraus, eine in uns selbst gefestigte innere Stärke, die mit elementarer Wucht losschlägt und die willensstarken und entschiedenen Elemente automatisch zu uns stoßen läßt, für die wir dann auch Verwendung haben müssen. Das Ganze aber setzt wieder voraus, eine methodische Vorbereitungslinie zur Gestaltung aller politisch-militärischen Dinge.

Unsere ganze Vorbereitungsarbeit stützen wir auf unsere Erkenntnis: die Klassenkämpfe können nicht ausbleiben, das Ringen zwischen Proletariat und Bourgeoisie drängt zu einer endgültigen letzten Entscheidung, drängt zu einem endgültigen letzten Abschluß, zwingt uns zur Vorbereitung und Schaffung eines freien Schußfeldes, bringt uns das Bewußtsein, daß die Waffenkämpfer, mobilisiert in Permanenz, sich frei machen müssen von der illusionären Schlagwortparole: „Gewehr bei Fuß!" Daß diese üblen Schlagwortparolen zerschlagen werden können, ohne daß wir uns Gewissensbisse zu machen brauchen, dafür haben wir die und jede Voraussetzung zu schaffen.

Was verstehen wir unter der neuen Linie der dauernden Beunruhigungspolitik und der methodischen Vorbereitung? Die Frage aufwerfen, heißt sie behandeln, heißt sie zur praktischen Entscheidung bringen.

Um für unsere Behauptungen Beweise zu erbringen, haben wir uns mit der Märzaktion, die in Mitteldeutschland ihre Metropole hatte, zu befassen.

IV.

Was lehrt uns die März-Aktion?

In Frankes Verlag, G.m.b.H. Leipzig-Berlin, ist eine Broschüre erschienen, die in knapper Form die März-Aktion des deutschen Proletariats behandelt, behandelt in der richtigen Erkenntnis, die in folgenden drei Hauptmomenten richtig beurteilt und dem kämpfenden Proletariat zum tiefen Nachdenken empfohlen wird:[18]

1. „Allein um den Preis von Zehntausenden von Toten vermochte das deutsche Proletariat bisher nicht den Sieg zu erringen.
2. Die Geschichte des deutschen Bürgertums zeigt immer klarer, daß die Proletarier-Revolution ohne bewaffneten Aufstand nicht siegen kann; das deutsche

18 Plättner zitiert im folgenden - nicht immer wortgetreu - aus der Broschüre „Das Leunawerk. Lehren aus der Märzrevolution", Leipzig/Berlin 1921, S. 3, 4, 7, 8, 20, 21, 24, 25.

Proletariat muß mit ernsten militärischen Kämpfen auf seinem Befreiungsweg rechnen.

3. Das deutsche Proletariat stand in keinem einzigen Stadium seiner Kämpfe ausreichend gerüstet da."

Diese drei, von einem V.K.P.D.-Genossen gegen seine eigene Partei ausgesprochenen und gegen das Proletariat anwendbaren, sehr wichtigen Thesen finden ihren weiteren Ausdruck in folgender gegliederter Analyse, die beweiskräftig die Dinge beim richtigen Namen nennt. Wir sind zwar nicht der Meinung, daß sich das kämpfende Proletariat in seiner Gesamtheit vor Uebernahme der Macht ausreichend und im Sinne einer regulären roten kommunistischen Armee bewaffnen könne, sondern wir meinen, daß es genügt, wenn die an richtiger Stelle stehenden und arbeitenden Stoßtrupps genügend bewaffnet sind, wir meinen weiter, daß der Kampf um die Bewaffnung selbst ein in Phasen geteilter Kampf sein wird, also sogar ein Kampfziel im teilweise bewaffneten Kampf selbst.

a) Die Bandenkämpfe.

1. „Wenn irgendwo, so waren in Mitteldeutschland die Vorbedingungen dafür gegeben, daß der bewaffnete Aufstand der Arbeiterschaft nicht beschränkt bleibe auf bewaffnete Banden, sondern zu größeren Kampftruppen emporwachse. Dem gegenüber sehen wir, daß der Aufstand über den Kampf loser, bewaffneter Banden nirgends hinausgeraten ist, selbst dort nicht, wo alle diese günstigen Umstände am meisten vorhanden waren. Wir sahen verschiedene kleine Truppen und Gruppen, die voneinander isoliert kämpften und die weder miteinander, noch mit der politischen Leitung irgend eine Verbindung hatten. Nirgends zeigte sich auch nur für einen Augenblick eine einheitliche Leitung. Ja, was am traurigsten ist, nicht einmal das Bestreben nach einer einheitlichen Leitung. Nirgends denkt man an ein Zusammenfassen der Kräfte, an die Formierung von Reserven, an die Befreiung der bedrängten Orte, daran, die vereinigten Kräfte an einem Punkt ins Treffen zu führen, die Entscheidung zu erzwingen, den Gegner ernst zu schlagen und zu vernichten. In allen diesen Kämpfen finden wir nicht einmal die Spur der elementarsten militärischen Erwägungen.

2. Wie vernichtend es auch klingen mag, wir müssen es klar heraussagen, daß wir während des Märzaufstandes bei keinem dieser Kämpfe auch nur die Spur der ideologischen oder organisatorischen Bereitschaft für den Bürgerkrieg finden. Zu gleicher Zeit, wo die unter der Führung der Sozialdemokratie stehende Gegenrevolution schon sich vollständig zum Bürgerkrieg vorbereitet und organisiert hat.

3. Die Gegenrevolution vollführte demnach alles erfolgreich, was die Revolution hätte vollführen sollen, wenn sie siegen wollte und an dessen Vollführung der Aufstand nicht einmal dachte.

4. Die Gegenrevolution schuf sich eine operative Zentrale, durch die Errichtung eines Generalstabs. Im Aufstand finden wir keine Spur eines operativen Gedankens, eines militärischen Planes oder einer Planmäßigkeit.

5. Die Gegenrevolution unterstellte ihre bewaffnete Macht einer einheitlichen, taktischen Leitung; im Aufstandsgebiet wußte der eine Bandenführer nicht, was die in der Nachbarschaft kämpfende zweite Bande tat.

6. Die Gegenrevolution organisierte und ergänzte ihre Polizeibanden zu Truppen. Der Aufstand konnte sich nicht für einen Augenblick über die Organisierung von Banden emporheben.

7. Die Gegenrevolution sah ein, daß sie Kräfte nicht zersplittern dürfe, und entzog daher weniger wichtigen Orten ihre Kräfte, konzentrierte alles auf die wichtigen Orte. Der Aufstand konnte das keinen Augenblick lang einsehen, eroberte vollständig unnütz Orte, die ganz unbedeutend waren, wo es gar keinen Widerstand gab, und mit deren Eroberung er dem Feinde nichts schaden konnte und nur seine eigenen Kräfte fesselte.

8. Die Gegenrevolution organisierte starke, bewegliche Reserven, um die Gesetze des Handelns diktieren und die Entscheidung erzwingen zu können. Der Aufstand konnte nicht zu größeren Truppeneinheiten gelangen, vermochte sich daher keine Reserve zu schaffen und dachte nicht einmal, wie vernichtend die Kritik auch klingen mag, an das Handeln, geschweige denn daran, daß er die Entscheidung erzwingen wollte.

9. Die Gegenrevolution schießt überall ohne Schonung die revolutionären Arbeiter nieder, macht sie kampfunfähig oder setzt sie gefangen. Die Aufständischen duldeten gemütlich und human (sträfliche Humanität!) die vor ihren Nasen einherstolzierenden Schupoposten und entlassen mit einer freundschaftlichen Backpfeife die gefangen gesetzte Sipopatrouillen."

Die politischen Theaterakte und militärischen Exerzierkomödien auf dem Leunawerk, die alles bis dahin in der Revolution an skandalösen Kindereien dagewesene weit übersteigen und die der kämpfenden Arbeiterschaft unermeßliche Opfer brachten, finden in folgender Darstellung ihre richtige Einschätzung:

b) Das Leunawerk.

„Am 21. März fand die bedeutungsvolle Sitzung statt, in der 12000 Arbeiter der Leunawerke den Beschluß faßten, in den Kampf zu ziehen, um die Schupo zu entwaffnen. Am 22. März werden bereits in den Werken unter die Arbeiter Waffen verteilt, und am 23. und 24. ist die militärische Organisierung mit vollem Dampf im Gange. Die Arbeiter werden in die rote Truppe eingereiht. Es werden insgesamt 15 Hundertschaften zu Fuß, eine Pionier- und eine Radfahr-Hundertschaft gebildet. Die Ausrüstung kann nicht vollkommen sein, denn es stehen nicht für jeden roten Soldaten Waffen zur Verfügung. Allein jedenfalls gab es genug Waffen, Maschinengewehre und Handgranaten, damit die Leunawerke militärisch zu einem wichtigen Zentrum hätten werden können. Bei der Einnahme der Leunawerke erbeuteten die Regierungstruppen, obwohl mehrere hundert bewaffnete Arbeiter schon vorher die Werke verlassen hatten, 800 Waffen und 3 Maschinengewehre.

Politisch war die Lage in den Leunawerken ungünstig. Man bildete einen Aktionsausschuß und eine Kampfleitung. Auch drei Verwaltungskommissionen wurden ins Leben gerufen. Die Rechtskommission hatte als revolutionärer Gerichtshof, die Pressekommission als Propagandaorgan und die Verpflegungskommission als Verwalter der Verpflegung fungieren sollen. Im Aktionsausschuß waren zwei Fraktionen: die V.K.P.D. und die K.A.P.D. Militärisch war zu Beginn die Leitung in der Hand der V.K.P.D., allein diese Leitung war so energielos, daß die K.A.P.D. alsbald die Führung

an sich reißen konnte. Allein auch diese neue Leitung erwies sich als unfähig und machte kaum etwas anderes, als daß sie die Planlosigkeit und Kopflosigkeit der ersten Leitung noch steigerte.

Fragen wir, was die rote Truppe der Leunawerke eigentlich ausgerichtet hat, so erhalten wir wahrlich eine recht traurige Antwort. Wir können feststellen, daß die Organisation gut war, die Verpflegung direkt ausgezeichnet. Damit ist es aber schon aus. Die aufständischen Arbeiter haben in den Leunawerken garnichts getan und nichts erreicht. Militärisch versagte die Organisation vollständig. Wir sehen, daß die Abteilungskommandanten und Kompagnieführer zum großen Teil tapfere und wackere Genossen waren, die ihre Sache auch gut erledigten. Sie konnten ihre Hundertschaften nicht nur exerzieren lassen, sondern sie hielten sie auch in ihrer Hand. Allein - und das ist das entscheidende Uebel - eine höhere Leitung als die der Kompagnieführer finden wir bei den Truppen der Leunawerke nicht.

Was wurde militärisch in den Leunawerken eigentlich gemacht? Außer der Sicherstellung der Werke und zweier kleinerer Patrouillenscharmützel nichts. Die unter den Waffen stehenden Proletarier haben in den Leunawerken einfach fleißig exerziert. Wie peinlich auch die Wahrheit ist, sie muß ausgesprochen werden, daß niemand in den Leunawerken daran gedacht hat, was eigentlich das Ziel der Bildung der roten Truppe ist. Niemand beschäftigte sich mit der Aufgabe, festzustellen, was der Aufstand eigentlich zu tun hatte, wie man ihn zum Siege führen könnte. Weder politisch, noch militärisch wurde die Lage der Leunawerke zu Ende gedacht.

Wie war die Lage? Was hätten die Aufständischen tun können? Drei Möglichkeiten standen ihnen offen:

1. Sich zu organisieren, dann untätig sitzen zu bleiben und nichts zu unternehmen, um ihre Kraft zu steigern. Die Aufständischen der Leunawerke wählten leider diese Möglichkeiten.
2. Die Hilfsquellen der Leunawerke zur Organisierung auszunutzen und dann die Werke zu verlassen, um sich mit den übrigen kämpfenden Truppen zu vereinigen und mit ihnen gemeinsam den Kampf aufzuneh-men.
3. Schließlich, und das war der natürlichste Weg, die Leunawerke als Operationsbasis zu benützen und auf diese Basis gestützt die Offensive einzuleiten."

Wir haben uns erlaubt aus jener von uns oben angeführten Broschüre die wesentlichsten Stellen als Auszug hier wirken zu lassen. Wir nehmen an, daß diese Kritik an der Märzaktion ausgesprochen von einem Genossen aus der V.K.P.D., bei den Massen in der V.K.P.D. mindestens mehr wert ist als unsere eigene. Die Kritik schlägt die V.K.P.D. zu Boden und zeigt, daß die Mannen in der K.A.P.D. mindestens nicht besser waren als die in der V.K.P.D. Was wir jedoch in der Broschüre vermissen, das ist die allein richtige Schlußfolgerung, die wir an anderer Stelle zu ziehen gezwungen sind. Damit fehlt also jener Kritik der Inhalt, ja mehr, soweit Schlußfolgerungen gezogen sind, sind sie unbrauchbar und zeigen uns, daß der Kritiker seine eigene Kritik nicht begriffen hat, denn sonst hätte er wissen müssen, daß sein Vorschlag, den gesamten

Massenapparat seiner Partei umzustellen in einen militärischen Massenapparat, nichts anderes in seiner Auswirkung sein kann, als die alte Methode der militärischen Massenorganisation neu zu restaurieren. Die angewendete alte Methode aber war zum weitaus größten Teil mit die Voraussetzung zum Zusammenbruch des mitteldeutschen Aufstandes. Diese Methode gerade war ja das Hemmnis aller Elemente, die mit der Waffe in der Hand kämpften und nicht unter eine einheitliche Leitung zu bringen waren. Das aber war ein Erfordernis der Stunde. Die Einstellung jenes Kritikers zeigt, daß er seiner Partei die Lorbeeren retten will: sie habe den Aufstand geführt, sie allein nur konnte ihn führen und durchführen, ihr allein gehört das Recht des Anweisens und Befehlens, ihre Herrschaft, gestützt auf die Parteirücksichtnahme, ist die allein maßgebende. Diese Einstellung aber bedingt, daß beispielsweise der Anhang der K.A.P.D., die also, die unter Kommando der K.A.P.D. kämpfen, sich nicht beirren lassen von den Generalstäblern der V.K.P.D. Der Erfolg wird immer wieder sein: ein getrenntes Marschieren der proletarischen Militärformationen, ein getrenntes Schlagen dieser Formationen - das Resultat: eine vernichtende Schlappe für das Proletariat, das nicht konzentrisch seine Kräfte zusammenballte und ins Treffen führte. Die politischen Parteien mögen ihren politischen Apparat in den Händen behalten. Der Gang der Geschichte wird es zeigen, welche politische Linie und Methode die stärkste Kraft aufbringt - das Tempo vorzuschreiben. Militärisch ist es an der Zeit, aufzuhören - Paradepferde zu füttern, im Dunkeln zu manöverieren (sic!) und hundert egoistisch und eifersüchtig eingestellte Apparate nebeneinander aufzustellen. Gelingt uns das, dann haben wir zwar noch keine großen militärischen Verbände, noch keine rote Armee, aber wir haben eine geeinte einheitliche Führung, wir haben einen einheitlichen roten kommunistischen Generalstab, wir haben einen einheitlichen roten kommunistischen Führerapparat, der dann Kraft und Geschick genug haben wird, aus der jetzigen großen wirtschaftlichen Millionenarbeiterarmee die Kräfte herauszuziehen zum militärischen Kampf, diese wirtschaftliche Arbeitsarmee zum Teil und soweit es notwendig und zweckmäßig ist, umzustellen in die militärische Waffenkampfarmee.

Wir sehen also, die Lehren aus der Märzaktion sind so umfangreich, so unerschöpflich, sofern wir aus ihnen die richtige geschichtliche Erkenntnis zur Gestaltung der kommenden unausbleiblichen Kämpfe gewinnen. Es gilt diesen Kämpfen von vornherein neue Formen und Methoden zu geben. Zwar sind die der kapitalistischen Struktur angepaßten Formen und Methoden des proletarischen Klassenkampfes mehr oder weniger in allen Kampfphasen, durch die das Proletariat zwangsläufig gegangen ist, schon angewendet worden; allerdings stets in unzulänglichem Maße, jedenfalls im Verhältnis einer übertriebenen Zurückhaltung, Ängstlichkeit und Rücksichtnahme. Es wurde Rücksicht genommen auf die, die nie Rücksicht auf uns nahmen und niemals nehmen werden.

Wir sprachen in diesem Kapitel von neuen Methoden, die deshalb nur neu sind, weil sie zum ersten Mal in unserer spezifisch proletarischen Kampfphase in Erscheinung getreten sind, d. h. sie sind praktisch angewendet worden, nachdem sie jahrelang in unserem Gehirn aufgestapelt waren, während wir aber längst Gelegenheit und Ursache genug hatten, diese Methoden praktisch gegen die Bourgeoisie anzuwenden, anzuwenden mit solch explosiver Gewalt, daß ihre Willenszentren schon längst dem Erdboden gleich gemacht sein müßten. Nun, die neuen Kampfmethoden sind also losgelöst und

teilweise erprobt mit gutem Erfolg. Das in Schrecken gejagte und noch an allen Gliedern zitternde Bürgertum mag darüber erzählen. Die Anwendung dieser neuen Kampfmethoden ist zwar ein teilweiser und wäre ein absoluter Erfolg, wenn diese praktisch angewendeten „neuen" Kampfmethoden die genügende praktische Vorbereitungsperiode gehabt hätten. Die rücksichtslose Sprengung aller bürgerlich-politisch-militärischen Stützpunkte zeigte uns in Mitteldeutschland den Erfolg. Und weiter: zum ersten Mal in dieser Kampfphase haben wir einen Beginn in der Rücksichtslosigkeit, also eine Etappe erreicht. Bisher war es so, daß wir in allen Kämpfen uns nicht an das Privateigentum heranwagten, wir schützten es und ließen eher unsere Frontkämpfer hungern; wir ließen den Geld- und Goldbestand auch dort in der Quelle, in den Banken, wo wir die Möglichkeit hatten, ihn herauszuholen, und was hätte damit alles getan werden können! Die Kämpfenden selbst aber, alle die freiwillig zu uns Kommenden haben begriffen, daß unser Kampf aus vielen Etappen besteht und daß es darauf ankommt, wenigstens die Momente auszunutzen, die uns die Ausgestaltung und Festigung der Etappe gewährleisten, um im gegebenen Augenblick wieder einen Vorstoß unternehmen zu können mit stärkerer Sicherheit auf den zu erringenden Erfolg. Unser Befreiungskampf geht eben durch die Etappen des Kleinkrieges, d.h. geht über kleinere Feldschlachten der letzten Entscheidungsschlacht entgegen.

Ueberlegen wir uns: die in Mitteldeutschland methodisch angewendeten Kampfformen haben jetzt ihre Tradition bekommen. Behalten wir das im Auge, dann werden wir rüsten müssen, dann werden wir uns vorbereiten müssen, damit diese Dinge von vornherein wuchtigere Gestaltung bekommen, eine Art mechanische Triebkraft besitzen. Diese mechanische Triebkraft darf natürlich nicht falsch verstanden und falsch angewendet werden. Sie soll uns nur die Anwendung der Kampfmethoden erleichtern, indem wir uns auf die Dinge konzentrieren und in jedem Gebiet die Stützpunkte der Bourgeoisie zerstören. Wir müssen die Notwendigkeit begreifen, in Zukunft mehr um uns zu blicken und vorwärts zu treiben, wir müssen begreifen, daß eines der allerwichtigsten Erfordernisse ist: die Verhinderung von Truppentransporten und Truppenverschiebungen. Das setzt voraus, daß man in Zukunft jede Verkehrsverbindungsmöglichkeit von vornherein zerstört. Bisher konnte man eine absolute Konzentration auf diese Dinge von den im Vordergrund der Bewegung Stehenden nicht erwarten, da sie beschäftigt genug waren in ihrer großen militärischen Spielorganisation, die sich dann aber auch, soweit sie überhaupt Kampffaktor selbst sein will, naturgemäß den Kampf ganz anders vorstellt, als er seinen Anfang nehmen muß. Diese hier gemeinten und aus der militärischen Spielorganisation alles übernommen und nichts gelernt habenden Strategen vergaßen, daß, wenn sie schon bis dahin paradierten, im Kampfausbruchsaugenblick mindestens ernster an die Lösung der Aufgabe heranzugehen haben. Statt dessen spielten sie weiter und machten Vogelspäße, erneuerten hundertmal ihr der Schupo gestelltes Ultimatum und - spielten weiter. Von der Schupo konnten also die Ultimatumsteller nicht ernst genommen werden, im Gegenteil, die Regierungstruppen merkten die Schwäche und nutzten diese naturgemäß aus. Und deshalb sagen wir Folgendes: Entweder war man sich klar, das Ultimatum realisieren zu können und den Kampf aufzunehmen, dann aber auch rücksichtslos und wenn ganze Orte dem Erdboden gleich gemacht werden, oder aber man sah von vorn herein, daß ein gestelltes Ultimatum nur eine leere Drohung bleiben kann; dann aber stellt man kein Ultimatum, sondern steckt

die Hände in die Hosentaschen, macht den Kragen hoch, setzt den Hut ins Gesicht und geht wie eine schmollende Hündin über Land, wie es in solchen Situationen dann immer geschehen ist. Und noch ein anderes haben wir in Mitteldeutschland erlebt: ein Symptom für die militärische Massenorganisation und ihren papiernen Paradesoldaten - die Lügen nicht nur in der Berichterstattung der Kuriere, sondern auch in den Zahlenangaben der Verantwortlichen, wonach wir über Riesenmengen von Gewehren und anderem Material verfügten; wenn es jedoch darauf ankam, es zu benutzen, dann war nichts vorhanden. Von zu jeder Arbeit absolut brauchbaren Kommandos wurde viel geredet, wollte man diese Kommandos haben, dann waren sie entweder nicht vorhanden oder die Erschienenen waren unbrauchbar, weil ungeübt. Das alles konnte die große militärische Massenorganisation, dieses Paradegebilde zeitigen, weil man sich in diesen Organisationen nicht vorbereitet auf die einzigen Funktionen, die diesen Apparaten obliegen. Das Ganze wird gekrönt durch einen andern Umstand: in den großen militärischen Massenorganisationen konnten sich allerlei Unverantwortliche verstecken, die plötzlich an verantwortlichen Stellen standen und den angeblich Verantwortlichen machten. Und diese Verantwortlichen brachten es fertig, den offiziellen Kurieren, die mit offiziellen Aufträgen aus den Kampfzentren kamen, einfach zu sagen, sie brauchten keine Anweisungen und würden nach ihrem Ermessen handeln. Anstatt aber überhaupt zu handeln, ließen sie Sipo und Schupo ungehindert in das Kampfgebiet hinein. Es war ein Jammer zu erleben, wie Hilfe aus allen Teilen Deutschlands kam und niemand konnte sich ihrer annehmen, denn eine Führung war nirgends vorhanden. Die militärischen Führer aber, alte Führerkarikaturen, machten geschickt ihre Reise um das Kampfgebiet herum und setzten sich in Leipzig fest, um von hier aus zu befehlen, ohne zu wissen, wie es im Kampfgebiet aussah, ohne also zu wissen, was im Augenblick für Befehle gegeben werden mußten. So konnte es kommen, daß sich jeder selbst überlassen war und niemand Rat wußte.

Dieses völlige Durcheinander wird aufhören, wenn man einen eng begrenzten Kreis zu den vorbereitenden Arbeiten heranzieht, ihnen Pflichtgefühl und Verantwortung einimpft, ihnen bestimmte Instruktionen erteilt, nach denen dann aber auch gehandelt wird, solange bis die militärische Situation keine anderen Maßnahmen erfordert.

Wollten wir uns auf Einzelheiten einlassen, dann wäre doch sehr viel mehr über den Aufstand zu schreiben. An dieser Stelle möge das hier Gesagte genügen, und wir werden lernen - mehr Gewissen zu haben dort, wo Menschenleben, Kämpfer aufs Spiel zu setzen sind. Es mögen die Kämpfer geopfert werden, aber nur um den Preis eines Erfolges, eines Kampfes und nicht um den Ruhm eines Narren willen.

Wenn wir hier von neuen Kampfformen reden, so darf darunter keineswegs verstanden werden neue Kampfformen an sich, d. h. Kampfformen, die noch nie in der Geschichte erprobt worden sind. In Marx „Bürgerkrieg“ sind die hier gemeinten Methoden genügend behandelt worden. In jener Epoche der Pariser Kommune sind ja mehr oder weniger diese Methoden der Rücksichtslosigkeit im Sinne des Selbsterhaltungstriebes angewendet worden gegen alle Feinde der Kommune. Die Geschichte der Bolschewiki jedoch zeigt uns, daß Enteignungen, politische Attentate mit Bomben und Dynamit, Sprengung von exponierten Gebäuden, Untergrabung der Staatsautorität durch Korrumpierung der bürgerlichen Gesellschaft keinesfalls etwas neues sind - nur mit dem Unterschied, daß die Anwendung dieser Waffen durchaus etwas Organisiertes

waren, also eine Gedankenkonzentration auf diese Dinge in sich schlossen, eine vollkommene Vorbereitungsperiode hinter sich hatten.

Im Verlaufe der deutschen Revolution jedoch sehen wir allüberall das Aufkommen des Kampfes unter diesen Methoden. Die Januarkämpfe in Berlin zeigen durchaus, daß das, was in Mitteldeutschland 1921 angewendet wurde, nichts neues an sich ist. Man ging nur rücksichtsloser vor, sprengte kaltblütig Stützpunkte der Bourgeoisie, ganz gleich unter welchen Bedingungen, man zerstörte Bahnhöfe, Brücken, man versuchte das Netz der militärischen Konterrevolution zu zerreißen. In den früheren Perioden aber siegte die Angst vor der eigenen Kurage (sic!), man erwog und überlegte, man lebte gutmütig in Humanität und vergaß dabei das Handeln. In Bremen sehen wir, daß sich die kämpfenden Arbeiter auf Erfordernisse durchaus einstellten und ihren Kampf aus dem Weichbild der Stadt hinaustrugen ins Feld. Beim Rückzug jedoch dachte niemand daran, die Macht der Bourgeoisie wenigstens dort zu schwächen, wo dafür alle Voraussetzungen gegeben waren. Man ließ beispielsweise in der Reichsbank den Goldschatz von 2 $^{1}/_{2}$ Millionen. Als die von den Arbeitern besetzten öffentlichen Gebäude von den Freikorps beschossen wurden, war es an der Zeit, Kommandos in die Villenzentren zu schicken, die dort die Villen in Brand steckten.

So sehen wir aber dennoch ein Fortschreiten der Klärung über die Erfordernisse bis zum Kapp-Putsch, die Kämpfe im Ruhrgebiet, die eigentlich in unserer Geschichtsepoche die Vorbildlichsten waren, wo auch nichts unversucht blieb, die errungenen Positionen zu erhalten und neue zu erkämpfen.

Kurz und gut, wir wollen konstatieren, wir alle haben mehr oder weniger alle erst unsere eigene Entwicklung durchmachen müssen, ehe wir entschlossen alles niederrannten, was sich uns in den Weg stellte. Gehemmt wurden wir stark und immer wieder von den Parteien, und deshalb waren wir selbst stets in unseren Handlungen auf ein Mindestmaß beschränkt. Anders und besser wurde es erst, als Leute erstanden, die sich auf keinen Fall den Kurs von den Parteien im Augenblick des Kampfes vorschreiben ließen, sondern die Wege der Erfordernisse beschritten. Das war eine Phase des Fortschritts zunächst. Sie war zu kurz, als daß man in ihr eine Organisation von Terroristen schaffen konnte, die alle diese Kämpfe organisiert kämpften. Darauf aber kommt es an - auf die Organisation des Kampfes und nicht auf die Organisation der Paraden und des Spielens, auf die organisierten Bandenkämpfe im Kleinkrieg, der die Gesellschaft nicht zur Ruhe kommen läßt und dabei an das große Ziel der proletarischen Revolution denkt.

Der Gedanke schon der proletarischen Revolution ist in Gefahr, die Entwicklung zum entschlossenen Wollen bei den breiten Massen geht rückwärts, zeigt zum mindesten eine Stagnation, trotz zunehmender Gegensätze zwischen Proletariat und Bourgeoisie, trotz Verschärfung der Ausbeutung. Das bisherige Kampfgebilde des organisierten Proletariats, die politische Partei, ist nicht mehr das Zentrum, ist nicht mehr das Hauptquartier zur Organisierung der Waffenkämpfe, ist nicht mehr die Kraftquelle zur Führung der proletarischen Revolution. Mit Schwächen drapiert kommen die Parteien den Erfordernissen der Zeit nicht mehr nach, mit Fehlern behaftet, sehen sie nicht mehr die Erfordernisse des Klassenkampfes des Proletariats, das im Bürgerkrieg steht und in Bewegung gesetzt werden muß durch die aufrüttelnde Tätigkeit der Tatmenschen außerhalb der Parteien.

Der mitteldeutsche Aufstand ist geführt worden von der militärischen Massenorganisation, zeigen wir, daß ein kommender Kampf unter Führung einer einheitlichen Kampfleitung mehr Erfolge bringt. Wir haben dazu die Voraussetzung zu schaffen und haben zu zeigen, nach welcher Richtung hin. Das Blut der Vielen soll nicht umsonst geflossen sein.

V.

Die neue militärische Kampforganisation.

a) Ihre Voraussetzung.

Wir wissen, daß die neue Linie, die hier aufgezeigt wird so gut es geht und unter der fortan gearbeitet werden soll, kein Geheimnis bleiben kann für die, die praktisch in der neuen Zeit arbeiten, die also Ausführende selbst und nur Ausführende sind. Wir wissen ferner, daß das Aufzeichnen der neuen Linie heute noch einen graduell propagandistischen Wert hat. Nicht etwa so, daß wir Vorschub darin leisten wollen, einen neuen Club von Revolutionsschmarotzern zu züchten oder unsere Hand dazu bieten, wieder Gruppen zusammenzustellen, die ihrer ganzen Natur nach passiv sind und in denen sich Leute zusammenfinden, die nur einen Namen suchen für ihr Handwerk und in ihrem Schmarotzertum finanziert zu werden trachten, damit sie sich ordentlich satt fressen können. Nein, dazu legen wir unsern Kopf, die Wenigen, nicht in die Schlinge. Etwas anderes muß an dieser Stelle betont werden.

1. der propagandistische Wert liegt darin, als wir glauben, durch das lebendige Beispiel werden diese kleinen wenigen Gruppen zu großen Verbänden heranwachsen oder noch richtiger: das lebendige Beispiel und die Art unserer Arbeit muß und wird Schule machen, sodaß diese überall existierenden Gruppen schon soviel innere feste Kraft aufbringen, daß mit ihnen gerechnet werden muß, und daß letzten Endes diese aktiven Gruppen, ihre Lebendigkeit und Elastizität ständig beweisend, Vertrauen erwecken und bei größer und stärker entwickelten Kämpfen die kämpfenden Teile des Proletariats führt zum Entscheidungskampf (sic!). Und:

2. die „Gefährlichkeit" unserer Arbeit hält die schon von uns fern, die ihrer ganzen Natur nach feige sind, und das mindeste, was diese Gruppen-Angehörigen opfern müssen, nicht opfern werden, nämlich ihr ruhiges, kleinbürgerliches, behagliches Großvaterleben und dekadentes Genießerdasein. Und:

3. was es zu betonen gilt, um diesen Gedanken der propagandistischen Auswirkung zu erzielen, ist: die interessierten Proletarierarmeen, die mit innerer Zufriedenheit die neue Linie, die hier aufgezeigt wird, als die richtige erkennen, aber dennoch aus irgendwelchen Hemmungen und Mängeln noch nicht zu uns kommen können und die weiter infolge der ganzen Konstellation immobil sind, also zu einer rechten Verwendungsmöglichkeit noch nicht herangezogen werden können und die darüber hinaus erst ihre wahre Kraft erproben werden in einer großen mobilisierten Kampfarmee, die dann bereits ihre Front aufgerichtet hat gegen den Feind Bourgeoisie, die also für rein individualistische Terrorakte und „gefährliche" Vorbereitungsarbeiten noch innerlich zu schwach sind, haben noch ein Feld, auf dem sie uns wesentliche Dienste leisten können - das ist ihre in unserem Sinne gehaltene Propagandaarbeit in den Parteien, deren Mitglieder sie sind.

Wir warnen die mit uns Fühlenden und Denkenden, deren ganze Sympathie uns gehört, davor, parteilos zu werden. Dadurch erschwert man uns die Vorbereitungs- und Beunruhigungsarbeit ganz ungemein, da Einzelpersonen zu schwer erfaßt werden im gegebenen Augenblick, wo diese Kräfte gebraucht werden und wo es insbesondere darauf ankommt, das organisierte Bandenwesen zum Führerapparat zu machen und die großen Massen zu formieren. - Wir wissen über diese beiden Momente hinaus, daß der Polizei, den Spitzeln und der Staatsanwaltschaft mit dieser Arbeit - die trotz der Verordnung des politisch uniformierten Reichsschlachtmeisters, den man in der kapitalistischen Welt Reichspräsident Ebert nennt, herauskommt und in 50000 Exemplaren in die Öffentlichkeit geht - „Material" geliefert wird und daß diese unsere Art und Weise den Politikanten des Klugtuns und des taktischen Manövrierens Grund genug sein wird, uns wenn nicht der Spitzelei, so doch mindestens der Taktlosigkeit anzuklagen und zu verurteilen. Den letzteren antworten wir folgendes: wir danken für ihre Belehrungen, sie mögen Resolutionen gegen uns annehmen, das Proletariat vor uns warnen; die ergrauten „Grünen Tisch Revolutionäre" mögen hierin ihr Arbeitsgebiet erblicken. Dann haben alle existierenden Parteien ihr Tätigkeitsfeld: Die U.S.P.D. sorgt sich um das Einigkeitsfest mit der S.P.D., windet Guirlanden (sic!) und fabriziert Lorbeerkränze. Die V.K.P.D. schmückt ihren roten Lappen mit dem unvermeidlichen Sowjetstern und trägt ihn bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit voran; darüber hinaus aber mag sie Tinte fabrizieren, um über die künstlich zu errichtende Einheitsfront des Proletariats in der Massenpartei alle Rezepte niederschreiben zu können. Die K.A.P.D. organisiert ihre Märchenerzähler und politischen Großväter und fabriziert darüber hinaus Programme, für deren Durchsetzung sie nichts tut, und schließt alle die aus ihren Reihen aus, die den Programmen realen Wert geben und praktisch danach handeln. Sie mag also die Rausschmeißer organisieren.

Vor den Staatsanwälten brauchen wir uns aber nicht zu fürchten, denn sie werden von uns mit Arbeit versehen. Und solange wir in „Freiheit“ sind, mag sich die Polizei um uns kümmern, wenn sie unser Tempo einhält. Hält sie das Tempo ein, dann kann sie uns in unserer Marschroute folgen, tut sie das nicht, dann ist ihre Arbeit erfolglos. Daß sie erfolglos bleibt, liegt an uns, denn unsere Ausführungsbestimmungen verraten wir Taktlose selbst der Polizei in diesen allgemeinen Darlegungen nicht.

> Also für uns heißt die Losung Kraft, lebendige, schöpferische Gestaltung, die auch das geduldige deutsche Polizeischwein in Zorn bringt. Vielleicht trägt das dazu bei, das Arbeitslosenheer zu verringern, aus ihm einige hunderttausend von Polizeispionen anzustellen, die dann von Lipinski[19] oder Sepp Oerter[20] kommandiert werden können. Und wenn alle „Ueberzeugten“ nach ihrer Ueberzeugung handeln würden, stündlich Ungesetzlichkeiten begehen, dann können sich die Gradnauers und Lipinskis die Köpfe zerbrechen- diese hier formierten „Räuberheere“ können sie nicht in Schach halten. Bis jetzt ist es jedoch noch so, daß ein bewaffneter Schupomann in der Lage ist - 500 unbewaffnete „Klassenkämpfer“ niederzuhalten und in die Flucht zu schlagen, während die Fäuste dieser 500 den (sic!) einen Schupomann die Knochen zermalmen könnten.

Gelingt uns der Aufbau unserer Gruppen in dem angedeuteten Sinne, so unterliegt es keinem Zweifel, daß wir die Parteien schließlich auch in die einzige vernünftige revolutionäre Bahn drängen, sie werden gezwungen zum Handeln und bekommen ganz automatisch die Marschroute vorgeschrieben. Damit ist hervorgehoben, daß wir selbst keine Partei sind, daß wir uns aber auch von keiner Partei ins Schlepptau nehmen lassen und für ihre Parteiinteressen ins Feuer gehen. Wir selbst sind keine Partei, die Parteigeschäftsinteressen zu wahren hat, sondern wir sind eine Zusammenfassung aller vorhandenen revolutionär-aktiven Genossen, die in ihrer Zusammensetzung Parteilose, Anhänger der V.K.P.D., K.A.P.D. und Allgemeinen Arbeiter-Union sind. Die Brauchbarkeit der mit uns Zusammenarbeitenden ergibt sich nicht aus einem Treueid, Treugelöbnis oder formalen persönlichen Bürgschaften, sondern sie ergibt sich aus den von ihnen erbrachten Beweisen, die sich stützen müssen auf die von ihnen zu lösenden und zu leistenden Arbeiten.

b) Ihr Aufbau.

Die bis hierher aufgezeichneten Dinge und die weiteren Andeutungen lassen mindestens erkennen, daß die Zeit einer großen militärischen Massenorganisation vorüber ist. Die dem ökonomischen Zerfall mit Tempo entgegeneilende kapitalistische Gesellschaft hat sich vorläufig dennoch in der Ausübung ihrer Unterdrückungsmethoden so-

---

19 Richard Lipinski (1867-1933): USPD, SPD (seit 1922), sächsischer Innenminister (1918-1919, 1920-1923).

20 Sepp Oerter (1870-1928): Anhänger der innerparteilichen Opposition der „Jungen“ in der SPD, Anarchist, wieder SPD, USPD, Regierungschef in Braunschweig, seit 1925 NSDAP.

weit gefestigt, daß wir von einer bestimmten Machtbefestigung und deren Gebrauch, d.h. deren Anwendung gegen die Arbeiterschaft reden können und täglich gewinnt die Reaktion Machtpositionen, die sie vorläufig fest in der Hand behält und gestützt wird in der Ausübung ihres Handwerks von den Partei- und Gewerkschaftsbürokraten, die zu überwinden zwar nicht so ganz leicht sein wird, aber die dennoch überwunden werden, wenn die Riesenlasten, die auf dem Proletariat lasten, und wenn die Not weitere Dimensionen annimmt und das Proletariat in seiner Verzweiflung zu Paaren treibt, sodaß vor lauter Entkräftung ein Proletarier gegen den andern taumelt. Dann wird sich die Bürokratie offener als bislang gegen die rebellierenden Arbeiterheere wenden müssen mit der letzten Kraftanstrengung gegen alle, die ihr im Wege stehen. Die also in der Bourgeoisie und in den Bürokratien vorhandenen Machtpositionen zwingen uns zu besonderen Maßnahmen, nämlich zur Einstellung auf eine vollkommen illegal gehandhabte Arbeitsmethode. Wir befinden uns in einer Art von Kriegszustand. Ueber jedes Fleckchen Erde von Deutschland ist der Kriegszustand verhängt. Die Flüchtlinge und die illegal eingestellten Genossen sehen sich zurückgeschlagen in die Zeit, die der Vorbereitung des militärischen Zusammenbruchs, die der Zeit der „Fronterdolchung von Hinten" galt. Wir waren in jenen Jahren der militärischen Orgien in Deutschland kleine Gruppen, Gruppen des Spartakusbundes und Gruppen der Linksradikalen. Diese kleinen Gruppen jedoch, Dutzendkollegiums, entwickelten so viel Kraft, daß sie fähig waren die Front der Hindenburgs-Ludendorffs-Helfferichs tatsächlich zu zerstückeln. Damals gab es auch ein Heer von schnüffelnden Polizeihunden, es gab ein ganzes Heer von uniformierten Idioten - sie alle aber konnten uns nicht hindern in unserer konsequenten Arbeit.

Auch heute lassen wir uns nicht hindern von den inzwischen wieder gut eingeschusterten und mit „neuem Mut" ausgestatteten Polizeischweinen, mit denen wir uns noch messen werden und die uns vorläufig in der kapitalistischen Welt noch näher kennen lernen. In einer kommenden Zeit soll unsere gesunde Rache mit der Polizei nicht wieder so glimpflich umgehen, wie es am 9. November 1918 war. Wir haben uns dementsprechend einzurichten. Wir wollen uns nicht groß kümmern um die weiteren militärischen Kampforganisationen und deren Arbeit, die einen Abzweig der politischen Parteien darstellen und unter ihrer absoluten Kontrolle stehen. Wir wollen ihren Bestand nicht anzweifeln, ihre Existenzberechtigung gelten lassen. Wir wollen uns aber klar darüber sein, daß sie im allgemeinen - das lehrt die Vergangenheit - nicht das richtige sind, was die politische Phase gebraucht. Wir wissen noch eins: diese großen militärischen Kampfgebilde sind zu gebrauchen, wenn der Zweifrontenkrieg beginnt. Hat er begonnen, dann gehört uns sowieso die Front, die auf der einen Seite steht; das ist die Front der proletarischen Waffenkämpfer, die in diesem Augenblick unter unserem Einfluß und Kommando stehen wird. Wir haben darauf hinzuarbeiten, daß die Entwicklung dahin geht.

An dieser Stelle wollen wir Richtlinien, die einen Arbeits- und Organisationsplan enthalten, nach denen versucht wurde zu arbeiten, allerdings ohne praktischen Erfolg, der seine Begründung hat, zum Abdruck bringen. Vorweg bemerken wir Folgendes dazu; Nach der mitteldeutschen Aktion, oder richtiger, nachdem die Wogen soweit geglättet waren, daß sich das Heer der Flüchtlinge wieder fand und nach Kampfarbeit verlangte, kamen diese Richtlinien heraus, die aber mehr als geheim gehalten wurden,

deren Inhalt zu realisieren sich nur Wenige zur Aufgabe gemacht haben und machen konnten, da sie das Werk von Leuten waren, die sich nach dem Parteikommando richten mußten und richten wollten. Soweit man das tat, blieben diese Richtlinien Papierarbeit. Aktivere Elemente hingegen ließen sich betören - taktisches Manövrieren gegen die Partei zu machen, um so Zeit zu gewinnen und die richtigen Elemente an den richtigen Ort zu bringen, ohne gegen die Partei einen Konflikt heraufzubeschwören. Dieser taktische Schachzug mag etwas gewesen sein, es war eben Hemmung unserer richtigen Arbeit, es war Mantel für Leute, die sich decken mußten - weil sie sich als Beauftragte der Partei - in diesem Falle Beauftragte der K.A.P.D. - fühlten, aber dennoch alle brauchbaren Elemente zu organisieren vorschützten. Soweit hinter dieser Absicht ehrlicher Wille steckte, war der Gedanke brauchbar. Es war aber kein ehrlicher Wille dahinter, sondern dahinter stand als Hemmnis der Hauptausschuß der K.A.P.D. So gewinnen wir gerade aus diesen Erfahrungen die Erkenntnis, daß wir alle Ursache haben, wenn es uns ernst ist um unsere Arbeit, diese unabhängig von irgend einer Partei zu gestalten und vielmehr unsere Beauftragten in die Parteien zu schicken.

Wenn wir dennoch heute diese Richtlinien veröffentlichen, so einmal aus historischen Gründen und zum andern deshalb: wir wissen, daß diese Richtlinien unzulänglich sind und mit allem Nachdruck ausgebaut werden müssen. Wir wissen also, daß diese Richtlinien nur propagandistischen Wert haben, für uns sollen sie jedoch mehr sein, nämlich sie müssen realen Wert haben. Und über all' dieses hinaus wissen wir, daß wir andere Richtlinien mit unbedingten Ausführungsbestimmungen herauszugeben haben. Und diese Richtlinien soll die Polizei nicht erhalten. Diese hier abgedruckten kann und darf sie lesen, denn sie haben nur allgemeine Bedeutung, und im übrigen hat sie die Polizei in Händen, die sich vorsehen mag, da diese Richtlinien auf nitriertem Zellulosepapier geschrieben sind.

Richtlinien
als historisches Dokument.

I. Arbeitsprogramm.

„In den Kreisen der in der K.A.P.D. und V.K.P.D., sowie anarcho-syndikalistisch organisierten Genossen und auch der Parteilosen sind in allen Bezirken Deutschlands die zuverlässigsten Genossen zusammenzufassen in eine illegale Organisation, die ihre Spitze in dem obersten Aktionsrat hat. Im Gegensatz zu ähnlichen illegalen Gebilden in den vergangenen zwei Jahren sind diesmal die Hauptmomente auf die augenblickliche aktive Beunruhigungsarbeit zu richten. Diese planmäßige Arbeit geht nicht hinaus auf die Bildung einer schablonenhaften, regulären großen roten Armee, sondern geht um die Voraussetzung, hat das Fundament dafür zu legen. Ein eigener Verbindungsapparat sorgt für die Zusammenfassung des aktiven Klassenkampfapparates.

Bestimmte Aufgaben dieser Organisation sind:

1. Sicherstellung von Waffen, Munition und Sprengmitteln, und zwar Zusammenfassung der noch vorhandenen Materialien aus den alten illegalen Organisationen und Neubeschaffung evtl. Kauf und Sicherstellung in Depots.

2. Beobachtung und Ueberwachung der militärischen Maßnahmen der Weißen und ständige Mitteilung an die zentrale Leitung.
3. Ueberwachung aller zweifelhaften Personen, die evtl. Spitzeldienste machen, desgleichen Ueberwachung der Funktionäre der Parteien auf absolute Zuverlässigkeit.
4. Beschaffung der für Unterstützungszwecke notwendigen Geldmittel auf revolutionärem Wege, sowie Aufbringung der nötigen Geldmittel für die Kampfgruppen.

II. Organisationsplan.

Deutschland wird nach geographischen und strategischen Gesichtspunkten in eine Anzahl Bezirke eingeteilt, nach Möglichkeit gehen diese mit den Wirtschaftsbezirken der Parteien konform.

In jedem Bezirk hat ein Dreierkollegium die Leitung der illegalen Arbeiten. Die Leiter der Bezirke teilen die Gesamtarbeit in drei Ressorts: 1. Inspektion und Technisches, 2. Kurierwesen und 3. Quartierfragen.

Jede aktive Arbeit ist nach Einleitung der Vorbereitungen dem Obersten Aktions-Rat zur Beurteilung auf politische Auswirkung zu unterbreiten. Die Ausführung unterbleibt, wenn der Rat Einspruch erhebt. Jede beendete Arbeit ist unverzüglich dem Rat unter Mitteilung der besonderen Erfolge mitzuteilen. Bei persönlichem Auftreten eines Mitgliedes des Obersten Aktions-Rates in den einzelnen Bezirken hat dieses absolute Befehlsgewalt.

Die Leitungen der Bezirke stehen mit der Zentralstelle durch Spezialkuriere in Verbindung; mit den anderen Bezirken kann nur über die Zentrale verkehrt werden.

Der Oberste Aktions-Rat hat die Verantwortung aller Vorfälle den Parteien gegenüber. Ein Mitglied des Rates wird beauftragt, ständig den Parteien von allen Arbeiten Mitteilung zu machen. Die Mitglieder des Rates verteilen die Arbeiten ressortweise unter sich.

Folgende Ressorts sind in Aussicht genommen:

1. Nachrichten - Amt.
   a) Ueberwachung der Konterrevolution.
   b) Bekämpfung der Spitzel.
   c) Exekutive Maßnahmen.
   (Letzteres Arbeitsfeld wird bei Bedarf zu eigenem Ressort mit besonderem Leiter (Außerordentliche Kommission) umgebaut.

2. Inspektion.
   Registrierung und Sichtung aller Waffen und Sprengmittel, Laboratorium-Arbeiten, Herstellung von behelfsmäßigem Material. Ausgleich von Waffen in den verschiedenen Bezirken.

3. Verbindungs - Amt.

Schaffung eines zuverlässigen Kurierwesens.
(Staffel-Technik Bedingung.)

4. Materialbeschaffungs - Amt.
Expropriationsarbeiten.
Waffenankauf.

5. Unterbringungs - Amt.
Paßwesen.
Quartierwesen.
Depots-Einrichtung.

Die Verwaltung der Finanzen wird auf Beschluß des Ratsmitglieder einem Mitglied übertragen. Jedes Mitglied des Rats ist kontrollberechtigt. Neben allen diesen aktiven, den Forderungen der Stunde entsprechenden Arbeiten hat der Oberste Aktions-Rat die Aufgabe, sich vorzubereiten auf Aufgaben größerer Art.

Durch entsprechende Studien, Auswahl von geeigneten militärischen Fachleuten ist konsequent darauf hinzuarbeiten, daß der Oberste Aktions-Rat in kommenden größeren Aktionen befähigt ist, die Funktion eines Generalstabes zu übernehmen. Durch diese Vorbereitungsarbeiten darf aber keineswegs die augenblickliche notwendige aktive Störungs- und Beunruhigungsarbeit beeinträchtigt werden."

Soweit diese Richtlinien als historisches Dokument. Sein Gesamtinhalt ist mit unserer Absicht nicht zu identifizieren, soweit es uns insbesondere auf die augenblickliche Arbeit ankommt. Und wenn wir dennoch diese Richtlinien abdrucken, so deshalb, um zu zeigen, wie wir von der Entwicklung abhängig sind.

Wie kann der Aufbau dieser kleinen, an Kraft stets gewinnenden und an Kraft und Gedanken spendenden Kampfapparates gestaltet werden. Den Aufbau in seiner Gliederung haben wir von oben nach unten zu gestalten und demgemäß zu schildern.

Den Kopf dieses werdenden Kampfapparates mag man mit „Obersten Aktions-Rat" bezeichnen (O.A.R.). Da seine Arbeiten vielseitig sind, müssen in ihm vorhanden sein spezialisierte Kräfte, die allen Anforderungen der Zeit gewachsen sind. Die von ihm zu lösenden Arbeiten werden Kräfte anfordern und verbrauchen oder Unfähige ausscheiden, und zwar mechanisch. Man sucht sich also die geeigneten Personen, wie es auch in vorliegendem der Fall ist. Der jetzige „Oberste Aktions-Rat" fand sich so zusammen und wurde ergänzt durch Delegierte, die wir aus der Gruppe von Flüchtlingen und die zusammengezogen wurden zu einem zentralen Netz, entnommen haben. Es versteht sich, daß wir in der Regel nur zusammenarbeiten können mit Genossen, die uns seit Jahren persönlich als absolut zuverlässig bekannt sind, bekannt sind auch in ihrer Charakterfestigkeit. In Zukunft und in der Zeit der Störungs- und Beunruhigungsarbeiten wird der „Oberste Aktions-Rat" aus sieben Personen bestehen, die ergänzt werden, wenn es die politische Situation erfordert. Aus ihm heraus bildet sich eine Exekutive, der weitgehende Vollmachten übertragen werden müssen. Der Exekutive bzw. dem „O.A.R." steht in jeder Situation zur Verfügung die hier bereits angeführte zentrale Gruppe. Es ist selbstverständlich, daß der „O.A.R." an allen Arbeiten praktischen Anteil nimmt - entweder in Verbindung mit der zentralen Gruppe oder aber auch in Ver-

bindung mit den aufzubauenden Lokal- und Kampfgebietgruppen. Selbst die Arbeit der Exekutive darf keine Papierarbeit sein und bleiben, während die Arbeit des „O.A.R." keine Nurorganisatorische sein darf. Das wird und muß unser Verhältnis zu allen vorhandenen proletarischen Kämpfern klären und gestalten.

Der O.A.R. hat vor der Hand die Pflicht, alle Voraussetzungen zum Aufbau und zum Organisieren zu schaffen. Und er schafft sie. Aus dem jetzt Geschaffenen und mit der Entwicklung Verquickten mag sich später eine Konsolidierung herauskristallisieren, mag und wird Stabilität erwachsen, mag Reinheit und Erkenntnis fließen. Wie wir das Gebiet der deutschen Kapitalisten einteilen, mag hier unerörtert bleiben. Es versteht sich, daß wir es zweckentsprechend einteilen, so, wie es nach Maßgabe der Verhältnisse erobert werden kann durch eine spätere proletarische Armee für das Proletariat. Die Einteilung hier zu skizzieren ist zwecklos und unangebracht, da das eine interne Angelegenheit der illegalen Organisation ist. Wir stellen uns jetzt, in der Hypothese gesprochen, Deutschland in 10 Hauptkampfgebiete eingeteilt vor. In jedem Hauptkampfgebiet sitzt ein Aktions-Rat für das Hauptkampfgebiet, der sich zusammensetzen muß nach Möglichkeit aus V.K.P.D. und K.A.P.D. und parteilosen Genossen. Kann man die Zusammensetzung so gestalten, dann ist es gut, sogar vorteilhaft. Die Gestaltung nach dieser Richtung hin setzt aber voraus, daß sich die Mitglieder dieses Hauptkampfgebiets-Aktions-Rates an allen einschlägigen und zweckentsprechenden Arbeiten beteiligen und keine Papier- und Parade-Strategen sein dürfen. In welchem Ort der Aktions-Rat für das Hauptkampfgebiet seinen Aufenthalt hat, mag die Polizei bestimmen, d.h. das kommt auf die Verhältnisse an. Er sitzt dort, wo die Befähigsten sind. Der Aktions-Rat für das Hauptkampfgebiet darf nicht mehr als 5 Mitglieder umfassen, um die Gewähr zu haben, daß erstens auch aktives Leben in ihm vorhanden ist und keine Bummelanten gefüttert und Strategen gekrönt werden und daß zweitens den Verrätereien die Spitze gebrochen wird. Der Aktions-Rat, der nunmehr in jedem Hauptkampfgebiet vorhanden ist, teilt das Hauptkampfgebiet ein in zweckentsprechende Kampfgebietsabschnitte, die ihre Bezeichnung durch Buchstaben erhalten, also: Kampfgebietsabschnitt A, B, C usw. Die Kampfgebietsabschnitte werden gleichfalls eingeteilt in Gruppenabschnitte, die nummeriert sind und als Erkennung die Ortsbezeichnung tragen. Die Kampfgebietsabschnitte werden bearbeitet von einem Dreierkollegium, das die Pflicht hat, nunmehr Abschnitte einzuteilen und in jedem bedeutungsvolleren Ort sich einen Verantwortlichen zu suchen, der seinerseits in seinem engeren Kreis noch einen Genossen aufnimmt und mit diesem die Gruppe für das Gruppengebiet organisiert und die örtlichen Arbeiten und Beobachtungen unternimmt. Die nunmehr gefundenen Verantwortlichen ziehen im Hauptkampfgebiet eine sich über das Kampfgebiet erstreckende und beschränkt auf dieses Gebiet zusammengezogene, also zentralisierte Gruppe auf, die ständig zu ihrer Arbeit zur Verfügung steht. Die Kampfgebietsleiter arbeiten in derselben Richtung. Kurz, das praktische Ergebnis wird sein: es sind in allen nennenswerten Orten aktive Arbeits-Kampfgruppen vorhanden, dessen Höchststärke 10 Genossen, Mindeststärke 5 Genossen betragen darf. Mit der Exekutive bzw. ihrem engeren Apparat, also dem Obersten Aktions-Rat, stehen nur die Hauptgebietskampfleiter in Verbindung.

Wir wollen an Hand dieser kurz gegliederten Aufstellung den Unterschied zwischen den früher aufgezogenen und den heute aufzuziehenden illegalen Gebilden beleuchten.

Früher war es so, daß zunächst alle diese illegalen Organisationen geschaffen wurden durch die Parteien, die damit ihre speziellen Parteiinteressen und nicht die Interessen der proletarischen Revolution wahrnahmen. Die illegalen Parteiapparate wurden mechanisch geschaffen, sie lebten zwar, aber ihnen fehlte der Impuls, fehlte das Wollen zum Kampf mit allen Mitteln. In diesen Vereinen waren hinter den Kulissen, fern vom Schußfeld stehende Befehlsgewaltige, die die Puppen kommandierten. Es gab also Leiter und Mitglieder. Die Leiter redeten und die Mitglieder sollten gehorchen, sollten - handeln. Manchmal handelten sie, nicht alle, sondern nur wenige; der Rest war genau so eingestellt wie die „Leiter". Und da die Leiter inaktiv waren, mußten die hinter ihnen her laufenden Mitglieder auch inaktiv bleiben. Die alten Führer konnten gut genug theoretische Pläne schmieden und sonstigen Hokuspokus treiben, aber sie hielten es für unter ihrer Würde stehend, wenn sie in Reih und Glied stehend ihre theoretischen Pläne praktisch umwerten - also kämpfen sollten. In den neuen Gebilden soll das Gegenteil der Fall sein. Keiner ist uns bei aller Wichtigkeit so wichtig, daß wir seinen Körper in Watte einhüllen und ihn in einen Glasschrank setzen.

Kampf ist die Losung und wer im Kampf fällt, der fällt für die Sache der proletarischen Revolution. Er soll sich nicht auf die verlassen, die ihn später bei gegebener Situation „rächen" wollen, sondern er, der mit Todesverachtung kämpfende, soll sich vorher bereits gerächt haben - und das mit allen Mitteln.

Wir sagen: Unsere Arbeit muß Beispiel sein, das Beispiel muß Schule machen, die Schule muß Begeisterung erwecken. Gemeinsame Erkenntnis zu schaffen - das ist das Gebot der Stunde. Auf dem Arbeitsgebiet des organisierten Bandenwesens liegt die Kraft und die Voraussetzung für das Gelingen unserer Absicht. Deshalb fragen wir die mit uns zusammen Arbeitenden nicht, zu welcher Partei sie gehören, sondern ob sie mit uns die gleiche Linie verfolgen, ob sie mit uns kämpfen wollen, dort, wo gekämpft werden muß und die Notwendigkeiten und Möglichkeiten vorhanden sind.

Stehen diese Banden nicht mehr unter dem unbedingten Parteikommando, dann werden wir auf alle Fälle jede Voraussetzung geschaffen haben für die Umstellung des Bandenapparates in einen einheitlichen Führerapparat.

Gewiß ist es nicht erforderlich, sich auf die hier angedeuteten Gruppen zu beschränken. Wir wollen ja damit nur den Weg zeigen und betonen, daß alles in einem Organisationsrahmen stehen muß. Haben wir das bis jetzt hier Aufgezeichnete erst erreicht, dann liegt in diesem Kampf eine Etappe hinter uns, die es zu sichern und auszubauen gilt, um eine neue Etappe zu erringen. Ganz von selbst treiben dann die Dinge ihrer weiteren Entwicklung zu. Und darauf kommt es uns an. Man hüte sich davor, Gruppen aufzubauen, für die es nichts zu tun gibt. Es können tausende von Gruppen bestehen, aber nur dann, wenn sie aktiv sind und die Wege der proletarischen Revolution mit wirksamen Mitteln beschreiten, wenn sie etwas einsetzen, wenn sie als stärksten Trumpf ihre letzte Karte - ihr Leben - ausspielen können. Ist das das Motiv der Gruppen, ist das ihr Inhalt, dann unterscheiden sich diese Gruppen sehr wohl von allen bisher vorhanden gewesenen illegalen Kampforganisationen.

Das Arbeitsgebiet:

Es muß jedem, der interessiert dieses Schriftchen liest, klar sein, daß wir nicht deutlicher sein können, als es uns der Ernst unserer Arbeiten gestattet. Und da dieses Schriftchen einem größeren Kreis zugänglich gemacht werden soll, werden wir uns hüten, an dieser Stelle mehr zu schreiben, als wir verantworten und mit unserem Gewissen verbinden können. Zieht mit in Betracht, daß wir die Störungs-, Beunruhigungs- und Vorbereitungsarbeit leisten wollen und daß wir uns in dieser Arbeit von der Polizei nicht mehr stören lassen wollen, als es unsere Arbeiten vertragen können. Unsere Arbeit ist unterirdische Arbeit, ist unter der Erdoberfläche wühlende und vorbereitende Arbeit, die dann an die Öffentlichkeit dringt, wenn sie genügend vorbereitet ist. Die Genossen, die an diesen Arbeiten teilnehmen, müssen sich damit abfinden, verleumdet, bespuckt und hintergangen zu werden, sie müssen sich damit abfinden, daß ihre Namen nicht populär werden. Es kommt darauf an, unsere Arbeiten volkstümlich und im Tagesgebrauch verwendbar zu gestalten. Wir haben also allen unseren Arbeiten - welcher Art sie auch gleich sind - das politische Gepräge zu geben.

Bei Besprechung der Richtlinien ist gesagt worden, daß der Oberste Aktions-Rat konsequent darauf hinarbeiten müsse, die Funktionen eines Generalstabs zu übernehmen. Die Ausübung dieser Funktionen steht jedoch nicht am Anfang, sondern am Ende unserer gradlinig zu verfolgenden Arbeiten. Welche Mittel er anzuwenden hat, diese Funktion auszuüben, wird ihn die Aktion selbst lehren. Es versteht sich also, daß später die notwendigen militärischen Fachleute zur Verfügung stehen müssen.

Der Organisationsplan ist genügend und deutlich genug aufgezeichnet. Nun das Arbeitsprogramm. Der Oberste Aktions-Rat schafft sich zur Bearbeitung des ganzen Stoffes Ressorts, für deren Verwaltung geeignete Kräfte gesucht werden müssen. Wir sehen in dem neuen Apparat folgende Ressorts vor:

1. Militärisch strategische Angelegenheiten,
2. Propaganda,
3. Nachrichten,
4. Materialbeschaffung,
5. Inspektion,
6. Verbindungs- und Kurierwesen.

Diese Ressorts sind vor der Hand vorgesehen. Ob wir auf die Dauer damit auskommen werden, das mag die Zukunft entscheiden. Das hängt auch sehr viel von der Kraft und dem Geschick der Ressort-Verantwortlichen resp. deren Stellvertreter haben. (sic!) Aus der Not der Zeit und der Arbeiten heraus werden sich diese Hauptressorts Unterabteilungen schaffen. Das alles darf aber nichts auf dem Papier Zurechtkonstruiertes sein, sondern muß Schritt halten mit den Erfordernissen. Soweit wir nun über die Arbeiten dieser hier geschaffenen Ressorts sprechen können, ist das bereits geschehen, und zwar kurz in den Richtlinien. Das Ressort für Propaganda - in enger Verbindung mit dem Ressort für Nachrichten - sorgt in Zukunft dafür, den Gruppen in den Arbeitsgebieten die Arbeitsmethoden zu übermitteln. Dem Ressort für Kurierwesen erwachsen hieraus seine Arbeiten. Das Ganze darf nicht so aufgefaßt werden, als ob die Gruppen nur auf höheren Befehl und nur nach Anweisungen handeln. Das wäre schlimm und lähmte jede Initiative. Der gesunde Zustand und die Kraft, die in den Gruppen und

Einzelpersonen steckt, offenbart sich am stärksten in den wechselwirkenden Beziehungen, die wir zueinander haben. Für das militärisch-strategische Ressort wird es gut sein, sogar erforderlich, mit militärischen Fachleuten eine enge, stete Arbeitsgemeinschaft zu bilden. Der Sinn dieser Arbeitsgemeinschaft kann nicht so verstanden werden, daß man die bisher kennengelernte, ekelhafte strategische Schwärmerei betreibt und strategisch paradiert, strategische Begriffe lernt am Schachbrett. Die Strategie selbst ist ein Kampffaktor, den man festigt durch Kenntnisse, den man den in diesem Fach arbeitenden übermittelt. Die ganzen strategischen Leistungen beziehen sich eben darauf, unter allen Umständen das Richtige zu treffen, um den Gegner schlagen zu können bis zur Vernichtung. Strategie und Technik, das sind zwei Momente, über die man nicht viel schreibt, sondern die bearbeitet werden.

Das Nächstliegende zur Gestaltung unserer ganzen Organisationsarbeiten sind die Expropriationen; sie sind in jeder Beziehung Voraussetzung für unser Dasein. Nun ist das enteignen gewiß nichts Neues. „Enteignet" ist schon immer worden. Es ging gewöhnlich so vor sich: Enteignen - Teilen - Verleben! Dann wiederholte sich das Spiel und wurde zum Schauspiel übelster Art. Eine gewisse Dekadenz kam zum Vorschein, Korruption riß ein, schwache Charaktere wurden schwächer und verlumpten, warfen sich in Putz und Glanz und mimten den Gebildeten, weil sie sich mehrere Klassiker anschaffen konnten. Die einen also wurden noble Herren, die andern aber bildeten sich ein, große und gesuchte Persönlichkeiten zu sein, obgleich sie dumm, faul, träge, passiv und gefräßig waren. Sie alle wußten, diese Enteignungsgruppen, warum sie enteigneten. Sie gingen aber an ein Projekt, das mit einigen Schwierigkeiten verbunden war, nicht heran, denn ihre werte Person konnte in Gefahr kommen. So nahm das Enteignen unter kommunistischem, ideellem und politischem Deckmantel die Methode der erbärmlichen Tagedieberei und Straßenräuberei an. Und diese Art ihres Enteignens zwang sie eben wie Diebe, die nicht erkannt werden wollen, zu arbeiten. Nun haben wir gewiß keine Lust, der Polizei vorher zu sagen, daß eine Aktion dieser Art bevorsteht, wir teilen auch der Polizei nicht die Namen derer mit, die an einer bestimmten Aktion teilgenommen haben, wir haben keine Lust, auch nur einen unserer Besten unnötig zu gefährden und ans Messer zu liefern. Es geht auch anders: durch die Art der Ausführung unserer Arbeiten mag die Polizei lernen, daß bei solchen Vorkommnissen sie sich daran gewöhnen muß, zu begreifen, daß hier Methode angewendet wird, Methode, durch die wir uns nicht finden lassen, uns aber auch durch die Polizei nicht hindern lassen. Die Polizei kann wissen, daß wir enteignen, daß wir Aktionen vorbereiten, daß wir sprengen, daß wir - wenn es sein muß - die ganze Gesellschaft in die Luft jagen, kann wissen, daß wir nur eins vorbereiten - den Sturz der Regierung, den Sturz der bürgerlichen Gesellschaft, die Vernichtung ihrer Apparate.

Wenn wir die Dinge aus dieser Perspektive betrachten, können wir schon garnicht auf den Gedanken kommen, dort zu enteignen, wo nichts zu enteignen ist; d.h. einem kleinen Mädchen die Handtasche fortzunehmen ist ein Akt für ordinäre, ganz gewöhnliche, desorganisierte und degenerierte Straßenräuber. Diese mögen vor der Hand noch ihr Handwerk betreiben. Wir gehen an die Quelle der Enteigner - das sind die Banken und Betriebe, die Quellen all unseres Elends. Dort haben wir Aufräumungsarbeiten zu leisten. Möge uns die Arbeiterschaft darin behilflich sein.

Jawohl, die Arbeiterschaft soll uns dabei behilflich sein. Heute noch ist es so, daß die Arbeiter uns hindern, daß sie unseren Verfolgern beistehen und helfen, uns den Klassenrichtern auszuliefern. Sie, die Arbeiter sind zu wesentlichen Teilen noch Knechte des Kapitals, Schützlinge und Günstlinge der blutigen Ordnung des heutigen Deutschland. Ihnen ist begreiflich zu machen, wenn sie schon Kapitalsknechte sein wollen, daß wir uns auch vor ihnen nicht fürchten. Einmal müssen sie es doch begreifen und lernen, daß ihr dummes Klugtun schwach ist und gegen unsere Kraft, nämlich gegen festen, eisernen, disziplinierten Willen nicht ankämpfen kann. Einmal werden aber auch die Erwerbslosen begreifen müssen, daß sie arbeitslos sind, weil sie es wollen, und hungern, weil sie zu feig sind, um sich das zu holen, was sie als Menschen brauchen.

Vor der Hand wird es in unseren eigenen Reihen noch manches Durcheinander geben. Es zu beseitigen - liegt an uns. Ist erst die feste Verbindung und die Arbeitseinteilung hergestellt, dann wird man sich leicht verständigen können über die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit einer zu unternehmenden Aktion. Gerade in absoluten Aktionen darf kein wüstes Durcheinander, das in der Regel stets der Ausdruck des Isoliertseins ist, herrschen. Deshalb ist es ein Gebot der Stunde, die Verantwortlichen zu suchen und zu finden und sie dorthin zu stellen, wo sie ihren Kräften entsprechend aktiv handeln werden. Es wird höchste Zeit, daß wir diese Abzweigung erst erreicht haben und den finsteren und feigen Gesellen, den mummelgreisen Kommandeuren und den politischen Marktschreiern eine Arbeit abnehmen, für deren Durchführung sie nichts tun können, da sie voller Hemmungen sind.

Ein letztes Wort über das Verhalten. Kein Wort brauchte darüber geredet werden, wenn wir das begründete Bewußtsein hätten: die mit uns Stehenden und Fallenden sind alle absolute und unbedingte Charaktere. Nicht immer ist das der Fall. Die als Verbrecher Beschimpften und Verfolgten mögen begreifen, daß der bürgerliche Klassengerichtshof eine Pestbeule ist, die dementsprechend behandelt wird. Eine Ursache, diese Pestbeule zu respektieren, ist nicht vorhanden und dennoch ist Respekt vorhanden. Das muß aufhören. Wer es will, der mag diesen Gerichtshof, wenn er in seinen Schranken steht, ironisieren. Eine Rechenschaft ist man ihm nicht schuldig. Man spuckt dem Gesindel, das den bürgerlichen Klassengerichtshof repräsentiert, ins Gesicht. Sofern man aber nicht an Händen und Füßen gefesselt in Ketten liegt, steigt man auf den Tisch des Staatsanwalts, knöpft seine Hose ab und verrichtet seine menschlichen Bedürfnisse, betrachtet also den Schädel jener Justizbestien als Klosett. Das zuletzt Geschriebene klingt zwar nicht fein und ästhetisch, aber es ist eine bittere Wahrheit, die auszusprechen Bedürfnis ist. Bedenken wir, daß 90 Prozent aller sich in den Klauen der bürgerlichen Justizbehörde Befindenden eine so jämmerlich schmachvolle Rolle spielen, daß sie einen anekeln. Wer Bedürfnis hat, dem Untersuchungsrichter und Staatsanwalt auf seine dummen Fragen zu antworten, der tue das auf seine eigenen Kosten. Angebrachter natürlich ist es, sofern man oben Angeführtes nicht ausführen kann, man schweigt, oder, wie gesagt, man ironisiert ihn, belügt ihn und sagt ihm proletarische Wahrheiten.

Heute aber ist das Gegenteil der Fall: die Angeklagten haben eine unbändige Redelust, schwätzen drauf los und wissen nicht, was sie schwätzen. Der Staatsanwalt aber zieht seinen Nutzen aus dem Redebedürfnis der Angeklagten. Vor dem Staatsanwalt stehend, im Zuchthaus schmachtend - dort mag man die Belastungsprobe aushalten

und alle Schläge parieren. Es kommt der Tag, wo Ihr, proletarische Kämpfer, Euch rächen könnt an allen zweibeinigen Hunden.

Hundert Prozent aber derjenigen, die in den Zuchthäusern schmachten, schmachten dort, weil es die Arbeiter zulassen. Und das Heer der Flüchtlinge befindet sich deshalb nicht in den Klauen der gefühllosen Gefangenenaufseher, weil sie, die Flüchtlinge selbst, sich halten - und nicht mit Unterstützung der Arbeiterschaft; die Arbeiter sind die Hampelmänner der bürgerlichen Klassenjustiz.

Wir sind zu Ende mit unseren Darlegungen. Ueber ihre letzte Gestaltung und ihre Auswirkung im Kampf mag und wird die spätere Geschichte berichten. Wir sind nicht der Meinung, daß unser Weg die proletarische Revolution selbst ausmacht, aber wir sind der Meinung, daß dieser Weg einer der vielen ist, die zur proletarischen Revolution führen. Und darauf kommt es uns an. Ein Grauen packt uns, wenn wir die Wirklichkeit sehen, bebend suchen wir den Weg, der der hellen Verzweiflung ein Ende setzt. Es gilt herauszukommen aus dem politischen Sumpf, es gilt die politischen Schieber zu überwinden, es gilt auf dem von uns beschrittenen Wege Opfer zu bringen. Wohlan, wir wollen sie bringen. Wir wollen dem Proletariat eine Bahn brechen, auf der es uns folgt, denn „neues Leben blüht aus den Ruinen!" Man mag uns als Herren, als Indianer, als Phantasten, als Spitzel, als Räuber anbellen, das alles wollen wir ertragen; nicht ertragen können wir, daß der Gedanke der proletarischen Revolution einschläft.

Wer mit uns eins ist in diesem Ziel, wessen Herz blutet um die Gefahren der proletarischen Revolution, der möge zu uns kommen und mit uns den Bankerott der herrschenden Gesellschaft bis Hilfferding liquidieren, der möge zu uns kommen, um den Block der von Maden zerfressenen Gesellschaft mit Dynamit auseinanderzujagen, der möge zu uns kommen, um den Bau dieser Gesellschaft im Pulverrauch zu ersticken, im Flammenmeer untergehen zu lassen.

Die höchste Aufgabe gipfelt in der Kampfgestaltung und seiner Vorbereitung. Unser Drängen nach Gestaltung wird uns die Kampfführung erleichtern.

Millionen sind geopfert, sie modern unterm Rasen, Millionen aber „leben" noch und verkommen in dem Dreck der Kapitalisten der Welt. Und angesichts dieser Tatsachen, dieser schreienden Wirklichkeiten rufen wir mit den Helden der Pariser Kommune:

„Was gilt ein, was gelten tausend Menschenleben?"

Ein Erdbeben wird kommen und die Erschütterung wird solange dauern, bis das alte Gebäude zusammenstürzt. Es gibt ein höheres Gesetz, dem nichts sich entziehen kann, dem Menschen und Dinge sich beugen müssen. Das ist die Bewegung, das aus dem Tode neu erstehende Leben, das langsame, aber stetige Drängen der Menschheit nach einem gerechteren, brüderlichen Ideal.

An dieser Stelle brauchen wir keine Gebietseinteilung zu konstruieren, wir brauchen und können nicht sagen, wie, wann und wo das Kampfgebiet erobert werden soll durch die werdende proletarische Armee. Lernen wir aus den bisher angewendeten Kampfmethoden und vergessen wir nicht, daß wir selbst die Goldbarren, die Banken und Be-

triebe, die Quelle der Ausbeutung, des Privateigentums, mit unseren Leibern schützten, lernen wir, daß wir verpflichtet und berufen sind, in Beobachtung und unter Schritthaltung mit der politischen Situation unsere Apparate dorthin zu stellen, wo der Kampf seinen Anfang nehmen soll.

Heißt die Parole: An die Front!, so geht alles und kein Stratege bleibt hinten, kein Fremdling aber darf Kommandotöne ausstoßen und sich ausweisen als der „Oberarmeeleiter von irgendwoher" oder einen sich in seinem Kitzel fühlenden „linken Abschnittskommandanten zu Pferde" markieren.

Unsere Losung heißt: Wir ziehen in den Kampf mit der kämpfenden Arbeiterklasse, um uns und sie zu befreien vom Sklavenjoch der kapitalistischen Gesellschaft, um uns und sie zu befreien von Dummheit, Niedertracht und Tyrannei, um uns und unsere Gefangenen zu befreien aus den Ketten, in denen wir heute noch schmachten.

Es braust der Sturm, es kracht das Haus - wir wollen die Gewalt durch die Gewalt brechen, eingedenk der Marx'schen Worte, der Marxistischen Lehre: Die Revolutionen sind die Lokomotiven der Geschichte, und die Gewalt ist die Geburtshelferin.

Joachim Tautz

Vorwort zu Ernst Schneiders Broschüre „Die Wilhelmshavener Revolte“

Unter dem Pseudonym „Icarus“ veröffentlichte Ernst Schneider im Jahre 1943, zu dieser Zeit Emigrant in Großbritannien, in englischer Sprache seine Erinnerungen an die Novemberrevolution in Wilhelmshaven.[1] Thematisiert werden nicht nur die revolutionären Ereignisse im November 1918, sondern es handelt sich auch um einen der wenigen Berichte über die blutig niedergeschlagene Wilhelmshavener Erhebung vom Januar 1919. Obwohl diese Broschüre seit Ende der vierziger Jahre in der deutschsprachigen Literatur nachgewiesen ist,[2] wurde sie bislang kaum als Quelle für die Geschichte der revolutionären Matrosenbewegung der Jahre 1918/19 wahrgenommen. Jörg Berlin, dessen Dissertation allerdings nur die Zeit bis zum November 1918 behandelt, hat Schneiders Erinnerungen mangelnde *„Genauigkeit im Detail“* nachgesagt.[3] Jedoch geht es bei dieser Quelle, die unter den Bedingungen der Emigration ohne Rückgriff auf schriftliche Unterlagen geschrieben werden mußte, eher darum, daß die Ereignisse aus einer sonst kaum beachteten Perspektive beleuchtet werden. Schneider berichtete als ein führender Revolutionsteilnehmer, der sich mit der Politik der beiden sozialdemokratischen Parteien während der Novemberrevolution ausdrücklich nicht identifizierte. Nach der Novemberrevolution war er in syndikalistischen, linkskommunistischen und unionistischen Gruppierungen aktiv. Eine deutsche Übersetzung wird hiermit erstmals vorgelegt, nachdem der Text in englischer Sprache seit der Erstausgabe mindestens zweimal wiederveröffentlicht wurde.[4]

Die Wilhelmshavener Erhebung vom Januar 1919 gehört in die Reihe revolutionärer Kämpfe zwischen Januar und April 1919, die sich nicht nur auf eine *„Massenstreikbewegung“* einschränken lassen.[5] Mit der Niederschlagung der Bremer Räterepublik und der Besetzung von Borkum, Bremerhaven, Cuxhaven, Emden, Norderney und Wilhelmshaven durch Regierungstruppen endete diese Phase in Nordwestdeutschland. Obwohl dieser *„unorganisierte und scheiternde Versuch einer proletarischen Revolution“*[6] als Revolutionsetappe bekannt ist, gilt die bereits 1974 geäußerte Anmerkung, der Widerstand der *„bewaffneten und offensiven Arbeiterminderheiten“* in der *„ersten*

---

1 Icarus, The Wilhelmshaven Revolt, London o.J. (1943).

2 Ruth Fischer, Stalin und der deutsche Kommunismus. Der Übergang zur Konterrevolution, Frankfurt a.M. o.J. (1948), S. 18.

3 Jörg Berlin, Die Arbeiterbewegung in den Küstenstädten der Nordsee zwischen Ems und Elbe vom Vorabend des Ersten Weltkrieges bis zum Ausbruch der Revolution 1918/19, phil. Diss., Hamburg 1981, S. 576.

4 Icarus, The Wilhelmshaven Revolt. A Chapter of the Revolutionary Movement in the German Navy 1918-1919, Huddersfield 1975; dass., in: The Raven. Anarchist Quarterly (London), 8-1988/89 (Vol. 2), S. 356-380.

5 Vgl. Ulrich Kluge, Die deutsche Revolution 1918/1919. Staat, Politik und Gesellschaft zwischen Weltkrieg und Kapp-Putsch, Frankfurt a.M. 1985, S. 107-137.

6 Reinhard Rürup, Rätebewegung und Revolution in Deutschland 1918/19, in: Neue Politische Literatur, 3/1967 (12. Jg.), S. 303-315, hier S. 309.

Periode der deutschen Revolution" sei noch nicht ausreichend untersucht worden, weitgehend auch noch heute.[7] Für Nordwestdeutschland kann lediglich die Bremer Räterepublik als umfassend erforscht gelten.[8]
Nach Konflikten des Wilhelmshavener 21er-Rates, des engeren Ausschusses des Arbeiter- und Soldatenrates, mit dem bürgerlichen „Wilhelmshavener Tageblatt" und der Besetzung der „Wilhelmshavener Zeitung" durch die Wilhelmshavener Kommunisten kam es zur Proklamierung der von Schneider in seinen Erinnerungen beschriebenen *„sozialistischen Räterepublik Wilhelmshaven"*.[9] In der KPD-offiziellen „Illustrierten Geschichte der Deutschen Revolution" von 1929 wurden die Wilhelmshavener Ereignisse im wesentlichen unter dem Gesichtspunkt dargestellt, durch sie hätte die *„Hetze gegen die revolutionären Arbeiter Bremens"* Nahrung gefunden. Vor allem die Beschlagnahmung von Reichsbankgeldern sei ein *„Provokateurstückchen"* gewesen. Eine besondere Rolle wurde dabei dem Bremer kommunistischen Lehrer Karl Jörn zugewiesen.[10] In der bundesrepublikanischen Literatur wurden die Wilhelmshavener Ereignisse, der *„Kommunistenputsch"* vom 27. und 28. Januar 1919, bisher nur am Rande dargestellt.[11] Einiges Material findet sich auch im Zusammenhang mit der Geschichte der konterrevolutionären „Brigade Ehrhardt", die im Januar 1919 in Wilhelmshaven aufgebaut wurde und deren Anfänge mit ihrem militärischen Einsatz gegen die Wilhelmshavener Räterepublik zusammenfallen.[12] In der DDR-Geschichtsschreibung hat 1988 Robert Rosentreter die Wilhelmshavener Kämpfe erwähnt.[13] In einer im gleichen Jahr herausgegebenen Darstellung über die bewaffneten Konflikte in Deutschland zwischen 1918 und 1923 fehlt jeder Hinweis. Lediglich Cuxhaven und Bremerhaven werden im Zusammenhang mit der Verteidigung der Bremer Räterepublik aufgeführt.[14] Auch eine Untersuchung über die Demobilmachung in Wilhelmsha-

---

7 Karl-Heinz Roth, Die „andere" Arbeiterbewegung und die Entwicklung der kapitalistischen Repression von 1880 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zum Neuverständnis der Klassengeschichte in Deutschland, München 1974, S. 62.

8 Peter Kuckuk, Bremer Linksradikale bzw. Kommunisten von der Militärrevolte im November 1918 bis zum Kapp-Putsch im März 1920. Ihre Politik in der Hansestadt und in den Richtungskämpfen innerhalb der KPD, phil. Diss., Hamburg 1970; ders., Bremen in der deutschen Revolution 1918-1919. Revolution, Räterepublik, Restauration, Bremen 1986. Die „Sozialistische Republik Cuxhaven" ist bislang nur kurz behandelt worden. Vgl. Johann Lüken, Revolutionäre Strömungen und Ereignisse in Cuxhaven von November 1918 bis Februar 1919, in: Jahrbuch der Männer vom Morgenstern, Bremerhaven, 53/1973, S. 135-182, hier S. 164-174. Zur Literatur über Wilhelmshaven vgl. Anm. 11.

9 Vgl. aus zeitgenössischer mehrheitssozialdemokratischer Sicht Josef Kliche, Vier Monate Revolution in Wilhelmshaven, Rüstringen 1919, S. 29-32.

10 Illustrierte Geschichte der Deutschen Revolution, Berlin 1929, S. 341. Zur Rolle Jörns in der Bremer Räterepublik vgl. Peter Kuckuk, Bremer Linksradikale, a.a.O., v.a. S. 113-120.

11 Vgl. Wolfgang Günther, Die Revolution von 1918/19 in Oldenburg, Oldenburg 1979, S. 171-186; ders., Wilhelmshaven in der Revolution 1918/19, Wilhelmshaven 1989, S. 24-28.

12 Gabriele Krüger, Die Brigade Ehrhardt, Hamburg 1971, S. 11-27. Vgl. Darstellungen aus den Nachkriegskämpfen deutscher Truppen und Freikorps, Bd. 6: Die Wirren in der Reichshauptstadt und im nördlichen Deutschland 1918-1920, Berlin 1940, S. 116.

13 Robert Rosentreter, Blaujacken im Novembersturm. Rote Matrosen 1918/1919, Berlin 1988, S. 215 f.

14 Vgl. Dieter Dreetz/Klaus Gessner/Heinz Sperling, Bewaffnete Kämpfe in Deutschland 1918-1923, Berlin 1988, S. 63-67.

ven existiert nicht, aber man wird analog zur Situation in Kiel annehmen können, daß sie entscheidend zum Verfall der Matrosenbewegung und der Soldatenräte beitrug.[15] Ernst Schneider ist erst in den letzten Jahren wieder der Vergessenheit entrissen worden, wenn auch bis zum heutigen Tage keine zusammenfassende Biographie über ihn vorliegt, die alle verfügbaren Quellen ausschöpft und die teilweise widersprüchlichen Angaben in der Literatur klärt.[16] Schneider wurde am 23. Juli 1883 in Königsberg geboren. Nach der Mittelschule besuchte er eine Seefahrtsschule. Ursprünglich Sozialdemokrat, war er vor 1914 zeitweise Redakteur der in Hamburg erschienenen Zeitschrift „Kampf. Organ für Anarchismus und Syndikalismus". Er gehörte ebenfalls in Hamburg zu den führenden Vertretern des „Syndikalistischen Industrieverbandes, Gruppe Transportarbeiter". Im Ersten Weltkrieg organisierte er mit anderen Matrosen die Antikriegsarbeit in der Flotte. Schneider wurde im November 1918 Mitglied des Wilhelmshavener 21er-Rates und galt als einer der *„Führer des Putsches"* vom Januar 1919.[17] Nach den Wilhelmshavener Ereignissen wurde er zu einer Freiheitsstrafe von sechs Jahren verurteilt. Nachdem ihm am 29. Januar 1920 in Hamburg die Flucht auf dem Transport von der Festung Gollnow (Pommern) nach Wilhelmshaven gelungen war, wurde er am 8. September 1920 wieder festgenommen. Erst 1922 kam er auf Bewährung frei. Er beteiligte sich Anfang September 1920 an den Vorbereitungen zur Gründung der „Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands" (KAPD) in Bremen, der er sich nach seiner endgültigen Freilassung wieder anschloß. Schneider setzte sich für die lokale Zusammenarbeit zwischen KAPD, „Allgemeiner Arbeiterunion" (AAU) und „Freier Arbeiterunion Deutschlands" ein und nahm in der Auseinandersetzung zwischen der Berliner und der Essener Richtung innerhalb der KAPD eine unabhängige Position ein.[18] Peter Kuckuk schätzt Schneider - zumindest für diese Zeit - als

---

15 Vgl. Wolfram Wette, Die militärische Demobilmachung in Deutschland 1918/19 unter besonderer Berücksichtigung der revolutionären Ostseestadt Kiel, in: Geschichte und Gesellschaft 1/1986 (Jg. 12), S. 63-80. Hergen Manns (Das Scheitern der Weimarer Republik und die nationalsozialistische Machtübernahme in Wilhelmshaven-Rüstringen. Zwei Städte im Schatten der Reichsmarine, Oldenburg 1998) geht auf die Demobilmachung 1918/19 nicht ein.

16 Die nachfolgende Skizze faßt die verstreuten Hinweise in der Literatur zusammen. Vgl. Joe Thomas, Introduction, in: Icarus, The Wilhelmshaven Revolt. A Chapter of the Revolutionary Movement in the German Navy 1918-1919, Huddersfield 1975, S. 3-6; Ernest Rogers, Joe Thomas (1912-1990), in: Revolutionary History, London, 2/1990 (Vol. 3), S. 44-45, hier S. 44; Hartmut Rübner, Freiheit und Brot. Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands. Eine Studie zur Geschichte des Anarchosyndikalismus, Berlin 1994, S. 91 f. u. 114; ders., Linksradikale Gewerkschaftsalternativen. Anarchosyndikalismus in Norddeutschland von den Anfängen bis zur Illegalisierung nach 1933, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, 14/1996, S. 67-108, hier S. 76; Peter Kuckuk, Syndikalisten und Kommunistische Arbeiterpartei in Bremen in der Anfangsphase der Weimarer Republik, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, 14/1996, S. 15-66, hier S. 34 f., 54 f., 59, 62 u. 64; Dieter Nelles, Syndikalismus und Unionismus. Neuere Ergebnisse und Perspektiven der Forschung, in: IWK 3/1995, S. 348-356, hier S. 355; ders., Widerstand und internationale Solidarität. Die Internationale Transportarbeiter-Förderation (ITF) im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Essen 2001, S. 113 f., 125 u. 164 f.

17 Josef Kliche, Vier Monate (wie Anm. 9), S. 30.

18 Zur Spaltung der KAPD in die Berliner und Essener Richtung vgl. Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Zur Geschichte und Soziologie der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten), der Allgemeinen Arbeiter-Union Deutschlands und der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands, Meisenheim 1969, S. 208.

Vertreter einer *„extrem aktivistischen Richtung"* ein.[19] Als Mitglied der KAPD und der AAU nahm Schneider 1923 am Hamburger Aufstand teil, 1924/25 war er Sekretär des „Deutschen Schiffahrtsbundes" in Bremerhaven, 1926-1929 Leiter der vor allem unter Hochseefischern verankerten AAU in Cuxhaven, die sich dort als Teil der „Marine Transport Workers Union" verstand. Ab 1929/30 fuhr er wieder zur See. Während der nationalsozialistischen Diktatur wurde er 1935 verhaftet und im Juni 1936 zu einer Zuchthausstrafe verurteilt. Zeitweise war er im KZ Fuhlsbüttel inhaftiert. Schneider emigrierte 1937 nach Antwerpen und schloß sich der Gruppe deutscher Seeleute der „Internationalen Transportarbeiter-Föderation" an. 1939 ging er nach London, wo er im Hafen arbeitete und kurz nach 1945 verstarb. Bis zu seinem Tode hatte er engen Kontakt zum „London Port Workers' Rank and File Committee".
Die folgende Übersetzung folgt der 1943 veröffentlichten englischen Fassung, die in London bei „Freedom Press" verlegt wurde. Nicht einbezogen in die Edition wurde das Vorwort von Mat Kavanagh.[20] Kommentierende Anmerkungen des Übersetzers werden durch eckige Klammern angezeigt, die übrigen Anmerkungen gehören zu Schneiders Text.

Demonstration in Wilhelmshaven am 10.11.1918

19 Peter Kuckuk, Syndikalisten und Kommunistische Arbeiterpartei, a.a.O., S. 64.
20 Mat Kavanagh, Preface, in: Icarus, Wilhelmshaven Revolt (wie Anm. 1), S. 5-7.

Ernst Schneider (Icarus)

Die Wilhelmshavener Revolte. Ein Kapitel aus der revolutionären Bewegung in der deutschen Marine 1918/19

Vorwort des Verfassers

Die Geschichte der Seeleute ist bisher nicht geschrieben, aber wenn das geschehen sein wird, dann wird sie einen Teil der Geschichte der vorwärtsstürmenden Avantgarde des Proletariats darstellen. Ich, der an diesen Ereignissen in vollem Umfang aktiven Anteil nahm, betrachte es im Interesse der Arbeiterklasse als meine Pflicht, folgenden Bericht aufzuzeichnen, so daß jeder, der es will, sie verstehen kann, auch auf die Gefahr hin, Ungenauigkeiten nicht zu vermeiden.
Bis zum Jahr 1935 besaß ich ein vollständiges Archiv, das aber aus Gründen der eigenen Sicherheit und der meiner Genossen, verbrannt werden mußte. Diese Dokumente sind natürlich verloren, aber es ist besser, Dokumente zu verlieren als das Leben.
Schließlich habe ich meinen Kopf behalten, darum kann ich weiteren Gebrauch von ihm machen.

London, 1943

Einführung

Mit der schnellen Industrialisierung Deutschlands wuchs die bis dahin zahlenmäßig stärkste Arbeiterbewegung der Welt heran. Im Gegensatz zu Großbritannien entstand zuerst die sozialistische Arbeiterpartei, später dann kamen die Gewerkschaften mit ihren Tausenden von Mitgliedern.
Die Sozialistengesetze Bismarcks im vorigen Jahrhundert hielten die revolutionäre gesellschaftliche Entwicklung nicht auf, sondern förderten sie vielmehr, obwohl die Tatsache bleibt, daß die ideologische Entwicklung der unterdrückten Massen immer hinter der revolutionären Entwicklung der Technik zurückblieb.
Nichtsdestoweniger war während dieses Prozesses die Kapitalistenklasse in der Lage, aus ihren ungeheuren Profiten hin und wieder den Unterdrückten einen Knochen hinzuwerfen. Dies und ideologische Faktoren öffneten dem Arbeiterreformismus Tür und Tor. Die Mehrheit der Gewerkschaftsführer, die von einem „schrittweisen Hineinwachsen in den Sozialismus“ träumten, wurden - gezwungen durch die Umstände - zu Bundesgenossen des kapitalistischen Systems.
Der Aufstieg des industriellen Deutschland in die Position einer Großmacht vollzog sich erst, nachdem andere Länder bereits eine eigenständige Großindustrie entwickelt hatten. Kaum ein Gebiet war übrig geblieben, wo sich Bankiers ausbreiten konnten,

und zum Ausgleich unterstützte der deutsche Staat Banken und Kartelle in ihrem Kampf gegen die ausländische Konkurrenz. Weil ihr Binnenmarkt zu klein für die von ihnen kontrollierte hochentwickelte Wirtschaft war, brauchten die deutschen Monopolisten Raum und Märkte, die nur durch nationale Monopole und eine staatskapitalistische Expansion errungen werden konnten.
Im Gegensatz zu Großbritannien, wo internationale Banken die Regel waren, herrschte in Deutschland das nationale Finanzkapital vor, daß heißt Bankkapital für große Industriekonzerne und Trusts, die eine monopolistische Position im Land innehatten.
In der Tat erwies sich Deutschland mit seinem Drang zur Expansion im Ausland als höchstgefährlicher Konkurrent und Rivale für die alten imperialistischen Mächte, vor allem für Großbritannien.
In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verlor Großbritannien den größten Teil seines Handels im Pazifik an Deutschland, von den Verlusten an Deutschland in anderen Teilen der Welt ganz zu schweigen.
Die Produktionsweise und die vorherrschende Ideologie, welche die sozialökonomischen Formationen bestimmen, die territoriale Aufteilung durch die großen kapitalistischen Militärmächte und die Herrschaft der großen monopolistischen Konzerne machten eine Serie imperialistischer Weltkriege unausweichlich, es konnte nur noch eine Frage der Zeit sein.
Sogar die Konferenz der Sozialdemokraten von 1907, die in Stuttgart abgehalten wurde, konnte trotz des vollkommenen Opportunismus - nur zu der Schlußfolgerung gelangen, daß „Kapitalismus Krieg bedeutet".[1]
Aber das waren Worte, bloße Worte. Die internationale sozialistische Bewegung mit ihren selbsternannten Führerorganisationen erwies sich in der Praxis als kapitalistische Institution. Anstelle ihrer Utopie vom „Hineinwachsen in den Sozialismus" wuchsen sie - in Übereinstimmung mit den Naturgesetzen - in eine untrennbare Verbindung mit dem kapitalistischen System hinein.
Das ist sicherlich nichts neues, aber es ist notwendig, das im Kopf zu behalten.
In Veröffentlichungen der Linksradikalen in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg wurde aufgezeigt, daß erfolgreiche Massenaktionen fast nur spontan entstehen. Das ist sehr richtig, und die Geschichte beweist es. So errangen die Seeleute durch ihren spontanen Streik in Hamburg (1855)[2] außer der bis dahin größten Lohnerhöhung eine allgemeine Verbesserung ihrer Unterbringung und Arbeitsbedingungen.
Dasselbe kann am Fall der spontanen Aktionen der Mannschaften des Riesendampfers „Vaterland" in Cuxhaven im Frühjahr 1914 gezeigt werden. Hier handelten die Seeleute, etwa 1.300, als selbstbewußte Kampfeinheit der Arbeiterklasse. Für eine nutzlose Zusammenarbeit zwischen den Seeleuten und den Millionären der Hamburg-Amerika-Linie gab es keinen Raum, aber für die Solidarität und das Selbstbewußtsein

---

[1] Der Internationale Sozialistenkongreß von 18. bis 24. August 1907 in Stuttgart verabschiedete die Resolution „Der Militarismus und die internationalen Konflikte". In der Resolution heißt es wörtlich: *„Kriege liegen also im Wesen des Kapitalismus..."*

[2] In der Ausgabe von 1975 in „1885" verändert. Schneider bezieht sich wahrscheinlich auf den Streik der Hamburger Hafenarbeiter und Seeleute vom November 1896 bis Februar 1897.

ICARUS

The WILHELMSHAVEN Revolt

FREEDOM PRESS 6D.

der Seeleute. Kurzum, die stolzen Hapag-Herren waren gezwungen, den Forderungen der Seeleute bedingungslos nachzugeben.[3]
Mehr noch, das Beispiel, das in dieser Aktion die proletarische Vorhut gab, sprang über auf alle Hochseeschiffe der deutschen Handelsflotte. Unterstützt von den breiten Massen des Hafen- und Küstenproletariats betonten sie wieder und wieder ihren Willen, ihren Kampf bis zum Ende auszufechten. Sie wußten, daß das nicht durch Unterstützung der kapitalistischen Kräfte geschehen konnte, sondern nur gegen sie.
Die deutsche sozialdemokratische Presse zeigte - das ist bezeichnend - außer der Verspottung der Seeleute wenig Mut, über die Angelegenheit objektiv zu berichten. Die großen Tageszeitungen in New York machten jedoch weniger ein Geheimnis daraus. Ihre Titelseiten waren voll von den kühnen, aber illegalen Streikaktionen der Seeleute an Bord der „Vaterland".
Es muß angemerkt werden, daß der Dienst in der Kaiserlichen Marine für jeden deutschen Seemann zwingend war. Die Mannschaften der Handelsflotte waren fast identisch mit den Matrosen an Bord der Kriegsschiffe. Die übrigen Männer der Kriegsflotte wurden aus anderen Teilen des Industrieproletariats rekrutiert. So hatten sie nicht nur dieselben Interessen, sondern auch denselben aufrührerischen Geist. Und obwohl der ständige Kampf für die Freiheit weit weniger erfolgreich war, eröffnete die Meuterei an Bord des Kriegsschiffs „Oldenburg" im vorigen Jahrhundert die Epoche des militanten Widerstandes und der andauernden Unruhe in der Kriegsflotte.[4]
Zweifellos waren die Würfel für die revolutionäre Massenaktion gefallen. Das war dann die geistige Haltung im Marineproletariat in Deutschland im Jahr 1914.

Massen und Führer

Kriegswolken türmten sich über Deutschland. Die Basis der deutschen Arbeiterbewegung, damals an Zahl die mächtigste Bewegung der Zweiten Internationale, drang auf Maßnahmen gegen den nahenden Krieg. Überfüllte Massenversammlungen wurden abgehalten, und die Parole ausgegeben: „Massenaktion gegen den Krieg".
Aber das waren Worte, bloße Worte. Die Masse der Arbeiter - unter dem Einfluß ihrer Organisationen, straff organisiert und diszipliniert in Partei und Gewerkschaften - warteten auf den Ruf zur Aktion durch ihre Führer, denen sie vertrauten, aber der Ruf kam niemals! Anstelle der Aktion kam der vollkommene politische Zusammenbruch. Im Widerspruch zu ihren früheren Verlautbarungen erklärte der Sprecher der Sozialdemokratischen Partei im deutschen Parlament am 4. August 1914: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich."[5] Die Mehrheit der sozialdemokratischen Führer hatte ihr Vaterland gefunden. Die Arbeiter hatten immer noch keines! Das Problem von Massen und Führern blieb praktisch ungelöst, trotz des an-

---

[3] Im Mai 1914 streikten auf dem Passagierdampfer „Vaterland" die Heizer für höhere Heuer. Am Ziel der Fahrt, in New York, kam es zu einem weiterem Streik der Heizer und Schiffsstewards.
[4] Informationen über eine Meuterei auf der 1884 gebauten Panzerkorvette „Oldenburg" ließen sich nicht ermitteln.
[5] Hugo Haase, neben Friedrich Ebert Parteivorsitzender der deutschen Sozialdemokratie, erklärte am 4. August 1914 im Reichstag, seine Fraktion werde für die Bewilligung der Kriegskredite stimmen. Das von Schneider sinngemäß wiedergegebene Haase-Zitat wurde für die Übersetzung durch das Originalzitat ersetzt.

haltenden Kampfes revolutionärer Sozialisten wie Rosa Luxemburg, Anton Pannekoek, Heinrich Laufenberg, Johann Knief und anderer, deren Hingabe an die Sache außer Frage stand, gegen die damals schon blühende Politik des Klassenverrats. Die überwältigende Mehrheit der sozialdemokratischen Führer wies die Idee der Selbstbestimmung der Arbeiterklasse zurück und arbeitete insgeheim mit ihrem revisionistischen Apparat, dem „Verein Arbeiterpresse",[6] für die Unterordnung des Proletariats unter die bürokratischen Organisationen. Die Katastrophe war nicht abzuwenden. Viele Arbeiter fühlten, daß ihr Opfer umsonst gewesen war. Sie hatten die Dynamik ihrer eigenen Organisation nicht verstanden, so daß sie sich verraten fühlten - und das waren sie auch. Einerseits rief das Desillusionierung hervor, andererseits Entrüstung und Gleichgültigkeit. Aber es ging weiter. Es sollte erst anfangen.

Die Formierung der deutschen Arbeiterbewegung nach dem 4. August 1914

Aus der Spaltung der Sozialdemokratischen Partei gingen folgende Gruppen hervor:
1. Die Mehrheitssozialdemokraten – kontrollierten den alten Parteiapparat, unterstützten den imperialistischen Krieg in jeder Hinsicht und nahmen die Mehrheit der Parteimitglieder mit sich.
2. Die Sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft, später Unabhängige Sozialdemokratische Partei genannt - in Opposition zu 1.), aber unentschlossen, unterstützte z.B. in Hamburg die Linksradikalen finanziell, lehnte aber weitergehende gemeinsame Aktivitäten ab.
3. Revolutionäre Obleute[1] - in Berliner Fabriken und Werkstätten. Ihre Politik war Klassenkampf, nicht imperialistischer Krieg.
4. Internationale Sozialisten, Berlin – gaben eine Zeitschrift „Lichtstrahlen" heraus, Kriegsgegner, kritisierten 1.) und 2.) auf marxistischer Grundlage.[7]
5. Rheinland-Westfalen-Gruppe - um das Propagandablatt „Kampf", verteidigte Massenaktionen und bekämpfte 1.) und 2.) auf revolutionärer sozialistischer Grundlage.[8]
6. Gruppe Internationale, Berlin - gab hervorragende revolutionäre Flugblätter und die berühmten „Spartakus"-Briefe heraus, verbreitet von den Gruppen unter 3.), 4.), 5.) und 7.). Der erste „Spartakus"-Brief an die Arbeiterklasse begann mit den Worten: „Du schläfst Spartakus, anstatt revolutionär zu handeln."[9]

---

[6] Der „Verein Arbeiterpresse" wurde 1900 gegründet. Er organisierte die Partei- und Gewerkschaftsangestellten der Arbeiterbewegung sowie die Redakteure der gewerkschaftlichen und sozialdemokratischen Presse.

1 Da die alten Begriffe „Führer", „Leiter", „Vorsitzender" usw. in den Augen der klassenbewußten Arbeiter Synonyme für eine andere Klasse geworden waren, wurde die Bezeichnung „Obmann" der Begriff für vertrauenswürdige Arbeitskollegen und angesehene Klassengenossen.

[7] Julian Borchardt sammelte seit Beginn des Ersten Weltkrieges eine revolutionäre sozialistische Gruppe, die „Internationalen Sozialisten Deutschlands", um sich. Er gab seit 1913 die Zeitschrift „Lichtstrahlen" heraus.

[8] Revolutionäre sozialistische Gruppe um Karl Minster (Duisburg), die seit 1916 den „Kampf" herausgab. Vgl. Kurt Koszyk, Das abenteuerliche Leben des sozialrevolutionären Agitators Carl Minster (1873-1942), in: Archiv für Sozialgeschichte V/1965, S. 193-225.

[9] In dieser zugespitzten Form läßt sich das Zitat nicht nachweisen. In „Spartacus", Nr. 3, Dezember 1916 heißt es in dem Artikel „Die schlummernde Großmacht": *„Aber die Masse des sozia-*

7. Linksradikale, später änderten sie ihren Namen in Internationale Kommunisten Deutschlands, hatten Gruppen in Bremen, Hamburg, Wilhelmshaven, Braunschweig, Hannover, Sachsen, Ostpreußen und Stettin, gaben von 1916 bis Ende 1918 die Wochenzeitung „Arbeiterpolitik" (Organ für wissenschaftlichen Sozialismus) heraus, verteidigten das Programm der revolutionären Arbeiterklasse auf energischer marxistischer Grundlage, entwickelten die Bewegung der Arbeiterräte. Ihr Ruf zur Aktion in der Rüstungsindustrie wurde von den Arbeitern umgehend befolgt. Die Linksradikalen sahen in dem blinden Glauben an die Wirksamkeit der Partei einen der Hauptgründe für die Kraftlosigkeit der Arbeiterklasse.
Es gab kleine Gruppen von Anarchosyndikalisten - revolutionären Pazifisten, kühnen Kampfgenossen - die sich fast alle den Linksradikalen anschlossen.[10]
Es unterliegt keinem Zweifel, daß Geschichte von allen gemacht wurde, und die Zeit dazu zwang, aufeinander zuzugehen. Der Sprecher der Sozialdemokraten kündigte 1916 im deutschen Parlament an: „Aus dem Frieden, der heute möglich erscheint, werden Deutschland und seine Verbündeten in den Augen Europas als Mächtegruppe hervorgehen, deren wirtschaftliche Einflußsphäre von den Elbmarschen bis zu den Wassern des Persischen Golfes reichen wird. So wird Deutschland durch seine Waffen den Kern einer wirtschaftlichen Einflußsphäre gewonnen haben, der es wert ist als geschlossenes Wirtschaftsgebiet an die Seite anderer Weltreiche gesetzt zu werden."[11]
Diese vaterländische Rede wurde von dem revolutionären Sozialisten Karl Liebknecht - zu dieser Zeit zur Armee eingezogen - auf einer zwar illegalen, aber ganz öffentlichen Demonstration in Berlin am 1. Mai 1916 mit der Parole „Nieder mit dem Krieg! Der Hauptfeind steht im eigenen Land!" beantwortet. Karl Liebknecht wurde, obwohl Abgeordneter, zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Aber seine Stimme wurde in den Betrieben der Rüstungsindustrie gehört, wie auch auf den Schlachtfeldern und in den Einheiten der Kriegsmarine.

Das geheime Komitee der Nordseeflotte und der Marinestation Wilhelmshaven

Liebknechts Ruf war nicht vergeblich. Er ermutigte die oppositionellen Kräfte gegen den Krieg. An Bord der Kreuzer, Zerstörer, Torpedoboote und der anderen kleineren Kriegsschiffe begann eine Flüsterkampagne unter den Matrosen, und gelegentlich gab es Hochrufe „Es lebe Liebknecht". Inzwischen wurden Weisungen von einem geheimen Komitee gegeben, später bekannt als das Revolutionäre Komitee, oder kurz RK.

---

listischen Proletariats, die auserkoren ist, als Organ dieser Vernunft und dieses Willens die Zügel der eigenen Geschicke zu ergreifen, diese einzige Großmacht, die in dieser Stunde der Weltgeschichte das entscheidende Wort zu sprechen berufen ist - schlummert."

[10] Das Organ der „Freien Vereinigung deutscher Gewerkschaften", „Einigkeit", wurde 1914 verboten.

[11] Eine entsprechende Äußerung Philipp Scheidemanns, des sozialdemokratischen Fraktionsvorsitzenden im Reichstag, läßt sich nicht nachweisen. In seiner Neujahrsbotschaft 1914/15 hatte er die Parteimitglieder auf *„unerschütterlichen Willen zum Durchhalten, bis zum Sieg"* und *„baldigen Sieg und dauernden Frieden"* eingeschworen (Philipp Scheidemann, Memoiren eines Sozialdemokraten, Bd. 1, Dresden 1928, S. 328).

Das Komitee verbreitete klare Anweisungen, Warnungen, Informationen, und diese Weisungen wurden sofort von Mund zu Mund über zuverlässige Verbindungen weitergegeben. Kein Mitglied kannte mehr als zwei Genossen, einen zur rechten und einen zur linken, wie die Glieder einer Kette. Das erste Glied - das Komitee - war nur einem einzigen Genossen bekannt.
Der Aufbau einer Untergrundorganisation, die ihren Anteil daran hatte, den imperialistischen Krieg zu beenden und die halbfeudale Monarchie hinwegzufegen, vollzog sich auf den unteren Decks, in den Ausgucken, den Munitionsbunkern und Mastkörben der Gefechtsmasten, sogar in den Waschräumen, unter dem Deckmantel, Seemannsgarn zu spinnen. Das Beispiel, das von dieser Untergrundorganisation gegeben wurde, ist von historischer Bedeutung.
Neben der Organisation des RK gab es einige Fälle von individuellen Friedenspropagandisten, die fast alle mit der Hinrichtung zweier unschuldiger Gehorsamsverweigerer, der Matrosen Reichpietsch und Köbis, ausgetilgt wurden.[12] Was immer ihre Motive waren, ihr Kampf bildete einen Teil unseres eigenen Kampfes, und darum starben sie für uns und unsere Sache.
In diesem Zusammenhang ist es eine Tatsache, daß ein Vertreter einer dieser unglücklichen Matrosen, der einige prominente sozialdemokratische Abgeordnete um Rat fragte, von diesen hinausgeworfen wurde. Die sozialdemokratischen Abgeordneten waren nicht interessiert.[13]
Inzwischen wuchs die Unruhe unter den Matrosen in der Flotte. Von den Flottenkommandeuren wurde eine Säuberung der Mannschaften bestimmter Schiffe befohlen, aber das Wachstum der Bewegung war den Maßnahmen der Marinebehörden weit voraus, und die Säuberung war zweifellos mehr eine Belästigung als eine Radikalkur. Verdächtige - natürlich immer die falschen - wurden sofort zu ihren Stammkompanien abkommandiert. Von dort wurden Tausende von Matrosen zur Marinedivision an der Küste Flanderns abkommandiert.[14]
Im März 1917 wurden Flugblätter, geschrieben in Blockbuchstaben, unterzeichnet vom Komitee, von den Matrosen des 3. Matrosenregiments verteilt. Später wurden Matrosenversammlungen im Park von Ostende abgehalten. Diese Versammlungen waren natürlich illegal, aber sie waren gut abgeschirmt. Ohne Zweifel, die Untergrundbewegung in der Marine hörte an den Fallreeps und Jakobsleitern der Kriegsschiffe nicht auf.
Ein linksradikales Mitglied der Bewegung war während seines Urlaubs in Hamburg im April 1917 einer der 18 Teilnehmer eines geheimen Treffens, das von einer Hamburger Genossin im Wald bei Groß Borstel, „Zum Grünen Jäger", abgehalten wurde. Das

---

[12] Albin Köbis und Max Reichpietsch, mit der USPD sympathisierende Matrosen, wurden als Anführer der Matrosenbewegung vom August 1917 nach einem Streik auf dem Linienschiff „Prinzregent Luitpold" am 5. September 1917 hingerichtet.

[13] Führende USPD-Vertreter wie der Reichstagsabgeordnete Wilhelm Dittmann, mit denen Reichpietsch Kontakt aufgenommen hatte, distanzierten sich nach den Aktionen der Matrosen von dieser Bewegung.

[14] Im August 1914 war als Einheit der Marineinfanterie eine Marinedivision aufgestellt worden. Während des Ersten Weltkrieges folgten zwei weitere Divisionen, die zu einem Marinekorps zusammengefaßt waren, das in Flandern eingesetzt wurde. Revoltierende Matrosen wurden nach den Aktionen vom Sommer 1917 zur Marineinfanterie strafversetzt.

Ergebnis des Treffens war ein Flugblatt an alle Arbeiterinnen in der Rüstungsindustrie und die Soldaten.
Zwei Tage später, nachdem 5000 Flugblätter unter die Leute gebracht und an die Mauern und Häusern geklebt worden waren, folgten spontane Streiks in der Rüstungsindustrie.[15] Dutzende von Streikenden und Flugblattverteilern wurden verhaftet und eingesperrt. Festgehalten werden muß, daß unsere aktiven Freunde in Hamburg, welche die Flugblätter klebten, alles Rüstungsarbeiterinnen, Stenotypistinnen usw. waren. Viele dieser Heldinnen und Genossinnen, wie auch der Drucker, ein Geschäftsmann, der nicht zur Bewegung gehörte, wurden zu Zuchthaus verurteilt. Unsere Opfer waren schwer. Seine eigenen persönlichen Opfer zu erwähnen, wäre ungerecht. Ein Kämpfer muß kämpfen und leiden. So seine Sache zu machen, ist verhältnismäßig leicht. „Wahr genug, wir müssen für den Frieden kämpfen, wenn nicht, dann herrscht Friedhofsruhe, ein Friede, der Europa und andere Teile der Welt in eine neue Ära schwärzester Reaktion hinabdrücken wird." (Rosa Luxemburg)[16]
Unsere Aufgabe konnte es nur sein, unsere Aktivitäten in der Bewegung an Bord der Kriegsschiffe und an Land zu verdoppeln.
Im Juli 1917 wurde ein Beispiel von den Matrosen des Geschwaders unter der Führung des Schlachtkreuzers „Prinzregent" gegeben, das in der Niederelbe vor Anker lag.[17] Auf das Kommando „Lichtet Anker! Alle Mann auf Kampfstation!" wurden von den Matrosen einige Signale gegeben und Bewegungen, aber keinerlei Anstalten gemacht, dem Befehl zu gehorchen. Ihr eigener Befehl „Kessel aus!" erwies sich als mächtiger als die Befehle der Flottenchefs. Hunderte von Matrosen wurden zu Zuchthaus zwischen 1 und 15 Jahren verurteilt. Dieses Ereignis und die Haltung der Admiralität zeigten die allgemeine Situation klar auf: Verwirrung und Aufregung unter den Vorgesetzten, aber eine große Entschlossenheit bei den unteren Rängen.
Wieder hatten die Seeleute gezeigt, daß sie vor bewaffnetem Widerstand nicht zurückschreckten. Sie wußten, daß sie nur durch das gemeinsame Handeln der Matrosen der gesamten Flotte in enger Zusammenarbeit mit ihren Kameraden in Armee und Industrie Erfolg haben konnten. Theoretiker, die den Unterschied zwischen Theorie und lebendiger Realität übertreiben, mögen in die Irre gehen, aber selten die praktischen Kämpfer.
Der Standpunkt der letzteren war richtig. Im Januar 1918 ereigneten sich die spontanen Streiks in der Rüstungsindustrie, gefolgt von Plünderungen der Bäckereien im Reich. Dann folgten Monate ungewöhnlicher Ruhe. Es war die Ruhe vor dem Sturm.
Gegen Sommer wurde im „Edelweiß", dem größten Tanzlokal in Wilhelmshaven, eine Versammlung abgehalten. Die Versammelten wurden geschützt von Gruppen der Untergrundbewegung in der Flotte. Es war spät am Abend. Das Tanzlokal war gefüllt mit Matrosen, Mädchen und einigen Zivilisten. Das Orchester hatte während einer Pause

---

[15] Im April 1917 kam es u.a. in Hamburg zu politischen Massenstreiks in der Rüstungsindustrie. Die Konferenz im Waldstück „Borsteler Jäger" in Groß Borstel (Hamburg) läßt sich nicht eindeutig zuordnen. Wahrscheinlich handelt es sich um das Treffen vom 5. März 1917, auf dem die linksradikalen Gruppen von Hamburg, Bremen, Wilhelmshaven und Hannover eine programmatische Erklärung über ihre Zusammenarbeit beschlossen.

[16] In den Schriften Rosa Luxemburgs aus der Zeit des Ersten Weltkrieges läßt sich eine solche Äußerung nicht feststellen.

[17] Es handelt sich um das IV. Geschwader und das Linienschiff „Prinzregent Luitpold".

die Bühne verlassen, als plötzlich der große Bühnenvorhang fiel und gerufen wurde: „Bleibt, wo ihr seid, bewegt euch nicht!“ Dann war eine laute Stimme hinter dem Vorhang zu hören, eindrucksvoll und überzeugend: „Wir sind am Vorabend bedeutender Ereignisse. Zum Schluß wird es keinen Krieg, keine Unterdrückung der schuftenden und blutenden Massen mehr geben... Aber wir müssen weiter kämpfen, hart, lange und schwer. Um der Sache willen, keine Unvorsichtigkeiten. Unser Tag wird kommen.“
Er kam.
Im September fand eine Konferenz der verschiedenen Gruppen der Arbeiteropposition in Berlin statt. Vertreter einer Anzahl von Industriebetrieben in Nord-, Ost-, Mittel- und Westdeutschland waren versammelt.
Die Berichte der Versammelten ergaben zusammengefaßt, daß die unabhängigen Arbeiteraktivitäten im ganzen Reich ständig zunahmen. Es wurde gefordert, daß die revolutionäre Klasse ihr Programm leidenschaftlich den breiten Massen erklären müsse. Anstelle des Begriffes „Sozialismus“ wurde der Begriff „Kommunismus“, d.h. die Vereinigung freier und gleicher Produzenten in freien Kommunen angenommen.
Ein Manifest, geschrieben von dem verstorbenen Genossen Frenken, wurde in vielen Tausend Exemplaren herausgegeben, um die betrogenen sozialdemokratischen Massen aufzuklären und sie von der karrieristischen Führung zu trennen, und einige Tage später an Nahestehende verteilt.[18]

Die Sozialistische Republik Wilhelmshaven

Gegen Ende Oktober 1918 gab es reichlich Fälle von Widersetzlichkeit und Gehorsamsverweigerung unter den Matrosen der Station der Nordseeflotte, und eine Explosion schien unabwendbar.
Kriegsschiffe aller Klassen und Typen lagen an den Molen und Kaimauern in Wilhelmshaven. Größere Schiffe, darunter das Schlachtschiff „Baden“ und der Schlachtkreuzer „Hindenburg“ waren gefechtsklar und warteten auf Befehle des Flottenchefs.[19] Schiffe auf Reede und in der Jade – das Kreuzergeschwader, Torpedoboot- und Zerstörerflottillen – lagen auch gefechtsklar.
Gerüchte mit dem Inhalt kursierten, es sei bereits entschieden, den Gegner in ein letztes Treffen zu verwickeln, in dem die deutsche Flotte triumphieren oder für die Ehre von „Kaiser und Vaterland“ untergehen werde.
Die Matrosen der Flotte hatten ihre eigenen Vorstellungen von der „Ehre des Vaterlandes“; wenn sie sich trafen, grüßten sie einander mit einem „Lang lebe Liebknecht“.
Die Mannschaften der Schiffe, die an den Kais festgemacht hatten, waren die meiste Zeit nicht an Bord, sondern in den Werkstätten und großen Waschanstalten an Land zu finden. Die Offiziere trugen gegen alle Gewohnheit Revolver und befahlen den Männern, auf die Schiffe zurückzukehren. Die Männer gehorchten, aber inzwischen hatten

---

[18] Die Reichskonferenz der „Gruppe Internationale (Spartakusgruppe)“, an der auch Vertreter der Linksradikalen teilnahmen, fand am 7. Oktober 1917 in Berlin statt. Auf ihr wurde ein „Aufruf an die Bevölkerung“ beschlossen. Biographische Daten zu Frenken, dem Schneider die Autorschaft des Aufrufs zuschreibt, konnten nicht beigebracht werden.

[19] Das Linienschiff „Baden“ war das Flottenflaggschiff. Es hatte - wie der Große Kreuzer „Hindenburg“ - etwa 1.200 Mann Besatzung.

andere ihre Schiffe verlassen und vergrößerten die Menge an Land. Die Situation war günstig, das Komitee gab die Botschaft durch: „Bewachtes Treffen nach Einbruch der Dunkelheit am Neuen Soldatenfriedhof. Schickt einen Delegierten von jeder Einheit.“[20]

Entsprechend den Regeln der geheimen Organisation mußten die Delegierten zum Treffen einzeln oder höchstens zu zweit gehen, und in geeignetem Abstand, um keine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das Treffen fand statt und zeigte, wie verbreitet die Reaktion auf den Aufruf des Komitees war. Der Versammlungsort wurde von Matrosen geschützt. Die Anwesenden standen, hockten oder saßen zwischen den Gräbern. Für Diskussionen oder Reden war keine Zeit. Die Namen der Schiffe, die im Hafen oder auf Reede ankerten, wurden aufgerufen und aus dem Dunkeln antworteten die fast unsichtbaren Delegierten nur mit „Hier“. Ein Genosse sprach, kurz und bestimmt: „Die Zeit ist gekommen. Jetzt oder nie. Handelt vorsichtig, aber entschlossen. Setzt Offiziere und Offizierstellvertreter fest.[21] Besetzt als erstes die Signalstationen. Wenn ihr die Kontrolle erlangt habt, hißt die rote Fahne an Großmars oder Gaffel. Auf zum Morgenrot eines neuen Tages!“

Entsprechend den Regeln der Organisation mußten alle zehn Minuten auf ihren Plätzen bleiben, nachdem der Sprecher weggegangen war.

Glücklicherweise war es eine dunkle Nacht. Bei der Rückkehr auf die Schiffe und in die Kasernen hörten einige Genossen den schweren Tritt marschierender Truppen. Schüsse wurden abgegeben und der Ruf pflanzte sich fort „Nieder mit dem Krieg“. Das Marschgeräusch kam von Matrosen - etwa 300 an der Zahl, die unter Begleitschutz zum Gefängnis Oslebshausen bei Bremen in Marsch gesetzt waren. Sie wurden herzlich von den vorbeikommenden Matrosen begrüßt. Als etwa ein Dutzend Matrosen das Admiralitätsgebäude[22] passierten, bemerkten sie, daß das Wachhaus von Soldaten aus dem Ort Marksen in Ostfriesland[23] besetzt war. Es war eine Maschinengewehrabteilung. Die Matrosen griffen ohne Zögern an und erbeuteten auf einen Schlag fünfzehn Maschinengewehre. Der Führer der Abteilung, ein alter Oberfeldwebel, erklärte sich nach kurzem Hinundher mit den Matrosen solidarisch. Die Matrosen marschierten dann zum Tor A der Kaiserlichen Werft und fanden es, als sie es erreichten, bereits in der Hand der Revolutionäre. Auf dem weiteren Weg zum Schlachtschiff „Baden“ konnten sie sehen, daß die kleineren Schiffe schon von den revolutionären Matrosen übernommen worden waren. An Bord der „Baden“ wählten sie einen neuen Kommandeur. Es war ein Mitglied des Komitees.

---

[20] Der Marinefriedhof („Ehrenfriedhof“) im Stadtpark der an das preußische Wilhelmshaven angrenzenden oldenburgischen Stadt Rüstringen war im August 1914 eingeweiht worden. Hier wurden die Gefallenen der Marine, u.a. der Skagerrakschlacht, im Ersten Weltkrieg beigesetzt.

[21] In der kaiserlichen Marine gab es Offizierstellvertreter (Deckoffizierleutnants), bei denen es sich um Deckoffiziere handelte, die dauernd in einer Offiziersstelle verwendet wurden. Deckoffiziere waren eine eigene Rangklasse zwischen Unteroffizieren und Offizieren.

[22] Schneider bezieht sich auf das Marine-Stationsgebäude, den Dienstsitz des Chefs der Marinestation der Nordsee.

[23] Ein ostfriesischer Ort Marksen existiert nicht. Wahrscheinlich ist der kleine ostfriesische Ort Marx gemeint. Am 6. November 1918 wurde eine Maschinengewehr-Kompanie aus Aurich (Ostfriesland) nach Wilhelmshaven verlegt.

Zu diesem Zeitpunkt brach die Morgendämmerung an. Schüsse waren an Bord eines kleinen Kreuzers, der im Trockendock lag, zu hören, und die Kriegsflagge war noch am Großmars zu sehen. Nach etwa einer Stunde waren alle Schiffe mit Ausnahme der „Hindenburg" in der Hand der Revolutionäre. Von der „Hindenburg wehte noch die Kriegsflagge. Der Kommandeur der „Baden" signalisierte „Ergebt Euch oder wir schießen". Ein Kampf war an Bord der „Hindenburg" zu beobachten, und eine Abteilung von Heizern der „Baden" bereitete sich vor, an Bord der „Hindenburg" zu gehen, um zur Hilfe zu kommen. Aber bevor sie ihr Ziel erreichten, wurde die Kriegsflagge mit dem Adler niedergeholt und die rote Fahne gehißt. Zur selben Zeit wurde vom Kreuzergeschwader gemeldet, auch dort hätten die Revolutionäre die Oberhand gewonnen.

Auf Anordnung des Komitees wurde vor dem Admiralitätsgebäude eine Massenversammlung abgehalten. Eine 20.000 Mann starke Menge nahm teil und marschierte schließlich um die Marinestation herum, angeführt von der 15. Torpedo-Halbflottille. Ein Genosse gab bekannt, daß alle Kommandeure und Admiräle der Nordseeflotte abgesetzt seien und ihnen nichts geschehen würde, solange sie in ihrem Quartier blieben, sollten sie dieses verlassen, würde man sich mit ihnen befassen.

Drei oder vier Genossen gingen zum Admiralitätsgebäude und informierten den Admiral[24] darüber, was geschehen war. Seine Exzellenz antwortete bedauernd, er könne im Augenblick nichts tun. Er wurde informiert, daß im Augenblick nichts mit ihm geschehen würde, wenn er ruhig zu Hause bliebe.

Um diese Zeit strömten die Massen der Rüstungsarbeiter auf die Straße. Leider muß die Tatsache festgestellt werden, daß Teile der Arbeiter noch immer auf einen Aufruf ihrer gegenrevolutionären Führer warteten und zur Freiheit gezwungen werden mußten. Ihr Verhalten, wie auch das ihrer Führer und der Masse der Stehkragenproletarier, war während dieser Phase bewußt oder unbewußt reaktionär.

Die Ereignisse überschlugen sich. Große Demonstrationen fanden statt, und die Umzüge strömten auf dem Exerzierplatz zusammen. Nach Reden und Berichten von den Ereignissen wurde die Wahl von Arbeiter- und Soldatenräten abgehalten. Jedes Schiff hatte seinen Rat und Delegierten. Das gleiche geschah für jede Fabrik und jeden Stadtteil.

Am Abend fand eine Versammlung der Delegierten statt, die sich als Revolutionäre Regierung konstituierte. Ein Rat von 21 Matrosen wurde gewählt, der sozusagen die geschäftsführende Regierung war. Dieser wählte wiederum einen Ausschuß von fünf Mitgliedern mit Vollzugsvollmachten. Aber als das erste Treffen des Fünferrates stattfand, wurde bekannt, daß vier der Mitglieder keine revolutionären Sozialisten waren. Das fünfte Mitglied teilte den anderen mit, daß die Revolution nicht von saft- und kraftlosen Revolutionären durchgeführt werden und er nicht mit ihnen erfolgreich zusammenarbeiten könnte. Die Umstände erlaubten ihm, einige Zeit weiterzumachen. Tatsächlich gab es von Anfang an zwei Regierungen in Wilhelmshaven, den Fünferrat mit seinem Hauptquartier im Offizierskasino und das Revolutionäre Komitee, unter-

---

[24] Admiral Günther von Krosigk (1860-1938) war von 1914 bis zum 1. Januar 1919 Chef der Marinestation der Nordsee und Gouverneur der Befestigungen des Reichskriegshafens Wilhelmshavens.

stützt von den revolutionären sozialistischen Matrosen, mit seinen Hauptquartieren an Bord der „Baden“ und in der Tausendmann-Kaserne.[25]
Die folgenden Anekdoten über zwei der Mitglieder des Fünferrates dienen dazu, das Kaliber der Ratsmehrheit zu charakterisieren.
Ein Marineheizer, der wie ein Laienprediger sprach, aber von fragwürdigem Charakter war, und in der einen oder anderen Weise mit Admiralität und anderen Behörden des kaiserlichen Regimes verbunden war, und auch in enger Verbindung mit Ebert, Noske, Scheidemann stand, bat am 4. November 1918, als die revolutionären Matrosen die Werftkaserne[26] stürmten, seine Heizerkameraden, die Haupttore zu verbarrikadieren. Sie forderten ihn mit einem Tritt auf, sich zu benehmen. Als die Tore dann eingeschlagen worden waren, richtete er sich auf, sprang in den Eingang und rief mit theatralischer Geste: „Der Freiheit eine Gasse“. Der Mann bezeichnete sich selbst - auf Anordnung seiner kaiserlichen Vorgesetzten - als Präsident von Oldenburg, Ostfriesland und Wilhelmshaven, aber in der Praxis hielt er sich sehr im Hintergrund.[27]
Ein anderer Akteur, ein noch erbärmlicheres Mitglied des Fünferrates - dessen Nachname unglücklicherweise derselbe wie der des Verfassers war - versuchte mit der reaktionären Offiziersarmee Freundschaft zu schließen, die zum Angriff auf Wilhelmshaven heranrückte. Er hatte für diesen Zweck große Plakate gedruckt und während der Straßenkämpfe ausgehängt. Darauf war zu lesen: „Ich bin nicht der Spartakist Ernst..., der ein Führer des Revolutionären Komitees ist. Ich habe nichts zu tun mit seinen kommunistischen Machenschaften. Mein Name ist Joseph ---, und ich bin Sozialdemokrat.“[28]
Dieser Joseph wurde auf der Stelle von den Arbeiterfrauen bestraft, die ihn mit Besenstielen aus Wilhelmshaven hinaustrieben. Und wie der Joseph der Bibel floh er in ein anderes Land - in diesem Falle Rußland - und wurde ein reicher Kaufmann.

Der kritische Punkt

Zu dieser Zeit lag die Macht praktisch in den Händen der Arbeiter-, Soldaten- und Matrosenräte, wenn nicht überall im Reich, so doch wenigstens in Wilhelmshaven,

---

[25] Bezeichnung für eine großen Kaserne nördlich des Ausrüstungshafens.
[26] Östlich der Tausendmannkaserne befand sich die Werftkaserne, in der die II. Werftdivision, die Stamm- und Ausbildungseinheit für das nichtseemännische Personal lag.
[27] Bernhard Kuhnt (1876-1946) war seit 1911 SPD-Parteisekretär in Chemnitz; mit der Novemberrevolution wurde er Vorsitzender des 21er Rates in Wilhelmshaven. Nach der Absetzung des Großherzogs von Oldenburg wurde er zum Präsidenten der Republik Oldenburg-Ostfriesland erklärt. Nach dem kommunistischen Aufstand in Wilhelmshaven im Januar 1919 wurde er verhaftet. Von 1920 bis 1933 vertrat er erst die USPD, dann die SPD, deren linkem Flügel er angehörte, im Reichstag. Während der nationalsozialistischen Herrschaft wurde er 1933 ver-haftet, auf einem Holzkarren entwürdigend durch Chemnitz gezogen und für fast 1 ½ Jahre gefangengehalten.
[28] Josef Schneider (1882-1939), Mitglied der SPD seit 1905, der USPD seit 1917, in der Novemberrevolution in Wilhelmshaven Mitglied des 21er-Rates und des 5er-Ausschusses, nach dem kommunistischen Aufstand von Februar bis Juni 1919 inhaftiert, danach Redakteur der „Mansfelder Volkszeitung“, Mitglied der KPD seit 1920, flüchtete nach den Märzkämpfen 1921 in die Sowjetunion, wo er in einem Arbeitslager starb. Vgl. Fritz Rödel, Vom Forsthaus in der Eifel zum Invalidenlager bei Magadan. Josef Schneider (1882-1939), in: Jahrbuch für Forschungen zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Berlin 2002, S. 149-160.

Bremen und Braunschweig. Das revolutionäre Proletariat drängte auf eine klare Entscheidung. Straßen- und Barrikadenkämpfe in den Städten und Dörfern waren an der Tagesordnung. Stoßtrupps der revolutionären Matrosen wurden in alle Teile Deutschlands geschickt. Um die dauerhafte Nachrichtenverbindung mit Kronstadt[29] zu sichern, wurden mehrere hundert vollbewaffnete Matrosen vom Revolutionären Komitee abgesandt, um die Funkstation bei Nauen,[30] nahe bei Berlin, zu besetzen, die zu dieser Zeit noch in den Händen der Ebert-Regierung war. Sie kamen nie zurück. Nach fruchtlosen Versuchen, die Station zu nehmen, gingen viele von ihnen nach Berlin, und bildeten unter der Führung eines kaiserlichen Armeeoffiziers, des revolutionären Sozialisten Leutnant Dorrenbach,[31] einem Freund Karl Liebknechts, die Volksmarinedivision.[32] Unsere eigenen Versuche, mit den Revolutionären in Kronstadt von der Wilhelmshavener Funkstation aus in Kontakt zu kommen, waren erfolglos, unsere Botschaften wurden gestört, erst durch eine Station irgendwo in Finnland, später durch Nauen.

In dieser Situation - es war der 18. November - vereinigten sich die Führer der Gewerkschaften mit den Großindustriellen zur Arbeitsgemeinschaft.[33] Im Rückblick schrieb Hugo Stinnes in seinen Memoiren (ich zitiere aus dem Gedächtnis): „Wir waren vollkommen geschlagen. In dieser hoffnungslosen Situation kam der große Legien, Vorsitzender der Generalkommission der Gewerkschaften in Deutschland, zu unserer Rettung. Er rettete uns tatsächlich, und das soll nicht vergessen werden."

Stinnes hat es nicht vergessen. Ein millionenschwerer Industrieller und einer der größten Reeder in Deutschland, nannte er eines seiner größten Schiffe „Karl Legien".[34] Wenn je eine Arbeiterklasse in einem Land der Welt treulos verraten wurde, dann war es die deutsche Arbeiterklasse. Waren die Arbeiter nicht „reif" für die soziale Revolution? In Lünen, im Ruhrgebiet, ergriffen die Bergleute Besitz von den Bergwerken und hielten sie für mehr als fünf Monate in Betrieb, die Verwaltungsarbeit wurde von ihren Frauen und Töchtern geleistet, während dieser Zeit war der Ausstoß größer als je zuvor. Gleichermaßen war es mit den Landarbeitern auf einem Gut bei

---

[29] Stadt und Festung vor der Newa-Mündung, Zentrum der russischen revolutionären Matrosenbewegung.

[30] Funkstation nordwestlich von Berlin.

[31] Heinrich Dorrenbach (1888-1919), SPD-Mitglied seit 1910, Leutnant, einer der Führer der Volksmarinedivision, von einem Kriminalpolizisten im Mai 1919 erschossen.

[32] Am 11. November 1918 in Berlin gegründete bewaffnete Einheit revolutionärer Matrosen, die am 23./24. Dezember 1918 von Regierungstruppen angegriffen wurde. Der Truppe gehörten über 3.000 Matrosen an; sie wurde im März 1919 aufgelöst.

[33] Die „Zentralarbeitsgemeinschaft der industriellen und gewerblichen Arbeitgeber und Arbeitnehmer Deutschlands" entstand im Dezember 1918 auf der Grundlage eines Abkommens („Stinnes-Legien-Abkommen") vom 15. November 1918 zwischen Gewerkschaften und Arbeitgeberverbänden.

[34] Hugo Stinnes (1870-1924) war einer der wesentlichen Montanindustriellen; Carl Legien (1861-1920) war seit 1890 Vorsitzender der „Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands". Hugo Stinnes hat keine Memoiren hinterlassen. In seiner Ansprache beim Stapellauf der für die Hugo-Stinnes-Linien erbauten „Carl Legien" am 20. Mai 1922 in Wilhelmshaven hieß es: *„Als im Herbst 1918 der Krieg den unglücklichen Ausgang nahm, als das staatliche Gebäude bis in die Grundfesten erschüttert war, als die Demobilmachung, deren Schwierigkeiten damals nur wenige in ihrer vollen Tragweite übersahen, Deutschland in ein Chaos zu stürzen drohte, damals ist Carl Legien einer der Lebensretter Deutschlands geworden."* (zit. nach: Theodor Leipart, Carl Legien, Köln 1981, S. 177).

Golnow in Pommern, das sie übernahmen und für mehr als ein Jahr als eine bewaffnete Gemeinschaft bewirtschafteten. Jedes Mitglied der Gemeinschaft hatte Waffen zu Hause, aber kein Fall von Gewalttätigkeit, nicht einmal von Grobheit kam vor. Sie hatten ihren Arbeiterrat und lebten und arbeiteten in Frieden, bis die Noske-Truppen sie wieder zurück in die Lohnsklaverei zwangen. Das sind nur zwei Beispiele von vielen, die angeführt werden können.[35]

Laßt uns den Vorhang lüften! Es war K. Radek, der 1919 als russischer Bevollmächtigter in Deutschland offen erklärte, daß „eine siegreiche Arbeiterrevolution in Deutschland jetzt eine verlorene Revolution in Rußland bedeute".

Stalin stellte während der Diskussion der Situation n Deutschland (1923) nachdrücklich fest: „Nach meiner Einschätzung müssen die deutschen Arbeiter zurückgehalten, nicht angespornt werden."[36]

In der Tat hat die Komintern, wie die Zeit zeigte, nicht nur die wahren Revolutionäre in Kronstadt und in der Ukraine blutig vernichtet, sondern auch vorsätzlich die Arbeiterrevolution in Deutschland verhindert.[37]

Die Matrosen, die das Revolutionäre Komitee unterstützten, fühlten, daß es ihre Pflicht war, ihre Aktivitäten voranzutreiben und ihre Klassengenossen um jeden Preis zu unterstützen. Um das zu tun, waren sie sogar entschlossen, die Schiffe der Schlachtflotte - wenn notwendig - zu gebrauchen, die, obwohl an die Bestimmungen des Waffenstillstandes gebunden, noch immer bewaffnet und kampfbereit waren.

Aber es mußte anderen Schwierigkeiten entgegengesehen werden. Hunderttausende von Arbeitern wurden noch in den Fesseln des überholten Organisationssystems gehalten, das von konservativen Führern beherrscht wurde. Das wurde auffallend deutlich bei Gelegenheit des ersten Allgemeinen Arbeiter- und Soldatenräte-Kongresses in Berlin, Dezember 1918. Es klingt unglaublich, aber es war notwendig, aus diesem „revolutionären" Parlament heraus eine revolutionäre Gruppe zu bilden! Und als Karl Liebknecht als ihr Hauptsprecher sehr richtig ausführte: „Die Konterrevolution ist in unserer Mitte", erhoben einige Delegierte ihre Gewehre gegen ihn.[38]

Am selben Tag wurde ein konterrevolutionärer Versuch unternommen, das Schlachtschiff „Baden" zu nehmen. Etwas Blut wurde vergossen, aber der Versuch wurde erfolgreich abgeschlagen, und der Obmann der „Baden" wurde enthusiastisch von seinen siegreichen Kameraden begrüßt, als er vom Kongreß in Berlin zurückkam. Ein paar Tage später zerschlugen Matrosen von der Tausendmannkaserne, die auf einem Lastwagen herbeieilten, eine konterrevolutionäre Erhebung, die von Großbauern in Ostfriesland geführt wurde, und halfen ihren Arbeiterkameraden auf den Höfen, einen

---

[35] Auf der Zeche „Viktoria" in Lünen übernahm zur Jahreswende 1918/19 der Arbeiterrat die Leitung der Produktion. Erst Ende Mai 1919 konnte sich wieder die Harpener Bergbau AG durchsetzen. Einzelheiten zu den Ereignissen bei Gollnow ließen sich nicht beibringen.

[36] Die zitierten Äußerungen Radeks und Stalins ließen sich in dieser Form nicht belegen.

[37] Schneider bezieht sich auf die Zerschlagung der Kronstädter Kommune im März 1921 und der Machno-Bewegung in der Ukraine im Jahr 1921.

[38] Der Antrag auf Zulassung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg als Gäste des Allgemeinen Kongresses der Arbeiter- und Soldatenräte vom 16. bis 21. Dezember 1918 in Berlin wurde mehrheitlich abgelehnt. Nach der Abstimmung kam es zu tumultartigen Szenen.

weiteren Landarbeiterrat zu errichten. Als die Abteilung in die Kaserne zurückkehrte, hinterließen sie eine revolutionäre Landgemeinde.[39]
Etwa zur selben Zeit entsandte die „Volksregierung" in Berlin einen Abgesandten in dem Bemühen nach Wilhelmshaven, die Matrosen- und Arbeiterräte zu veranlassen, ihren Befehlen zu gehorchen. Er wurde von einigen Mitgliedern des Fünferrates empfangen, war aber erfolglos, und alles lief weiter wie bisher. Im Januar 1919, als die Berliner Regierung einen ihrer Minister in derselben Mission nach Wilhelmshaven schickte, wurde er von einer Abteilung der 15. Torpedo-Halbflottille festgenommen.
In der Zwischenzeit hatte die Berliner Regierung große Plakate drucken lassen, die an die Mauern und Gebäude der Städte überall im Reich geklebt wurden, aber nicht in Wilhelmshaven, Braunschweig und anderen Orten, wo die Revolutionäre die Kontrolle hatten, mit Aufschrift in großen Buchstaben: „Sozialismus überall in Deutschland", „Der Sozialismus marschiert" usw. Was tatsächlich marschierte, waren jedoch die alten reaktionären Kräfte, geführt von der „volksbefreienden" Sozialdemokratie. Ihr Zentralorgan „Vorwärts" - zweimal besetzt und übernommen von den revolutionären Arbeitern in Berlin, aber später von den Sozialdemokraten zurückerobert - veröffentlichte zu der Zeit, als Hunderte von Arbeitern in Straßenkämpfen getötet wurden, folgende Hetze:
„Karl und Rosa,
viel Hundert Tote in einer Reihe',
Rosa und Karl
sind nicht dabei."[40]
(Rosa und Karl waren natürlich Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht)
Auf die sozialdemokratische Propaganda für eine Nationalversammlung antworteten die revolutionären Kommunisten mit „Keine Nationalversammlung! Bewaffnet die Arbeiter in den Fabriken! Errichtet revolutionäre Tribunale gegen Kriegsverbrecher und Konterrevolutionäre!"
Zu dieser Zeit war der Bürgerkrieg weit entfernt von seinem Höhepunkt. Die Entscheidungsschlachten kamen erst später. Neue Formationen der Industriearbeiter marschierten gerade an die Front. Sie kämpften ihre Schlachten, nicht als Parteileute oder Gewerkschafter, sondern als unabhängige revolutionäre Fabrikeinheiten.
In dieser sehr kritischen Atmosphäre wurde am 28. Dezember 1918 eine Partei geboren, die sich nach langer und heftiger Diskussion „Kommunistische Partei Deutschlands (Spartakusbund)" nannte. Sie umfaßte nur Teile der revolutionären Gruppen, die in den vorherigen Kapiteln genannt wurden. Gruppen wie die Internationalen Kommunisten in Bremen, Wilhelmshaven, Braunschweig usw. schlossen sich nie offiziell an.[41] Es ist wichtig zu bemerken, daß die Kommunistische Partei Deutschlands[2]

---

[39] Auf welchen ostfriesischen Ort sich Schneider bezieht, war nicht zu ermitteln.
[40] Schneider zitierte hier im englichen Text in deutscher Sprache. Artur Zickler veröffentlichte im „Vorwärts" vom 13. Januar 1919 ein Gedicht, in dem es u.a. heißt: *„Vielhundert Tote in einer Reih - Proletarier!/Karl, Rosa, Radek und Kumpanei - es ist keiner dabei, es ist keiner dabei!/Proletarier!"*
[41] Ein Wilhelmshavener Delegierter der Internationalen Kommunisten nahm am Gründungsparteitag der KPD teil.
2 Die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD) verfolgte 1923 eine Einheitsfrontpolitik mit den deutschen Nationalisten. Der Nazi Graf von Reventlow schrieb Artikel im kommunisti-

(Spartakusbund) anfangs stark antiparlamentarisch war. Was die Gewerkschaften betraf, so war ihre Parole zuerst „Zerstört die Gewerkschaften", das wurde später verändert in „Erobert die Gewerkschaften".
Inzwischen entstand eine neue unabhängige Industriegewerkschaftsbewegung, bekannt als die „Allgemeine Arbeiter-Union, Revolutionäre Betriebsorganisation" und breitete sich über ganz Deutschland aus, ihre Mitgliedschaft belief sich in einer verhältnismäßig kurzen Zeit auf mehrere Hunderttausend. Diese Bewegung bekämpfte die Reichswehr in Mitteldeutschland scharf, z.B. bei den Leuna-Werken und besetzte als Kampfeinheit der Arbeiterklasse Werften und Fabriken in Norddeutschland.
Im Januar 1919 war ich von der Konferenz der Internationalen Kommunisten Norddeutschlands beauftragt, mit Karl Radek - dem späteren bolschewistischen Generalbevollmächtigten in Berlin - zu verhandeln und mit ihm Wege und Mittel zu erörtern, die Funkverbindung zwischen Wilhelmshaven und Kronstadt herzustellen.[42] Ich eilte mit einer Sonderlokomotive nach Berlin, um meinen Auftrag sofort auszuführen. Nachdem ich Radek den ganzen Tag vergeblich gesucht hatte, traf ich zufällig Karl Liebknecht um Mitternacht, der mir erzählte, daß Radek sich in den Vororten in einer bestimmten Wohnung der Arbeitergenossenschaft versteckte. Massenstreiks tobten in der Stadt und im Umland. Keine Busse oder Straßenbahnen fuhren. Als ich nach einer anstrengenden Reise Radeks „geheime" Wohnung erreichte, war der letztere mit einigen aufregenden weiblichen Besuchern beschäftigt.
Schließlich fand eine politische Debatte statt, und es wurde mir klar, daß die bolschewistische Parteidiktatur sich nicht um die Aufgabe kümmerte, die Weltrevolution zu voranzutreiben.

Aussichten und Möglichkeiten

Anfang Januar 1919 wurde die allgemeine Situation von den klassenbewußten Matrosen in Wilhelmshaven voll verstanden, die meistens in der Tausendmannkaserne, auf dem U-Boot-Schulschiff „Deutschland"[43] und auf kleineren Schiffen wie Zerstörern und Torpedobooten einquartiert waren. Um sicherzustellen, daß nichts falsch laufen konnte, unterzogen sich die Matrosen selbst der Bildung und Schulung. Vorträge über den Marxschen Sozialismus, Kommunismus und Strategie wurden an Bord der Schiffe und an Land gehalten. Anstelle des – als Resultat der Sozialdemokratie – diskreditierten Begriffes „Sozialismus" wurde der Begriff „Kommunismus" angenommen. In enger Zusammenarbeit mit den revolutionären sozialistischen Arbeitergruppen in Nordwestdeutschland und den Industriezentren Westfalens (Ruhrgebiet) wurde ein strategischer Plan entworfen, die reaktionären Kräfte von der Wasserkante und Südwestdeutschland nach Berlin abzudrängen. Solch ein Plan war - so wurde angenommen - besser, als den Reaktionären zu erlauben, auf dem Gebiet ihrer eigenen Wahl zu kämp-

---

schen Zentralorgan „Rote Fahne", zur selben Zeit erklärte die kommunistische Abgeordnete Clara Zetkin im Reichstag, daß „eine Zusammenarbeit zwischen Reichswehr und Roter Armee ganz unmöglich" sei.

[42] Karl Radek hielt sich seit Dezember 1918 illegal in Deutschland auf. Am 12. Februar 1919 wurde er verhaftet und bis Januar 1920 inhaftiert.

[43] Das Linienschiff „Deutschland" diente seit 1917 als Wohnschiff.

fen. Man hoffte außerdem, die revolutionären Kräfte örtlich zu entlasten und Berlin für die unterdrückte Klasse zu erobern.
Die revolutionären Matrosen der Nordseestation waren entschlossen zu kämpfen, zu siegen oder zu sterben. Sie schworen, die alte Klassengesellschaft zu beenden, sie niemals wieder auferstehen zu lassen, daß es keine Sklaverei mehr geben sollte, keinen kapitalistischen Krieg mehr - sie hatten genug davon. Den Geist dieser Matrosen in Worten zu beschreiben ist unmöglich. In ihren Gedanken sahen sie eine neue weltweite Gesellschaft der Arbeiter, frei von Furcht vor Armut, eine Gesellschaft, die sich auf die Arbeiterdemokratie gründete und sich in eine einzige einige Menschheit entwickelte.
In der Zwischenzeit wurde offensichtlich, daß die reaktionären Kräfte Nordwestdeutschland einkreisten. Nach und nach besetzten ihre Truppen bestimmte strategische Punkte, nicht als vorrückende Armee, sondern als „Besucher" und „Sympathisanten" der Revolutionäre. In der Zwischenzeit jedoch, zwischen dem 10. und 15. Januar, sandte der Matrosenrat des Wesergebiets ein kleines Torpedoboot voll mit Matrosen nach Wilhelmshaven, die wieder Schulter an Schulter mit ihren alten Genossen kämpfen wollten. Zusammen mit diesen Matrosen erschien ein gewisser Fliegerleutnant A. im Hauptquartier des Komitees. Er bot seine Dienste für die Sache an und sagte: „Ich bin Proletarier von Geburt, und in Zeiten wie diesen komme ich zurück zu der Klasse, zu der gehöre." A., der ein Offizier bei den früheren kaiserlichen Marinefliegern war, erwies sich sowohl als hervorragender Instrukteur und Berater, als auch als ein tapferer Kämpfer, und nicht zuletzt als ein im Grunde seines Herzens treuer Kamerad. In einer sehr kurzen Zeit bildete er etwa fünfzehn junge Matrosen aus, wenn auch nicht als Piloten, so doch wenigstens als fähige Beobachter. Sein Geschick als militärischer Ausbilder rettete viele Leben. Andere Genossen, die sich fähig zur Führung erwiesen, gingen sowohl aus den Mannschaften der Flotte als auch aus den Reihen der Arbeiter hervor. B., zum Beispiel, ein ehemaliger Heizer der „Baden", C., ein Matrose der Zerstörerflottille, und D., ein Werftarbeiter, gewählt von den revolutionären Seeleuten, der sich als tapferer Genossen und fähiger Hafenkommandant[44] erweisen sollte.[3]
Die Auswirkungen der Anstrengungen, die auf Befehl des Komitees gemacht wurden, und die Bereitschaft und der Wille seiner Wähler wurden deutlich, als bekannt wurde, daß ein Vertreter – der dritte – der Ebert-Regierung mit dem Flugzeug in Wilhelmshaven angekommen war, um ein letztes Gespräch mit den Mitgliedern des Fünferrates zu führen, in dem er sie aufforderte, Wilhelmshaven an die Ebert-Regierung zu übergeben. Der Obmann des Komitees war zu dieser Zeit bei eifrigem Kartenstudium in der Tausendmannkaserne. Von dem Genossen, der die Torpedo- und Zerstörerflottille kommandierte, erhielt er über eine geheime Telefonleitung - ein Kabel, das von dem entlegenen Torpedoboothafen direkt zur Tausendmannkaserne führte - die folgende Botschaft:

---

[44] Hafenkapitän während der revolutionären Ereignisse in Wilhelmshaven war Rosenboom, der später - zumindest zeitweise – in der Stadt als Scherenschleifer arbeitete. Weitere biographische Details ließen sich nicht erschließen.

3 Da viele der erwähnten Personen noch Verbindungen nach Deutschland haben, aber auch aus anderen Gründen, werden sie nur durch Anfangsbuchstaben bezeichnet.

„Genosse. Die Mannschaften der Flottille B sind auf Gefechtsstation. Unsere 8,8 cm-Geschütze sind auf das Offizierskasino gerichtet. Auf Deinen Befehl werden wir sofort schießen und das Haus der Verräter und seine gegenwärtige Besatzung zerstören. Bitte gib den Befehl."
Es gab einen Augenblick des Zögerns, schreckliche Gedanken wirbelten durch den Kopf des Obmanns. Aber es dauerte nur wenige Sekunden; dann kam der Befehl zurück, klar und entschieden:
„Danke, Genosse, die Stunde, das zu tun, ist nahe, aber noch nicht gekommen."
Inzwischen kam ein Sonderkurier von derselben Flottille, und er erhielt wörtlich denselben Befehl.
Es muß gesagt werden, daß kein Genosse besser als der Obmann informiert war, und er liebte seine Genossen genau so wie die Sache. Er verstand sie zu gut, er wußte, daß sie recht hatten, aber es konnte nicht getan werden, denn in manchen Situationen reicht es nicht aus, nur voranzugehen.
Am 15. Januar wurden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht in Berlin von Offizieren der Ebert-Soldateska ermordet. In Wilhelmshaven wurde der Generalstreik von der Internationalen Kommunistischen Gruppe ausgerufen, die zu dieser Zeit, abgesehen von mehreren hundert Industriearbeitern, mehr als 500 Mitglieder unter den Matrosen der Flottille hatte. Massenversammlungen und bewaffnete Demonstrationen wurden abgehalten. An den Flaggenstöcken der Kriegsschiffe und dem Flaggenmast der Tausendmannkaserne flatterten die roten Fahnen auf Halbmast im Winter. Die Proletarier der See betrauerten zwei geliebte Genossen, während der mordprovozierende Schreiber des „Vorwärts" seinen blutigen Preis hatte.
Später schlichen sich agents provocateurs in Wilhelmshaven ein. Sie gaben sich als „Genossen" aus, und einer von ihnen, im Dienste einer bestimmten Militärkamarilla, wurde entlarvt und zwei Jahre später von Revolutionären in Mitteldeutschland hingerichtet.[45]
Nichts konnte den Geist der Matrosen besser als die Tatsache bekunden, daß, als am folgenden Tag, dem 16. Januar, der reaktionäre „Bund der Deckoffiziere" den Versuch unternahm, „Wilhelmshaven von der Spartakistenherrschaft zu befreien", die Revolutionäre ihn eine Lektion im Kampf lehrten, die wenige der Weißgardisten hätten erwarten können.[46] Nach sechs Stunden Straßenkampf, bei dem mehrere Menschen getötet wurden, ergab sich der Bund bedingungslos. Die Straße zur Jachmannbrücke[47] war gepflastert mit weggeworfenen Gewehren und Maschinengewehren. Einige der Deckoffiziere gaben das Versprechen, nicht mehr die Waffe gegen die sozialistischen Revolutionäre zu erheben, und später erwies sich, daß sie ihr Wort hielten. Ob die Erhebung von der Ebert-Regierung inspiriert worden war oder nicht, das Ergebnis war eine Niederlage für die alten militaristischen Kräfte. Die Matrosen, die das Komitee unterstützten, bekämpften ihre Gegner offen, und warfen sie mehrere Male zurück, aber keiner der Deckoffiziere wurde hingerichtet.

---

[45] Bekannt ist das Auftauchen der Polizeiagentin Schröder-Mahnke in Wilhelmshaven. Sie beging 1920 Selbstmord.
[46] Der „Bund der Deckoffiziere" war - wie der „Bund der Berufssoldaten" - an der Mehrheitssozialdemokratie orientiert und bekämpfte die Wilhelmshavener Kommunisten.
[47] Die Jachmannbrücke führte über den Hafenkanal, der Bauhafen und Ausrüstungshafen verband.

Zur selben Zeit wurde ein weiterer reaktionärer Handstreich in Jever im Oldenburgischen unternommen, der auch von den Kommandos der Tausendmannkaserne zerschlagen wurde. Einmal nur hinterließen die Matrosen im Jeverland eine sozialistische Arbeitergemeinde, als sie nach Wilhelmshaven zurückkehrten. Aber dieses Mal kamen sie nicht allein zurück. Sie brachten den Amtshauptmann mit, der nicht an die Revolution glaubte und den sie unter Arrest stellten, bis die Lage sich beruhigt hatte. Unglücklicherweise wurde der Mann im Heppenser Militärgefängnis in Wilhelmshaven vergessen, und als später seine Offizierskameraden der Gerstenberg-Armee die Zelle öffneten, und er ihnen erzählte, er sei der Amtshauptmann von Jever, wollten sie ihm nicht glauben und prügelten ihn jämmerlich.[48]

Gegen Ende Januar wuchs die Spannung unter den Matrosen. Berlin fiel,[4] Kiel auch, Bremen wurde hinterrücks von einer großen Armee angegriffen. Obwohl ein System von Matrosen- und Arbeiterwachen in Wilhelmshaven und Umgebung organisiert war, und ein Standgericht tagte, um mit Konterrevolutionären abzurechnen, war das bei weitem nicht ausreichend. Was Wilhelmshaven brauchte - und immer noch braucht, und nicht nur Wilhelmshaven allein -, war eine vollständige Revolution von Grund auf.

Es war klar, daß das nicht in Zusammenarbeit mit dem alten Personal der Matrosen- und Arbeiterräte erreicht werden konnte, sondern nur, indem frisches Blut aus den Reihen der sozialistischen Revolutionäre des Komitees und seiner aktiven Kampfeinheiten zu Land und zur See eingebracht wurde. Auf wirtschaftlichem Gebiet stellte sich das Komitee eine Assoziation freier und gleicher Produzenten auf der Grundlage eines Systems der Arbeiterdemokratie vor, die das Gold der Reichsbank als Austauschmittel mit kapitalistischen Ländern gebrauchte, da man vielleicht isoliert bleiben würde, und dann natürlich das Gold nicht gegen die revolutionären Arbeiter benutzt werden dürfte.

Die große Hoffnung schien Rußland. In jedem Fall war keine Zeit für Debatten; der letzte Augenblick zum Handeln war gekommen – wenn erfolglos, dann als ein Beispiel.

Sie handelten.

---

[48] Der jeversche Amtshauptmann Ferdinand Mücke wurde am 20. Dezember 1918 von seinem Amt abberufen und nach Oldenburg versetzt. Am 16. November 1918 war auf einer öffentlichen Bürgerversammlung in Jever die Zuwahl bürgerlicher Vertreter in den dortigen Arbeiter- und Soldatenrat gefordert worden. *„Genosse Schneider vom Arbeiter- und Soldatenrat Wilhelmshaven"* war dagegen aufgetreten (Jeversches Wochenblatt, 19.11.1918). Nach der Diktion seiner Rede wird es sich um Ernst Schneider gehandelt haben.

4 Die Kieler Revolte flackerte auf, aber als viele Matrosen nach Hause zogen, erstarb sie schnell. Tausende gingen nach Hamburg, wo sie einen sogenannten Obersten Marinerat der Niederelbe bildeten. Die Aktivitäten dieses Rates waren auf bewaffnete Requirierungen von Lebensmitteln in der Umgebung beschränkt. Da sie nicht in der Lage waren, das Gold der Banken zu beschlagnahmen, nahmen sie - allerdings nur zeitweise - die Gelder der Gewerkschaften in Hamburg. Durch den Exodus der Rebellen aus Kiel war der Kieler Rat fast vollständig revolutionärer Elemente entledigt. Und diente deswegen solchen Reaktionären wie dem Sozialdemokraten Gustav Noske mehr oder weniger als Fassade für die militärischen Kräfte der organisierten Rechten. Von hier aus setzte sich die konterrevolutionäre Ehrhardt-Brigade in Marsch.

Die revolutionäre Kommune von Wilhelmshaven

Der Kampf entlang der ganzen Küste in Nordwestdeutschland nahm an Grausamkeit zu, und die revolutionären Gruppen, die unter äußerst schweren Bedingungen um Bremen herum kämpften, wurden nach hartnäckigem Widerstand zerschlagen.
In dieser Situation befahl das Revolutionäre Komitee in Wilhelmshaven allen verfügbaren Matrosen der Flotte an Land, unterstützt von einigen Torpedobooten, die vor Anker, aber gefechtsbereit im Jadebusen lagen, gegen die anrückende weiße Armee zu kämpfen. Die Vorhut der Matrosen marschierte von Wilhelmshaven 15 bis 20 km bis zur Front, um ihre Stellungen in lange vorher gegrabenen Schützengräben einzunehmen. Diese Einheiten, jeweils zu 10 bis 50 Matrosen mit einem gewählten Obmann, versuchten ihre Stellung gegen die vorrückende Armee der Ebert-Truppen zu halten. Die Seeleute verstanden voll und ganz, daß ihre 3.000 Mann, mit wenig Kampferfahrung an Land, der Armee von 40.000 erfahrenen Offizieren kaum ebenbürtig sein werde, aber sie verstanden auch, daß der Kampf um jeden Preis geführt werden mußte und in ihrem eigenen Interesse und in dem der Sache, Disziplin, freiwillige Disziplin auf der Grundlage von Sympathie und Vertrauen gezeigt werde müsse. Sie behandelten ihren eigenen Vertreter wie ihre kommandierenden Genossen mit brüderlicher Zuneigung und Respekt.
Unterdessen wurde die Tausendmannkaserne in den Verteidigungszustand versetzt. Maschinengewehre, Munition und Handgranaten wurden verteilt und auf allen Fluren gelagert, Maschinengewehre wurden auf dem Dach dieses gewaltigen massiven Gebäudes postiert.
Am 26. Januar, um 12 Uhr nachts, rief das RK den Belagerungszustand über Wilhelmshaven aus. Der alte Soldaten- und Arbeiterrat wurde abgesetzt. Zur gleichen Zeit wurde die Reichsbank, wo sich 21 Millionen in Gold befanden, besetzt und das Bankgebäude von einer Sondertruppe mit 50 Matrosen und 15 Maschinengewehren bewacht. Neben der Reichsbank wurden alle anderen Kreditinstitute beschlagnahmt und besetzt, weiter alle statistischen Büros, Post-, Telegrafen- und Fernsprechämter, Wasser- und Elektrizitätswerke, alle Transport- und Verkehrsmittel, Bahnhöfe, Lebensmittel- und Rohstofflager, Druckereien und Regierungsgebäude.
Züge wurden angehalten, sie konnten einfahren, aber nicht ausfahren. Auf fünf verschiedenen Plakaten, in riesigen Buchstaben gedruckt und überall in der Stadt aufgehängt, wurde das Wesentliche für die Zukunft bekanntgegeben.
Arbeiter, Rentner, alle im Elend lebenden Werktätigen, besonders die, die in Hütten und Holzbaracken lebten, wurden aufgefordert, sich der meist leeren Häuser der Reichen zu bemächtigen und sie sofort zu besetzen; das wurde ohne Verzögerung ausgeführt. Auch gab es viele frühere Kriegsgefangene, die ohne irgendwelches Ansehen der „unterschiedlichen Rasse" und Nationalität freigelassen wurden. Klassenbewußtsein löst diese „Probleme" auf der Stelle... „Es ist das gesellschaftliche Sein des Menschen, das sein Bewußtsein bestimmt."[49]

---

[49] Schneider bezieht sich inhaltlich auf Karl Marx: *„Es ist nicht das Bewußtsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewußtsein bestimmt."*

Am 27. Januar, am Vormittag, wurde auf Befehl des RK eines der Lagerhäuser geöffnet, das mit Vorräten der Marine vollgestopft war, und viele tausend Kilogramm Pökelfleisch, Schinken, Erbsen, Reis und Konserven wurden kostenlos unter den Einwohnern Wilhelmshavens verteilt. Die Bedürftigen erhielten entsprechend ihren Bedürfnissen.

Inzwischen kamen Meldungen von den Beobachtern herein, die die Bewegungen der vorrückenden Armee beobachteten, daß Wilhelmshaven von allen Seiten mit Ausnahme der Seeseite abgeschnitten war, und daß einige der Matroseneinheiten, unterstützt von einer kleinen Bordkanone, bereits das Gefecht mit den vorrückenden Ebert-Truppen eröffnet hatten. Tatsächlich waren diese Genossen in Feindberührung mit den Offizierstruppen, die auf sie losstürzten und an Boden verloren.

Zur selben Zeit wurde es offensichtlich, daß die Hoffnung auf Hilfe von der Festung Heppens auf Grund großangelegter Sabotage ganz aufgegeben werden mußte.[50] In einer solchen Situation die Torpedoboote im Jadebusen einzusetzen, wäre katastrophal gewesen. Dies und die Situation im allgemeinen wurde von den Delegierten sorgfältig auf einer Versammlung in der Tausendmannkaserne diskutiert. Als Ergebnis wurde den kämpfenden Matrosengruppen Anweisung gegeben, sich zum Ausgangspunkt zurückzuziehen. Das wurde in geordneter Weise ausgeführt, während der nächsten wenigen Stunden erhöhten die Revolutionäre ihre Anstrengungen, unternahmen einige begrenzte Vorstöße und zerstörten einige feindliche Stellungen in der Nähe von Mariensiel.[51]

Sogar unter diesen Umständen wurde den sozialdemokratischen Führern von Oldenburg-Ostfriesland erlaubt, in der Wilhelmshavener Kantine eine Versammlung abzuhalten.[52] Sie hatten um ein Gespräch mit dem Revolutionären Komitee gebeten, und zwei Vertreter der Flotte, zusammen mit einem Genossen des Revolutionären Komitees, gingen hin, um sich mit ihnen zu treffen. Einer dieser Sozialdemokraten, bekannt als der „pontifex maximus von Oldenburg",[53] hatte gerade zu sprechen begonnen, als seine eigenen Parteileute ihm grob sagten, daß er besser „den Mund halten" sollte, als er versuchte, sie zu überzeugen, sich nicht mit den Matrosen zu verbinden, sondern zu beobachten und abzuwarten, obwohl einige ihm zustimmten, die in seiner Abwartepolitik das kleinere Übel sahen und glaubten, daß noch Zeit bleiben würde, zur siegreichen Partei überzugehen, wenn es zu ihrem Sieg komme. Für sie erschien die Situation unsicher. Sie waren zweifellos kapitalistisch gesinnt und versuchten darum, die sozialistischen Sache in jeder möglichen Weise zu schwächen. Sie fürchteten sich vor ihrer eigenen Courage und handelten deshalb in hinterhältiger Weise. Das wurde deutlich, als das Gerücht ausgestreut wurde, die Spartakisten hätten die Reichsbank im eigenen persönlichen Interesse ausgeraubt und einige Millionen Gold seien bereits abtransportiert worden. Jedoch mußte einige Monate später, im Juli 1919, Eberts „Außerordentlicher Volksgerichtshof" in Wilhelmshaven anerkennen, daß das Revolutionäre Komi-

---

(Karl Marx, Zur Kritik der Politischen Ökonomie, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Bd. 13, S. 3-160, hier S. 9).

[50] Das Fort Heppens deckte das Festungsgebiet Wilhelmshaven zur Seeseite.

[51] Fort und Ortschaft südwestlich von Wilhelmshaven.

[52] Schneider bezieht sich auf das Werftspeisehaus.

[53] Schneider meint wahrscheinlich Bernhard Kuhnt (s. Anm. [27]).

tee, obwohl aus „fanatischen Kommunisten“ bestehend, seine Hände immer sauber gehalten hatte.
Am Nachmittag des 28. Januar schlugen die ersten Granaten einer Feldhaubitze, offensichtlich auf die Tausendmannkaserne gezielt, im Hafengebiet ein. Etwa zu dieser Zeit signalisierte ein kleines Kriegsschiff, das - wie später durchsickerte - für drei Monate in skandinavischen Gewässern gewesen war, die Anfrage, ob es den Wilhelmshavener Hafen anlaufen dürfe. Genosse D., der amtierende Hafenkapitän, dem der Nachzügler verdächtig vorkam, bestand darauf, den Kapitän zu verhören, bevor er erlaubte, die Schleuse zu öffnen. Der Schiffskommandant, ein kaiserlicher Korvettenkapitän, wurde gebeten, sich mit dem Genossen D. an der Pier zu treffen, wo er viele Fragen zu beantworten hatte, um schließlich von D. mitgeteilt zu bekommen, daß er selbst ein Auge auf ihn halten werde, und daß, wenn er - der Herr Offizier - sich gut verhalten werde, er, der Genosse D., dafür sorgen werde, daß er einen weiteren Zigarrenring an seinem Ärmel befestigen könne.[54]
Anderswo geschahen ernsthaftere Dinge. Am Hauptbahnhof in der Stadt tobte ein Gefecht, viele der Matrosen wurden tödlich verwundet. Eine motorisierte Offizierskolonne hatte einen Posten von Matrosen und Arbeitern über den Haufen gefahren und fuhr zum Bahnhof mit dem offensichtlichen Ziel, diesen zu besetzen, und die Wache, die ihn verteidigte, war angesichts des schweren Maschinengewehrfeuers gezwungen, an einer Stelle den Weg freizugeben. Plötzlich fuhr das Auto des Revolutionären Komitees mit voller Geschwindigkeit in die Offizierskolonne und warf eine Anzahl von Handgranaten unter sie. Achtzehn Offiziere wurden gefangengenommen, und vier Maschinengewehre, einige Automatikpistolen und eine Anzahl von Marinedolchen wurden erbeutet. Der Verlust an Menschenleben war glücklicherweise gering.
Der Obmann der Bahnhofswache, ein kräftiger junger Heizer von der „Baden“ stand – beschämt, daß er die Reaktionäre fast vorbeigelassen hatte - mit Tränen in den Augen, als er seine Genossen erblickte. Aber sie verstanden; ein herzlicher Handschlag und alles war in Ordnung.
Im großen und ganzen hatten die Matrosen - anders als die Ebert-Soldateska - keine Rachegelüste. Es war Krieg, aber die Gefangenen wurden nicht mehr als absolut notwendig belästigt.
Am Nachmittag des 29. Januar bekamen die Arbeiter und Matrosen eine Meldung, in der sie darüber informiert wurden, daß einige tausend gut bewaffneter Arbeiter, kommandiert von dem wohlbekannten jungen Sozialisten P., auf dem Marsch seien, um den Freiheitskämpfern in Wilhelmshaven jedwede mögliche Hilfe zu geben.
Wer konnte jetzt noch den revolutionären Sozialisten Widerstand leisten? Viele von ihnen dachten, daß sie bereits den Kanonendonner ihrer Brüder hören konnten, die die reaktionären Bataillone von Osten her vernichteten. Aber es war nicht der Kanonendonner der revolutionären Armee, die in Hamburg, Harburg und Bremen aufgestellt worden war, wie sie freudig vermuteten, sondern der der reaktionären Gerstenberg-Armee. Die vom Genossen P. kommandierte Armee erreichte Wilhelmshaven nie. Sie

[54] Sarkastisch-witzige Anspielung auf die Ärmelstreifen der Marineoffiziere.

kam nur bis Delmenhorst, stellte die reaktionären Kräfte zum Kampf, erlitt schwere Verluste und zog sich zurück.[55]

Zu dieser Zeit ging der Kampf in den Straßen und auf den Barrikaden überall in Wilhelmshaven weiter. Schwere Verluste wurden den Reaktionären zugefügt, die in geschlossener Formation kämpften. Ein Hagel von Handgranaten wurde von den Dächern und aus den Fenstern der Häuser auf sie hinabgeworfen, und ihre Rufe „Ebert, Scheidemann" wurden von denen der Revolutionäre „Liebknecht! Luxemburg!" übertönt. Wieder und wieder wurden die Ebert-Anhänger zurückgetrieben, aber jedesmal erschienen neue Offizierskolonnen, meistens, um dasselbe Schicksal zu erleiden. Manchmal erstarb das Geschieße, und nur einzelne Explosionen waren zu hören, aber dann brach er erneut aus, ein brüllender Hurrikan in einem Meer von Splittern und Trümmern.

Unter diesen Umständen wurden 34 schwer verwundete Genossen, darunter der Genosse A., auf ein Torpedoboot transportiert, das sie in eine kleine Stadt an der Niederelbe brachte.

Mittlerweile, als die Nacht hereinbrach, begann die vierzehnstündige Schlacht um die Tausendmannkaserne. Unter den 588 Verteidigern, meistens Matrosen der Schlachtflotte, war etwa ein Dutzend Arbeiter, einige von ihnen Frauen, und in eine Matrosenuniform gekleidet, ein achtzehnjähriges Mädchen, die Tochter eines hohen Marineoffiziers.

Nach sehr kurzer Zeit schlug eine Granate mittleren Kalibers in die Turnhalle ein, gefolgt von anderen, die um die Kaserne herum niedergingen. Ein unangenehmer Geruch, etwa wie Gas, füllte die Luft. Dann begannen in kurzen Abständen Granaten im westlichen Gebäudeteil zu explodieren. Aber auch die Matrosen waren an der Reihe. Freiwillige wurden aufgerufen. Genosse C. übernahm die Führung und innerhalb einer halben Stunde hatte er eine Offizierskolonne auseinandergeschlagen, drei Gefangene genommen, zwei schwere Maschinengewehre und ein 5,3 cm-Geschütz erbeutet.

Die Schlacht ging über die ganze Nacht und erreichte ihren Höhepunkt in den frühen Morgenstunden, als Mine auf Mine in die Kaserne hineinschossen. Leuchtkugeln und Leuchtgeschosse wurden emporgeschossen, und die Dunkelheit ging in Licht und Feuer über. Aber es gab keinen Gedanken an Übergabe. Mehrere Versuche wurden unternommen, die Kaserne zu stürmen, aber jedesmal wurden die Weißgardistentruppen vom Gewehr- und Maschinengewehrfeuer der Verteidiger zurückgeschlagen. Während weitergekämpft wurde, wurden zwei Versammlungen im unteren Speisesaal der Kaserne abgehalten, und auf beiden Versammlungen wurde beschlossen, bis zum letzten zu kämpfen und unter keinen Umständen aufzugeben.

Aber wenn es auch wahr ist, daß die Ebert-Soldateska schreckliche Verluste hinnehmen mußten, so mußten das auch die revolutionären Matrosen und Arbeiter. Es hat keinen Zweck, die quälenden Szenen zu schildern, deren Zeuge man während des

---

[55] Bereits am 8./9. Januar 1919 besetzten Matrosen und Soldaten aus Bremen für kurze Zeit die öffentlichen Gebäude in Delmenhorst. Ihr Hauptvertreter war Karl Plättner (1893-1945), der später in der „Kampforganisation" der KAPD tätig war und 1921 ein Konzept der *„individuellen Expropriation der Expropriateure"* vertrat. Er wurde zu einer langjährigen Zuchthausstrafe verurteilt und starb an den Folgen der KZ-Haft. Vgl. Volker Ullrich, Der ruhelose Rebell. Karl Plättner 1893-1945, München 2000.

Kampfes wurde, nur eine soll hier erwähnt werden. Genosse H., tödlich verwundet, röchelte „Kommunismus oder Tod!“, als er die Hand des Mannes neben ihm umklammerte, und sein Mitkämpfer kniete nieder und küßte die Stirn des Waffenbruders, den er nie zuvor gekannt hatte.
Bei Tagesanbruch feuerten zwei Genossen noch mit dem einzigen Maschinengewehr, das unbeschädigt geblieben war... Und vom Masttopp der Tausendmannkaserne wurde die zerfetzte rote Fahne der Wilhelmshavener Kommune heruntergerissen, durchlöchert vom Gewehrfeuer.
Hier endet ein Kapitel, aber nur ein Kapitel, der Geschichte des revolutionären Seeproletariats.

Schlußfolgerungen und Aufgaben

Schlußfolgerungen nur aus den oberflächlich sichtbaren Tatsachen und den allgemeinen Erfahrungen zu ziehen, hat nur begrenzten Wert und erlaubt uns nicht, den Charakter der zukünftigen Entwicklungen zu sehen. Die Geschichte bewegt sich nicht in gerader Linie, die Zickzackbewegungen sind nicht durch einen einzigen Trend bestimmt, sondern setzen sich aus Unterströmungen zusammen, die ernsthaft in Betracht gezogen werden müssen.
In jedem Land sind die Interessen der herrschenden Klasse eng an die frühere Geschichte des Landes, an bestehende Beziehungen und an die besondere Position im Rahmen der vorhandenen Weltsituation gebunden. Jegliche Aktivitäten, Allianzen, Verluste und Gelegenheiten sind Macht- und Eigentumsbeziehungen. Alle außenpolitischen Schwankungen, Veränderungen und Kämpfe sind so unwiderruflich verbunden mit innenpolitischen Veränderungen und Kämpfen zwischen den Klassen und innerhalb der herrschenden Klasse oder Gruppe.
Zweifellos haben alle früher bestehenden herrschenden Gruppen die Entwicklung einer wirklich sozialen Produktion und Verteilung behindert. Der Schlüssel für das Verständnis der Geschichte liegt in der historischen Entwicklung der Arbeit.
Der Klassenkampf allein wird der entscheidende und bestimmende Faktor, mit seinem Höhepunkt - die Revolution. Die letztere ist eine Sache der Taktik.
Wie wir gesehen haben, sind auf dem praktischen Gebiet der revolutionären und sozialen Aktivitäten die politischen Parteien nicht besser informiert als die Massen. Das hat sich in allen gegenwärtigen revolutionären Kämpfen herausgestellt. Solange die Parteien als abgesonderte Gruppen in den Massen arbeiten, ist die Masse nicht revolutionär, aber auch die Parteien sind es nicht. Sie können nur als kapitalistische Anhängsel funktionieren.
Die Tatsache bleibt, daß die Befreiung der Arbeiterklasse nur durch die Arbeiterklasse selbst ausgeführt werden kann.
Seit den Lehren von Marx, Bakunin und anderen haben viele Umschwünge und Veränderungen auf politischem, ökonomischem und sozialem Gebiet stattgefunden. Es gibt keine solchen Dinge wie ewige Werte.
Deswegen ist es nicht genug, die Lehren und zeitlich begrenzten Wahrheiten unserer Begründer und Berater zu wiederholen, wir müssen sie entwickeln und ausführen.

Die Periode, als der Kapitalismus vorwärtstreibend war, ist vorbei und damit die Grundlage der alten Organisationsformen. Jede Epoche hat ihre eigenen Organisationsformen, die wichtig sind für die Vorwärtsbewegung dieser Periode, jedoch im Laufe der Entwicklung, mit dem Beginn einer neuen Periode, behindern die alten Organisationsformen die neue Entwicklung mehr und mehr. Die alten Formen, die als Mittel des Fortschritts zu Beginn einer bestimmten Periode wichtig waren, wurden am Ende derselben Periode zu einem Hinderungsfaktor, und ihre Wirkung ist höchst reaktionär.
Die Zeit der in einigen Teilen der Welt noch existierenden kapitalistischen Arbeiterorganisationen ist offensichtlich vorbei. Die neuen Bedingungen müssen mit den neuen Organisationsformen und -methoden in Übereinstimmung gebracht werden und das mit dem geringsten Zeitverzug. Die Arbeiter selbst, organisiert als revolutionäre Klasse, müssen handeln. Die Arbeiter müssen die Herren, nicht die Diener ihrer eigenen Organisation sein.
Die Arbeiterklasse braucht eine Bewegung, die ihren Weg eng an die Bewegungsgesetze anlehnt. Eine vollkommen neue Bewegung, die sich auf die Solidarität der Arbeiterklasse, die Vereinigung am Arbeitsplatz, freie und unabhängige Arbeiterräte im Rahmen selbständiger Kampfeinheiten gründet, die ihre Basis auf den Schiffen, bei der Eisenbahn, im Luftverkehr, in Werkstätten, Zechen, Fabriken und Landgemeinden hat.
Die Arbeiter brauchen keine hauptamtlichen Führer, unsere Vertrauensleute sollen klassenbewußte Genossen sein, die nur Lehrer sind, jederzeit durch die Entscheidung ihrer direkten Wähler abwählbar.
Wir haben keine eilfertigen Rezepte für die nahe Zukunft, aber wir wagen vorauszusagen, daß der gegenwärtige Weltkrieg unabwendbar in einer tiefergehenden ökonomischen und sozialen Krise mit revolutionären Folgen enden wird. Die eigenständig handelnden Arbeiter Europas werden, befreit von den Fesseln veralteter Organisationsformen, nicht auf den Ruf von berufsmäßigen Parteiführern warten. Sie werden in jeder Hinsicht die wahre revolutionäre Bewegung der Arbeiterklasse auf dem europäischen Kontinent sein.

Nachwort

Ich kann meinen Bericht nicht beenden, ohne den gegenwärtigen Zustand an der Basis der deutschen Arbeiter zu betrachten, der von größtem Interesse für die antinationalistische Arbeiterklasse im ganzen ist.
Es ist ganz richtig, daß die deutschen Arbeitermassen, gebunden an ein veraltetes System und unter Druck einer karrieristischen Führerdiktatur, ihre langen und blutigen revolutionären Kämpfe verloren haben. Aber das hat bis jetzt die große Masse in allen Ländern. Obwohl durch schreckliches Leid gequält, ist die deutsche Arbeiterklasse tatsächlich im allgemeinen - im Gegensatz zu dem nationalistischen Schwachsinn - frei von jeder Art von Rassenhaß, Nationalismus und sogenanntem Patriotismus.
Sie wissen nichtsdestoweniger, daß sie - unter Bedingungen, die oft das logische Ergebnis ihrer eigenen Aktivitäten waren - nicht imstande waren, den „Faschismus“ zu schlagen. Deswegen sind sie bestrebt, die Argumente ihrer klassenbewußten Arbeits-

kollegen im Ausland hoch zu schätzen. Aber man kann nicht von ihnen erwarten, daß sie ihren gegenwärtigen nationalistischen Henker durch einen anderen nationalistischen Henker ersetzen.
Mit einem auf der Grundlage von Erfahrungen organisierten Untergrundnetz, mit ständig sich verändernden Methoden versuchen die deutschen revolutionären Arbeiter ihr äußerstes, um die Massen darüber zu informieren, was vor sich geht, so daß sie bereitwilliger die wahre Situation verstehen. Diese Arbeitskollegen können nicht von irgendeiner nationalistischen Propaganda getäuscht werden. Sie sind sich bewußt, daß die Arbeiter aller Länder den Kapitalismus zerstören müssen, um den „Faschismus" zu zerstören - der mehr oder weniger die Herrschaftsform der kapitalistischen Mächte heute ist-, und daß das nur auf der Grundlage der wahren Solidarität der Arbeiterklasse geht. Die Zeit ist nicht mehr fern, in der es nicht länger ignoriert werden kann, daß bedeutende Teile der Arbeiterklasse tatkräftig für die große Sache gekämpft haben, und daß sie sogar in der Zeit der dunkelsten Reaktion immer noch an der vordersten Front des revolutionären Proletariats kämpfen.
Laßt die Nationalisten, die sicherlich am wenigsten berechtigt sind, Steine auf jemanden zu werfen, Lüge und Spott über die wirklichen Freiheitskämpfer ausgießen, das wird nur den Geist der antinationalistischen Kräfte stärken und erheben, und im Verlauf der Zeit den Abschaum der menschlichen Gemeinschaft beseitigen.

Übersetzung aus dem Englischen: Joachim Tautz

Hartmut Rübner

Interklub, Bordzelle, revolutionärer Seeleutestreik: Die „Revolutionäre Gewerkschaftsopposition" in der Seeschiffahrt während der Weltwirtschaftskrise

Über die politischen „Generallinien" und die organisatorischen Strukturen des kommunistischen Gewerkschaftsengagements liegen mittlerweile einige Forschungsergebnisse vor.[1] Doch konkrete Innenansichten über die kommunistische Gewerkschaftspraxis innerhalb der Freien Gewerkschaften oder in Gestalt eigenständiger Organisationen sind bisher in erster Linie unter politikwissenschaftlichen Fragestellungen und aufgrund der disparaten Quellenlage nur in allgemeinen Grundzügen rekonstruiert worden.[2] Im Folgenden sollen die Ziele, Handlungsfelder und Ergebnisse kommunistischer Gewerkschaftsarbeit innerhalb der Schiffahrtsbranche in den zwanziger und dreißiger Jahren dargestellt werden. Dies vor allem unter dem Gesichtspunkt von betrieblichen, kulturpolitischen und streiktaktischen Aspekten, aber auch im Hinblick auf die von den Unternehmen getroffenen Gegenmaßnahmen. Darüber hinaus werden die Auseinandersetzungen mit Rechtsradikalen und Nationalsozialisten aufgezeigt.[3] Die Basis der kommunistischen Gewerkschaftsarbeit waren die Bordzellen auf den Schiffen und die Internationalen Seemannsklubs in den wichtigsten Hafenstädten. Seemannsklubs, Bordzellen und Seeleutestreiks bilden dementsprechend die Grundlage für die Analyse der Praxis kommunistischer Gewerkschaftspolitik in diesem Beschäftigungssektor.

---

1 Über die internationalen Zusammenhänge informiert die noch unveröffentlichte Untersuchung von Reiner Tosstorff, Moskau oder Amsterdam. Die Rote-Gewerkschafts-Internationale 1921-1937, Habilitationsschrift Mainz 1999, welche ausführlich auf die Seeleutegewerkschaften eingeht. Vgl. auch ders., Unity between ‚Amsterdam' and ‚Moscow'? Edo Fimmen's relationship to the Communist trade union movement, in: Bob Reinalda (ed.), The International Transportworkers Federation 1914-1945. The Edo Fimmen Era, Amsterdam 1997, S. 94-105; Hartmut Rübner, The international Seamen's organisations after the first world war: Political, professional and national interests in conflict, in: Ebd., S. 77-90.

2 Freya Eisner, Das Verhältnis der KPD zu den Gewerkschaften in der Weimarer Republik, Frankfurt/M. 1977; Lore Heer-Kleinert, Die Gewerkschaftspolitik der KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt a. M./New York 1983; Werner Müller, Lohnkampf, Massenstreik, Sowjetmacht. Ziele und Grenzen der »Revolutionären Gewerkschafts-Opposition« (RGO) in Deutschland 1928 bis 1933, Köln 1988.

3 Zu Widerstand und Konformität der Seeleute im Nationalsozialismus vgl. Peter Kuckuk, Seefahrt unter dem »Hungerhaken«. Die Bemühungen der Nationalsozialisten um die politische Organisierung der deutschen Seeleute, in: Deutsches Schiffahrtsarchiv (DSA) 21/1998, S. 101-121; Thomas Siemon, Ausbüxen, Vorwärtskommen, Pflicht erfüllen. Bremer Seeleute am Ende der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus 1930-1939 (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Band 65), Bremen 2002; ders., „Gleichschaltung" und Kontinuität. Zur Reichweite und Durchsetzung von Herrschaft auf Bremer Seeschiffen im Nationalsozialismus 1933-1939, in: „Das Wichtigste ist der Mensch". Festschrift für Klaus Gerteis zum 60. Geburtstag. Hrsg. von Angela Giebmeyer/Helga Schnabel-Schüle, Mainz 2000, S. 481-497; Ludwig Eiber, Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Hansestadt Hamburg in den Jahren 1929 bis 1939. Werftarbeiter, Hafenarbeiter und Seeleute: Konformität, Opposition, Widerstand, Frankfurt am Main 2000; Dieter Nelles, Widerstand und internationale Solidarität. Die Gewerkschaft der Seeleute, Binnenschiffer und Hafenarbeiter und die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Essen 2001.

Für die revolutionäre Gewerkschaftsopposition stellte die Seeschiffahrt aus mehreren Gründen ein besonders attraktives Tätigkeitsfeld dar. Schiffahrt galt als wichtigster Garant für den transnationalen Außenhandel, bildete sie doch die Schnittstelle zwischen Binnen- und Außenwirtschaft. Aufgrund der ökonomischen Bedeutung stellt die Branche also einen Schlüsselsektor für andere import- und exportabhängige Wirtschaftssektoren dar. Ein Streik in diesem Sektor wirkt sich dementsprechend unmittelbar auf andere Wirtschaftsbereiche aus. Hinzu kamen der außerordentlich hohe Konzentrationsgrad und die Zentralisation in der deutschen Reederei; rund 80% der nationalen Schiffahrt wurde seit 1930 von einem Duopol kontrolliert: der Hapag-Lloyd-Union.[4] Die ganze Stoßkraft hatte sich also gegen einen einzigen Firmenverbund zu richten, der sich noch dazu seit 1930/1931 in einem akuten Krisenzustand befand. Ohne massive staatliche Schuldenübernahme waren die in sich durch Kapitalverflechtungen untrennbar verbundenen deutschen Großschiffahrtsblocks nicht mehr überlebensfähig.[5]

Zu den objektiven Bedingungen der Unternehmenskonzentration und der damit zusammenhängenden Krise nach dem Einbruch der Weltwirtschaft kamen subjektive Faktoren: die vergleichsweise gering ausgeprägte Affinität der zumeist unständig beschäftigten Seeleute zu den reformorientierten Gewerkschaften, ihre Konfliktfreudigkeit und Radikalität, die schon vor den Ersten Weltkrieg zu beobachten gewesen war und die nach dem Krieg an Intensität noch zunahm.[6] Eine zeitgenössische Untersuchung betonte die renitente Grundhaltung der Seeleute: *„Seit Wiederaufnahme der Seeschiffahrt nach dem Kriege sind auf deutschen Schiffen Disziplinlosigkeiten, Eigentumsvergehen, Arbeitsniederlegungen und Arbeitsverweigerungen sowie Entweichungen von Bord im Auslande unter Bruch des Heuervertrages und Schmuggelvergehen durch die Schiffsbesatzungen in einem Umfange verübt worden, wie sie in den Jahren vor Ausbruch des Weltkrieges auf deutschen Schiffen nicht stattgefunden haben."*[7] Zwar können die in diesem Katalog aufgelisteten Widersetzlichkeiten allenfalls

---

4 Hartmut Rübner, Konzentration und Krise. Maritime Wirtschaft und Politik im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, phil. Diss., Bremen 2003.

5 Zum Großschiffahrtsblock wurden folgende Reedereien gezählt: Norddeutscher Lloyd, HAPAG, Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa", Woermann Linie und die Deutsche Ost - Afrika Linie. Vgl. dazu Heinz Wehner, Der Wiederaufbau der Handelsflotte und die Entwicklung der internationalen Seeschiffahrtsbeziehungen des imperialistischen Deutschlands in den Jahren der Weimarer Republik (Ein Beitrag zur Erforschung der ersten Etappe der allgemeinen Krise des Kapitalismus), sc. oec. Diss. (B), Dresden 1978 sowie Hartmut Rübner, Konzentration und Krise, a.a.O., S. 183ff.

6 Richard Nabitz, Die sozialpolitische Entwicklung in der deutschen Seeschiffahrt, Berlin 1926 (zgl. phil. Diss., Berlin 1927), S. 34; Ursula Winkens, Soziale Lage, rechtliche Rahmenbedingungen und Interessenartikulation der Seeleute im Deutschen Kaiserreich 1872 - 1914. Ein Beitrag zu einer seemännischen Sozialgeschichte, phil. Diss., Hamburg 1987; Dieter Nelles, Widerstand und internationale Solidarität, a.a.O., S. 117-126.

7 Richard Nabitz, Die sozialpolitische Entwicklung, a.a.O., S. 34. Vgl. zum Umfang der in Hamburg registrierten Ladungsdiebstähle Staatsarchiv Hamburg (StAHH), 241-1 I Justizverwaltung I, II Db3d Vol.1; StAHH, 122-3 Arbeiterrat Groß-Hamburg Nr. 230. Zum Ausmaß des Schmuggels, den die Seeleute gewissermaßen als Gewohnheitsrecht betrieben oder der in organisierter Form durch „Schmuggelschiffe" (vor allem illegaler Alkoholtransport nach Skandinavien durch Kleinreeder oder Fischdampferkapitäne) geschah, sind umfangreiche Aktenvorgänge überliefert. So im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes Bonn (PAAAB) Abt. W.IX Schiffahrt (II S/S)/R 125427; R 125428; R 125436; R 125437; R 125441; R 125442; R 125456; R

als vorpolitische Aktions- bzw. Reaktionsformen bezeichnet werden, doch schlug sich die militante Grundhaltung auch auf der organisatorischen Ebene nieder. Gerade unter den unständigen Seeleuten und Hafenarbeitern besaß der Syndikalismus stets eine außergewöhnlich Attraktivität.[8] Die Militanz dieser Berufsgruppen ist durch ein beschäftigungsspezifisches Ensemble zu erklären. Dazu gehören die Arbeitsbedingungen an Bord und die temporäre Abgeschiedenheit von der Heimat, welche die Entstehung von informellen Arbeitsgruppen am Arbeitsplatz fördern, die geringer ausgeprägte Betriebsverbundenheit und das vielfach subproletarisch geprägte Hafenmilieu. Hinzu kommt ein international geprägter Erfahrungshorizont der oftmals kosmopolitisch eingestellten Seeleute.[9] Trotz ihrer Konfliktfreudigkeit legten sowohl die Seeleute als auch die Hafenarbeiter ein durchaus pragmatisches Verhältnis zur Gewerkschaftsorganisation an den Tag; in Zeiten relativ guter Arbeitsmarktbedingungen gingen die Mitgliedszahlen in der Regel zurück. Ausschlaggebend war in der Regel eine Art von moralischer Ökonomie, das Erleben konkreter Ungerechtigkeiten und ein Gefühl der Benachteiligung, das sich unwillkürlich einstellte, wenn Seeleute beispielsweise feststellen mußten, daß ihre Monatsheuer aufgrund von Währungsunterschieden in anderen Ländern nicht einmal für den dringendsten Tagesbedarf in fremden Häfen ausreichte. Was war also naheliegender, als sich durch das „Überschmuggeln" von „blinden Passagieren", durch Ladungsdiebstahl, Schmuggel von Gütern oder durch Ausweichen auf ausländische Schiffe (Desertion) für diese Benachteiligungen zu entschädigen?

Arbeit und Leben an Bord von deutschen Seeschiffen reglementierte bis Ende der 1950er Jahre eine besondere Arbeitsordnung: die „Deutsche Seemannsordnung" (SO),[10] die nicht nur das privatrechtliche Arbeitsverhältnis („Heuervertrag") regelte, sondern auch eine Art öffentliches Gewaltverhältnis darstellte („Musterung"). Das zugrunde liegende Gesetz verknüpfte zivilrechtliche Paragraphen vertrags- und arbeitsrechtlicher Art mit Straftatbeständen.[11] Gemäß den §§ 101-105 der SO herrschte

---

125458; R 125459; R 125460; R 125466. Über die ebenfalls verbreiteten Güterberaubungen vgl. ebd., R 125418; R 125633; R 125455.

8 Ursula Winkens, Soziale Lage, rechtliche Rahmenbedingungen und Interessenartikulation der Seeleute, a.a.O., S. 241ff.; Hartmut Rübner, Freiheit und Brot. Die Freie Arbeiter-Union Deutschlands. Eine Studie zur Geschichte des Anarchosyndikalismus, Berlin/Köln 1994, S. 90 - 123; Klaus Weinhauer, Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen. Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter 1914-1933, Paderborn/München/Wien/Zürich 1994, S. 199ff.; Dieter Nelles, Widerstand und internationale Solidarität, a.a.O., S. 117-126.

9 Hartmut Rübner, Arbeit, Milieu und Konfliktverhalten: Syndikalismus in der Schiffahrt bis in die 1930er Jahre, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit (AGWA), 16/2001, S.165-212; Dieter Nelles, Widerstand und internationale Solidarität, a.a.O., S. 29ff.

10 Die Seemannsordnung vom 2. Juni 1902 (gesetzlich fixiert im Reichsgesetzblatt 1902, S. 175ff.) wurde jeweils am 23. März 1903, 12. Mai 1904, 16. Dezember 1927, 30. Mai 1929, 25. Dezember 1929 und zuletzt am 24. Juli 1930 modifiziert. Sie gliederte sich in sechs Abschnitte: „Einleitende Vorschriften" (§§ 1-6), „Seefahrtsbücher und Musterung" (§§ 7-26), „Vertragsverhältnis" (§§ 27-83), „Disziplinarvorschriften" (§§ 84-92), „Strafvorschriften" (§§ 93-127) und „Allgemeine Vorschriften" (§§ 128-138). Vgl. Seemannsordnung, Hamburg o. J. (1931).

11 Max Bauer, Das Dienstverhältnis der Schiffsmannschaft nach der Seemannsordnung. Begriff und Begründung, Köln 1908 (zgl. jur. Diss., Leipzig); Werner Neuhäuser, Der Arbeitsvertrag des Schiffsmannes in der deutschen Seeschiffahrt unter besonderer Berücksichtigung der Arbeitsverhältnisse auf deutschen Seefracht- und Passagierschiffen über 100 Br.-R.-Tons, Rostock 1934 (zgl. jur. Diss., Hamburg); Ulrich Abel, Die Grundzüge des deutschen Seearbeitsrechts und seine geschichtlichen Grundlagen, Greifswald 1938 (zgl. rer. pol. Diss.. Greifswald); Wolf-

an Bord ein grundsätzliches Streikverbot. Die Gerichte waren angehalten, gemeinschaftlich vereinbarte Verstöße gegen diese Bestimmungen mit drakonischen Strafen zu ahnden: Für Rädelsführer war eine Höchststrafe von drei Jahren, für jeden Beteiligten Gefängnis vorgesehen.[12] Als ausführende Behörde fungierten die Seemannsämter; ihnen oblag die Aufgabe, die zur Durchsetzung der SO als erforderlich erachtete exekutive Polizeigewalt in Form von Verwaltungsakten auszuüben. In den Hafenstädten des Auslands übten die Konsuln die Funktion der Seemannsämter aus, d. h. daß ihnen Kraft des Gesetzes die Polizeigewalt in ausländischen Häfen übertragen war.[13]

I. Kommunistische Gewerkschaftspolitik in der Schiffahrt

Bindend für die Gewerkschaftspolitik der KPD waren die Direktiven der seit 1921 bestehenden „Roten Gewerkschaftsinternationale" (RGI). Für den Transportsektor wurde auf Beschluß des 1. Kongresses der RGI vom Juli 1921 das „International Propaganda- und Aktionskomitee der Transportarbeiter" ins Leben gerufen.[14] Das „IPAK Transport", so die gebräuchliche Kurzbezeichnung, hatte zunächst drei Aufgabenschwerpunkte: 1. literarische Verlagstätigkeit; 2. die Einrichtung von Internationalen Seemannsklubs in den großen Hafenstädten sowie 3. die Zusammenfassung der *„selbständigen revolutionären Verbände wie auch die revolutionären Oppositionen"* (nach dem III. Kongreß der RGI im Frühjahr 1924 wurde die *„praktische Durchführung der Einheit der Gewerkschaftsbewegung im Industriemaßstabe"* angestrebt).[15] Der IV. Kongreß der RGI im März/April 1928 wies den IPAKs schließlich *„unmittelbare Leitungsfunktion in wirtschaftlichen Kämpfen"* zu.[16] Die engen Verbindungen zur „Kommunistischen Internationale" (Komintern) brachten zwangsläufig weitreichende Kehrtwendungen mit sich, denn entsprechend der jeweiligen politischen und wirtschaftlichen Ausgangslage sollte die kommunistische Gewerkschaftstätigkeit ausgerichtet sein. Glaubte man in Moskau das Weltwirtschaftssystem in einer Phase der krisenhaften Destabilisierung, galten die sozialistischen Gewerkschaftsverbände als Stützen des kapitalistischen Systems und man machte sich an den Aufbau eigenständiger Organisationen. In wirtschaftlichen und politischen Stabilisierungsphasen wurde hingegen versucht, die bestehenden Gewerkschaften von innen heraus, zumeist in Opposition gegenüber den jeweiligen Verbandsspitzen, zu mobilisieren.
Während schon auf dem Gründungsparteitag der KPD an der Jahreswende 1918/1919 eine Gruppe um den Syndikalisten Ernst Rieger revolutionäre Gewerkschaften nach

---

gang Niendorf, Verbrechen und Vergehen der Schiffsleute. Die Tatbestände der Seemannsordnung vom 2. Juni 1902 und ihre rechtlichen Besonderheiten, jur. Diss. Hamburg 1949.

12 Deutsche Seemannsordnung. Gesetz vom 2. Juni 1902 nebst Nachträgen 1904/05 und Nebengesetzen. Auszug aus der Satzung der See-Krankenkasse, Hamburg 1930, S. 33f. (§ 101).

13 Johann Wilhelm Mannhardt, Die polizeilichen Aufgaben des Seemannsamtes, in: Abhandlungen und Mitteilungen aus dem Seminar für Öffentliches Recht und Kolonialrecht, Heft 3 (9. Beiheft zum Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, XXX. 1912), Hamburg 1913, S. 22.

14 Vgl. Grigori Atschkanov, Kurze Geschichte der Entwicklung der internationalen Bewegung der Transportarbeiter, Berlin o. J.

15 1928 reklamierte das IPAK Transport rund 2 Mio. Mitglieder in 43 Staaten. Vgl. Was ist das Internationale Propagandakomitee der Transportarbeiter?, in: Der Internationale Transportarbeiter, 3/1928 (7. Jg.), S. 4.

16 Reiner Tosstorff, Moskau oder Amsterdam, a.a.O., S. 524.

Einheitsorganisationsprinzip einforderte - ein Konzept, dem später auch die diversen rätekommunistischen Gruppen um den Dresdener Otto Rühle (der die Linie einer föderativ-antiautoritären Einheitsorganisation vertrat), die Hamburger Links- und späteren Nationalkommunisten Heinrich Laufenberg und Fritz Wolffheim und den Berliner Karl Schröder (der ebenso wie die Hamburger Richtung ein dualistisches System einer antiparlamentarischen Partei und einer auf Betriebsorganisationen basierenden, jedoch zentralisierten Arbeiterunionen anstrebte) folgten.[17] Seit der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht betrieb Paul Levi in der Berliner Parteizentrale einen Kurs der Verdrängung der syndikalistischen und linkskommunistischen Opposition. Faktisch vollzog sich der Bruch auf dem 2., dem so genannten Heidelberger Parteitag der KPD im Oktober 1919.[18] Seit dieser Zeit propagierte die Parteizentrale die Parole „Zurück bzw. Hinein in die Gewerkschaften". Immerhin gab es Ausnahmen, die sich eine gewisse organisatorische Unabhängigkeit zu bewahren versuchten. Diese tolerierte Eigenständigkeit dauerte bis zum Oktober 1924, als der Zentralausschuß der KPD mittels eines Beschlusses den Einzelmitgliedern dieser formal selbständigen Organisationen den Beitritt zu einer Gewerkschaft des „Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes" (ADGB) vorschrieb. Neben einer Anzahl von einigen anderen Verbänden[19] bedeutete dies auch das Aus für den vormals syndikalistischen „Deutschen Schiffahrtsbund" (DSB), dem über einen kurzen Zeitraum mit einer Stärke von ca. 18.000 Mitgliedern die Mehrzahl der gewerkschaftlich organisierten deutschen Seeleute angehört hatte.[20] Ausgehend von der Einschätzung des Zentralkomitees der KPD, daß angesichts der politischen und wirtschaftlichen Stabilisierung der Weimarer Republik eine nicht-revolutionäre Situation eine Einheitsfronttaktik erfordere, suchte man fortan den kommunistischen Einfluß in den Freien Gewerkschaften zu erweitern.[21] Der neue Kurs konnte durchaus pragmatisch begründet werden, denn *„dem Deutschen Schiffahrtsbund ist es nicht ein einziges Mal gelungen, den Deutschen Verkehrsbund bei Lohnkämpfen, besonders während der Inflationsperiode, zur aktiven Teilnahme zu zwingen"*.[22]

Diese Einschätzung entsprach durchaus der Realität. Nachdem die durch die Währungsumstellung unter Druck geratenen Reedereien versuchten, sich bei ihren Beschäftigten schadlos zu halten, weigerten sich diese, derartige Lohnkürzungen hinzu-

---

17 Vgl. Lore Heer-Kleinert, Die Gewerkschaftspolitik der KPD, a.a.O., S. 40. Zum Konstituierungsprozeß der rätekommunistischen Arbeiterunionen vgl. Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik, Darmstadt 1993 (2. Aufl.).

18 Ebd., S. 141. Vgl. auch Peter Kuckuk, Bremer Linksradikale bzw. Kommunisten von der Militärrevolte im November 1918 bis zum Kapp-Putsch im März 1920. Ihre Politik in der Hansestadt und in den Richtungskämpfen innerhalb der KPD, phil. Diss. Hamburg 1970, S. 280ff.

19 Vgl. dazu Otto Langels, Die Revolutionären Industrieverbände. Gewerkschaftspolitik in der Weimarer Republik zwischen Freien Gewerkschaften und KPD, in: AGWA, 10/1989, S. 41-60, hier 42.

20 Zum „Deutschen Schiffahrtsbund", der aus dem im Dezember 1918 gegründeten „Internationalen Seemansbund", der einige Monate später in „Deutscher Seemannsbund" umbenannt wurde, hervorgegangen war, s. Hartmut Rübner, Freiheit und Brot, a.a.O., S. 90-123; Klaus Weinhauer, Alltag und Arbeitskampf im Hamburger Hafen, a.a.O., S. 199ff.; Dieter Nelles, Widerstand und internationale Solidarität, a.a.O., S. 117-126.

21 Lore Heer-Kleinert, Die Gewerkschaftspolitik der KPD, a.a.O., S. 276ff.

22 Deutschland. Zurück zur Gewerkschaftseinheit, in: Internationales Transportarbeiter-Bulletin, 2/1928 (5. Jg.).

nehmen. Als die Reedereien die Heuern auf 80% herabsetzten, traten die Seeleute des DSB Ende Dezember 1923 und dann verstärkt ab dem 10. Januar 1924 auf den sich in englischen Gewässern aufhaltenden Schiffen deutscher Reedereien in den Ausstand. Streikziel war u. a. die Anpassung an das englische Heuerniveau. Der freigewerkschaftliche „Deutsche Verkehrsbund" (DVB) setzte - wie üblich - auf die staatliche Zwangsschlichtung und boykottierte den Ausstand. Am 12./13. Februar 1924 endete der Ausstand, dem sich insgesamt 1.405 Seeleute auf 140 Schiffen angeschlossen hatten, mit deren Niederlage. Die bis zum 11. März 1924 angeklagten 965 Streikenden wurden von den Hamburger Justizbehörden aufgrund des Tatbestands der Meuterei zu drakonischen Strafen verurteilt.[23]

Entsprechend ihrer entristischen Strategie drängten RGI und Gewerkschaftszentrale der KPD den formal selbständigen DSB zu Vereinigungsverhandlungen mit der freigewerkschaftlichen „Reichsabteilung Seeleute" des DVB. Die Verschmelzung beider Organisationen erfolgte am 1. Januar 1926; die vereinigte Organisation zählte nunmehr 9.194 Mitglieder. Von Seiten der KPD ging man nun daran, Substrukturen im DVB aufzubauen und gleichzeitig neue Mitglieder für diese freigewerkschaftliche Organisation zu gewinnen. Es ist hauptsächlich den nach wie vor vorhandenen syndikalistischen Einstellungen vieler Seeleute zuzuschreiben, daß diese Gewerkschaftsopposition überhaupt auf Resonanz stieß. Von den 95 Genossen der Hamburger Zelle Schiffahrt wurden z. B. für das Jahr 1926 650 Neuaufnahmen für die Sektion Seeleute des DVB gemeldet.[24] Die Zellenarbeit der KPD bildete die Basis der Fraktionsarbeit innerhalb der „reformistischen" Gewerkschaftsorganisation und war von Anfang an darauf ausgerichtet, den Einfluß der Partei zu erweitern.[25] *„Die Betriebszelle ist infolgedessen das wichtigste Organ für die Gewerkschaftsarbeit der Kommunisten."*[26]

Ungeachtet der verbreiteten Unzufriedenheit innerhalb des Verbandes über die im internationalen Vergleichsmaßstab niedrigeren deutschen Heuertarife, wichen die Spitzen des DVB nicht von ihrer Grundorientierung auf die staatlichen Schlichtungsinstanzen ab. Diese korporative Politik der oberen Funktionäre führte zu einer Anonymität und zu einer Teilnahmslosigkeit der Mitglieder und reduzierte die Basisarbeit auf die bloße Beitragskassierung; eine Praxis, die die Mitglieder zunehmend von „ihrem" Verband entfremdete.[27] Demgegenüber wies die KPD-Gewerkschaftszentrale auf die für die Gewerkschaften negative Bilanz der staatlichen Zwangsschlichtung hin. Vorrangiger Zweck der Schlichtungsordnung sei die Aushebelung des Koalitions- und Streikrechts; ihr Mittel seien dabei Geheimverhandlungen unter Ausschluß der Öf-

---

23 Vgl. ZdR, Rundschreiben No. 749 v. 31.1.1924; ZdR, Rundschreiben No. 751 v. 6.2.1924, in: PAAAB/R 126560. Zum Streik vgl. auch ebd., R 126459; Mitteilung der Senatskommission für die Justizverwaltung Hamburg v. 24.3.1924, in: Bundesarchiv Berlin (BAB) 39.01: RAM Nr. 2516 (Bl. 173-174).

24 Tätigkeitsbericht der KPD-Betriebszelle „Schiffahrt" - Hbg. für das Jahr 1926, in: Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv Berlin (SAPMO), RY 1 I 3/16/60 (Bl. 101 u. 106).

25 Bezirk Wasserkante der KPD, Bericht über die Fraktionsarbeit im Verkehrsbund Hamburg, in: Ebd., (Bl. 233).

26 Paul Merker, Betriebszelle und Gewerkschaftsfraktion, in: Der Parteiarbeiter. Funktionärs-Zeitschrift der KPD, 1/1925 (3. Jg.), S. 11-13, hier S. 11.

27 Warum sind die Seeleute schlecht organisiert, in: Der Sturm, 2/1928 (3. Jg.); Ergebnisse und Perspektiven der Seeleute-Opposition im D.V.B., in: Der Sturm, 11/1928 (3. Jg.).

fentlichkeit, mithin eine *„Geheimpaktiererei, ein Ausfluß der Arbeitsgemeinschaftspolitik"*.[28] Immerhin schrieb sich die Opposition auf die Fahnen, die Verbandsleitung des DVB im Oktober 1928 dazu gebracht zu haben, den Tarif für die Seeschiffahrt vorzeitig aufgekündigt zu haben. Der Schiedsspruch des Schlichters vom 27. Oktober 1928 sah im Ergebnis eine Lohnerhöhung von 9 % vor. Vom Vorstand des DVB wurde er mit dem Argument gebilligt, *„die Annahme des Spruches und der Antrag auf Verbindlichkeitserklärung seien weniger im Interesse der Seeleute als im Hinblick auf die volkswirtschaftliche Notwendigkeiten"* zu akzeptieren, sowie *„um einen Kampf auch in der Seeschiffahrt zu vermeiden"*.[29] Aufgrund der Tatsache, daß die Urabstimmung binnen kürzester Zeit durchzuführen war, sich zudem der Großteil der rund 9.000 Mitglieder auf See befand, nahmen lediglich 6,6 % der organisierten Seeleute daran Teil. Davon votierten zwar 68% gegen den Schiedsspruch, doch die nach den Statuten erforderliche ¾ Mehrheit für einen Streik war damit knapp verfehlt.[30] In einer solchen Situation war es für manche Beschäftigte nicht mehr abwegig, sich hinsichtlich der Grundsatzfrage, ob eine Gewerkschaftsmitgliedschaft überhaupt noch zweckmäßig sei oder nicht, sich für letzteres zu entscheiden. Insofern kann es nicht weiter überraschen, daß sich der Organisationsgrad der im DVB gewerkschaftlich gebundenen Seeleute in den Jahren 1927/1928 lediglich in einer Spanne von 18 bis 19 % bewegte.[31]

Nach Werner Müller verlief die oppositionelle Gewerkschaftspolitik der KPD seit Ende der zwanziger Jahre in vier Stadien. Diese seien sowohl für die Entwicklung der deutschen als auch die der allermeisten anderen Ländersektionen der RGI charakteristisch gewesen.[32] In der ersten Etappe war ein Klärungs- und Formierungsprozeß hinsichtlich der Frage der Gestaltung des Konfrontationskurses gegenüber den Freien Gewerkschaften zu beobachten, der zeitlich vom Frühjahr 1928 bis zum Juni 1929 reichte. In einer Zeit zunehmender *„Rationalisierung und Konzentration"* gelte es nicht, *„dem Beispiel der Maschinenstürmer"* zu folgen, sondern *„vielmehr die negativen Auswirkungen der Rationalisierung (zu) bekämpfen"*.[33] In dieser Phase wurde die Opposition zur Bildung geschlossener Fraktionen angehalten, die mit konkurrierenden Listen bei den Betriebsrätewahlen an- und mit eigenen Blöcken auf den Gewerkschaftskongressen auftreten sollten. Grundlage dieser Taktik waren die Vorgaben des IV. Kongresses der RGI vom März/April 1928, der die *„Wege für die organisatorische Ausgestaltung und Festigung der Radikalisierung der Massen"* bereiten sollte, ohne dabei das Postulat von der *„Einheit der Gewerkschaftsbewegung und die Einheitsfront"* aufzugeben.[34] Die Gegenreaktionen der Führungsgremien auf die fortwähren-

---

28 Was tun gegen das frivole Spiel der Schlichtungsorgane, in: Der Kampf. Organ für Gewerkschaftsbewegung und soziale Fragen, 2/1928 (2. Jg.); Zahlen die beweisen, in: Arbeiterrat. Arbeitsrechtliche Beilage der Zeitschrift „Kampf", 3/1928 (2. Jg.).

29 Reichsarbeitsministerium, Vermerk v. 31.10.1928, in: BAB 39.01 Nr. 2511 (Bl. 284).

30 Vgl. Die Lohnbewegung der deutschen Seeleute, in: Der internationale Transportarbeiter. Organ des Internationalen Propaganda-Komitees der Transportarbeiter, 9/1928 (7. Jg.), S. 8.

31 Lediglich 9.588 Mitglieder von den 51.873 Beschäftigten des Jahres 1927 und 9.910 Mitglieder von den 53.059 beschäftigten Seeleuten des Jahres 1928 waren im DVB organisiert. Vgl. Dieter Nelles, Widerstand und internationale Solidarität, a.a.O., S. 126.

32 Vgl. Werner Müller, Lohnkampf, Massenstreik, Sowjetmacht, a.a.O., S. 45-197.

33 Die Einheitsfront in der internationalen Transportarbeiterbewegung. Hrsg. vom Internationalen Propagandakomitee der Transportarbeiter, Berlin o. J. (1928), S. 7.

34 Grigori Atschkanov, Zum IV. Kongreß der RGI, in: Der Internationale Transportarbeiter, 3/1928 (7. Jg.), S. 2.

den Angriffe gegen die *„reformistische Verbandsbürokratie"* und das sozialdemokratisch verbandelte Gewerkschaftsbonzentum blieben natürlich nicht aus. Was die „Reichsabteilung Seeleute" des DVB betrifft, so ist festzuhalten, daß dessen Verbandsspitze nach und nach alle sich exponierenden KPD-Funktionäre aus der Organisation entfernte. Zwar gelang es bis 1928 eine oppositionelle Liste bei den Wahlen zum Vorstand durchzusetzen, die Nominierung der betreffenden Genossen wurde jedoch nicht bestätigt, sondern die Gruppe wurde komplett ausgeschlossen.[35]

In der zweiten Phase von Juni 1929 bis Mai 1930, in der marxistisch-leninistischen Terminologie der Übergang von der *„relativen Stabilisierung"* zur *„Krise des Monopolkapitalismus"*, verschärften sich die ideologischen Auseinandersetzungen zwischen den beiden Lagern. Die organisatorischen Bemühungen der kommunistischen Opposition zielten nunmehr darauf ab, unabhängige Verbindungsstrukturen aufzubauen. Sichtbarster Ausdruck dieser Konsolidierungsversuche war die Gründung der „Revolutionären Gewerkschafts-Opposition" (RGO) am 30.11./1.12. 1929. Dabei war zunächst nicht einmal beabsichtigt gewesen, die gemeinsame organisatorische Plattform zu verlassen. Da die RGO die Gewerkschaften nicht ersetzen sollte, wurden weder Mitgliedsbücher ausgehändigt noch (im Normalfall) Beitragsmarken ausgegeben. Die Erfassung der Zugehörigen erfolgte allenthalben durch Abonnenten- und Registrierlisten.[36]

In der dritten Phase, chronologisch etwa zwischen Mai 1930 bis Juni 1931 einzuordnen, wurde die RGO zur separaten politischen Konkurrenzorganisation auf wirtschaftlichem Terrain weiterentwickelt. Die Gewerkschaftszentrale schritt zur Bildung von eigenständigen *„revolutionären Kampfgewerkschaften"*, um Lohnkämpfe und Massenstreiks mit den oder gegen die Gewerkschaften durchführen zu können. Der V. Kongreß der RGI vom 15. bis zum 30. August 1930 brachte dies auf eine Kurzformel: *„Das Zusammenfassen aller oppositionellen Kräfte innerhalb und außerhalb der Gewerkschaften in der Revolutionären Gewerkschaftsopposition."*[37] Als die bestimmenden *„Kampfaufgaben"* der RGO in der Zeit der Weltwirtschaftskrise legte die RGI fest: Kampf gegen Faschismus, Aufbau zur Massenorganisation, Vorbereitung, Auslösung und erfolgreiche Führung von revolutionären Wirtschaftskämpfen des Proletariats, Gewinnung der sozialdemokratischen Arbeitermassen sowie Erfassung der Erwerbslosen.[38] Die Hauptthesen, die Alexander Losowski und Fritz Heckert auf dem V. Kongreß der RGI über die Grundlinien kommunistischer Gewerkschaftspolitik formulierten, sahen *„die internationale Situation"* vor allem *„durch die sich entfaltende Wirtschaftskrise und die wachsenden Gegensätze des Kapitalismus"* gekennzeichnet. Hinzu kämen der stürmische Aufstieg der sozialistischen UdSSR, der revolutionäre Aufschwung der Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern sowie der antiim-

---

35 Bericht der Zellenleitung der Zelle Schiffahrt für das Jahr 1928, in: SAPMO RY 1 I 2/708/54 (Bl. 98). Gegen den Beschluß der DVB-Hauptleitung mobilisierte die KPD eine Protestresolution, die von 6.500 Seeleuten (darunter 1.800 DVB-Mitgliedern) unterzeichnet wurde.

36 Bericht der Polizei Direktion N.-Stelle Bremen v. 21.7.1931, in: Staatsarchiv Bremen (StAB) 4,65/274.

37 An die Arbeit! Nach dem 5. Kongreß der RGI, in: Der Sturm, 9/1930 (5. Jg.).

38 Resolutionen des Politbüros des ZK der KPD zum 5. Kongreß der RGI, Berlin (o. J.); Die RGO. Ihre Aufgaben und ihr Aufbau. Hrsg. von der Roten Gewerkschafts-Opposition, Berlin 1930; Informationsmaterial. Der Bankrott der Theorien des ADGB. Material zum Kampf an der innergewerkschaftlichen Front. Hrsg. vom Reichskomitee der RGO, Berlin, Juli 1931.

perialistischen Bewegungen in den Kolonien und Halbkolonien. Vor diesem Hintergrund sollte die Losung lauten: *„Revolutionierung des Wirtschaftskampfes."*[39]
Auf der organisatorischen Ebene zeigte sich der „ultralinke" Kurs der RGI zunächst am 3. Oktober 1930 in einer Gegengründung zur „Internationalen Transportarbeiterföderation" (ITF). Um die Einheitsfronttaktik, d. h. den Beitritt sozialistischer und syndikalistischer Verbände zu gewährleisten, war diese der RGI offiziell nicht angeschlossen. Ihren Sitz hatte die „Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter" (ISH), zu deren Vorsitzenden George Hardy und als deren Sekretär der unter den Seeleuten noch aus den Zeiten des „Deutschen Seemannsbundes" bekannte Albert Walter bestimmt worden waren, in Hamburg. Als einziger Berufs-Internationalen im unmittelbaren Einflußbereich der RGI gehörten der ISH zu Beginn Transportarbeitergewerkschaften aus 26 Ländern an, die allesamt mit der RGI sympathisierten.[40]
Es folgte die Neuordnung der RGO auf der Grundlage von Industriegruppen. Der „Industriegruppe Hafen- und Wassertransportarbeiter" gehörten die Hafenarbeiter, Seeleute, Binnenschiffer und Wasserbauarbeiter an, die auf der Basis der Betriebsgruppen mit örtlichen, unterbezirklichen und bezirklichen Leitungsinstanzen zusammengefaßt wurden. Diese Zwischenphase beendete die Gründung der deutschen Sektion der ISH am 14. Februar 1931 unter der Bezeichnung „Einheitsverband der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer" (EVSHB). Den Vorsitz übernahm der ISH-Funktionär Ernst Wollweber.[41] Nach zwei Monaten organisierte der Verband bereits 3.577 Mitglieder, davon 1.620 Seeleute (3,7 % aller in Arbeit befindlichen deutschen Seeleute) sowie 159 Hochseefischer.[42] Angesichts der rund 8.009 Seeleute des freigewerkschaftlichen Gesamtverbandes (18 % aller 44.024 Beschäftigten) war dies nur eine Minorität. Zahlenangaben über die Stärke der im EVSHB erfaßten Seeleute sind bislang lediglich für den April 1931 und den August 1932 bekannt. Ende 1931 waren insgesamt 10.365 Mitglieder registriert, davon entrichteten allerdings nur 4.332 Beiträge. Von den zahlenden Mitgliedern waren mehr als zwei Drittel (2.866) arbeitslos.[43]
Anfänglich unterschied sich der Einheitsverband nur wenig von seinem „reformistischen" Gegenpart. Es wurden planlos neue Mitglieder erfaßt, ohne daß diese zu einer aktiven Mitarbeit herangezogen werden konnten. Zwar stiegen die Mitgliederzahlen,

---

39 Was der V. RGI-Kongreß beschlossen hat, in: Die Rote Fahne Nr. 222 v. 23.9.1930; Vgl. auch Alexander Losowski, Der Streik als Schlacht, Berlin 1931.

40 Seeleute und Hafenarbeiter hissen die rote Fahne!, in: Rotes Gewerkschafts-Bulletin, 68/1930 (10. Jg.). Vgl. auch Dieter Nelles, Widerstand und internationale Solidarität, a.a.O., S. 110.

41 Ernst Wollweber (1898-1967) war an führender Stelle an der Matrosenrevolte 1917/18 beteiligt und später KPD-Reichstagsabgeordneter und leitender Funktionär in der ISH und im EVSHB. Nach der Flucht aus Deutschland nach Skandinavien betrieb er im Auftrag des sowjetischen NKWD den Aufbau einer klandestinen Organisation, die den Schiffsverkehr des nationalsozialistischen Deutschland sabotierte. In der DDR wurde er u. a. Staatssekretär im Ministerium für das Verkehrswesen und nach 1953 Minister für die Staatssicherheit. 1958 wurde er aufgrund seiner abweichenden Haltung wegen „Revisionismus" aller Ämter enthoben. Vgl. Jan von Flocken/Michael F. Scholz, Ernst Wollweber. Saboteur-Minister-Unperson, Berlin 1994; Lars Borgersrud, Die Wollweber-Organisation und Norwegen, Berlin 2001.

42 Von den 1.620 Seeleuten waren 352 in Hamburg, 366 in Bremen, 386 in Kiel, 154 in Flensburg, 90 in Lübeck, 30 in Bremerhaven, 75 in Danzig, 85 in Emden und 82 in Stettin organisiert. Vgl. Bericht über die Kontrolle und Instruktion in Hamburg, am 17.4.31, in: SAPMO RY 1 I 3/16/60 (Bl. 316f.); Mitgliederbestand des EVSHB am 15.4.1931, in: StAB 4,65/563.

43 EVSHB, Bericht der Reichsleitung an den Verbandstag des EVSHB v. 25. u. 26.3.1932 in Hamburg, S. 58, in: StAB 4,65/568.

doch war die Fluktuation insgesamt sehr hoch und die Zahlungsmoral in Bezug auf die Entrichtung von Mitgliedsbeiträgen schlecht.[44] Am 15. August 1932 zählten die zusammengefaßten „Industriegruppen Gemeinde, Verkehr, Hafen und Wasser" 42.000 Mitglieder. Darunter befanden sich rund 3.100 Seeleute. Die Arbeitslosigkeit der verschiedenen Industriegruppen des EVSHB bewegte sich in einer Spanne zwischen 49 und 52 % und schränkte infolgedessen ihren Handlungsspielraum stark ein.[45]
Die Mitte 1931 einsetzende vierte Phase der oppositionellen Gewerkschaftspolitik der KPD stand zunächst unter dem Zeichen des Versuchs der Umsetzung der durch die RGI vorgegebenen Offensivstrategie in die Praxis. Unter den Bedingungen der Massenarbeitslosigkeit mußten die Konkurrenzgewerkschaften der RGO jedoch Niederlage um Niederlage hinnehmen. Für das Scheitern der aktionistischen Linie, die sich nach den Streikniederlagen der Seeleute im Oktober 1931 und Januar 1932 abzeichnete, machte die Führung der ISH die weiterexistierenden *„syndikalistische(n) Strömungen"* im EVSHB verantwortlich.[46] Die Reichsleitung registrierte sogar die Existenz eines zweiten, quasi selbständigen anarchosyndikalistischen Verbandes innerhalb der Gesamtorganisation, der unter der Bezeichnung „Sektion Seeleute" eine eigene Politik betrieb und über eine eigene Kasse verfügte.[47] Die Ende 1932 eingeleitete Kurskorrektur hin zur *„Einheitsfronttaktik"* sah ein paralleles Vorgehen vor: Rückkehr zu den Oppositionsgruppen in den freien und christlichen Gewerkschaften bei gleichzeitiger Intensivierung eines interprofessionell angelegten Weiteraufbaus des EVSHB.[48] Hinzu kam die Einschränkung von Arbeitskämpfen auf gezielte Teilaktionen, die zumindest partielle Erfolge versprachen, d. h. auf reaktive „Abwehrkämpfe". Seit Oktober 1932 konzentrierte sich der EVSHB hauptsächlich auf den überschaubaren Sektor der Hochseefischerei, in dem wiederholt Heuersenkungen drohten.[49] Nunmehr erfuhren auch die Methoden aus dem syndikalistischen Arsenal eine Renaissance: passive Resistenz, spontane Betriebsversammlungen während der Arbeitszeit, kurzbefristete Proteststreiks.[50] Im Grunde genommen war diese Neuorientierung ein Zurückrudern zu den alten Positionen und von daher das Eingeständnis des Scheiterns der RGO. Die hinter der Offensivstrategie stehenden Thesen von einem Zusammenbruch des konzentrierten Monopolkapitalismus und dessen Überwindung durch eine sprunghaft anwachsende proletarisch-revolutionäre Massenbewegung hatten sich trotz aller gegen-

---

44 Auszug aus dem Bericht der kommunistischen Fraktion der RGO Bezirk Weser-Ems an den Bezirksparteitag im November 1932. Politischer Bericht des EVSHB, S. 5f., in: StAB 4,65/569.

45 Bezirksarbeitsplan der R.G.O. (1932), S. 17, in: StAB 4,65/281.

46 Entschließung der I.S.H. über die generellen Aufgaben des Einheitsverbandes, S. 5 (undatierte Abschrift), in: StAB 4,65/563.

47 Führend war dabei das vormalige Mitglied des „Deutschen Seemannsbundes" Max Jahnke. Vgl den Bericht über den Streik der Seeleute v. 22.11.1931, S. 2, in: Rossijsij Centr chranenija i izučenija dokumentov novejšej istorii, Moskau (RCChIDNI), 534/5/223 (Bl. 49); Vertraulicher Bericht von Adolf Schelley v. 21.12.1931, S. 7, in: Ebd., (Bl. 90).

48 EVSHB, Resolutions-Entwurf über die Lehren der jüngsten Kämpfe im Wassertransport und die Aufgaben des Einheitsverbandes (ca. Anfang Dezember 1932), in: StAB 4,65/569.

49 Vgl. Rote Wacht. Reichszeitung der oppositionellen Gewerkschafter des Wassertransports. Publikationsorgan des Einheitsverbandes der SHuBD (Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer Deutschlands) und der ISH, 11/1932 (3. Jg.), 12 und 13.

50 Steigerung der Massenaktivität im Kampfe gegen das Kapital! Resolution der Plenartagung der Reichsleitung des EV über die Lehren der jüngsten Kämpfe im Wassertransport und die Aufgaben des Einheitsverbandes, in: Rote Wacht, 12/1932 (3. Jg.).

teiligen Prognosen nicht bewahrheitet. Die daniederliegende Konjunktur der Weltwirtschaft konnte sich vorerst mit Unterstützung staatlicher Maßnahmen stabilisieren, die Arbeiterklasse zeigte sich aufgrund der Massenarbeitslosigkeit größtenteils eher demotiviert als revolutionär motiviert.

II. Internationale Seemannsklubs: Schaltstellen der Gewerkschaftsarbeit

Zur Errichtung von Hafenbüros (später als Internationale Seemansklubs, kurz: Interklubs bezeichnet) kam es auf Beschluß der „Internationalen Seemannskonferenz", die vom 10. bis 12. August 1921 in Moskau stattfand.[51] Träger dieser Institutionen war das „IPAK Transport", welches der RGI untergeordnet war. Als Aufgabengebiete der Interklubs wurden vier Schwerpunkte formuliert: 1. Agitation und Propaganda; 2. Ausbau der Hafenbüros zu Zentren der Verbindung und Information; 3. Durchführung der Anweisungen der revolutionären Verbände und des „IPAK Transport"; 4. politische Aufklärung und Einrichtung von Bibliotheken und Lesehallen usw.[52] Ende der zwanziger Jahre organisierte das „IPAK Transport" Interklubs an den strategischen Punkten der internationalen Handelsstraßen: in Leningrad, Archangelsk, Hamburg, Bremen, Rotterdam, Duisburg-Ruhrort, Antwerpen, Odessa, Poti, Noworossijsk, Wladiwostock, Kopenhagen, Bordeaux, Marseille, New York. Bis 1932 kamen hinzu: in Deutschland Bremerhaven, Lübeck und Stettin, in Skandinavien Göteborg, Oslo, Esbjerg, Oskarsham, Sundvall, Bergen, Odense und Trontheim, im übrigen Europa London, Dünkirchen, Rouen und Gdansk, in der UdSSR Feodosia, Kherson, Murmansk und Mariampol, in den USA New Orleans, Norfolk, Galveston, Philadelphia, San Francisco und Seattle, in Australien Sydney, in Südamerika Montevideo und in Afrika Freetown (Sierra Leone).[53]
Praktisch führten die Mitarbeiter der Interklubs Exkursionen und Kontakt-Abende durch (dies vor allem in der Sowjetunion), organisierten Meetings, Demonstrationen, Wettkämpfe, Konzerte, Diskussionsabende und richteten Schiffsbibliotheken ein (1926 waren es allein in der UdSSR 641), besuchten Schiffe und verbreiteten Literatur (1926 wurden allein in der UdSSR 46.571 Broschüren verteilt). Die Interklubfunktionäre nahmen die Beschwerden der Schiffsbesatzungen entgegen, boten Rechtshilfe bei Arbeitsstreitigkeiten und regten die Gründung von Bordzellen an.[54] Hauptsächlich

51 Internationale Seemannnsklubs. Hrsg. vom IPAK Transport, Berlin o. J. (1928); International Seamen's Clubs. Hrsg. vom International Transport Workers Propaganda Committee, London 1928, S. 9ff. Vgl. Reiner Tosstorff, Moskau oder Amsterdam, a.a.O., S. 296ff. u. 377ff.

52 A. Chain, Die internationalen Hafenbüros, in: Internationales Transportarbeiter-Bulletin. Herausgegeben vom Internationalen Propagandakomitee der Revolutionären Transportarbeiter, 3/1923 (2. Jg.), S. 27f.; Internationale Seemannsclubs, in: Der Internationale Transportarbeiter. Herausgegeben vom Internationalen Propagandakomitee der Revolutionären Transportarbeiter, 7/1927 (6. Jg.), S. 5ff.

53 Albert Walter, Einheitskongreß der Wassertransportarbeiter der Welt. 20. Mai 1932 in Hamburg (Kleine Bibliothek der ISH Nr. 2), o. O. o. J. (Hamburg 1932); Der Internationale Seemannsklub - Eurer Heim. Die ISH - Eure Kampf-Internationale (Kleine Bibliothek der ISH Nr. 1). Hrsg. von der ISH, o. O. o. J. (Hamburg 1932).

54 Polizeihauptmann Kruse, Inhaltliche Wiedergabe meines Referates, gehalten auf der internationalen Nachrichtenkonferenz am 9. September 1927 in Hamburg: „Die bolschewistische Propaganda unter den Seeleuten und ihre Bedeutung", in: StAB 4,65/623 (Bl. 78ff.).

dienten die Interklubs den Seeleuten als Treffpunkte und Aufenthaltsräume. Mit ihren kulturellen Programmen erfreuten sie sich einer größeren Beliebtheit als ihre christlichen Pendants. Dies zeigen die durchschnittlichen Besuchszahlen, die bis zu 500 Seeleute (in New York) täglich betrugen.[55] Über die Zustände in diesen Einrichtungen herrschten in den Polizeiorganen abenteuerliche Vorstellungen. Angeblich waren im Leningrad sechzehn sogenannte *„Gesellschaftsmädchen"* beschäftigt, welche die Seeleute im Auftrag des sowjetischen Geheimdienstes GPU systematisch aushorchten.[56] Die Interklubs entfalteten rege Propagandatätigkeiten. Die Hafenpropaganda der Interklubs bestand vor allem in der Verbreitung kommunistischer Propagandalektüre in verschiedenen Sprachen an Bord der ausländischen Schiffe. So wurden z. B. in der Zeit zwischen dem 1. Januar bis zum 5. Mai 1932 insgesamt 1.967 Schiffe aus 15 Nationen bearbeitet und 182 Neuaufnahmen sowie die Gründung von acht neuen Bordgruppen registriert.[57]

Soweit zu den „offiziellen" Aufgabengebieten dieser Einrichtungen, die darüber hinaus als Verteilungsstellen für die Propagandaschriften der Komintern fungierten. Das Auswärtige Amt schätzte, daß 90% der sowjetrussischen Druckerzeugnisse und des Schriftverkehrs der beiden Internationalen (Komintern und RGI) durch besondere Vertrauensleute bzw. Kuriere über den Seeweg in alle Teile der Welt transportiert wurden.[58] Die Abteilung Agitprop des Exekutivkomitees der Komintern gründete Anfang 1927 zu diesem Zweck eine spezielle Agitationsschule in Leningrad, die Verbindungszellen mit besonders zuverlässigen Genossen zur Durchführung des Propaganda- und Nachrichtendienstes aufbauen sollten. Solche Zellen bestanden u. a. in Hamburg, Bremen und Stettin.[59] Der Leiter des Leningrader Interklubs, Hermann Knüfken, schrieb dazu: *„Die Komintern, besser gesagt die Verbindungsabteilung unter Abramowitsch und Piatnitzki, verstanden (sic!) es, diesen Apparat, nachdem er einmal aufgebaut war, für die Zwecke der Komintern auszunutzen. Die Vertrauensleute an Bord, die in der ersten Zeit fast ausschließlich nur zum Schmuggel von Literatur gebraucht wurden, mußten nun zu Briefträgern gemacht werden. Es gab immer etwas, was nicht für die diplomatischen Postsäcke geeignet war und auch nicht mit der üblichen Post abgehen, oder was wichtiger war, empfangen werden konnte vom Adressaten. Soetwas (sic!) nahmen die Seeleute mit und es ist verwunderlich, wie weit und wie sicher solche Sendungen mit den Seeleuten reisten... Es war immer etwas zu tun, besonders wenn der Bordvertrauensmann als besonders zuverlässig galt. Nicht alle Post ging auf diesem Wege von Russischen Häfen aus. Das Mittel Europäische Büro der Profintern* (RGI, H.R.) *und das West Europäische Bureau (sic!) der Komintern benutzten von*

---

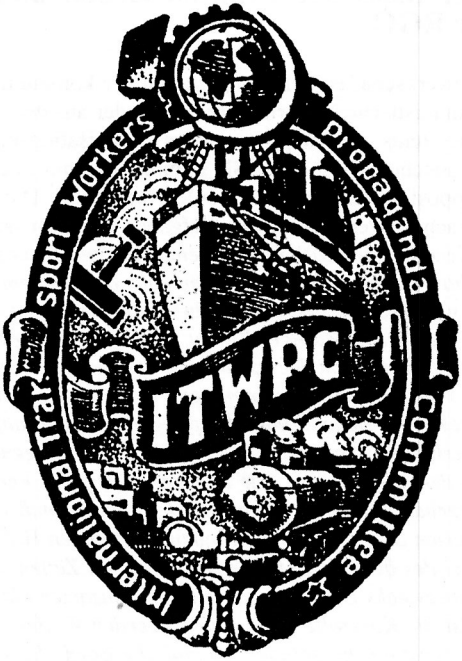
55 Auszug aus dem Referat von Polizeihauptmann Kruse, gehalten am 1.12.1928 in Rotterdam, in: StAB 4,65/614.

56 Reichskommissar für die Überwachung der öffentlichen Ordnung, Bericht Nr. 1960/29 II v. 24.4.1929, in: StAB 4,65/623 (Bl. 161).

57 Interklub Bulletin. Internationale Bordzeitung, 5/1932 (1. Jg.). Vgl. auch Reichskommissar für die Überwachung der öffentlichen Ordnung, Bericht-Nr. 1960/29 II v. 24.4.1929, in: StAB 4,65/623 (Bl. 161). Demnach stiegen die Besuchszahlen der Interklubs zwischen 1924 und 1927 wie folgt an: in Leningrad von 9.900 auf 35.000, in Noworossijsk von 5.956 auf 15.460 und in Odessa von 3.518 auf 9.255.

58 Auswärtiges Amt Bericht Nr. IV/Ru 2816 v. 14.5.1927, in: StAB 4,65/623 (Bl. 47).

59 Bericht der Polizeidirektion Bremen N.-Stelle Nr. 1113/27 v. 30.5.1927, in: StAB 4,65/623 (Bl. 48f.).



sich aus die Schiffe in den Europäischen (sic!) Häfen, und dazu brauchten sie die Leute, die von den verschiedenen Haupt-Hafenbüros an den in den in Frage kommenden Plätzen unterhalten wurden."[60]

Aufgrund der ihnen zugewiesenen Aufgabenbereiche erinnern die Interklubs nicht von ungefähr an die syndikalistischen „Arbeitsbörsen" und gehören ohne Zweifel zum syndikalistischen Erbe des kommunistischen Gewerkschaftsengagements. Sie stellten das organisatorische Rückgrat der kommunistischen Gewerkschaftsarbeit im maritimen Sektor dar und dienten als Informationspools und Nachrichtenstellen für die auf den Weltmeeren verstreuten Bordzellen. Überdies erfüllten sie koordinierende Funktionen während der Arbeitskämpfe und instruierten die auf den Weltmeeren verstreuten Bordzellen.

---

60 Hermann Knüfken, Memoiren, MS, o. J., S. 108f. Die Memoiren erscheinen unter dem Titel „Von Kiel bis Leningrad. Erinnerungen eines revolutionären Matrosen (Wir sind die Genossen Piraten, Band 1)" 2004 im Berliner BasisDruck Verlag. Bei dem erwähnten Abramowitsch handelt es sich um Alexander Lasarewitsch Abramow-Mirow, Leiter der „Otdel Meshdunarodnych Swjas" (OMS, „Abteilung Internationale Verbindungen"), dem Kurier- und Geheimdienst der Komintern; vgl. Ernst von Waldenfels, Der Spion, der aus Deutschland kam. Das geheime Leben des Seemanns Richard Krebs, Berlin 2002, S. 40 und S. 125. Jossif Aronowitsch Pjatnitzki, der führend an der Oktoberrevolution von 1917 beteiligt gewesen war, wurde nach einem Schauprozeß am 29. Juli 1938 hingerichtet.

III. Bordzellen: Basis der Fraktionsarbeit und organisatorischer Kern der RGO

Vom Inneren der Gewerkschaften heraus operierten der kommunistische Funktionärsstamm und die kommunistische Minorität der Mitglieder auf der Grundlage eines verdeckten Schiffzellensystems - ein längst erprobtes Organisationskonzept, das noch aus der anarchosyndikalistischen Phase des DSB stammte und nur noch stärker den Zielen der Gewerkschaftsopposition angepaßt zu werden brauchte.[61] Die illegale Bordzellen-Zeitung der KPD brachte ihren Lesern die Aufgaben der Schiffszellen zur Kenntnis: *„Die Zelle ist der Kern der revolutionären seemännischen Bewegung. Zur Bordzelle, welche jedes Schiff haben muß, gehören alle Seeleute, die auf dem Boden des Klassenkampfes stehen und gewerkschaftlich organisiert sind. Eine genaue Kontrolle der Gewerkschaftszugehörigkeit ist unbedingte Pflicht. Ebenso rege Agitation unter den Unorganisierten zwecks Beitritt zum Deutschen Verkehrsbund. Die Bordzelle muß die rechtlichen und die vertraglichen Bestimmungen kennen. Sie achtet auf Entlohnung, Innhaltung der Arbeitszeit, Behandlung, Verpflegung, Unterkunft, hygienische Einrichtungen, Unfallverhütungsvorschriften, Rettungsvorrichtungen, Seetüchtigkeit des Schiffes, das Stauen der Ladung usw. Die Bordzelle sorgt für Vertrieb revolutionärer Literatur und der Verbandszeitung. Einmal in der Woche muß an Bord Aussprache unter allen organisierten Schiffsleuten stattfinden. In fremden Häfen Kontaktaufnahme mit der Komm. Partei des betreffenden Landes, sowie mit Zellen anderer Schiffe, ganz gleich welcher Nation zwecks Berichterstattung, gemeinsamer Aktionen usw. Von sehr großer Wichtigkeit ist die Kontrolle der Ladung. Werden Waffen, Munition oder sonstiges Material zur Kriegsführung geladen, so muß die Bordzelle sofort Mitteilung machen.“*[62]

Fremd- und Selbstwahrnehmung kommunistischer Präsenz gingen allerdings auch in diesem Fall deutlich auseinander. Sowohl der politischen Polizei als auch den Reedern waren Betriebszellen an Bord von deutschen Seeschiffen zunächst ein nur dem Namen nach bekanntes Phänomen. Außerdem hielt man die besonderen Bedingungen in der Seeschiffahrt als denkbar ungeeignetes Operationsfeld für kommunistische Aktivitäten.[63] Diese Einschätzung änderte sich spätestens zu dem Zeitpunkt, als die seit dem 1. Januar 1926 dem DVB beigetretenen Seeleute ihre gewerkschaftliche Fraktionstätig-

---

61 Der Deutsche Schiffahrtsbund und die Betriebszelle an Bord, in: Schiffahrtswarte. Organ des Deutschen Schiffahrtsbundes. Sektion Seeleute der Roten Gewerkschafts-Internationale, 2/1924 (5. Jg.). Vgl. auch Bundestag des Deutschen Schiffahrtsbundes, in: Schiffahrtswarte, 3/1924 (5. Jg.); auf dem Bundestag rief eine Resolution zur *„Bildung von Bordzellen und Schaffung von Borddelegierten“* auf.

62 Welchen Zweck haben Bordzellen?, in: Der Sturm. Zellenzeitung für die Schiffahrt. Von Seeleuten - Zu Seeleuten, 2/1926 (1. Jg.); Schiffzellen, in: Ebd., 3/1926 (1. Jg.); Vorbildliche Bordzelle, in: Ebd., 5/1926 (1. Jg.). Vgl. auch Die organisatorischen Richtlinien zum Aufbau von Schiffahrts- u. Bordzellen, in: SAPMO RY 1 I 2/708/54 (Bl. 102).

63 So teilte die Nachrichten-Stelle der Polizeidirektion Bremen am 8. April 1925 dem Bremer Rhederverein z. Hd. Herrn Ahlefeldt mit: *„Bisher liegen hier keine Mitteilungen vor, daß an Bord der Schiffe Betriebszellen eingerichtet sind. Bei dem ewigen Wechsel der Schiffsbesatzungen dürfte eine derartige Organisation, wenn überhaupt, so doch nur außerordentlich schwer durchzuführen sein und die Partei legt aus diesem Grunde nach wie vor Hauptwert darauf, den Einfluß im kommunistischen Schiffahrtsbund zu erhalten, bezw. zu vermehren und diese Organisation als Sammelpunkt kommunistischer Seeleute zu betrachten.“* S. StAB 4,65/635 (Bl. 7).

keit auf die Schiffe zu verlagern begannen. Das Engagement der Vertrauensleute der KPD stieß auf wenig Konkurrenz, weil sich die legalistisch eingestellten Verbandsfunktionäre aufgrund der Bestimmungen der „Seemannsordnung" gegen jedwede Form der betrieblichen Interessenvertretung sperrten. Während der Bremer Polizeihauptmann Kruse im September 1927 einräumte, daß es *„auf zahlreichen Schiffen kommunistische Bordzellen (gibt), die jedoch in vielen Fällen aber nur auf dem Papier stehen"* und dazu feststellte, daß *„der größte Nachteil für eine erfolgreiche kommunistische Propaganda an Bord von Schiffen darin zu erblicken (ist), daß die Schiffsbesatzungen einem ständigen Wechsel unterworfen sind und sich daher an Bord der Schiffe nicht so wie z. B. in den Landbetrieben ein fester revolutionärer Stamm bilden kann"*,[64] urteilte der Bremer Rhederverein anders. Er erblickte in der *„sich ausbreitende(n) Bordzellentätigkeit"* ein ernstzunehmendes Bedrohungspotential. Dies auch gerade deshalb, weil *„deren Leiter nie durch auffälliges Gebaren sich den Schiffsführern bemerkbar machen, sondern die (sic!) stets einen zweiten Mann als Nörgler und Hetzer unter der Mannschaft finden, der zur Insubordination gegen Kapitän und Offiziere heimlich oder offen aufruft"*.[65]

Es lag auf der Hand, daß die Interessenverbände der Reeder Gegenmaßnahmen einleiteten. So kam es, daß der seit 1918/1919 in Diensten des „Verbands Deutscher Reeder" (VDR) stehende „Vertrauensmann" Max Schulz, der gleichzeitig bei verschiedenen deutschen Reedereien als Organisator ihrer Überwachungsabteilungen beschäftigt war, sich seit 1926 eine Art Privatfehde mit der kommunistischen Seeleutebewegung lieferte. Nachdem Schulz durch seine verdeckte Detektivarbeit eine ganze Anzahl von exponierten Seeleuten aus den Reihen der KPD ins Gefängnis gebracht hatte, konterte die Zellenzeitung „Der Sturm" mit einer Warnung, dem ein Konterfei des *„Säbelschulz"* vorangestellt war.[66] Der unter den Seeleuten als *„Reederknecht"* berüchtigte Reedereidetektiv führte in Verbindung mit dem „Vertrauensmann" des Bremer Rhedervereins, Kapitän Hagedorn, sogenannte *„Erkennungsrevisionen"* an Bord verdächtiger Schiffe durch, indem er die Musterrollen des Seemannsamtes und die Seefahrtsbücher der angemusterten Seeleute auswertete.[67] Darüber hinaus untersuchten Privatermittler in enger Kooperation mit den politischen Abteilungen der Kriminalpolizei die einschlägigen Presseerzeugnisse auf Fotos von kommunistischen Besatzungsmitgliedern oder versuchten unter den Autoren von Artikeln die jeweils aktiven Funktionsträger namhaft zu machen. Besonders die im „Sturm" abgedruckten Bordzellenberichte dienten den Agenten der Reedereien als Informationsquelle, denn die darin enthaltenen Informationen tauschten sie mit den Polizeistellen aus, die wiederum bei den Kapitänen der jeweils betreffenden Schiffe Auskunft über die in Frage kommenden Personen einholte.

---

64 Polizeihauptmann Kruse, Die bolschewistische Propaganda unter den Seeleuten und ihre Bedeutung; Vortrag, gehalten auf der internationalen Nachrichtenkonferenz am 9.9.1927 in Hamburg, S. 6, in: StAB 4,65/623 (Bl. 80).

65 Bremer Rhederverein: Jahresbericht über das Jahr 1927, in: StAB 7,1099-I 10, II. Teil.

66 Max H. Schulz, Verband Deutscher Reeder e.V. Hamburg v. 16.6.1926 an Herrn Kapitän Hagedorn, Vertrauensmann des Verbandes Deutscher Reeder e.V. in Bremen (Abschrift), in: StAB 4,65/1470 (Bl. 232-234). Vgl. Auch ein Reederknecht - Säbelschulz, in: Der Sturm, 3/1926 (1. Jg.).

67 Vgl. Bremer Rhederverein: Jahresbericht über das Jahr 1929, S. 7f., in: StAB 7,1099-I. 10, III. Teil.

Als organisationsinternes Informationsorgan, das die Kommunikation unter den Seeleuten aufrecht hielt, war den privaten und polizeilichen Ermittler insbesondere die besagte kommunistische Zellenzeitung „Der Sturm" ein Dorn im Auge.[68] Über Jahre hinweg versuchte Schulz in enger Zusammenarbeit mit dem Bremer Polizeihauptmann Kruse sowohl den geheimen Druckort als auch die illegalen Vertriebskanäle das Zellenorgans auszukundschaften; trotz immenser Anstrengungen allerdings ohne jeden Erfolg.[69] Zudem erschien ab 1927 in einer monatlichen Auflage von zunächst 1.000 Exemplaren als Organ für die Schiffszellen die Zeitung „Der Scheinwerfer".[70] Dieses Informationsblatt druckte ebenfalls laufend Bordzellenberichte ab.
Allerdings war die klandestine Zellenarbeit durchaus nicht die Sache eines jeden freigewerkschaftlich sozialisierten Seemanns, selbst wenn dieser grundsätzlich radikal eingestellt war. Dem in der legalistischen Denkweise verhafteten Zellenangehörigen wurde demgemäß vorgehalten, *„daß ihm das illegale Arbeiten leider noch eine ungeübte Sache sei, daß er in seiner parteipolitischen und gewerkschaftlichen Betätigung offen und legal"* vorginge. Es gelte aber *„die strenge Innehaltung der Vorsichtsmaßregeln der Illegalität durch die Zellenleitungen"*.[71] Um dies zu gewährleisten und die Zellen zugleich vor den Verfolgungsorganen und Informanten abzuschirmen, richtete die RGO mit Unterstützung der Internationalen Seemannsklubs auf ausgesuchten Schiffen vierzehntägige „Elementarkurse" der „Zelle K.P.D." ein.[72] Unterrichtsgegenstand dieser Elementarkurse waren: *„Schiffsagitation und Materialverteilung auf See"*, die Leitung von Diskussionsabenden, Durchführung von Zellenkopf- und Bordversammlungen, Referentenschule, Rezitationskurse, Abhaltung von Musik- und Gesangsveranstaltungen und Gedenkfeiern sowie das Abfassen von Reiseberichten und das Führen von Bordzellenbüchern.[73]
Ziel dieser Schulungen war in erster Linie die Schaffung eines verläßlichen Kaderstamms von Vertrauensleuten als Basis für die revolutionäre Gewerkschaftsarbeit an Bord. Über den Aufbau des Bordgruppensystems - seit 1931 gab man die Bezeichnung „Zellen" offenbar auf - gab eine vertrauliche, nur für Funktionäre gedachte Instruktionsschrift detaillierte Anleitungen: *„Ist nur 1 Anhänger des Einheitsverbandes an Bord, so wird er zum Bordvertrauensmann bestimmt. Sind 3 oder mehr Anhänger des Einheitsverbandes an Bord, dann versammeln sie sich und wählen einen Bordvertrau-*

68 Der Sturm erschien in einer Auflage von 5.000 Exemplaren. Bericht der Abt. Agitprop des Bezirks-Wasserkante v. 5.11.1926, in: SAPMO RY 1 I 3/16/59 (Bl. 38)

69 Max H. Schulz/Verband Deutscher Reeder e.V., Hamburg, v. 18.5.1926 an Kapitän F. Hagedorn, Vertrauensmann des VDR e.V. in Bremen (Abschrift), in: StAB 4,65/626 (Bl. 22).

70 Quartalsjahresbericht der KPD-Gewerkschaftsabteilung Nordwest für die Monate April, Mai und Juni (1927), in: StAB 4,65/269 (Bl. 35 u. 74). Das Bremer Informationsorgan lag zunächst der „Arbeiter-Zeitung. Organ der KPD - Bezirk Nordwest" bei und wurde seit August 1927 mit dem Untertitel „Zeitschrift für die Seeleute der Großschiffahrt und Hochseefischerei" extra vertrieben. Ab Jg. 4 (1930) diente „Der Scheinwerfer" mit dem Untertitel „Kampforgan der revolutionären Gewerkschaftsopposition für Hafenarbeiter, Binnenschiffer und die Seeleute der Großschiffahrt und Hochseefischerei" als RGO-Organ.

71 I. G., Die Zelle der „Hamburger Schiffahrt", in: Die Kommunistische Internationale. Wochenschrift des Exekutiv-Komitees der Kommunistischen Internationale, 17/1928 (10. Jg.).

72 So im Jahr 1929 der Zimmermann Fritz Faust (geb. 21. Mai 1906) auf dem Dampfer HENNER der Hamburg-Bremer Afrika-Linie. Vgl. Polizeidirektion: N.-Stelle Bremen v. 1.8.1930 an die Polizeibehörde Hamburg, in: StAB 4,65/635.

73 Bericht über die Schulungsarbeit der Genossen in der Zelle Schiffahrt Hamburgs und in den Bordzellen, in: SAPMO RY 1 I 2/708/54 (Bl. 108).

ensmann, der die Verbindung mit dem Einheitsverband und den Internationalen Seemannsklubs aufrechterhalten soll. Der Borddelegierte muß sich mit Literatur versorgen, ebenfalls mit Mitgliedskarten und Marken des E-V. und eine Gruppe von Seeleuten auf dem Schiff organisieren. Die Gruppe wählt auf der ersten Gruppenversammlung einen Gruppenleiter. Zählt die Gruppe mehr als 7 Mann, dann wählt sie sich eine Leitung aus 3 Kollegen, nämlich, 1. den Bordgruppenleiter; 2. den Bordgruppenkassierer; 3. den Verbindungsmann, der von jedem Hafen die schriftliche Verbindung mit uns aufrechterhält."[74]

Zu den Aufgaben des Bordvertrauensmanns gehörte neben der Einrichtung einer Bordbibliothek auch die Abhaltung von wöchentlichen Bordversammlungen. „*Durch persönliche Bearbeitung eines jeden einzelnen Seemannes*" sollte er überdies „*neue Mitglieder*" für die Organisation gewinnen. Dazu sei es notwendig, „*daß er sich das Vertrauen seiner Kollegen erwirbt. Er sucht sich zuerst die günstigsten Stellen aus. Diese findet man bei den Unterdrücktesten der Besatzung: z. B. Moses, Trimmer, Leichtmatrosen*". Dabei wurden ihm strenge Maßregeln an die Hand gegeben: „*Pflicht eines jeden Mitgliedes ist es, im Verkehr mit allen seinen Kollegen vorbildlich zu sein. Seine Arbeit an Bord gut ausführen, damit die Schiffsleitung nie sagen kann: ‚Der X. verläßt sich auf die Knochen seiner Kollegen'.*"[75] Überdies sollten sich die Mitglieder der Bordgruppe niemals isolieren, sondern auf den Schiffen die „*Einheitsfront*" realisieren. Als „*das ständige Organ der Einheitsfront der gesamten Besatzung*" sei ein Schiffskomitee zu bilden.[76] Ihre Anweisungen und den Nachschub an Informationsmaterial erhielten die Bordvertrauensleute von den Funktionären der Internationalen Seemannsklubs.

Ende 1929 vereinbarten die KPD-Betriebszellen Schiffahrt Hamburg und Bremen einen „*revolutionären Wettbewerbsvertrag*", gültig für die Zeit zwischen dem 1. Januar und dem 31. Dezember 1930. Während sich Hamburg verpflichtete, den Mitgliederbestand innerhalb dieses Jahres auf 600 Seeleuten zu erhöhen, die neu geworbenen Mitglieder in der Roten Hilfe und in der DVB-Opposition zu organisieren und zudem die Zahl der Bordzellen um 25 % zu erhöhen, beabsichtigte Bremen den Mitgliederbestand ihrer Zelle um 200 % zu erhöhen, die Zahl der Bordzellen um das fünffache zu steigern und die Zahl der roten Vertrauensleuten zu verdoppeln.[77]

Ungeachtet derartiger Professionalisierungsanstrengungen von Seiten der Gewerkschaftsabteilung der KPD gelang es den Privatermittlern und der politischen Polizei in den Jahren zwischen 1928 und 1931 eine größere Anzahl kommunistischer Bordzellen ausfindig zu machen. Deren Funktionsträger füllten bald die „Schwarzen Listen" der privaten und öffentlichen Heuervermittlungsstellen.[78] Um die kommunistischen „Elemente" auf den Schiffen zu neutralisieren, griffen Reeder und Behörden außer zu dem Mittel eines Ausschlusses von der Stellenvermittlung zu diversen anderen Methoden:

---

74 EVSHB, Merkblatt für Bordvertrauensleute, S. 1, in: SAPMO Sgy 2/VDF/VIII/33 (Bl. 9).

75 EVSHB, Merkblatt für Bordvertrauensleute, S. 1f., in: SAPMO Sgy 2/VDF/VIII/33 (Bl. 9f.).

76 Ebd., S. 2 (Bl. 10); Schiffsgruppe und Schiffskomitee, in: Informations-Bulletin der I.S.H., 3/4-1931 (1. Jg.), S. 2f.

77 Bericht der N.-Stelle der Polizeidirektion Bremen v. 16.5.1930, in: StAB 4,65/625.

78 Vgl. Verwaltungsrat der seemännischen Heuerstellen, Hamburg, Liste der „*wegen Beteiligung an der Meuterei in russischen Häfen ausgeschlossenen Seeleute*", in: StAB 4,65/566 (Die Liste führt 104 Personen auf, darunter die bekanntesten Funktionäre der ISH und des EVSHB).

So sorgten die Reeder beispielsweise dafür, daß sich stets eine Anzahl von Mitgliedern des „Stahlhelm", Angehörige des „Jungdeutschen Ordens" oder Nationalsozialisten als Informanten unter den Besatzungen befanden. Die weltweit größte Reederei, die Hamburg-Amerika Linie (HAL bzw. HAPAG), die über ein eigenes Heuerbüro verfügte, ging 1929 dazu über, vorzugsweise Mitglieder der NSDAP anzuheuern.[79] Dank dieser Unterstützung konnte die NSDAP ihren anfangs schwachen Rückhalt schnell ausbauen. So gab der seit dem 1. März 1932 als Reichsorganisationsleiter der Abteilung Seefahrt der Reichsorganisationsleitung I der NSDAP sowie der Fachgruppe Seefahrt in der „Nationalsozialistischen Betriebszellen-Organisation" (NSBO) amtierende Reichstagsabgeordnete Kurt Thiele zu Protokoll, daß sich sechs kleinere Reedereien dazu bereit erklärt hätten, ihr Schiffspersonal nur noch aus den Reihen der NSDAP anmustern zu wollen.[80] Schon 1927 unterstützten die regionalen Unternehmerverbände der Reedereien die *„Gründung von Gegenzellen"*, die sich aus dem rechtsradikalen Milieu rekrutierten.[81] In Bezug auf die als besonders gefährlich erachteten kommunistischen „Verbindungszellen", deren extra ausgewählte Angehörige - wie bereits erwähnt - in einer besonderen Agitationsschule in Leningrad geschult wurden, um die Geheimkorrespondenzen und das Propagandamaterial zwischen der Komintern und der KPD-Zentrale auf dem Schiffsweg durchzuschleusen, wies das Auswärtige Amt die Polizeinachrichtenstellen an, nach dem bewährten Vorbild des faschistischen Italien vorzugehen: *„Als einziges wirksames Abwehrmittel hat sich erwiesen an Bord jeden Schiffes eine Reihe der Regierung ergebener Seeleute (Faschisten) zu haben, die wie alle anderen an Land gehen, alle Beeinflussungsversuche der russischen Seemannklubs mitmachen und so allmählich das Vertrauen gewinnen, um in die Geheimnisse der Partei einzudringen."*[82]

Dem Schiffsmaschinisten und Parteigenossen Friedrich Boschmann wird die Gründung der ersten nationalsozialistischen Bordzelle zugeschrieben, die sich angeblich unter dem Eindruck des Wahlerfolgs der NSDAP am 15. September 1930 spontan zusammenfand. Boschmann, der kurz darauf auch die „Marine-SA" ins Leben rief, fungierte überdies als Leiter der seit dem 15. Oktober 1930 offiziell bestehenden Zelle auf

---

79 Faschismus in der Schiffahrt!, in: Der Sturm. Bord-Zeitung, 5/1929 (4. Jg.); Ein deutscher Seemann in Afrika, in: Rote Fahne Nr. 289 v. 8.12.1928. Vgl. Ludwig Eiber, Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Hansestadt Hamburg, a.a.O., S. 635.

80 Tätigkeitsbericht von Kurt Thiele vom März und April 1932, in: BAB Sammlung Schuhmacher Bd. 291. Die Mitgliederzahl der NSBO stieg von 561 Mitgliedern im August 1932 auf 1.557 Mitglieder im Oktober 1932. Vgl. ebd., Tätigkeitsbericht vom August und Oktober. Die Zahl der Parteigenossen in der Seeschiffahrt stieg von 801 im Dezember 1931 auf 2.415 im Oktober 1932. Vgl. Hans Iba, Von der „roten Zelle" zur nationalsozialistischen Bordgemeinschaft, in: Jahrbuch der Auslandsorganisation der NSDAP für die Seeschiffahrt. Herausgegeben von der Leitung der Auslands-Organisation der NSDAP, 4/1942, S. 85-106, hier S. 98. Die steigende Zahl der Mitglieder der NSBO ist darauf zurückzuführen, daß der Reichsorganisationsleiter Strasser im Juli 1932 für alle Parteigenossen der NSDAP den Beitritt zur NSBO anordnete. Verfügung an die Hauptabteilungen I-VI v. 25.7.1932, in: BAB NS 26-278.

81 Bremer Rhederverein: Jahresbericht über das Jahr 1927, in: StAB 7,1099-I 10, II. Teil. Dieser Plan wurde offenbar in die Praxis umgesetzt. Vgl. Vordringen des Faschismus in Betrieben und auf Schiffen der Hochseefischerei, in: Scheinwerfer. Seeleute-Beilage der Arbeiter-Zeitung, 2/1927 (1. Jg.); Stahlhelm und seemännische Verbände!, in: Ebd., 3/1927 (1. Jg.); Erlebnisse einer Bordzelle mit einem Hakenkreuzler, in: Der Sturm, 5/1926 (1. Jg.); Verband der Kapitäne und Offiziere schließt sich dem Stahlhelm an, in: Ebd., 5/1929 (4. Jg.).

82 Mitteilung Auswärtiges Amt v. 14. 5. 1927, in: StAB 4,65/623 (Bl. 47); Mitteilung der Polizeidirektion N.-Stelle Bremen v. 30.5.1927, in: Ebd., (Bl. 50).

dem Dampfer HAPARANDA der Hamburger Reederei Gehrckens.[83] Wie der spätere Gauhauptstellenleiter und Organisationsleiter des Amtes Schiffahrt, Hans Iba, im retrospektiven Opferpathos der gern beschworenen „Kampfzeit" ausführte, hatten die wenigen NSDAP-Mitglieder bei ihrem Ziel, *„das Schiff für die Bewegung zu erobern"*, zumindest anfangs keinen leichten Stand: *„Wenn vielleicht der Kampf an Bord oft nicht so hart war wie an Land, so war er doch heimtückischer und aufreibender. Denn, war ein Besatzungsmitglied als ‚Nazi' erkannt, so wurden ihm Schwierigkeiten, sowohl bei der Arbeit, als auch des Abends in der Freizeit gemacht. Ein Ausweichen an Bord gab es nicht, bedingt durch die Eigenart der Seefahrt, wo jeder an seinen Arbeitsplatz gebunden ist und nicht nur mit den Gegnern zusammenarbeiten mußte, sondern auch gezwungen war, seine Freizeit mit ihnen zu verbringen und oft sogar denselben Schlafraum zu teilen. Den Feindseligkeiten war er dadurch ständig ausgesetzt. Was gegen diese einzelnen Parteigenossen an Gehässigkeiten hervorgebracht wurde, muß man selbst erlebt haben; denn die Vielseitigkeit dieses politischen Hasses ist schlecht zu beschreiben.*
War der Parteigenosse z. B. Heizer, so hatte er während der Woche im Maschinenraum vor dem Feuer unter den Schikanen seiner politischen Gegner zu leiden. War er Matrose, so wurden im gehässige Streiche an Deck ‚gespielt'. War er Steward, so bekam er schlechte Passagiere zu bedienen, oder das Servieren wurde ihm durch seine ‚Kollegen' erschwert. War er Koch, Bäcker, Schlächter usw., so wurde ihm die Arbeit verekelt, indem man ihm entweder sein Handwerkszeug stahl oder an den von ihm für die Mannschaft und für die Passagiere hergestellten Waren in gehässigster Weise Kritik übte, um ihn unmöglich zu machen. Aber auch die wenigen Offiziere und Maschinisten, die Parteigenossen waren, wurden nicht verschont."[84] Freilich wurde das Auftreten der Nationalsozialisten aus der Perspektive ihrer politischen Gegner gänzlich anders wahrgenommen: *„Naziversammlungen während der Reise, verbunden mit Festgelagen und anschließender Schlägerei mit Andersdenkenden, haben schon auf vielen Schiffen stattgefunden."*[85]
Seit Beginn der Weltwirtschaftskrise 1930/1931 begannen sich die Verhältnisse in der Schiffahrt schnell zu ändern. Nach dem Vorbild der kommunistischen Bordzellen bildeten sich zunächst die Bordstürme der besonders rabiat auftretenden „Marine-SA"; es folgten die in Bord-Ortsgruppen-, Stützpunkten und Zellen untergliederte NSBO, die ihren kommunistischen Kontrahenten das Organisationsmonopol zumindest partiell recht erfolgreich streitig machten.[86] Dabei beruhte das positive Verhältnis zwischen

83 Angeblich wurde Boschmann kurz darauf wegen politischer Betätigung entlassen und übernahm die „Sektion Schiffahrt" der NSDAP. Vgl. Bericht über die Geschichte der Marine-SA, in: StAHH NSDAP 614-2/5 B 189.

84 Hans Iba, Der organisatorische Aufbau der NSDAP in der Seeschiffahrt, in: Jahrbuch der Auslands-Organisation der NSDAP. Herausgegeben von der Leitung der Auslands-Organisation der NSDAP, 1/1939, S. 139-145, hier S. 139f.

85 Werbung für das dritte Reich, in: Die Kajüte. Organ zur Wahrung der Interessen des Verpflegungs- und Bedienungspersonals der Seeschiffahrt, 8/1932 (5. Jg.).

86 A. Mackert, Die Auslands-Organisation und die Seefahrt, in: Jahrbuch der Auslands-Organisation der NSDAP. Herausgegeben von der Leitung der Auslands-Organisation der NSDAP, 1/1939, S. 55-59; An alle deutschen Seeleute, in: Völkischer Beobachter Nr. 167 v. 16.6.1931. Zur NS-Bewegung in der Seeschiffahrt vgl. Peter Kuckuk, Seefahrt unter dem »Hungerhaken«, a.a.O., S. 101-121; Thomas Siemon, „Gleichschaltung" und Kontinuität, a.a.O., S. 481-497.

den Reedereien und der NSDAP offenbar auf Gegenseitigkeit. Hartnäckig hielten sich Gerüchte, die bevorzugte Anstellung von Mitgliedern der NSDAP verdanke sich deren untertariflicher Entlohnung. Aus den Reihen der in der Sektion „Seefahrt" zusammengefaßten Seeleute in der NSDAP, Anfang 1931 in Hamburg 400 Personen stark, setzte sich Anfang 1931 ein Sturm „Marine-SA" ab, eine sich als Elite verstehende Schlägertruppe, die anfänglich rund achtzig Mann umfasste, denen ein im Freihafengebiet liegendes ehemalige Minensuchboot vom Eigentümer zu Wohnzwecken zur Verfügung gestellt worden war. Es galt als offenes Geheimnis, daß der Reederverband damit ein Projekt zur Inschachhaltung streikender Seeleute finanzierte, die mit den Kommunisten im Bunde waren. Dem Rückhalt der Nationalsozialisten in der Großreederei tat dies keinen Abbruch. Bei den Betriebsratswahlen der HAPAG im Frühjahr 1931 errang die Liste der NSBO die absolute Mehrheit (6 von 11 Sitzen).[87]

Die ab 1931/1932 deutlich anwachsende Schlagkraft der nationalsozialistischen Seeleutebewegung stützte sich nicht zuletzt auf ihre Akzeptanz seitens der sympathisierenden Schiffsführungen und Reedereien. Der Hamburger NSBO-Gauschiffahrtsfunktionär und Kapitän, Hans Reinhold, wußte über die im Vergleich zu den Kommunisten wesentlich günstigeren Ausgangsbedingungen für die Parteiarbeit zu berichten: *„Wir können es erreichen, daß beispielsweise die Heuerbüros die nationalsozialistischen Seeleute jeder anderen Parteischattierung vorziehen. Bis jetzt hat sich auch bereits gezeigt, daß an Bord unsere Obleute ein bedeutend leichteres Arbeiten hatten als beispielsweise die Kommunisten, da uns Kapitäne, Schiffsoffiziere und Ingenieure zum überwiegenden Teil freundlich gegenüberstehen."*[88]

Auf einzelnen Schiffen der deutschen Großreedereien gelang es der NSBO bis 1932 dominierende Bordzellen zu etablieren, so etwa auf den Renommierdampfern der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft (Hamburg-Süd) MONTE OLIVIA und CAP ARCONA, auf der EUROPA und der GENERAL VON STEUBEN des Norddeutschen Lloyd (NDL), sowie auf dem HAPAG-Transatlantikliner ALBERT BALLIN, auf dem nahezu das gesamte Verpflegungs-, Bedienungs- und Deckspersonal der NSDAP angehörte. Hinzu kam der Passagierdampfer ADOLF WOERMANN des Reedereiverbundes Deutsche Afrika Linien.[89] Auf der GENERAL VON STEUBEN fuhren rund fünfzig Mitglieder der NSDAP, die sogar ein eigenes handschriftlich verfaßtes Mitteilungsblatt herausgaben.[90] Insbesondere auf den größten Einheiten der drei Großreedereien Hamburg Amerika Linie (HAL bzw. HAPAG), NDL und Hamburg-Süd überstieg die Zahl der NS-Anhänger unter den Bordmitgliedern diejenige der beiden

87 Z.-P.-St. Hamburg, Lagebericht Nr. 1 vom 28.4.1931, in: StAB 4,65/1591. Zum organisierten Streikbruch der NSDAP im Oktoberstreik 1931 vgl. Der Kampf der Seeleute und Hafenarbeiter, in: Hamburger Volkszeitung Nr. 173 v. 21.10.1931.

88 Hans Reinhold an den Reichsorganisationsleiter der NSDAP, Gregor Strasser, v. 18.2.1932, in: BAB Slg. Schuhmacher Bd. 291.

89 Vgl. Die Bordzellen melden, in: Der deutsche Seemann, 1/1933 (2. Jg.).

90 Mitteilungsblatt der N.S.D.A.P.-Zelle Gen. V. ‚Steuben' (Nur für Parteigenossen), 2/1932 (1. Jg.). Die Seeleutezeitung der NSBO, „Der deutsche Seemann", erschien erstmals am 15.9.1932 mit einer Auflage von 2.000, die in den drei folgenden Nummern um jeweils 500 Stück erhöht wurde. Vgl. Werner John, „Der deutsche Seemann" an der Jahreswende 1933-34, in: Der deutsche Seemann. Nationalsozialistische Zeitschrift für alle seemännischen Berufsgruppen und Dienstgrade. Nachrichtenblatt des deutschen Arbeiterverbandes der öffentlichen Betriebe, Sparte Seeschiffahrt, 1/1934 (3. Jg.).

Linksparteien.[91] Ein mit der kommunistischen Bewegung sympathisierender Schiffsoffizier der NDL gab allerdings zu Bedenken, *„daß Rechtsorientierte bei weitem nicht in der Anzahl vorhanden sind, wie sie von den Reedereien erwünscht sind"*.[92]
Insgesamt deutet die gefestigte Basis auf den größten Schiffseinheiten darauf hin, daß die soziale Basis der nationalsozialistischen Seeleute hauptsächlich dem Bedienungspersonal unter den Besatzungen entstammte, während das untere Decks- und Maschinenpersonal stärke Affinitäten zu den linksorientierten Gewerkschaften aufwies. Eine Anzahl von Schiffahrtsgesellschaften mittlerer Größenkategorie galten allerdings als Betriebe mit vorherrschender NS-Präsenz. Zu nennen sind die Hamburger Reedereien Robert Sloman jr. - wenngleich selbst hier kleinere KPD-Zellen existierten - sowie die Bugsier-, Reederei- und Bergungs-AG und die Schleppschiffahrtgesellschaft Unterweser.[93] Letztere waren auf Bergungs- und Schleppdienste spezialisierte Unternehmen, in denen sich vermehrt Landarbeiter oder Kleinbauern mit nationalsozialistischen Sympathien aus den kleineren Ortschaften des ostelbischen Gebiets und der Wesermarschen hauptsächlich in der Wintersaison verdingten, die ansonsten aber nicht auf Fracht- oder Passagierschiffen der mittleren oder großen Fahrt anmusterten. Bereits 1927 gab es einzelne Dampfer von Schleppschiffahrtsgesellschaften, auf denen ausschließlich „national" gesinnte Bedienstete Beschäftigung fanden, *„die sich mit der kommunistischen Lehre nicht beschäftigen wollen"*.[94]
Als kontraproduktiv für die RGO wirkte sich deren Einheitsfronttaktik aus. Zwar gab man sich offen sowohl für christliche und sozialdemokratische Gewerkschafter, für Syndikalisten und auch für Mitglieder der NSDAP, doch es war ein offenes Geheimnis, daß damit der Spitzeltätigkeit des Nachrichtendienstes der NSBO Tür und Tor geöffnet war.[95] Es stimmte durchaus mit den Tatsachen überein, wenn die „Bremer Volkszeitung" erklärte, *„die kommunistische Organisation in Bremen(sind) mit Spitzeln und Gaunern durchsetzt"*.[96] Aber auch die neutral scheinenden Seemannspastoren betätigten sich als Zuträger für die Verfolgungsbehörden, indem sie wie ein Bremer

---

91 Vgl. die Wahlergebnisse auf verschiedenen Schiffen, in: Hans Iba, Von der „roten Zelle" zur nationalsozialistischen Bordgemeinschaft, a.a.O., S. 98f.

92 Friedrich Twele, Was ich als technischer Schiffsoffizier des Norddeutschen Lloyd sah und erlebte, in: Scheinwerfer. Kampforgan für die Seeleute der Großschiffahrt und Hochseefischerei, 1/1931 (5. Jg.).

93 Polizeidirektion N.-Stelle an den Reichskommissar für die Überwachung der öffentlichen Ordnung v. 9.4.1927, in: StAB 4,65/623 (Bl. 34).

94 Konkret bezog sich die Aussage auf den Dampfer VEGESACK der Bremer Schleppschiffahrtgesellschaft Unterweser. Vgl. Nachrichtenstelle der Polizeidirektion Bremen v. 9.4.1927 an den Reichskommissar für Überwachung der öffentlichen Ordnung, in: StAB 4,65/614 (Bl. 34).

95 Über den Ausschluß der Hamburger NSDAP-Mitglieder Karl und Hermann Rhode aus dem EVSHB wegen *„Zersetzungstätigkeit"* berichtete die Polizeinachrichtenstelle Bremen am 14.9.1931, in: StAB 4,65/564. Über den geplanten Oktoberstreik des EVSHB waren die Behörden bereits am 28.9.1931 durch Kieler V-Leute der NSDAP informiert. Vgl. die Mitteilung des Regierungspräsidenten in Schleswig v. 28.9.1931, in: BAB St10/82 (Bl. 145).

96 Nazispitzel als Gast bei den Kozis, in: Bremer Volkszeitung Nr. 186 v. 10.8.1932. Der EVSHB gab hingegen bekannt, daß Gewerkschaftsfunktionäre seine Vertrauensleute bei den Schiffsführungen denunzierten. Vgl. Der Rote Seeprolet. Organ des Internationalen Seemanns Club Bremen, 1/1931 (1. Jg.). Für die Polizeinachrichtenstelle Bremen arbeitete über einige Jahre ein V-Mann im dortigen Interklub, der bis in die mittlere Führungsebene aufstieg und seine täglichen Berichte unter dem Kürzel „S -1-gg" ablieferte. Zur Abwehr solcher Aktivitäten gab die KPD eine spezielle Broschüre heraus: Johannes Büchner, Kampf gegen Provokation und Spitzelei (Bücherei des Parteiarbeiters Band 5), Berlin 1932.

Seemannspastor vorgingen: Der Geistliche legte anläßlich einer Weihnachtsfeier eine Liste der anwesenden Seeleute an, um diese anschließend der Nachrichtendienstelle der politischen Polizei zukommen zu lassen. Die Überprüfung ergab, daß von den 150 Personen dreißig der Polizei als aktive Mitglieder des EVSHB oder aus anderen Gründen bekannt waren.[97]

Seit 1932 führte die RGO in der Schiffahrt praktisch einen Mehrfrontenkrieg gegen Reederkapital, konzerneigene Überwachungsabteilungen und staatliche Verfolgungsbehörden, Gewerkschaften und NS-Bewegung. Auf den Schiffen waren die „roten" Bordzellen/Bordgruppen ausschließlich mit der NSBO und den Schiffsführungen konfrontiert. Wiederholt war davon die Rede, daß die NSBO im Zuge ihrer HIB-Aktion („Hinein in die Betriebe") unter der Parole „Sturm auf die Schiffe" vor allem bei den Mitschiffsgästen (Maschinisten und Steuerleute) sowie beim Bedienungs- und Verpflegungspersonal vordringen konnte.[98] Mitunter verliefen die Frontlinien direkt an Bord. So war beispielsweise der NDL-Dampfer SIERRA CORDOBA in Buenos Aires als sogenannter „Roter Musikdampfer" bekannt, weil er zu etwa ¾ aus Mitgliedern der KPD und zu etwa ¼ aus NSDAP-Anhängern bestand.[99] Dort, wo sich beide Fraktionen an Bord eines Schiffes gegenüberstanden, kam es oftmals zu konfrontativen Verdrängungskämpfen. Die „Arbeiter-Zeitung" vermeldete z. B. am 11. Februar 1932 einen Erfolg: Stahlhelm und Nationalsozialisten hätten auf dem NDL-Dampfer DRESDEN ihre *„Hochburg"* an die Bordgruppe des EVSHB verloren.[100]

IV. Eine politische Kampforganisation in der Seeschiffahrt: Die Streiks des EVSHB in den Krisenjahren 1931/32

Der Einbruch in der Weltschiffahrt folgte der durch den New Yorker Börsenkrach ausgelösten weltweiten Wirtschaftskrise und machte sich im Frühjahr 1930 erstmals einschneidend bemerkbar. Verschärfend wirkte die Bankenkrise in Deutschland, in deren Folge die Aktienwerte der Großreedereien erodierten. Als Großbritannien im September 1931 das Pfund abwertete und damit die Weltwirtschaft ihre Leit- und die internationale Schiffahrt ihre Verrechnungswährung verlor, verschärfte der staatliche Kriseninterventionismus die Lage noch zusätzlich. Das Deutsche Reich setzte auf die Bilateralisierung der Außenhandelsbeziehungen auf Grundlage bargeldloser Verrechungseinheiten und führte dazu eine Devisenkontingentierung für die Exportwirtschaft ein. Dieser Protektionismus zugunsten der Binnenwirtschaft nahm bald autarkistische Züge an und ließ den Außenhandel einbrechen.[101] Andere Länder reagierten ähnlich. Infolgedessen brach das weltweite Frachttransportaufkommen ein und die transozeanische Personenbeförderung ging ebenso drastisch zurück. Der dadurch aus

97 Thomas Siemon, Ausbüxen, Vorwärtskommen, Pflicht erfüllen, a.a.O., S. 430.

98 Bericht der kommunistischen Fraktion in der RGO. Bezirk Weser-Ems an den Bezirksparteitag der K.P.D. 1932, S. 68-70, in: StAB 4,65/283; Rundschreiben der RGO, Hieb gegen HIB, in: StAB 4,65/279; Werbung für das dritte Reich, in: Die Kajüte, 8/1932 (5. Jg.).

99 Bericht des V-Manns (s-1-gg) v. 2.6.1932, in: StAB 4,65/623.

100 Lloyd und Naziterror gegen klassenbewußte Seeleute wird vom bremischen Staat unterstützt, in: Arbeiter-Zeitung. Organ der KPD - Bezirk Nordwest, 35/1932 (12. Jg.). Die Bordgruppe brachte die Bordzeitung „Die rote Dresden" heraus.

101 Vgl. Hartmut Rübner, Konzentration und Krise, a.a.O., S. 283ff.

Streik der Seeleute

An die Offiziere des Deck- und Maschinendienstes!

Kameraden!

Seit Sonnabend voriger Woche streiken die deutschen Seeleute. Die Kampfausschüsse derselben haben unter der Führung des Einheitsverbandes der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer Deutschlands einmütig beschlossen, die Versklavungsforderungen der deutschen Reeder mit Streik zu beantworten. Diese Antwort ist die allein richtige, die von der gesamten Seemannschaft, den Mannschaften sowohl als den Offizieren und Ingenieuren, den Reedern gegeben werden muß. Der erniedrigende Schiedsspruch, den der Schlichter zugunsten der Reeder gefällt hat, bedeutet für 60 000 deutsche Seeleute und deren Familien unsagbares Elend.

Schon unter dem bisher gültig n Tarif waren die deutschen Seeleute schlechter gestellt als irgendeine der Arbeiter- oder Angestelltengruppen in den Landbetrieben. Das neue Diktat übertrifft alles bisher gewesene. Brutaler als die Reeder konnte kein Unternehmer der Landbetriebe gegen die Arbeiter und Angestellten vorgehen.

Warum aber durften die Reeder es wagen, den Seeleuten gegenüber so rücksichtslos aufzutreten?

Die Ursache liegt in erster Linie in der Zersplitterung der Seeleute selbst. Ihr Offiziere des Decks- und Maschinendienstes seid in sieben Verbänden organisiert.

Eure Verbandsapparate verschlingen eure Beitragsgelder, anstatt daß diese zu Kampfzwecken verwandt werden. Eure Verbandsleitungen widersetzen sich einer einheitlichen Organisation. Sie widersetzen sich vor allen Dingen einer Einheitsorganisation vom Schiffsjungen bis zum Kapitän. Mehr noch! Eure Verbandsleitungen haben nur das eine Bestreben, euch von jedem Kampf für eure gerechten Forderungen abzuhalten. Sie sind es, die in friedlicher Arbeitsgemeinschaft mit den Reedern eure Interessen hintenanstellen. Ihnen ist Wirtschaftsfrieden und Ruhe alles. Sie wollen nicht, daß ihr euch auflehnt. Jede Störung ihrer Ruhe ist ihnen verhaßt.

In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache haben die Offiziere von Deck bereits ihrer Verbandsleitung in ihrer Mitgliederversammlung am 6. Oktober die richtige Antwort erteilt.

Mit 289 gegen 29 Stimmen, bei 16 Stimmenthaltungen, haben sie das Ansinnen der Reeder entschlossen zurückgewiesen,

trotz der stärksten Bemühungen Herrn Freyers, die Mitglieder zur Annahme der Versklavungsforderungen zu bewegen. Herr Freese, der Vorsitzende des Verbandes der Schiffsingenieure, ist ebenfalls von den Mitgliedern zurechtgewiesen worden, weil er es wagte, den Versklavungsschiedsspruch zur Annahme zu empfehlen.

Diese Haltung der Schiffsoffiziere muß ein Fanal sein zur Organisierung des Widerstandes gegen jede Versklavung und zum Gegenangriff.

Dieser Kampf kann nur erfolgreich geführt werden, wenn die gesamten Besatzungen, Offiziere und Mannschaften, in einer einheitlichen Organisation den Kampf aufnehmen.

Diese

Einheitsorganisation für alle 60 000 deutschen Seeleute

ist es, die geschaffen werden muß, um die Interessen der gesamten Seemannschaft wirksam zu verteidigen.

Die Mannschaften haben die ersten Schritte in dieser Richtung getan. Über 4000 Seeleute sind bereits im Einheitsverband der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer organisiert; darunter eine Anzahl Schiffsoffiziere. Jetzt muß die Frage des Zusammenschlusses aller zur Entscheidung gebracht werden.

Ihr selbst, Offiziere von Deck und in der Maschine und eure Familien werdet

das Versklavungsdiktat der Reeder

mit aller Schärfe zu spüren bekommen, wenn ihr in falscher Einstellung heute den Streik der Seeleute nicht unterstützt oder ihn sogar bekämpft. Ihr werdet in Zukunft zwei Wachen gehen müssen, und wo euch gnädigst erlaubt wird, eine dritte Wache zu gehen, da fordert der Reeder mehrere Stunden Extraarbeit euch. Der Reeder zwingt euch, immer schärfer zu rationalisieren, mit weniger Mannschaften zu fahren, die Mannschaften brutal zu größeren Arbeitsleistungen anzutreiben, dadurch Schiffe und das Leben der Besatzungen gefährdend.

Ihr sollt für eine lächerlich geringe Heuer 10, 12, ja sogar 18 Stunden arbeiten, damit die Dividenden der Aktionäre und die hohen Gehälter der leitenden Direktoren der Reedereien nicht geschmälert werden. Denkt daran, daß Herr Cuno, der Generaldirektor der Hapag, allein als Direktor 600 000 Mark im Jahr verdient; derselbe Herr Cuno, der seine Pension als Reichskanzler a. D. und enorme Bezüge aus den vielen Aufsichtsratsposten bekommt. Ähnlich liegt es mit allen leitenden Personen der Reedereien.

Wie wollt ihr solches Unrecht vor euch selbst, euren Kollegen, euren Kameraden und euren Familien verantworten?

Eure Antwort auf die Zumutungen der Reeder kann nur sein:

Solidarität mit den streikenden Schiffsbesatzungen!
Schließt euch den Reihen der Streikenden an

und kämpft mit ihnen gemeinsam um die Forderungen, die euch der Einheitsverband vorgelegt hat und die auch von Kollegen aus euren eigenen Reihen als richtig anerkannt wurden.

Kämpft gegen jeden Pfennig Lohnraub!
Kämpft gegen jede Verschlechterung des Tarifs!
Kämpft für den 7 stündigen Arbeitstag!
Für 3 Wachen an Deck und vier in der Maschine!

Vereint mit den Matrosen, Heizern, den Stewards und Köchen seid ihr eine unüberwindliche Macht! Versteht diese Macht zu nützen!

Duldet nicht, daß ihr zum Sklaven werdet!

Es lebe der Kampf!

Einheitsverband der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer Deutschlands
Die Kampfausschüsse der Seeleute

Preßgesetzlich verantwortlich: Jahnke, Hamburg, Kajen 23
Druck: Graphische Industrie Hamburg, GmbH.

gelöste Ratensturz ließ die Einnahmen der Weltschiffahrt im Verhältnis zur Vorkrisenperiode deutlich schrumpfen: beim Gütertransport um 38% und bei der Passagierbeförderung sogar um 45%. In der Folge arbeitete ein großer Teil der Welthandelsflotte nicht mehr kostendeckend und mußte deshalb aus dem Verkehr gezogen und aufgelegt werden. Bei Auflegungen waren von den Reedereien zwar noch Unterhaltungskosten aufzubringen, doch die dafür erforderlichen Summen waren allemal geringer als ein Weiterbetrieb mit Verlusten. Also begannen sich ab dem Frühjahr 1930 *„in nahezu allen Häfen der Welt fertige und halbfertige Hafenbecken mit rostenden Schiffen zu füllen. In langen Reihen, zu zweit, zu dritt, zu viert nebeneinander lagen sie da nun, von wenigen Wachtleuten betreut, nicht nur die älteren, sondern auch wenige Jahre alte Schiffe.“*[102] Schiffsauflegungen gerieten zu einer globalen Massenerscheinung. Sie nahmen mit einer Geschwindigkeit zu, die *„selbst die kühnsten Abschätzungen“* der allermeisten Sachverständigen übertraf.[103] Zur Jahreswende 1932, als der Anteil der auf diese Weise über 14,23 Mio. BRT außer Dienst gestellten Schiffe schon 20,4% der Weltschiffahrt ausmachte, war der vorläufige Höhepunkt dieser Entwicklung überschritten. Dabei traf die Weltschiffahrtskrise die deutsche Handelsschiffahrt besonders hart: Die jahresdurchschnittlichen Prozentzahlen der aufgelegten Handelsschiffstonnage stiegen hier von 5,1 % in 1930 auf 16 % in 1931 und 30,5 % in 1932; im Juli 1932 waren 33 % erreicht.[104] Wenn eine ständig wachsende Zahl von Schiffen durch Auflegungen oder Abwracken außer Dienst gestellt wurden, dann mußte dies zwangsläufig auf dem Arbeitsmarkt durchschlagen. Im Juli 1931 war der Kulminationspunkt der Arbeitslosigkeit mit 18.744 Personen durchschritten.[105] Unter Berücksichtigung der Auflieger nahm das Beschäftigungsvolumen in der Handelsschiffahrt 1931 von 47.805 auf 39.212 Personen und 1932 von 47.805 auf 36.041 Personen ab.[106] Im Vergleich zu 1926 sanken die Einnahmen der deutschen Reedereien bis 1932 um 40%.[107] War in dieser angespannten Situation das Einsparungspotential im Bereich der fixen Kosten schnell an Grenzen gelangt, so ging das Interessenvertretungsorgan der Reeder dazu über, die variablen Kosten der Betriebskosten zu reduzieren: die Heuern. Der VDR fühlte sich in der Krise offenbar weder an die von der Seeberufsgenossenschaft festgesetzten Schiffsbesetzungsordnungen (die Schiffe fuhren jetzt teilweise zwischen 20-30 % unterbesetzt), noch an die bestehenden Tarifvereinbarungen gebun-

---

102 Reinhart Schmelzkopf, Die deutsche Handelsschiffahrt 1919-1939. Bd. I: Chronik und Bewertung der Ereignisse in Schiffahrt und Schiffbau, Oldenburg/Hamburg 1974, S. 143.

103 Massenauflegungen als Folge der zusammengebrochenen Frachtenmärkte, in: Hansa. Deutsche nautische Zeitschrift, 13/1930 (67. Jg.), S. 570f.

104 Der Wettbewerb in der Seeschiffahrt. Hrsg. vom Institut für Konjunkturforschung, Jena 1940, S. 48; Lars U. Scholl, The German Merchant Marine in the Inter-War Period, 1920-1932, in: Shipping and Trade, 1750-1950: Essays in International Maritime Economic History. Edited by Lewis R. Fischer and Helge W. Nordvik, Pontefract 1990, S. 191-212, hier S. 211.

105 Arbeitslosenzahlen deutscher Seeleute, in: Hansa. Deutsche nautische Zeitschrift, 36/1931 (68. Jg.), S. 1356; 18000 Seeleute warten auf Arbeit, in: Hamburger Tageblatt Nr. 108 v. 3.6.1931. Vgl. auch Fred-Reiner Großkopf, Zum antifaschistischen Widerstandskampf deutscher Seeleute der Handelsflotte von 1933 bis 1945, phil. Diss,. Rostock 1981, S. 3.

106 Bodo Schwarzenberg, Die Entwicklung der Unfallzahlen, in: Arbeitsplatz Schiff. 100 Jahre Seeberufsgenossenschaft 1887-1987. Hrsg. von Klaus-Peter Kiedel/Uwe Schnall/Lars U. Scholl, Hamburg 1987, S. 274-291, hier S. 279.

107 Marc Fisser, Die deutsche Seeschiffahrt am Ende des Ersten Weltkrieges und in der Weimarer Republik, in: DAS, 13/1990, S. 112-142, hier S. 128.

den. Durch Sozialabbau, Lohnsenkungen, Lockerungen der Tarifverträge und Schiffsbesetzungordnungen versuchten die Reeder die Lasten der Krise auf die Arbeiterschaft abzuwälzen. So führte der „Aktionsausschuß seemännischer Berufsverbände" (AsB) Beschwerde darüber, daß *„es fast zur Regel geworden zu sein (scheint), daß die Reedereien ihre Verpflichtungen aus den Tarifverträgen gegenüber ihren Schiffsbesatzungen nicht mehr erfüllen"*.[108] Tatsächlich hatte der VDR ein diesbezügliches Gutachten erstellen lassen und der Handelskammer Hamburg in einem vertraulichen Schreiben mitgeteilt, sich nicht länger an das Tarifrecht gebunden zu fühlen, da die Tarifvertragsbestimmungen ohnehin keinen Gesetzescharakter besäßen. Ihnen käme lediglich der Stellenwert von zivilrechtlichen Bestimmungen zu und insofern ergäbe sich daraus auch *„kein obrigkeitliches Recht des Seemannsamts, in die Gewerbefreiheit einzugreifen, um den tariflichen Bestimmungen in den einzelnen Heuerverträgen Aufnahme zu verschaffen"*.[109]

Die Absicht des VDR, die tariflich fixierten Heuern der Besatzungen bis zu 40 % zu reduzieren und das Zweiwachensystem für das Maschinenpersonal auf Schiffen bis 2.000 BRT und das Deckspersonal auf Schiffen bis 2.600 BRT wie vor 1925 wieder einzuführen, konnte durch einen Schlichterschiedsspruch vom 2. Oktober 1931 im Anschluß an die 3. Notverordnung Brünings zwar auf eine 13,6% Heuerkürzung[110] abgemildert werden, doch damit war offenbar das noch erträgliche Maß für die Seeleute überschritten. Im Oktober brach ein vom EVSHB/ISH initiierter Streik aus, der insgesamt 171 Schiffe einbezog und an dem sich schätzungsweise 4.000 Seeleute beteiligten.[111] Der Schwerpunkt des Arbeitskampfs befand sich in den sowjetrussischen Häfen, wo die Behörden die mit äußerster Militanz agierenden Rollkommandos der Streikenden zum Ärger sowohl der deutschen Botschaft als auch der Reedereien mehr oder weniger offen unterstützten. Am 7. Oktober brach im Leningrader Hafen der Streik auf 32 deutschen Schiffen aus - bis zum 14. Oktober hatte sich die Zahl auf 41 Schiffe erhöht. Der Reichsverkehrsminister sah sich von daher nach einigen Tagen gezwungen, wegen der in *„Leningrad herrschenden revolutionären Zustände"* den Verkehr in die russischen Häfen zu unterbinden. Dort sei die Lage durch *„unmittelbare Gewalt einer terroristischen Streikleitung"* und *„durch Sabotageakte verschärft"* worden; dadurch beständen auch für die übrigen deutschen Schiffe keine Bewegungsmöglichkeiten.[112]

---

108 AsB an den Reichsverkehrsminister v. 2.5.1932 (Abschrift), in: StAHH 621-1 Hapag Nr. 1284.

109 VDR e.V. Hamburg v. 28.2.1931 an die Handelskammer Hamburg (Vertraulich): Anlage Gutachten: Darf das Seemannsamt die Beurkundung eines Heuervertrages verweigern, der nicht sämtliche Bestimmungen des Mantel- und Heuertarifs befolgt?, S. 5, in: Archiv der Handelskammer Hamburg (AHH) 63.D.5.11. (Bl. 9).

110 Vgl. den Manteltarif für die Besatzungen der deutschen Seefracht- und Passagierschiffe über 100 Br.R.T. vom 10. Oktober 1931.

111 Nach dem Ende des erfolglosen Arbeitskampfs wurden etwa 400 bis 500 Seeleute wegen des Tatbestands der Meuterei zu hohen Geldstrafen und zu insgesamt 1.600 Monaten Haft verurteilt. Vgl. Fred Rainer Großkopf, Streik auf 168 Schiffen. Arbeitskampf deutscher Seeleute im Oktober 1931, in: Jahrbuch der Schiffahrt 1983: Ein Rundblick über die nationale und internationale Schiffahrt, Hafenwirtschaft, Seefischerei und den Schiffbau, Berlin 1982, S. 72-77; ders., Der Streik deutscher Seeleute im Oktober 1931, in: 1917-1933. Proletarischer Internationalismus und Klassenkampf deutscher Seeleute (Schriftenreihe der Forschungsgruppe „Revolutionäre Traditionen und kommunistische Erziehung in der Seefahrt", Heft 13), Warnemünde 1980, S. 41-46.

112 Bericht des Reichsverkehrsministers Treviranus v. 16.10.1931 an die Deputation für Handel, Schiffahrt und Gewerbe, Hamburg (Abschrift), in: StAHH 132-1 II/III B16 a 3 (Bl. 9f.). Am

In den übrigen sowjetrussischen Häfen, vor allem in Odessa und Leningrad, befanden sich insgesamt 500 Seeleute von rund 50 Schiffen im Ausstand. Auch in Danzig streikten 48 Besatzungen,[113] in Hamburg 38. Zu vereinzelten Arbeitsniederlegungen kam es darüber hinaus auf deutschen Schiffen in englischen Häfen, in Portugal, Dänemark, Belgien (Antwerpen) und den USA (Philadelphia, New York etc.). In Hamburg traten etwa 3.000 Hafenarbeiter in einen Solidaritätsstreik, der jedoch nach einigen Tagen abgebrochen wurde.[114] Zwischen dem 5. und 7. Oktober kam es außerdem zu schweren Auseinandersetzungen in den Bremer Heuerstellen. Hier hatte der EVSHB versucht, die Vermittlungstätigkeit gegen den Willen der Polizei zu blockieren.[115] Mit aller Entschiedenheit reagierten auch die Polizeibehörden in Hamburg, die am 14. Oktober den Hamburger Interklub stürmen ließen, um die dort befindliche Streikleitung, darunter die kommunistischen Funktionäre Richard Krebs, Albert Walter, Max Jahnke, Edgar André, Hans Krause und Karl Koschnik, zu verhaften.[116] Am Abend zuvor hatten zwei Trupps des sozialdemokratischen „Reichsbanner" in einer Gesamtstärke von insgesamt 120 bis 150 Personen in einer Nacht und Nebel-Aktion den Internationalen Seemannsklub überfallen, dabei etwa 20 bis 30 Schüsse abgegeben und etliche Personen verletzt. Endgültig brach die Streikbewegung jedoch erst am 21. Oktober zusammen, als sich die Politik der sowjetrussischen Behörden zuungunsten der Streikenden änderte.[117] Insiderinformationen zufolge ging der Streik von der Hamburger Spitze des „Einheitsverbandes" aus, die *„mit dem Streik ihre Daseinsberechtigung als bezahlte Sekretäre sowie ihren revolutionären Mut, dies allerdings auf Kosten anderer, hätten beweisen wollen"*.[118] Die RGI hätte im Glauben an eine große Streikbewegung in den deutschen Häfen dem Ausstand zugestimmt, ohne sich über die schwache Positionierung des EVSHB auf den deutschen Schiffen im Klaren zu sein. Ein Streik in der Sowjetunion hatte aus außenpolitischen Gründen auf alle Fälle vermieden werden sollen. Die RGI hätte sich demzufolge nur aufgrund der vollendeten Tatsachen und aus Solidarität auf die Seite der Streikenden gestellt. Ein interner Bericht konstatierte überdies einen *„Mangel an jeglicher Gewerkschaftsdemokratie"* und *„daß die Partei gegenüber dem Einheitsverband eine mehr kommandierende als leitende Stellung einnimmt"*.[119]

Die Justiz ahndete den Ausstand mit drakonischen Strafen. Etwa 400 bis 500 Besatzungsangehörige hatten sich in einem Sammelprozeß zu verantworten, der unter großer öffentlicher Anteilnahme in dem provisorisch zu einem Gerichtssaal hergerichteten Lotsenhaus an der Schleuse des Nord-Ostsee-Kanals in Kiel-Holtenau stattfand. Dabei handelte es sich um Mitglieder jenes Teils der insgesamt 171 Besatzungen, deren

---

Abend des 6. Oktober war im Leningrader Seemannsklub von etwa 300 Anwesenden die Aufnahme des Streiks beschlossen worden.

113 Mitteilung des Deutschen Generalkonsulats in Danzig v. 15.10.1931, in: StAHH 132-1 II/III B16 a 3.

114 Rundschreiben der Reichsleitung des EVSHB v. 7.10.1931, in: StAB 4,65/564.

115 Aktenvermerke v. 5., 6. und 7.10.1931, in: Ebd.

116 Mitteilung der Zentralpolizeistelle v. 16.10.1931, in: Ebd.

117 Polizeibehörde Hamburg, Bericht über Aburteilung der Meuterer aus Leningrad in Holtenau bis zum 26.10.1931, in: STAHH 132- II/III B 16 a 3.

118 Bericht des deutschen Generalkonsulats Leningrad v. 25.11.1931 (Tagebuch-Nr. 2426/31), in: StAB 4,65/566.

119 Vertraulicher Bericht von Adolf schelley v. 21.12.1931, in: RCChIDNI, 534/5/223 (Bl. 89).

Schiffe in sowjetrussischen Häfen bestreikt worden waren. Bis zum 26. Oktober 1931 waren bereits 69 Personen zu 112 Monaten Gefängnis und 17 weitere Personen zu Geldstrafen verurteilt worden.[120] Insgesamt sollen 250 Seeleute wegen Verstoß gegen die SO („Meuterei") im Fließbandverfahren abgeurteilt worden sein.[121] Hier sollte offenbar ein Exempel zu den Unruhen in den russischen Häfen statuiert werden, in deren Verlauf nicht nur der Leningrader Konsul durch einen Steinwurf niedergestreckt worden war, sondern auch der Reichsverkehrsminister den gesamten deutschen Schiffsverkehr nach der Sowjetunion kurzfristig unterbinden mußte.
Nach dem Zusammenbruch des Arbeitskampfs erging am 18. Dezember 1931 auf der Grundlage der 4. Notverordnung Brünings ein neuer Schiedsspruch, der die Heuern nochmals um 10% herabsetzte.[122] Ein zweiter Streikaufruf vom 2. Januar 1932 erwies sich für den EVSHB als ein noch drastischeres Desaster. Angeschlossen hatten sich dem Ausstand nur wenige Besatzungen in den Häfen von Danzig, Hamburg und New York.[123] Die harten Gerichtsurteile nach dem ersten Streik und die schwache Streikbeteiligung hatten die Besatzungen offensichtlich abgeschreckt. Denn nach dem Fehlschlag vom Oktober 1931 und den Folgen für die Abgeurteilten war es dem EVSHB nun nicht mehr möglich, seine Mitgliedschaft für einen Teilstreik zu mobilisieren. Infolgedessen regte die Reichsleitung des „Einheitsverbandes" an, die Oppositionsarbeit in den Freien Gewerkschaften und in den Verbänden der Schiffsoffiziere wieder verstärkt in Angriff zu nehmen. Dort sei um *„jeden wählbaren Posten... zu kämpfen"*.[124] Dies ist wohl als Eingeständnis einer Insuffizienz der Organisation zu werten.

V. Aktionsradius der kommunistischer Gewerkschaftsarbeit in der Schiffahrt

Die seinerzeit bei der Polizei kursierenden Listen von Schiffen mit kommunistischen Bordzellen sind ein Indikator dafür, daß die RGO hauptsächlich auf den mittleren Linienreedereien sowie in der Trampfahrt Fuß fassen konnte.[125] Die parteieigenen Doku-

---

120 500 Matrosen vor dem Schnellgericht, in: Berliner Tageblatt, Nr. 508 v. 28.10.1931.

121 277. Sitzung des Preußischen Landtags v. 1.3.1932, Sp. 28.385-28.394, in: GStAB Rep. 169D XIs Bd. 1 Nr. 1b (Bl. 264).

122 Gemäß dem Schlichtungsspruch erfolgte ein 4,5%iger Heuerabzug sowie eine 8%ige Kürzung des Verpflegungsgeldes.

123 Streikbeschlüsse im New Yorker Hafen, in: Die Rote Fahne, Nr. 2 v. 3.1.1932; Besatzung des D. „Bockenheim" streikt gegen Heuerabbau, in: Arbeiter-Zeitung. Organ der KPD - Bezirk Nordwest, 4/1932 (12. Jg.); Deutsche Seeleute streiken in Danzig, in: Ebd., 2/1932 (12. Jg.); nach dem Agentenbericht v. 6.1.1932, in: StAB 4,65/567, streikten in Danzig 9 deutsche Schiffe. Die Ereignisse wurden auch von der bürgerlichen Presse zur Kenntnis genommen: Streik auf einem deutschen Frachtschiff, in: Berliner Tageblatt, Nr. 7 v. 5.1.1932; Meuterei auf einem deutschen Dampfer, in: Bremer Nachrichten, Nr. 6 v. 6.1.1932.

124 Resolutionsentwurf über die Lehren der jüngsten Kämpfe im Wassertransportsektor und die Aufgaben des Einheitsverbandes (Abschrift der Polizeibehörde v. 13.12.1932), S. 10, in: StAB 4,65/569. Massenpolitik und Massenarbeit, in: Der Leninist. Rundbrief Nr. 6 v. Juni 1932. Zur Kritik an der RGO vgl. Der Einheitsverband der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer Deutschlands nackt, in: Verkehrsbund. Fachorgan für die Interessen der in Handels-, Transport- und Verkehrs- (Schiffahrt-, Hafen- und Wasserbau-) Betrieben Beschäftigten, 21/1932 (3. Jg.).

125 Bericht des Reichsministeriums des Inneren v. 19.3.1930 an die Polizeibehörde (St.P) in Hamburg u. Polizeidirektion N.-Stelle in Bremen, Betrifft: Bordzellen der KPD auf deutschen Handelsschiffen, in: StAB 4,65/635. Die Aufstellung enthält die Namen von 22 Schiffen verschie-

mente bestätigen diesen Befund. Einen stärkeren Rückhalt besaßen die RGO bzw. der EVSHB hauptsächlich auf den Schiffen der Bremer Dampfschiffahrtsgesellschaft „Neptun", die sich in der europäischen Küstenfahrt in der Nord- und Ostsee sowie im Linienverkehr nach Spanien und Portugal betätigte. Fest verankert waren die Bordgruppen des EVSHB in der Geestemünder Schiffahrtsgesellschaft W. A. Riedemann, die ihren Besatzungen 5% Heuerzuschlag gewährte, *„weil sie Angst hatte, Gefahr zu laufen, ihre Schiffe zu gefährden"*.[126] Ein Manko der Betriebsarbeit der RGO in den ersten Jahren ihrer Präsenz im „Deutschen Transportarbeiter-Verband" (DTAV) war die Isolation ihrer Protagonisten auf den Schiffen. 1927 befanden sich 90% dieser Personen als einzelne Kommunisten an Bord.[127] Proportional am stärksten positioniert waren die hauptsächlich jüngeren Zellenmitglieder der RGO auf Schiffen bis zu 2.000 BRT, allenfalls bis zur Obergrenze von 5.000 BRT. Auffällig unterbesetzt hingegen waren die großen Passagiereinheiten in der Größe von 15.000 BRT bis 20.000 BRT und darüber. Dementsprechend häufig verteilten sich die Zellenmitglieder auf die standortnahe „Kleine Fahrt" auf der Nord- und Ostsee sowie die „Mittlere Fahrt" (Mittelmeer und Schwarzes Meer) und vor allem auf die „Wilde Fahrt", also die unregelmäßige Trampschiffahrt; auf der überseeischen „Großen Fahrt" fanden sich vergleichsweise wenig Genossen.[128] Nach eigenem Bekunden war es indessen auch in der küstennahen Kleinschiffahrt *„sehr schwer, die Seeleute in Bewegung zu bringen. Denn diese sind jahrelang auf den Schiffen tätig. Aber auf Grund von gewissen Nebenverdiensten / Schmuggel nach Norwegen, England usw. / haben sie zum Teil monatlich mehr als ihre Heuer."*[129]

Sowohl unter den eher anonymen Besatzungsangehörigen der größten Reedereien als auch in der von Kompensationsgeschäften geprägten Kleinschiffahrt stießen die „roten" Bordzellen also auf geringere Resonanz, zumal die Überwachungsmaßnahmen auf Großschiffen mit dem dafür zur Verfügung stehenden Extrapersonal weitaus effektiver wirkten. Auf kleinen Schiffen werden dagegen die soziale Kontrolle und die engen Beziehungen zwischen Schiffsführungen und längerfristig beschäftigten Besatzungen eine entscheidende Rolle gespielt haben. Bis zum November 1926 gelang es der Gewerkschaftsabteilung der KPD z. B. nicht einmal innerhalb der viertgrößten deutschen Schiffahrtsgesellschaft, der Hamburg-Süd, eine einzige Betriebszelle zu etablieren. Und dies, obwohl für diesen Zweck eine besondere Zeitung, der „HSDG-Prolet", in einer Auflage von 300 Exemplaren verbreitet worden war. Noch Jahre später bemühte sich der EVSHB verstärkt auf den großen Fahrgastschiffen des NDL eine tragende Basis aufzubauen. Anläßlich einer Funktionärsversammlung wurde davon gesprochen, daß jedes fünfte Besatzungsmitglied an Bord des NDL-Transatlantikliners BREMEN (einschließlich acht Vertrauensleute), sowie jeder achte bis neunte Mann-

---

dener Reedereien, die bis auf zwei Hamburger Unternehmen ihren Standort an der Ostseeküste hatten.

126 EVSHB, Merkblatt für Bordvertrauensleute, S. 1, in: SAPMO Sgy 2/VDF/VIII/33 (Bl. 9).

127 Zersplitterung der Hamburger Schiffahrtszelle, in: Die kommunistische Internationale, 4/1927 (9. Jg.).

128 Bericht der Zellenleitung der Zelle Schiffahrt Hamburg für das Jahr 1928, in: SAPMO RY 1 I 2/708/54 (Bl. 105)

129 Protokoll der Konferenz der Seeleute am Sonntag den 28. August (1927) in Hamburg, S. 7, in: SAPMO RY 1 I 2/708/82 (Bl. 86).

schaftsangehörige auf den NDL-Dampfern der „Sierra"-Klasse Mitglied des EVSHB sei. Diese Mitglieder wüßten jedoch nichts voneinander, was angesichts der zahlreichen Spitzel jedoch als eine positive Begleiterscheinung zu betrachten sei.[130] Der Bericht eines seit Jahren für die Polizeiabwehrstelle in Bremen tätigen V-Manns zeichnet ein abweichendes Bild, das - ungeachtet der politischen Voreingenommenheit - die Kernpunkte der Probleme kommunistischer Betriebsarbeit aufzeigt: *„Es ist richtig, daß auf allen Lloydschiffen kommunistische Propaganda getrieben wird, seit Bestehen des E.V. Von einer kommunistischen Verseuchung der Schiffe kann keine Rede sein. Einmal liegt kommunistische Agitation der Besatzungsmitglieder nicht in deren Interesse; zum anderen wechselt die Besatzung nach jeder Reise. Das Abhalten von Bordversammlungen ist ausgeschlossen. Eine solche Versammlung würde nicht unbeobachtet bleiben. Das Schiff ist Tag und Nacht taghell erleuchtet und es ist überall hellhörig. Alle, die auf den großen Schiffen fahren, sind froh, daß sie auf diesen Schiffen sind. Alle stehen im guten Verdienst, vor allem das untere Bedienungspersonal, das oftmals mit soviel Dollars von Bord geht, als die Offiziere und Ingenieure mit Mark. Sie haben kein Interesse daran, daß es anders wird. Sie haben auch an Bord keine Zeit, Versammlungen abzuhalten. Zur KPD kommen sie, wenn sie längere Zeit an Land liegen. Wenn sie dann wieder ein Schiff bekommen, legt die Partei ihnen Verpflichtungen auf. Einige sind töricht genug und kommen den Agitationsbefehlen nach; sie büßen es dann mit dem Verlust ihrer Stellung."*[131]

Offensichtlich war man sich dieser Defizite bewußt. Nach dem fehlgeschlagenen Seeleutestreik im Januar 1932 löste die RGO die Ortsleitungen des EVSHB in Bremen und Nordenham auf und verlegte sie nach Bremerhaven, dem Bremer Überseehafen und Außenstandort der Passagierflotte des NDL. Die Hauptstoßkraft sollte nunmehr auf der Passagierschiffahrt liegen, da bei den Frachtdampfern mit ihrer relativ geringen Besatzung und aufgrund des Aufliegens eines großen Teils der Schiffe keine erfolgversprechende Perspektive für die Bordzellenarbeit gesehen wurde.[132] Von den beiden Renommierdampfern der NDL meldete die „Arbeiter-Zeitung" 141 Neuaufnahmen sowie die Gründung von drei neuen Bordzellen und die Bildung von vier Bordgruppenleitungen. Dies ungeachtet der Tatsache, daß die Hafenwacht, die Kripo und die Überwachungsabteilung der NDL inzwischen in enger Kooperation die Schiffe hermetisch vor dem Zugang kommunistischer Agitatoren abschirmten und kommunistische Besatzungsangehörige durch Spind- und Logisdurchsuchungen ausfindig zu machen versuchten.[133]

In der transozeanischen Passagierschiffahrt gelang es der kommunistischen Seeleutebewegung, im Unterschied zu den Nationalsozialisten, niemals so recht Fuß zu fassen. Das eigentliche Terrain der kommunistischen Betriebsarbeit blieben die kleinen und mittleren Reedereien der europäischen „Kleinen" und „Mittleren Fahrt". Frachtschiffeinheiten in der Größendimension zwischen 2.000 und 5.000 BRT und Besatzungsstärken von 25 bis 50 Seeleuten erwiesen sich demnach als die günstigsten Operations-

130 Bericht V-Mann (s-1-gg) über die Funktionärssitzung des Einheitsverbandes am 31.1.1932 in Bremerhaven bei Krause v. 1.2.1932, in: StAB 4,65/625.

131 Abschrift eines Agentenberichts (gez. „Bröker") v. 19.2.1932, in: StAB 4,65/625.

132 Agentenbericht (s-1-gg) v. 12.2.1932, in: StAB 4,65/563.

133 Arbeiter-Zeitung. Organ der KPD - Bezirk Nordwest, 35/1932 (12. Jg.).

felder für gewerkschaftliche Aktionen, sofern sich die Streikhäfen in relativer Heimatnähe befanden und der Kommunikationsfluß zwischen Streikleitungen und Internationalen Seemannklubs aufrechterhalten werden konnte. Informelle Arbeitsgruppen an Bord, die Kerne oppositioneller Betriebsarbeit, scheinen sich unter solchen Bedingungen am wirkungsvollsten entfaltet zu haben.[134]

Im Gegensatz zu den Industriebetrieben an Land verfügte die NSDAP in der Seeschiffahrt spätestens seit 1932 über eine relativ gefestigte Position. Dies hauptsächlich auf den großen Passagierschiffen unter dem Bedienungs- und Verpflegungspersonal, unter den sogenannten Mitschiffsgästen und - wenn auch vermutlich weit weniger als angenommen - bei den Schiffsoffizieren.[135] Allerdings war der Einsatz der NSBO als Interessenvertretungsorgan der Seeleute allenfalls sporadisch und dann auch nur verbaler Natur.[136] Von Anfang an war beiden Seiten die Grundbedingungen des Konsenses klar: Nationalsozialistische Bordzellen stellten für die Schiffsleitungen keine virulenten Gefahrenpotentiale, sondern eher Ordnungsfaktoren im Kampf gegen die kommunistischen Infiltrationsversuche dar. Im Gegensatz zu den nationalistisch gesinnten Arbeitssuchenden, die in der Regel ohne Schwierigkeiten eine Beschäftigung fanden, war der EVSHB auf Bestechung der Heuerstellenleiter und/oder die Verwendung gestohlener[137] oder gefälschter Seemannsbücher angewiesen.[138] Den Preis, den die Streikenden zu zahlen hatten, war hoch. Die „Rädelsführer" der Streiks wurden, ebenso wie die übrigen daran Beteiligten, nach den Bestimmungen der deutschen „Seemannsordnung" abgeurteilt. Anschließend setzte sie die Zentralverwaltung der seemännischen Vermittlungsstellen auf eine der „Schwarzen Listen" und schloß sie dadurch über Jahre von der Arbeitsvermittlung aus.[139]

---

134 Hartmut Rübner, Arbeit, Milieu und Konfliktverhalten, a.a.O., 172ff.

135 Peter Kuckuk, Seefahrt unter dem »Hungerhaken«, a.a.O., S. 113.

136 Tobias Mulot, Die NS-Betriebszellenorganisation (NSBO) im Gau Hamburg von der Gründung 1929/30 bis zur Machtübertragung an die NSDAP März 1933, Magisterarbeit, Universität Hamburg 1991, S. 84.

137 S. Hugo Tolksdorff, Die Bekämpfung der mißbräuchlichen Benutzung der Seefahrtsbuchs, in: Hansa, 15/1926 (63. Jg.). Vgl. auch den Bericht des Seemannsamts Rostock v. 5. Oktober 1932, in dem über den Diebstahl von 108 neuen Seefahrtsbüchern und über die Entwendung sämtlicher Gummistempel, welche zur Ausfertigung eines neuen Seefahrtsbuches für anzumusternde Seeleute verwendet wurden, berichtet wird. Vgl. AHH 63.B.4.8. (Bl. 13). In 1 ½ Jahren wurden allein in Hamburg 300 „Doppelgänger" mit gefälschten Seemannsbüchern entdeckt. S. Verein Hamburger Rheder, Entwurf eines Antrags an den Senat Hamburg betreffend Errichtung eines Zentralmeldeamtes für Seeleute, S. 4 (undat., ca. 1927), in: AHH 63.H.2.1. (Bl. 37).

138 Am 28.11.1932 wurde in Berlin die fünfte Paßfälscherwerkstatt der KPD ausgehoben, in der Seemannsbücher hergestellt wurden. Vgl. Der Polizeipräsident Abteilung I, Tgb.-Nr.I^{2a} 70^{50}/8, Berlin v. 3.1.1933, in: StAB 9-F-1933-00/KPD.

139 Im Frühsommer 1932 wurden allein in Hamburg 15.000 erwerbslose Seeleute gezählt, von denen allein 4.000 Jugendliche waren. Einen Großteil der Arbeitslosen stellten die Streikenden des Oktoberstreiks von 1931, die von der Vermittlung ausgeschlossen worden waren. Nachrichtensammelstelle im Reichsministerium des Inneren v. 1. August 1932 an die Nachrichtensammelstellen der Länder: Bericht von der Reichsbetriebsberatung der KJVD, Pfingsten 1932. Orgmaterial Nr. 2, Hrsg vom Z. K. d. K.J.V.D./Orgabteilung, in: BAB R 134 Nr. 89 (Bl. 3-5).

Hartmut Rübner

Das Bordzellenbuch des Dampfers BOCKENHEIM

Bei dem nachfolgenden, anhand der Originalvorlage transkribierten Protokollbuch[1] der Bordzelle des Bremer Dampfers S/S BOCKENHEIM[2] handelt es sich um ein außergewöhnliches Dokument; außergewöhnlich deshalb, weil zum einen authentische Zeugnisse über die Praxis von kommunistischen Betriebszellen rar sind und es zum anderen weiterführende Einsichten in die Praxis kommunistischer Zellenarbeit im Arbeitsalltag unter den besonderen Bedingungen an Bord eines Handelsschiffes. Die Überlieferung des Bordbuchs ist allein dem Umstand geschuldet, daß die Besatzung nach dem erfolglosen Streik im Hafen von New York auf Veranlassung des Kapitäns und im Auftrag des deutschen Konsuls von der dortigen Polizei festgesetzt und anschließend als Gefangene auf einem deutschen Schiff nach Deutschland befördert worden ist. In diesem Zusammenhang fielen die hier abgedruckten Aufzeichnungen in die Hände der politischen Polizei, während über die weiteren Einzelschicksale der Besatzungsmitglieder anscheinend keine Aktenvorgänge erhalten geblieben sind. Gesichert ist allein die Tatsache, daß die „Rädelsführer" ebenso wie die übrigen Beteiligten nach den Bestimmungen der „Deutschen Seemannsordnung" (SO) abgeurteilt wurden.

Die gesamte Besatzung des Dampfers hatte sich nicht nur der Bordzelle, sondern auch dem kommunistischen „Einheitsverband der Hafenarbeiter, Binnenschiffer und Seeleute" (EVSHB) angeschlossen. Aus den Aufzeichnungen geht der Name der schriftführenden Person nicht eindeutig hervor und es wurde auch nicht ersichtlich, ob diese über ihre teilnehmende Beobachterfunktion hinaus eine zusätzliche Funktion einnahm. Die Aufgabe des Vertrauensmanns nahm der Donkey-Man (Kesselwärter)[3] Paul Werner ein, der zweifellos ein gewisses agitatorisches Geschick an den Tag legte, als er in der gespannten Konfliktsituation ad hoc eine Ansprache an seine streikenden Kollegen richtete.

Der Aufbau der Zelle BOCKENHEIM folgte der klassischen Dreiteilung der Arbeitsbereiche an Bord eines Handelsschiffes. Dazu gehört - wie auch heute noch - das Deck-

---

1 Das Bordbuch der Bordzelle des Dampfers BOCKENHEIM befindet sich im Staatsarchiv Bremen (StAB) 9. F.-1931 - 01/ISH. Zu besonderem Dank verpflichtet bin ich Johannes Materna, der sich mit großem Zeitaufwand der schwierigen Aufgabe der Handschriftendeutung und der vorlagegetreuen Transkription des Textes gewidmet hat.

2 Im Oktober 1924 setzte die Bremer Unterweser Reederei AG (URAG) die 1913 in England als WINTERTON gebaute BOCKENHEIM II in Fahrt. Das Dampfschiff maß 3.868 BRT, leistete 1.500 ind. PS und befuhr zunächst in Trampfahrt, später dann regelmäßig von Schweden ausgehend die Transatlantikroute mit Zellulose beladen zur Ostküste der USA, um von dort mit Kainit oder Schwerspat in Ballastfahrt zurückzukehren. Das überalterte Schiff wurde 1932 ins Ausland verkauft, um 1933 als NAIAS abgewrackt zu werden. Da die URAG 1928 mit den schwedischen Sägewerken einen Outsidervertrag vereinbart hatte, dessen Raten ½ $ unter den auf der Transatlantikroute gültigen Konferenzraten lagen, gelang es ihr recht erfolgreich, sich durch die Weltwirtschaftskrise hindurch zu manövrieren. Vgl. dazu Botho Koschwitz/Eckart Oestmann, 75 Jahre Unterweser Reederei 1890-1965, Bremen o. J. (1965), S. 72-91; Friedrich Jerchov, 100 Jahre Unterweser Reederei 1890-1990, Bremen o. J. (1990), S. 27.

3 Ein Donkey-Man ist für den Betrieb desjenigen Kessels zuständig, der für die Erzeugung von Dampf für die Pumpen, Ladewischen, Licht-, Kühl u. a. Hilfsaggregate an Bord benötigt wird.

personal, einschließlich Bootsmann, Zimmermann, Matrosen und Leichtmatrosen. Hinzu kommt das Küchen- und Bedienungspersonal: 1. und 2. Steward, Koch und Bäcker, sowie das Maschinenpersonal: Oberheizer, Heizer und Kohlenzieher (auch Kohlentrimmer genannt). Der Kapitän war nicht das älteste Besatzungsmitglied, denn gemäß der Musterrolle datiert das Geburtsdatum des Stewards Karl Scharrer (der später als *„Verräter"* seine Kollegen „im Stich läßt") auf den 5. Februar 1868. Ein großer Teil der Besatzung entstammt dem Alterssegment der zwischen 1905 und 1912 Geborenen, aber auch die um 1890 geborenen berufserfahrenen Seeleute bilden eine größere Gruppe. Ausweislich der im Staatsarchiv Bremen überlieferten Schiffsakte bestand die tatsächliche Besatzungsstärke nicht - wie von der Schiffsbesetzungsordnung der Seeberufsgenossenschaft vorgeschrieben - aus 32 Besatzungsmitgliedern plus Kapitän, sondern lediglich aus 29 Seeleuten zusätzlich des Kapitäns.[4]
Das zwölfköpfige Deckpersonal war dem Bootsmann Oskar Pause unterstellt und bestand aus dem Zimmermann sowie 7 Matrosen und 4 Leichtmatrosen. Das Küchen- und Bedienungspersonal, bei dem gewöhnlich der Koch weisungsbefugt war, umfaßte neben diesem je einen Bäcker, Schiffsjungen, Jungen, Steward und Stewardboy, insgesamt also 6 Personen. Der schon erwähnte Donkey-Man, Paul Werner, fungierte vermutlich als Oberheizer und war damit Vorgesetzter des Maschinenpersonals, das sich aus 7 Heizern und 4 Trimmern zusammensetzte. Der Arbeitsablauf war umschichtig nach dem Dreiwachensystem strukturiert, d. h. ein Drittel der Besatzung befand sich jeweils im Arbeits-, Ruhe- oder Freizeitturnus. Allenfalls zwei Drittel der Mannschaft konnten also während der Fahrt an Bordversammlungen teilnehmen.
Über den Kapitän Alexander Hempel ist lediglich bekannt, daß er am 29. Oktober 1890 geboren wurde. Seine Rolle während des Streiks kann als widersprüchlich bezeichnet werden. Nachdem er die Besatzungsmitglieder einzeln konsultiert und erfolglos vor den Konsequenzen der SO gewarnt hatte, machte er eine vermeintliche Konzession, indem er die Mannschaft von Bord ließ. Ohne verbleibende Streikwachen an Bord - ein entscheidender Fehler der Streikenden - bereitete es ihm dann keine erkennbaren Schwierigkeiten, eine neue Besatzung zu finden und gleichzeitig den Konsul die Strafverfolgung der „alten" Mannschaft einleiten zu lassen.
Die ersten Aufzeichnungen des Bordbuches beziehen sich auf die Zeit vom 1. Juni 1931 bis zum 23. August 1931; die letzten Eintragungen stammen vom 8. Februar 1932. Obwohl das Buch einem chronologischen Schema folgt, sind jene Lücken evident, die nicht auf ereignislose Tage zurückzuführen sind. Eine auffällige Leerstelle ist der bedeutsame Zeitraum zwischen dem 28. September und dem 19. Oktober 1931. In diese Zeit fiel der Oktoberstreik der im EVSHB organisierten Seeleute.
Seitdem bekannt geworden war, daß im Zusammenhang mit der 3. Notverordnung der Regierung Brüning die Heuern herabgesetzt werden sollten, zeigte sich der EVSHB alarmiert. Am 2. Oktober 1931 fiel der Schiedsspruch für die Seeschiffahrt, der eine allgemeine Heuersenkung von 13,6 % vorsah. Hinzu kamen eine Senkung der Überstundenpauschale um 20 %, eine Kürzung des Urlaubs sowie die Wiedereinführung des Zweiwachensystems an Deck für Schiffe über 2.600 BRT (zuvor 2.000 BRT) und

4 Musterrolle der Mannschaft des Dampfschiffes BOCKENHEIM vom 16.11.1928 bis 20.3.1931 und vom 19.3.1931 bis 3.5.1932, in: StAB 4,24-F Nr. 1901.

für das Maschinenpersonal für Schiffe in der Nord- und Ostseefahrt über 2.000 BRT (zuvor 1.600 BRT). Der neue Heuertarif sollte vier, der Manteltarif zwölf Monate gelten.[5] Gegen diese Entscheidung initiierten die „Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter" (ISH) und der EVSHB einen Streik.[6]

Vom Zeitpunkt der Streikaufnahme hatte die Besatzung der BOCKENHEIM offenbar nichts erfahren, denn sie befand sich zu diesem Zeitpunkt auf der Fahrt von Philadelphia nach Antwerpen. Ob sich die Besatzung, dort angekommen, noch dem bereits seit einiger Zeit andauernden Streik anschloß, ist aus den kursorischen Ausführungen nicht klar zu entnehmen - eine Beteiligung läßt sich allenfalls indirekt herauslesen. Bekannt ist jedenfalls, daß der EVSHB im Antwerpener Hafen eine rege Agitation für die Aufnahme des Streiks betrieb. Der Erfolg der Streikagitation blieb aber insofern aus, als die deutschen Seeleute dem Streikaufruf zumindest anfangs nicht in genügender Zahl folgten.[7] Nachdem die Besatzung der VESTA der Dampfschiffahrtsgesellschaft „Neptun" die Arbeit für eine Stunde niedergelegt hatte, verhaftete die Polizei nach Ankunft des Schiffes im Bremer Hafen fünf beteiligte Heizer, die von einem Schnellgericht anschließend hart bestraft wurden.[8]

Ein Indiz für eine Teilnahme einzelner Besatzungsangehörige der BOCKENHEIM an dem Ausstand sind allenfalls die Eintragungen in der Musterrolle, die vier neue Besatzungsmitglieder registriert, die entgegen dem ursprünglichen protokollierten Heuerverhältnis in Kiel nachgemustert werden mußten, nachdem am 26. Oktober 1931 die gleiche Zahl unplanmäßig von Bord genommen worden war. Es ist möglich, daß diese vier Besatzungsmitglieder sich in dem großen Sondergerichtsverfahren gegen die an dem Seeleutestreik beteiligten 400 bis 500 Besatzungsangehörigen in Kiel-Holtenau verantworten mußten.[9]

Unter den in Kiel abgemusterten Personen befand sich der Heizer Willy Gante, ein Funktionär der „Revolutionären Gewerkschaftsopposition" (RGO), den der Protokollierende des Bordbuches als seine *„beste Stütze"* bezeichnete. Von den vier neuen Personen waren bereits drei im EVSHB organisiert, der vierte ließ sich unverzüglich aufnehmen. Am 1. November 1931 gehörte die gesamte Besatzung der BOCKENHEIM mit Ausnahme des Kapitäns als Zellenmitglieder dem EVSHB an. Die monatlich gezahlten Mitgliedsbeiträge für den Verband waren je nach beruflicher Stellung zwischen 0,10 Mark, 0,50 Mark. und 0,90 Mark dreifach gestaffelt.[10] Nach den bis Okto-

---

5 Aktenvermerk v. 2. 10. 1931, in: StAB 4,65-564.

6 Vgl. Hartmut Rübner, Interklub, Bordzelle, revolutionärer Seeleutestreik: Die „Revolutionäre Gewerkschaftsopposition" in der Seeschiffahrt während der Weltwirtschaftskrise, in diesem ARCHIV, S. 101-130, hier S. 124ff.

7 Mitteilung des Deutschen Generalkonsulats für Belgien in Antwerpen vom 10.10.1931, in: STAHH 132- II/III B 16 a 3.

8 Der Rädelsführer erhielt drei, die übrigen Angeklagten jeweils zwei Monate Gefängnis. Vgl. Arbeiter-Zeitung. Organ der KPD - Bezirk Nordwest, Nr. 205/1931 (11. Jg.).

9 S. Hartmut Rübner, Interklub, Bordzelle, revolutionärer Seeleutestreik, a.a.O., S. 126.

10 Es existierten 4 Beitragsgruppen: Gruppe A = Vollarbeiter (0,90 Mk.), B = Kurz- und unständig beschäftigte Arbeiter (0,50 Mk.), C = Frauen und Jugendchargen (0,40 Mk.) und D = Erwerbslose, Lehrlinge und Jugendliche bis zu 18 Jahren (0,10 Mk.). Von Gruppe A, B und C wurden jeweils 10 Pfg. pro Woche an die RGO abgeführt. Vgl. Statut des Einheitsverbands der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer Deutschlands. Sektion der ISH. Angeschlossen der Roten Gewerkschaftsinternationale, Hamburg o. J., XI § 13, in: BAB ST/10 Reichsinnenministerium Nr. 82 (im folgenden als „Statut des EVSHB" zitiert).

ber 1931 geltenden Heuersätzen für deutsche Schiffe über 100 BRT vom 1. November 1929 verdiente ein Vollmatrose 132 Mark und ein Leichtmatrose 50 Mark. Die besser bezahlten Heizer erhielten 143 Mark, die minderqualifizierten Trimmer immerhin noch 96 Mark. Demnach war das Beitragsniveau mit rund 0,5 % im Vergleich zum freigewerkschaftlichen „Gesamtverband der Arbeitnehmer der öffentlichen Betriebe und des Personen- und Warenverkehrs" mit einem Beitragssatz von üblicherweise 1% des Lohns relativ niedrig bemessen. Dafür hatten die Mitglieder Anspruch auf Streikunterstützung bei Arbeitsniederlegungen und Aussperrungen sowie auf Gemaßregeltenunterstützung, wenn die Maßregelung in Folge der Verbandstätigkeit erfolgte.[11]
Über die Identifikation der Besatzung mit ideologischen Zielsetzungen und dem Prinzip des proletarischen Klassenkampfs geben Aufzeichnungen an mehreren Stellen Zeugnis. So forderte ein Genosse eine populäre Theoriebroschüre für den politischen Unterricht an; zudem beschloß die Bordzelle, sich außer zur obligatorischen Bordversammlung an zwei Abenden zwecks Singens revolutionärer Lieder zu treffen. Einen nachhaltigen Eindruck scheint der Besuch des sowjetrussischen Schiffs ISKRA hinterlassen zu haben. Im Bordbericht wird diesem Ereignis eine außerordentliche Bedeutung beigemessen.
Zwei Monate nach dem Zusammenbruch des fehlgeschlagenen Oktoberstreiks war inzwischen am 18. Dezember 1931 auf der Grundlage der 4. Notverordnung der Regierung Brüning ein neuer Schiedsspruch ergangen, der eine erneute Heuerkürzung mit Wirkung zum 2. Januar 1932 um 10 % festlegte. Der EVSHB rief erneut zum Streik auf, und setzte auch dieses Mal - trotz der harten Strafen der in Kiel-Holtenau verurteilten Seeleute - auf eine Wiederholung des Mobilisierungserfolgs vom Oktober 1931. Der Streikaufruf hatte, wie das Beispiel der BOCKENHEIM zeigt, zumindest einen partiellen Erfolg.
Die hohe Motivation der Besatzung der BOCKENHEIM zeigte sich auch darin, daß sie den Streik am 2. Januar 1932 trotz der zu erwartenden Konsequenzen mit 100%iger Mehrheit beschloß. Bemerkenswerterweise war dem Kapitän der BOCKENHEIM, der seine Mannschaft als *„sehr gute crew"* belobigte, nicht einmal die Tatsache der 10%igen Tarifkürzungen im Zuge der 4. Notverordnung Brünings, mithin der Grund des Streiks, bekannt. Die Besatzung beging jedoch den Fehler, auf das vermeintliche Zugeständnis des Kapitäns einzugehen und im amerikanischen Seemannsheim zu übernachten. Dieser nutzte die Gelegenheit, um in Absprache mit dem Konsulat eine neue Besatzung anzuheuern. Als der Streik in New York und anderswo zusammenbrach, die Hamburger Streikleitung verhaftet wurde und externe Unterstützungen ausblieben, scheuten 5 bzw. 4 Besatzungsmitglieder vor den Folgen der zu erwartenden Strafverfolgungsmaßnahmen zurück und wurden zu *„Verräter(n)"*. Der ausbleibende Beistand für Familienangehörige und die ständigen Kommunikationsschwierigkeiten (auch im Hinblick auf die in den „Internationalen Seemannsklubs" erwartete Post und Verbandszeitung „Rote Wacht"[12]) riefen bei den Streikenden offenbar ein Gefühl der

11 Statut des EVSHB, XIII, § 17.
12 Rote Wacht. Reichsorgan der RGO Hafen- und Wassertransportarbeiter (Sektion der Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter, ISH); 1932: Reichszeitung der oppositionellen und der roten Gewerkschafter des Wassertransports. Publikationsorgan des Einheitsverbandes des SHuBD (Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer Deutschlands) und der ISH, 1930 (1. Jg.) - 1933 (4. Jg.), Nr. 3 v. 21.3.1932.

Isolation hervor. Immerhin wurde während des Streiks mit dem EVSHB in Deutschland telegraphiert. Zudem besorgte die ISH der Besatzung einen Anwalt. Während die Solidarität von us-amerikanischen Genoss(inn)en mehrfach gewürdigt wurde, fühlte sich die Besatzung von dem eigenen Verband sichtlich im Stich gelassen. Als besonders empörend empfand es die Besatzung, daß weder die ISH noch die „Internationale Arbeiter-Hilfe" angesichts der finanziellen Notlage der schwangeren Ehefrau des Trimmer Ahrens einsprang.[13] Der Protokollführer kündigte trotz der offensichtlich ungebrochenen politischen Überzeugung ein Parteiverfahren gegen die Hamburger und Bremer Verbandsleitungen an. An einer Demonstration am 4. Februar nahm die Mannschaft dann *„bewußt"* nicht mehr teil.

Achtzehn Besatzungsmitglieder des Dampfers BOCKENHEIM wurden nach ihrer Verhaftung durch die New Yorker Polizei am 10. Februar 1932 mit dem NDL-Passagierliner EUROPA - streng separiert von den Fahrgästen und Besatzungsmitgliedern - nach Hause geschafft. Das gleiche geschah am selben Tag mit fünfzehn Heizern, Trimmern und Matrosen des Dampfers ELISE SCHULTE[14] sowie fünf Seeleuten des Dampfers SCHIERBECK und vermutlich auch einer Anzahl von Besatzungsangehörigen des ebenfalls im Hafen von New York bestreikten Dampfers FERSBECK; die beiden letzteren gehörten der Hamburger Reederei Knöhr & Burchard. Am 18. Februar 1932 traf der Transport in Bremerhaven ein und zwei Tage später standen die Verhafteten vor dem Amtsgericht in Bremen.[15] Obwohl das Gericht einräumte, die SO sei eine lex specialis, fiel der Richterspruch für die Streikenden drastisch aus: Nach § 101 der SO wegen gemeinschaftlich verabredeter Meuterei verurteilt, erhielt der Kesselwärter Paul Werner, den das Gericht zwar nicht unbedingt als Rädelsführer einschätzte, der sich jedoch als Wortführer des Streikkomitees exponiert und zudem bereits eine fünfjährige Vorstrafe wegen Straßenraubs abgesessen hatte, eine Gefängnisstrafe von drei Monaten. Die Angeklagten Twedorf, Bosselmann, Milkowski, Reiners, Irnsinger, Mennen, Untsch, Grytz, Stieve und Ahrens erhielten jeweils sechs Wochen, die Angeklagten Dombrowski, Hedderich, Müller, Rademacker jeweils einen Monat Gefängnis. Bis auf Stieve und Twedorf waren alle übrigen Angeklagten vorbestraft.[16]

Das Bordbuch ist sicherlich auch als Dokument einer Desillusionierung zu werten. Eine grundlegende Abkehr von der kommunistischen Bewegung läßt sich daraus jedoch nicht ableiten, denn die Aktivitäten der Bordzelle der BOCKENHEIM waren keineswegs beendet. Von der letzten Fahrt des völlig überalterten Schiffs zum vorläufigen Auflegehafen Rotterdam druckte die Bremer Zeitung des „Internationalen Seemannsklubs" im Mai 1932 wieder einen Bordbericht ab. Offenbar hatte sich unter der neu gemusterten Besatzung bereits nach kurzer Zeit eine neue Zelle etablieren können.[17]

---

13 Offenbar hatte die Reederei inzwischen die Ziehscheine gestoppt, mit denen die Familienangehörigen der im Ausland befindlichen Seeleute in den Heimatorten Vorabzahlungen auf einen Teil der Heuern erhielten.

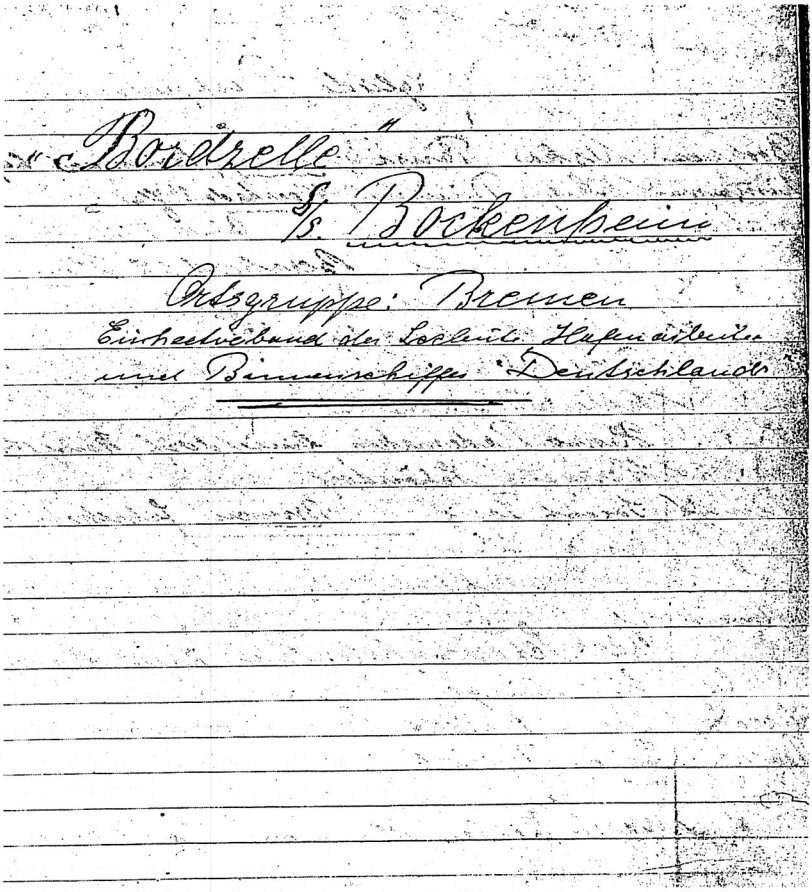
14 Die fünfzehn Besatzungsmitglieder der ELISE SCHULTE wurden von einem Emdener Gericht zu je sechs Wochen Gefängnis verurteilt. Vgl. Arbeiter-Zeitung. Organ der KPD - Bezirk Nordwest, 12/1932 (12. Jg.).

15 Aktenvermerk v. 22.2.1932, in: StAB 4,65/566.

16 Urteil des Amtsgerichts Bremen v. 20.2.1932 (Abschrift), in: StAB 4,65-566.

17 S/S Bockenheim, in: Der Rote Seeprolet. Organ des Internationalen Seemanns Club Bremen, Nr. 2/1932 (1. Jg.), S. 5: *„Unsere Logis sind gar nicht zu beschreiben! Unsere Anzüge, unsere*

„Bordzelle“ S/S. Bockenheim
Ortsgruppe: Bremen
Einheitsverband der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer „Deutschlands“[18]


„Bordzelle“
S/S. Bockenheim
Ortsgruppe: Bremen
Einheitsverband der Seeleute, Hafenarbeiter
und Binnenschiffer „Deutschlands“

Wäsche usw., alles wurde durch das Salzwasser versaut, weil durch sämtliche Fugen und Ritzen bei schlechtem Wetter das Salzwasser dringt.“

18 Der zum Teil schwierig zu entziffernde Text wird originalgetreu, ohne jedwede sprachliche oder orthographische Änderungen bzw. Verbesserungen, wiedergegeben.

Mitglieder [Deckpersonal]

Bootsmann	Oskar Pause, Harburg, Restaurant Cap Horn
Zimmermann	Fritz Diedrich, Warstade U. Elbe
Matrose	Willy Bosselmann, Adresse Klub Bremen
"	Heinr. Pohl Bernhard 58 Hamburg
"	Curt Müller, Hamburg 11 Scharsteinweg 24[4] bei Wulf
"	Joh. Milkowsky
"	Rudi Dombrowsky, Gettdorf/Kiel Fischerstr.
"	Karl Hedderich
L. "	Benno Rademaker, Düsseldorf, Königsbergerstr. 157
"	Hermann Schöndorf
Junge	Joseph Tofil, Bremen, Fabrikstr. 4

Mitglieder [Küchenpersonal

1. Steward	Karl Scharrer, Rotterdam, Borgpolderstraat Nr. 16c
Messboy	Fritz Mügge Bremen, Nelkenstr.
Koch	Jonny Schröder Bremen An der Aue 30
Bäcker	Gustav Twedorf " Kantstr. 13
	Walter Köhler Hannover, Gabelsbergerstr. 1

Mitglieder [Masch. personal]

Donkyman	Paul Werner, Bremen, Grenzstr. 11
Heizer	Heinr. Franzke, Rotterdam, Hoofsteeg 19
"	Paul Kummer, Bremen, gr. Sortillienstr. 57
"	Heinr. Reiners, " Wartburgstr. 137
"	Willy Gante, Blumenthal, Neuestr. 16
"	Theodor Unger, Bassum, Haft
"	Karl Irnsinger Wesermünde, Uhlandstr. 35
Ko.zieher	Rich. Grytz, Bremen, Eckernförderstr. 36
[Heizer]	Herm. Mennen " Klub Grog a. Deich
"	Egon Stieve, Hemelingen, Heinrichstr. 32

---

1. Vertrauensmann der Bordzelle Paul Werner
2. " [Vertretung] /

<u>Anmerkung:</u>

Deckpersonal
Küchen "
Masch + Heizraum "
} sind vollzählig Mitglieder des Einheitsverbandes

Beruf:	Namen:	Eingetreten:	monatl. Beitrag	April	Mai
				/	/
Bootsmann	Oskar Pause	1.6.31	0,90	/	/
Zimmermann	Fritz Diedrich	24.8.31	"	/	/
Matrose	Heinr. Pohl	1.6.31	"		
"	Willy Bosselmann	15.9.31	"	/	/
"	Kurt Müller	1.6.31	"	/	/
"	Joh. Milkowsky	1.6.31	"	/	/
"	Rudi Dombrowsky	1.6.31	"	/	/
"	Karl Hedderich	24.8.31	"	/	/
L. "	Benno Rademaker	24.8.31	0,50	/	/
" "	Herm. Schlörsdorf+	24.8.31	0,10	/	/
Junge	Tofil, Joseph	1. Juni 31	0,10	/	/
Steward	Karl Scharrer	1. " 31	0,90	/	/
" boy	Fritz Mügge	1. " 31	0,10	/	/
Koch	Jonny Schröder	24.8.31	0,90	/	/
Bäcker	Gustav Twedorf	24.8.31	0,90	/	/
D.mann	Paul Werner	1.6.31	"		
Heizer	Hein. Franzke	1.6.31	"	/	/
"	" Reiners	1.6.31	"	/	/
"	Paul Kummer	1.6.31	"	/	/
Heizer	Willy Gante	von RGO	0,90	/	/
"	Theo. Unger	1.6.31	0,90	/	/
"	Karl Irnsinger	1.6.31	0,90	/	/
Kohl.zieher+	Her. Mennen	1.10.31	0,50	/	/
"	Rich. Grytz	24.8.31	0,50	/	/
"	Egon Stieve	24.8.31	0,50	/	/

+ 16 Jahre alt

lung der Beiträge

Juni	Juli	August	Sept.	Oktober	November	Dezember	Bemerkungen
Geklebt	Desgl.	desgl.					bezahlt Bremen
							"
/	/						bezahlt
bez.	bez.	bez.					
/	/	/					Grund
bez.	bez.	bez.					
Ohne							bez. Januar
/	/						bez. Bremen
/	/						"
/	/						"
							kassiert bei Müller
bez.	bez.	bez.	bez.				
bez.	bez.	bez.					bezahlt
/	/						bez. Bremen
/	/						"
bez.	bez.	bez.					fehlt Marken
bez.	bez.	bez.					bezahlt
							bez. Müller
bez.	bez.	bez.					
							bez. An Bord
bez.	bez.	bez.					bezahlt
Geklebt	desgl.	dito					bez. Bremen Rückw.
/	/	/	/				bez. Bremen
/	/	/	/				"
/	/	/	/				"

Berichte u. sonstiges während Reise von 1. Juni – 23. Aug 1931

Mündlich erledigt bei Ankunft in Bremen am 22. August 1931 im Büro des E. Verbandes durch Genossen Hein Cölln

---

Bericht & sonstiges während der Reise vom 24. August 1931 –

26. August

Kurze Versammlung: [1] Prüfung über gezahlte Beiträge, [2] Feststellung wer noch nicht Mitglied des Verbandes der Neugemusterten Leute. [3] Beschluß: Anfragen beim Verbande warum nicht genügend Lesestoff, sowie Propagandamaterial an Bord geschickt wurde.

P. Werner

27. Aug in Rotterdam
1. Besuch unserer Mannschaft auf S/S Iskra [russisches Schiff]

P.W.

28. "

Besprechung: Über Besuch auf S/S Iskra
Erfolg!
Aufnahme der Neugemusterten im Verband.

1. Zimmermann	Fritz Diedrich
2. Koch	Jonny Schröder
3. Bäcker	Gustav Twedorf
4. Matrose	Hedderich, Carl
5. L. "	Benno Rademaker
6. Kohl.zieher	Stieve, Egon
7. L.Matrose	Hermann Schöndorf

PW.

---

6. Sept. Versammlung: auf See
Sämtliche Leute anwesend, mit Ausnahme direkte Wache
1/. Verlesung des Berichtes an Verband, über Besuch auf Iskra, [2] Bekanntmachung über aufgenommene Genossen vom 28. Aug.
[3] Genosse Gante berichtet über allgemeine deutsche Lage über die Zeit wo wir [die Reise zurück] auf See waren].
4/ Vorgelesener Bericht über Schiff Iskra findet Zustimmung aller. Bericht geht im nächsten Hafen von Bord.

9. Sept.

Versammlung: auf See.
Mitglieder vollzählig bis auf direkte Wache.

1. Verlesung der Statuten & Besprechung darüber
2. Vortrag über Zweck & Ziele des Verbandes
3. Kohlenzieher Grytz und L. Matrose Schöndorf ersuchen um Aufnahme in Verband

15. Sept.

Versammlung: auf See
Diskussion über Tarifablauf im Okt. 1931.
Antrag Genosse Kummer: Will haben, daß für nächste Reise Broschüre „A B. C des Kommunismus" unbedingt an Bord kommt, ebenfalls der vom Einheitsverband festgelegte Tarif usw.
1.a Aufnahme von Kollege Bosselman & Mennen.
2. Beschluß: daß 2 Mal die Woche 1 Std. Zusammenkunft [außer Versammlung] zwecks Gesang revolutionärer Lieder stattfindet.
3/. Wenn Zeit „im Hafen Newark" möglichst geschlossen zum Club.

20. Sept.

Versammlung: in Newark
Gesamte Bordzelle wundert sich, daß seitens Verband keine Post kein Lesematerial hier eingetroffen ist. Auf Antrag sämtlicher Genossen schriftliche Beschwerde an Verband der Ortsgruppe Bremen abzusenden. Einstimig angenommen, Bericht geht morgen ab.

24. Sept.

Von Wilmington per Bahn nach Phila gefahren zum Klub. Leider war die Zeit nicht die passende, da geschlossen. Bin darauf zum Büro der K.P.D. gewesen. Etwas an Zeitungen erhalten, und meinerseits frankierte Post für Klub Bremen abgegeben [betraf Bordbericht über Besuch auf der Iskra].

27. Sept.

Auf 12 Std. mit Schiff in Phila. Abends zum Club. Dort endlich eine Ausgabe [von Anfang September] Rote Wacht erhalten. Muß hierbei bemerken , daß von seitens unseres Verbandes sehr sehr wenig Rechnung getragen wird, daß wir in ausländischen Clubs fast nie etwas Lesbares finden, welches vom Einheitsverband doch verschickt werden müßte. Habe von Klub dort die neuesten Ausgaben „Marine Workers" für uns erhalten, ebenso desgleichen in großer Menge für Klub Antwerpen.

28.

Versammlung auf See.
Kurzer Bericht über Club in Phila [ist von mir auch Post abgegeben für Bremen]
muß hier nochmals betonen, daß Mißstimmung bei Genossen vorhanden, daß wir so ganz ohne Nachricht vom Klub bleiben. Ich persönlich schließe mich dem an und ersuche die dafür tätigen Genossen dringend, nie zu vergessen, daß wir im Auslande unbedingt auf dem Laufenden gehalten werden müssen.
Wir können nicht allein arbeiten, wir brauchen von Euch von Land aus tatkräftige Unterstützung, [vor aller Dingen in Form unserer Ver-

bandszeitung & dergl. Lesematerial]

19.

20 Antwerpen

War heute Abend zum Inter-Club. Wieder dasselbe Ergebnis. Keine Post für uns von der Heimat.

Liegt aber sowieso auch von Reichsleitung nur ein ganz dürftiger Bericht mit Inhalt, daß Streik abgebrochen u. vom E. Verband gesamte Streikleitung sowie fast sämtliche Funktionäre verhaftet. Antwerpen selbst ist ohne jede Nachricht von Deutschland.

21.

Versammlung einberaumt. Kommen selber zu keinem Resultat wegen unserem Streik. Beschluß: [da wir nicht auf Bremen kommen] Fahre von Kiel nach Bremen herüber; zur genauen Information

27.

Fahre morgen nach Bremen

29.

Versammlung. Bericht über erhaltene Auskunft von Bremen

Beschluß: 1) Im nächsten Hafen wo Vorschuß gegeben, Sammlung für Genosse Hein Cölln

2) Kleben der Beitragsmarken

3. Abschickung von Protest für Kieler Vorgänge am laufenden Band [hat Kollege Willy Gante übernommen in Bremen das persönlich auszurichten für die Presse.

1. Nov.

Versammlung in Norresmündel [Schweden] Aufnahme neuer Mitglieder

4 Mann gemustert in Kiel davon 3 Mann schon Mitglieder des Verbandes.

4ter Mann ist Matrose Walter hat sich sofort aufnehmen lassen.

Somit gesamte Mannschaft vollzählig im Verband

Abgemustert waren in Kiel unsere Genossen. Willy Gante, Blumenthal
Theo. Unger , Bassum
Kurt Müller , Greifswalde
Joseph Tofil, Bremen

dieselben bleiben ihrem Versprechen nach Mitglieder des Verbandes u. zahlen Ihre Beiträge in den nächstliegenden Verbandsstellen weiter. [Habe an Genossen Willy Gante meine beste Stütze verloren].

15. Nov.

Passieren Kiel. Von Club Verbandszeitungen u. Broschüren erhalten, desgl. Brief über Verbandsangelegenheit. Muß hier ausdrücklich erwähnen, daß ich hier keinen Einschreibebrief, noch Eilbrief mit Beitragsmarken erhalten habe, wie mir in obengenanntem Brief angezeigt wurde.

9. Dez. Sind noch auf Reise nach Boston konnten keine Versammlung abhalten, da ständiges schweres Wetter geht alles Kopf über & unter.

Bootsmann Pause teilt uns mit daß bei dem Einschlagen seiner Kammer [schwerer Sturm] seine Papiere zum Teil mit vernichtet sind, so auch sein Verbandsbuch mit Marken zum Teil vernichtet.
Stelle ihm neues aus unter N^{o}

10. Ankunft in Boston Kassierung des Beitrages soweit Marken vorhanden und Auslegung der Liste für Hein Cölln

11

+. 22. Dez. 1931
Aufgenommen in Phila

S/S Weißesee

1) Paul Küffner, geb. 29.VII 99
B.haven, Bürger 102 III
8418 Buch Nr.

---

2. Waldemar Nennzig geb. 20 XII. 10
Kiel-Wyk Prinz- Heinrstr. 20
8417 Buch Nr.

---

3. Helmuth Freistein, geb 28.I.09
Wesermünde, August 27
8419 Buch Nr

---

4 Kurt Domwashack, geb 27.10.12
S/S Weisse See
Kein Buch [erhalten] !

---

23 In Phila im Club gewesen, leider keine Antwort seitens unseres Clubs erhalten.

31. Dez.

Delegierter von I.S.H. von Newyork kommt spät abends an Bord und bringt uns die Nachricht von Deutschland über die ergriffenen Maßnahmen gegen den Heuerabzug ab 2. Jan. Beschluß: Versammlung, für morgen 1. Jan. 1932 mittags an Bord der S/S X [deutsches Schiff] sämtliche im Hafen von Newark liegenden deutschen Schiffe)

1. Jan

Die uns übermittelte Nachricht von unserem Verband wird bekannt gegeben. Sekretär Johannsen [von Newyork] spricht zu allen anwesenden Seeleuten der deutsche Schiffe.
Ergebnis
Einmütiger Wille die an uns gestellten Anforderungen auszuführen.
Beschluß

100 %er Streikbeschluß auf S/S Bockenheim ab 2. Jan. 1932.

2. Jan.

Ab 7 morgens Stillegung der Arbeit am Schiff, nachdem die von uns geforderte Unterschrift seitens der Schiffsleitung nicht erfolgt.
10^{h} morgens sämtliche Leute werden nochmals einzeln im Salon vernommen.
Einmütiges Verhalten sämtlicher Leute, zur Arbeit zu gehen, wenn uns die schriftliche Garantie gegeben wird, daß wir den ab Jan. 32 kommenden 10% Heuerabzug nicht erhalten, sondern für den von uns gemusterten Tarif bis zum Heimathafen erhalten, da dasselbe seitens des Kapitäns nicht erfolgt, geht der Streik weiter.
Maßnahmen zur Sicherung des Streiks wird getroffen.
Vollste Unterstützung von Landseite; S/S Schierbeck dasselbe

3.

Streik weiter.
Nur sogenannte Notstandsarbeit wird geleistet
Streikwacheeinteilung
Jeder geht seine bestimmte Sicherheitswache
Eine Ordnung herrscht, eine Disziplin unsererseits, welche die Bewunderung der amerikanischen Genossen erweckt. Laufende Verbindung mit Centralleitung der I.S.H.

4.

Aufforderung seitens Kapitän 2 – 3 Mann zum Konsulat zu kommen.
In Anbetracht dessen, daß schon Leute an Land [Streikbrecher] gesucht werden für deutsche Schiffe, bleiben wir alle an Bord und sehen dem Kommen des Konsuls an Bord entgegen

9 Uhr morgens

25 Police, Motorcars, Ambulanzwagen, Gefangenenwagen usw. kommen angerast halten vor dem Schiff und Hälfte der Police kommt gefechtsbereit an Bord um die meuternden Seeleute zu arretieren.
Trete mit Genossen Hein Pohl den Beamten entgegen, u erkläre ihnen die Situation unseres Streiks.
Ein Staunen der Police, sie antworten mir, daß sie vom Konsulat alarmiert wurden da an Bord unseres Schiffes gekämpft würde, und Revolution sei.
Police verharrt zwar weiter an Bord und vor dem Schiff, sympathisiert aber innerlich mit uns.
Kapitän ist vom Konsulat noch nicht zurück.
Unsere Streiksicherung arbeitet weiter an Bord, wie an Land (Picketline)
Trotz der versuchten Police Aktion behalten unsere Leute mustergültige Ordnung u. Ruhe.
Sie werden ermahnt, sich nicht provozieren zu lassen, Es wird nämlich in Wirklichkeit versucht zwischen unserer crew Unruhe auszulösen, damit die Police eingreifen kann, und dann ein Grund gefunden ist uns zu arettieren.
Da der weitere Verlauf u. Maßnahmen seitens des Konsuls vorausgesehen werden ergeht Order, daß sämtliche Leute der Besatzung, ihre

sämtliche Bagage zurecht stellen, um gerüstet zu sein für den plötzlichen Abtransport.
[Daß diese Maßnahme berechtigt u. richtig war zeigt die Folge der weiteren Stunden]
Nach Nachrichtenübermittlung, ist die Schierbeck voll mit Police besetzt, es kann keiner an Bord noch von Bord Gersbeck desgl. u. dieselbe ist auf Strom gezogen.

4. Jan. 12 Uhr Kapitän kommt zurück in Begleitung der Agenten, Konsulatsbeamten Wenzel, Emigrationsbeamten und so weiter.
Gehen in den Salon.
Gleichzeitig kommt Kutter [Marine] um zu sichern.
1 Std später großer Marinetender, kommt längseits 25 – 30 amerikanische Marine Matrosen, bewaffnet, stehen an Deck. Unsere Leute watchen noch wegen Streikbrecher usw.
Keiner von der Schiffsleitung, noch Konsulatsbehörde kennt seine Pflicht, sondern nur seine Rechte
Sie halten es nicht für nötig, uns in Kenntnis zu setzen, von dem was das Ergebnis des Konsulats ist.
Plötzlich entsteht Unruhe mittschiffs Police über Police kommen bis Luk II u. unseren Posten, ein Teil Police u- Emigrationsbeamte nehmen Posten vor Logiseingang keiner darf hinein alles muß auf den Platz stehen bleiben.
Schiffsleitung, Konsulatsbeamte, Zeitungsreporter Photographen u.s.w. füllen jetzt das Deck bei Luk II
Hälfte der Besatzung steht vor dem Logis die anderen zum Teil vor dem „Schiff" an Land Komitee trifft letzte Abmachung mit Chairmann Johannsen & delegate Köster von amerik. Union an Land; Advokat ebenfalls sprungbereit zum Eingreifen.

16 Uhr Ergeht Aufforderung an uns, auf Marinetender überzusteigen. Bei Übermittlung der Nachricht an die an Land noch stehende Teilmannschaft ergeht sofort Alle an Bord zurück. Kommen alle an Bord zurück. Zeitungsfotographen kurbeln. Wir selbst nehmen Bilder auf.
Wir verlangen Mitnahme unseres Gepäcks. Es wird zugesagt.
Auch jetzt noch nicht findet die Schiffsleitung den Mut zu sagen, was mit uns passieren soll.
trotzdem ist uns von sympathisierender Police u. Marinematrosen zugesteckt --- als Meuterer nach Ellis Island

17 ½ Uhr

Es ergeht die nochmalige Aufforderung an uns auf den Tender überzusteigen. Jetzt tritt unser Vertrauensmann aus uns heraus, vor uns u. sagt: zu uns:
Genossen: Nachdem seitens Schiffsleitung u. Konsulat keine Zusicherung gegeben wurde, daß wir die alte Heuer bis deutschen Hafen weitererhalten, will man jetzt unsere Handlung als Meuterei bezeichnen u. uns nach Ellis Island als Gefangene schicken.

Wir müssen der Übermacht der Gewalt weichen. Haltet Disziplin u. zeigt dem Gegner, daß wir proletarische Ehre in uns haben; und wir nur für unser Recht kämpfen. Wir stehen nicht allein, unsere Union Genossen in U.S.A. werden durch unseren Anwalt für unsere Freilassung Sorgen tragen.
Laßt uns nicht von unseren Forderungen abweichen u. bringt ein 3faches Rotfront für den Sieg unserer gerechten Sache.
Ein donnerndes Rotfront ertönte 3malig über das Schiff und alle Mittschiff stehenden Leute, machten verwunderte Augen, aber bei den meisten lag ein wohlwollendes Verstehen darin.

17 ¾ Uhr Wir steigen herüber, als letzter kam unser Bäcker noch angehumpelt, aber als Verräter blieben an Bord
1) der Bootsmann Oskar Pause von Harburg
2) der Zimmermann Fritz Diedrich Br.haven
3) der Koch Jonny Schröder Bremen
4) der Steward Karl Scharrer, Wien
\+ 5) Messboy, Fritz Mügge, Bremen
\+ Lag schwer krank, nehme an das N° 5 falls gesund doch mitgegangen wäre.

19 Uhr Wir werden nicht gelandet in Ellis Island, sondern in South Ferry an Land gesetzt.
Konsul kommt persönlich an Bord u. fragt nach Vertrauensmann.
Sagt u.a. er verstehe nicht solches, Kapitän sagte sehr gute crew, aber er wüßte nichts von 10% Abzug; falls doch der Fall könnten wir klagen, denn außer Tarif könnte u. dürfte kein Abzug erfolgen. Er läßt uns heute Abend in das amerikanische Seemannsheim über Nacht, wir wären keine Gefangenen.
Und morgen wollten wir weiter sehen. Sind für die Nacht ins Seemannsheim gegangen, u. morgens früh verlassen u. zu unserem Verband gegangen.
Wir hatten denselben Abend noch erfahren, daß in Wirklichkeit schon längst Leute geworben wurden zur Anmusterung für unser Schiff.
Dadurch hatte der Konsul sein Wort gebrochen.

5. Jan.
Leute sämtlich nach der Bronx geschickt. Wohnung für uns = russische Musterkolonie
Wird sehr gut für Leute gesorgt.
Kabeltelegramme nach Deutschland zum Verband geschickt.
Streikkomitee zum Advokaten; Besprechung der allgemeinen Lage.
Streikkomitee verhandelt durch Advokaten mit Consul.
Abends internationale Versammlung.

6. Jan. Verhandlung mit W.I.R. = I.A.H. wegen Verpflegung
8 " Auf Meeting zur Kentuky unsere gesamte crew.
10. Ab heute jeden Tag 2 Std. politischen Unterricht
12 Streikausbreitung bestätigt, kommen von New Orleans Phila Balti-

more Nachricht über Stillegung deutscher Schiffe.
„Elise Schultz“ Emden kommt zur Union zur Information beschließt
13 I morgens 8 Uhr Strike, 9^{30} geschlossen crew von Bord.
12 Uhr Trifft Union ein; wird ebenfalls Bronx überwiesen.
die russische Sektion [jüdisch] hier in der Bronx arbeitet in Sinne der Solidarität hervorragend.
Ist proletarische Pflicht seitens Deutschland Anerkennung auszusprechen.
14. Warten auf Telegramm von Deutschland, überhaupt Antwort kommt nichts, kommt nichts. Habe selbst heute Briefe in 3facher Ausführung unter Deckadresse geschickt hoffentlich Antwort S/S Deutschland S/S Reliance erklärt sofort in Strike zu gehen, sowie etwas Schriftliches von Deutschland eintrifft.
15. Noch keine Antwort wiederum Telegramm abgeschickt
16 Ständig auf Meetings
18 verpflegen uns selber da W.I.A. gebrochen durch Kentucky Miners
19. Erste Antwort von Walter Hamburg Eine Antwort gleich die eines Irsinngen
Was ist in Centralleitung Hbg los?
20. Inhalt Brief für mich vertraulich Tritt leichte Unruhe unter Leuten auf. Energische Vorhaltung von Erfolg.
22 Kollekte geht sehr langsam von statten.
Müssen uns sehr einschränken
23. Foster[19] Generalsekrätär sendet Telegr nach Hbg.
24 Amtes Vorsitz K.P.A. wird verlangt von uns zur Versammlung bei uns cooperative
Genossin Erna Stemm, deutsche Sektion führt in geschickter Weise unsere Lage vor Augen.
Volle Anerkennung von uns für Genossin Stemm hilft tatkräftig und weckt die im Todesschlaf ähnliche ? K.P.A. auf.
Nehmen unser Geschick hier selbst in die Hand. Verbindungsperson Genossin Stemm.
26 Foster keine Antwort von Germany erhalten, hat deshalb über Moskau in Deutschland angefragt.
Antwort Streikabbruch
27. Werden Schritte insbesonders von Advokaten Fühlung mit Konsulat

---

42 William Z. Foster (1881-1961) stammte aus einem irisch-katholischen Elternhaus und wuchs in den Slums von Philadelphia auf. Er trat um 1900 der „Socialist Party“ bei und schloß sich 1909 den „Industrial Workers of the World“ an, die er bereits 1911 wieder verließ, um die „Syndicalist League of North America“ (1912-1914) und die „International Trade Union Educational League“ (1915-1917) ins Leben zu rufen. Wenngleich beide Organisationen marginal blieben, entwickelte sich Foster zum führenden Theoretiker des Syndikalismus in den USA. 1921 begann Fosters Karriere in der CPUSA. Zunächst am äußersten linken Flügel der Partei angesiedelt, entwickelte er sich zur führenden Person in der „Trade Union Unity League“, einer Föderation revolutionärer Gewerkschaften. Zwischen 1932 und 1957 war Foster Vorsitzender der CPUSA. In dieser Zeit widersetzte er sich den zaghaften Demokratisierungsversuchen in der Partei. Foster starb am 1.9.1960 in Moskau.

aufnehmen

28. Foster spricht für uns deutsche Seeleute, [beiliegend Zeitungsbericht darüber]
Vertrauensleute S/S Bockenheim, Elise Schultz & Schierbeck, sprechen ebenfalls

30. Kollekte kommt fast garnicht mehr ein.

31. Rotfrontkämpferbund beträgt sich unkollegial in seiner Kollekte
Überhaupt K.P.A. und Union hier sehr oberfaul innerlich
Darüber persönlicher Bericht wenn zurück in Germany.

1. Febr.

Stimmung trotz aller Schwere von gesamten gut. Trotzdem auch von Hbg, u. besonders unser Club Bremen nichts von sich hören läßt halten inzwischen das seit 4. Jan. Bremen weiß von Bockenheim. Werden Parteiverfahren einleiten gegen Hbg & Bremen.

2.II Wiederum Post an Deckadresse abgeschickt; - aber Antwort wird wohl im Mond zu finden sein
Was ist mit Euch in Bremen los?
Na wartet ab wenn die erste Versammlung tagt.
Soeben legt mir Kohlz. Ahrens von S/S Bockenheim Brief von seiner Frau aus Kiel (vor), Frau im 6 Mt. schwanger kein Geld, keine Heizung, kein Essen am Verhungern u. <u>niemand</u> hilft auch nicht I.A.H. u. I.S.H.
Frau schreibt in solcher Verzweiflung, daß Freitod möglich erscheint.
Bin sofort zu Leiter der I.A.H. gegangen mit Brief; erfolglos.
Habe nach Rücksprache mit sämtlichen Genossen [striker] aus unserem [trotz großer Ebbe] Hungerfond 10 $ sofort telegraphisch Geld nach dort überwiesen.
Es ist also soweit gekommen, daß wir hier 5000 Meilen von Heimat unsere hungernden Frauen selbst unterstützen müssen, da unser eigener Verband sich um <u>nichts</u> kümmert, auch hierüber persönlicher Bericht.

4. Febr.

An Demonstration <u>bewußt</u> nicht teilgenommen hier.
Grund: persönlich Ausführung darüber in Bremen.

5. Es wird vom amer. Verband bekannt gegeben, daß Konsulat durch Anwalt hat sagen lassen [bekommen innerhalb 3 Tg. vor Abfahrt des nächsten deutschen Passagierboots Bescheid], daß wir nach Deutschland zurückkehren können.

6. Warten Antwort ab

7. Wird nach Besprechung mit sämtlichen Genossen, Vorschlag der amer. Genossin E. Stemm angenommen ein Abschiedsbankett zu geben von uns Streikenden. Zweck desselben ist Kollekte für uns da Streikfond auf Minimum herabgesunken ist.
Wird kleine Theateraufführung von uns gemacht.
I. Bekannt werden zum Streik.

2. Das in Streikgehen.
3. Verhandl. vor Gericht, nach Rückkehr in Deutschland.
Bankett soll Dienstag 9.II veranstaltet werden im Auditorium der Cooperative colony.

8. Heute morgen alle Genossen beim Konsul gewesen.
Konsul will Protokoll aufnehmen mit unserer Unterschrift daß wir das Schiff verlassen haben u. wir als strafverdächtig zurück geschickt werden unseren Raum angewiesen bekommen auf dem Boot, ohne Berührung mit der Mannschaft, noch Passagieren und daß wir bewacht werden.
Dieses zu unterschreiben haben wir verweigert.
Denn es heißt mit anderen Worten - als Gefangene zurück nach Deutschland.
Wir konnten nicht zur Einigung kommen und darauf Konsulat resultatlos verlassen, nach der Union Hall. Nach engerer Besprechung dortselbst [Streikkomites der 3 Schiffe u. der Chairman] haben wir folgendes beschlossen: Nur zu fahren unter nachstehender Bedingung.
Unterschreiben nur, daß wir die betreffende Person sind die laut Passbild im Seefahrtsbrief sind u. daß die Unterschrift im Seefahrtsbrief dieselbe ist, die wir auf Personalbogen als Passagier zeichnen.

Ob Konsul schreibt woran wir straffällig sein sollen usw. kann er machen wie er will, das zu entscheiden ist Gerichtssache Deutschlands bei Ankunft.
Wir verlangen als Passagier zurück und nicht als Gefangene.
Waren 12 wiederum bei Konsul
Konsul hat zugegeben, daß er in der Weise berichtigt
Also nur Personalaufnahmen machen will, alles andere geht uns nichts an.
Sollen deshalb morgen früh 9^h wieder dort sein.
Habe Leuten das bekannt gegeben soweit.

Rote Wacht

Reichszeitung

der oppositionellen und der roten Gewerkschafter des Wassertransports
Publikationsorgan des Einheitsverbandes der SHuBD und der FSH

3. Jahrgang | November 1932 | Nummer 12

Aus dem Inhalt:

1. Wird den Hafenarbeitern der Lohn abgebaut?
2. Tagung des Reichsleitung des Einheitsverbandes.
3. Die Lehren des Weserschifferstreiks.
4. Gesamtverband Stettin wählt Rußland-Delegierten.
5. Erster Offizier zertrümmert Schiffsungeziefer des Hafendein.

Alle Mann an Deck!

Schmiedet die einheitliche und kampfentschlossene Front aller Wassertransportarbeiter – Gegen alle Angriffe des Reeder- und Hafenkapitals – Kämpft für eure wirtschaftlichen und politischen Forderungen – Fort mit der faschistischen Diktatur – Her zur Einheitsfront!

Bravo, rote Matrosen des »Columbus«

Ein Murren der Seelente des Lloyd ging schon längst durch die Schiffe. Auch die Öffentlichkeit ist bereits über die Zustände an Bord der großen Passagierdampfer des Öfteren informiert worden. Der militärische Ton auf diesen Schiffen hat die Seelente schon lange verschnupft. Der Befehlston der Offiziere hatte dazu geführt, daß sich ein Teil der Besatzungsmitglieder einschüchtern ließ und alle „Befehle" gehorsamst durchführte. Aber diese Zeiten sind vorbei. Die Seelente erkennen, daß sie sich wehren müssen gegen diese brutalen Befehlen und gehen bereits dazu über und setzen sich zur Wehr.

Der Dampfer „Columbus", der zur Zeit in Neuyork liegt und bereits seit sechs Monaten Weltstadtreisen durchführt, kam am 6. Oktober nachts um 2 Uhr in Neuyork an. Die Schiffsleitung „befahl" den Matrosen der ersten Wache, die Luk zu löschen. Die Schiffsleitung machte sich die Sache sehr leicht und erklärte, daß die Zeit, die sie zum Löschen gebrauchten, abgerechnet werden könnte.

Die Matrosen weigerten sich, unter diesen Bedingungen die Luk zu löschen und verlangten die volle Bezahlung der zu machenden Überstunden.

Nebst verlangte die Schiffsleitung die 2. Matrosenwache an Deck zu holen, die die Arbeiten durchführen sollte. Diese lehnte es ab, die Arbeiten durchzuführen und schloß sich den Forderungen der ersten Matrosenwache an.

Auch die 3. Matrosenwache verweigerte die Arbeiten, und somit war eine einheitliche geschlossene Streikfront der Matrosen hergestellt.

Durch dieses energische Vorgehen der Matrosen entstand bei der Schiffsleitung eine vollständige Kopflosigkeit. Auch die Bedrohungen mit der berüchtigten Seemannsordnung halfen nichts. Die Matrosen bestanden auf ihre Forderungen. Der große Rat (Schiffsleitung) wurde nun gezwungen, die Forderungen der Matrosen anzuerkennen und die Zahlung der Überstunden sicherzustellen.

Die Matrosen des „Columbus" haben durch ihr mutiges Vorgehen gegen die Schiffsleitung bewiesen, daß sie verstehen, ihre Rechte zu verteidigen. Dieses Beispiel muß aufrüttelnd für alle Seelente sein. Die Verlängerung des Heuer- und Manteltarifs war schon ein Erfolg der Seelente. Nicht die Verhandlungskünste der Verbandsbürokratie waren es, die diesen Erfolg zu verzeichnen hatten, sondern die Streikbereitschaft der fahrenden Kollegen auf den Schiffen, sich keinen Pfennig Heuerraub sowie Verschlechterungen des Manteltarifs gefallen zu lassen.

Wenn die Reeder glauben, später die Seelente mit ihren Forderungen zu übertrumpeln, so werden die Seelente unter Führung des Einheitsverbandes der Seelente, Hafenarbeiter und Binnenschiffer Deutschlands dafür sorgen, daß die Reeder auf einen geballten Widerstand stoßen. Die Kollegen von Bord müssen überall, wo die Schiffsleitungen solches Ansinnen stellen, dazu übergehen, solche Aktionen durchzuführen, wie die Matrosen des „Columbus" es gezeigt haben. Die etwaige Erscheinung tretenden Fragen über die Zustände an Bord müssen durch den geschlossenen Widerstand abgewehrt werden. Die Seelente an Bord müssen sich Kampfmittel schaffen, die sich zusammensetzen aus allen Ebenen der Besatzung. Jede Verschlechterung der Verpflegung sowie der Arbeitsbedingungen muß rücksichtslos abgewehrt werden. Nur so macht ihr die Schiffe streikfest.

Die mutige Tat der Seelente des „Columbus" hat den Reedern einen Schrecken eingejagt. Sorgt durch die Herstellung der Einheitsfront dafür, daß den Reedern der Mut vergeht. Verschlechterungen des Tarifes durchzuführen! Folgt nicht den verräterischen Parolen der Gesamtverbandsbürokratie, die nur dem Reederkapital Hilfsstellung leistet, wie es bei dem Kampf der Hafen- und Eisenbahner in Hamburg, aber besonders in Berlin, sowie bei den Hochfrischiffern deutlich in Erscheinung tritt.

Schafft euch Kampfausschüsse! Diese werden dann die Gewähr gemeinsam unter Führung des Einheitsverbandes den Kampf erfolgreich führen.

Wie es gemacht werden muß

Die französischen Firmen Paraine und L. Lent haben ihre Matrosen nach Schluß der Reise in den meisten Fällen entlassen und wenn die Fahrtzeuge eine neue Reise bekamen, wieder eingestellt. Um gegen diese militärische Entlassung dem Unternehmer oder dem Reeder einen Riegel vorzuschieben, haben die Besatzungen eine Versammlung in Strasburg organisiert, an der 14 Matrosen der beiden Firmen teilnahmen. In dieser Versammlung, die von Kollegen des Einheitsverbandes geleitet wurde, beschlossen die Anwesenden, bei einer nochmaligen Entlassung sofort in den Streik zu treten und jeder Kollege dokumentierte das durch seine Unterschrift. Das mutige Vorgehen der Matrosen wurde der Firma hinterbracht und dieselbe hatte nichts Eiligeres zu tun, als Anweisung zu geben, daß alle Matrosen anfangen sollten.

Die Kollegen haben erkannt, daß nur der revolutionäre Wille und die Einheitsfront hergestellt werden muß, um die Unternehmer auf die Knie zu zwingen. Alle Hafenarbeiter, Seeleute, dem Einheitsverband beitreten.

Alarm in den Betrieben und auf den Schiffen!

Unter dem Druck der proletarischen Massenaktionen, den siegreichen Streikkämpfen gegen Notverordnungen und Lohnraub ist das Kabinett Papen aufgeplatzt.

Der durch die Hilfe der SPD-Führer gewählte Reichspräsident von Hindenburg hat Adolf Hitler mit der Führungsnahme mit den Parteien zur Bildung der neuen Regierung beauftragt.

Alarm! Auf den Schiffen, in den Betrieben, auf den Heuer- und Vermittlungsstellen.

Die deutsche Bourgeoisie hält den Zeitpunkt für gekommen, mit der offenen faschistischen Diktatur zu regieren.

Das Programm der deutschen Bourgeoisie, der Hitler und Schleicher ist: Durch Belagerungszustand, Streikverbote, die Errichtung der faschistischen Militärdiktatur die vollständige Versklavung und Ausraubung der Werktätigen zu vervollständigen. Durch Wahlrechtsraub, Einführung des Zweikammersystems — Verbot der einzigen Arbeiterpartei, der KPD, hofft die kapitalistische Clique jeden Widerstand zu brechen.

Wasserfransportarbeiter! Schon stehen das Reeder- und Hafenkapital auf dem Sprung zu einem neuen Angriff auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen. Jetzt sollen auch noch die letzten politischen und gewerkschaftlichen Rechte geraubt werden. Mit blutigem Terror soll jeder Widerstand unterdrückt werden.

Ob freigewerkschaftlich oder im Einheitsverband organisiert, der Einheitsverband ruft auch auf zum gemeinsamen Kampf in der Einfassschiffen Aktion.

Vereinigt euch zum gemeinsamen Kampf gegen die faschistische Diktatur, gegen den Lohn- und Wahlrechtsraub und gegen die Kriegshetzer!

Nieder mit dem Belagerungszustand!
Kämpft für eure wirtschaftlichen und politischen Forderungen!
Her zur Einheitsfront-Aktion!

Durch 24-stündigen Streik die Unternehmer auf die Knie gezwungen

Ein glänzendes Beispiel für die Richtigkeit der revolutionären Streikpraxis ergab ein bei der Firma Heinemann u. Co., Schiffsmalerei-betrieb, durchgeführter Streik, der nach 24 Stunden mit einem vollen Sieg beendet wurde.

Weshalb wurde gestreikt?

Die Firma Heinemann u. Co. machte den Versuch, den Tarif der Schiffsmaler zu durchbrechen. Am 3. November wurden Schiffsmaler zur Arbeit nach dem Dampfer „Donau", Nordbeutscher Lloyd, vermittelt, der im Hafen 2 lag. Als das Schiff dann um 10 Uhr zum Dock verholen sollte, mußte die Arbeit während dieser Zeit unterbrochen werden. Um 14 Uhr sollte die Arbeit im Dock der NSG Weser wieder fortgesetzt werden. Die Schiffsmaler forderten nun die Bezahlung der Wartezeit, die ihnen zustehen zusteht. Das wurde von der Firma abgelehnt. Weiter der Maler auf die Bezahlung der Wartezeiten bestand, wurde er von dem Unternehmer gemaßregelt. Eine sofort einberufene Versammlung beschloß den sofortigen Streik für folgende Forderungen:

1. Strikte Durchführung und Innehaltung des Tarifs.
2. Wiedereinstellung des gemaßregelten Kollegen.
3. Gerechte Vermittlung.

Diese Forderungen wurden dem Unternehmer übermittelt, dieselben aber abgelehnt.

Am Morgen des 5. November hat der Einheitsverband der Seelente, Hafenarbeiter und Binnenschiffer durch ein Flugblatt alle Schiffsmaler aufgerufen, keine Streikbrecherarbeit zu verrichten. Massenstreikposten wurden aufgestellt.

Dieses hatte zur Folge, daß die Firma Heinemann u. Co. als sie versuchte, die Schiffsmaler der anderen Firmen als Streikbrecher zu verwenden, einen glänzenden Reinfall erleben mußte. Schon am Mittag des 5. November erklärte Calbedoh, ein Kampagnon der Firma, sie seien bereit, alle Forderungen zu bewilligen. Die Arbeit wurde wieder aufgenommen. Da nun durch den Streik die Fertigstellung des Dampfers verzögert worden war, hatten die Unternehmer, daß am Sonntag, 6. November, gearbeitet würde, sie würden den 50prozentigen Zuschlag bezahlen.

Dieser 50prozentige Zuschlag wurde bei langem nicht mehr bezahlt. Es war also ein großer Erfolg, der erzielt werden konnte durch den kühn und entschlossen durchgeführten Streik.

Schiffsmaler und Reinigungsarbeiter aller Firmen! Was die Firma Heinemann u. Co. vorhatte, werden einer Tages eure Unternehmer auch versuchen. Darum müßt ihr fest zusammenstehen, dann seid ihr eine Macht. Der Einheitsverband vertritt in jeder Zeit eure Interessen, darum werdet noch heute Mitglied der einzigen Kampforganisation der Wasserfransportarbeiter, des Einheitsverbandes der Seelente, Hafenarbeiter und Binnenschiffer Deutschlands.

Giovanni Borgognone

Max Nomad zwischen Anarchismus und Elitentheorie[1]

1934 veröffentlichte das New Yorker "Scribner's Magazine" „Capitalism Without Capitalists",[2] einen Artikel von Max Nomad, dessen Behauptungen sieben Jahre später durch die in der berühmten „Managerial Revolution" von James Burnham verbreiteten Fassung in der ganzen Welt diskutiert werden sollten.[3] Max Nomad war davon überzeugt, daß sich das Ende des alten *„Privatkapitalismus"* bereits vollziehe und der Anbruch eines neuen, auf der Staatsmacht basierenden *"Kapitalismus ohne Kapitalisten"* unabwendbar sei. *„Kapitalismus ohne Kapitalisten"*, behauptete er, *„d.h. Staatskapitalismus, darauf läuft die bevorstehende Phase der wirtschaftlichen Entwicklung hinaus."*[4] Wie der individualistische Kapitalismus auf den Feudalismus gefolgt ist, vollziehe sich nun der Übergang zu einer neuen Sozialordnung, deren Beginn unterschiedliche Formen annehmen kann: In manchen Ländern mag er sich, vielleicht dank der Zusammenarbeit der liberalen Mittelklassen mit den gemäßigten Sozialisten, als friedlich erweisen. Oder er mag durch verzweifelte Volksrevolten ausgelöst werden, um anschließend in den Weg der Nationalisierungen und Verstaatlichungen der Wirtschaft einzumünden: Im Grunde war dies in Rußland geschehen, wo sich laut Nomad *„eine neue Form des Kapitalismus mit seiner pyramidenförmigen Schichtung, seinen Amtsinhabern und Handarbeitern und schließlich seinen substantiell unterschiedlichen Einkommenshöhen"* durchgesetzt hat.[5]
Schließlich mag sich der *„Kapitalismus ohne Kapitalisten"* durch einen Sieg des Faschismus vollziehen. Letzterer bildete in der Meinung des Verfassers, vor allem aufgrund des seine Bewegungen kennzeichnenden Dualismus, ein schwer zu deutendes historisch-politisches Phänomen: Mussolini hatte gleichzeitig die Zusammenarbeit mit der kapitalistischen Welt akzeptiert und den Massen einen entschieden antikapitalistischen Kurs versprochen. Nomad war überzeugt, daß sich einer marxistischen Literatur, die vom Gegensatz „Kapitalismus" und „Sozialismus" ausgeht, die Deutung des Fa-

---

1 Mein Dank geht an Peter Meyer Filardo, Archivar der Tamiment Library (New York University), für seine Hilfsbereitschaft.

2 Max Nomad, Capitalism Without Capitalists, in: Scribner's Magazine, 6/Juni 1934 (Vol. XCV), S. 407-411 (s. die Übersetzung in diesem ARCHIV, S. 171-180).

3 James Burnham, The Managerial Revolution, New York 1941. Verschiedene gleichartige Hinweise kennzeichnen auch andere Arbeiten der dreißiger Jahre, etwa die faschistenfreundliche von Lawrence Dennis, The coming American Fascism, New York 1936, sowie die verschiedener linker Stalingegner (Lucien Laurat, Simone Weil, Ante Ciliga). Dazu im einzelnen Alfredo Salsano, Ingegneri e politici. Dalla razionalizzazione alla „rivoluzione manageriale", Turin 1987, S. 103-143. In Zusammenhang mit Burnhams Managertheorie schrieb Nomad: *„Ursprünglich von Bakunin erahnt, anschließend von dem polnischen Revolutionär Wacław Machajski entwickelt und später der amerikanischen Öffentlichkeit vom Unterzeichnenden vorgestellt, wurde sie Gegenstand eines Bestsellers, dessen Verfasser seinen Vorgängern den Dank schuldig blieb. Er war Ethiklehrer."* (Max Nomad, A Skeptic's Political Dictionary and Handbook for the Disenchanted, New York 1953, S. 69).

4 Max Nomad, Capitalism Without Capitalists, a.a.O., S. 411 (in diesem ARCHIV S. 179).

5 Ebd., S. 408 (in diesem ARCHIV S. 174).

schismus nicht wirklich erschließt: Die Natur der Faschismen könne nur im Rekurs auf den Begriff des Staatskapitalismus begriffen werden. *„Mussolini"*, sagte er, *„der jegliche sozialistischen oder kommunistischen Parteiaktivitäten verbietet - denn Faschismus meint, wie Bolschewismus, das Regierungsmonopol einer einzigen Partei - (zieht) die Möglichkeit in Betracht, zu einem System des Regierungseigentums Zuflucht zu nehmen."*[6] Auch der deutsche Nationalsozialismus, obschon dank der entscheidenden Hilfe der Kapitalisten und Junker an die Macht gekommen, um Schleichers Vorhaben eines Staatskapitalismus unter militärischer Leitung zu stoppen, wird Nomad zufolge schließlich früher oder später ausgiebig zu Nationalisierungsmaßnahmen greifen. Ähnlich gestalte sich die Lage in Japan, die - gekennzeichnet durch die Verwendung einer noch aus dem Feudalismus stammenden Terminologie und im Geleit des aggressivsten aller Imperialismen - eindeutig auf den Staatskapitalismus ausgerichtet sei.[7]
Welche Veränderungen mögen auf der Ebene der Führungsschicht die Durchsetzung des Staatskapitalismus begleiten? Nomad war der Ansicht, daß in diesem Zusammenhang die Thesen in Bezug auf die Aktiengesellschaften von Adolf A. Berle und Gardiner C. Means von Bedeutung seien.[8] Berle und Mears hatten festgestellt, daß deren Management zu einer von der Kontrolle durch die Aktionäre, denen nur der „passive" Besitz verblieb, unabhängigen Machtposition aufgestiegen war. Angesichts des neuen Typs der auf Kompetenz und einer besseren Effizienz aufgebauten Makroorganisationen schien der Untergang der alten kapitalistischen Unternehmen festzustehen. Der Gedanke Nomads war, daß mit dem Verschwinden des Privateigentums die Verfügung in die Hände des Staats übergegangen sei, und daß die aus Managern, Organisatoren und Technikern bestehende *„neue Mittelschicht... mit staatlichen Mitteln"* die höchsten Positionen der sozialen Macht eingenommen habe.[9]
Die Annahme vom Ende des Kapitalismus und vom Aufstieg einer neuen, aus *„geistigen Arbeitern"* bestehenden Führungsschicht wurde von Nomad in einem 1936 in „Modern Monthly" erschienenen Aufsatz bestätigt.[10] Mit der bolschewistischen Revolution, so Nomad, ist zum ersten Mal eine bürokratische Managergruppe an die Macht gelangt. Zu glauben, diese Revolution sei eine Verzerrung des ursprünglichen Cha-

---

6 Ebd., S. 410 (in diesem ARCHIV S. 177/178).
7 Ebd., S. 411 (in diesem ARCHIV S. 178/179).
8 Vgl. Adolf A. Berle/Gardiner C. Means, The Modern Corporation and Private Property, New York 1932. Dieselben Thesen werden von Means zum Teil in einem Aufsatz von 1931 vorweggenommen: Vgl. Gardiner C. Means, The Separation of Ownership and Control in American Industry, in: Quarterly Journal of Economics (Cambridge, Mass.), 1/November 1931 (Vol. XLVI), S. 68-100.
9 Max Nomad, Capitalism Without Capitalists, a.a.O., S. 408 (in diesem ARCHV S. 173). Der Verfasser war der Ansicht, daß der Gedanke, die kapitalistische Gesellschaft durch die Einführung von *„Staatseigentum"* und die Machtergreifung verschiedener Arten von Technikern und Intellektuellen zu reformieren, bereits im 19. Jahrhundert in Europa entstanden ist. Claude Henri de Saint-Simon hat nämlich in Wissenschaftlern, Künstlern und Handwerkern die natürlichen Führer der Arbeiterklasse erkannt. Vgl. z.B. Claude Henri de Saint-Simon, L'Organizzatore, in: Ders. Opere, Turin 1975, S. 427-547, besonders S. 442. (S. auch Claude-Henri de Saint-Simon, Ausgewählte Schriften. Übersetzt und mit einer Einleitung herausgegeben von Lola Zahn, Berlin 1977 [dieser Band enthält auch die Schrift „Der Organisator"]; Die Lehre Saint-Simons. Eingeleitet und herausgegeben von Gottfried Salomon-Delatour, Neuwied 1962; Manfred Hahn, Präsozialismus: Claude-Henri de Saint-Simon, Stuttgart 1970, AdÜ).
10 Max Nomad, Tragedy of the Underdog, in: Max Nomad Papers 1902-1967, Box 1, Tamiment Library, New York University.

rakters des Sozialismus gewesen, ist in Nomads Meinung eine sentimentale Deutung. *„Von seinem Gefühlsgehalt entkleidet"*, sagte er, *„und auf bloße Wirtschaftsbegriffe reduziert, hat der Sozialismus immer nur die Bedeutung des* staatlichen Besitzes der Produktionsmittel *gehabt."*[11] Marx selbst hatte die Vorstellung einer *„ersten Phase des Kommunismus"* auf dieses Ziel begrenzt, das seiner Ansicht nach nicht zur Einkommensgleichheit führen werde, die künftigen Generationen vorbehalten bleibe. *„Das sowjetische Beispiel"*, betonte Nomad, *„hat gezeigt, daß Ausbeutung im Sozialismus genauso möglich ist, wie in jedem anderen Sozialsystem zuvor."*[12] Obschon das künftige Weltregime den Namen *„Sozialismus"* tragen mag, wird es in Nomads Augen die Grundeigenschaft jedes Vorgängerregimes, nämlich die *„Ausbeutung"*, nicht beseitigen. Wie erklärt sich der Aufstieg der Faschismen aus dieser Sicht? Laut Nomad stellten diese eine rasche Abkürzung zum Erreichen der Macht dar, die von den *„geistigen Arbeitern"* eingeschlagen wurde, als die kommunistischen Bewegungen dem Anschein nach geringere Aussichten auf einen unmittelbaren Sieg boten.[13] Das war eine der Kernthesen, mit denen Nomad vier Jahre zuvor den Band „Rebels and Renegades" beendet hatte. Die Arbeit unterzog einige Persönlichkeiten - wie Errico Malatesta, Auguste Briand, Leo Trotzki und Benito Mussolini -, die der Verfasser im Hinblick auf die sich im Gang befindliche epochale Umwälzung als bedeutsam einstufte, einer kritischen Würdigung.[14] Namentlich auf das Oberhaupt des italienischen Faschismus bezogen, stellte er fest: *„Seine Methoden zur Behandlung der Opposition mögen archaisch erscheinen,... doch in historischer Sicht ist die Bewegung, die er repräsentiert, etwas neues. Sie ist Teil eines neuen Geschichtsprozesses - der Aufstieg einer neuen Klasse zur Macht."*[15]

Laut Nomad sollten die Ursprünge eines solchen Prozesses in Italien in Verbindung mit den Besonderheiten des italienischen Sozialismus gesehen werden. Dessen Theorien und Taktiken waren dieselben, wie die von anderen europäischen sozialistischen Parteien gebrauchten, die Struktur der Kader war jedoch verschieden. Die demokratische Entwicklung des Bildungssystems hatte im allgemeinen in verschiedenen Ländern breiten Schichten der Arbeiterklasse den Zugang zu einer elementaren Bildung ermöglicht. In der Folge hatte diese Klasse in großem Ausmaß ihre eigene intellektuelle Schicht, ihre eigenen Führer hervorgebracht. In Italien steckte dagegen das öffentliche Schulsystem noch in den Anfängen und daher sind es dort die *„vornehmen Intellektuellen"* gewesen, die die Leitung der sozialistischen Partei auf sich nahmen und diese in eine *„Professorenpartei"* umformten.[16] Für die Bewegung, die Mussolini nach seinem Ausscheiden aus den sozialistischen Reihen zu organisieren verstand, er-

---

11 Ebd., S. 3.
12 Ebd., S. 4.
13 Ebd., S. 6.
14 Max Nomad, Rebels and Renegades, New York 1932. Die Schlußbetrachtung des Bandes wurde in französischer Übersetzung auch von „Révolution Prolétarienne" veröffentlicht. Laut Nomad war in Rußland eine Partei der Intellektuellen an die Macht gelangt, die ein von einer allmächtigen Bürokratie geführtes System des *„Staatskapitalismus"* erzwungen hat. Was zudem die in Italien und Polen zum Faschismus übergelaufenen *„geistigen Arbeiter"* betrifft, war der Verfasser der Ansicht, daß es sich dabei um Überläufer des Sozialismus auf der Suche nach einer Abkürzung zum selben Ziel, nämlich zur Macht, handele. Vgl. Max Nomad, Le Socialisme des Intellectuels, in: La Révolution Prolétarienne, 163/10. November 1933 (9. Jg.), S. 416-420.
15 Max Nomad, Rebels and Renegades, a.a.O., S. 263.
16 Ebd., S. 265.

wies sich somit die Zustimmung der gebildeten und halbgebildeten *„unteren Mittelklasse"* und ihrer deklassierten Intellektuellen als ausschlaggebend, die sich in einer sogar schlimmeren wirtschaftlichen und sozialen Lage wähnten als die Handarbeiter, hatten letztere doch zumindest Organisationen zur Verteidigung ihrer Interessen.
Einmal an der Macht, auch dank der Hilfe sich vor der roten Gefahr ängstigender hoher kapitalistischer Kreise,[17] hatten die Faschisten nur mehr im Sinn, in den erreichten Positionen auszuharren: *„Die Faschisten haben die Revolution nicht, wie dies die offizielle Geschichte erzählt, für Italien vollbracht, noch, wie Sozialisten und Kommunisten sagen, für den Kapitalismus... Sie haben Italien allein für sich selbst erobert."*[18]
Auch in Hinsicht auf den Bolschewismus hob Nomad in seinem Porträt Trotzkis hervor, daß man einer einzigen zentralen Frage - dem *„Kampf um die Macht"*, dem wesentlichen Bestandteil der politischen Aktion - nicht ausweichen kann. 1925 haben Sinowjew und Kamenew, einst hartnäckige Gegner der trotzkistischen Strömung, eine völlige Kehrtwende vollzogen. Da sie nun Stalin als immer unwilliger einschätzten, die Macht mit irgendjemand zu teilen, boten sie dem, der bislang ihr erbitterter Feind gewesen, ihr Bündnis an. Da er sich in seiner politischen Aktion im Grunde von Erwägungen des *„Kampfes um die Macht"* leiten ließ, hat Trotzki - laut Nomad - schließlich zugestimmt.[19]
Die dann von Stalin nach der Ausschaltung der trotzkistischen Opposition durchgeführte Politik - so Nomad - war nichts anderes als der Vollzug all jener Kollektivierungs- und Industrialisierungsvorschläge, um die gerade die Opposition so gerungen hatte. Am Ende entpuppte sich Trotzki als der eigentliche Anreger und Verfechter des sowjetischen Staatskapitalismus, Stalin als derjenige, der *„dessen Vorstellungen dreist in die Tat umsetzte"*.[20] Was sie getrennt hat, war im Grunde der Wettstreit um die Macht. Stalins Sieg in Rußland, schrieb Nomad in einer unveröffentlichten Biographie des Sowjetchefs, hat bloß die Übertragung der gesamten Macht von einer Gruppe bolschewistischer Funktionäre auf die andere bedeutet, genauer, von einer vorwiegend aus Intellektuellen der *„unteren Mittelklasse"* gebildeten Gruppe auf eine Schicht ehemaliger, im Vergleich zu ihren intellektuellen *„Rivalen"* (ebenso wie die Fa-

---

17 1933 besprach Nomad die Arbeit von Curzio Malaparte über den *„Staatsstreich"* (Vgl. Curzio Malaparte, Technik des Staatsstreichs, Karlsruhe 1968; Neuauflage: Berlin 1988) und widersetzte sich dabei der These des italienischen Schriftstellers, wonach die einer Revolution günstigen Umstände im wesentlichen technische sind und auf die Fähigkeit rückführbar, die Kontrolle über die Lebensadern des nationalen Wirtschaftslebens zu erlangen, wie dies Trotzki im November 1917 in Rußland zu tun verstand. Nach Malaparte waren die revolutionären Versuche der italienischen und polnischen Kommunisten 1920 und der deutschen zwischen 1919 und 1923 einfach daran gescheitert, daß diese Gruppen im Unterschied zu Mussolini nicht auf die korrekte Technik achteten. Nomad zufolge hat die Rekonstruktion Malapartes einen wesentlichen Aspekt übersehen, der aus günstigen Verhältnissen und Zusammenhängen besteht. Mussolini hatte beispielsweise die entscheidende Hilfe hoher italienischer Militärkreise, und erst nach dem Sieg konnte er ein doppeltes Spiel mit seinen Verbündeten treiben. All das, bemerkte Nomad, entsprach nicht exakt den *„Techniken"* Trotzkis. Vgl. Max Nomad, Fascist Poet „Explains" Revolution, in: Ders., The Anarchist Tradition and Other Essays, New York 1967 (Manuskript, New York Public Library), S. 125-126. Die Rezension erschien ursprünglich in „The Nation. A Weekly Journal devoted to politics, literature, science, drama, music, art, industry" (New York), 27. Juli 1932.

18 Max Nomad, Rebels and Renegades, a.a.O., S. 309.

19 Ebd., S. 247.

20 Ebd., S. 261.

schisten im Vergleich zu den *„bürgerlichen"* Sozialisten), gröberen und rücksichtsloseren Arbeiterautodidakten, denen deshalb im Kampf um die Macht der Sieg beschieden war.[21]

Als er 1954 auf die Person Trotzkis zurückkam, bekräftigte Nomad sein im Buch von 1932 skizziertes Porträt und veranschaulichte einmal mehr die substantielle Kontinuität der vor, während und nach der Revolution formulierten Thesen Trotzkis mit der konkreten Ausführung der Sowjetorganisation.[22] Trotzkis Vorstellungen von 1906 über die *„proletarische Diktatur"* sind nach Nomad sogar noch radikaler gewesen, als die damals von Lenin vertretenen *„und wurden von Lenin 1917 tatsächlich in die Tat umgesetzt"*.[23] Wie erklärt sich an dieser Stelle die große Feindschaft, die Trotzki offen gegen den Führer der Bolschewisten gezeigt hat? *„Als offensichtliche Erklärung"*, antwortete Nomad, *„ist anzunehmen, daß er sich nicht einfach unwiderruflich der Autorität eines herrischen Chefs wie Lenin unterwerfen wollte."*[24] Da er aber ein *„General ohne Waffen"* war, so Nomad weiter, mußte sich Trotzki schließlich beugen und schloß sich der Partei seines Rivalen an.[25] Auch der Streit mit Stalin wurde von Nomad, wie wir bereits gesehen haben, auf den bloßen Kampf um die Macht zurückgeführt - auf theoretischer Ebene haben sich nämlich die von Trotzki über Jahre hinweg geäußerten Vorstellungen geradezu als Vorwegnahmen der prinzipiellen Leitlinien stalinscher Politik erwiesen.[26]

Folglich stufte Nomad 1936 am Ende seines Aufsatzes für „Modern Monthly" die faschistischen und kommunistischen Revolutionen als in ihrem Wesen gleichartig ein: *„Ein System, das die Herrschaft einer Administratorenklasse ins Leben ruft, ist mit dem aristokratischen Nationalsozialismus à la Pareto und Mussolini und dessen Verherrlichung der Elite genauso vereinbar, wie mit einem marxistisch-lenininstischen ‚proletarischen Internationalismus' und dessen nicht minder aristokratischen ‚proletarischen Avantgarde'."*[27]

---

21 Max Nomad, The Son of the Cobbler, in: Max Nomad Papers 1902-1967, Box 2, Tamiment Library, New York University, S. 73-74.

22 Max Nomad, Leon Trotsky - Stalin's Teacher malgré lui (1879-1940), in: Ders., Post Mortems and Postscripts, New York 1967 (Manuskript, New York Public Library), S. 15-17. Der Artikel wurde ursprünglich 1954 in „The Socialist Call. Official Organ of the Socialist Party" (New York) veröffentlicht und war eine Besprechung des ersten Bandes von Isaac Deutschers Trotzki-Biographie (vgl. Isaac Deutscher, The Prophet Armed. Trotsky, 1879-1921, New York 1954; Isaac Deutscher, Trotzki I. Der bewaffnete Prophet 1879-1921, Stuttgart 1962).

23 Ebd., S. 15.

24 Ebd.

25 Betrachtungen desselben Tenors wurden von Nomad gegenüber Lenin angestellt. In einigen unveröffentlicht gebliebenen Anmerkungen schildert der Autor den Bolschewistenführer als *„Übermensch"*, der sich beim Unterfangen, die Macht zu behalten und ein großes Imperium zu gründen, geschickter als Napoleon erwies. Vgl. Max Nomad, Notes on Lenin. The Victorious Rebel, in: Max Nomad Papers, 1902-1967, Box 2, Tamiment Library, New York University. In anderen, auf 1925 zurückgehenden Anmerkungen hat Nomad sogar eine Annäherung zwischen Hitler und Lenin gezeichnet: *„Hitler definierte einmal seine Macht als eine ‚Einmanndemokratie'. Das war zweifellos lächerlich. Doch fünfzehn Jahre zuvor ist es eine profunde revolutionäre Theorie gewesen, als Lenin erklärte, daß ‚die sozialistische Rätedemokratie mit der persönlichen Macht oder der Diktatur vereinbar ist, da der Wille einer Klasse mitunter am besten durch einen Diktator in die Tat umgesetzt wird', (Band 17, S. 89 der russischen Ausgabe von Lenins Werken von 1925)."* (Max Nomad, Hitler, Lenin. Their Democracy (1925), in: Max Nomad Papers 1902-1967, Box 4, Tamiment Library, New York University).

26 Max Nomad, Leon Trotsky, a.a.O., S. 17.

27 Max Nomad, Tragedy of the Underdog, a.a.O., S. 7.

Das Ergebnis, zu dem jede Art kommunistischer, syndikalistischer oder anarchistischer Revolte gegen die neue herrschende Bürokratie der *„sozialisierten"* Organisation der Ausbeutung führen mag, kann allerdings wiederum nur die Bildung einer neuen Bürokratie, einer neuen herrschenden Aristokratie sein. Solch skeptische Erkenntnis hat jedoch, mahnte Nomad, nicht die Bedeutung einer *„Schicksalsergebenheit"*, sondern muß zur *„Revolte gegen jeden ‚Status Quo' führen - gegen die heutige kapitalistische Ausbeutung ebenso wie gegen die morgige sozialistische Ungleichheit"*.[28]

Es gibt, folgerte Nomad, keine *„endgültige Revolution"*, die jeden weiteren Klassenkampf abschaffen kann, denn jeder von den siegreichen Führern ausgerufene *„Endsieg"* ist immer nur der Ausgangspunkt für einen neuen Kampf. Die anarchistische Perspektive Nomads nimmt letzten Endes die Gestalt einer *„elitistischen"* Lesart der historischen sozialen Transformationsprozesse an; von dieser Deutung leitet sich die Vorstellung von der Notwendigkeit einer authentischen *„permanenten Revolution"* gegen die herrschende und ausbeutende Elite her. *„Permanent"*, veranschaulicht Nomad, *„nicht in dem Sinn derer, die kurzen Prozeß mit ihrem ‚dialektischen Prozess' machen, sobald sie sich selbst auf dem Thron einer sozialisierten Welt befinden, sondern in der wahren Bedeutung des Begriffs."*[29]

Zur Fassung seines *„skeptischen Anarchismus"* war der Verfasser im Verlauf eines intellektuellen und kulturellen Bildungswegs gelangt, der in Europa seinen Anfang nahm.[30] 1881 in Buczacz in Polen geboren, verbrachte Max Nacht (Nomad ist ein Pseudonym) seine Jugend in Österreich, wo er in Wien die Universität besuchte. 1902 widmete er der revolutionären Bewegung in Rußland ein mit Max Nacht unterzeichnetes Pamphlet. Darin spürte er dem großen Einfluß der französischen Revolution nach, von der diese Bewegung einen wesentlichen Antrieb bekommen hatte.[31] Nomad zufolge hatten nämlich die napoleonischen Kriege eine Annäherung Rußlands an den Westen und besonders an die französische Kultur bewirkt. Nachdem er das gegenwärtige Bild kultureller Gärung in jenem Land zusammengefaßt hat, verweilt der Autor namentlich beim „Nihilismus", der nicht so eine sehr politische, sondern, wie er präzisiert, eine philosophische Strömung gewesen sei, obschon mit einem Widerhall anarchistischer Philosophie: Der „Nihilismus" regte nämlich dazu an, sich keiner Autorität und keinem Prinzip zu beugen, die nicht Erzeugnisse der Vernunft sind. Die Polizei hatte mit der Verfolgung der Nihilisten begonnen, und in der Folge sind die russischen Studenten, die sich bislang von der Politik ferngehalten hatten, in die Arme des Sozialismus getrieben worden. Am Ende seines Pamphlets stellte Max Nacht fest, daß sich

---

28 Ebd., S. 8. Die politische Perspektive Nomads nimmt also als ein gegenüber allem millenaristischen Blendwerk skeptischer und ernüchterter Anarchismus Gestalt an. In der gleichen Weise beurteilt er 1953 alle *„Ismen"*: *„Eine Reihe von Glaubensartikeln für die ‚Besiegten', die beginnen die Massen zu ergreifen, wenn und wo die Tröstungen der Religion ihren Zauber verlieren. Es war vor allem der Sozialismus, der in diesem Tal der Tränen das Heil versprach."* (Max Nomad, A Skeptic's Political Dictionary, a.a.O., S. 61).

29 Max Nomad, Tragedy of the Underdog, a.a.O., S. 11.

30 Vgl. Edmund Wilson, Max Nomad and Wacław Machajski, in: Max Nomad, Aspects of Revolt (1959), New York 1961, S. VII-XX.

31 Max Nacht, Die revolutionäre Bewegung in Rußland. Historische Skizze, Berlin 1902, in: Max Nomad Papers 1902-1967, Box 1, Tamiment Library, New York University.

die russische revolutionäre Bewegung nunmehr voll erhoben hat und durch nichts mehr aufgehalten werden kann.
Danach verteidigte Max Nacht in einem Artikel aus dem Jahr 1904 den *„revolutionären Syndikalismus"* gegen seine sozialdemokratischen Verleumder.[32] Die Idee des *„Generalstreiks"*, stellte er fest, übte unter den arbeitenden Massen eine immer größere Anziehungskraft aus. In der französischen Sozialdemokratie überwiege jedoch die Linie von Jules Guesde, die sich der Anerkennung des Generalstreiks zur Auslösung einer starken revolutionären Volksbewegung widersetze. Dennoch sei der Sieg der Guesdisten bei der Abtötung glühender aufrührerischer Empfindungen ohne Erfolg: *"Vergebliche Müh! Er wird euch nicht mehr dabei helfen, die Arbeiter unter eurem roten Jesuitenhut zu halten. Eure Zeit ist abgelaufen, und sie hat lang genug gedauert."*[33]
1916 stellte Max Nacht in der italienischen Zeitschrift „Vita" fest, daß sich innerhalb der französischen anarchistischen und syndikalistischen Bewegung der Gedanke festgesetzt hatte, der deutschen Bevölkerung ermangele es an revolutionärem Geist.[34] Der Verfasser versicherte im Gegenteil, daß sich zwischen 1882 und 1884 eine anarchoterroristische Bewegung in Österreich gebildet hatte, deren Wirkung in den Arbeiterschichten unvergleichlich größer war als die der Gemäßigten. Zudem hatte es in der russischen revolutionären Erfahrung von 1905 eine breite Beteiligung von Deutschen gegeben; schließlich haben nach 1910 in nahezu allen deutschen Städten gewalttätige Kundgebungen, geführt von Arbeitslosen, Streikenden und auch von *„bewußten"* Sozialdemokraten, stattgefunden. Statt dessen erlebe man gerade in Frankreich einen Niedergang des revolutionären Syndikalismus: Die Streiks der Buchdrucker, Schlosser, Bergleute und anderer bedeutender französischer Berufszweige waren fast nie mehr von Gewalttätigkeiten begleitet, da der Faktor der *„Organisation"* immer mehr um sich griff und folglich die Gewerkschaftsverbände immer stärker wurden, die sich gleichzeitig zunehmend am Reformismus orientierten.
1921 richtete Max Strypyansky zur weiteren Wahrung seiner anarchistischen und revolutionär syndikalistischen Perspektive eine harte Kritik gegen Kropotkins Anarchismus.[35] Unter dem Einfluß von Proudhon und Bakunin hatte Kropotkin zwar seine *„Staatsverneinung"* zum Ausdruck gebracht, doch inkonsequenterweise, so Strypyansky, verharrte er in der russischen intellektuellen Bewunderung für die bürgerlichen westlichen Formen, namentlich für den Föderalismus und die lokale Unabhängigkeit der *„freien"* Städte in der Antike und im Mittelalter -, die im Gegensatz zum zentralistischen Absolutismus eines Alexander dem Großen, eines Caesar, eines Ludwig

32 Max Nacht, Demagogen und Generalstreik, in: Der Anarchist, Berlin 1904, in: Max Nomad Papers 1902-1967, Box 1, Tamiment Library, New York University. Weitere in diesen Jahren unter seinem eigentlichen Namen Max Nacht veröffentlichte Artikel sind: Das Erwachen der Sklaven, in: Neues Leben, Berlin 1902; Es kracht, in: Neues Leben, Berlin 1902; Emile Zola als Dichter des Proletariats, in: Die Anarchisten, 1902; Galizien, in: Weckruf, Zürich 1904.
33 Ebd.
34 Anonymous, Per sfatare una leggenda, in: Vita, 1916, in: Max Nomad Papers 1902-1967, Box 1, Tamiment Library, New York University.
35 Max Strypyansky, Peter Kropotkin, in: Soviet Russia. A Weekly Journal of Information (New York), 9/26. Februar 1921 (Vol. IV), S. 201-205.

XIV. und der Romanows standen.[36] Kropotkin glaubte herausgefunden zu haben, daß die antiken und mittelalterlichen *„Stadtrepubliken" „freie Kommunen"* ohne ein wirkliches staatliches Gefüge gewesen seien. Nach Max Strypyansky vernachlässigte er jedoch den Umstand, daß sich die Bevölkerung der antiken Städte in Wahrheit überwiegend aus Sklaven zusammensetzte und daß es *„in den mittelalterlichen Städten Klassenkämpfe und Klassenunterdrückung gab"*.[37]

Auf die *„revolutionäre"* Bildung des jungen Max Nacht hatte, wie er übrigens selbst ausdrücklich zugab, das Denken des polnischen Anarchisten Jan Wacław Machajski (1866-1926) einen beträchtlichen Einfluß gehabt.[38] Machajski hatte seine Laufbahn als politischer Aktivist als Nationalist begonnen und war dann zum revolutionären Marxisten geworden. Verhaftet und nach Sibirien deportiert, hatte er zwischenzeitlich seine Kenntnis der sozialistischen Literatur vertieft und seine Kritik daran entwickelt. Diese Betrachtungen wurden in das 1905 in Genf veröffentlichte Werk „Umstvennyi rabochii" („Der geistige Arbeiter") aufgenommen: Die Sozialisten, machte Machajski geltend, oder diejenigen, die sich als Wortführer und Vertreter der Arbeiterklasse ausgeben, sind ihrerseits eine aus Technikern, Intellektuellen, Fachleuten, Angestellten und Funktionären zusammengesetzte Klasse mit einem bestimmten Bildungsniveau. Wenn sie sich dem Kapitalismus widersetzen und versuchen, ihn durch demokratische Regierungsprozesse abzulösen, versetzen sie sich in Wirklichkeit in die Lage, die neue herrschende Klasse zu werden und den *„Staatsbesitz"* an den Industriebetrieben zu übernehmen.[39]

Max Nomad, der dieses Pseudonym in den Vereinigten Staaten annahm, wo er *lecturer* für Politik und Geschichte an der New York University wurde,[40] machte sich die Thesen von Machajski zu eigen und formulierte sie im Verlauf der dreißiger Jahre wieder-

---

36 Ebd., S. 202. Kropotkin hat die Bedeutung jenes von ihm *„gegenseitige Hilfe"* oder *„gegenseitige Unterstützung"* genannten sozialen Faktors hervorgehoben und bemerkt, wie der Vorrang dieses Faktors in manchen Geschichtsperioden eine raschere und fruchtbarere Entwicklung der Künste, der Wissenschaften und der Industrie zuließ. Dies war Kropotkin zufolge nachweisbar, sobald man die antiken griechischen Städte und die freien mittelalterlichen Stadtrepubliken wie Florenz oder Brügge in Betracht zog. Vgl. Peter Kropotkin, Gegenseitige Hilfe in der Tier- und Menschenwelt, Berlin 1975 (um ein Vorwort aktualisierter Nachdruck der Ausgabe Leipzig 1908).

37 Max Strypyansky, Peter Kropotkin, a.a.O., S. 202.

38 Vgl. Edmund Wilson, Max Nomad and Wacław Machajski, a.a.O., S. VII-XIV; Paul Avrich, What is 'Makhaevism'?, in: Soviet Studies, 1/Juli 1965 (Vol. XVII), S. 66-75; Marshall S. Shatz, Jan Wacław Machajski. The 'Conspiracy' of the Intellectuals, in: Survey, 62/Januar 1967, S. 45-57 (s. auch: Marshall S. Shatz, Jan Wacław Machajski. A Radical Critic of the Russian Intelligentsia and Socialism, Pittsburgh 1989, AdÜ); Anthony D'Agostino, Intelligentsia Socialism and the „Worker's Revolution": The Views of J. W. Machajski, in: International Review of Social History, 1/1969 (Vol. XIV), S. 54-89; Giampietro N. Berti, Il pensiero anarchico: dal Settecento al Novecento, Manduria 1998, S. 609-610.

39 Vgl. Jan Wacław Makhaïski, Le socialisme des intellectuells. Textes choisis, traduits et présentés par Alexandre Skirda, Paris 2001 (zuerst Paris 1979).

40 Von den Vorlesungen Nomads an der New York University war 1949 „Social Philosophies in Action" eine vergleichende Untersuchung von Kommunismus, Faschismus, Nationalsozialismus, Anarchismus und Syndikalismus. 1951 nannte sich Nomads Vorlesung „Ideologies and Interests in Contemporary World Politics" und war der Untersuchung von Verschränkungen zwischen Klassen und Interessengruppen auf der einen und den verschiedenen Ideologien (Nationalismus, Liberalismus, Kommunismus) auf der anderen Seite gewidmet. Vgl. Max Nomad, Lectures NYU, New School, Rand School, in: Max Nomad Papers 1902-1967, Box 1, Tamiment Library, New York University.

holt neu. Auf einem Symposion verbreitete er sich 1937 namentlich über den Aufstieg der *„geistigen Arbeiter"* zur neuen herrschenden Klasse.[41] Es handele sich um Bürovorsteher, Lehrer, Techniker, Handels- und Finanzfachleute, Journalisten, Politiker usw. oder *„eine breite Schar Gebildeter oder Halbgebildeter, allesamt ‚Nichtbesitzer' die einen Schulabschluß haben mögen oder keinen, aber zum Leben sicher nicht auf eine Handarbeit oder eine niedrige Angestelltentätigkeit angewesen sind".*[42]
Innerhalb dieser Schicht geistiger Arbeiter unterschied Nomad zwei Gruppen: Die eine aus denen bestehend, die mit ihrer sozialen Stellung zufrieden waren, die andere aus denen, die dies nicht waren. Zur letzteren gehörten die schlecht bezahlten oder unbeschäftigten Journalisten, die Anwälte ohne Klienten, die Ärzte ohne Patienten etc. Diese verschiedenen *„Unzufriedenen"* bildeten, laut Nomad, allesamt potentielle Aktivisten der faschistischen oder radikalen Bewegungen, die auf eine revolutionäre Veränderung, die mit dem alten Kapitalismus Schluß machen würde, hofften.[43] *„Mit der bolschewistischen Revolution und der Festigung des sogenannten Sowjetsystems war es das erste Mal, daß diese Gruppe autonom wurde."*[44] Nach und nach sahen auch in den kapitalistischen Ländern Westeuropas die aufgeklärtesten Teile der Intelligentsia im russischen Beispiel die Gelegenheit, der ökonomischen Unsicherheit ein Ende zu setzen und die Aussicht, zu neuen Herrschern zu werden.[45] Es handelte sich demnach um eine echte neue Aristokratie: *„Es ist belanglos, ob sie sich als Demokraten, Anarchisten, Sozialisten, Kommunisten, Syndikalisten oder Faschisten bekennen. Wie alle aristokratischen Gruppen sind sie in ihrer Politik unweigerlich machiavellistisch oder unmoralisch und bereit, ihre ‚Moral' mit jeder Art philosophischer Rechtfertigung (‚Rationalisierung') zu stärken."*[46]
Als Schüler von Machajski und Fortsetzer seiner Theorie über die *„geistigen Arbeiter"*[47] bewahrte Nomad einen beträchtlichen Teil vom Radikalismus des Meisters, dar-

---

41 Max Nomad, Masters - Old and New. A Social Philosophy Without Myths, in: The Making of Society, Edited by V. F. Calverton, New York 1937, S. 882-893. Zu denselben Thesen vgl. auch die Debatte des Verfassers mit Paul Mattick: Paul Mattick, Dictatorship of the Intellectuals? (Critical Remarks on the Reflections of Max Nomad), in: International Council Correspondence, 7/Juni 1936 (Vol. II), S. 12-36; Max Nomad, The Masters of Tomorrow, in: International Council Correspondence, 9-10/September 1936 (Vol. II), S. 16-42; Paul Mattick, Max Nomad's „Masters of Tommorow", in: International Council Correspondence, 12/November 1936 (Vol. II), S. 14-41 (s. die Übersetzungen dieser drei Texte in diesem ARCHIV, S.181-248, AdÜ).

42 Max Nomad, Masters - Old and New, a.a.O., S. 882.

43 Die Begriffe, derer sich Nomads Analyse bediente, waren von der damals in Amerika verbreiteten „Theorie der Eliten" beeinflußt und im Grunde denen vieler anderer amerikanischer Beobachter der Realität der dreißiger Jahre ähnlich. Namentlich der faschistische Schriftsteller Lawrence Dennis unterschied eine „in-Elite" und eine „out-Elite". Letztere, aus *„unzufriedenen"* gebildeten und halbgebildeten sozialen Gruppen zusammengesetzt, würde nach Dennis schließlich zum unvermeidlichen Zusammenbruch des Kapitalismus in den Vereinigten Staaten und zum Aufstieg einer neuen *„faschistischen"* sozialen Organisation beitragen. Vgl. Lawrence Dennis, The coming American Fascism, a.a.O., S. 229-243.

44 Max Nomad, Masters - Old and New, a.a.O., S. 884.

45 Ebd., S. 887.

46 Ebd., S. 891.

47 Diese Theorie - so Edmund Wilson in seinem Nomad und Machajski gewidmeten Aufsatz - ist von Bakunin vorweggenommen worden, der 1873 im Fall der Durchsetzung eines marxistischen Staates prophezeite, daß sich am Ende eine privilegierte Minderheit der gesamten Gesellschaft bemächtigen werde. 1884 hat Herbert Spencer im Gedanken einer *„sozialistischen Verwaltung"* ebenfalls eine potentiell knechtende Tyrannei erkannt. Ähnliche Vorahnungen wurden

unter im einzelnen ein bestimmtes *„revolutionäres Vertrauen"*, obschon er jeder *„utopistischen"* Zielsetzung entsagte. In seiner Arbeit „Apostles of Revolution"[48] stellte er fest, das 19. Jahrhundert sei eine Epoche der Hoffnungen und Erwartungen gewesen, die das folgende Jahrhundert, wie man dachte, zur Gänze erfüllen würde. Statt dessen waren, trotz der zunehmenden Demokratisierung der Politik, kapitalistische Oligarchien und bürokratische Cliquen unerschütterlich an der Macht.[49] Die Ungleichheiten und die Machtausübung durch Aristokratien bilden einen wesentlichen Bestandteil nicht nur faschistischer Regimes, sondern auch des amerikanischen New Deal, der sozialdemokratischen Herrschaft und der Regimes mit sozialistischer Produktionsweise.[50] Nichtsdestotrotz müssen die Massen die Hoffnung auf Fortschritt und Verbesserung nicht verlieren, denn es ist ihnen immer möglich, sich durch die Unterstützung der verschiedenen *Eliten* bei deren Wettstreit um die Macht von mal zu mal Vorteile zu verschaffen.[51] Am Ende seines Buches äußert der Verfasser sogar die Hoffnung, daß es eines Tages zu einer *„Europäischen Union der Demokratischen Sozialistischen Republiken"* kommen mag, die vom Dschungel des kapitalistischen Chaos und den faschistischen und kommunistischen Totalitarismen gleich weit entfernt ist.

Nach der Rückkehr von einem Aufenthalt in Spanien stellte Nomad der amerikanischen Öffentlichkeit 1934 seine Gedanken zur unruhigen politischen iberischen Lage dar.[52] Der als *„spanischer Lenin"* bezeichnete Largo Caballero ist in Wirklichkeit während der Miltärdiktatur Staatsrat und in der republikanischen Nachfolgeregierung Arbeitsminister gewesen und hat gegen die Anarchisten das Ergreifen von Unterdrückungsmaßnahmen angeregt.[53] Letztere beabsichtigen folglich, weder mit Caballero irgendein Bündnis einzugehen, noch mit der autonomen katalanischen Regierung, die sich der klerikalfaschistischen Bedrohung aus Madrid widersetzt und, Nomad zufolge, in Wahrheit vorhat, die eigene quasi faschistische Herrschaft in Barcelona zu behalten.[54] In ganz Spanien vermehrten sich verschiedene rechtsextreme Organisationen, die - wie Nomad 1935 veranschaulichte - auf jene sozialen Schichten, die durch die Revolution von 1931 einen wirtschaftlichen Schaden und eine Einbuße an *„Prestige"* erlitten hatten, einen gewissen Reiz auszuüben imstande waren. Dabei handelte es sich im einzelnen um Studenten aus dem Landadel, Geistliche und allerlei Beamte, deren Los an das alte Regime gebunden war.[55] 1939, kurz nach dem Abkommen zwischen

---

dann von Machajski, Thorstein Veblen und James Burnham zum Ausdruck gebracht. Vgl. Edmund Wilson, Max Nomad and Wacław Machajski, a.a.O., S. X-XI.

48 Max Nomad, Apostles of Revolution (1939), New York 1961.

49 Ebd., S. 9.

50 Ebd., S. 18.

51 Ebd., S. 19.

52 Max Nomad, Wither Spain?, in: Modern Monthly (New York), Dezember 1934 (Vol. 8), S. 606-613.

53 Ebd., S. 612.

54 Ebd., S. 613. Einige Monate später räumte Nomad, auf dasselbe Thema zurückkommend, ein, daß die katalanischen Autonomisten zur Zeit der Monarchie auch das Gefängnis kennenlernten, doch nachdem sie jetzt an der Macht sind, betrachteten sie ihre ehemaligen Genossen, ähnlich wie Pilsudski und Mussolini, als gefährliche Gegner und beeilten sich daher, ein eigenes unabhängiges faschistisches Regime zu gründen. Vgl. Max Nomad, Fascism in Spain, in: Modern Monthly (New York), Februar 1935 (Vol. 8), S. 726-730.

55 Ebd., S. 727.

Ribbentrop und Molotow, verbreitete sich Nomad über das endgültige Scheitern der anarchistischen Kräfte in Spanien[56] und betonte, daß diese immer häufiger auf terroristische Akte und die Praxis des Bandenwesens zurückgegriffen hätten, die im Grunde mit den Praktiken des amerikanischen Verbrechertums vergleichbar seien. Zuletzt haben, zwischen 1936 und 1939, die Stalinisten mit denselben terroristischen Methoden die Anarchisten und die kommunistischen Abweichler liquidiert und sich damit *„als würdige künftige Partner der Nazis erwiesen"*.[57]
In der Nachkriegszeit kam es in den politischen Betrachtungen Nomads zu einem bedeutenden Richtungswechsel, wobei offenbar noch der Zusammenhang mit der Theorie der Eliten[58] gewahrt blieb, während die anarchistisch-revolutionären Perspektiven endgültig verlassen wurden. Bereits in seiner persönlichen Fassung der Thesen von Machajski hatte der Verfasser den Einfluß einiger von Robert Michels entlehnter Gedanken offen eingestanden.[59] Nun übernahm er jedoch von dem aus Köln stammenden Soziologen ebenfalls die Idee, daß eine *„demokratische"* Opposition im Vergleich zu den Entartungen der herrschenden Aristokratie in gewisser Hinsicht ein *„geringeres Übel"* sei.[60] Gemäß den sozialistischen und revolutionären Theorien, so Nomads Einwand, hätte die Emanzipation der Arbeiterklasse unweigerlich zur *„Aufhebung aller sozialen und ökonomischen Ungleichheit führen müssen, gefolgt vom Verschwinden der Klassen, die im Verlauf der gesamten Geschichte zusammen mit dieser Ungleichheit aufgetreten sind"*.[61] Man dachte nämlich, der Kapitalismus sei die letzte mögliche Ausbeutungsform; doch dann war der totalitäre Sowjetkollektivismus aufgetaucht und somit eine neue herrschende Klasse, die aus geistigen Arbeiter zusammengesetzt war. Angesichts dieser Erfahrung war Nomad nun der Ansicht, daß der Sozialismus, um nicht in einen kollektivistischen Totalitarismus zu verfallen, den *„Gradualismus"* als einzig gangbare Methode annehmen muß, um den Weg einer *„Übergangsentwicklung zwischen Kapitalismus und demokratischen Sozialismus"*[62] zu beschreiten. Nomad machte sich diesbezüglich keine Illusionen über die Eventualität des Auftretens einer neuen Aristokratie:

---

56 Max Nomad, Heroes and Gangsters, in: The Modern Quarterly. A Journal of Radical Opinion (New York), 5/1939 (Vol. XI), S. 25-35.

57 Ebd., S. 35.

58 Die Verbreitung der „Elitentheorie" wurde in den Vereinigten Staaten namentlich durch die erfolgreiche Arbeit von James Burnham, The Machiavellians. Defenders of Freedom, New York 1943 (Dt. Übersetzung: Die Machiavellisten. Verteidiger der Freiheit, Zürich 1949, AdÜ) begünstigt, in der Gaetano Mosca, Robert Michels und Vilfredo Pareto als *„neomachiavellistische"* Wissenschaftler präsentiert wurden und der *„Machtkampf"* unter den Eliten als wesentlicher Faktor der Politik dargestellt wurde. In seiner Besprechung von Burnhams Buch stellte Nomad klar, daß neben den treibenden Kräften der „in-Elite" und „out-Elite" auch die Chancen der „non-Elite", ihre Lage schrittweise zu verbessern, nicht unterschätzt werden dürfen. Vgl. Max Nomad, Machiavellians?, in: Ders., The Anarchist Tradition, a.a.O., S. 127-129. Die Rezension von Burnhams Buch erschien ursprünglich in „The New Leader. A biweekly of news and opinions" (New York), 19. Juni 1943 (Vol. 26).

59 Ders., Notes on Burnham, in: Max Nomad Papers 1902-1967, Box 2, Tamiment Library, New York University.

60 Vgl. Robert Michels, Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens, Stuttgart 1989 (4. Aufl.)

61 Max Nomad, Permanent Class Struggle or Utopia?, in: Modern Review. American Labor Conference on International Affaires (New York), 1/Januar 1948 (Vol. II), S. 28-33.

62 Ebd., S. 30.

Während dieses Übergangs *„werden die neue Staatsbürokratie und das nichtstaatliche Managerpersonal imstande sein, ihre Macht zu festigen und sich als privilegierte Klasse zu etablieren"*.[63] Das Problem wird von Nomad auf die menschliche Natur zurückgeführt. *„Der Mensch ist kein Gleichheitstier. Dem Menschen mit der höheren Bildung gilt es als ausgemacht, daß ihm eine höhere Entlohnung zustehe als dem Handarbeiter."*[64] Es ist schwer zu glauben, fährt Nomad fort, daß eine solche zur Ungleichheit neigende Haltung einfach mit dem Beginn einer demokratischen sozialistischen Wirtschaftsweise verschwinden wird. *„Und es wäre noch naiver, zu glauben, daß die Verkündung humanitärer und ‚solidaristischer' Grundsätze dem natürlichen homo homini lupus, das die Verhältnisse zwischen Gruppen und Klassen prägt, Abhilfe schaffen kann."*[65]
Nichtsdestotrotz hält es Nomad zumindest für möglich, den *„demokratischen Einrichtungen"* und der legalen Opposition gegen die an der Macht befindliche Gruppe die Aufgabe zuzuweisen, jeder Entartung jenes natürlichen aristokratischen Grundsatzes vorzubeugen, der einen nicht zu beseitigenden Zug jeder politischen Gesellschaft ausmacht. *„Der demokratische Sozialismus"*, bemerkte er, *„ist anscheinend die annehmbarste Form der Klassenherrschaft und der wirtschaftlichen Ungleichheit, da es unglücklicherweise keinen Weg in ein ‚egalitäres Utopia' gibt."*[66] Nomad schloß mit der Erklärung, sich dessen bewußt zu sein, daß seine von Pareto und Michels entlehnten Gedanken für die Begeisterung, die der Kampf für eine größere Freiheit verlangt, tödlich sein können, hält jedoch dieses Vorgehen, diktiert von der intellektuellen Redlichkeit gegenüber Illusionen und Mythen, für erforderlich.
Mit der Veröffentlichung des „Skeptic's Political Dictionary" erhellt Nomad 1953 seine Position als eine Art *„melancholischen Radikalismus"*.[67] Die Abschaffung der Klassen, sagte er, *"ist schlicht der egalitäre Traum der Sozialisten des 19. Jahrhunderts gewesen"*.[68] Und die Demokratie bildet ein *„ideales System, das, falls es je existiert, die ‚Herrschaft des Volkes' in dem Maß verwirklicht, wie die Aristokratie die ‚Herrschaft der Besten' und die proletarische Diktatur die ‚Herrschaft der Arbeiterklasse'"*.[69] Zwei Jahre zuvor hatte Nomad in einer Polemik gegen die von Harold J. Laski über die Gewerkschaftsaktivitäten und Sozialverhältnisse in der Sowjetunion geäußerten Vorstellungen ebenfalls seine Ansichten hinsichtlich der Hinfälligkeit jedes Vorhabens zur Beseitigung der sozialen Ausbeutungsverhältnisse bekräftigt.[70] Laut

---

63 Ebd., S. 31.
64 Ebd.
65 Ebd.
66 Ebd., S. 33. Vor der *„grausamen Alternative"*, den *Status Quo* zu akzeptieren oder den *„Sprung"* in ein Zeitalter blinden Gehorsams und des Standrechts zu tun, bleibe den *„denkenden Wesen"* - so bemerkte Nomad 1963 - nur die Annahme der Herausforderung, ein Sozialsystem aufzubauen, in dem die Vorteile der Wirtschaftsplanung mit dem Bedürfnis nach Freiheit verbunden sind. Vgl. Max Nomad, Political Heretics. From Plato to Mao Tse-Tung, Ann Arbor 1963, S. 344.
67 Edmund Wilson, Max Nomad and Wacław Machajski, a.a.O., S. XVII.
68 Max Nomad, A Skeptic's Political Dictionary, a.a.O., S. 1: *„Im Osten des eisernen Vorhangs wird eine funkelnagelneue Aristokratie aus Leitern, Managern und Armeeoffizieren geschaffen, während die Verteidiger der Arbeiterklasse auf John Bulls großer Insel die zivilere Methode wählen, nach und nach das Oberhaus mit proletarischen Peers zu füllen."*
69 Ebd., S. 24.
70 Vgl. Harold J. Laski, Trade Unions in the New Society, New York 1949 (Dt. Übersetzung: Die Gewerkschaften in der neuen Gesellschaft, Köln 1952, AdÜ).

Nomad schaffte es Laski nicht zu begreifen, daß das Verhältnis von Ausbeuter und Ausgebeutetem auch im Sowjetsystem vorhanden ist und durch die Herrschaft einer privilegierten Schicht von Verwaltern und Managern über die arbeitenden Massen repräsentiert wird.[71] Der Gedanke, daß das sowjetische Wirtschaftssystem die *„industrielle Demokratie"* verwirklicht habe, konnte nur von einem Ahnungslosen akzeptiert werden, der gelesen hat, daß in Rußland die Arbeitslosigkeit und andere *„Geißeln des Kapitalismus"* beseitigt worden sind. Jeder, der gesehen hat, womit das Sowjetsystem diese *„Geißeln"* ersetzte, hat wohl umdenken müssen.[72]
Die revolutionäre Theorie und Praxis waren laut Nomad in Wahrheit schon immer von einer ganzen Reihe von Umständen *„kontaminiert"* gewesen, darunter war das *„Machtstreben"* ihrer Protagonisten einer der wichtigsten. Das hat die sozialistischen und revolutionären Führer zum Autoritarismus verleitet, wie dies bei Wilhelm Weitling, bei Lenin und Pilsudski der Fall gewesen ist.[73] Eine weiterer Werdegang verläuft häufig vom *„jugendlichen Optimismus"* zur Ernüchterung und hin zu gemäßigten Positionen. Das war bei Paul Brousse,[74] bei Auguste Blanqui[75] und auch bei einem der bedeutendsten Vertreter des westlichen Marxismus, bei Karl Kautsky[76] der Fall gewesen. Schließlich gab es noch die *„Skeptiker auf dem Todesbett"*, unter die Nomad Bakunin und Trotzki zählte. Der erste bemerkte zwei Jahre vor seinem Tod in einem Brief an seinen Freund und Gefolgsmann Elisée Reclus, daß die Massen ohne revolutionäre Gedanken, Hoffnungen und Leidenschaften seien;[77] Trotzki mußte dagegen feststellen, daß die proletarische Revolution in Rußland, deren Urheber er neben anderen gewesen ist, zu einer neuen Versklavung der Arbeiterklasse geführt hat.[78]
In Nomads Meinung war das Denken von Marx selbst nie so *„einfarbig"*, wie es der *„Marxismus"* gewöhnlich dargestellt hat.[79] Der Begriff der *„Diktatur des Proletari-*

---

71 Max Nomad, Harold Laski's Secret Love (1893-1950), in: Ders., Post-Mortems and Postscripts, a.a.O., S. 89-90. Nomad dachte, daß Laski im Grunde ein *„Pseudoantikommunist"* war, *„der heiligen Sache Lenins ergeben"* (Ebd. S. 89). Die Besprechung von Laskis Buch erschien ursprünglich in der „Industrial and Labor Relations Review" (New York), April 1951 (Vol. 4), S. 462-463. Über Sowjetrußland hatte sich Nomad bereits einige Jahre zuvor, während des Krieges geäußert: Vgl. Max Nomad, I. Civil and Cultural Liberties in Russia, II. Prophecies that Came True, in: Twice A Year. A Book of Literature, the Arts and Civil Liberties (New York), V-VI (1940-1941), S. 494-511.

72 Max Nomad, A Skeptic's Political Dictionary, a.a.O., S. 57. Vgl. ebenfalls ders., II. Communism, in: European Ideologies. A Survey of 20th Century Political Ideas, ed. by Feliks Gross, New York 1948, S. 50-100.

73 Max Nomad, Aspects of Revolt, a.a.O., S. 56-59. Nomad zufolge bildeten namentlich Lenin und Mussolini ein echtes Modell für alle, die vom demokratischen Sozialismus zu autoritären faschistischen oder kommunistischen Formen überliefen.

74 Ebd., S. 61. Brousse, ein gemäßigter und *„possibilistischer"* Sozialistenführer war einst in anarchistischen Terrorgruppen aktiv: *„Er hatte einfach den Glauben an eine unausweichliche Revolution verloren"*, kommentierte Nomad.

75 Ebd. Blanqui ist ein *„Babouvist"* gewesen und beschloß sein Dasein als *„demokratischer Gradualist mit gemäßigt sozialistischem Wortschatz"*, behauptete Nomad.

76 Ebd., S. 62. 1918, nach Bildung der deutschen Republik, verwarf Kautsky die Vorstellung einer *„Diktatur des Proletariats"* und vertrat die Idee einer Koalitionsregierung der demokratischen Kräfte als Übergangsform vom Kapitalismus zum Sozialismus. Damit landete er bei der revisionistischen Ketzerei Bernsteins.

77 In diesem Fall bezog sich Nomad auf die Arbeiten von James Guillaume über die Internationale. Vgl. James Guillaume, L'Internationale. Documents et Souvenirs (1864-1878), New York 1969 (Nachdruck der Originalausgabe Paris 1905-1910), Tome Troisième, S. 284-285.

78 Max Nomad, Aspects of Revolt, a.a.O., S. 64.

79 Ebd., S. 79.

ats" wurde von den marxistischen Parteien als grundlegend erachtet und diente ihrer Politik als doktrinäre Rechtfertigung. In Wirklichkeit ist er von Marx auf eine unumgängliche Entwicklungsstufe für Länder mit absolutistischer oder halb absolutistischer Herrschaftsform begrenzt worden. 1872 hat Marx in einer Polemik mit Bakunin und angesichts der Vorstellung einer unmittelbar bevorstehenden Weltrevolution sogar erklärt, daß das Ziel des Sozialismus in manchen demokratischen Ländern wie den Vereinigten Staaten, England und Holland selbst mit friedlichen Mitteln erreicht werden kann.[80] Als er hingegen in seiner an die deutschen Sozialisten gerichteten Kritik des Gothaer Programms von der Diktatur des Proletariats als einem notwendigen Bestandteil für den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus sprach, bezog er sich damit auf die deutsche Lage, die von der englischen oder nordamerikanischen völlig verschieden war. Deutschland befand sich nämlich noch in halb absolutistischen Verhältnissen, die nur durch die gewaltsame Errichtung einer revolutionären Diktatur geändert werden konnten.[81]

An den Schriften von Marx konnte man Nomad zufolge jedenfalls eine echte Ambivalenz wahrnehmen, die es einem erlaubte, sowohl den *„demokratischen schrittweisen Weg"* als auch den *„Kommunismus"* zum Bezugspunkt zu nehmen. Einerseits gelangte er in der Perspektive der endgültigen Beseitigung jedes feudalen Vermächtnisses sogar zur Rechtfertigung imperialistischer Eroberungen seitens eines fortgeschrittenen Landes, als er sich etwa fragte, was an dem Umstand so bedauerlich sei, daß das *„herrliche Kalifornien"* den *„faulen Mexikanern"* entrissen wurde, das damit in Wahrheit sowieso nichts anfangen konnte.[82] Andererseits war jedoch in Marx auch ein „intellectuel déclassé" vorhanden, der die kapitalistischen Profiteure haßte. Dies war der Marx, der 1848 das „Manifest der kommunistischen Partei" geschrieben hatte und der den gewaltsamen Zusammenbruch des Kapitalismus ersehnte. Dies war der Marx, der die extremistischen Schlagworte geprägt hat, die sechs oder sieben Jahrzehnte später von Lenin und Trotzki wieder hervorgeholt worden sind.[83] Wie alle in der Folgezeit in den linken Parteien engagierten deklassierten Intellektuellen, das hatte bereits Machajski bemerkt, war Marx nicht imstande, zwischen den Interessen der Hand-

---

80 Ebd., S. 61-62. Solche Thesen wurden von Marx in Amsterdam vorgetragen, nachdem in Haag der letzte Kongreß der Ersten Internationale sein Ende gefunden hatte. Vgl. Bruno Bongiovanni, Le repliche della storia, Torino 1989, S. 185. (Vgl. Karl Marx, Rede über den Haager Kongreß, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke [MEW] Band 18, Berlin 1971, S. 159-161; es handelt sich um eine Rede, die Marx am 8. September 1872, direkt im Anschluß an den Kongreß der „Internationalen Arbeiter Assoziation" in Haag vom 2. bis 7. September, in Amsterdam gehalten hat, AdÜ).

81 Marx kritisierte die deutsche Arbeiterpartei wegen ihrer politischen Forderungen (allgemeines Wahlrecht, direkte Gesetzgebung usw.), *„Dinge, die nur in einer demokratischen Republik Sinn haben, von einem Staat zu verlangen, der nichts andres als ein mit parlamentarischen Formen verbrämter, mit feudalem Beisatz vermischter und zugleich schon von der Bourgeoisie beeinflußter, bürokratisch gezimmerter, polizeilich gehüteter Militärdespotismus ist"*. (Karl Marx, Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei, in: MEW Band 19, Berlin 1972, S. 15-32, hier S. 29).

82 Nomad bezog sich auf einen Artikel von Marx in der „Neuen Rheinische Zeitung" vom 15. Februar 1849; s. Karl Marx, Der demokratische Panslawismus, in: MEW Band 6, Berlin 1970, S. 270-279, hier S. 273.

83 Max Nomad, Aspects of Revolt, a.a.O., S. 86.

arbeiter und denen der neuen *„Kopfarbeiter"* zu unterscheiden.[84] In der „Kritik des Gothaer Programms" hat Marx betont, daß die am meisten mit Kultur versehenen Individuen keine neue bevorrechtete Klasse bilden können, sofern sich jeder Einzelne an die Seite der anderen Arbeiter stellt.[85] Und in seinen Exzerpten zu Bakunins „Staatlichkeit und Anarchie" kommentierte Marx den Abschnitt, in dem der russische Anarchist vor der Gefahr des Aufstiegs einer neuen despotischen wenig zahlreichen Aristokratie von wirklichen und falschen Gelehrten warnte: *„quelle rêverie!"*.[86]
Marx ist, schloß Nomad, nie eine Art *„neuer Spartakus"* gewesen. Wäre er einer gewesen, dann hätte er nicht soviel Nachdruck auf die *„Eroberung der Macht"* gelegt und sich bloß mit der Verteilung der Güter beschäftigt. Doch was sind demnach die geistigen Wurzeln jenes Marx gewesen, der mit seiner Theorie von der *„Diktatur des Proletariats"* die folgende kommunistische Praxis so sehr beeinflußt hat? Nomad beantwortet diese Frage, indem er sich an den dritten Abschnitt des „Manifests der Kommunistischen Partei" hält, worin die hauptsächlichen Schulen der sozialistischen und kommunistischen Vorläufer als *„reaktionär und utopistisch zugleich"* eingestuft werden.[87] Namentlich zwei, die in der Aufzählung fehlen, fielen Nomad auf: Filippo Buonarroti, der bedeutendste *„Apostel"* aus der Schule von Gracchus Babeuf, und Saint-Amand Bazard, der Schüler von Saint-Simon, der den nicht sozialistischen Ideen des Meisters einen sozialistischen Gehalt gegeben hat. Nomad zufolge handelte es sich dabei um wesentliche, obschon uneingestandene Zutaten zu den revolutionären Theorien von Marx. „La Conspiration pour l'Egalité",[88] das zur Bibel des "Babouvismus" gewordene Buch von Filippo Buonarroti, enthielt als Grundlehren die *„revolutionäre Diktatur"* und die *„Einkommensgleichheit"*, zwei Kernbegriffe also, die, von Marx neu formuliert, an alle seine kommunistischen, leninistischen und trotzkistischen Jün-

84 Ebd., S. 88. Zu Marx als „intellectuel déclassé" vgl. auch Max Nomad, Political Heretics, a.a.O., S. 82-90.

85 Genauer gesagt schrieb Marx von *„einer höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft, nachdem die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz geistiger und körperlicher Arbeit verschwunden ist"*. (Karl Marx, Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei, a.a.O., S. 21).

86 Quelle war für Nomad in diesem Fall Max Nettlau, Geschichte der Anarchie. Anarchisten und Sozialrevolutionäre. Die historische Entwicklung des Anarchismus in den Jahren 1880-1886, Band 3. Herausgegeben von Heiner Becker (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1931), o. O. 1996, S. 128. Bei Marx lautet diese Stelle, an der er Bakunin zitiert, wie folgt: *„Die Marxisten fühlen diesen (!) Widerspruch und, erkennend, daß die Regierung der Gelehrten" (quelle rêverie!) „die drückendste, verhaßteste, verächtlichste der Welt, trotz aller demokratischen Formen tatsächliche Diktatur sein wird, trösten sie sich mit dem Gedanken, daß diese Diktatur nur vorübergehend und kurz sein wird."* (Karl Marx, Konspekt von Bakunins „Staatlichkeit und Anarchie", in: MEW Band 18, a.a.O., S. 597-642, hier S. 636, AdÜ). Zu Marx und Bakunin hat sich Nomad bereits in einem Artikel aus dem Jahr 1933 geäußert: Vgl. Max Nomad, Marx and Bakunin, in: Hound and Horn (Concord, New Hampshire), 3 (April-Juni)/1933 (Vol. VI), S. 381-418.

87 Karl Marx/Friedrich Engels, Manifest der Kommunistischen Partei, in: MEW Band 4, Berlin 1972, S.459-493, hier S. 485. Im einzelnen verwendeten Marx und Engels wenige Zeilen auf die Literatur, die die ersten Schritte der proletarischen Bewegung begleitet hat (Schriften Babeufs usw.). Diese Literatur war in ihren Augen reaktionären Inhalts und lehrte *"einen allgemeinen Asketismus und eine rohe Gleichmacherei"*. (Karl Marx/Friedrich Engels, Manifest der kommunistischen Partei, a.a.O., S. 489).

88 Vgl. Filippo Buonarroti, Conspiration pour l'Egalité, dite de Babeuf, suivie du procès auquel elle donna lieu, et des pièces justificatives, Bruxelles 1828. Dt. Übersetzung: Philipp Buonarroti, Babeuf und die Verschwörung für die Gleichheit mit dem durch sie veranlaßten Prozeß und den Belegstücken, Berlin/Bonn-Bad Godesberg 1975 (2. Aufl., zuerst Stuttgart 1909).

ger gelangt sind.[89] Wenn die *„Gleichen"* gesiegt hätten, erklärte Nomad, hätten sie eine Diktatur der Jakobiner gegen den Thermidor errichtet und die Einkommensgleichheit wäre selbstverständlich auf ein fernes *„fortgeschritteneres Stadium"* der Revolution verschoben worden.

Unter den bedeutenderen Babouvisten befand sich auch Auguste Blanqui, der von Marx als ein Führer der proletarischen Partei in Frankreich gesehen wurde. Tatsächlich waren die Babouvisten keine Proletarier, bemerkte Nomad, sondern *„Universitätsstudenten sowie allerlei Akademiker und arbeitslose oder schlecht bezahlte Angestellte"*.[90] Davon verschieden war jedoch die Zusammensetzung der *„Saint-Simonisten"*: Bei ihnen handelte es sich um Intellektuelle, Professoren, Techniker, Ingenieure und Manager der gehobenen Mittelklasse. *„Kurz, es waren die Technokraten oder, wir könnten sagen, ‚Manager' des vorigen Jahrhunderts. Der Gedanke an eine gewaltsame Revolution oder an die Einkommensgleichheit - beides war tabu für sie."*[91] Namentlich Bazard hielt seine Schule von jeder egalitären Tendenz fern. Ihr tragender Grundsatz betraf dagegen die rigorose Vergabe der Aufgaben an jeden einzelnen nach dessen Fähigkeiten. *„Die Saint-Simonisten glaubten an einen schrittweisen Übergang vom Privat- zum Staatsbesitz und verheimlichten nicht den autoritären, hierarchischen und sogar totalitären Charakter ihres erhofften Systems."*[92]

Der Gedanke Nomads war letzten Endes, daß Marx die revolutionären und diktatorischen Erwartungen der Babouvisten eigens mit dem hierarchisch-bürokratischen Ideal der Saint-Simonisten kombiniert hat.

Vom Ende des Zweiten Weltkriegs an erwies sich Nomad gegenüber den Illusionen jedes revolutionären Kampfes als äußerst kritisch, auch gegenüber dem als *„eine Philosophie, die ein ebenso schönes wie undurchführbares Ideal bewahrt"*[93] beschriebenen Anarchismus. Besonders streng fiel überdies das Urteil über seinen alten Meister Machajski aus. Obschon er die Hinfälligkeit jeder *„klassenlosen Gesellschaft"* verkündet hatte, ist Machajski stets ein *„Revolutionär"* geblieben und hat eine weltweite Organisation der Arbeiterklasse erhofft. *„Das war, als ob ein Philosoph, der eine tiefgründige Abhandlung über Skeptizismus und Agnostizismus geschrieben hat, mit der Verkündung der eigenen Göttlichkeit und Unfehlbarkeit schließen würde."*[94] Später dachte Machajski, das Ziel der Machteroberung durch die Beschränkung auf den Kampf für die Einkommensangleichung ausschließen zu können. Er war nämlich davon überzeugt, daß *„die Einkommensgleichheit allen die gleiche Chance auf die beste*

---

89 Max Nomad, Aspects of Revolt, a.a.O., S. 91-92. Bereits 1952 bemerkte Jacob Talmon, daß im *„Babouvismus"*, der als Theorie und Legende Buonarroti mehr verdankt als Babeuf, die Vorstellung einer *„aufgeklärten Avantgarde"*, die befähigt ist, dem Volk seine Rechte zu erklären, sowie die Vorstellung einer *„revolutionären Diktatur"* vorhanden sei. In der Deutung Talmons bildete der *„Babouvismus"* eine grundlegende Etappe auf dem Weg zu einer *„totalitären Demokratie"*. Vgl. J. (Yakakov) L. Talmon, Die Ursprünge der totalitären Demokratie, Köln/Opladen 1961, S. 189ff.

90 Max Nomad, Aspects of Revolt, a.a.O., S. 93.

91 Ebd., S. 94

92 Ebd.

93 Max Nomad, The Compleat Pessimist. Unpleasant Quotations, New York 1963 (Manuskript, New York Public Library), S. 2. Unter den letzten Schriften des Verfassers vgl. zudem: Dreamers, Dynamiters and Demagogues. Reminiscences, New York 1964.

94 Max Nomad, Aspects of Revolt, a.a.O., S. 103.

Ausbildung verschafft und somit alle Klassenspaltungen beilegt".[95] Beim Ausbruch der Revolution kehrte Machajski nach Rußland zurück und versuchte, mit seiner revolutionären Gruppe „Arbeiterverschwörung" (die ihren Namen vom Titel einer Veröffentlichung ihres Führers herleitete) in Sankt Petersburg, Odessa und Warschau eine ständige Organisation und Massenbewegung in die Tat umzusetzen. Das war jedoch ein völliger Mißerfolg.[96] Einige Mitglieder der Gruppe „Arbeiterverschwörung" gingen darauf zu den Bolschewisten, wo sie sich das im Grunde gleiche Ziel, die Eroberung der Macht, vornehmen und die *„nutzlose"* Maskerade von Machajskis Theorien ablegen konnten.[97]

Machajskis Idee war, daß der Kampf der russischen Arbeiter zur Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage führen müßte und anschließend das Bedürfnis wecken würde, um die politische Freiheit zu kämpfen. Dies hätte nicht nur den Sturz der Zarenherrschaft hervorgerufen, sondern auch den weltweiten Fall des Kapitalismus. Diese Auffassung der russischen Revolution als dem Auftakt zu einer antikapitalistischen Weltrevolution, bemerkte Nomad, mußte Trotzki so stark beeindruckt haben, daß er in seinem Buch über Lenin aus dem Jahr 1925 Machajski zitierte.[98] Das hielt ihn nicht davon ab, den russisch-polnischen Anarchisten in diesem Band und in anschließenden Arbeiten streng zu kritisieren.[99] Wahrscheinlich war sich Trotzki dessen bewußt, daß solche Gedanken mit der Theorie von der *„Diktatur des Proletariats"* unvereinbar waren; er bestand lieber auf der Behauptung, daß die sowjetische Bürokratie keine ausbeutende Klasse bilde.[100]

Neben der Distanzierung vom Anarchismus bringt Nomad nun auch klar seine *„Ernüchterung"* über die Rolle der *„Massen"* in der Geschichte zum Ausdruck und übernimmt dazu den Gedanken von Gaetano Mosca, wonach diese von den revolutionären Ideen indoktriniert waren und zuletzt den Volksagitatoren den gleichen blinden Glauben wie den Priestern geschenkt haben.[101] Andererseits haben viele Theoretiker ein bestimmtes *„Mißtrauen"* gegenüber der Neigung der Massen geteilt, ihre ureigenen Inte-

---

95 Ebd., S. 105.

96 Ebd., S. 110: *„Jede Verschwörung, die vor hat, die Massen zu aufzurütteln"*, erläuterte Nomad, *„braucht nicht nur einen Generalissimus mit einer eigenen Theorie und einigen ergebenen Freunden, sondern auch einen breiten Stab aus willigen Personen rekrutierter Funktionäre."*

97 Max Nomad, Political Heretics, a.a.O., S. 241.

98 Max Nomad, Aspects of Revolt, a.a.O., S. 114. Vgl. zudem Leo Trotzki, Über Lenin. Material für einen Biographen, Frankfurt am Main 1964, S. 18. Trotzki schreibt dort, Machajskis Polemik gegen den sozialdemokratischen Opportunismus habe eine *„starke Wirkung"* auf ihn ausgeübt. Die Auslegung der marxistischen Lehrsätze als eine theoretische Rechtfertigung der Ausbeutung des Proletariats durch die Intellektuellen habe bei ihm dagegen *„Entrüstung hervorgerufen"* und ein *„positives Programm"*, das der russisch-polnische Anarchist vorgelegt hatte, habe auf ihn *„den Eindruck der vollständigen Sinnlosigkeit"* gemacht.

99 In seiner Autobiographie behauptet Trotzki, der Zusammenstoß mit der Kritik Machajskis sei für ihn *„eine wirksame Impfung gegen den Anarchismus, der sehr ausschweifend in der Ablehnung durch Worte, aber leblos und sogar feig in praktischen Schlußfolgerungen ist"*, gewesen. (Leo Trotzki, Mein Leben. Versuch einer Autobiographie, Frankfurt am Main 1974, S. 120)

100 Vgl. Leo Trotzki, Verteidigung des Marxismus, Berlin 1973. Gegen die These, die sowjetische Bürokratie bilde eine neue Klasse (James Burnham, Max Shachtman, Bruno Rizzi), bestand Trotzki in seinen letzten Schriften darauf, daß die in der Revolution von 1917 geschaffenen sozialistischen Wirtschaftsstrukturen noch nicht liquidiert waren und daher die stalinistische Führung nur eine parasitäre Schicht darstellte, die durch eine neue innersowjetische *„politische Revolution"* verjagt werden könne.

101 Max Nomad, Aspects of Revolt, a.a.O., S. 140.

ressen zu wahren, und gerade mit diesem Mißtrauen begründeten sie die Annahme von der Notwendigkeit einer Art *„Diktatur"*: Filippo Buonarotti war etwa davon überzeugt, daß die Massen mit Sicherheit, würde ihnen nach der Revolution die Wahl erlaubt, die Reaktionäre wieder an die Macht zurückbringen würden. *„Von Buonarotti bis Lenin sahen alle Revolutionäre"*, folgerte daher Nomad, *„den Ausweg in einer Diktatur der angeblich die wahren Interessen der Massen zum Ausdruck bringenden Revolutionsführer."*[102]

In derselben *„ernüchterten"* und nun geklärten Perspektive besprach Nomad 1963 die Arbeit von Hannah Arendt „Über die Revolution".[103] Laut Arendt haben die Bolschewisten vom Vorbild der Französischen Revolution die *„historische Notwendigkeit"* entlehnt;[104] die Erfahrungen kamen im Verlauf der russischen Revolution nicht unerwartet, sondern die Handlungen der Revolutionäre waren *„bewußt auf die Erfahrungen der Französischen Revolution"* abgestellt, *„als handelte es sich darum, unter radikal veränderten Bedingungen und Umständen das alte Schauspiel einfach nochmals über die Bühne der Weltgeschichte zu bringen"*.[105] Was den *„Berufsrevolutionären"* demnach entging, war die Bedeutung der spontanen Organisation des Volkes. Obwohl für ihn die Betrachtungen von Arendt *„belegt"* und *„profund"* waren, war Nomad der Ansicht, daß sie nur die *„halbe Wahrheit"*[106] seien, insofern nicht genügend erhellt wird, wie *„der Machhunger der aktiven Revolutionäre seinen tragischen Widerpart in der Unwissenheit und dem Unvermögen der ungebildeten Massen"* habe, *„die... immer denen ausgeliefert sind, die, ob nun Besitzer von Wohlstand oder Wissen, über mehr Kenntnisse verfügen - Kleriker, Funktionäre und Akademiker"*.[107]

Lenin erwies sich Arendt zufolge als Schüler der Französischen Revolution, als er die Räte, neue freiheitliche Staatsorgane, dem Wohl der Partei geopfert hat, da er dachte, daß ein primitives Volk in einem wirtschaftlich so unterentwickelten Land unfähig sein würde, den Kampf mit der Armut unter den Bedingungen politischer Freiheit aufzunehmen.[108] Mit ihrer Auffassung der Räte als spontanen Schöpfungen der Massen befand sich Arendt nach Nomad offensichtlich im Irrtum, insofern diese Institutionen in Wirklichkeit von einer Schicht unzufriedener Gebildeter und Halbgebildeter dominiert wurden, die es nicht wie die Bolschewisten verstanden hat, aus einer günstigen Situation einen Vorteil zu ziehen.[109] In den verschiedenen Revolutionen, betonte Arendt, waren die *„Kommunen"* und *„Räte"* usw. die einzig völlig neuen und völlig

---

102 Ebd., S. 143.

103 Hannah Arendt, Über die Revolution (1963), München o.J. (1965).

104 *„Was also die Männer der Russischen Revolution von ihren verstorbenen Kollegen des achtzehnten Jahrhunderts zu lernen wußten - und diese Lehre konstituierte neben dem Auswendiglernen von Karl Marx ihre hauptsächlichste Vorbereitung -, war Geschichte und nicht Politik. Was sie aus dieser Schule schließlich davontrugen, war eine große Geschicklichkeit, jede Rolle zu spielen, welche das große geschichtliche Drama ihnen anweisen würde. Und man muß es ihnen lassen, daß sie bereit waren, auch die Rolle des Bösewichts zu akzeptieren, wenn keine andere ihnen geboten wurde, nur um überhaupt im Spiel bleiben zu dürfen."* (Hannah Arendt, Über die Revolution, a.a.O., S. 71/72).

105 Ebd., S. 70.

106 Max Nomad, On Revolutions, Conspiracies and Terrorist Acts, in: Ders., The Anarchist Tradition and Other Essys, a.a.O., S. 120-123.

107 Ebd., S. 120.

108 Vgl. Hannah Arendt, Über die Revolution, a.a.O., S. 82-83.

109 Max Nomad, On Revolutions, a.a.O., S. 120.

spontan zutage tretenden Institutionen und wurden dennoch in der *„revolutionären Literatur"* bis zur Vergessenheit vernachlässigt, außer in den Schriften einiger utopischer Sozialisten wie Proudhon und Bakunin. Wie sollten jedoch gerade letztere *„einem Phänomen gerecht werden, das so deutlich darauf hinweist, daß eine Revolution nicht staats-, regierungs- und ordnungsfeindlich ist, sondern im Gegenteil die Neugründung des Staates und die Errichtung einer neuen Ordnung bezweckt"*.[110]
In diesem Zusammenhang bemerkte Nomad, daß Bakunin unmöglich als *„Utopist"* bezeichnet werden kann. Er wäre einer gewesen, hätte er wirklich an die Phrase von der *„Abschaffung des Staates"* geglaubt; doch der russische Rebell hatte eindeutig eine *„unsichtbare Diktatur"* im Sinn, nämlich eine Diktatur seiner „Internationalen Bruderschaft", seiner Partei deklassierter Intellektueller, wie Lenin die Diktatur seiner Partei im Sinn hatte, als er von der *„Diktatur des Proletariats"* sprach.[111]
Treibende Kraft des Bakunismus, schrieb Nomad 1966 in einem der Illustration der Geschichte *„anarchistischer Tradition"*[112] gewidmeten Aufsatz, ist *„die deklassierte Intelligenz der unterentwickelten Länder gewesen, genau jene soziale Gruppe, gegen die sich die Proudhonisten gewandt hatten, da sie in deren Angehörigen mehr Anwärter auf die Macht erblickt haben als Verteidiger der Arbeiterklasse"*.[113]
Der grundlegende Unterschied zwischen den Anhängern von Marx und Bakunin war, daß letztere aus ärmeren Ländern wie Spanien und Italien stammten, währen die Anhänger von Marx, die in wirtschaftlich fortschrittlichen Ländern lebten, zweifellos die besseren, weniger verzweifelten Voraussetzungen hatten.[114] Nomad zufolge konnten die revolutionären Methoden, auf die sich Bakunin berief, später in der bolschewistischen Revolution wiedergefunden werden.[115] *„Befremdliche Frage"*, kommentierte er, *„ob wohl die Anarchisten auf diese merkwürdige Fortsetzung des am meisten romantischen Kapitels ihrer Geschichte besonders stolz sind."*[116]

Erstveröffentlichung unter dem Titel „Max Nomad tra anarchismo e teoria delle élites" in: Rivista Storica dell'Anarchismo (Pisa), 2/2000 (anno 7), S. 33-49

Übersetzung aus dem Italienischen: Egon Günther

Bücher, Broschüren und Typoskripte Max Nomads:

(Max Nacht), Die revolutionäre Bewegung in Russland. Historische Skizze, Berlin 1902

Rebels and Renegades, New York 1932, 430 S. (Neuauflage: Freeport, N.Y. 1968, 430 S.)

---

110 Hannah Arendt, Über die Revolution, a.a.O., S. 335.
111 Max Nomad, On Revolutions, a.a.O., S. 123.
112 Max Nomad, The Anarchist Tradition, in: The Revolutionary Internationals, 1864-1943, ed. by Milorad M. Drachkovitch, Stanford, California 1966, S. 57-92.
113 Ebd., S. 90.
114 Ebd., S. 68.
115 Ebd., S. 92. Nomad fügte hinzu: *„Man könnte auch sagen, daß der Leninismus im wesentlichen eine Kreuzung aus Bakuninschem Aktivismus und marxistischer Terminologie ist."*
116 Ebd.

Apostles of Revolution. The "biography" of a Century of World Revolution, Boston 1939, 467 S. (Neuauflage: Rev. and expanded ed. with a new introduction by the author, New York 1961, 414 S.)

The jewish conspiracy, New York 1944, 32 S.

A Skeptic's Political Dictionary and Handbook for the Disenchanted, New York 1953, 171 S.

Aspects of Revolt, New York 1959, VIII, 311 S. (Neuauflage mit dem Untertitel "A Study in Revolutionary Theories and Techniques" und einer Einleitung von Edmund Wilson: New York 1961 und New York 1966, VIII, 311 S.)

Political Heretics From Plato to Mao Tse-tung, Ann Arbor 1963, 367 S.

Comrade Anatole and other essays, o.O. 1963 (Typoskript, Fundort: Internationaal Instituut vor Sociale Geschiedenis [IISG], Amsterdam), IX, 168 S.

Without illusions, o.O. 1963 (Typoskript, Fundort: IISG, Amsterdam), 144 S.

The compleat pessimist. Unpleasant quotations. Selected by M. Nomad, o.O. 1963 (Typoskript, Fundort: IISG, Amsterdam), III, 119 S.

Dreamers, Dynamiters and Demagogues. Reminiscences, New York 1964, 251 S.

The anarchist tradition and other essays, o.O. 1967 (Typoskript, Fundort: IISG, Amsterdam), VI, 199 S.

Post-mortems and postscripts, o.O. 1967 (Typoskript, Fundort: IISG, Amsterdam), IV, 164 S.

Footnotes to history. Reflections of a radical dissenter, New York 1971 (Typoskript, Fundort: IISG, Amsterdam), II, 75 S.

White collars & horny hands: the revolutionary thought of Wacław Machajski, Edmonton, Alberta 1983, 21 S.

Max Nomad

Kapitalismus ohne Kapitalisten

Sowohl Kommunismus als auch Faschismus sind neue Formen des Kapitalismus mit privilegierten, sich selbst erhaltenden Klassen. Die Frage, wie dieser Autor sie stellt, lautet: Wer wird die Macht haben? Mr. Nomad ist der Autor der in Scribner's im März 1933 veröffentlichten Biographie von Karl Marx.

Fünf Jahre wachsender Depression haben viele traditionelle Konzepte durcheinander gewirbelt. Sozialismus und Kommunismus beginnen ihren Schrecken zu verlieren. Sowjetrußland ist nicht länger ein Schreckgespenst, sondern eine Inspiration für sehr respektable Leute. Der Bankrott des privaten kapitalistischen Systems hat die Selbstsicherheit seiner Verteidiger unterminiert. Wenn konservative Tageszeitungen wie die *New York Times* über Mängel in Stalins Verwaltung berichten, tun sie diese eher in der Weise von *tu quoque*[1] als in einer triumphierenden Stimmung voller Selbstgerechtigkeit. Apologeten unseres guten alten „robusten Individualismus" werden immer seltener. Diskussionen über Planwirtschaft - öffentliche Kontrolle über oder öffentliches Eigentum an Industrien - werden freimütig in Veröffentlichungen ausgetragen, die noch vor wenigen Jahren vor diesem Thema so heftig zurückgeschreckt sind wie vor religiösen oder vor Rassen-Tabus.

In den Vereinigten Staaten scheint die Idee einer kompletten Nationalisierung aller Industriezweige völlig fern der Realität zu liegen. Allerdings gab es bereits lange vor der Depression eine Tendenz in diese Richtung. Ein nationaler Notstand, das heißt der Krieg, brachte die meisten Industrien tatsächlich unter die Kontrolle der Regierung. Zur gleichen Zeit erfaßte eine weitreichende Konzentration von Kontrollen verschiedene Industrien. Ähnliche Veränderungen gleichen Ausmaßes fanden auch in England und Deutschland statt. In der kürzlich erschienenen Arbeit *The Modern Corporation and Private Property* von A. A. Berle Jr. und G. C. Means zeigen die Autoren,[2] daß der Hauptteil von Amerikas ökonomischem Reichtum unter die Kontrolle von zweihundert Gesellschaften geraten ist und sie beschreiben, wie das Management sich von den traditionellen Eigentumsrechten derer, die den Großteil des Kapitals beisteuern, getrennt hat und diese überlagert. Sie kommen zu dem Schluß, daß sich eine Art „aktive" Eigentümerschaft der Direktoren entwickelt hat, im Gegensatz zur „passiven" Eigentümerschaft der einfachen Aktionäre, die praktisch weder bezüglich des Managements noch bezüglich der Gewinnverteilung etwas zu sagen haben. Eine noch weiterreichende Konzentration, die in der kompletten Kontrolle des Wirtschaftslebens des Landes durch einige große Trusts mit ineinandergreifenden Aufsichtsräten gipfeln wird, kann leicht vorhergesehen werden. Wenn dieser Augenblick erreicht ist - und er ist näher als gemeinhin angenommen -, werden das Management der in großen Trusts

1 Tu quoque: auch du (AdÜ).
2 Adolf A. Berle Jr./Gardiner C. Means, The Modern Corporation and Private Property, New York 1933 (AdÜ).

organisierten Wirtschaft und die politische Verwaltung verschmelzen, wobei die Föderation der großen Trusts den Staat schlucken wird oder umgekehrt. Viele glauben, daß die NRA[3] diesen Prozeß beschleunigt.

Die Nationalisierung öffentlicher Einrichtungen und anderer Industriezweige ist in den meisten europäischen Ländern schon lange Praxis. Bereits vor dem Krieg waren auf dem Kontinent Herstellung und Verkauf von Alkohol, Streichhölzern, Salz und Tabak, der Betrieb der Eisenbahnen sowie das Telegraphen- und Telefonsystem hier und da Staatsmonopole geworden. Diese Maßnahmen waren hauptsächlich aus fiskalischen Gründen durchgeführt worden, um das Finanzministerium mit den für die Regierungsausgaben notwendigen Mitteln auszustatten, und in manchen Fällen teilweise auch zur Unterstützung von bestimmten paternalistischen Maßnahmen zwecks Sicherung der Stabilität des Systems. Die Schwierigkeiten, denen sich das deutsche Finanzwesen nach dem Krieg gegenüber sah, führte zur aktiven Staatsintervention. Das Reich erwarb eine kontrollierende Teilhabe an dem hoch zentralisierten Banksystem, mit dem Ergebnis, daß die meisten Industrien, da sie bei den Banken hoch verschuldet sind, indirekt unter die Kontrolle des Staates gebracht wurden. In der modernen Türkei werden etwa ein halbes Dutzend der führenden Industrien vom Staat betrieben, der ebenso die Handelsmarine und fast das gesamte Kapital des Banksystems besitzt. Kemals Reich hat sich nun, trotz seines heftigen Widerstandes gegen jedwede Form von roter oder rosaroter Propaganda, mehr als jedes andere Land einem System des kompletten Staatseigentums angenähert, so wie es in Rußland betrieben wird.

Solche Tendenzen, die auf merkwürdige Art dem unvermeidbaren modernen Trend zu stärkerer Konzentration und schließlich zum Staatseigentum ähneln, können weit zurück in die Geschichte verfolgt werden. Während des Mittelalters errichtete die Kirche eine Art von internationalem Supertrust mit ökonomischen und politischen Verzweigungen in aller Welt. Ende des fünfzehnten Jahrhunderts besaß sie in Frankreich und Deutschland mindestens ein Drittel allen verfügbaren Landes und in einigen Teilen Deutschlands sogar vier Fünftel. Wäre er nicht auf Hindernisse gestoßen, hätte dieser Supertrust allmählich die komplette Kontrolle über den gesamten ökonomischen Reichtum der christlichen Welt gewonnen - wobei alle, die nicht als Priester geweiht gewesen wären, als Diener oder als Bürger zweiter Klasse für den Ruhm der Kirche, oder, genauer, für das Vergnügen der allmächtigen, alles leitenden Geistlichkeit eines „christlich-sozialistischen" Superstaates gearbeitet hätten.[4]

Aber so sollte es nicht kommen. Das Wachstum der Städte und Industrien, die Konsolidierung der zentralisierten Staatsmacht durch die stärksten der feudalen Alleinherrscher und der gleichzeitige Aufstieg einer weltlichen Bürokratie unterbrach diese Entwicklung. Der Kapitalismus nahm, zunächst in seiner modernen individualistischen

---

3 NRA: National Recovery Administration. Die von der Regierung Franklin D. Roosevelt ins Leben gerufene NRA sollte die Wirtschaft auf der Basis einer rationalen Planung und in Zusammenarbeit zwischen Industrie, Gewerkschaften und Regierung wiederbeleben (AdÜ).

4 Ein schlagendes Beispiel für „christlichen Sozialismus" war das „kommunistische" Experiment, das im achtzehnten Jahrhundert für einige Jahrzehnte in Paraguay durchgeführt wurde. Unter diesem System zwangen die jesuitischen Mönche alle Indianer des Landes, in sozusagen „kommunistischer" Weise für den Orden des heiligen Ignatius von Loyola zu arbeiten. Der einzelne Jesuit besaß keinen Quadratzentimeter Land, aber seine Organisation, die in allen praktischen Zwecken identisch mit der Regierung war, erntete sämtliche Erträge aus der Arbeit der indianischen Sklaven.

Form, den Kampf um die Weltherrschaft auf. Dieser Kampf ist jetzt praktisch beendet, wobei der gesamte Wohlstand der Nationen von einer vergleichsweise kleinen Anzahl von Finanz- und Industriegesellschaften kontrolliert wird. Allerdings ist der siegreiche Kapitalismus jetzt dabei, einen völlig neuen Weg einzuschlagen. Er hat seine eigenen Nachfolger in Form einer neuen sozialen Schicht von Managern, Organisatoren, Technikern und anderen ausgebildeten Angestellten hervorgebracht, die schrittweise alle Funktionen des technischen und wirtschaftlichen Managements übernommen haben, die ursprünglich dem individuellen kapitalistischen Eigentümer selbst oblagen. Es ist diese in Bezug auf Zahl und Wichtigkeit angewachsene neue Mittelschicht, die bald schon auf die eine oder andere Weise mit staatlichen Mitteln die faktische und komplette Kontrolle über die gesamte Gesellschaftsstruktur erlangen könnte.

Eine Bewegung, die das kapitalistische System auf der Basis von staatlichem Eigentum reformieren wollte, entstand in Europa im frühen neunzehnten Jahrhundert. Seine Sprecher kamen aus den Reihen der weitsichtigen Intellektuellen der Mittelschicht, die befürchteten, daß das rücksichtslose, auf Zufall basierende System des privaten kapitalistischen Profits zu Aufruhr und mißlichen Situationen führen könne, ähnlich denen, die im Sog der großen Französischen Revolution enstanden. In den Köpfen der führenden Reformer gab es keinen Gedanken daran, die Reichen tatsächlich zu enteignen und etwas zu etablieren, daß sich ökonomischer Gleichheit mit der logischen Folge einer Abschaffung der Klassen annäherte. Der große französische sozialistische Wegbereiter Saint-Simon (er starb 1825) bestand darauf, daß die „Künstler, Wissenschaftler und Verwalter" die „natürlichen Herren" der Arbeiter sind. Charles Fourier, ein anderer bedeutender sozialistischer Denker des neunzehnten Jahrhunderts, schlug vor, daß in seinem sozialen System die Verteilung entsprechend folgender Formel vorgenommen werden sollte: vier Zwölftel des nationalen Einkommens gehen an das Kapital, drei Zwölftel an die „Begabten" und fünf Zwölftel an die Arbeit. Dieser Plan entsprach fast einer modernen Version des „Kommunismus" der Inka Periode in Peru, wo ein Drittel des nationalen Einkommens an den Kaiser und seine Verwandten, d.h. den Adel, ein weiteres Drittel an die Priester, die „Begabten" dieser Ära und das letzte Drittel an die produzierenden Bauern ging.
Karl Marx, realistischer als seine Vorgänger, und ohne Furcht vor dem Schreckgespenst der Revolution wie die meisten von ihnen, appellierte nicht an das freundliche Herz oder den gesunden Menschenverstand der besitzenden Klassen, um einen Wechsel von individualistischer kapitalistischer Wirtschaft zu einem kollektiven System herbeizuführen. Er sah die Tendenz des modernen Kapitalismus zur wachsenden Konzentration voraus, an deren Ende ihm der unausweichliche Übergang in ein System des Staatseigentums vorschwebte, das er die „erste Phase des Kommunismus" nannte. In einigen seiner berühmten Äußerungen erklärte er, dieser Übergang würde das Ergebnis einer Revolution der Arbeiterklasse sein, die die „Diktatur des Proletariats" etablieren würde. Aber andere seiner Feststellungen hinsichtlich der Entwicklungsmöglichkeiten in demokratischen Ländern wie England, Holland oder USA, verweisen auf die Tatsache, daß er sich den Übergang zu dem, was er Kommunismus nannte (und was normalerweise Sozialismus heißt), als einen friedlichen Prozeß vorstellte, der die Entschädigung der früheren Eigentümer einschließt. Die Praxis der sozialistischen Parteien

überall in der Welt, wo immer sie die Gelegenheit haben, im Rahmen demokratischer Institutionen zu arbeiten, weist in die letztere Richtung.
Die „erste Phase des Kommunismus" ist jetzt in Rußland seit einigen Jahren im Aufbau. Aufgrund besonderer historischer Umstände hat eine Gruppe von Marxanhängern, die die traditionelle „gradualistische" Konzeption des westlichen Sozialismus hinter sich gelassen hat, die kapitalistischen Eigentümer gewaltsam enteignet und ist nun mit dem beschäftigt, was „Aufbau des Sozialismus" genannt wird. Neutrale Beobachter allerdings, die sowohl über der bolschewistischen als auch über der antibolschewistischen Propaganda stehen, betrachten das Sowjetsystem praktisch einstimmig nicht als Ergebnis teuflischer Machenschaften einer fanatischen Bande von visionären Gleichmachern, die auf das Verschwinden aller Klassenunterschiede aus sind, sondern als etwas ganz anderes: Eine neue Form des Kapitalismus mit seiner pyramidenförmigen Schichtung, seinen Amtsinhabern und Handarbeitern und schließlich seinen substantiell unterschiedlichen Einkommenshöhen, die zur Etablierung einer privilegierten, sich selbst erhaltenden Klasse von Bürokraten und Technologen führt. Unter diesem System ist der Staat, das ist die Klasse der Amtsinhaber, der einzige Kapitalist, indem er die Fabriken und Betriebe sehr stark entsprechend denjenigen Prinzipien betreibt, die allgemein als Kapitalismus bezeichnet werden. Doch trotz seiner ökonomischen Ungleichheiten repräsentiert Rußlands „Experiment", im Gegensatz zu dem planlosen System des privatkapitalistischen Profitmachens mit seiner entsetzlichen Verschwendung und Zerstörung von Werten zum Schaden der ganzen Bevölkerung, einen enormen Schritt vorwärts.
Diese neue Form des Kapitalismus wird nun allgemein als Staatskapitalismus bezeichnet, gleich ob er als Ergebnis eines gewaltsamen Aufstandes wie in Rußland oder durch graduelle Reformen eingeführt wird, wie in jenen Ländern, die jetzt eine Politik der Errichtung von Staatsmonopolen einschlagen. Sonderbar genug ist die Tatsache, daß die Begriffe Staatskapitalismus und Staatssozialismus als miteinander austauschbar gebraucht werden. Daß diese beiden Begriffe als Synonyme gebraucht werden können, ist vielleicht symbolisch für die Bedeutung, die das Wort „Sozialismus" allmählich gewonnen hat. Man kann sagen, daß der Staatkapitalismus ein Kapitalismus ist, der das „sozialistische" Merkmal des Staatseigentums übernommen hat, während der Staatssozialismus ein „Sozialismus" ist, der das kapitalistische Merkmal der Ungleichheit der Einkommen beibehält. Es gibt einige Verwirrung hinsichtlich des Unterschiedes zwischen Staatssozialismus und „gewöhnlichem" Sozialismus oder Kommunismus. Im allgemeinen werden die Begriffe „Sozialismus" oder „Kommunismus" im Hinblick auf ein System von Staatseigentum angewandt, das als Resultat einer friedlichen oder gewalttätigen Machtergreifung durch die sozialistische oder kommunistische Partei errichtet wurde. Wenn ein solches System jedoch von den althergebrachten Parteien eingeführt wird, wird es als Staatskapitalismus oder Staatssozialismus angesehen. Aber angesichts der großen Feindseligkeiten zwischen den rivalisierenden radikalen Parteien würden die Kommunisten jedes von ihren rosaroten Rivalen errichtete System von Staatseigentum als Staatskapitalismus oder Staatssozialismus verurteilen. Die Sozialisten (und sogar kommunistische Gegner Stalins) nehmen in Bezug auf das Sowjetsystem die gleiche Haltung ein. Auf diese Weise gibt es in den Grundsätzen keinen wesentlichen Unterschied zwischen den Verteidigern des Staatskapitalismus oder

Staatssozialismus auf der einen, und denen des traditionellen Sozialismus oder Kommunismus auf der anderen Seite. Es ist nur die Ähnlichkeit ihres Ehrgeizes, was sie unterscheidet - um ein altes Bonmot zu benutzen, das während der Revolution von 1848 im Umlauf war. Die Frage ist, *wer* in den Besitz der Regierungsmaschinerie mit ihren hunderttausenden von Stellen gelangen soll: die althergebrachten Politiker der oberen und mittleren Schichten, eingeschlossen die Liberalen und die moderaten Sozialisten, oder ihre jüngeren Rivalen aus den unteren Mittelschichten, eingeschlossen die sich zur Wehr setzenden und deklassierten Intellektuellen und autodidaktisch gebildeten Ex-Arbeiter, die das Vokabular des revolutionären Kommunismus gebrauchen. Es ist richtig, daß die Kommunisten sich durch die Besonderheit auszeichnen, daß sie sich für die komplette Enteignung der Kapitalisten aussprechen, während die anderen Anwärter auf den Regierungsbesitz die früheren Eigentümer auf die eine oder Weise entschädigen würden. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß Marx, der Lehrer sowohl der Sozialisten als auch der Kommunisten, nichts gegen eine Entschädigung hatte, wie seine berühmte Bemerkung, „die ganze Bande (der Kapitalisten) auszuzahlen", zeigt. Zudem würde dies, auch wenn die Kapitalisten ohne Entschädigung enteignet werden, nicht notwendigerweise eine Änderung des ökonomischen Status der Arbeiter bedeuten. Es bedeutet tatsächlich nur, daß der Umfang der Gewinnanteile, den bisher die Eigentümer erhielten, in der Form höherer Einkommen für die Mitglieder der neuen herrschenden Klasse - Techniker und Amtsinhaber - verteilt würde.[5]

Projekte, die entweder auf eine allmähliche oder sofortige Nationalisierung der Industrien abzielten, sind oft unabhängig und jenseits der sozialistischen Bewegung vorangebracht worden. Am Ende der sechziger Jahre spielte Bismarck mit der Idee, alle Bran-

---

5 Es gab sozialistische Richtungen wie Anarchismus und Syndikalismus, die sich dafür aussprachen, über die bloße Etablierung eines Staatskapitalismus hinauszugehen. In der Praxis unterscheiden sie sich jedoch nicht wesentlich weder von den moderaten Sozialisten mit westlicher demokratischer Überzeugung, noch von den revolutionären Kommunisten russischer Richtung. Die Mehrzahl der Anarchisten und Syndikalisten gibt sich mit der friedlichen Propaganda eines Ideals von menschlicher Brüderlichkeit zufrieden, die entweder in der Form „freier Kommunen" oder in der Form einer Verwaltung der Industrien durch die Gewerkschaften umgesetzt werden soll. Aber die Verwirklichung dieses Ideals verschieben sie in die gleiche entfernte Zukunft ungeborener Generationen, der die marxistischen Sozialisten und Kommunisten ihre millenaristische „höhere Form des Kommunismus" anvertrauen. Bevor dieses Stadium erreicht ist, bestehen sie einfach auf einem größeren Spielraum für die lokale Autonomie oder die Gewerkschaftsorganisationen im Rahmen des sozialistischen Staates, der nichts anderes ist, als ein eleganterer Begriff für Staatskapitalismus. Die ungeduldigeren Elemente unter den Anarchisten - die sogenannten „Anarchobolschewisten" -, die seit einigen Jahren von einer revolutionären Diktatur sprechen, repräsentieren nur eine unorthodoxe Variante des russischen Kommunismus. Das gilt für die jungen spanischen Neoanarchisten, deren „revolutionäres Komitee" während der kürzlichen Revolte vom Dezember 1933 versprach, die Banken unter seinen Schutz zu nehmen und für die „Verteilung des Reichtums unter das Volk" zu sorgen. Dasselbe trifft ebenso für die französischen Neosyndikalisten zu, die nun „alle Macht den Gewerkschaften" verlangen, was nichts anderes bedeutet, als alle Macht für die Gewerkschaftsangestellten zu verlangen. Ungeachtet ihrer abweichenden theoretischen Redeweisen, sind sie unter der Oberfläche „eineiige Zwillinge" der Anhänger Lenins. Was auch immer ihre „antiautoritären" Erklärungen in der Gegenwart angeht, würden sie, wenn es ihnen wo auch immer gelänge, die Macht zu ergreifen, unausweichlich sich selbst als herrschende, privilegierte, sich selbst erhaltende Klasse der Amtsinhaber des neuen Staates einsetzen, der alle Merkmale des in Rußland errichteten Staatskapitalismus haben würde. Mit dem einzigen Unterschied, daß es an Stelle der tradierten Verschwörer aus der Schule von Marx und Lenin ihre ein anarchistisches und syndikalistisches Vokabular benutzenden Rivalen wären, die dem neuen Regierungsgebäude ihren Stempel aufdrücken würde.

chen der deutschen Wirtschaft zu nationalisieren. Um diesen Plan durchzuführen, warb er sogar um die Mitarbeit von Marx und seinen engsten Anhängern. Der Gründer des Deutschen Reiches hatte natürlich nicht die Absicht, die Reichen zum Vorteil der Armen zu berauben - abgesehen von gewissen paternalistischen Verbesserungen zwecks Stabilisierung des Staates. Seine Idee zielte darauf ab, die Regierung der preußischen Junker durch Konzentrierung aller ökonomischen Ressourcen des Landes in ihren Händen zu stärken. In seiner Auswirkung hätte dieser Plan den früheren Industrie- und Agrarmagnaten nicht die Freude an ihren hohen Einkommen genommen. Allerdings hätten sie diese nicht in Form von Profiten oder Pachtzins erhalten, sondern unter dem Deckmantel hoher Gehälter für von der Regierung bestellte industrielle oder landwirtschaftliche Spitzenkräfte.
Sogar nachdem Bismarck diesen Plan aufgegeben hatte, lebte die Idee in den Köpfen vieler weitsichtiger preußischer Junker und ihrer ideologischen Wortführer fort. Auf dem Parteitag der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands im Jahre 1892 sprach Wilhelm Liebknecht (Vater von Karl), einer der wichtigsten Führer der Partei, von den Plänen der konservativen Verfechter des „Staatssozialismus", die alle möglichen Entwürfe im Hinblick auf Regierungseigentum vortrugen. In dieser Rede betonte er die Tatsache, daß er „mit politischen Gegnern der äußersten conservativen Partei (d.h. der Partei der preußischen Junker)... schon in Diskussionen gerathen" sei „über unsere Bestrebungen" und daß ihm „Personen der höchsten Namen, die zur Führerschaft der conservativen Partei gehörten, sagten: ‚Alles, was sie socialistisch erstreben, kann ich unterschreiben, Wort für Wort, aber das Demokratische bei Ihnen trennt uns. Daß Sie brechen wollen mit allen Grundlagen der heutigen Gesellschaft (d.h. feudal-junkerlicher Halbabsolutismus), daß Sie Monarchie, die Religion, alles, was uns heilig ist, abschaffen wollen, das trennt uns. Socialistisch sind wir, wie Sie'".[6]
Der Grund für die ablehnende Haltung der deutschen sozialistischen Opposition gegenüber dem „Staatssozialismus" (d.h. Staatskapitalismus) der preußischen Junker war offensichtlich. Unter der politischen Oberherrschaft der Hugenbergs und von Papens dieser Jahre wären alle Macht und alle privilegierteren Stellungen in der Regierung und in der Verwaltung des wirtschaftlichen und politischen Lebens der Nation an die gebildeten Sprößlinge der Junker und oberen Mittelschichten übergegangen, während die gebildeten unteren Mittelschichten, denen die meisten aus der sozialistischen Führung entstammten, auf die Rolle von bloßen Untergebenen mit dem Einkommen gering bezahlter Angestelltensklaven eingeschränkt worden wären. Aus diesem Grunde beachtete Marx als revolutionärer Demokrat seinerzeit das Angebot Bismarcks nicht und aus diesem Grunde zeigten sich die Sozialisten im allgemeinen über die Nationalisierung einzelner Industriezweige in solchen Ländern, denen es an demokratischen Institutionen mangelte, nicht erfreut.

Was bei scharfsinnigen Angehörigen der besitzenden Klassen wie Bismarck nur ein Spiel mit der Idee des Staatskapitalismus gewesen war, sollte in vielen Ländern unmittelbar nach dem Krieg zu einer ernsthaften Angelegenheit werden. Der vollständige

6 Wilhelm Liebknecht, Staatssocialismus und revolutionäre Socialdemokratie, in: Verhandlungen des Parteitages der Socialdemokratischen Partei Deutschlands vom 14. bis 21. November 1892 in Berlin, Berlin 1892, S. 157-166, hier S. 158 (AdÜ).

Ruin der besiegten Nationen und sogar einiger der „Sieger" hatte in ihrem Gefolge die Verarmung großer Teile der gebildeten Mittelschichten mit sich gebracht. Hunderttausende, wenn nicht Millionen Angehörige der Mittelschichten, die sich bis dahin einer sorgenfreien Gegenwart und Zukunft unter dem kapitalistischen System sicher gewesen waren, fanden sich jetzt zu tiefster und hoffnungsloser Armut degradiert. Dreißig, fünfzig, sechzig Prozent aller Universitätsabgänger haben keine Aussicht auf irgendeine lukrative Stellung. Sie werfen feindselige und mißgünstige Blicke auf die privilegierten Nutznießer der gegenwärtigen Lage, gleich ob Kapitalisten oder einfach Amtsinhaber in öffentlichen oder privaten Einrichtungen. Einige dieser „neuen Armen" schließen sich den Sozialisten und Kommunisten an, die das antikapitalistische Evangelium des Regierungseigentums gepredigt haben, das entweder durch friedliche demokratische Methoden oder durch die Errichtung einer revolutionären Diktatur verwirklicht werden soll. Aber die Mehrheit dieser hungrigen Außenseiter zieht es vor, ihr „antikapitalistisches Verlangen" (ein von Georg Strasser, bis 1932 führender Kopf der Nazi-Bewegung, geprägter Ausdruck) mit Schlagworten zu verbinden, die nationalistischen Haß oder Rassenhaß und entsprechenden Ausschluß propagieren und solche Überzeugungen in die Gehirne des verarmten *homo sapiens* der Mittelschicht befördern. Dies besonders deshalb, weil die Führer der radikalen Parteien, denen es gelungen ist, große Teile der Arbeiterklasse entweder im politischen oder im gewerkschaftliche Bereich zu organisieren, jeden ernsthaften Kampf gegen die bestehenden Mächte aufgegeben haben, weil sie es bevorzugen, selbstzufrieden in der Sicherheit ihrer zahllosen Stellen, entweder als politische Stelleninhaber, Parteiführer und Gewerkschaftsorganisatoren oder als Redner und Journalisten, zu verharren.

Der Doppelcharakter des Faschismus, der den unzufriedenen Massen die radikalsten antikapitalistischen Maßnahmen verspricht und zugleich finanzielle Unterstützung seitens der Kapitalisten für einen erbarmungslosen Ausrottungskrieg gegen radikale und Arbeiterorganisationen akzeptiert, hat vielen Schwierigkeiten bereitet, die wirkliche Bedeutung der Bewegung zu verstehen. Jetzt, nachdem sich Mussolini und Hitler in ihren jeweiligen Ländern fest etabliert haben, werden die weiteren Bedeutungen des Faschismus deutlicher. Denn abgesehen von vielen gegen radikale oder ansatzweise radikale Mitbewerber um die Macht oder politische und andere Stellen gerichteten reaktionären Maßnahmen, haben sich die Faschisten entweder für eine Politik eingesetzt, die normalerweise unter der Bezeichnung Staatskapitalismus firmiert, oder aber starke Tendenzen in diese Richtung gezeigt. So hat einer der einflußreichsten Berater Mussolinis, der frühere italienisch-amerikanische „Wobbly" (I.W.W.)[7] Edmondo Rossoni, offen eine Politik der kompletten Nationalisierung der Industrien befürwortet. Die theoretische Zeitschrift „I Problemi del Lavoro", in Mailand von früheren sozialistischen Gewerkschaftsführern herausgegeben, nimmt einen ähnlichen Standpunkt ein. Die Ausgabe vom November 1933 enthält eine enthusiastische Verteidigung des russischen Systems, unter dem „die Arbeiter erstmals die Herren" sind. Das scheint darauf hinzudeuten, daß Mussolini, der jegliche sozialistischen oder kommunistischen *Partei*aktivitäten verbietet - denn Faschismus meint, wie Bolschewismus, das Regierungsmonopol einer einzigen Partei - die Möglichkeit in Betracht zieht, zu einem System des Re-

7 I.W.W.: Industrial Workers of the World (AdÜ).

gierungseigentums Zuflucht zu nehmen, falls dies für die Aufrechterhaltung seines Regimes notwendig werden sollte. In Deutschland führten die Nazimassen trotz aller der großen Wirtschaft aus dem Stegreif gegebenen Versprechen sofort eine Art Kontrolle der Industrien durch ihre Partei"zellen" ein. Diese Politik bezeugt, auch wenn sie später aufgegeben wurde, eine starke Tendenz in diese Richtung innerhalb der Partei. Die Entlassung aller Amtsinhaber, die keine Nazis sind, und die Entfernung der Juden aus ihren Berufen und anderen Beschäftigungen wird sich als kaum ausreichend erweisen, den Appetit all der zahllosen Anhänger Hitlers zu befriedigen. Um mehr Regierungsstellen zu schaffen und die dazu nötigen Finanzen aufzubringen, werden sie früher oder später gezwungen sein, weitreichende Nationalisierungsmaßnahmen zu ergreifen, mit oder ohne Entschädigung der Eigentümer. Denn die konkreten Notwendigkeiten der Selbsterhaltung werden sich als stärker erweisen als alle ihre mittelalterlichen oder vorsintflutlichen Propagandasprüche. (Umgekehrt können ähnliche Gründe der Zweckmäßigkeit Kommunisten gelegentlich dazu veranlassen, von Maßnahmen zur Enteignung und Nationalisierung abzusehen. So hat die kommunistische Regierung der sogenannten chinesischen Sowjetterritorien - während sie die „marxistisch-leninistische Erziehung" an die Stelle des alten Systems der konfuzianischen Schulen setzt - die Industrieunternehmen in den Händen ihrer kapitalistischen Eigentümer gelassen.)
Auch wenn es sonderbar klingt, verdankt sich Hitlers Aufstieg zur Macht zu einem erheblichen Teil der Angst der großen deutschen Fabrikbesitzer und Landeigentümer davor, daß General Schleicher, sein Vorgänger als Kanzler, der bonapartistische Neigungen hatte, eine Politik des Staatskapitalismus einleiten könnte. Schleicher war von einer Gruppe junger Intellektueller mit Beziehungen zu den Junkern umgeben, die ein „antikapitalistisches Gemeinwesen" bevorzugten - eine Art von militärischem „Sozialismus", unter dem alle Wirtschaftszweige der Nation dem Staat gehören würden und dieser wiederum der Militärkaste und der Klasse der Amtsinhaber, die sich aus der jüngeren Schicht des preußischen Adels und jenen gebildeten Elementen der Mittelschichten zusammensetzen würde, die deren Hegemonie anerkennen würden. Um diesem bonpartistischen „Sozialismus" eine breitere Basis zu geben, war Schleicher bereit, sich auf die Gewerkschaften zu stützen und mit verschiedenen demokratischen und moderat sozialistischen Elementen zusammenzuarbeiten - eine Politik, von der sowohl die Großindustrie als auch der Landadel eine wesentliche Einschränkung ihrer Macht befürchteten. Zur gleichen Zeit hatten große Teile der Anhängerschaft der Nazis damit begonnen, zu den Kommunisten überzulaufen oder gemeinsame Sache mit ihnen zu machen. (Sie waren von ihren feinen kapitalistischen Unterstützern fallen gelassen worden, nachdem ihre Hilfe indirekt die Machtübernahme des offen reaktionären Kabinetts der Junker unter von Papen ermöglicht hatte.) Eingezwängt zwischen dem bösen Geist von Schleichers militaristischem Staatskapitalismus und dem Abgrund einer bolschewistischen Enteignung - die angesichts der zahlreichen Übertritte militanter Nazis eine aktuelle Bedrohung wurde - bevorzugten die Milieus der Kapitalisten und Junker die Herrschaft von Hitlers Verein. Sie hofften, den Hunger der Naziwölfe mit den bis jetzt von Liberalen, katholischen Klerikern, Juden und Sozialisten besetzten politischen und sonstigen Stellen zu befriedigen. Aber es ist fraglich, ob sie auf lange Sicht in der Lage sein werden, die Geister zu kontrollieren, die sie heraufbeschworen haben.

Ähnlich wie in Deutschland verfolgt die extreme nationalistische Bewegung in Japan im wesentlichen ebenfalls einen staatskapitalistischen Kurs, wobei sie die Sprache des mittelalterlichen Feudalismus mit dem aggressivsten Imperialismus verbindet. Angesichts der zunehmend schlechten Lage eines wesentlichen Teils der Mittelschichten, der vollständigen Hoffnungslosigkeit großer Teile der Studienabgänger und der niedrigen Gehälter der jungen Offiziere, gewannen die Parolen „Nieder mit dem Kapitalismus" und „Die Industrie gehört dem Mikado", die nur eine andere Methode der Forderung nach Nationalisierung der großen Konzerne zum Ausdruck bringen, an Zulauf.
Kapitalismus ohne Kapitalisten, d.h. Staatskapitalismus, darauf läuft die bevorstehende Phase der wirtschaftlichen Entwicklung hinaus. In den friedlichen Tagen des Individualismus sprach Herbert Spencer von der „zukünftigen Sklaverei", wenn er sich die Möglichkeit der Realisierung sozialistischer Tendenzen vorstellte. Verteidiger und Gegner der gegenwärtigen Lage haben seine Warnung wiederholt. Ihre Verwünschungen können den unerbittlichen Lauf der Dinge nicht stoppen. So wie der Privatkapitalismus dem Feudalismus folgte, so folgt der Staatskapitalismus mit seiner Planwirtschaft notwendigerweise seinem sich zersetzenden Vorgänger. Seine Einrichtung wird den Abschluß des zweiten Etappe der Revolution der Mittelschichten bedeuten. Er wird den früheren Eigentümer möglicherweise in einen Büroangestellten oder Amtsinhaber verwandeln, und die Summe aller gebildeten Regierungsangestellten wird die neue und alleine herrschende Klasse bilden. Die Sprache der Buchhaltung dieses wirtschaftlichen Systems wird nichts von Dividenden wissen. Aber der Löwenanteil des Nationaleinkommens wird ganz natürlich dazu dienen, die Annehmlichkeiten der neuen Herrscher zu steigern, bis der revolutionäre Massendruck der Handarbeiter eine gerechtere Verteilung erzwingt.
Die Zukunft wird zeigen, unter welchen Vorzeichen der Staatskapitalismus in den verschiedenen Ländern eingeführt wird. Je nach Umständen kann er - um drohende Konflikte zu vermeiden - durch die Zusammenarbeit zwischen liberalen Elementen der Mittelschichten und moderaten Sozialisten friedlich eingeführt werden. Dies würde auf die Organisierung öffentlicher Arbeiten für die Arbeitslosen und die stufenweise und schmerzlose Ausschaltung der Privateigentümer mittels Entschädigung oder höher bezahlter Stellungen im Staatsdienst hinauslaufen. Oder es geschieht als Resultat einer verzweifelten Revolte der Millionen Arbeitslosen, die die Regierungsmacht dazu zwingen, den Prozeß der Nationalisierung zu beschleunigen und den hungrigen Massen Beschäftigung zu geben, indem sie die geschlossenen Fabriken öffnet und andere weiterreichende Maßnahmen ergreift. Schließlich kann es entsprechend dem russischen Modell mit seiner Parteidiktatur revolutionärer Intellektueller und Halbintellektueller ablaufen, das sich auf die Abschaffung aller Überreste von Privatunternehmen stützt und die Welt mit seiner widersprüchlichen Mischung supermoderner Reformen und einer manchmal maßlosen Konzentration unbegrenzter Macht in den Händen eines exklusiven Zirkels vor den Kopf stößt. Wenn alle diese Möglichkeiten fehlschlagen, kann er vielleicht im Sog eines Sieges der Faschisten eingeführt werden, begleitet von einem kulturellen Absturz in das Mittelalter.
Das neue System mit seinen verschiedenen Formen wird seine eigenen mörderischen Kämpfe verschiedener Gruppen erleben, die um die Macht, um die Inbesitznahme der Schlüsselpositionen in der Regierung und um bessere Stellen für ihr Klientel ringen.

Und es wird zweifellos auch mit eigenen Aspekten des Arbeitsproblems konfrontiert werden. Denn die Handarbeiter werden mit dieser „sozialistischen" Form von Kapitalismus oder dieser kapitalistischen Form von „Sozialismus" genauso wenig zufrieden sein wie mit der traditionellen privatkapitalistischen Form des Kapitalismus. Sie werden etwas ganz anderes und unerhörtes verlangen: eine sozialistische Form von Sozialismus, die gleichen Lohn für Hand- und Kopfarbeit garantiert. Denn was immer Bernard Shaw in jüngster Zeit in seinen weniger erleuchteten Momenten auch sagen mag, so hat er sicherlich die Sehnsucht der Benachteiligten zum Ausdruck gebracht, als er schrieb, daß „Sozialismus Gleichheit der Einkommen und nichts anderes bedeutet". Ein utopische Vorstellung heute, mag dies in zukünftigen Zeiten Wirklichkeit sein - auch wenn die Abschaffung der Klassen, die diese Forderung beinhaltet, heute so unwirklich erscheint, wie dies politische Demokratie und öffentliches Eigentum vor nur einigen Generationen waren.

Erstveröffentlichung unter dem Titel „Capitalism without Capitalists" in: Scribner's Magazine. A Magazine of Human Interest, Modern Fiction, and Impartial Interpretation, No. 6/June 1934 (Vol. XCV), S. 407-411.

Übersetzung aus dem Amerikanischen: Pia Schmitt

Paul Mattick

Diktatur der Intellektuellen? (Kritische Anmerkungen zu den Überlegungen von Max Nomad)

I.

Da sich die historische Entwicklung als ein extrem komplizierter Vorgang darstellt, ist es jedem Historiker freigestellt, die unterschiedlichsten Ausgangspunkte auszuwählen. Die marxistische Interpretation basiert auf dem Wachstum der gesellschaftlichen Produktivkräfte; Geschichte wird in diesem Sinne als eine Geschichte von Klassenkämpfen verstanden. Die Tatsache, daß die Marxisten mehr Aufmerksamkeit auf die *wesentlichen* Faktoren der Geschichte gelegt haben und mit Freude den Romanciers und Biographen die Aufgabe überließen, die „allzumenschlichen" Faktoren, die die Geschichte zweifellos auch enthält, zu betrachten - ein Fehler, der sich als Manifestation eines methodischen und rationalen Denkens, aber gleichzeitig auch als Tugend erweist - ist immer wieder von Kritikern herausgegriffen und als Argument gegen den Marxismus eingesetzt worden. Die Widerlegung dieser Kritik bereitet in der Tat keine Schwierigkeiten; es ist dann nur *im Nachhinein* notwendig, die unwesentlichen Erscheinungen zu betrachten, die diesen Prozeß begleiten, die aber vernachlässigt wurden; eine Angelegenheit, die umso einfacher ist, je besser man die wirklich entscheidenden Faktoren kennt, die hier am Werk sind.

Man kann eine Geschichte des Klassenkampfes schreiben, bei der die internen und persönlichen Bemühungen und Bestrebungen und die Kämpfe der verschiedensten Gruppen innerhalb der realen Klassenkämpfe außer Betracht bleiben. In diesem Falle hat man zwar sicherlich nicht alles, aber dennoch das Wichtigste gesagt. Umgekehrt kann man, wenn man eine romantischere Vorstellung der Dinge besitzt und vielleicht eine größere Leserschaft erreichen möchte, eine sehr farbenfrohe Geschichte schreiben, die nicht über die Reflektionen der Phänomene in den Köpfen der agierenden Personen hinausreicht. Eine Geschichte, die, weil sie mit den persönlichen Bemühungen des Erzählers zu tun hat, die breiteren gesellschaftlichen Faktoren vergißt. Dieses letztere Verfahren ist nicht nur ein Zugeständnis an die vorherrschende Ideologie, sondern es vereinfacht die Aufgabe für den Schreiber selbst; auf diese Weise befindet er sich in einer Position, in der er den Lauf der Geschichte als etwas logisch Erscheinendes darstellen kann, während er selbst kein umfassendes Wissen über Ökonomie und Soziologie besitzen muß, sondern sich ausschließlich auf sein „Wissen über die menschliche Natur" verlassen kann, das wiederum sehr stark auf dem Wissen von sich selbst beruht.

Zweifellos kann man beobachten, daß während des gesamten Verlaufs der Geschichte die Gewitzten schon immer die Dummen überlistet haben, daß Betrüger betrogen wurden, daß in allen früheren Klassengesellschaften Individuen und Gruppen mit dem Ziel um die politische Macht gekämpft haben, sich materielle Vorteile zu sichern, und daß die dabei involvierte breite Masse nur das Sprungbrett für die Erfolgreichen bildete;

und daß bis heute, soweit es die Armen selbst betrifft, die Veränderung der Geschichte ihnen immer wieder nur einen Austausch der Ausbeuter brachte. Es stimmt, daß Geschichte auf diese Weise nur oberflächlich betrachtet wird; d.h., daß die äußerlichen Phänomene mit dem Wesen der Dinge durcheinander gebracht werden. Es ist jedoch möglich, solch ein historisches Glossar als unbestreitbares Tatsachenmaterial auszugeben und dadurch dem „gesunden Menschenverstand" ein Kompliment zu erteilen. Es gibt Halbwahrheiten, die wirklich solche sind und andere Halbwahrheiten, die, wenn nicht weiter entwickelt, zu Unsinn werden. Wenn man in der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart nichts anderes sieht als Kämpfe für Privilegien - Kämpfe, die zudem noch meist auf die politischen Machtinstrumente begrenzt sind und generell nicht die Positionen der ökonomischen Macht berühren, aber von letzteren abhängig sind und kontrolliert werden -, wenn man diese Kämpfe von den wirklichen Klassenkämpfen isoliert, deren Basis notwendigerweise ökonomisch-soziologisch und nicht individuell-egoistisch ist -, dann kann man in den kommenden Entwicklungen nichts anderes sehen als die Wiederholung der vergangenen Geschichte und dem „gesunden Menschenverstand" wird wieder einmal mit dem Ausruf gehuldigt: „So ist es gewesen, so ist es und so wird es bleiben." Auf diese Weise befindet man sich selbst in der komfortablen Situation des Skeptikers, der - natürlich angenommen, daß diese Philosophie seiner eigenen weiteren Existenz nicht im Wege steht - die Welt umso angenehmer findet je gemeiner sie ist und für den die Geschichte als Ganzes keine andere raison d´être besitzt, als die Richtigkeit seiner Position zu bestätigen.

Die ideologische, verallgemeinernde Interpretation von Geschichte, die durch den Mangel an Erkenntnis der entscheidenden Faktoren, die am Werk sind - die Entwicklung der Produktivkräfte - gekennzeichnet und gezwungen ist, Zuflucht in Dingen wie der „Natur" des Menschen zu suchen, Dinge, die nicht weniger veränderbar sind als die gesellschaftliche Ordnung selbst, bietet der Arbeiterklasse praktisch und theoretisch nichts, was ihre lebenswichtigen Probleme lösen könnte. Da es noch für eine sehr lange Zeit „dumme" und „kluge" Personen geben und selbst nach Erlangen ökonomischer Gleichheit sicher noch einige Zeit dauern wird, bevor die Möglichkeit einer intellektuellen Gleichheit gegeben sein wird, ist auf einer solchen Basis nicht vorhersehbar, wann der Kampf gegen die Ausbeutung zu mehr führen wird als einem bloßen Austausch der Ausbeuter. Die Frage danach, *wer* die Arbeiter ausbeutet, ist in der Tat etwas, was zu vernachlässigen diese sich leisten können; ihr Ziel und ihr Bedürfnis ist die Abschaffung jeglicher Art von Ausbeutung. Der Trost, der sich auf die Möglichkeit einer permanenten ökonomischen Opposition von Seiten der Unterdrückten zu gründen sucht, ist nur ein halber Trost, da dieser fortdauernde Klassenkampf, wenn auch nicht für immer, so doch für einen ziemlich langen Zeitraum durch die Anwendung der Machtinstrumente in den Händen der Herrschenden verhindert werden kann. Eine solche Sachlage erlaubt es, die Perspektive ins Auge zu fassen, daß unter bestimmten Umständen viele Generationen vielleicht von jeglicher Möglichkeit ausgeschlossen werden, ihre erbärmlichen Bedingungen zu verändern. Daher bietet die rein ideologische Interpretation der Geschichte keine Erklärung der Vergangenheit und sie ist unfähig über die Gegenwart hinaus zu blicken, da alle ihre Voraussetzungen speku-

INTERNATIONAL

COUNCIL

CORRESPONDENCE

For Theory and Discussion

CONTENTS:

On the Communist Party

Dictatorship of the Intellectuals?

Critical Remarks on the Reflections of
MAX NOMAD

"The New Middle Class'

State Capitalism in America?

Vol. II **No. 7**

JUNE 1936

$1.00 YEARLY **10c A COPY**

lativ bleiben müssen, so daß auf der Basis dieser Konzeption auch der gegenwärtige Klassenkampf weder theoretisch noch praktisch gefördert werden kann.

II.

Der Marxismus sieht im Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit den eigentlichen großen Widerspruch der heutigen Gesellschaft, ein Widerspruch, durch den sie letztendlich verdammt ist unterzugehen. Innerhalb dieses eigentlichen großen und umfassenden Widerspruchs, der nur durch die Beseitigung des Kapitalismus abgeschafft werden kann, treten engere Widersprüche auf, die existieren und verschwinden und die alle im Rahmen des eigentlichen Widerspruchs gesehen werden müssen. Einer dieser vielen Widersprüche ist der zwischen Hand- und Kopfarbeit, ein Widerspruch, der gleichzeitig Ausdruck zweier unterschiedlicher Lebensweisen und daher auch unterschiedlicher Interessen ist. Inwieweit dieser engere Widerspruch im Laufe der Zeit in der Lage ist, Theorien zu modifizieren, die sich auf den eigentlichen großen Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit beziehen und in welchem Ausmaß dieser engerere Widerspruch selbst dabei Veränderungen erfährt, kann nur durch immer wieder erneuerte Untersuchungen konkreter Situationen bestimmt werden. Die Beziehung zwischen Hand- und Kopfarbeit verlagert sich in dem Maße, in dem die Beziehung zwischen Kapital und Arbeit zu ihrer Aufhebung tendiert.

Das Problem der Intellektuellen ist sehr eng mit dem der Mittelschicht verbunden, aus der der größere Teil der Intellektuellen hervorgeht. Die Arbeiterbewegung ist seit den Anfängen davon betroffen und im Laufe der Zeit hat es die unterschiedlichsten Beurteilungen darüber gegeben. Es gab wohl keine Zeit, in der der Aufruhr über diese Frage so groß war wie heute und dieses Getöse wurde von niemand anderem als von den Intellektuellen selbst initiiert. Die scheinbare Wichtigkeit dieser sozialen Gruppe ist in Wirklichkeit jedoch mehr eine Angelegenheit eines übertriebenen Selbstwertgefühls, das in dem Verhältnis größer und notwendiger wird, in dem diese Schicht an Wichtigkeit verliert. Tatsächlich haben wir es hier mehr mit einer Reaktion der Intellektuellen auf ihre soziale Herabwürdigung zu tun.

Wir haben aufgrund der Beschränkung der folgenden Ausführungen nicht die Absicht, das Problem der Intellektuellen in seinem vollen Ausmaß aufzugreifen, sondern möchten uns mit einer bestimmten Position zu diesem Thema beschäftigen, nämlich mit der Sicht, die heute in den Schriften von Max Nomad ihren Ausdruck findet. Selbst ein Intellektueller, teilt Nomad mit seiner Gruppe von Kollegen die gegenwärtige Tendenz, die Wichtigkeit der Intellektuellen zu überschätzen, was zugleich eine Überschätzung der Mittelschicht bedeutet. Die marxistisch orientierte Arbeiterbewegung ist laut Nomad hauptsächlich eine Bewegung deklassierter Elemente der Mittelschicht und autodidaktisch gebildeter Arbeiter, die priviligierte soziale Positionen anstreben und die in ihren intellektuellen Fähigkeiten ihr „Kapital" sehen, um dieses Ziel zu erreichen. Die breite Masse der Arbeiter dient diesen Elementen nur als Mittel, um ihre eigennützigen Ambitionen zu erreichen.

Die Tatsache, daß die ersten industriellen und sozialen Reformen durch weitsichtige Bourgeois gefordert und in Teilen durchgesetzt wurden, und zwar nicht in Opposition, sondern im Interesse einer profitablen und rationalen Ökonomie, leistete der Idee Vor-

schub, daß der Mittelschicht die Aufgabe und Möglichkeit zugeschrieben wurde, zum Anwalt in Angelegenheiten sozialer Gerechtigkeit zu werden. Intellektuelle, die aus der Mittelschicht stammen, haben dieser Idee immer wieder Rechnung getragen. Der langsame, aber sichere Prozeß der Eliminierung der frühen kapitalistischen Mittelschicht im Laufe der kapitalistischen Entwicklung erweckte bei seinen intelligenten Elementen ein soziales Bewußtsein und die neuen intellektuellen und administrativen Funktionen, die durch diesen Prozeß hervorgerufen wurden, brachte Teile der Mittelschicht in Positionen, die ihnen weiterreichende soziale Perspektiven ermöglichten. Ihre im Vergleich zu den Arbeitern bessere Schulbildung befähigte sie, sich der angenehmen Seiten der sozialen Arbeitsteilung zu bedienen; und die gewaltige „intellektuelle Superstruktur", die die sich ausdehnende kapitalistische Welt für sich selbst hatte formen müssen, die enorme Anzahl von parasitären, aber für den Kapitalismus notwendigen sozialen Institutionen, die im gleichen Verhältnis anwuchsen wie das Kapital akkumulierte, schuf eine breite Schicht von intellektuellen Arbeitern, die, obwohl sie aus der Mittelschicht stammten, sich schon bald von ihr unterschieden. Die „liberalen" Berufe, die sich noch den Luxus von Großzügigkeit leisten konnten und die komplizierteren industriellen Berufe, deren Wichtigkeit mit dem Fortschritt der Technik anstieg - Ingenieure, Chemiker, Manager etc. - bildeten bald eine sozial wichtige Schicht, deren Bedeutung auch in der Arbeiterbewegung erkannt wurde. Sogar die legale Reformbewegung der Arbeiter sicherte einem Teil der Intelligenz neue Existenzmöglichkeiten, sozialistische Ideen bekamen einen Marktwert und viele Personen schafften es, den Sozialismus für eine Karriere zu nutzen, ohne notwendigerweise von einer Organisation bezahlt zu werden.

Während es einzelne Beispiele von Verarmung innerhalb dieser Elemente gab, und andere Beispiele, wo Intellektuelle es schafften, den Sprung in die Reihen der Bourgeoisie zu machen, ist die Gruppe selbst aber weder mit dem eigentlichen Proletariat identisch, noch kann sie ihre Interessen völlig mit denen der Bourgeoisie gleichsetzen. Während für die meisten von ihnen das Vertrauen in die Bourgeoisie eine lebenswichtige Notwendigkeit darstellt, wird einem kleineren Teil der Luxus erlaubt, eine „Überzeugung" zu haben, die sich zu der Form von Sozialismus bekennt, dessen Ziel es ist, die Intellektuellen als eine spezifische soziale Schicht abzuschaffen. Die Vormachtstellung des Klassenkampfes zwischen Kapital und Arbeit im heutigen ökonomischen System zwingt die Mittelschicht, sich für das eine oder andere zu entscheiden. In jedem Fall muß sie sich Kämpfen anschließen, die ihr selbst fremd sind. Eine Angelegenheit, bei der sie nie völlig erfolgreich sein kann. Obwohl einige aus der Mittelschicht in der Tat die inneren und äußeren kleinbürgerlichen Restriktionen, die ihnen noch anhängen, erfolgreich überwinden und eine wirklich wertvolle Rolle im Klassenkampf spielen, ist ihr Einfluß als Gruppe im ganzen auf die Arbeiterbewegung verderblich. Ihre Welt ist nicht die Welt des Proletariats; sie können ihre eigenen Bedürfnisse genauso wenig mißachten, wie das Proletariat fähig ist, *seine* mit Sicherheit aufzugeben.

Es gibt keinen Zweifel daran, daß das Eindringen kleinbürgerlicher Elemente, der Intellektuellen, einer der Gründe für die Degeneration der Arbeiterbewegung war. Diese Degeneration war jedoch nur als Ergebnis des kapitalistisch-imperialistischen Aufschwungs möglich, der den Reformismus nicht nur ermöglichte, sondern auch not-

wendig machte. In dieser Periode konnte nur eine ständig „korrupter" werdende Arbeiterbewegung ihre Existenz sichern und nur dies war der Grund dafür, daß die Intellektuellen bereit und in der Lage waren, ihre ideologische Führungsrolle zu übernehmen.
Massenorganisationen in nicht-revolutionären Zeiten sind notwendigerweise reformistisch und jede reformistische Organisation basiert auf der Existenz einer intellektuellen und organisatorischen Bürokratie. Gesetze werden nicht in Fabriken gemacht und Arbeitsverträge werden am grünen Tisch diskutiert. Die Verhandlungspartner müssen geschult werden; der Durchschnittsarbeiter ist diesem Terrain als Vertragspartner gegenüber der kapitalistischen Seite nicht gewachsen. Der Arbeiter braucht Repräsentanten, Intellektuelle, braucht die Bürokratie; und je größer die Anzahl der reformistischen Aktivitäten ist, desto größer muß auch der bürokratische Apparat der Arbeiterbewegung werden und desto mehr Wichtigkeit wird den Intellektuellen zugeschrieben. Der Parlamentarismus braucht kluge Sprecher, der Pferdehandel der Gewerkschaften braucht Personen, die sich mit den Gesetzen auskennen, das Rechtswesen der Demokratie braucht Repräsentanten, die in nationaler Ökonomie ausgebildet sind. Kurz gesagt, wenn man sich innerhalb des kapitalistischen Rahmens für die Politik engagiert, braucht man kapitalistische Politiker.
Jeder, der die Degeneration der alten Arbeiterbewegung nicht wünschte, war verpflichtet, sich gegen den Reformismus auszusprechen. Jeder, der den Bürokratismus abschaffen wollte, war gezwungen, nicht mehr länger nach praktischen Resultaten zu fragen und, als Beispiel eines unpassenden, aber konsequenten Denkens, ein Sektierer zu bleiben. Der Reformismus war die Politik der Arbeiterbewegung im Rahmen des Kapitalismus, als dieser sich auf dem aufsteigenden Ast befand. Revolutionäre Ideen konnten die Massen nicht ergreifen; die historische „Kurzsichtigkeit" der Arbeiter fiel mit ihren unmittelbaren Interessen bestens zusammen. Jeder, der während dieser Periode eine Rolle zu spielen wünschte, war gezwungen, ein Rebell und zugleich ein Renegat zu sein. Das Lossagen von der traditionellen Ideologie und das Akzeptieren neuer Ideen, in der Arbeiterbewegung als Lippenbekenntnis hingenommen, war nur den rebellierenden Naturen aus der Mittelschicht erlaubt. Wenn sie jedoch eine Rolle spielen wollten, mußten sie Renegaten werden. Für den autodidaktisch gebildeten Arbeiter, der nach Aufstiegsmöglichkeiten innerhalb der Arbeiterbewegung strebte, standen nur die selben Möglichkeiten offen. Auch wenn sie nicht die „soziale Frage" lösten, so lösten sie zumindest ihr eigenes Problem. Es war nicht so sehr die „Wesensart" dieser Menschen - diese Wesensart ist die Wesensart aller menschlichen Wesen -, sondern eher die Möglichkeit, diese Wesensart gewinnbringend einzusetzen und sie gefahrlos zu korrumpieren, durch die das Renegatentum zur Mode werden konnte. Diese Korruption lief eindeutig konform mit den zeitweiligen Interessen der Massen, die durch diese Führer vertreten wurden.
Der Kapitalismus hat in den verschiedenen Etappen seiner Entwicklung immer auch Rebellen hervorgebracht und diese, wie gerade notwendig und mit einigen Ausnahmen, in Renegaten verwandelt. Dies spiegelte nur - innerhalb der Arbeiterbewegung - die Bewegung der Mittelschicht selbst wieder, die zerstört und zur gleichen Zeit neu formiert wurde. Der Kampf der Arbeiter gegen die Intellektuellen konnte praktisch nur ein Kampf gegen die Arbeiterbürokratie oder, wie heute in Rußland, ein Kampf gegen

die Staatsbürokratie sein. Der Kampf gegen die Intellektuellen in privatkapitalistischen Ländern hat nur so lange Bedeutung, wie es reformistische Aktivitäten und reformistische Organisationen gibt, d.h. nur so lange, wie er ineffektiv ist; wie bereits erwähnt, ist der Reformismus die realistische Politik der Arbeiter im aufsteigenden Kapitalismus. Ab einem bestimmten Niveau während der Periode des Niedergangs des Kapitalismus, einem Niveau, wo keine reformistischen Aktivitäten oder Formen unabhängiger Arbeiterorganisationen mehr möglich sind, wird der Kampf gegen die Intellektuellen zeitweilig überflüssig. Erst wenn und insofern eine staatskapitalistische Revolution erfolgreich gewesen ist, muß der Kampf gegen die Bürokratie und daher gegen die Intellektuellen wieder aufgenommen werden und zwar mit doppelter Heftigkeit. Jegliche Art von Bürokratie, deren Existenz sich auf die Herrschaft über die Produktionsmittel gründet und deren Herrschaft durch die Mittel des Regierungsapparates in Opposition zu den Arbeitern gesichert wird, muß notwendigerweise nicht nur die Ungleichheit der verschiedenen beruflichen Gruppen, die durch die Arbeitsteilung entstehen, aufrechterhalten, sondern muß diese für eine gewisse Zeit sogar vermehrt fördern. Diese Sicherheitsmaßnahme ist umso notwendiger - wenn auch nicht immer möglich -, je mehr die regierende Autorität zentralisiert ist.

III.

Marx und Engels selber stammten aus der Mittelschicht und das gleiche gilt für die Gründer der nicht marxistischen Arbeiterbewegung. Nur wegen des Wachstums der sozialistischen Arbeiterbewegung gingen mehr und mehr Arbeiterführer aus den Reihen des Proletariats hervor. Allerdings wurden immer noch die Intellektuellen als ideologische Exponenten des Sozialismus angesehen, sowohl bei den Sozialisten als auch später unter den Bolschewisten. In ihrer Sicht kamen Angehörige der reichen, gebildeten Klassen zu der Einsicht, daß wirklicher sozialer Fortschritt in der Arbeiterbewegung gesucht werden sollte und sie stellten sich dieser zu Diensten. Diese ihre Einsicht - das „revolutionäre Bewußtsein" - trugen sie dann den Massen vor. Letztere freundeten sich mit den Ideen an, die für sie popularisiert worden waren, eine Angelegenheit, die umso einfacher war insofern die Realität permanente Bestätigungen der Korrektheit der sozialistischen Theorien lieferte. Langsam aber sicher wurde die sozialistische Ideologie auf diese Weise verbreitet und es schien nur eine Frage von einer relativ kurzen Zeitspanne, bis die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung sozialistisch denken, wählen und handeln würde. Sozialismus war nur eine Frage der Erziehung oder Beeinflussung der Massen, eine Frage, die praktisch mit der Durchsetzung von Reformen verbunden war. Ein Stück idealer und praktischer Sozialismus nach dem anderen würde erreicht werden, bis schließlich die „Wahrheit" völlig triumphieren würde.

Diesem anwachsenden Sozialismus war die Zunahme der Bürokratie eine ziemliche Selbstverständlichkeit. Die Zunahme der Bürokratie bedeutete zur gleichen Zeit jedoch auch die Ausbreitung seiner Macht und seines Autoritätsbereiches über und gegen die Arbeiter. Sie bildete den „Staat" innerhalb der Arbeiterbewegung, belohnte und bestrafte wie es angemessen erschien und wurde Herr der Organisation, nachdem sie

vorher ihr „Diener" gewesen war. Die Massen existierten für die Bürokratie; die Arbeiter hatten sich selbst neue Parasiten herangezüchtet.
Wacław Machajski,[1] dessen Theorien dem Denken von Max Noamd zugrunde liegen, hatte bereits früh in der wachsenden Bürokratie der Arbeiterbewegung ein feindliches Element gegenüber den Interessen der Arbeiter erkannt. Er sah ein, daß die marxistische Losung, derzufolge die „Befreiung der Arbeiterklasse das Werk der Arbeiterklasse selbst sein (muß)", *wörtlich* dafür steht, daß niemand anderes die Probleme der Arbeiter *für* sie lösen würde noch dies tun könnte. Verdeckt wurde diese Klarheit Machajskis unglücklicherweise durch den Einfluß, den die sozialdemokratischen Ideen sogar bei ihm selbst angenommen hatten. Die Ziele und die Hoffnungen der Arbeiterbürokratie und der Intellektuellen in der Bewegung hatten ihn auf den falschen Weg gebracht. Letztere stellten sich - genau wie Machajski selbst - den Lauf der Geschichte, also den Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus, in genau der gleichen Art und Weise vor. Für die reformistische Bürokratie bedeutete das Wachstum der sozialdemokratischen und gewerkschaftlichen Ideologie und Praxis nichts anderes als den Anstieg des Einflusses und der Macht genau dieser Bürokratie, woraus sie schlußfolgerte, daß die weitere Entwicklung, die Übernahme des Staates und die Reorganisation der Ökonomie nur ein Kinderspiel sein würde; Machajski teilte dieses Konzept in jeder Hinsicht, wenn auch sicher mit anderen Gefühlen. Was die ersteren zu tun wünschten und wofür sie sich selbst beglückwünschten, davor hatte Machajski Angst; aber beide Einstellungen erwarteten die gleiche Entwicklung. Während für die Sozialdemokratie zudem die soziale Frage mit der Übernahme der Regierungsautorität gelöst war, setzte sich der Klassenkampf für Machajski solange fort, bis die ökonomische Gleichheit vollkommen erreicht war, die, durch die Möglichkeit gleicher Bildung, allmählich auch den Gegensatz zwischen Arbeitern und Intellektuellen aufheben würde; erst dann würde eine wirklich sozialistische Gesellschaft garantiert sein.
Die Bolschewisten, die aufgrund vorteilhafter Umstände in der Lage waren, die politische Macht in Rußland an sich zu reißen, wenn auch nicht auf sozialdemokratischem Wege, so doch mit sozialdemokratischer Ideologie, und die den Staatskapitalismus, der dort allein möglich war, zuerst als Übergangsstadium zum Sozialismus akzeptierten und heute für den vollendeten Sozialismus halten, schienen Machajski und seine Anhänger mit der großartigsten Bestätigung der Korrektheit ihrer Doktrin zu bedienen. Natürlich waren diese, in Übereinstimmung mit den Bolschewisten, damit auch gezwungen zuzugeben, daß der russische Staatskapitalismus eigentlich mit dem Sozialismus, wie ihn sich die Marxisten vorgestellt hatten, konform ging. Sie mußten die bolschewistische Verfälschung unterstützen, um ihre eigenen Argumente bestätigt zu finden. Genau wie Machajskis Ideen aus den Ambitionen der sozialreformistischen Bürokratie hervorgingen, so war auch die „konkrete" Demonstration ihrer Korrektheit auf der Akzeptanz der bolschewistischen (Lenin, Trotzki, Stalin) Perversion des Sozialismus gegründet, der mit dem Staatskapitalismus identifiziert wird.
Der russische Staatskapitalismus hat jedoch nichts gemeinsam mit der marxistischen „Assoziation freier und gleicher Produzenten". Für die Marxisten ist die „erste Phase"

1 Vgl. Jan Waclav Makhaïski, Le socialisme des intellectuels. Textes choisis, traduits et présentés par Alexandre Skirda, Paris 1979 und Paris 2001; Marshall S. Shatz, Jan Wacław Machajski. A Radical Critic of the Russian Intelligentsia and Socialism, Pittsburgh 1989 (AdÜ).

des Kommunismus der Prozeß der langsamen Auflösung der Diktatur der bewaffneten Arbeiter und nicht die Ausdehnung des bürokratischen Staates, wie er sich in Rußland entwickelt hatte. Das erste Prinzip des marxistischen Sozialismus fordert die Abschaffung der Lohnarbeit. Wo Lohnarbeit vorherrscht, gibt es Ausbeutung; das eine ist unvorstellbar ohne das andere. Reproduktion kann unter solchen Bedingungen nur Reproduktion von Ausbeutung sein. Russische Lohnarbeit, die unter den Bolschewisten zum ersten Mal zur vollsten Blüte gebracht wurde und die es notwendig machte, zwecks Reproduktion der verschiedenen Arbeitsfunktionen Zuflucht zu den klassifizierten Lohnunterschieden zu suchen, ist für den Marxismus identisch mit kapitalistischer Ökonomie. Die Diktatur des Proletariats kann nicht als eine Diktatur der Partei gedacht werden, ohne daß der Marxismus aufgegeben wird. Doch trotz der Unmöglichkeit, den Marxismus mit dem russischen Staatskapitalismus gleichzusetzen, findet man diese unmögliche Gleichsetzung in Nomads „sachlicher Demonstration" durchgehend wieder.

Eine große Anzahl von Arbeitern ist aufgrund der Sachzwänge, ohne sich der Ideen Machajskis bewußt zu sein, zu ungefähr ähnlichen Schlußfolgerungen gelangt. Die neue marxistische Arbeiterbewegung, die sich bereits formiert hat und die mit dem Legalismus der früheren Arbeiterbewegung sowie mit der Parteiideologie gebrochen hat, stimmt im allgemeinen mit Machajski und Nomad in der Beurteilung der Rolle der vorherigen Arbeiterbürokratie und der russischen Staatsbürokratie überein. Sie lehnt es jedoch ab, den ursprünglichen Marxismus, trotz der in ihm enthaltenen bürgerlichen Elemente, mit den staatskapitalistischen Träumen der sozialdemokratischen Funktionäre und liberalen Intellektuellen oder mit der staatskapitalistischen russischen Realität gleichzusetzen. Der revolutionäre Charakter des Marxismus offenbart sich immer mehr durch den gegenwärtigen Niedergang des Kapitalismus, indem die Revolution zu der einzig verbleibenden und praktisch möglichen Aufgabe des Proletariats wird. Auch wenn es möglich wäre - obwohl es theoretisch unmöglich ist -, die marxistischen Lehren mit den verfälschenden Interpretationen der sozialdemokratischen oder bolschewistischen Epigonen aller Schattierungen gleichzusetzen, würde dies trotzdem nicht den Beweis für die Richtigkeit von Machajskis Position erbringen. Allerdings würde es die heutigen Revolutionäre zwingen, ihren Kampf gegen den Reformismus und dessen Kulmination im Staatskapitalismus unter Bezug auf Marx auszudehnen.

Es ist jedoch der Wunsch nach Objektivität und nicht dogmatische Verehrung, die uns zwingt, uns gegen Nomads heutige Bemühungen auszusprechen, das regierende Epigonentum auf Marx selbst zurückzuführen und die Wurzeln der ehrgeizigen Bürokratie und der technokratisch begrenzten Intellektuellen im Marxismus selbst zu entdecken. Was das von Nomad zusammengestellte und nachweisbare Faktenmaterial betrifft, applaudieren wir ihm von Herzen, obwohl wir das Material auf eine andere Art und Weise erklären und zu anderen Schlußfolgerungen kommen. Auch wir sehen in den mehr oder weniger bewußten staatskapitalistischen Bemühungen der Führer der alten Arbeiterbewegung und der Intelligenz und ebenso in der russischen Staatsbürokratie neue Versuche, die Klassenherrschaft aufrechtzuerhalten, Versuche, die von der Arbeiterklasse bekämpft werden müssen. Aber, im Gegensatz zu Nomad, erblicken wir im Marxismus selbst die beste Waffe im Kampf gegen diese Tendenzen. Die Tatsache, daß der Reformismus und die russische Bürokratie die letzten Überbleibsel des marx-

istischen Denkens - sogar als wohlwollende Phrase, die keine Verpflichtung enthält - über Bord werfen, und daß sie dabei sind, neue Ideologien auszubilden und zu hegen, die Plagiate der kapitalistischen selbst sind, sollte an sich schon genügen, um zu zeigen, welch eine Kluft zwischen Marxismus und den Befürwortern des Staatskapitalismus besteht.[2]

Die Tatsache, daß unlogisch aus dem Zusammenhang gerissene marxistische Phrasen in die russische Ideologie integriert werden, ist nicht verwunderlicher als die Tatsache, daß sogar die Bewegung Hitlers sich gezwungen sah, mit sozialistischen Phrasen zu operieren, um eine Massenbasis zu gewinnen. Wenn sich Nomad bei seinen Argumenten gegen den Marxismus auf die Bolschewiki bezieht, müßte er zuerst einmal die Übereinstimmung von Marxismus und Bolschewismus nachweisen; eine Sache, die er bis jetzt jedoch noch nicht getan hat und die sowieso unmöglich ist und zunehmend unmöglicher wird, seitdem die Russen immer offener den Marxismus sogar als leere Phraseologie aufgeben.

Nomad mag vielleicht Zuflucht zu dem Argument nehmen, daß für ihn das Marxismus ist, was heute diesen Namen für sich beansprucht. Genauso wie das Christentum nicht mit Bezug auf das frühe Christentum oder Jesus selbst verteidigt werden kann, so sind wir - so argumentierte Nomad einmal - vergleichsweise nicht in der Lage, uns auf den ursprünglichen Marxismus, auf seine Reinheit der frühen Jahre und auf seine frühen Versprechungen zu beziehen; das Ursprüngliche enthielt in der Knospe, was heute in den Bewegungen, die sich selbst marxistisch nennen, zur vollen Blüte gereift ist. Abgesehen davon, daß die Analogie selbst ein wenig schwach ist, befreit auch ihre Akzeptanz nicht von der Notwendigkeit zu zeigen, daß der Marxismus eigentlich und notwendigerweise seine Grenzen in der heutigen aktuellen pseudo-marxistischen Bewegung und deren staatskapitalistischen Bestrebungen findet. Um den Marxismus zu bekämpfen, muß Nomad auch jene marxistische Strömung angreifen, die, wie er selbst, in Opposition zu Bürokratie und Staatskapitalismus steht und die für völlige ökonomische Gleichheit ohne Verzögerung eintritt, ohne daß sie aus diesem Grund in Opposition zur marxistischen Doktrin selbst steht. Das hat er jedoch noch nicht getan, denn er braucht einen korrumpierten Marxismus für seine eigene Argumentation. All das, was Nomad bis jetzt als Basis für seine kritische Betrachtung des Marxismus benutzt hat, ist, sofern es sich auf Marx selbst bezieht, überholt oder es beruht auf einer irreführenden Äußerung von Marx in Bezug auf längst vergessene Situationen, die heute keine weitere Bedeutung mehr hat. Der Marxismus selbst jedoch - das heißt die materialistische Dialektik, die Lehre vom Wert und Mehrwert, die Theorie der Akkumulation, der historische Materialismus, die gesellschaftliche Durchschnittsarbeits-

---

2 In einem Artikel in Scribner´s Magazin (Juni 1934) erwähnt Nomad die „staatskapitalistischen" Pläne Bismarcks und behauptet, daß Bismarck selbst sich in dieser Angelegenheit bei Marx Unterstützung zu sichern suchte. Aber dies kann kaum als Beweis für die Vereinbarkeit des Marxismus mit dem Staatskapitalismus herhalten, selbst einmal angenommen, daß Bismarck tatsächlich solch eine Beziehung zu Marx aufgenommen hätte. Im Grunde ist die gesamte Geschichte haltlos; Bismarck hat sich in dieser Angelegenheit niemals an Marx gewandt, sondern führte eine unbedeutende Korrespondenz mit Lassalle, dessen Opportunismus, wie wohl gut bekannt ist, immer auf Marx´ schärfste Verachtung stieß. (Max Nomad, Capitalism Without Capitalists, in: Scribner's Magazine, No. 6/June 1934 [Vol. XCV], S. 407 - 411, Übersetzung in diesem ARCHIV, S. 171 - 180, AdÜ).

stunde als sozialistische Einheit der Berechnung, usw. - all das ist von dem „Marx - Kritiker" Nomad nie auch nur kurz angeschnitten worden.
Aber kommen wir zurück zu dem eigentlichen Problem der Diskussion: Nomad sieht in den Intellektuellen eine dritte soziale Schicht, die bestimmte Klasseninteressen hat und in einer Position ist, ein angemessenes Klassenbewußtsein zu entwickeln. Neben dem Widerspruch, der durch die vorangegangene Entwicklung der Produktivkräfte entstanden ist, dem Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit, der nur in der klassenlosen Gesellschaft überwunden werden kann, haben wir hier eine neue historische Möglichkeit: die Herrschaft der Intellektuellen, oder einen „Kapitalismus ohne Kapitalisten", um den Titel eines Zeitschriftenartikels von Nomad zu zitieren. Das kapitalistische System ist jedoch neben anderen Dingen durch die Tatsache charakterisiert, daß es nicht bewußt von der Gesellschaft oder sogar von einer bestimmten Klasse dirigiert werden kann; daß vielmehr die Austauchbeziehung zwischen Waren und Mehrwertproduktion sämtliche gesellschaftlichen Bewegungen bestimmt, ohne den Willen der Menschen zu berücksichtigen. Es ist nicht der Kapitalist, der die Gesetze des Marktes kontrolliert, sondern die Handlungen der Kapitalisten wie auch anderer Klassen werden ihnen durch jene Gesetze aufgezwungen. Aber wie auch immer, es ist hier nicht notwendig, weiter in dieses komplizierte Thema einzusteigen; es genügt hervorzuheben, daß, genau wie das Kapital nicht fähig ist, seine eigene Bewegung zu steuern und genau wie die proletarische Bewegung von Faktoren bestimmt wird, die das Proletariat selbst nicht bestimmt, die Intellektuellen ebenfalls nicht in einer Position sind, in der sie bewußt eine Politik steuern können, durch die ihnen geholfen wird, die gesellschaftliche Oberhand zu erlangen. Ihre Ambitionen haben keinerlei Bedeutung. Die zu untersuchende Angelegenheit besteht darin, ob die gesellschaftliche Entwicklung sich in Richtung solcher Ambitionen bewegt. Solch eine Untersuchung ist von Nomad jedoch nicht präsentiert worden, sondern er hat sich mit bloßen Behauptungen zufrieden gegeben.
Der Klassenkampf ist, wie das kapitalistische Monopol, nicht mehr länger Ausdruck einer *bewußten* Klassenhandlung, sondern ein notwendiges Ergebnis einer ökonomischen Entwicklung und seiner Reflektion im politischen Leben. Wenn „außermenschliche" Faktoren die gesellschaftliche Bewegung bestimmen, dann bestimmen sie ebenso die der Klassenkämpfe und Revolutionen innerhalb dieser Gesellschaft. Das zu untersuchende Thema ist deshalb, ob die zwangsläufige Entwicklung der Mittelschicht und der Intellektuellen überhaupt in die Richtung verlaufen wird, wie Nomad befürchtet. Abgesehen von dem russischen Beispiel gibt es bisher weder einen Fall noch ein Land, in dem eine politische Bürokratie mit der Eroberung der politischen Macht die Gesellschaft auch ökonomisch beherrschte. Das zu untersuchende Thema ist also, ob der spezifische russische Fall möglicherweise als Beweis einer Verallgemeinerung angesehen werden kann. Was bisher jedoch in der Mittelschicht und unter den Intellektuellen[3] außerhalb Rußlands geschah, glich eher einem verschärften Konkurrenz-

3 Die „Angestelltensklaven", die Hungerlöhne erhalten und in großen Büros zusammengepfercht werden, oftmals zusammen mit Industriearbeitern, sind in keiner Weise, ungeachtet dessen, was sie selbst von sich denken, der Gruppe von Nomads Intellektuellen zuzuordnen. Sie sind Proletarier in weißen Hemden, wie die Werkzeugmacher oder Mechaniker; denn das weiße Hemd der letzteren befreit auch sie nicht vom Stigma des Arbeiters, obwohl sie oft über höhere Einkommen und eine bessere Bildung als die große Masse des Angestelltenproletariats verfügen.

kampf zwischen unterschiedlichen Organisationstalenten, Parasiten und politischen Kaufmannsjungen zwecks Aufrechterhaltung ihrer Positionen. Sie waren nicht in dem gleichen Maße wie das Proletariat zur Solidarität *gezwungen*, sondern mehr darauf zurückgeworfen, ihre eigene persönliche Flexibilität im Kampf um einen Lebensunterhalt zu entwickeln; in diesem Sinne haben sie weniger Möglichkeiten sich als Klasse herauszubilden als die Arbeiter und das monopolisierte Kapital. Die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Klasse, gemäß der Situation des Augenblickes und wenn möglich unter dem persönlichen Einfluß einiger Individuen - das steht meistens in Einklang mit ihren direkten Interessen. Sie sind gezwungen ihre Pferde so oft zu wechseln, bis sie realisiert haben, daß sie tatsächlich nichts anderes zu tun haben als zu reiten. Daher das Doppelgesicht dieser Gruppe: Sie kann sowohl Stalin als auch Mussolini zustimmen. Sie kann auf die Weltrevolution genauso wie auf den König von England anstoßen. Aber eine Sache kann sie nicht tun: Sie kann nicht weiter unabhängig bleiben - und sie kann Nomad nicht den Gefallen tun, seine Voraussagen zu bestätigen.

IV.

Es ist interessant zur Kenntnis zu nehmen, daß Nomad sein Konzept der Intellektuellen nicht klar eingrenzt. Oft spricht er von der Mittelschicht im allgemeinen, dann wieder von den intellektuellen Berufen, zu einer anderen Zeit von letzteren im Zusammenhang mit der Staatsbürokratie und dann wieder von den administrativen und technischen Beamten, die wichtige Posten im Produktionsprozeß inne haben. Nomads begriffliche Elastizität hat einem seiner Kritiker gute Gründe für die Bemerkung geliefert, daß „die Diktatur der Intellektuellen genauso undenkbar ist, wie die Diktatur der Handelsreisenden".[4]

Laut Nomad gab es bereits seit Beginn des Kapitalismus *unabhängige* Bestrebungen der Intellektuellen. Aufgrund der Armut während der frühen Jahre des Kapitalismus, die auch die Intellektuellen betraf und radikalisierte, waren ihre Ziele auf eine Art identisch mit denen des Proletariats. Aber mit dem Anwachsen ihres sozialen Einflusses trennten sich ihre Interessen von denen der Arbeiter, so daß wir sie heute in dem Glauben sehen, sie seien in der Lage, die Gesellschaft zu regieren.[5] Nomad spricht in diesem Fall von solchen Elementen der Mittelschicht, die in den intellektuellen Berufen beschäftigt sind und darüber hinaus von einer winzigen Minderheit, d.h. von dem Teil der Intellektuellen, der sich mit sozialen Problemen beschäftigt und von denen sich dann erneut nur eine lächerlich kleine Minderheit so entwickelt wie Nomad es der gesamten intellektuellen Schicht zuschreibt.

Die *Mehrheit* der Intellektuellen hat dem Kapital immer zugestimmt und stimmt auch heute noch der herrschenden Klasse zu. Sie arbeitet für letztere auf die gleiche Art und Weise, wie es die Arbeiter tun. Die Mittelschicht selbst - zu ihr zählen zusätzlich die besser bezahlten Elemente der Industrie und des Handels, außerdem die noch selbstän-

---

4 Jerome, in: The Communist, April 1933 (V.J. Jerome, The Bourgeoisie „Commemorates" Marx, in: The Communist. A Magazine of the Theory and Practice of Marxism-Leninism. Published Monthly by the Communist Party of the United States of America (New York), 4/April 1933 (Vol. XII), S. 401-411, hier S. 403, AdÜ).

5 Max Nomad, Rebels and Renegades, New York 1932, Schlußfolgerung (S. 392-406, AdÜ).

digen Berufe, die selbständigen Händler, ein Teil der Aktienbesitzer, die Bauern, usw. - war trotz der Tatsache, daß auch sie durch die kapitalistische Entwicklung ausgepreßt wurde, nie in der Lage, ihre Interessen mit denen des Proletariats zu verbinden. Außerdem steht die breite Masse der Mittelschicht auf keinem höheren intellektuellen Niveau als die heutige Arbeiterklasse. Die Tatsache, daß es, vom revolutionären Standpunkt aus gesehen, aufgrund der allgemeinen ökonomisch-politischen Rückständigkeit politische Machtbündnisse zwischen Kleinbürgertum und Arbeitern gegeben hat, hat keine Auswirkungen auf die Tatsache, daß ein wirklicher Interessenszusammenschluß ausgeschlossen war und ist, weil die Arbeiter als „Erbe" des Kapitals und als Klasse weder das Interesse haben noch fähig sind ihre „Erbschaft" aufgrund der Unterstützung der Mittelschicht zu vertagen. Letztere selbst befindet sich heute in einem beschleunigten Prozeß des Niedergangs und kann sich weder unter dem Faschismus noch unter dem Bolschewismus neu formieren.[6] Die unleugbare Tatsache, daß die Mittelschicht untergeht, zwingt Nomad dazu, die Absicht und die Möglichkeit zur Erringung der sozialen Vorherrschaft im Endstadium des Kapitalismus nicht der gesamten Mittelschicht zuzuschreiben, sondern nur einem Teil, den Intellektuellen nämlich, - oder, wie es heute verbreitet heißt, der „neuen Mittelschicht". Machajskis Konzept der Intellektuellen, das alle intellektuelle Arbeit der manuellen Arbeit gegenüberstellte und sich in seiner praktischen Anwendung ausschließlich auf die Staatsbürokratie bezog, zielt bei Nomad, entsprechend der gegenwärtigen Mode sozialdemokratischer und technokratischer Denkweisen, hauptsächlich auf jene Intellektuellen, die im Produktionsprozeß beschäftigt sind, auf Manager, Ingenieure und Techniker, denen die unzähligen mehr oder weniger priviligierten intellektuellen Gehaltsempfänger untergeordnet sind.

Nomad hält diese Personen für die neue aufsteigende Bourgeoisie. Ihre Eroberung industrieller „Kommandoposten" wird als Ausdruck ökonomischer Macht interpretiert; und in der Tat scheint die zur Zeit besonders positive Behandlung der russischen „Spezialisten" zu zeigen, daß die Funktion dieser Intellektuellen im Arbeitsprozeß bestimmte Pivilegien mit sich bringt. Auf jeden Fall ist es noch nicht lange her, seitdem diese Gruppe von Intellektuellen in Rußland die Wertschätzung erfährt, die sie jetzt genießt. Zu Beginn der russischen Revolution waren sie keineswegs „Freunde der russischen Revolution", sondern wurden zusammen mit der Bourgeoisie teilweise blutig bekämpft. Auch in den faschistischen Staaten hat sich, obwohl sie alle wichtigen technischen Posten besetzen, die materielle und soziale Situation dieser Schicht von Intellektuellen oder der Intellektuellen im allgemeinen nicht verbessert, sondern eher verschlechtert. Die Intellektuellen als Gesamtgruppe sollten weder für den faschistischen noch für den bolschewistischen Umsturz verantwortlich gemacht werden; sie waren weder die Initiatoren, noch die Nutznießer dieser Bewegungen. Es waren der Monopolkapitalismus selbst und die Dummheit der breiten Mittelschicht, die dem Faschis-

6 Millionen Angehörige der Mittelschicht sind durch die gegenwärtige Krise völlig proletarisiert worden. Ganz im Gegensatz zu dem oberflächlichen Aufschrei über die ansteigende Bedeutung der „neuen Mittelschicht" ist diese neue Mittelschicht selbst nichts weiter als ein Hinweis auf die generelle Verarmung. Die gleichen Gesetze, durch die die „neue Mittelschicht" geschaffen wurde, werden nun benutzt, um sie und dadurch auch ihre Bedeutung zu zerstören. Zur Illustration dieser Tendenz sei auf Lewis Coreys „The Crisis of the Middle Class" (New York 1935) verwiesen.

mus an die Macht verhalfen, genauso wie es die Bedürfnisse der breiten Masse der Bauern waren, die die Machtübernahme durch die Bolschewiki ermöglichten. Die russischen Intellektuellen werden von der russischen Bürokratie beherrscht, genauso wie die Intellektuellen in anderen Ländern von dem Kapital beherrscht werden. Sie können unter allen Bedingungen einfach dadurch leben, daß sie sich selbst verkaufen. In keinem der beiden Systeme findet sich eine Spur von Herrschaft der Intellektuellen. Die Intellektuellen sind nirgendwo identisch mit dem Staat.

In seinem Buch „Rebels and Renegades" spricht Nomad von dem „unverkennbaren Zweck" der faschistischen Intellektuellen, „so viel Macht wie möglich zu erringen, sowohl dadurch, daß sie den Kapitalisten helfen, die Arbeiter einzuschüchtern, als auch dadurch, daß sie gelegentlich die Kapitalisten zwingen, anderen Klassen der Bevölkerung gegenüber Zugeständnisse zu machen". (Seite 404) Hier spricht er ausschließlich von der faschistischen *Staatsbürokratie*, die über die Intellektuellen herrscht und, wenn notwendig, sie genauso unterdrückt wie die Arbeiter und zwar sowohl im Interesse als auch auf Befehl des Monopolkapitals. Es scheint, daß Nomad diese Staatsbürokratie als etwas betrachtet, das „über den Klassen" steht, denn andernfalls könnte sie das Kapital natürlich kaum dazu zwingen, Konzessionen zu machen. Ob solch eine Sache überhaupt objektiv gesehen möglich ist, abgesehen von der Tatsache, daß nichts in dieser Art bis heute jemals geschehen ist, ist eine Frage, die Nomad nicht untersucht; auch hier gibt er sich wieder mit der bloßen Behauptung zufrieden, daß es so sei. Wenn der zweite Teil dieser faschistischen Taktik, wie Nomad sie interpretiert, praktisch möglich wäre, wäre der Faschismus nie an die Macht gelangt. Es war genau die Unmöglichkeit weiterer kapitalistischer Zugeständnisse an die anderen Bevölkerungsschichten, die die Kapitalisten zwang, eine bürokratische Diktatur zu errichten und zu unterstützen, die zu ihrer ausschließlichen Verfügung steht. Objektiv gesehen kann der Faschismus nur die Arbeiter und die Mittelschicht unterdrücken; er ist nicht in der Lage, sich auch noch gegen das Kapital zu wenden. Dementsprechend ist er auch unfähig, die Interessen der Intellektuellen zu sichern oder ein Ausdruck intellektueller Herrschaft zu sein. Dieser Staatsbürokratismus ist etwas ganz anderes als die „neue soziale Schicht" der Manager, Organisatoren, Techniker usw., von denen Nomad spricht und die in seiner Sicht durch die allmähliche Übernahme aller technischen und kommerziellen Funktionen, die ursprünglich von den Kapitalisten selbst ausgeführt wurden, die Herrschaft über die Gesellschaft übernimmt.[7]

In Nomads Schriften erscheint der bürokratische Apparat als ein Instrument intellektueller Herrschaft. Solch eine Situation existiert jedoch weder in Rußland noch unter dem Faschismus noch im amerikanischen „New Deal". Man muß schon eine erhebliche Phantasie aufbringen, um in den dummen Possen der „new dealer" mehr zu sehen als Demagogie, die im Interesse des herrschenden Monopolkapitals steht; oder aus den höheren Löhnen der russischen Intellektuellen zu schließen, daß sie die Verfügungsgewalt über Stalins Apparat besitzen; oder aus der staatlichen Hilfe für deutsche Zahnärzte zu folgern, daß der faschistische Apparat der Kammerdiener der Intellektuellen ist; oder in Mussolinis Unternehmungen in Afrika die Kühnheit der Professoren und den Erfindergeist der Ingenieure zu sehen.

---

7 Vgl. Nomads Artikel „Capitalism Without Capitalists", a.a.O., S. 408 (in diesem ARCHIV S. 174, AdÜ).

Wie Hilferding und Lenin, die trotz der Tatsache, daß der Konzentrationsprozeß erst nach der proletarischen Revolution die stattgefundene Vergesellschaftung ökonomisch umzusetzen in der Lage ist, zu sehr dazu neigten, den kapitalistischen Konzentrationsprozeß als einen wirklichen Vergesellschaftungssprozeß zu betrachten, so sieht auch Nomad diesen Konzentrationsprozeß sogar heute noch als tatsächliche Vergesellschaftung an. So lange die kapitalistischen Beziehungen existieren, kann dieser Prozeß der Konzentration, der von den Notwendigkeiten des Profits und der Akkumulation bestimmt ist, jedoch nur die kapitalistischen Widersprüche schüren. Je stärker die Kontrolle über die Ökonomie zentralisiert und je stärker die Ökonomie erschüttert ist, desto stärker muß die Ausbeutung intensiviert werden und desto grösser muß die revolutionäre Unruhe werden. Hilferdings Idee, daß das Kapital in Richtung eines „allgemeinen Kartells" tendiert und Lenins Konzept des Sozialismus nach dem Modell des deutschen Postsystems liegen auch Nomads Illusion einer von Intellektuellen bestimmten Ökonomie zugrunde. Eine im Staatsbürokratismus konzentrierte kapitalistische Ökonomie ist nichts anderes als ein auf die Spitze getriebener Monopolkapitalismus. Es gibt keinen Kapitalismus *ohne* Kapitalisten, wie Nomad glaubt. Es gibt kein faschistisches Land ohne Kapitalisten; und die russische Bürokratie ist zugleich die russische Kapitalistenklasse, da sie kapitalistische Funktionen erfüllt. Diese Bürokraten sind die Ausbeuter der Arbeit der russischen Proletarier und Intellektuellen. Wenn sie heute die hohen Gehälter der russischen Spezialisten bestimmen, so haben sie auch die Macht und sind später gezwungen diese Gehälter wieder zu reduzieren. Sogar wenn man ihnen nicht „schwarz auf weiß" zeigen kann, daß diese oder jene Produktionsmittel ihnen gehören, so haben sie als Bürokratie das kollektive Verfügungsrecht über diese Mittel. Wenn sie die Kontrolle über die Produktion haben, dann ebenfalls über die Art und Weise der Verteilung des Teils vom Mehrwert, der nicht durch die notwendige Akkumulationsrate aufgezehrt wird.

Zentralistische Kontrolle der Produktionsmittel ist kapitalistische Kontrolle. Die Produktionsmittel in den Händen der Produzenten, durch die der technisch notwendige Zentralismus nicht ausgeschlossen, sondern in erforderlicher Weise übertragen wird - das ist Kommunismus. So lange unter modernen Bedingungen eine bestimmte Gruppe von Leuten das alleinige Verfügungsrecht über die Produktion hat, muß diese Gruppe als kapitalistisch eingeschätzt werden. In Rußland ist diese spezielle Gruppe nicht die der Intellektuellen, sondern die Staatsbürokratie, die natürlich auch Intellektuelle umfaßt. Aber sogar die höchste russische Planungskommission ist der Staatsbürokratie unterstellt.

Die einzige Möglichkeit, die Nomad bleibt, um seine These von der von Intellektuellen bestimmten Ökonomie zu retten, wäre die völlige Gleichsetzung der Intellektuellen mit der Staatsbürokratie. Solch eine Vorgehensweise würde jedoch einer Vermischung von Konzepten und Realitäten gleichkommen. Obwohl die Staatsbürokratie sich hauptsächlich aus der Mittelschicht oder aus den Resten des Feudaladels rekrutiert (in Rußland, weniger in faschistischen Ländern, zum Teil auch aus aufgestiegenen Arbeitern), übt sie in privatkapitalistischen Ländern die Macht immer noch für die herrschende kapitalistische Schicht aus. Durch Reformen kann sie keine autonome, gesellschaftlich entscheidende Macht werden, denn solche Reformen wären identisch mit der Zerstörung von Kapital. Wenn sie autonom werden will, so kann sie dies nur wie

in Rußland auf revolutionärem Weg. Die Existenz der heutigen russischen Bürokratie setzte die Enteignung der früheren Kapitalisten voraus. Die Enteignung von Kapital in rückständigen Ländern kann im weltkapitalistischen Kontext nur zum Staatskapitalismus führen. In hoch entwickelten kapitalistischen Staaten jedoch ist jede Revolution notwendigerweise eine Revolution der Arbeiter. Sie kann ihre Grenzen nicht im Staatskapitalismus finden, denn dieser ist unfähig, die Ursachen, die zur Revolution geführt haben, auch nur zeitweise außer Kraft zu setzen. Wenn die Arbeiter gegen den Kapitalismus rebelliert haben, dann müssen sie notwendigerweise auch gegen den Staatskapitalismus rebellieren, der ebenfalls nicht in der Lage ist, ihre Situation zu verbessern.

Die Revolution der Arbeiter ist notgedrungen solange eine permanente Revolution, bis *alle* kapitalistischen Beziehungen ausgelöscht sind. Nur im Endstadium einer Revolution der Arbeiter ist ein umfassender Staatsbürokratismus in hochentwickelten Ländern vorstellbar; aber diese angebliche Möglichkeit ist gleichzeitig ausgeschlossen, denn für solche Länder wäre dies gleichbedeutend mit einem Rückschritt, der jeden Versuch eines Staatskapitalismus zu einem schnell vorübergehenden Abenteuer macht. Da hier ein umfassender Staatskapitalismus objektiv nicht möglich ist, ist auch jede faschistische Revolution dazu verurteilt, die völlige Unterordnung des Staates unter die Interessen des Monopolkapitals zu begrenzen. Der nächste Schritt, die Enteignung des Kapitals, wäre gegenüber jeder anderen Form kapitalistischer Ausbeutung ebenso fatal. Der Staat als Staat, nicht der von Intellektuellen bestimmte Staat, hat heute in den kapitalistischen Ländern die politischen Instrumente der Macht in seiner Hand. Der Staat hat in faschistischen Ländern mehr ökonomische Autorität und mehr Einfluß auf die Ökonomie als in demokratischen Ländern, denn in den faschistischen Staaten war das Monopolkapital gezwungen, aggressiver gegen alle übrigen Kapitalisten und Bevölkerungsschichten vorzugehen, um so das kapitalistische System überhaupt aufrechtzuerhalten. Hier tendieren Kapital und Staat mehr und mehr dazu ineinander überzugehen; d.h. daß das Kapital über den Staat genauso bestimmt wie über seine eigenen Büroangestellten. Nur in Rußland ist der Staat der Besitzer der Produktionsmittel; aber auch hier - um es zu wiederholen - gibt es genauso wenig wie in den kapitalistischen Staaten Spuren einer Herrschaft von Intellektuellen.

Die einzige Behauptung, die Nomad zurecht aufstellt, ist die, daß die russische Staatsbürokratie die Herrschaft in Rußland ausübt. Vielleicht sollte er sich die Frage stellen, ob sich ähnliche Bedingungen in anderen Ländern entwickeln können; d.h., ob *bolschewistische* Revolutionen in industriell entwickelten Ländern möglich sind oder ob die Wahrheit nicht vielmehr die ist, daß sich hier die letzte mögliche kapitalistische Veränderung eher im faschistischen Monopolkapitalismus vollendet hat.

Es wird weithin angenommen, daß die Rückständigkeit Rußlands für die Schwierigkeiten und den nicht eindeutigen Kurs seines „Sozialismus" verantwortlich ist. Wir behaupten, daß aufgrund dieser Schwierigkeiten und dieser Rückständigkeit der Sozialismus im weltkapitalistischen Kontext ausgeschlossen ist und daß der Übergang von halbfeudalen Bedingungen hin zum Sozialismus nur unter weltrevolutionären Bedingungen erfolgen kann.

Außerdem behaupten wir, daß es genau diese Rückständigkeit der russischen Ökonomie ist, die das Geheimnis des Erfolges der Bolschewisten und das Überleben des rus-

sischen Staatskapitalismus erklärt, die beide ohne diese Rückständigkeit nicht möglich gewesen wären.
Das staatskapitalistische Geschwätz Bismarcks, auf das Nomad sich bezieht, die staatskapitalistischen Grundlagen der Türkei, die staatskapitalistischen *Tendenzen*, die in Italien klarer als in Deutschland ans Licht kommen, der bolschewistische Charakter der chinesischen Revolution - diese Dinge sprechen eine klare Sprache. Sie verweisen darauf, daß eine kapitalistische Entwicklung in rückständigen Ländern innerhalb des existierenden imperialistischen Milieus nur als etwas Künstliches möglich ist, das nicht den *normalen* Lauf der kapitalistischen Entwicklung nehmen kann. Ein mehr oder weniger unabhängig vom internationalen monopolistischen Kapital sich entfaltender nationaler Kapitalismus ist nur auf Basis der größtmöglichsten Konzentration und Zentralisation aller ökonomischen und politischen Instrumente der Macht möglich: etwas, das bei der *normalen* kapitalistischen Entwicklung als Resultat erscheint, ist hier eine notwendige Voraussetzung. Wenn die größtmöglichste Konzentration von Kapital und die Vereinigung imperialistischer Bestrebungen eine notwendige Selbstverständlichkeit für alle kapitalistischen Länder im Kontext der internationalen Konkurrenz ist, muß dies heute weitaus notwendiger für jene rückständigen Länder sein, die noch härter um ihre Existenz zu kämpfen haben. Wenn Rußland z.B. nicht das gleiche Schicksal wie das der Halbkolonien teilen wollte, wenn es eine eigene Weltmacht werden oder sogar seine Unabhängigkeit sichern wollte, dann konnte es nicht den normalen Weg der kapitalistischen Entwicklung nehmen. Der russische Kapitalismus konnte in diesem Fall nicht, wie der englische, deutsche oder amerikanische Kapitalismus, dessen Entwicklung sich über Jahrhunderte oder mehrere Generationen hinweg erstreckte, auf dem Wege des Wettbewerbs zu einer solchen Konzentration gelangen, sondern war gezwungen, die laissez-faire Periode mit politischen Mitteln zu überspringen. Rußland war nicht nur gezwungen dies zu tun, sondern es war auch fähig dazu, weil es mit solchen Produktionsmethoden begann, die am Ende der fortschreitenden Ausbreitung des Kapitals in den hochentwickelten Ländern standen.
Als die Bolschewisten an die Macht kamen, hatten sie kein Interesse daran, das Industriekapital zu enteignen. Sie forderten nicht mehr als die Kontrolle der Produktion. Sie glaubten, auf der Basis von Kreditkontrolle, Außenhandelsmonopol, Transportmonopol usw. könnten sie die kapitalistische Bewegung mit Hilfe staatlicher Autorität steuern. Die Enteignung der Kapitalisten durch die Arbeiter ohne die Zustimmung der Bolschewiki und der Widerstand der Kapitalisten, die mit der Niederlage der Bolschewiki spekulierten, zwangen die Partei, die Nationalisierung der gesamten Industrie in Angriff zu nehmen. Der Staat, d.h. die Bürokratie der bolschewistischen Partei wurde daher der absolute Kapitalist. Die langsame Zerstörung aller sonstigen bürokratischen Machtzentren, der offenen und verdeckten kapitalistischen Opposition und die Entmachtung der Sowjets stattete sie schon bald mit der Möglichkeit aus, die kapitalistischen Funktionen wie auch jene der Unterdrückung auszuüben. Praktisch war dies jedoch nur möglich aufgrund der relativen Schwäche des Kapitals und daher des Proletariats sowie der Rückständigkeit der Masse der Bauern, die selbst nicht in der Lage waren, ihre Interessen durch die Übernahme der staatlichen Macht permanent zu vertreten. Die Bolschewiki konnten sich selbst dadurch an der Macht halten, daß sie die Interessen der Arbeiter systematisch gegen die Interessen der Bauern und umgekehrt

ausspielten. Die Schwäche der verschiedenen Klassen ermöglichte und erforderte gleichzeitig eine regierende Bürokratie, die durch geschicktes Taktieren und Ausbalancieren der verschiedenen Interessen sich selbst in immer stärkerem Maße unabhängig machen konnte. Die Wiederholung dieses Prozesses in anderen Ländern setzt ähnliche Situationen voraus, die heute jedoch in keinem kapitalistisch entwickelten Land zu finden sind.

Die russische „neo-feudale" Situation ist durch rückständige Verhältnisse bestimmt und tatsächlich finden sich nur in rückständigen Gesellschaften ähnliche Bemühungen, während in hoch entwickelten Gesellschaften der bolschewistische Einfluß langsam zurückweicht und heute fast völlig eleminiert ist. Wenn sich, wie Nomad befürchtet, das russische Beispiel in kapitalistischen Ländern wiederholen sollte, dann müßte eine historische Rückentwicklung möglich sein. Wahrscheinlich ist dies der Grund, der Nomad in dem zuvor erwähnten Artikel in „Scribner's" schreiben läßt, daß der Staatskapitalismus „vielleicht im Sog eines Sieges der Faschisten eingeführt werden (kann), begleitet von einem kulturellen Absturz in das Mittelalter". (Seite 441)[8] Abgesehen von der phantasiereichen Idee, daß es ausgerechnet die Intellektuellen sein sollen, die uns in die kulturelle Barbarei führen, d.h. in eine Situation, die notwendigerweise die Intellektuellen überflüssig macht, hat das Schicksal von staatskapitalistischen „Träumern" wie Schleicher und Röhm in Deutschland doch gezeigt, daß weder deutsche Kapitalisten noch deutsche Intellektuelle dazu geneigt und auch nicht in der Lage sind, die Geschichte zurückzudrehen, um eine staatskapitalistische Ökonomie herbeizuführen. Staatskapitalismus ist kein Anzeichen für ein neues kapitalistisches Leben, sondern ein Zeichen für seine Schwäche. Diese Tendenzen stehen am Anfang und am Ende des Kapitalismus, an den zwei schwachen Punkten seiner Entwicklung. Staatskapitalismus ist kein höherer Zustand der kapitalistischen Entwicklung, sondern nur einer der vielen Erscheinungsformen des Kapitalismus, der in *allen* seinen Erscheinungsformen untergehen muß. Denn alle diese Erscheinungsformen bergen in sich selbst den Widerspruch zwischen Produktivkräften und Produktionsverhältnissen.

V.

Mit der Entwicklung der Arbeitsteilung als Mittel und Ausdruck wachsender gesellschaftlicher Produktivkräfte wurde die Arbeit sowohl vereinfacht als auch erschwert. Zur gleichen Zeit als die Facharbeit größere Wichtigkeit im gesellschaftlichen Produktionsprozeß erlangte, vereinfachte sie auch den Arbeitsprozeß; und umso größere Bedeutung diese Entwicklung erlangte, desto größer war die Nachfrage nach Facharbeitern. Trotz und sogar wegen der Spezialisierung hat die Bedeutung der Facharbeit zugenommen.

Die durch den Kapitalismus beschleunigte Arbeitsteilung hat die Kluft zwischen der intellektuellen Arbeit und der Handarbeit kontinuierlich vertieft. Dieser Widerspruch ist nicht nur in der Produktion sichtbar, sondern in allen Sphären des gesellschaftlichen Lebens. Die intellektuellen Aktivitäten übersahen die engen Beziehungen zu den praktischen Aktivitäten der Gesellschaft; Theorie und Praxis, die in Wirklichkeit nicht

8 In diesem ARCHIV S. 179 (AdÜ).

zu trennen sind, wurden sowohl von Theoretikern als auch Praktikern als getrennte Bereiche angesehen. Die Intellektuellen reproduzierten sich selbst als Intellektuelle, die Arbeiter als Arbeiter; die angebliche Unabhängigkeit der jeweiligen Gruppe wurde immer mehr als eine Tatsache angesehen. Der Gedanke, daß es immer Intellektuelle geben würde, schien so offensichtlich wie der Gedanke, daß es immer auch Menschen für die Dreckarbeit geben müsse.
Praxis erscheint hier als ein Produkt der Theorie, obwohl beide nur zusammen existieren können; dieser falsche Anschein versetzte die Theoretiker in die Lage, sich selbst als das Salz der Erde zu betrachten, während sie auf die Arbeiter herabblickten, die für sie nichts weiter als den Stoff bildeten, mit dem sie arbeiteten. Die Intellektuellen sahen sich selbst als wichtigste und entscheidendste Gruppe der Gesellschaft; eine Gruppe, die zwar vom Kapital abhängig war, der aber das Kapital nur als intellektuelle Kreation erschien.
Der Kapitalismus entwickelte die Produktivkräfte der Gesellschaft in einem unglaublichen Maße. Diese Entwicklung ist das Geheimnis des wissenschaftlichen Fortschritts und daher auch der wachsenden Bedeutung der Intellektuellen. Jetzt, wo der Kapitalismus sich in der Phase der Stagnation befindet, befindet sich auch seine Wissenschaft in einem Zustand der Stagnation; mit dem Niedergang des Kapitalismus ist auch der Niedergang seiner Wissenschaft und daher der seiner Intellektuellen verbunden. Nur weil die Entwicklung der Produktivkräfte nicht von irgendeiner bestimmten Form der Gesellschaft abhängt kann man sowohl von den Intellektuellen als auch von der Wissenschaft sagen, sie ständen „über den Klassen". In einer neuen Gesellschaft verliert die Wissenschaft - und mit ihr die Intellektuellen - jene Charakteristika, die nur für kapitalistische Gesellschaften gültig waren.
Man kann aus den Einstellungen der heutigen Intellektuellen nicht auf die Einstellungen derjenigen Menschen schließen, von denen die intellektuellen Aufgaben in der Zukunft ausgeführt werden. Auch kann der heutige menschliche Egoismus, der sich notwendigerweise individuell behaupten muß, nicht als die Weise angesehen werden, in der sich Egoismus bis in alle Ewigkeit ausdrückt; es gibt auch einen Egoismus, der Zufriedenheit nur in gemeinsamer Arbeit findet. Auch wenn die ideologische Einstellung der heutigen Intellektuellen kein Licht auf die weitere Entwicklung wirft, kann man zumindest durch die Betrachtung ihrer ökonomischen Bedürfnisse und der Veränderung der ökonomischen Beziehungen selbst eine Reihe von Einsichten gewinnen.
Im Zusammenhang mit dem Niedergang des Kapitalismus ist auch ein Teil der Intellektuellen zum Untergang verdammt. Die Konkurrenz unter ihnen wird intensiver; sie verlieren die Möglichkeit, sich selbst zu reproduzieren und ihre ökonomische Situation verschlechtert sich notwendigerweise. Die Reaktion auf diesen Zustand - eine Reaktion, die sich durch den intensivierten Konkurrenzkampf um die verschwindenden Stellen verstärkt - führt notwendigerweise zu einer Überbewertung ihrer eigenen Wichtigkeit. Man kann sich vor dem Tod nicht dadurch schützen, daß man Selbstmord begeht, sondern nur durch die Stärkung der eigenen vitalen Kräfte. Je dürftiger das Leben der Intellektuellen wird, desto hartnäckiger wird ihr Versuch, der Gesellschaft die Notwendigkeit ihrer Existenz zu beweisen. Sie müssen reaktionär werden um zu überleben und auf diese Art und Weise tragen sie selbst gezwungenermaßen dazu bei, die von ihnen bis dahin eingenommene soziale Position noch weiter zu unterminieren.

Wenn der kapitalistische Intellektuelle nicht in der Lage ist, Fortschritte zu machen, weil der Kapitalismus selbst untergeht, dann sind die Intellektuellen nicht weiterhin Exponenten der Wissenschaft. Wenn allein die proletarische Klasse in der Lage ist, die gesellschaftlichen Produktivkräfte auf revolutionärem Wege voranzutreiben, dann ist sie dadurch auch zum Träger der Wissenschaft geworden und somit sind die Intellektuellen gezwungen, innerhalb des kommunistischen Systems zu operieren. Mit der Aufhebung der Klassenbeziehungen verschwinden auch die gravierenden Unterscheidungen bei der Bewertung der verschiedenen Arbeitsfunktionen. Die Reproduktion der aus funktionalen Gründen unterschiedlichen Arbeitskräfte ist nicht länger individuell, sondern gesellschaftlich bedingt.
Ohne ökonomische Gleichheit gibt es keine kommunistische Gesellschaft. Eine solche Gleichheit muß nicht nur tatsächlich möglich sein, sondern sie muß auch dazu in der Lage sein, die Produktivkräfte der Gesellschaft voranzutreiben - bis dahin gibt es keinen Kommunismus. Aber wenn Kommunismus mit der Anwesenheit von Gleichheit zu tun hat, dann steht auch außer Zweifel, daß diese Gleichheit verwirklicht wird; denn die gesellschaftlichen Produktivkräfte treiben auf den Kommunismus zu und dieser Antrieb ist der historisch bestimmende Faktor.
Die Trennung zwischen Facharbeit und einfacher Arbeit kann nur durch eine Verbesserung des allgemeinen Arbeitsniveaus abgeschafft oder verändert werden. Die unterschiedliche Bewertung der verschiedenen Arbeitsqualifikationen hat die Tatsache verwischt, daß die Unterscheidung zwischen Facharbeit und ungelernter Arbeit weniger deutlich anwächst. Die Masse der Arbeiter ist zu Facharbeitern geworden, ungeachtet der Tatsache, daß ihre Arbeit als primitiv angesehen wird; aber sie ist weit von der primitiven Arbeit der Zeit der Manufakturen entfernt.
Abgesehen von Ausnahmen, deren Anzahl konstant abnimmt und die gesellschaftlich keine Bedeutung haben, sind die Anforderungen, die an die Teile der Bevölkerung gerichtet werden, die intellektuelle Tätigkeiten ausführen, nicht höher als jene, die an die Masse der Arbeiter gestellt werden; sie sind nur unterschiedlich. Die Arbeitsteilung betraf in erheblichem Maße auch die intellektuellen Funktionen, ohne das Niveau der Intellektuellen selbst zu senken. Auch heute verkörpert die große Masse der Intellektuellen nicht mehr als durchschnittliche Intelligenz. Die Tatsache, daß in bestimmten Industriezweigen ein einziger Handgriff die gesamte Aktivität des Arbeiters bestimmt, stellt ihn keineswegs außerhalb der Gesellschaft, denn der Handgriff repräsentiert keineswegs den Zustand der Arbeitstechnik. Die *allgemeinen* Qualifikationen haben sich verbessert und sie haben eine unverkennbare Tendenz zur Standadisierung mit sich gebracht. Noch schneller als die Intellektuellen fähig waren, ihre spezifischen Qualitäten zu kultivieren, kam es zu einer Anhebung der Ausbildung insgesamt. Diese Entwicklung mag zwar zeitweise stagnieren, aber insgesamt wird sie sich immer wieder durchsetzen. Eine Entwicklung in die entgegengesetzte Richtung, ein permanenter proletarischer Helotismus, würde die Möglichkeit des Kommunismus, aber dann auch die Möglichkeit des Kapitalismus - und tatsächlich jegliche Moglichkeit von gesellschaftlichem Leben - ausschließen, denn Rückentwicklung bedeutet Tod.
Die Intellektuellen haben keine ökonomische Funktion. Die kapitalistische Ökonomie ist letztendlich nicht dem menschlichen Willen unterworfen, sondern wird „außermenschlich“ bestimmt; es herrscht der Warenfetischismus. Die Intellektuellen haben

ausschließlich technische und ideologische Funktionen für den Kapitalismus auszuführen; ihre Kapazitäten stehen in keinem wirklichen Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Ökonomie. Sie haben dem Kommunismus nicht mehr anzubieten als die Arbeiter. Sie wissen nicht mehr über die gesellschaftlichen Bewegungsgesetze als die Arbeiter. Wenn sie an einer gesellschaftlichen Veränderung interessiert sind, dann aufgrund ihres Bewußtseins. Aber sie haben kein gesellschaftliches Bewußtsein und deshalb reichen ihre Theorien nicht weiter als bis zum Staatskapitalismus, der zur Diktatur über die Arbeiter zwingt. Sie wollen die Gesellschaft auf die gleiche Art und Weise organisieren wie eine Fabrik, ein Monopol, eine Universität; d.h., auf die gleiche Art und Weise, wie die Organisierung heute geschieht.

Doch auch die Arbeiter verfügen nicht über mehr Wissen. Sie brauchen nur zu wissen, daß sie selbst nicht die Herren in den gesellschaftlichen Projekten sind, die von den Intellektuellen erdacht werden. Wenn sie es nicht wissen, können sie auch nicht dazu beitragen, es zu lernen; denn ihre materielle Not kann - wie oft auch immer sie deren Abschaffung anderen überlassen - durch andere allenfalls gemildert werden. In letzter Instanz bleibt den Arbeitern nichts anderes übrig als die Verantwortung für die gesellschaftliche Organisation selbst zu übernehmen. Die Tatsache, daß es nur ihnen allein möglich ist, ist gleichzeitig der einzige Ausweg aus Armut und Krise.

Der Niedergang des Kapitalismus erzwingt kapitalistischen Terrorismus. Wenn das Kapital nicht länger ständig expandieren kann, ist es, um sich selbst aufrecht zu erhalten, gezwungen, die absolute Verarmung großer Teile der Bevölkerung in Angriff zu nehmen und das macht den permanenten Terrorismus notwendig. Der Terrorismus schließt politische Aktivitäten der weniger verarmten Elemente der Bevölkerung aus; die Zukunft liegt in den Aufständen der am stärksten Verarmten. Das große Ausmaß der gegenwärtigen Armut führt zu spontanen Aufständen, die aufgrund des vorherrschenden Terrorismus auch nur spontan sich herauskristallisierende Führungen hervorbringen können. Der notwendig spontane Charakter der Aufstände wie auch ihre Reichweite, die außerordentlich groß sein muß, um sie überhaupt zu ermöglichen, verhindert die Teilnahme der noch nicht proletarisierten Intellektuellen daran. Die revolutionäre Masse bleibt sich selbst überlassen.

Sie kann entweder besiegt werden, um später, da sie nicht ausgelöscht werden kann, erneut aufzutauchen, oder sie kann den Sieg über das Kapital erringen und die Produktionsmittel in Besitz nehmen. Unter den beschriebenen Umständen kommen die Arbeiter nur in den industriellen Unternehmen als Masse zusammen. Das industrielle Unternehmen ist der Ausgangspunkt ihrer Aufstände und die natürliche Basis ihrer Diktatur und ihrer Bemühungen für eine gesellschaftliche Neuorganisation. Die Arbeiter haben kein Interesse an der Ungleichheit; sie wollen niemanden über sich und sie haben niemanden unter sich, weil sie selbst die unterste Schicht der Gesellschaft waren. Im Interesse eines reibungslosen Produktionsablaufs, der ihrer Kontrolle untersteht, werden sie gezwungen sein, zu gleicher „Entlohnung" Zuflucht zu suchen. Ungleiche Entlohnung ist immer ein Zeichen dafür, daß die Arbeiter selbst nicht herrschen, sondern beherrscht werden. Die Arbeiter sind die einzigen Menschen, die gleiche Entlohnung als gesellschaftliche Notwendigkeit akzeptieren und sie werden gezwungen sein, sich ökonomische Methoden mit dem Ziel auszudenken, diese Gleichheit zu sichern. Für eine kommunistische Gesellschaft gibt es nur einen Bewertungs-

maßstab, den *natürlichen.* So wie die Maschinen nur als Maschinen betrachtet werden, als Gebrauchswerte, so muß auch das notwendige „Wertmaß" für die Produktion von Gebrauchsgütern etwas Natürliches sein - die Arbeitszeit. Der gesellschaftliche Charakter der Arbeit zwingt zu der Annahme der durchschnittlichen Arbeitszeit als der Berechnungseinheit und als allgemeines gesellschaftliches Maß des Wertes. Die gesellschaftliche Durchschnittsarbeitsstunde schließt die ökonomische Ungleichheit aus. Es gibt keinen Kommunismus ohne solch einen gültigen gesellschaftlichen Wertmaßstab, durch den die Gesellschaft sachlich geleitet wird. Ohne Kommunismus gibt es für die Arbeiterklasse keine Befreiung von ihrem Leid. Der Kampf wird solange geführt werden, bis die Sozialisierung *tatsächlich* gesellschaftlich ausgeübt wird. Mit gleicher „Entlohnung" ist die gesellschaftliche Reproduktion der Arbeitskraft verbunden. Jede Art von Arbeit steht jederman offen; die besondere Funktion, die eine Person im gesellschaftlichen Arbeitsprozeß ausübt, ist daher eigentlich nichts weiter als Ausdruck der individuellen Fähigkeiten einer Person. Diese Tatsache, die in das Bewußtsein jedes einzelnen eingeht, ist die Versicherung für eine relativ reibungslose Akzeptanz der Arbeitsteilung. Die zukünftig mögliche Verkürzung der Arbeitszeit führt dazu, daß dem gesamten Arbeitsproblem im allgemeinen eine sekundäre Bedeutung beigemessen werden wird; die Menschen werden die Ausübung ihrer gesellschaftlichen Aufgaben als eine Selbstverständlichkeit annehmen, genauso wie sie sich heute ihre Zähne putzen.

Aber an dieser Stelle interessiert uns nicht so sehr das, was in der neuen Gesellschaft getan werden wird; was wir stärker hervorheben wollen ist, daß die heutige Arbeiterklasse ziemlich gut in der Lage ist, ohne und wenn notwendig *gegen* die Intellektuellen, ihre Revolution zu machen und eine neue Gesellschaft aufzubauen. Dieser Stand der Dinge an sich bietet eine ausreichende Garantie dafür, daß die Intellektuellen in ihrem eigenen vitalen Interesse ihre Plätze in der neuen Gesellschaft einnehmen werden und zwar unter deren Bedingungen. Hier ist nicht der Ort, weiter auf die Bewegungsgesetze einer kommunistischen Gesellschaft einzugehen; es kann jedoch vielleicht noch festgehalten werden, daß, wenn Nomad sich selbst mehr mit diesen Gesetzen befaßt hätte, auch er bemerkt hätte, daß das gesamte Problem der Intellektuellen von untergeordneter Bedeutung ist, und daß die Sache, die von größerer Bedeutung ist, die ist, der Arbeiterklasse klar zu machen, daß sie sogar heute in der Lage ist, eine wirkliche kommunistische Gesellschaft aufzubauen und daß jegliche Probleme, die eventuell von den Intellektuellen verursacht werden, im Rahmen der proletarischen Diktatur behandelt werden können.

HINWEIS

Max Nomad wird in der nächsten Ausgabe der Council Correspondence auf diesen Artikel antworten.

Erstveröffentlichung unter dem Titel „Dictatorship of the Intellectuals? (Critical Remarks on the Reflections of Max Nomad)" in: International Council Correspondence, No. 7/June 1936 (Vol. II), S. 12 - 36.

Übersetzung aus dem Amerikanischen: Almuth Intemann

Max Nomad

Die Herren von Morgen[1]

I.

Manchmal ist es nur eine einfache Geste, die unwissentlich die gesamte Geschichte preisgibt. In seinem Eifer, so viele Argumente wie möglich gegen die „Überlegungen von Max Nomad" anzuführen, bedient sich P.M. einer Quelle, von der ihm der gesunde Menschenverstand hätte abraten sollen. Aber er schlägt alle Bedenken in den Wind und zitiert anerkennend eine „lustige" Bemerkung, die von einem gewissen Jerome gemacht wurde, der im theoretischen Organ der Amerikanischen Kommunistischen Partei kühn behauptet hat, daß „die Diktatur der Intellektuellen genauso undenkbar ist wie die Diktatur der Handelsreisenden". Es kam P.M. nicht in den Sinn, daß er selbst sich mit dem besonderen Plädoyer eines bezahlten Speichelleckers des neuen russischen Adels identifizierte, deren Herrschaft nichts anderes ist als die Diktatur der sich im Amt befindenden administrativen und technischen Intelligenz; und daß sein Mitverfechter der marxistischen Orthodoxie, der mich einen „schreibenden Söldner des Faschismus" nennt - wenn ihm ein höherer Preis von Hearst angeboten wird - genauso brillant beweisen würde, daß „eine Diktatur der Kapitalisten genauso undenkbar ist wie die Diktatur der Hosenbügler".

P. M. verrät die Schwäche seiner Position auch an vielen anderen Stellen. Er behauptet, daß ich mein „Konzept der Intellektuellen" nicht „klar eingrenze". Wegen dieser Behauptung schleudert er mir den Witz über die „Handelsreisenden" entgegen. Tatsächlich aber habe ich mein Konzept der Intellektuellen bereits auf der ersten Seite von „Rebels and Renegades" „klar eingegrenzt". Dort schrieb ich, daß der Begriff „intellektuell" von mir „im speziellen ökonomischen Sinn einer sozialen Schicht, die ihren Lebensunterhalt durch geistige Beschäftigung bestreitet", gebraucht werde.[2] Dies

1 Für den hier Schreibenden war es unmöglich, alle Themen aufzugreifen, die der Autor von „Diktatur der Intellektuellen" berührt. Es würde einen gesamten Band füllen, um alle seine Anmerkungen zu widerlegen, mit denen ich nicht einverstanden bin. Deshalb habe ich nur die mir am wichtigsten erscheinenden Punkte herausgegriffen. Ich mißachte dabei den feindlichen Ton mit seinen „subtilen" Beschimpfungen und seine amüsante Art der allwissenden Überlegenheit. Ich möchte jedoch besonders gegen ein spezielles Beispiel seiner polemischen Methoden protestieren, das sich nicht unter Meinungsangelegenheit oder Interpretation fassen läßt, sondern unter Tatsachen. P.M. erklärt die „gesamte Geschichte", daß Bismarck bei der Verfolgung seiner staatssozialistischen (oder staatskapitalistischen) Pläne die Unterstützung von Marx und seiner nächsten Verbündeten gesucht hätte, als „haltlos". Zuerst einmal habe ich nicht behauptet, worauf P.M. anzuspielen scheint, daß *dies* ein „Beweis für die Vereinbarkeit des Marxismus mit dem Staatskapitalismus" sei. In einem Artikel, der sich mit Staatssozialismus und Staatskapitalismus beschäftigt, wurde dies als Beweis für *Bismarcks* staatssozialistische Tendenzen angeführt. Zweites basiert meine „haltlose" Behauptung auf einer ausführlichen Geschichte von Wilhelm Liebknecht, einer von Marx' engsten Verbündeten, die er in „Kein Kompromiß, kein Wahlbündnis" (S. 8) erzählt, die ich in verkürzter Form in meiner Marx - Biographie in Scribner´s in März 1933 auf Seite 190 wiedergebe. (Vgl. Wilhelm Liebknecht, Kein Kompromiß - kein Wahlbündnis" [1899], in: Ders., Kleine politische Schriften, Frankfurt am Main 1976, S. 260 - 311, hier S. 270ff.; Max Nomad, Karl Marx - The Myth and the Man, in: Scribner's Magazine, No. 3/March 1933 [Vol. XCIII], S. 151 – 154, 186 - 196, AdÜ).

2 Max Nomad, Rebels and Renegades, New York 1932, S. V (AdÜ).

umfaßt in der Tat eine große Anzahl von Menschen, wie Amtsinhaber, Lehrer, Facharbeiter, Techniker, Geistliche, Experten aus Handel und Finanzwesen, Journalisten, Schriftsteller, Künstler, Politiker, professionelle Revolutionäre und Agitatoren sowie auch Gewerkschaftsfunktionäre und so weiter; eine große Gruppe von ausgebildeten oder halb ausgebildeten Menschen also, die vielleicht oder auch nicht über einen Collegeabschluß verfügen, und die sich ihren Lebensunterhalt verdienen können, ohne auf manuelle oder niedrige Büroarbeit zurückgreifen zu müssen.
Ich wiederholte das gleiche Konzept immer wieder, indem ich von „Amtsinhabern, Managern und Ingenieuren" sprach; von „jenen, die eine Ausbildung besitzen, den Lords der Drehstühle und der Schreibtische"; von den „privilegierten Angestellten des kapitalistischen und bürgerlichen Staates"; nur gelegentlich, um Wiederholungen zu vermeiden, benutzte ich weniger genaue Ausdrücke, wie die „neue Mittelschicht" und die „ausgebildete untere Mittelschicht". Es ist nicht mein Fehler, wenn P.M. nicht herausfinden konnte (konnte er wirklich nicht?), was ich tatsächlich meinte. Sogar normale bürgerliche Rezensenten verstanden absolut genau, auf wen ich mich bezog. Natürlich meinte ich nicht die „Mittelschicht allgemein", und wenn ich den Ausdruck „Mittelschicht" benutzte, dann tat ich dies mit der geläufigen Konnotation und nicht in Bezug auf die „neue Mittelschicht", die in der allgemeinen Anschauung mit den „privilegierten Beschäftigten" zusammenfällt und nicht mit den kleinen Eigentümern.
Manchmal werden die Sprößlinge der wohlhabenden Kapitalisten, der „privilegierten Beschäftigten" oder der unteren Mittelschicht (in der marxistischen Sprache als „Kleinbürgertum" bezeichnet) und manchmal auch die sich selbst weiterbildenden, aufgestiegenen Arbeiter und die Intellektuellen, genau wie die Eigentümer, in verschiedene Einkommensgruppen aufgeteilt. Einige von ihnen, diejenigen die „in" sind, sind mit dem existierenden System zufrieden; andere, diejenigen die „out" sind, die Unterbezahlten oder Arbeitslosen, sind wie eh und je gegen das System. Diejenigen die „in" sind, verschlingen einen enormen Teil des nationalen Wohlstandes; sie genießen einen bürgerlichen Lebensstandard und sind in ihrer Mehrheit immer bereit, für das existierende System gegen die Handarbeiter Partei zu ergreifen.
Kurz gesagt sind die „Beschäftigten", diejenigen die „in" sind, formal in der Tat aufgrund ihrer besseren Ausbildung *unbedeutende Partner* der Kapitalisten als Ganzes; wie es der Kleinadel innerhalb der großen bürgerlichen Aristokratie im modernen Zeitalter war. Als *Hauptpartner* wird der Kapitalist im Verhältnis dazu zu einem bloß konsumierenden Parasiten, der die meisten Funktionen des technischen und kommerziellen Managements seinen „bezahlten Angestellten" überläßt - und in eben diesem Verhältnis werden diese „Angestellten" zu den potentiellen Nachfolgern ihrer Arbeitgeber. Da sie aber mit ihrer sozialen Position zufrieden sind, sind sie natürlicherweise ein konservatives Element; sie haben keine Eile, ihre Herren (oder Hauptpartner) zu enteignen, da jede Form einer ernsthaften Beeinträchtigung der Besitzverhältnisse ihren sozialen Frieden stören und ihr eigenes privilegiertes Einkommen gefährden kann.
Als ich über die verschiedenen Massenbewegungen schrieb, beschäftigte ich mich natürlich hauptsächlich mit denjenigen, die „out" sind, den arbeitslosen oder unterbezahlten Journalisten, den Lehrenden, Collegeabsolventen und Studenten, den „Rechtsanwälten ohne Klienten und den Ärzten ohne Patienten" (Marx), den ausgebildeten ehemaligen Arbeitern auf der Suche nach Angestelltenjobs - kurz gesagt, mit der kun-

terbunten Armee von mittellosen oder am Hungertuch nagenden Intellektuellen, Fast - Intellektuellen und Möchtegern - Intellektuellen, die mit dem existierenden System unzufrieden und sehr oft auf militante Weise in den verschiedenen radikalen oder faschistischen Bewegungen aktiv sind. Es ist diese Gruppe, die meines Erachtens die Ambition hat, die kapitalistische Klasse parasitärer Konsumenten zu eliminieren und ihre eigene Herrschaft in einem System zu etablieren, das auf Staatseigentum und einer ungleichen Verteilung der Einkommen basiert.

Ich gebe zu, daß ich, um meine These zu unterstützen, vorwiegend auf das russische Beispiel als Beweis zurückgegriffen habe. Denn dieses System hat eine enorme *Hierarchie von Intellektuellen* hervorgebracht, *die gleichzeitig Bürokraten sind*: administrative Amtsinhaber, technische Manager und Ingenieure, Gelehrte, Journalisten, Professoren, Schriftsteller, marxistische Theologen, Armeeoffiziere, wissenschaftliche Spione, Gewerkschafts- und Sportfunktionäre, die ihren bürgerlichen Komfort der Arbeit der ungelernten Arbeiter und Bauern verdanken.

Angesichts dieses niederschmetternden Beispiels greift P.M. auf ein sehr naives Argument zurück. Rußland, so sagt er, *ist nichts weiter als ein kapitalistischer Staat, in dem die Bürokraten die Kapitalisten sind.* Der Rest der Bevölkerung, die Intellektuellen, die Arbeiter und die Bauern sind Untertanen dieser neuen kapitalistischen Klasse, genauso wie sie Untertanen der Kapitalisten in jedem anderen Staat sind. Daher gibt es eine kapitalistische Diktatur in Rußland und deshalb ist es unsinnig, von einer Herrschaft der Intellektuellen zu sprechen.

Sie glauben es nicht? Hier steht es in seinen eigenen Worten: Die „Gruppe von Leuten", die „das alleinige Verfügungsrecht über die Produktion hat", ist „nicht die der Intellektuellen, sondern die Staatsbürokratie, die natürlich auch Intellektuelle umfaßt" (Seite 195);[3] „die russischen Intellektuellen werden von der russischen Bürokratie beherrscht, genauso wie die Intellektuellen in anderen Ländern von dem Kapital beherrscht werden." (Seite 193/194); „in keinem der beiden Systeme findet sich eine Spur von Herrschaft der Intellektuellen. Die Intellektuellen sind nirgendwo identisch mit dem Staat" (Seite 194); „die russische Bürokratie ist zugleich die russische Kapitalistenklasse, da sie kapitalistische Funktionen erfüllt" (Seite 195).

Nur einige Seiten vorher (Seite 186/187), wo er über den Antagonismus zwischen Arbeitern und Intellektuellen spricht, den er eingestehen muß, schreibt er: „Der Kampf der Arbeiter gegen die Intellektuellen (in den kapitalistischen Ländern - M. N.) konnte praktisch nur ein Kampf gegen die Arbeiterbürokratie oder, wie heute in Rußland, ein Kampf gegen die Staatsbürokratie sein"; und weiter heißt es auf der gleichen Seite: „Erst wenn und insofern eine staatskapitalistische Revolution erfolgreich gewesen ist (was offensichtlich nur Rußland meint - M.N.), muß der Kampf gegen die Bürokratie und daher gegen die Intellektuellen wieder aufgenommen werden und zwar mit doppelter Heftigkeit." Es gibt also keine „Spur von Herrschaft der Intellektuellen", die „von der russischen Bürokratie beherrscht werden" und doch werden die Arbeiter „den Kampf gegen die Bürokratie und daher gegen die Intellektuellen" aufnehmen müssen. Auf Seite 194 sind die Bürokraten die „Kapitalisten", auf den Seiten 186/187 sind es die „Intellektuellen".

---

3 Die hier und im folgenden angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Übersetzung in diesem ARCHIV (AdÜ).

Was ist nun die Bedeutung von „Bürokratie"? Jedes Wörterbuch wird die Information geben, daß es sich dabei um das „Kollektiv der Amtsträger einer Regierung" handelt. In Rußland, wo jeder Bereich des ökonomischen und kulturellen Lebens des Landes durch die Regierung verwaltet wird, ist jeder Mensch, der nicht Bauer oder Handarbeiter ist, ein Amtsinhaber, ein Mitglied der Bürokratie, ungeachtet der Tatsache, ob er Richter, politischer Verwalter, Fabrikmanager, Ingenieur oder Chemiker, höherer Transport- oder Postangestellter, Journalist, Schauspieler, Sänger, Lehrer, Gewerkschaftsfunktionär, Armeeoffizier oder Bankangestellter ist. Ein gewisser Grad an Bildung oder Ausbildung, der über das durchschnittliche Ausbildungsniveau des Handarbeiters hinausgeht, garantiert ihm einen angenehmen Job und ein Gehalt, das über dem Durchschnittslohn eines Handarbeiters liegt. (Man kann hier die „Grenzfälle", wie die der unteren Grade der Büroarbeiter, Schreibkräfte, Bürohilfskräfte usw. vernachlässigen, die aufgrund ihres Ausbildungsniveaus und ihres Einkommens im allgemeinen den Arbeitern näher stehen. Es gibt ähnliche „Grenzfälle" auch zwischen niederen kapitalistischen Angestellten und Arbeitern). Alle Genannten sind zugleich Bürokraten und Intellektuelle - *die Intellektuellen als soziale Gruppe werden ganz einfach zu den Bürokraten eines Systems, in dem der Staat Besitzer der Wirtschaft ist.*

Da dies nun einmal der Fall ist, ist es schon ziemlich merkwürdig zu behaupten, daß die Intellektuellen in Rußland von der Bürokratie beherrscht werden; man könnte dann genauso gut sagen, daß in den USA die Eigentümer von den Kapitalisten beherrscht werden, oder daß unter dem Feudalsystem der Adel von der Aristokratie beherrscht wurde. Man muß korrekterweise natürlich sagen, daß die Produktionsmittel in Rußland *von der gesamten Bürokratie* in Besitz genommen wurden, die davon auf Kosten der übrigen Bevölkerung profitiert. Aber dies würde genau meine These bestätigen, daß unter einem System von Regierungseigentum *die Intellektuellen als Ganzes, indem sie die Staatsbürokratie bilden, die Herren des Landes sind.*

Um seine Argumentation zu stützen, zieht P.M. eine trennende Klassenlinie zwischen den oberen und unteren Schichten innerhalb der gleichen Klasse. Für ihn sind die Bürokraten nur die Superkommissare und Trustmanager, die Befehle geben und die mit Rolls Royces und Villen im Kaukasus oder auf der Krim belohnt werden. Die mittleren und unteren Grade des politischen, technischen und kulturellen Staatsapparats, die einfachen Intellektuellen, die nur einen Buick oder Chevrolet ihr eigen nennen, ein bescheidenes Landhaus für den Sommer besitzen und nur über eine einzige Hausangestellte verfügen - diese Glücklosen, die nur Befehle an die Arbeiter geben können und Instruktionen der höheren Ränge ausführen müssen, sind im Grunde von einer anderen Klassensubstanz: Sie sind die unterdrückten und ausgebeuteten „Angestellten", „Intellektuellen" - vielleicht sogar „Proletarier"? -, die unter dem Joch einer kleinen Anzahl von bürokratisch-kapitalistischen Leviathans leiden.

Jene, für die solche Plädoyers überzeugend klingen, sollten daran erinnert werden, daß die gleichen Methoden auch auf die Kapitalisten angewendet werden können. In Amerika sind es nur die leitenden Gremien von einigen hundert Konzernen - und diese Anzahl könnte sogar noch weiter reduziert werden -, die in Wirklichkeit das Schicksal des Landes bestimmen; der durchschnittliche oder kleine Fabrikbesitzer oder Geschäftsmann ist den Rockefellers, den Morgans oder den Du Ponts ausgeliefert; infolgedessen haßt er gewöhnlich jene kapitalistischen Halbgötter genauso wie der durchschnittliche

russische intellektuelle Bürokrat seinen Vorgesetzten verabscheut - dessen Platz er gerne einnehmen würde. Daher gibt es in beiden Fällen eine gemeinsame Interessensverbindung zwischen der Spitze und der Mitte - wie gegenüber der Masse der Arbeiter und Bauern.

P.M. versucht seine These, daß die „Diktatur der Intellektuellen" unmöglich ist, mit der Behauptung zu beweisen, daß „die Mehrheit der Intellektuellen dem Kapital immer zugestimmt hat und auch heute noch der herrschenden Klasse zustimmt". Tatsache ist, daß unter „normalen" Bedingungen die Mehrheit *jeder* unterdrückten oder „unterprivilegierten" Klasse der Macht der Ideologie ihrer Herren unterworfen ist; nur unter außergewöhnlichen, revolutionären Umständen schließt sie sich der entschlossenen rebellischen Minderheit an. Eine ständig wachsende Anzahl des aufgeklärteren Teils der Intelligentsia in den nicht faschistischen Ländern Europas und in Amerika strömt jetzt in die verschiedenen marxistischen Parteien;[4] im russischen Beispiel sehen sie die Möglichkeit, ihrer ökonomischen Unsicherheit ein Ende zu setzen, die Hoffnung, die finanziellen Magnaten abzuschütteln und die Aussicht, selbst zu Herren des Landes zu werden. Sie sind die Pioniere ihrer Klasse. Selbst unter den faschistischen Intellektuellen gibt es - wie später gezeigt wird - eine Tendenz in Richtung einer Art von Supertotalitarismus, unter dem der Staat, d. h. die Bürokratie, die privaten Kapitalisten abschaffen würde.

Natürlich werden große Gruppen derjenigen gut bezahlten Intellektuellen, die „in" sind, bis zuletzt dem privatkapitalistischen System treu bleiben; genauso wie bestimmte „proletarische" Elemente, wie Polizisten, Leibwächter, Lakaien, Vorarbeiter, gut ausgebildete Arbeiter, städtische Angestellte und andere „Beamte", die feste Jobs haben und mit dem existierenden System zufrieden sind.

In Rußland blieben die „Spezialisten" solange Feinde der Bolschewiki, bis sie alle Hoffnungen verloren hatten, daß das privatkapitalistische System jemals wiederkehren würde. Unter dem alten System wurden sie so gut bezahlt, daß sie lieber „privilegierte Angestellte" sein wollten, als gleich- oder minderwertige Partner einer neuen politischen Bürokratie, die gezwungen wurde, ihre Gehälter zu beschneiden. Auf ähnliche Art und Weise bevorzugt ein Teil der kapitalistischen Klasse, besonders die Hochfinanz, unter besonderen Bedingungen das feudale oder halbfeudale System gegenüber der bürgerlichen Demokratie, wenn dieses System ihrer speziellen Gruppe die Möglichkeit gibt, sich selbst auf Kosten der anderen Kapitalisten zu bereichern. Die alte russische bürokratische Intelligentsia war natürlich konterrevolutionär, denn sie spürte, daß die Bolschewiki ihr ihre bequemen Jobs wegnehmen und sie auf minderwertigere Posten setzen würden. Die bolschewistische Revolution begann mit der Diktatur einer bestimmten Gruppe von Intellektuellen - die aktivsten Militanten des revolutionären Aufstandes -, die ihre Diktatur sogar über andere Gruppen von Intellektuellen ausübten; und so lange es nicht genug gab, um jederman zufrieden zu stellen, beanspruchten sie alle guten Dinge ausschließlich für sich selbst. Aber allmählich, mit der Entwicklung der Industrien des Landes, konnten sie auch die Lage der anderen Teile der Intelligentsia verbessern und sie so letztendlich von ihrer traditionellen Unterwürfigkeit unter die alte privatkapitalistische Ideologie entwöhnen.

---

4 Es stimmt nicht, daß die Kommunistischen Parteien im Verschwinden begriffen sind; zur Zeit wächst ihr Einfluß in Frankreich, Belgien, Spanien, den USA etc.

Indem er leugnet, daß die Intellektuellen fähig sind, sich gemäß ihrer eigenen Klasseninteressen politisch zu engagieren, fällt P.M. auf die alte Theorie zurück, derzufolge das Bewußtsein durch unser Umfeld bestimmt wird, daß wir alle blinde Männchen in den Händen von unerbittlichen ökonomischen Zwängen sind, und so weiter. All dies ist uns bekannt. Niemand leugnet, daß das Bewußtsein nicht in einem Vakuum arbeitet und daß wir oft angeschoben werden, wenn wir denken, daß wir selbst es sind, die schieben. Aber es gibt eine Sache, die hinsichtlich der Leugnung der Rolle des Bewußtseins etwas zu weit geht. Um eine totale Niederlage zu verhindern, führte die Bourgeoisie während des Krieges weltweit das Element der bewußten Planung in das ökonomische Leben ihrer jeweiligen Länder ein; die erzwungene Kollektivierung der russischen Landwirtschaft war ein bewußter Akt einer Bürokratie, die unbedingt ihre Position stärken wollte. In beiden Fällen war das ökonomische *Interesse* der involvierten und handelnden Klasse die treibende Kraft, das, was man als den *menschlichen* Faktor bezeichnet, und nicht das „objektive" oder „außermenschliche" Element des Wachstums der gesellschaftlichen Produktivkräfte.

Es ist dieses ökonomische Interesse, das im frühen neunzehnten Jahrhunderts eine tatkräftige Minderheit unter den Intellektuellen und den sich selbst bildenden Arbeiter dazu brachte, sich verschiedenen radikalen demokratischen und revolutionären Bewegungen anzuschließen; und es ist das gleiche ökonomische Interesse, das sie in der gegenwärtigen ökonomisch hoffnungslosen Situation bewußt dazu gebracht hat, sich dem Sozialismus-Kommunismus oder dem Faschismus als direktem Weg zur Macht anzuschließen.

P.M. stellt eine weitreichende Behauptung auf (S. 191), derzufolge es, „abgesehen von dem russischen Beispiel, bisher weder einen Fall noch ein Land gibt, in dem eine politische Bürokratie mit der Eroberung der politischen Macht die Gesellschaft auch ökonomisch beherrschte". Nun, dieses „abgesehen von dem russischen Beispiel" ist amüsant genug, weil dieses Beispiel allein schon zeigt, *daß es getan werden kann.* Aber es gibt auch noch andere historische Beispiele. K. A. Wittfogel zeigt in seinem Buch „Das erwachende China" (S. 16),[5] wie im alten agrarischen China die Notwendigkeit der Stromregulierung der großen Flüsse „eine mächtige Bürokratie der Wasserverteilung" (wörtlich „Wasserbau") hervorgebracht hat, die die chinesische „Herrenklasse" bildete. Und auf den Seiten 24 - 26 zeigt er, wie nach der Abschaffung des Feudalismus die „administrative Bürokratie" nicht nur zur „herrschenden Klasse", sondern in der Tat, obwohl nicht formal, zum kollektiven Besitzer des gesamten Landes wurde. Die Steuern, die sie aus den Bauern heraus preßten, waren „in diesem Fall identisch mit der Grundrente". Es ist nur ein weiteres kurioses Detail, wenn ich ergänzend den berühmten „Kommunismus" der Jesuiten in Paraguay im 18. Jahrhundert erwähne, wo die Mönche - eine Art von klerikal-faschistischen Intellektuellen vor 200 Jahren - das gesamte Land ökonomisch und politisch besaßen und beherrschten und die indianischen Eingeborenen „kommunistisch" als Sklaven ausnutzten.

In einem bemühten Sarkasmus schreibt P.M., daß die Intellektuellen als soziale Gruppe „nicht weiter unabhängig bleiben (können) - und sie (können) Nomad nicht den Gefallen tun, seine Voraussage zu bestätigen" (S. 192). Und er betont die Tatsa-

5 Karl August Wittfogel, Das erwachende China. Ein Abriß der Geschichte und der gegenwärtigen Probleme Chinas, Wien 1926 (AdÜ).

che, daß es unter ihnen *keine Solidarität* gibt, während die Arbeiter gezwungen sind, Solidarität untereinander zu praktizieren; daß die Intellektuellen bereit sind, entweder mit Stalin oder mit Mussolini zu flirten und sich heute der Arbeiterklasse und deren Unterstützung zu widmen und morgen den Kapitalisten. Hier hält seine Argumentation erneut nicht stand. *Unabhängige* Aktion ist kein spezifisches Charakteristikum einer Klasse und benötigt keine besondere Erfordernis, um erfolgreich zu sein. Die Bourgeoisie stützte sich in ihrem Kampf gegen die Feudalherren auf die Arbeiter und Bauern; genau wie sie sich jetzt, wenn sie von den Arbeitern bedroht wird, mit den Feudalherren oder mit dem Klerus, den Intellektuellen des Feudalzeitalters sozusagen, zusammenschließt. Ähnlich sind die Intellektuellen, um Macht oder politischen Einfluß zu bekommen, bereit, ihre Verbündeten wo auch immer zu suchen, wobei sie zugleich bereit sind, jeden von ihnen zu betrügen, wenn sie dadurch ihre eigene Macht konsolidieren können.

Auch *Solidarität* ist kein spezifisches Charakteristikum einer Klasse. Keine Klasse praktiziert immer Solidarität innerhalb ihrer eigenen Reihen, ausgenommen unter sehr bedrängten und außergewöhnlichen Umständen. Normalerweise ist die eine Hälfte der Arbeiterklasse bereit, den Streik der anderen Hälfte zu brechen; vor und während des Krieges machten die Arbeiter der A.F.L. es sich zur Aufgabe, die Streiks der Arbeiter der I.W.W. zu brechen;[6] und die I.W.W., voller verständlicher Ressentiments, revanchierte sich gelegentlich. In Europa handelten die sozialistischen Arbeiter oft auf ähnliche Weise gegenüber ihren radikaleren Dissidenten. Eine Gruppe von Kapitalisten ist immer damit beschäftigt, einer anderen Gruppe den Hals umzudrehen und verschiedene Gruppen von Kapitalisten sind an verschiedenen Formen von Regierungen interessiert. Kein Wunder also, daß eine Gruppe von Intellektuellen - Faschisten oder Kommunisten, je nach dem - in ihrem Bestreben, alle guten Jobs zu besetzen, bereit ist, die andere Gruppe zu vernichten.

Es ist wahr, daß die Interessen der Arbeiter als unterster Klasse sie vielleicht dazu zwingen, sich solidarisch gegen alle ihre Ausbeuter zu verhalten, während die oligarchischen Tendenzen innerhalb jeder ausbeutenden oder potentiell ausbeutenden Gruppe zu weiteren Meinungsverschiedenheiten unter ihnen führen. Aber in dieser Hinsicht unterscheiden sich die verschiedenen sich streitenden Clans machthungriger Intellektuelle nicht von denen all der anderen ausbeutenden Klassen, sei es in der Vergangenheit oder in der Gegenwart, seien es Kapitalisten oder Landbesitzer.

Muß ich mich mit solchen „Ungenauigkeiten" abgeben - um es milde auszudrücken - wie mit der, wo P.M. sagt, daß „die Intellektuellen keine ökonomische Funktion haben" (S. 200). Es ist einfach erstaunlich, wie jemand solch eine Sache in der gegenwärtigen Phase des Kapitalismus sagen kann, in der der Kapitalist, zumindest in den meisten Fällen, zu einem reinen Parasiten geworden ist, der nur die „Funktion" des Besitzens und Konsumierens ausfüllt, während die Intellektuellen für alle Aspekte des ökonomischen und technischen Managements, der politischen Administration und der kulturellen Führung des gesamten kapitalistischen Systems verantwortlich sind.

---

6 A.F.L.: American Federation of Labor; I.W.W.: Industrial Workers of the World (AdÜ).

II. Faschismus und Bolschewismus

Die Wünsche und das Verlangen derjenigen, die intellektuell „out" sind, können ihren Ausdruck und ihre Befriedigung in verschiedenen „Ideologien" finden: im „proletarischen" Marxismus, in der aristokratischen Haltung der Anhänger Paretos unter den italienischen Faschisten oder in der rassistischen Lehre der Nazis. Genauso wie die kapitalistische Bourgeoisie unter bestimmten Umständen die voltairianische Bilderstürmerei der französischen Republik oder die mittelalterliche Kaiser-Gott Verehrung eines militaristischen Halbabsolutismus japanischen Stils zu ihrer eigenen Sache erklärt.

Die Faschisten an der Macht sind nicht nur Lakaien der Kapitalisten, wie P.M. in Übereinstimmung mit Trotzki zu glauben scheint („The Social Structure of the Soviet State").[7] Sie sind ihre *Hauptverbündeten*; sie verschlingen einen ständig wachsenden Teil des nationalen Wohlstandes; und während sie in einigen Ländern jetzt hauptsächlich ihre Waffenmagnaten unterstützen, verarmt die Bourgeoisie als Ganzes aufgrund ihrer Steuern und Veranlagungen, die dazu dienen, einen enormen bürokratischen Apparat zu unterhalten. Dieser Apparat steht nicht „über den Klassen";[8] er ist zur gleichen Zeit sowohl ein „Schutz" für die Reichen als auch für ihre erpresserischen Parasiten; im großen und ganzen vergleichbar mit den Prätorianern des Römischen Kaiserreichs, die, während sie die Existenz von Eigentümern zuließen, im Prinzip die Herren des Landes waren und auf Kosten all der anderen Klassen der Bevölkerung lebten. Oder, falls noch ein anderes Beispiel nötig ist: Es gibt die japanische Offizierskaste, die heute im Besitz der Mandschurei ist und die das Land nicht nur politisch regiert und durch die Besteuerung ausraubt, wie es die Faschisten in Italien machen, sondern zudem auch das ökonomische Management und die Ausbeutung der meisten Ressourcen des Landes übernommen hat - nicht für die japanischen Millionäre auf der kaiserlichen Insel, sondern für die Armee, das heißt, für sie selbst. Sie sind sicherlich weder die Lakaien der chinesisch-mandschurischen Kapitalisten, noch die der japanischen Multimillionäre, deren prominenteste Vertreter sie aus Gewohnheit von Zeit zu Zeit „kalt machen"...

Zweifellos herrscht die faschistische Staatsbürokratie auch über andere Gruppen von Intellektuellen. Aber was heißt das schon? Die großen Feudalherren herrschten auch über den niederen Adel, genau wie die Finanzhaie über die kleineren Kapitalisten und die hohen Geistlichen über ihre niederen Brüder herrschen. Im Rahmen des oligarchischen Prinzips, das allen Herrschaftssystemen immanent ist, bekommt innerhalb jeder

---

7 Vgl. Leo Trotzki, Der Klassencharakter des Sowjetstaats. Die IV. Internationale und die UdSSR, in: Ders., Schriften 1. Sowjetgesellschaft und stalinistische Diktatur. Band 1.1 (1929 - 1936), Hamburg 1988, S. 456 - 499 (AdÜ).

8 Die italienischen Faschisten haben die Kapitalisten wiederholt gezwungen, die Löhne anzuheben, die Arbeitszeit zu verkürzen und sogar arbeitslose Arbeiter einzustellen. Sie taten dies in Zeiten, in denen sie glaubten, daß einige „anti-kapitalistische" Gesten notwendig wären, um so die Treue der Arbeiter zu gewinnen oder es hatte, wie im Fall der Arbeitslosen, den Zweck, ihre Finanzausgaben zu reduzieren, um, wie sie es taten, den Staatshaushalt bevorzugt für die notwendige Bürokratie zu nutzen. Wenn P.M. sagt, daß so etwas „objektiv nicht möglich ist" und daß „so etwas bisher nicht eingetreten ist", dann hat er sich einfach dazu entschlossen, Tatsachen zu leugnen, die zu den entsprechenden Zeiten in den Zeitungen allgemein verbreitet wurden.

herrschenden Klasse immer eine Minderheit die besten Bissen, die zudem noch mit der größten Machtentfaltung gewürzt werden.
P.M. behauptet, daß der Faschismus „niemals an die Macht gekommen wäre", wenn es überhaupt möglich wäre, daß die Faschisten sich gegen die Kapitalisten richten könnten. Hat er niemals von Söldnern verschiedenster Art gehört, den Mamertines, Prätorianern, Mamelucken, Condottieri, die es zu jeder Zeit und in allen Ländern gab und die zu Herren jener wurden, die sie anheuerten? Muß ich ihn an die Tatsache erinnern, daß es einen offenen antikapitalistischen Flügel innerhalb der italienischen faschistischen Partei gibt, der den „Weg nach Moskau" empfiehlt, z.B. die Enteignung der Kapitalisten; und daß nach Meinung jener, die sich mit der Situation gut auskennen, Mussolini, wenn er in die Enge getrieben wird, nicht zögern wird, sich als Bolschewist zu bekennen, wenn er auf diese Weise die Herrschaft seiner Partei retten kann - der Partei mit dem entschlossensten und tatkräftigsten Teil der Intellegentsia.[9]
Wenn sich ein großer Teil der Intellektuellen in verschiedenen Ländern, anstatt sich dem Sozialismus oder Kommunismus zuzuwenden, den faschistischen Reihen anschließt, dann tun sie das im allgemeinen aus ähnlichen Gründen, aus denen viele Arbeiter sich ebenfalls ein schwarzes oder braunes Hemd anziehen. Ohne Zweifel spielt der Einfluß reaktionärer Ideologie eine gewisse Rolle in diesem Prozeß. Aber es ist hauptsächlich ihre Ungeduld und ihr Wunsch nach dem direkten Weg zur Macht, der für den Erfolg der neuen Lehre verantwortlich ist. Viele der faschistischen Intellektuellen würden sich der kommunistischen Bewegung anschließen, wenn sie sähen, daß diese irgendwelche Chancen oder zumindest den Vorsatz hätte, *unverzüglich* zu siegen. Für die meisten Beobachter ist es heute offensichtlich, daß die führenden Kommunisten der nicht-faschistischen Länder aufgehört haben, überhaupt Revolutionäre zu sein, daß sie seit 1923 nichts weiter als einfache russische Patrioten im Ausland geworden sind, *im Prinzip* gegen jegliche revolutionären Unternehmungen, die den internationalen status quo stören könnten, an dem die UdSSR seit vielen Jahren interessiert ist. Wie die Sozialisten der Vorkriegszeit sind die Kommunisten - hiermit meine ich natürlich die offizielle Führung - zu einer Partei des antikapitalistischen *Protests* und *nicht* der antikapitalistischen *Revolte* geworden.
Immer wieder wiederholt P.M. die stalinistische These, der Faschismus sei nur Ausdruck der Notwendigkeit des Monopolkapitals, „das kapitalistische System überhaupt aufrecht zu erhalten". Ein Blick auf das, was tatsächlich in Italien und Deutschland, den beiden führenden faschistischen Ländern, passierte - und warum es passierte -, würde zeigen, daß dem einfach nicht so ist. Es war nicht die Notwendigkeit, das kapitalistische System zu retten - entweder vor der proletarischen Bedrohung oder vor seiner internen Schwäche -, die den Faschismus in Italien hervorbrachte. Für die erste Bedrohung sorgten die Sozialisten selbst, als die Bourgeoisie während der drohenden Revolution von 1920 das große Zittern bekam und dies die Kapitalisten veranlaßte, jene Allianz mit Mussolinis Banden einzugehen, die sie später, als es zu spät war, bereuten. Was auch immer die Faschisten ihnen durch die Einschüchterung der Arbeiter

9 Es ist längst kein Geheimnis mehr, daß Mussolinis ursprüngliche Absicht darin bestand, der Lenin Italiens zu werden und daß er seinen anderen Weg zur Macht nur deshalb einschlug, weil der Bruch zwischen ihm und seinen früheren Kameraden nicht mehr länger überbrückt werden konnte.

gaben, nahmen sie von den Kapitalisten durch ihre unterschiedlich direkte oder indirekte Erpressung im Hinblick auf die Wahrung der Regierungsmaschinerie. Der italienische Kapitalismus und seine Profite hätten auch ohne Mussolini überlebt.
Auch Deutschland dient nicht zur Bestätigung der offiziellen kommunistischen These, die P.M. so bereitwillig akzeptiert. Dies ist nicht der Ort, um alle Umstände zu wiederholen, die Hitler an die Macht brachten. Nur dogmatische Blindheit und Urteile nach vorgegebenen Formeln können behaupten, daß die Weimarer Republik oder eine Kombination des Weimarer Systems mit Brünings oder Schleichers halblegalen Regierungssystemen nicht auch den Zweck erfüllt hätte, den deutschen Kapitalismus zu retten.
In keinem der Fälle - und dies schließt auch eine Reihe kleinerer Staaten des mehr oder weniger unterentwickelten Typs auf dem Balkan oder in Lateinamerika ein - war es die Existenz des Kapitalismus, die auf dem Spiel stand. In vielen der Länder mit faschistischen, militärisch-faschistischen oder annähernd faschistischen Diktaturen gibt es praktisch überhaupt keinen modernen Kapitalismus und nicht einmal großen Grundbesitz; praktisch die *gesamte* Ausbeutung, die Wittfogel beschrieb und die als alte chinesische Methode bezeichnet werden könnte, bestand in der Besteuerung kleiner Eigentümer zugunsten einer parasitären Bürokratie und eines Militärapparates. Unter diesen Umständen werden die Kämpfe zwischen den verschiedenen Gruppen derjenigen, die „out" oder „in" sind, um den Besitz bequemer Arbeitsplätze im Dienstleistungsbereich und in der Beamtenkaste geführt. In den industriell stärker entwickelten Ländern sind die faschistischen Tendenzen Resultat der Kooperation zwischen bestimmten kapitalistischen Gruppen, die im Faschismus eine stärkere Garantie für den Anstieg ihrer Profite sehen, und gewissen ruinierten und daher abenteuerlustigen Teilen der *neuen* Mittelschichten. In diesen Ländern ist die Existenz des *Kapitalismus an sich* nicht berührt, unabhängig vom Erfolg dieser Machenschaften.
Das Beharren der Stalinisten auf der These über den Zusammenhang von Faschismus und Monopolkapitalismus ist ganz offensichtlich. Jahrelang haben sie ständig wiederholt, daß die Trotzkisten die „Avantgarde der konterrevolutionären Intervention" seien (dies ist kein Scherz); bis vor zwei Jahren haben sie Hunderttausende Unschuldige glauben gemacht, daß die Sozialisten „Sozialfaschisten" seien, oder, wie Stalin es nannte: „Zwillingsbrüder des Faschismus". Dies war allerdings nur ein weiterer „Schwindel" aus ihrem unermüdlichen Arsenal von Schmähungen, das immer benutzt wird, um die wahren Probleme zu verdecken. Heinz Neumann, ein führender deutscher Kommunist, der sich nach der Katastrophe von 1933 eine zeitlang einem unabhängigen Denken verpflichtet fühlte, fing schließlich an, etwas über die Diktatur des „Lumpenproletariats" zu murmeln, womit er eigentlich die deklassierten Intellektuellen und Halbintellektuellen meinte. Er wurde von seinen Herren in Moskau unerbittlich heruntergeputzt und bestraft; wenn nämlich die deutschen halbintellektuellen „Heruntergekommenen" in der Lage waren, die Macht zu übernehmen und sie als Hauptpartner der deutschen Kapitalisten zu halten, dann könnte bei einigen Leuten der Verdacht aufkommen, daß es eine ähnliche Gruppe von deklassierten Intellektuellen und Halbintellektuellen war, die die gesamte Macht in Rußland übernommen und bis heute unter dem Vorwand einer „proletarischen Diktatur" an ihr festgehalten hat.

P.M. akzeptiert fügsam die bolschewistische These der Gleichsetzung von Faschismus und Finanzkapital. Und als ob er diese verdächtige Harmonie der Meinungen ausgleichen will, fügt er ihr eine andere Theorie hinzu, derzufolge das Haus, das von Lenin, Trotzki und Stalin erbaut wurde, nichts anderes als eine Form von Kapitalismus ist, den gleichen Bewegungsgesetzen unterworfen wie jedes andere kapitalistische System auch. Ständig spricht er von „Staatskapitalismus", ein Begriff, den viele Autoren, einschließlich des Unterzeichners, zwanglos auf das russische System anwenden.
Zwecks theoretischer Genauigkeit ist es nicht ratsam, die alte Terminologie auf die neue russische Realität anzuwenden. Ein ökonomisches System, dessen Produktionsmittel sozialisiert bzw. „bürokratisiert" sind, was das gleiche ist, fällt nicht länger unter die Kategorie Kapitalismus. Hier kann der Begriff „Kapitalismus" nur in dem Sinne angewendet werden, in dem „Kapitalismus" identisch ist mit „Ausbeutung". Aber die beiden Begriffe sind *nicht* identisch. Kapitalismus schließt natürlich notwendigerweise Ausbeutung ein, aber es gab Formen der Ausbeutung, die nicht kapitalistisch genannt werden können.[10]
Gemäß der besten marxistischen Autoritäten, die P.M. sicherlich anerkennt, existiert dann kein Kapitalismus mehr, wenn es *nur einen Besitzer* gibt; und der russische Staat, d.h. die Bürokratie, ist sozusagen die *einzige Firma*. Am Ende seines Buches „Das Akkumulations- und Zusammenbruchs-Gesetz" analysiert der gut bekannte marxistische Professor Henryk Grossmann die Idee, ob der Kapitalismus letztendlich die Form eines „Generalkartells" annehmen könne, z.B. eines *einzigen großen Monopolsystems*. Er verwirft diese Möglichkeit und erklärt, daß, wenn die Dinge einmal zu diesem Punkt gelangen, der Kapitalismus nicht mehr länger existiert und an seine Stelle „entweder - wie im Mittelalter (was vielleicht nur die Beziehung der feudalen Herren zu ihren Leibeigenen meint, M.N.) - ein offenes Herrschaftsverhältnis[11] oder aber eine sozialistische Gemeinwirtschaft" treten kann.[12]
Als guter alter Sozialist mit Sympathien für die UdSSR widerstrebte es Grossmann, detaillierter bei dieser Alternative zu verharren. Offensichtlich fühlte er, daß er sich auf gefährlichem Boden befand, denn soweit der hier schreibende Autor aus persönlichen Gesprächen mit ihm weiß, weigert sich der Professor, sich auf den Charakter des russischen Gesellschaftssystems festzulegen und bezeichnet es vage als einen „proletarischen Staat". Hätte er diese persönlichen Sympathien ignoriert, hätte er feststellen müssen, daß das, was der Eliminierung des privaten Kapitalismus in Rußland folgte, eine Kombination von sowohl „Sozialismus" als auch „Herrschaftsverhältnis"[13] war.

---

10 Die große Mehrheit der Leser setzt das Konzept des *Sozialismus* immer noch mit der *Abwesenheit von Ausbeutung* gleich - eine Annahme, die ganz und gar falsch ist. Genau aus dem Grund, den *ausbeuterischen* Charakter des ökonomischen Systems Sowjetrußlands aufzuzeigen, habe ich in meinen früheren Schriften den Begriff Staats*kapitalismus* verwendet. Aber der Begriff „ungleicher Sozialismus" wäre adäquater.

11 Max Nomad hatte den Begriff „offenes Herrschaftsverhältnis" mit „a plain system of domination" übersetzt und in Klammern hinzugefügt: „Grossmann benutzt den Ausdruck 'offenens Herrschaftsverhältnis', den wörtlich zu übersetzen schwierig ist - M.N." (AdÜ).

12 Henryk Grossmann, Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems (Zugleich eine Krisentheorie), Leipzig 1929 (Nachdruck: Frankfurt 1970), S. 611 (AdÜ).

13 Im Original deutsch (AdÜ).

Ausbeutung ist, so paradox es vielleicht für einige Leser klingen mag, im Sozialismus genauso möglich wie unter jedem anderen früheren Gesellschaftssystem. Wenn jemand Prophezeiungen frönen würde, könnte er die Vermutung äußern, daß die zukünftige Form der menschlichen Ausbeutung, wie sie durch das russische System des Staatsbesitzes und der Ungleichheit der Einkommen angedeutet wird, einfach *Sozialismus* genannt wird und daß in den Ohren der Benachteiligten dieses Wort die gleiche Konnotation einer Herrschafts-Knechtschafts-Beziehung annehmen wird wie Feudalismus und Kapitalismus.

Theoretisch gesprochen zielte das Wesen des Sozialismus immer hauptsächlich auf den staatlichen Besitz der Produktionsmittel, auch wenn dieser Kern manchmal attraktiver als eine „Assoziation freier und gleicher Produzenten" präsentiert wurde, ein Begriff, der so vage ist wie viele andere traditionelle sozialistische Slogans. Mit anderen Worten bedeutet Sozialismus in erster Linie eine Veränderung in der Art der *Produktion* bzw. im *Besitz der Produktionsmittel*. Die Frage der Verteilung ist immer als eine sekundäre Angelegenheit betrachtet worden, nachdem die erste und wichtigste Aufgabe der Vergesellschaftung durchgeführt worden war. Im Prinzip sehen alle sozialistischen Theoretiker es als eine Selbstverständlichkeit an, daß es unmittelbar nach der sozialistischen Revolution, während der „ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft", um einen Ausdruck von Marx zu verwenden, keine Gleichheit der Einkommen geben würde.[14] Erst in der „höheren Phase der kommunistischen Gesellschaft", weiß Gott nach wie vielen Generationen oder Jahrhunderten, wird das Prinzip „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen" angewendet werden können. (Es ist schwer zu verstehen, daß ein Genie mit der scharfen Intelligenz von Marx die Unklarheiten, um nicht zu sagen Täuschungen dieser Formulierungen nicht gesehen haben sollte. Wer bestimmt die menschlichen „Bedürfnisse"? Niemand anders offensichtlich als die Bürokraten, die gleichen Männer, die im heutigen Rußland bestimmen, daß ein hoch qualifizierter Manager mehrere Tausend Rubel im Monat „braucht" oder, um es so zu sagen, „verdient", während für einen gewöhnlichen Arbeiter oder einfachen Beschäftigten einhundert oder einhundertfünfzig im Monat ausreichend sind.)

P.M. benutzt die alte liturgische Phrase vom „Widerspruch zwischen den Produktivkräften und den Produktionsverhältnissen" für seine Wunschbehauptung, daß der „Kapitalismus... in all seinen Erscheinungsformen untergehen muß". Wenn er glaubt, daß das privatkapitalistische System verloren ist, dann habe ich kein Problem mit seiner Behauptung; aber der „Staatskapitalismus" des russischen Models, den er in diese Er-

14 Es gibt eine Anzahl von Passagen in der „Kritik des Gothaer Programms" von Marx, die sich mit der Verteilung während der „ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft" beschäftigen. Diese Passagen sind von allen Autoren allgemein dergestalt interpretiert worden, daß es während der fraglichen Zeit eine Ungleichheit bei der Entlohnung geben würde. Unter diesen Autoren befinden sich solche unabhängigen und unterschiedlichen Denker wie George Sorel mit „La Decomposition du Marxisme" (Paris 1906, dt. Übersetzung unter dem Titel „Die Auflösung des Marxismus", Jena 1930, Nachdruck: Hamburg 1978, AdÜ) und Sidney Hook mit „Towards the Understanding of Karl Marx" (New York 1933, AdÜ), von denen keiner beschuldigt werden kann, ein Apologet des stalinistischen Systems zu sein, dessen offizielle Marxgelehrten die gleichen Passagen benutzen, um die Ungleichheiten des russischen Regimes zu rechtfertigen. (Zu den zitierten Passagen s. Karl Marx, Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei, in: Karl Marx/Friedrich Engels Werke, Band 19, Berlin 1972, S. 15-32, besonders S. 20/21, AdÜ).

scheinungsformen mit einbezieht, ist kein „Kapitalismus", wie ihn sich die marxistischen Kritiker vorstellen. Es ist ein System geplanter Ökonomie, auf welche die marxistischen Konzepte nicht anwendbar sind; und sein Verschwinden oder richtiger seine Entwicklung in Richtung einer stärker gleichberechtigten (und freieren) Form von Sozialismus wird insgesamt anderen Gesetzen unterworfen sein, von denen es in den Schriften des Lehrers keine Anzeichen gibt.
Ein anderes Beispiel für P.M.s „Wunschdenken" ist seine Behauptung, daß ein System wie das in Rußland unmöglich „in industriellen Ländern" existieren könnte. Abgesehen von der Tatsache, daß das heutige Rußland bereits ein hoch industrialisiertes Land ist, würde es zu weit führen, seine gesamte Argumentation nachzuvollziehen. Es reicht aus, seine Schlußfolgerung zu zitieren, die den Irrtum seiner Argumentation beweist. Er sagt, daß „in hoch entwickelten kapitalistischen Ländern... jede Revolution notwendigerweise eine Revolution der Arbeiter ist, (weil)... der Staatskapitalismus... *.z.B. nicht in der Lage ist,* ihre Situation zu verbessern" (hervorgehoben von mir - M.N.).
Das genaue Gegenteil ist wahr. Sogar das eine Prozent der Planwirtschaft oder des Staatskapitalismus oder, wenn man will, des Paternalismus, das von den Vertretern des New Deal eingeführt wurde, hat zweifellos die Situation großer Teile der Arbeiterklasse verbessert und Präsident Roosevelt die Sympathien der Massen eingebracht. Nur Sektierertum kann behaupten, daß, wenn nach einem unvorhergesehenen Ereignis die Macht auf eine Verbindung von, einmal angenommen, linken Vertretern des New Deal, Sozialisten und rot angehauchten Kommunisten übertragen werden sollte, diese nicht die stillgelegten Fabriken öffnen würden, um so die Produktivität des Landes zu erhöhen und damit zugleich auch den allgemeinen Lebensstandard der Massen wesentlich zu verbessern. Ohne Zweifel würden sie die scharfe Trennung zwischen den Löhnen der Arbeiter und den Gehältern der Manager und Direktoren aufrechterhalten; aber die plötzliche Verbesserung der niedrigeren Niveaus würde selbstverständlich zur Stabilität des neuen „staatskapitalistischen" Systems beitragen.
Dieses System wird natürlich nicht für immer bestehen. Es wird mit Sicherheit durch weitere Kämpfe der Arbeiter modifiziert, die versuchen, einen größeren Anteil bei der Verteilung des nationalen Einkommens zu erreichen. Aber zu sagen, daß die Etablierung eines solchen Systems im allgemeinen in den westlichen Ländern „unmöglich" ist oder daß es nur ein vorübergehendes Abenteuer sein könne, ist genauso weise wie die Vorhersagen über den bevorstehenden Zusammenbruch des sowjetischen Regimes, von dem seit den letzten achtzehn Jahren die Rede ist.

III. „Räte" und Sowjets

Hinter diesem verzweifelten und widersprüchlichen Plädoyer steckt ein bestimmter, fest umrissener Zweck. Es ist nicht nur der Wunsch, die Reinheit und Korrektheit der marxistischen Sicht der Dinge mit ihrem zweidimensionalen Modell von „Kapitalisten" und „Proletariern" zu verteidigen, die von Intellektuellen als möglichen Erben der kapitalistischen Ausbeutung nichts wußte und deren unbestimmbares „Kleinbürgertum" dazu bestimmt war, Teil des „Proletariats" zu werden.
P.M. ist der Repräsentant einer neuen revolutionären Strömung, die die Absicht verfolgt, den Marxismus nach seiner Schändung durch die Hände der Sozialisten und

Kommunisten zu erneuern. Diese neue Strömung - ihre Anhänger nennen sich selbst „Rätekommunisten" - hofft, die Massen für sich zu gewinnen, die noch unter der Macht der unwürdigen Schüler des Lehrers stehen. Sie sieht in den Arbeiterräten das Instrument, das kapitalistische System zu zerstören und die Diktatur des Proletariats zu errichten.

Die Rätekommunisten nehmen jetzt wahr, daß eine Kritik an der Intelligentsia als der herrschenden Klasse der bevorstehenden Periode einer Form sozialisierter Wirtschaft sich nicht nur gegen die Sozialisten und die Kommunisten richtet, sondern auch gegen ihre eigenen Machtambitionen.

Sie werden dem natürlich mit Verweis darauf, daß sie keine Partei bilden, daß sie praktisch keine Intellektuellen in ihren Reihen haben und daß ihr Konzept einer proletarischen Revolution nicht das der bolschewistischen Parteidiktatur ist, sondern der wahren marxistischen Idee einer wirklichen Diktatur der arbeitenden Masse entspricht, mit aller Kraft widersprechen.

Allerdings haben wir diese Dinge bereits früher gehört. Die modernen französischen Nachkriegs-Syndikalisten - jene, die Revolutionäre geblieben und weder der Sozialistischen Partei noch der Kommunistischen Partei beigetreten sind - haben jetzt - in Opposition zur kommunistischen Parteidiktatur - das Motto „alle Macht den Gewerkschaften" übernommen. Jene, die zwei und zwei zusammen zählen können, haben ihnen gegenüber wiederholt darauf hingewiesen, daß dies im Grunde nur eine andere Form von Bolschewismus sei, denn angesichts des intellektuellen Niveaus der großen Mehrheit der arbeitenden Masse würde „alle Macht den Gewerkschaften" nichts anderes bedeuten als „alle Macht der Gewerkschaftsbürokratie"; mit anderen Worten, die Diktatur der ausgebildeten aufgestiegenen Ex-Arbeiter an der Spitze der Gewerkschaften, wie die Hendersons, die Jouhaux', die Wm. Greens, die Legiens oder Tomskys, die alle rechtzeitig Spitzenpolitiker und sogar Parlamentsmitglieder wurden und sich in nichts von den „regulären" Intellektuellen unterscheiden. Ein soziales System, dessen ökonomisches und politisches Zentrum die französische Allgemeine Föderation der Arbeit[15] wäre, würde, abgesehen von der Terminologie, in allem mit dem identisch sein, was die deklassierten Intellektuellen und Ex-Arbeiter der Russischen Kommunistischen Partei geschaffen haben. Die gleiche Kritik wurde gegenüber den spanischen Anarchisten von heute geäußert, die sich allmählich, obwohl noch schamhaft, mit der Idee einer revolutionären Regierung durch ihre eigene Organisation anfreunden.

Und was ist mit den „Räten"? Die Ausgabe vom April 1936 der *Council Correspondence* enthielt einen Artikel über die Arbeiterräte, der ohne Zweifel verräterisch ist.[16] „Im Prozeß der Revolution" - sagt der Autor auf Seite 27 - „wird die alte staatliche Macht zerstört werden und die Organe, die deren Platz einnehmen, die Arbeiterräte, übernehmen dann für diese Zeit natürlich wichtige politische Aufgaben, um die Überreste der kapitalistischen Macht zu unterdrücken. Ihre politische Regierungsfunktion wird sich jedoch allmächlich in nicht mehr als eine ökonomische Funktion verändern,

15 Gemeint ist die „Confédération Générale du Travail" (AdÜ).

16 J.H. (Anton Pannekoek), Workers' Councils, in: International Council Correspondence, No. 5/April 1936 (Vol. II), S. 20 - 27 (AdÜ).

die den kollektiven Prozeß der Güterproduktion für die Bedürfnisse der Gesellschaft regelt."
Machten die russischen Sowjets - und „Sowjet" heißt nichts anderes als „Rat" - nicht die gleichen Versprechen, den Staat „zum Verschwinden" zu bringen? Wer bitte wird diese „wichtigen politischen Funktionen, um die Überreste der kapitalistischen Macht zu unterdrücken", ausüben? Die Massen? Oder wird es nicht eher eine spezielle, gut bewaffnete Einheit wahrer proletarischer Tscheka-Leute unter Führung gut ausgebildeter Ex-Arbeiter, der leidenschaftlichsten Militanten der „Räte"idee sein? Wo ist die Garantie, daß diese Männer, denen einst „wichtige politische Aufgaben" anvertraut wurden, „um die Überreste der kapitalistischen Macht zu unterdrücken", nicht auch die Arbeiter unterdrücken, indem sie sie nach und nach täuschen und entwaffnen, wie es von den ebenso leidenschaftlichen und aufrichtigen Militanten der bolschewistischen Sowjets gemacht wurde? Und wird die Gesamtheit aller dieser leidenschaftlichen und aufrichtigen militanten Räteanhänger nicht eine Partei bilden, ungeachtet dessen, ob sie sich so nennen oder nicht? Und wird diese Partei nicht daran interessiert sein, eine privilegierte Bürokratie zu etablieren, die wie die Made im Speck lebt, genau wie die russische Bürokratie es gemacht hat? Wollen die Rätekommunisten sagen, daß ihre reinen marxistischen Prinzipien sie davon abhalten werden? Glauben sie eigentlich wirklich, daß irgendeine Klasse oder Gruppe, die zu einer privilegierten Schicht wurde - und eine siegreiche Gruppe entwickelt sich normalerweise, indem sie die Regierungsmaschine übernimmt, in eine privilegierte Klasse - ihren „Prinzipien" aus der Zeit vor dem Sieg, die sich gegen Ausbeutung richteten, treu bleiben wird?
P.M.s Antwort ist sehr einfach. „Die Produktionsmittel", sagt er, „in den Händen der Produzenten, durch die der technisch notwendige Zentralismus nicht ausgeschlossen, sondern in erforderlicher Weise übertragen wird - das ist Kommunismus." Nein, das ist nicht „Kommunismus", das ist nur reine Phrasendrescherei. Der „notwendige Zentralismus" ist es, der tatsächlich „die Produktionsmittel in den Händen der Produzenten", z.B. der Fabrikräte, abschafft, wenn ich P.M. richtig verstehe. Dieser „notwendige Zentralismus" ist nichts anderes als unsere gute alte bolschewistische Staatsbürokratie, die in P.M.s „wirklicher" Diktatur des Proletariats einfach unter einem anderen Namen versteckt wird. Mehr noch - stellen nicht die „Fabrikräte" selbst - zusammengesetzt aus den energischsten, intelligentesten und am besten ausgebildeten Individuen - nur den wesentlichen embryonalen Kern der neuen „proletarischen" Aristokratie dar, die sich unweigerlich über die Massen erhebt, ein Prozeß, der so alt und kläglich ist wie die Geschichte aller menschlichen Massenkämpfe seit Beginn der Zeit?
Bei dem Versuch zu zeigen, wie laut Konzeption der Rätekommunisten das gesamte soziale Gebäude praktisch in den Händen der Arbeiter selbst sich befindet, schreibt P.M., daß das „Unternehmen der Ausgangspunkt ihres (der Arbeiter) Aufstandes und die Basis ihrer Diktatur und ihrer Bemühungen für eine gesellschaftliche Neuorganisation ist". Und was ist mit den Millionen Arbeitslosen - manchmal ein Drittel der Bevölkerung -, wer wird sich um sie kümmern? Bevor sie die „Produktionsmittel in ihre Hände" bekommen und etwas in ihrem „Unternehmen beginnen" können, ist es der Staat, d.h. die Bürokratie, der das Problem der Reorganisation der Industrien angehen, die stillgelegten Fabriken wieder öffnen und die Arbeit an die Arbeitslosen verteilen

muß. Und wird die Staatsbürokratie, hat sie einmal solch eine enorme Macht erlangt, freiwillig die Quelle dieser Macht aufgeben?
In dem Artikel von P.M. gibt es einen Abschnitt auf Seite 200, der Argwohn hervorruft. Dort sagt er ganz richtig, daß es „ohne ökonomische Gleichheit keine kommunistische Gesellschaft gibt". (Ich gehe davon aus, daß er unter „ökonomischer Gleichheit" einfach den gleichen Lohn für einen *Tag*[17]Arbeit versteht, egal ob es sich darum handelt, Teller zu waschen oder Astrologie zu lehren). Dann fügt er hinzu: „Eine solche Gleichheit muß nicht nur tatsächlich möglich sein, sondern sie muß auch dazu in der Lage sein, die Produktivkräfte der Gesellschaft voranzutreiben - bis dahin gibt es keinen Kommunismus."
Was bedeutet das? Will P.M. sagen, daß, wenn sich die Arbeiter heute in einem hoch industrialisierten Land wie Deutschland, England oder den USA erheben, die Industrien besetzen und „ihre eigene" Diktatur in Form von Arbeiterräten errichten würden, das Problem auftauchen könnte, daß eine Gleichheit der Einkommen nicht sofort umsetzbar wäre? Nicht daß *ich* glauben würde, daß solch eine Gleichheit sofort, „am Tag nach der Revolution", wie die übliche Phrase lautet, eingeführt werden könnte. Aber was wird, wenn die völlige ökonomische Gleichheit der Einkommen nicht sofort etabliert werden kann, der Unterschied zwischen der „wirklichen" Diktatur des Proletariats, wie sie von den Rätekommunisten befürwortet wird, und dem von den russischen Kommunisten jetzt etablierten System der Ausbeutung sein - außer im Hinblick auf Personen?
Es gibt einen weiteren Satz auf der selben Seite, der Argwohn hervorruft. P.M. sagt, daß „mit der Aufhebung der Klassenbeziehungen (P.M. meint offensichtlich die Abschaffung der Klassen, M.N.) auch die gravierenden Unterscheidungen bei der Bewertung der verschiedenen Arbeitsfunktionen verschwinden". Wenn diese Wörter irgendeine Bedeutung haben, dann können sie nur eins bedeuten: Es wird Einkommensunterschiede geben, aber diese Unterschiede werden nicht sehr „gravierend" sein. Aber wer ist bestimmt zu entscheiden, was eine „gravierende Unterscheidung" ist und was nicht? Es wird wohl das Zentralbüro der Arbeiterräte sein oder welch anderen Namen auch immer die Regierung annehmen wird. Und wird diese Regierung, d.h. die politisch-technischen Amtsinhaber, nicht daran interessiert sein, die gleichen Unterscheidungen zu etablieren, die von jeder anderen privilegierten Gruppe eingeführt würden?
Offensichtlich fühlte P.M., daß die Kluft in der Bildung - die eine Kluft der Klassen ist -, die Intellektuelle von den Handarbeitern trennt, gegen die Einführung der völligen ökonomischen Gleichheit sofort nach Einrichtung der „proletarischen Diktatur" sprechen würde. Deshalb entledigt er sich dieser Schwierigkeit durch die einfache Erklärung, daß es keine „gravierenden Unterschiede", tatsächlich praktisch überhaupt keine Unterschiede gibt. Er besitzt sogar noch die Kühnheit zu sagen, daß „die Masse der Arbeiter zu Facharbeitern geworden ist"[18] und daß „die Anforderungen, die an die

17 Dabei wird als selbstverständlich vorausgesetzt, daß in gefährlichen Berufen, wie der Arbeit in Bergwerken, in Sägewerken etc., der Arbeitstag kürzer sein wird als in anderen Industrien oder Berufszweigen.

18 Es würde Zeitverschwendung bedeuten, sich mit der Widerlegung solch einer Behauptung zu beschäftigen, denn die Tätigkeiten der großen Mehrheit der modernen Industriearbeiter kann in wenigen Tagen oder Wochen gelernt werden; und wenn dies „Facharbeit" ist, dann ist der kleine Händler ein Geschäftsmann und ein umherreisender Scherenschleifer ein Fabrikant.

Teile der Bevölkerung gerichtet werden, die intellektuelle Tätigkeiten ausführen, nicht höher sind als jene, die an die Masse der Arbeiter gestellt werden". Behauptungen, die sich mit den alten demagogischen Schmeicheleien von Kautsky, Bebel und Wilhelm Liebknecht über die intellektuelle Überlegenheit der Arbeiter über die Bourgeoisie vergleichen lassen. Der eigentliche Kernpunkt hinter diesen Schmeicheleien ist bloß die völlig gerechtfertigte Überzeugung der sozialistischen Führer, daß sie genauso wie ihre politischen Gegner aus dem kapitalistischen Lager in der Lage seien, das Land zu regieren. Auf diese Weise setzt P.M. eine unendlich kleine Minderheit von Arbeiteraristokraten - die potentiellen Intellektuellen und zukünftigen Bosse - mit der „Arbeiterklasse" im allgemeinen gleich. Es ist die sehr alte Geschichte der Führer, die die Macht nicht für sich selbst, sondern für die Massen fordern, die so gebildet, so erfahren und intelligent sind, daß sie in der Lage sein werden, die Regierung und die Industrie ganz allein zu leiten.

Nachdem er auf diese Weise vage angedeutet hat, daß es vielleicht eine Einkommensschere sogar nach der Etablierung der „proletarischen Diktatur" geben könnte, fühlt sich P.M. genötigt, die Bedenken über den wirklichen Gleichheitscharakter seiner Revolution ein wenig zu zerstreuen. „Wenn Kommunismus", so sagt er, „mit der Anwesenheit von Gleichheit zu tun hat, dann steht auch außer Zweifel, daß diese Gleichheit verwirklicht wird; denn die gesellschaftlichen Produktivkräfte treiben auf den Kommunismus zu und dieser Antrieb ist der historisch bestimmende Faktor." Mit anderen Worten, mach dir keine Sorgen; eines Tages werden die „gesellschaftlichen Produktivkräfte" die im neuen System verantwortlichen Rätekommunisten - oder sollte ich Arbeiterräte sagen? - davon überzeugen, daß die Zeit gekommen ist, eine wirkliche Gleichheit der Einkommen einzuführen. Die „gesellschaftlichen Produktivkräfte" werden psychologische Wunder vollbringen; die für die ökonomische und politische Leitung verantwortlichen Ex-Arbeiter werden ihren „heutigen menschlichen Egoismus" vergessen; ihr Egoismus wird offensichtlich „Zufriedenheit nur in gemeinsamer Arbeit finden" (S. 199), und der bürokratische Wolf wird freiwillig den gleichen Anteil des nationalen Wohlstands akzeptieren wie das proletarische Schaf. Solche Geschichten haben wir früher einmal in den millenaristischen Visionen der jüdischen Propheten und auch in einigen utopischen Träumen von Charles Fourier gelesen. Aber dieses Mal werden sie uns mit einer Prise „wissenschaftlichem Sozialismus" serviert...

Muß ich die Behauptung (S. 201) diskutieren, daß „den Arbeitern nichts bleibt als die Verantwortung für die gesellschaftliche Organisation selbst zu übernehmen"? Wo befinden sich die Arbeiter, die in der Lage sind, „Verantwortung für die gesellschaftliche Organisation zu übernehmen"? Auch wenn alle Arbeiter „klassenbewußt" wären, könnten sie diese Aufgabe nicht in Angriff nehmen, denn neunundneunzig von hundert verstehen absolut nichts von dem komplizierten Geschäft, ein hoch entwickeltes Gesellschaftssystem des Maschinenzeitalters zu führen.

Nein, es sind offensichtlich nicht die „Arbeiter", die P.M. mit diesem Satz meint; es ist, ich wiederhole es, die unendlich kleine Minderheit von Arbeitern, solche wie P.M. und seine Freunde, die sich eine bestimmte Bildung angeeignet haben und die tatsächlich zu Intellektuellen wurden - auch wenn sie noch gezwungen sind, an der Werkbank zu arbeiten. Sobald die Erhebung der Arbeiter die Fundamente des Kapitalismus ins Wanken bringt, werden diese „Arbeiter" natürlich ihre Werkbank verlassen und das

tun, wozu jede organisierte revolutionäre Führung sich verpflichtet sieht: ihre eigene Diktatur errichten, wie es die Bolschewiki getan haben und, wie diese, die Vorteile ihres Sieges genießen.
Muß ich auch auf der offensichtlichen marxistischen Wahrheit insistieren, daß die Gedanken und die Absichten dieser neuen revolutionären Führung nicht durch logische oder theoretische Betrachtungen bestimmt werden, sondern durch die Rolle, die sie im „gesellschaftlichen Produktionsprozeß" spielen - nachdem sie an der Spitze des sozialen Systems angekommen sind und zu einer neuen privilegierten Gruppe wurden, zusammen mit den anderen intellektuellen Arbeitern, die ihren Befehlen unterstehen?
P.M. erstaunt ganz und gar, wenn er sagt, daß „der notwendig spontane Charakter der Aufstände... die Teilnahme der noch nicht proletarisierten Intellektuellen daran verhindert". *Noch nicht proletarisiert!* Als ob das Problem nur die bürgerlichen Intellektuellen wären und nicht der tragische Antagonismus zwischen den Interessen der Verlierer und ihren Führern als solchen. Tatsächlich sind es nicht die bürgerlichen Intellektuellen, sondern jene, die „proletarisiert" sind, die Deklassierten, die Heruntergekommenen, jene, die oft ärmer sind als die Arbeiter selbst, die in der Regel zu Führern der Arbeiter werden und diese bisher immer betrogen haben. (Es versteht sich von selbst, daß sich dies auf die *Gruppen* als solche bezieht, ohne jeden Vorwurf gegenüber der persönlichen Aufrichtigkeit einzelner Individuen).
Indem er somit die Tür für die „proletarisierten" Intellektuellen offen läßt, sagt P.M. auf Seite 202, daß „die heutige Arbeiterklasse ziemlich gut in der Lage ist, ohne und wenn notwendig *gegen* die Intellektuellen ihre Revolution zu machen und eine neue Gesellschaft aufzubauen". Mit anderen Worten, er möchte eine revolutionäre Bewegung, die von autodidaktisch gebildeten Arbeitern oder Ex-Arbeitern wie ihm selbst angeführt wird, und in der die „proletarischen" Intellektuellen eine untergeordnete Rolle spielen. Alle vorherigen Experimente mit autodidaktisch gebildeten Arbeitern, die auf der ganzen Welt die gewerkschaftliche Bürokratie bilden und die einen wesentlichen Teil - wenn nicht die Mehrheit - der neuen Bourgeoisie bzw. des neuen Adels Rußlands ausmachen, lassen ihn unbeeindruckt.
Mit einer rührenden Einfachheit erklärt er, daß „das gesamte Problem der Intellektuellen von untergeordneter Wichtigkeit ist". Und daß „jegliche Probleme, die eventuell von den Intellektuellen (nach der Revolution) verursacht werden, im Rahmen der proletarischen Diktatur behandelt werden können". Mit anderen Worten, wenn die marxistischen Collegejungs der K.P. mit den marxistischen Ex-Arbeitern der Rätekommunisten zusammenstoßen, dann wird unsere wirklich proletarische G.P.U. ihnen zeigen, was Sache ist.

IV. Die permanente Revolution

Meine Kritiker haben wiederholt den Namen meines Freundes und Lehrers Wacław Machajski erwähnt, so daß es scheint, als sei meine Meinung in allem identisch mit der des Autors von „Der geistige Arbeiter".[19] Da P.M.s Präsentation einiger unserer

19 Jan Wacław Machajski (1866-1926) veröffentlichte unter dem Pseudonym A. Vol'skii 1904/05 in Genf das dreibändige Werk „Umstvennyi rabochii" („Der geistige Arbeiter"). 1968 erschien ein Nachdruck (New York/Baltimore) mit Einleitungen von Albert Parry und R. N. Redlikh, der

Ansichten nicht ganz ohne Vorwürfe ablief, zitiere ich einige Passagen meines Buches „Rebels and Renegades", die in konzentrierter Form das Wesentliche von Machajskis Meinung widergeben:

„Laut Machajskis Auffassung drückten die sozialistischen Theorien des neunzehnten Jahrhunderts die Interessen der geistigen Arbeiter aus - nicht jene der Arbeiterklasse, zu der er nur die Handarbeiter zählte. Die geistigen Arbeiter, so argumentierte er, waren eine aufsteigende privilegierte Klasse, die gegen die alten privilegierten Klassen, die Grundbesitzer und Kapitalisten, um einen Platz an der Sonne kämpften. Die höhere Bildung war ihr spezifisches ‚Kapital' - die Quelle ihres gegenwärtigen oder zukünftigen höheren Einkommens. Politische Demokratie (oder eine revolutionäre Diktatur, je nach Umständen) war der erste und Staatskapitalismus (hier benutzt aus den Gründen, die in Fußnote neun in Kapitel II dieses Artikels erläutert wurden) der nächste Schritt zu ihrer Herrschaft. Um diese Ziele zu erreichen, brauchten sie die Unterstützung der Handarbeiter. Deren Vertrauen gewannen sie, indem sie ihnen bei ihren frühen Kämpfen um bessere Löhne halfen und indem sie ihnen das sozialistische Ideal der Gleichheit verlockend in Aussicht stellten. Das sozialistische Jenseits war nur als Propaganda gedacht, als eine Art proletarische Religion - nicht als Kampfziel für die seinerzeit lebende Generation. Der Sozialismus, den die radikale Intelligentsia wirklich anstrebte, war nichts anderes als Staatskapitalismus,[20] ein System von Staatsbesitz, in dem Privatkapitalisten den Amtsträgern, Managern und Ingenieuren das Feld überlassen würden, die zukünftige Form der Ausbeutung, bei der die geistigen Arbeiter, die höhere Lohne erhalten als jene, die für Handarbeit bezahlt werden, die neue und allein herrschende Klasse bilden würden, wobei sie die früheren Kapitalisten und die autodidaktisch gebildeten Ex-Arbeiter in ihre Reihen einverleiben.

Als Vorkämpfer der Handarbeiter, besonders der Ungelernten und der Arbeitslosen, befürwortete er revolutionäre Massenkämpfe für höhere Löhne und staatliche Unterstützung für Arbeitslose als einzige Anliegen der Arbeiterklasse von wirklichem Interesse. Die Führung dieses Kampfes sah er in den Händen einer internationalen Geheimorganisationen von Revolutionären. Ausschließlich mit der Vereinheitlichung und Ausweitung des Umfangs der spontanen Aufstände der Handarbeiter und der Arbeitslosen beschäftigt, würde diese Organisation, indem sie die Waffe des ‚weltweiten Streiks' benutzt, den Regierungen das Gesetz des Handelns diktieren. Mit anderen Worten, sie würde die privilegierten Klassen und ihre Regierungen zwingen, den Arbeitslosen entweder Arbeit zu geben oder Unterstützung zur Verfügung zu stellen und den Handarbeitern radikale Lohnerhöhungen zu gewähren. Die Abschaffung privatkapitalistischer Profite, der automatische Übergang zum Staatskapitalismus und schließlich die Angleichung der Einkommen der Handarbeiter an jene der neuen Herrscher wären die fortschreitenden Stufen des revolutionären Massenkampfes. Die Gleichheit

---

zudem die von Machajski im Juni/Juli 1918 in Moskau herausgegebene erste und einzige Ausgabe der Zeitschrift „Rabochaia revoliutsiia" enthält. Kurze Auszüge aus dem Buch erschienen in amerikanischer Übersetzung in dem von Victor F. Calverton herausgegebenen Band „The Making of Society. An Outline of Sociology" (New York 1937), S. 427-436. S. auch Jan Waclav Makhaïski, Le Socialisme des intellectuels. Textes choisis, traduits et présentés par Alexandre Skirda, Paris 1979 und Paris 2001 (AdÜ).

20 Der Begriff *Staatskapitalismus* wurde hier aus den Gründen benutzt, die in Fußnote neun des Kapitels II dieses Artikels erläutert wurden.

der Einkommen würde allen die gleiche Möglichkeit einer besseren Bildung verschaffen und daher alle Klassenunterschiede verschwinden lassen. Die Regierungstätigkeit wäre nicht mehr das Privileg einer gebildeten Minderheit, der Staat als Instrument der Unterdrückung würde verschwinden. Marx ging davon aus, daß Ausbeutung mit dem Verschwinden der Privatkapitalisten aufhört. Laut Machajskis Meinung würde das Marxsche Modell der Abschaffung der Kapitalisten bei gleichzeitiger Beibehaltung höherer Löhne für geistige Arbeit im Vergleich zur Handarbeit ‚die Kapitalisten durch eine Klasse von überkommenen unpraktischen Intellektuellen ersetzen, die die Sklaverei über die Handarbeiter und ihrer Nachkommen aufrechterhalten würden'."[21]

Nun, so sehr ich auch mit vielen von Machajskis Ideen übereinstimme, glaube ich doch, daß er nicht konsequent ist, wenn er meint, daß seine internationale Geheimorganisation von Berufsrevolutionären, die sozusagen als Triebkraft der spontanen Massenrevolten handelt, tatsächlich jenem klassenlosen Goldenen Zeitalter den Weg bereiten würde, in dem jegliche Ausbeutung ein für alle mal abgeschafft ist. Einmal angenommen, eine revolutionäre Situation würde seine Organisation tatsächlich an die vorderste Front des Klassenkampfes stellen und sie in die Lage versetzen, jegliche existierende Regierung in die Knie und dazu zu zwingen, radikale ökonomische Zugeständnisse an die Massen zu machen - was würde die Organisation dann davon abhalten, die Macht zu ergreifen? Was würde sie davon abhalten, ihre Herrschaft auf die gleiche Art und Weise zu festigen, wie die Bolschewiki es getan haben und die gleichen ökonomischen Ungleichheiten aufrechtzuerhalten, die heute in der Sowjetunion so offensichtlich sind? Ihre ursprünglichen Prinzipien der Gleichheit? Aber Prinzipien sind wie Versprechungen. Sie gelten vor der Machtergreifung und werden immer mißachtet, nachdem sie ihren Zweck erfüllt haben.

Mit anderen Worten, der Einwand, den ich gegenüber Machajskis Konzept der „endgültigen" Revolution erhebe, ist der gleiche, den ich im Hinblick auf jegliche andere revolutionäre Richtung vertrete, gleich, ob ihre Anhänger sich selbst Bolschewiki, Anarchisten, Syndikalisten oder Rätekommunisten nennen. Wenn sie sich wirklich revolutionäre Maßnahmen zwecks Überwindung des existierenden Systems zu eigen machen, dann können sie nichts anderes tun als das, was die Bolschewiki getan haben: die Macht ergreifen, eine revolutionäre Regierung organisieren, auch wenn sie ihr vielleicht einen anderen Namen geben mögen, diese anfangs gegen Reaktionäre verteidigen und sie dann sowohl gegenüber den Massen als auch im Interesse einer besser bezahlten neuen Aristokratie von Amtsinhabern, Technikern und anderen Mitgliedern der gebildeten Schichten der Gesellschaft konsolidieren.

P.M. folgert, daß meine Position praktisch auf das uralte Diktum hinausläuft: „So war es, so ist es und so wird es bleiben"; mit anderen Worten, daß ich - wie man so sagt - die Armen zu Statisten und ewigen Sklaven bestimme. Die Entrüstung meines Kritikers über meinen „Skeptizismus" würde überzeugender klingen, wenn die Idee der Emanzipation der Arbeiterklasse in seinen Gedanken nicht identisch mit der Übernahme der Macht durch seine eigene Gruppe wäre.

Tatsächlich ist mein „Skeptizismus" genau das Gegenteil von Schicksalsergebenheit. Im Gegenteil, er impliziert eine permanente Revolte gegen jeglichen status quo: gegen

21 Max Nomad, Rebels and Renegades, a.a.O., S. 206-208 (AdÜ).

kapitalistische Ausbeutung von heute wie auch gegen sozialistische Ungleichheit von morgen. Er richtet sich sowohl gegen die Eigentum besitzenden Unterdrücker von heute wie auch gegen die eine Lebensstellung innehabenden „Befreier" von morgen; gegen die Mittelschicht von gestern, die die Arbeiter in ihrem Kampf gegen die feudale Tyrannei benutzte; und gegen die *neue* Mittelschicht von heute, die sie gegen die kapitalistische Bourgeoisie benutzt; gegen die höher gebildeten Apologeten der kommenden Sklaverei und gegen ihre Konkurrenten aus den Reihen der autodidaktisch gebildeten Ex-Arbeiter.

Die Hauptthesen meines „Skeptizismus" können wie folgt zusammengefaßt werden:

1. Die Zusammensetzung der Arbeiterbewegungen bringt eine zwangsläufige Partnerschaft zwischen Masse und Führung mit sich, die, auch wenn sie bis zu einem gewissen Grad den Massen nützlich ist, unweigerlich in einen tragischen Konflikt zwischen den Interessen der Elite und denen der Anhängerschaft mündet.
2. Diese führenden Eliten, die über eine höhere Bildung als die Massen verfügen, sind in ihrem Charakter wesentlich aristokratisch, unabhängig davon, ob sie sich als demokratisch, anarchistisch, sozialistisch-kommunistisch, syndikalistisch oder faschistisch bekennen.
3. Wie alle aristokratischen Gruppen sind diese Eliten in ihrer Politik unweigerlich machiavellistisch oder amoralisch; sie halten mit allen erdenklichen Mitteln philosophischer Rechtfertigungen (Rationalisierungen) an ihrer eigenen „Moral" fest und nehmen ständig Zuflucht zur bewußten oder unbewußten Täuschung der Massen. Alle ihre Erwägungen sind von dem zentralen Zweck geleitet, die gesamte Macht und die daraus entstehenden Vorteile für ihre eigenen revolutionären oder konterrevolutionären Gruppen zu bekommen und aufrecht zu erhalten.
4. Früher oder später entwickeln alle diese Bewegungen bestimmte religiöse Charakterzüge, wobei die Analogie mit dem materiellen Wachstum und spirituellen Verfall vieler der großen Religionen besonders auffallend ist.
5. Genauso wie die Bourgoisie in ihren Kämpfen vor einem Jahrhundert, als sie die Massen gegen die Überbleibsel des Feudalismus aufbrachte, in diesem Prozeß unbewußt zu einer Verbesserung der Lage der Arbeiter im industriellen Zeitalter beitrug, tragen die unzufriedenen Intellektuellen durch die Organisierung der Arbeiter gegen die Kapitalisten indirekt zu einer weiteren Erhöhung des gesellschaftlichen Status der Unterdrückten bei.
6. Es gibt eine immer wiederkehrende Konkurrenz um die Macht zwischen den verschiedenen Gruppen der diese Massenbewegungen anführenden gebildeten Unzufriedenen. Diese Konkurrenz um die Macht ist, mit Hilfe und auf Kosten der ungebildeten Massen, die körperliche Arbeit verrichten, zugleich eine Garantie gegen Stagnation und Beibehaltung des status quo.
7. Nach der Ausschaltung der kapitalistischen Eigentümer folgt, verursacht durch die innerhalb jeder herrschenden Klasse vorherrschenden oligarchischen Tendenzen, unweigerlich eine Periode mörderischen Wettkampfes zwischen verschiedenen Gruppen von Intellektuellen und gebildeten Ex-Arbeitern um die Vorherrschaft innerhalb der Regierungsmaschine - der Trotzki-Stalin-Komplex. Der Impuls zu siegen, zwingt die rebellischen Rivalen, sich der Unzufriedenheit der Handarbeiter zuzuwenden und ihnen zu helfen, einen größeren Anteil am nationalen Einkommen zu bekommen. Dieser

Prozeß wird begleitet durch den Aufstieg der am besten ausgebildeten und intelligentesten Elemente unter den Handarbeitern selbst, die sich entweder den konkurrierenden Gruppen anschließen oder einen eigenen Versuch unternehmen, die Macht zu erlangen.

8. Diese Machtkämpfe um drei oder vier Ecken, an denen gelegentlich desinteressierte Idealisten teilnehmen, die die Sache der Entrechteten verteidigen, bilden die Grundlage der *permanenten Revolution*, die unaufhörlich für den kontinuierlichen Anstieg des materiellen und des Bildungsstandards der arbeitenden Massen sorgt - auch wenn aristokratische Tendenzen, die oligarchische Herrschaft und einen privilegierteren Status jener anstreben, die die effizienteste Kombination von Wissen, Intelligenz und Rücksichtslosigkeit handhaben, vielleicht in der einen oder anderen Form noch existieren.

9. Für jene, die nicht an Macht oder persönlichem Vorteil interessiert sind und die mit den Unterdrückten mit ihren schwieligen Händen fühlen, gibt es nur eines: die Idee aufgeben, daß es eine besondere *Organisation* von „wirklich proletarischen" Rebellen gibt, die „ehrlicher" oder „konsequenter" ist, als all die anderen Parteien oder Gruppen. Denn jede Organisation möchte nur eines: Macht, d.h. Privilegien für sich selbst und für ihre aktiveren Mitglieder. Jene, die versessen auf geeignete Kämpfe sind, treiben die Sache der Arbeiter vielleicht voran, indem sie irgendeiner revolutionären oder Gewerkschaftsorganisation beitreten, die auf die eine oder andere Weise in Opposition zum existierenden System steht. Jede dieser Organisationen muß angesichts ihrer Bemühungen die Arbeiter für sich zu gewinnen, diese dabei unterstützen, höhere Löhne, kürzere Arbeitszeiten und Jobs oder Hilfe für Arbeitslose zu erlangen. Innerhalb jeder dieser Organisationen kann ein uneigennütziger Rebell der Arbeiterklasse durch das Vorantreiben jeglicher Kämpfe der Arbeiterklasse für bessere Verhältnisse und dadurch, daß er die Führer kritisiert, wenn sie aus dem einen oder anderen Grund verdächtigt werden, die Massen einzuschränken oder zu verkaufen, nützliche Arbeit tun. Jeder Lohnkampf in großem Maßstab, jede umfassende Kampagne von Arbeitslosen für Arbeitsplätze birgt die Möglichkeit in sich, einen allgemeinen Aufstand der Massen, die Enteignung der Kapitalisten und die Einrichtung einer planmäßigen sozialistischen Ökonomie mit ihren weiteren Kämpfen *für mehr und immer mehr*, die die Unterschiede im materiellen und im Bildungsniveau zwischen den bürokratischen Herren und den Sklaven der körperlichen Arbeit ständig weiter reduzieren, hervorzubringen.

Dies ist meine Vorstellung von der *permanenten Revolution*. Sie *ist* permanent und sie weiß von keinem Goldenen Zeitalter, in dem die volle Harmonie für immer und ewig erreicht wurde.

Die *endgültige* Revolution mag jenen vorbehalten bleiben, die lediglich davon träumen, sich über die Massen zu erheben.

Erstveröffentlichung unter dem Titel „The Masters of Tomorrow" in: International Council Correspondence, Nos. 9 & 10/September 1936 (Vol. II), S. 16 - 42.

Übersetzung aus dem Amerikanischen: Almuth Intemann

Paul Mattick

Max Nomads „Herren von Morgen“

Max Nomads Antwort[1] auf unseren Artikel „Diktatur der Intellektuellen?“ (C.C., Nummer 7) gibt uns Gelegenheit, das Thema noch einmal aufzugreifen. Alles in allem jedoch gibt es nicht viel, was zusätzlich gesagt werden muß; die beiden Auffassungen stehen sich wie eh und je fundamental gegenüber. Der Platz, der uns im Rahmen dieser Debatte noch zur Verfügung steht, soll einzig dafür genutzt werden, einige uns ungerechtfertigte Einwände zu widerlegen und einige scheinbar unklar gebliebene Punkte zu klären.

Nomad nimmt Anstoß daran, daß wir uns von einem gewissen Jerome, einem Gehaltsempfänger der Kommunistischen Partei, den Ausdruck die „Diktatur der Handelsreisenden“ (203) ausgeliehen haben. Uns interessieren weder Jerome noch seine Verbindungen; auch wenn uns gerade diese Bemerkung den Kern der Sache zu treffen schien, identifizieren wir uns keineswegs mit ihrem Autor, genauso wenig, wie wir uns mit Nomad identifizieren, wenn wir ihn zustimmend zitieren. Die Aufregung über Jerome überlassen wir vertrauensvoll Nomad selbst, der diesen Zeitgenossen ohne Zweifel richtig charakterisiert. Für uns sind *alle* gegenwärtigen Funktionäre und „Führer“ der alten Arbeiterbewegung letzten Endes „Jeromes“, mit denen wir nichts zu tun haben, mit denen wir uns aber nichtsdestotrotz gezwungenermaßen oft auseinandersetzen müssen. Da diese Zeitgenossen viel reden, sagen sie auch manchmal etwas, was uns richtig erscheint; und in einem ähnlichen Fall zeigt sich, daß auch Nomad nicht abgeneigt ist, sich die Sache zunutze zu machen. So bezieht er sich zum Beispiel bei seinem Argument gegen uns (212) auf K. A. Wittfogel, der ebenso in das Lager der Dritten Internationale gehört, und auf Heinz Neumann, ein bezahltes Subjekt der Kommunistischen Partei und einer der miesesten Schurken, mit dem die Arbeiterbewegung jemals belastet wurde. Nomad sollte uns noch erklären, warum es ihm selbst erlaubt ist, sich „einer Quelle zu bedienen, von der *uns* der gesunde Menschenverstand hätte abraten sollen“. (203)

Nomad möchte (203) „besonders gegen ein spezielles Beispiel unserer polemischen Methoden protestieren, die sich nicht unter Meinungsangelegenheit oder Interpretation fassen läßt, sondern unter Tatsachen.“ „P.M.“, sagt er, „erklärt die ‘gesamte Geschichte’, daß Bismarck bei der Verfolgung seiner staatssozialistischen (oder staatskapitalistischen) Pläne die Unterstützung von Marx und seiner nächsten Verbündeten gesucht hätte, als ‘haltlos’. Zuerst einmal habe ich nicht behauptet, worauf P.M. anzuspielen scheint, daß *dies* ein ‘Beweis für die Vereinbarkeit von Marxismus mit Staatskapitalismus’ sei. In einem Artikel, der sich mit Staatssozialismus und Staatskapitalismus beschäftigt, wurde dies als Beweis für *Bismarcks* staatssozialistische Tendenzen angeführt. Zweites basiert meine ‘haltlose’ Behauptung auf einer ausführlichen Geschichte von Wilhelm Liebknecht, einer von Marx’ engsten Verbündeten, die er in

1 „The Masters of Tomorrow”, Council Correspondence, September 1936, auf die sich alle Seitenzahlen (in Klammern), wenn nicht anders bemerkt, beziehen. (Die im folgenden angegebenen Seitenzahlen beziehen sich auf die Übersetzungen in diesem ARCHIV, AdÜ).

‚Kein Kompromiß, kein Wahlbündnis' (S. 8) erzählt, die ich in verkürzter Form in meiner Marx - Biographie in Scibner´s im März 1933 auf Seite 190 wiedergebe."
In der Ausgabe des „Scribner's" vom Juni 1934 schrieb Nomad auf Seite 409[2]: „Am Ende der sechziger Jahre spielte Bismarck mit der Idee, alle Branchen der deutschen Wirtschaft zu nationalisieren. *Um diesen Plan durchzuführen, warb er sogar um die Mitarbeit von Marx und seinen engsten Anhängern.* " Auf Seite 410[3] fährt Nomad fort: „Der Grund für die ablehnende Haltung der deutschen sozialistischen Opposition gegenüber dem ‚Staatssozialismus' (d.h. Staatskapitalismus) der preußischen Junker war *offensichtlich*. Unter der politischen Oberherrschaft der Hugenbergs und von Papens dieser Jahre wären alle Macht und alle privilegierteren Stellungen in der Regierung und in der Verwaltung des wirtschaftlichen und politischen Lebens der Nation an die gebildeten Sprößlinge der Junker und *oberen Mittelschichten* übergegangen, während die gebildeten unteren Mittelschichten, denen die meisten aus der sozialistischen Führung entstammten, auf die Rolle von bloßen Untergebenen mit dem Einkommen gering bezahlter Angestelltensklaven eingeschränkt worden wären. *Aus diesem Grunde beachtete Karl Marx als revolutionärer Demokrat seinerzeit das Angebot Bismarcks Angebot nicht* und aus diesem Grunde zeigten sich die Sozialisten im allgemeinen über die Nationalisierung einzelner Industriezweige in solchen Ländern, denen es an demokratischen Institutionen mangelte, nicht erfreut." (Hervorhebungen von uns).
Darauf antworteten wir im C.C. 7, Seite 190: „Nomad erwähnt die staatskapitalistischen Pläne Bismarcks und behauptet, daß Bismarck selbst sich in dieser Angelegenheit bei *Marx* Unterstützung zu sichern suchte. Aber dies kann kaum als Beweis für die Vereinbarkeit des Marxismus mit dem Staatskapitalismus herhalten, selbst einmal angenommen, daß Bismarck tatsächlich solch eine Beziehung zu *Marx* aufgenommen hätte. Im Grunde ist die gesamte Geschichte haltlos; Bismarck hat sich in dieser Angelegenheit niemals an *Marx* gewandt, sondern führte eine unbedeutende Korrespondenz mit Lassalle, dessen Opportunismus, wie wohl gut bekannt ist, immer auf Marx´ schärfste Verachtung stieß."
Jeder unvoreingenommene Leser, der diese zwei Zitate vergleicht, sieht selbst, daß Nomads Behauptung nichtig ist. Sein gesamter Artikel in „Scribner´s" beschäftigt sich damit, hervorzuheben, daß sich sowohl die marxistische als auch die faschistische Bewegung auf den Staatskapitalismus hinbewegen; jedes Beispiel, das er dort benutzt, dient dazu, diese These zu unterstützen, so auch das angebliche Intermezzo zwischen Marx und Bismarck. Da er darüber hinaus den Grund präsentiert, der Marx dazu verleitete, das Angebot Bismarcks abzulehnen, weil nämlich dabei nicht genug für die sozialistischen Intellektuellen heraussprang, bedarf es nichts weiterem, um zu zeigen, daß Nomad *auch hier* eine Vereinbarkeit von Marxismus und Staatskapitalismus sieht. Denn laut Nomad lehnte Marx das Angebot Bismarcks *einzig und allein* deshalb ab, weil *der Gewinn zu niedrig war*; daraus kann nur die eine natürliche Schlußfolgerung gezogen werden kann, daß es möglicherweise keine Ablehnung gegeben hätte, wenn Bismarck mehr als nur die „Löhne schlecht bezahlter Angestelltensklaven" angeboten hätte.
Nomad beruft sich auf die Autorität von W. Liebknecht, um zu zeigen, daß seine Ge-

2 In diesem ARCHIV S. 175/176 (AdÜ).
3 In diesem ARCHIV S. 176 (AdÜ).

INTERNATIONAL COUNCIL CORRESPONDENCE

For Theory and Discussion

CONTENTS:

Work Shop Committees in England

On The Soviet Constitution

What Must Be Done?

MAX NOMAD'S "Masters of Tomorrow"

The "Popular Front" and Fascism

Vol. II **No. 12**

NOVEMBER 1936

$1.00 YEARLY 10c A COPY

schichte in „Scribner´s" nicht `unbegründet` war. Er bedient sich damit der Autorität eines Mannes, von dem er selbst gesagt hat: „Obwohl er in persönlichem Kontakt mit Marx stand..., ist ihm das, was normalerweise `wissenschaftlicher Sozialismus` genannt wird, immer ein tiefstes Geheimnis geblieben. Heute ein Meister ultrarevolutionärer Redekunst, morgen einer des ultramoderaten und opportunistischen Journalismus und zutiefst nichts weiter als ein radikaler Demokrat... Dem Vater des unsterblichen deutschen Rebells von 1918 mangelte es sowohl an Fingerspitzengefühl als auch an Beständigkeit und sein einziges ausgleichendes Element war seine hündische Ergebenheit Marx gegenüber, obwohl letzterer ihn wie einen Hund behandelte." (Johann Most, *Modern Monthly*, Juli 1936, Seite 15).[4] Es geht um eine *Propagandabroschüre* dieses Mannes, der, wie Nomad, eine besondere Vorliebe dafür hatte, die staatskapitalistischen Pläne Bismarcks herauszuposaunen, aus der kapitalistischen „Arbeiterpolitik" jener Zeit mysteriöse Verschwörungen zu konstruieren und die „Falschheit" der Regierung auf gleiche „falsche" und mysteriöse Art ans Licht zu bringen - es ist das *Geschwätz* dieses Mannes, das Nomad benutzt, um seine Behauptungen in „Scribner´s" zu belegen. Es stimmt, daß Liebknecht häufig erzählte (z.B., abgesehen von den Passagen, auf die sich Nomad stützt, auch beim Leipziger Hochverratsprozeß von 1872), daß die preußische Regierung und die preußischen Junker unentwegt versucht hatten, ihn dazu zu bewegen, die Arbeiterbewegung in ihrem eigenen Interessen zu benutzen und daß er, nachdem er sich dessen bewußt geworden war, „alle Kontakte mit den Agenten und angeheuerten Schreibern Bismarcks abgebrochen hatte"; aber diese unbewiesenen, übertriebenen und häufig auch *gut begründeten* Wendungen in den Äußerungen Liebknechts (ohne Zweifel wurden zu dieser Zeit, genau wie heute, Versuche unternommen, um die Arbeiterführer für politische Zwecke einzubinden) können auf keinen Fall dazu benutzt werden, um eine mögliche Verbindung zwischen Bismarck und Marx zu konstruieren.

In Wirklichkeit bestanden die „staatskapitalistischen" Pläne Bismarcks aus nichts anderem als diversen politischen Manövern, um die Interessen der Regierung zu sichern, die niemals eine andere Absicht hatte als dem deutschen Aufschwung auf dem Weg der Privatwirtschaft zu dienen. In unserem Artikel im C.C. 7 haben wir bereits die Gründe für das Auftreten „staatskapitalistischer" *Tendenzen* in ansonsten „normalen" kapitalistischen Ländern erwähnt. In Deutschland hat die Vernichtung von Kapital und der Kampf zwischen aufstrebendem Kapital und großem Landbesitz - ein Kampf, der später durch Kompromisse und Deutschlands Entwicklung zu einer imperialistischen Macht überbrückt wurde -, neben vielen anderen politischen Schlichen und Manövern, auch die besondere „Arbeiterpolitik" Bismarcks und die Verbindung mit Lassalle im Winter 1863-64 hervorgebracht und dabei eine politische Atmosphäre geschaffen, in der die gesamte Arbeiterschaft häufig das Gefühl hatte, sie sei das Lieblingskind der Regierung. Lassalle war bereit, die Regierung Bismarcks als Gegenleistung für das direkte und allgemeine Wahlrecht zu unterstützen. Der „Apostel der Klassenharmonie", wie er von J. Knief[5] genannt wurde, hoffte, sich dabei selbst eine Position im Parla-

---

4 Max Nomad, Johann Most: Terrorist of the Word, Part II, in: The Modern Monthly. An Independent Journal of Radical Opinion (New York), 11/1936 (Vol. 9), S. 13-20, hier S. 15 (AdÜ).

5 Zu Johannes Knief s. Gottfried Mergner, Johannes Knief und seine Region. Teil I, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 1/1980, S. 85 - 117; ders., Johannes Knief und

ment zu sichern, wodurch die Situation der Arbeiter angeblich verbessert werden könnte. Daher seine Bereitschaft, mit der feudalen Reaktion gegen das Kapital zu arbeiten, daher sein Kampf für ein „soziales Königtum“ und eine Rolle in der Manier von Hitler für sich selbst. Bismarck jedoch wies den Vorschlag zur Einführung des direkten und allgemeinen Wahlrechts und andere Zugeständnisse, wie Arbeiterkooperativen mit finanzieller Unterstützung des Staates, ab. All das hatte mit Marx und Marxismus nichts zu tun, eine Tatsache, die auch Nomad an anderer Stelle anerkennt.
So schreibt er in seiner Biographie von Most (Modern Monthly, Juni 1936, Seite 19): „Bei all seiner giftigen Kritik an kapitalistischer Profitmacherei, hätte der Autor des 'Kapital' niemals die Idee in Betracht gezogen, sich selbst mit der feudalen Vergangenheit gegen die zeitgenössische Bourgeoisie zu verbünden. Aber Lassalle flirtete, um seine eigenen politischen Ambitionen zu befördern, mit Bismarck und war bereit, den Junkern die Unterstützung der arbeitenden Massen gegen die Fortschrittliche Partei zu gewähren, die die Interessen der oberen Mittelschicht vertrat.“[67] Marx „hätte dies nie in Betracht gezogen“, denn er war, wie wir von Nomad zuvor gelernt haben, nicht „mit Löhnen schlecht bezahlter Angestelltensklaven“ zufrieden. Im Gegensatz dazu schien Lassalle bescheidener zu sein?
Wir sind gezwungen worden, Nomads „Einwand“ aufzugreifen, um zu zeigen, daß wir keineswegs daran interessiert sind, einen Streit zu gewinnen, Ideen umzudrehen oder Fakten zu bestreiten. Aber alles in allem sind sowohl der Einwand als auch unsere Antwort darauf nur eine nutzlose Anstrengung; denn abgesehen davon, ob Marx und Bismarck verhandelten, zu verhandeln wünschten oder auf dem Weg waren zu verhandeln, oder ob Bismarck fragte oder nicht fragte, ob Marx antwortete oder die Antwort versagte - ungeachtet all dessen sind wir sicher, daß für Nomad Staatskapitalismus oder Staatssozialismus identisch mit dem Marxismus bleiben. Oder etwa nicht?
Wir sind froh, daß Nomad den Begriff intellektuell benutzt hat, um ihn ausschließlich auf „eine große Gruppe von ausgebildeten oder halb ausgebildeten Menschen“ anzuwenden, „die vielleicht oder auch nicht über einen Collegeabschluß verfügen, und die sich ihren Lebensunterhalt verdienen können, ohne auf manuelle oder niedrige Büroarbeit zurückgreifen zu müssen“. (204). Und weil es gleichzeitig im wesentlichen nur diejenigen sind, die „out“ sind, und nicht diejenigen, die „in“ sind, die Nomad als jene ansieht, die staatskapitalistische Ambitionen vertreten, beschränken sich seine einstweiligen Materialien zu den „Herren von morgen“ auf jene Intellektuellen, die arbeitslos sind oder schlecht bezahlt werden. Dieser unendlich kleinen Minderheit von Intellektuellen gelingt es in bestimmten vorteilhaften Situationen, ungeachtet der Tatsache, daß sich alle gesellschaftlichen Machtinstrumente in den Händen des Kapitals

---

seine Region. Teil II, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 2/3-1980, S. 45 - 89 (AdÜ).

6 Es ist interessant zu bemerken, daß in Nomads Artikel in „Scribner's" die sozialistische Führung nicht für die vorgetäuschten Pläne Bismarcks zu haben war, denn in dem von Bismarck erdachten Staatskapitalismus wären alle guten Stellen „an die gebildeten Sprößlinge der Junker und *oberen Mittelschichten* übergegangen; in Nomads Biographie von John Most hingegen will Lassalle mit Bismarck gegen die „obere Mittelschicht" vorgehen. Wie können Marx und seine Gefährten, wenn doch Bismarcks Staatskapitalismus *gegen* die „obere Mittelschicht" gerichtet war, dann eine unvorteilhafte Position gegenüber Bismarcks Plänen einnehmen, da doch ihre Beförderung den Elementen der „oberen Mittelschicht" alle guten Stellen gebracht hätte?

7 Max Nomad, Johann Most, in: a.a.O., 10/1936 (Vol. 9), S. 18-21, hier S. 19 (AdÜ).

und derjenigen, die zufrieden „in" sind, befinden, die Massen hinter sich zu bringen, die Kapitalisten auszuschalten und den Platz mit denen zu tauschen, die „in" sind. Wo diejenigen, die „in" sind, zeitweise (wie in Rußland) zu solchen werden, die „out" sind, können sich die letzteren erst dann wieder mit dem ausbeuterischen Staatsapparat verbinden, wenn sich der gesellschaftliche Reichtum zu vermehren beginnt und sich die Möglichkeit auftut, die Vorteile auf *alle* Intellektuellen zu übertragen. Auf diese Weise faßt Nomad seine Theorie zusammen und dies ist, so scheint es, der Kern von Nomads Theorie. Und so sind nicht die aktiven, sondern die arbeitslosen oder schlecht bezahlten Intellektuellen die Gewinner des Staatssozialismus; sie sind dies nicht auf Grund der Tatsache, daß sie Intellektuelle sind, sondern auf Grund ihrer ökonomischen Situation. Daher ist es nicht eigentlich ihre intellektuelle Tätigkeit, die von ihnen entweder nicht ausgeübt wird oder für die sie schlecht entlohnt werden, sondern ihre politische Haltung und ihre Überzeugungskunst, von der die Massen getäuscht werden, die das Geheimnis ihres Aufstiegs zur Macht bildet. Dies ist das Konzept, das Nomad der marxistischen Lehre vom Klassenkampf gegenüberstellt. Und während er überdies angesichts der großen Zahl von Arbeitslosen unter der Arbeiterschaft deren Fähigkeit zu einer auf der Kontrolle der Unternehmen basierenden Selbstherrschaft in Zweifel zieht, ist die Herrschaft der Intellektuellen genau durch die unter ihnen herrschende Arbeitslosigkeit und Armut bedingt. Wir werden auf diesen Punkt in unseren weiteren Ausführungen zurückkommen. Hier wollen wir nur anmerken, daß uns Nomads Theorie nach dieser Klarstellung seiner Vorstellungen über Intellektuelle noch skurriler als vorher erscheint.

Nomad versucht einen Widerspruch in unserer Position zur russischen Bürokratie und zum Problem der Intellektuellen aufzuzeigen. „Auf Seite 194", schreibt er (205), „sind die Bürokraten (für P.M.) die ‚Kapitalisten', auf den Seiten 186/187 sind es die ‚Intellektuellen'." Für uns zählt die russische Staatsbürokratie als Gesamtkapitalist. Als Staatsbürokratie, und nicht als eine Gruppe von Intellektuellen, beherrscht sie die Gesellschaft und lebt auf Kosten der Gesellschaft. Wir haben nicht bestritten, sondern hervorgehoben, daß ein großer Teil der Intellektuellen und der gebildeten Arbeiter dieser Bürokratie angehört. Auf den Seiten 186/187 sagten wir: „Der Kampf der Arbeiter gegen die Intellektuellen konnte praktisch nur ein Kampf gegen die Arbeiterbürokratie oder, wie heute in Rußland, ein Kampf gegen die Staatsbürokratie sein. Der Kampf gegen die Intellektuellen in privatkapitalistischen Ländern hat nur so lange Bedeutung, wie es reformistische Aktivitäten und reformistische Organisationen gibt... Erst wenn und insofern eine staatskapitalistische Revolution erfolgreich gewesen ist, muß der Kampf gegen die Bürokratie und daher gegen die Intellektuellen wieder aufgenommen werden..." Und auf Seite 195: Die „bestimmte Gruppe von Leuten, (die) das alleinige Verfügungsrecht über die Produktion hat... (ist) nicht die der Intellektuellen, sondern die Staatsbürokratie, die natürlich auch Intellektuelle umfaßt."

Da die Arbeiterbürokratie und später die Staatsbürokratie in großen Teilen oder, wenn man das vorzieht, ausschließlich aus Intellektuellen besteht, ist der Kampf der Arbeiterklasse, wenn er sich gegen die Bürokratie wendet, notwendigerweise auch gegen die Intellektuellen gerichtet. Aber sie kämpft nicht gegen die Intellektuellen, weil sie Intellektuelle sind, wie sie auch nicht gegen Briefmarken sammelnde oder kunstliebende Kapitalisten kämpft, weil sie Briefmarkensammler oder Kunstliebhaber sind, sondern

sie kämpft in beiden Fällen, weil es sich um Ausbeuter handelt. Intellektuelle jedoch können solange keine Ausbeuter sein, wie sie nicht die Kontrolle über die Produktionsmittel besitzen. Die Arbeiterklasse kann keine feindliche Position gegenüber den gesellschaftlich notwendigen geistigen Berufen einnehmen, die durch die gesellschaftliche Arbeitsteilung entstanden sind, sondern nur gegenüber der betrügerischen Arbeiterbürokratie oder gegenüber einem ausbeuterischen Staatsapparat, ungeachtet der gesellschaftlichen Schicht, die dabei dominiert. Natürlich ist es möglich, gegen den schlechten Charakter von Nomads Intellektuellen anzugehen, aber es ist zu viel des Guten, die Arbeiterklasse dagegen zu mobilisieren. Es wäre ebenso möglich, den Intellektuellen Nomad dafür anzugreifen, daß er Brot konsumiert, das er selbst nicht gebacken hat und somit dazu beiträgt, den Mehrwert zu konsumieren, den die Arbeiter geschaffen haben; aber auch dies würde in der Tat zu weit führen. Intellektuelle sind nicht dazu in der Lage, die Arbeiter nur auf Grund dessen auszubeuten, daß sie Intellektuelle sind. Aber: Wenn sie einmal die Kontrolle über die Organisationen erlangt haben, können sie die Arbeiter *täuschen*; und wenn sie die Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel besitzen, können sie die Arbeiter ausbeuten. Wir wiederholen: Soweit die Arbeiter die Intellektuellen bekämpfen, kann dies nur ein Kampf gegen die Arbeiter- oder die Staatsbürokratie sein.

Es überrascht uns festzustellen, daß Nomad, *dessen ganze Theorie ebenfalls auf dieser zweifachen Teilung der Intellektuellen basiert*, plötzlich unser, wie er schreibt, „sehr naives Argument" (205) als *unangemessen* ablehnt, demzufolge die russischen „Intellektuellen" in Intellektuelle als solche und in die Staatsbürokratie aufgeteilt werden, so daß die Bürokratie neben den Arbeitern auch den Teil der Intellektuellen ausbeutet, der ihr nicht angehört - daher die Tatsache, daß wir in diesem Fall, wie Nomad selbst, auch von denjenigen sprechen, die „in" bzw. „out" sind. So weit es Rußland betrifft, betrachtet Nomad alle Intellektuellen als an der Ausbeutung der Arbeiter beteiligt, obwohl der Anteil an der Beute in verschiedenen Fällen unterschiedlich ausfällt und der Kampf für die Veränderung dieses Verhältnisses noch andauert. Nomad insistiert auf der permanenten Revolution, d.h. auf dem fortdauernden Kampf zwischen denjenigen, die „in" bzw. „out" sind. Er wird dann jedoch zugeben müssen, daß der Erfolg des Kampfes zwischen denjenigen, die „in" bzw. „out" sind, von einem weiteren Faktor abhängt. Warum kann die eine Gruppe mehr an sich reißen als die andere? Worum kämpfen sie? Es gibt keinen Zweifel, daß sie um *Machtpositionen kämpfen,* die entscheidend bei der Verteilung der Beute sind. Daher muß die eine Gruppe Machtpositionen haben, die die andere nicht hat. Daher werden die Machtpositionen nicht von allen Intellektuellen, Halb-Intellektuellen und Ex-Arbeitern kontrolliert, sondern nur von einem Teil von ihnen. Mit der Leugnung dieser Tatsache fällt Nomads gesamte Theorie des permanenten Kampfes zwischen denjenigen, die „in" bzw. „out" sind, zusammen. Mit der Akzeptanz dieser Tatsache fällt zugleich die Theorie zusammen, daß alle Intellektuellen zur gleichen Zeit Ausbeuter sind. Nomad hat sich selbst in eine Sackgasse gedacht. Tatsache ist enfach, daß diejenigen, die „in" sind, als Staatsbürokratie die Produktion und Verteilung kontrollieren; dies ist die Quelle ihrer Vorherrschaft im Hinblick auf diejenigen, die „out" sind. Letztere stehen denjenigen gegenüber, die als Besitzer der Produktionsmittel, als Kapitalisten „in" sind, obwohl in diesem Fall beide Intellektuelle sind, sowohl diejenigen, die „in" sind als auch diejenigen, die „out" sind.

Mit Hilfe des Wörterbuches und der Übernahme einer russischen Redewendung betrachtet Nomad alle Intellektuellen in Rußland als Staatsangestellte, die einen Teil der Bürokratie bilden. Uns interessiert weder das Wörterbuch noch die russische Redewendung, sondern nur die Realität und wir warten immer noch darauf, daß Nomad beweist, daß „die Intellektuellen als Ganzes, indem sie die Staatsbürokratie bilden, die Herren des Landes sind" (206). Wenn irgendjemand im Sinne der russischen Bürokratie selbst sagen sollte, daß der Staatskapitalismus in Rußland der Ausbeutung der russischen Arbeiter ein Ende gemacht habe, würde Nomad auf Grund dieser Naivität all seinem Zorn mit Sicherheit freien Lauf lassen. Wenn die Bolschewiki jedoch behaupten, so wie dies Hitler von seinem Nationalsozialismus tut, daß jede arbeitende Person in Rußland Teil des Staates und an der Regierung beteiligt ist, dann akzeptiert Nomad von diesem Schwindel genau so viel, wie er für seine private Theorie braucht und begrenzt seinen Zorn auf den Teil, der übrig bleibt. Er schreibt (206): „In Rußland, wo jeder Bereich des ökonomischen und kulturellen Lebens des Landes durch die Regierung verwaltet wird, ist jeder Mensch, *der nicht Bauer oder Handarbeiter ist*, ein Amtsinhaber, ein Mitglied der Bürokratie." Tatsächlich gehören die Handarbeiter und die Bauern genauso sehr (oder genauso wenig) der Staatsbürokratie an, wie die große Mehrheit der Intellektuellen, die genauso für die herrschende Bürokratie arbeiten wie die Arbeiter. Auf Grund des Klassencharakters der russischen Gesellschaft und auf Grund der unterschiedlichen Reproduktionskosten der Arbeitskraft unterscheiden sich die Löhne und Gehälter in den verschiedenen Beschäftigungsverhältnissen. Die Intellektuellen werden nicht besser bezahlt, weil sie zu den Herrschenden gehören, sondern weil angesichts der Tatsache, daß die Marktgesetze in Bezug auf die Arbeitskraft weiterhin funktionieren, Lohnarbeit weiter existiert und die Reproduktion der Arbeitskraft nicht gesellschaftlich reguliert wird, sondern den Individuen überlassen bleibt. Außerdem sollte Nomad bekannt sein, daß bis vor etwas mehr als einem Jahr die russische Staatsbürokratie sich nicht so sehr auf die Intellektuellen stützte, sondern auf die ausgebildeten Handarbeiter und daß sie aus diesem Grund häufig eine Regierung der „Arbeiteraristokratie" genannt wurde. Erst seit kurzem scheint sich das Bild zu verändern und es scheint, daß sich die Bürokratie auf Kosten sowohl der Arbeiteraristokratie als auch der gesamten Arbeiterschaft mehr den Interessen der Intelligentsia und der Bauern anpaßt. Dieser Frontwechsel geschieht nicht freiwillig; er korrespondiert mit dem unabänderlichen Anstieg der internen und externen Schwierigkeiten genauso wie mit der allgemeinen Tendenz einer Stärkung der privaten Interessen in Rußland. Gleichzeitig ist es die alte kapitalistische Politik, die, so lange es objektiv möglich ist, vermittels ökonomisch-politischer Manöver zu unterschiedlichen Zeiten mehr oder weniger schwer auf den verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen lastet, damit die eigentliche Kontrolle in den Händen der Regierung verbleibt.

Um seine Idee zu unterstützen, daß alle Intellektuellen, trotz der Widersprüche unter ihnen selbst, als ausbeutende Bürokratie bewertet werden sollten, bezieht sich Nomad auf die Tatsache, daß in kapitalistischen Ländern, trotz des Gegensatzes zwischen kleinem und großem Kapital, alle Kapitalisten durch das gemeinsame Interesse gegen die Arbeiter verbunden sind. In diesem Zusammenhang versäumt er jedoch zu bemerken, daß die privilegierten russischen Intellektuellen sich heute nicht in der Position befinden, *direkte* Ausbeutung auszuüben, sondern mit dem zufrieden sein müssen, was

ihnen die herrschende Bürokratie zugesteht. Sie haben keine Verfügungsgewalt über den Produktionsapparat, während die kleinen Kapitalisten in den privatwirtschaftlichen Ländern, wie stark sie auch immer von den großen Konzernen kontrolliert werden mögen, nach wie vor als unmittelbare Besitzer von Produktionsmitteln direkt an der Ausbeutung der Arbeiter beteiligt sind. Natürlich ist es hier richtig, daß es einen Unterschied zwischen Staatskapitalismus und Kapitalismus mit Privatbesitz gibt, ein Unterschied, den Nomad, wenn es zur Verteidigung seiner Theorie notwendig ist, gedankenlos übersieht.

Gerade weil nur ein Teil der Intellektuellen in die Staatsbürokratie aufsteigt, sieht auch nur ein noch kleinerer Teil die Dinge so, wie Nomad sie wahrnimmt. Was ist Nomads Beweis dafür, daß „eine ständig wachsende Anzahl des aufgeklärteren Teils der Intelligentsia in den nicht faschistischen Ländern Europas und in Amerika jetzt in die verschiedenen marxistischen Parteien (strömt)", daß der „Einfluß der Kommunistischen Parteien zur Zeit in Frankreich, Belgien, Spanien, den U.S.A. etc. wächst" (207). Wo immer die „marxistischen" (?) Parteien heute im Anwachsen begriffen sind, wachsen sie nicht als unabhängige Bewegungen auf dem Weg zur Macht, zum Staatssozialismus, sondern auf Grund der Tatsache, daß sie nicht länger solche Ambitionen verfolgen, daß sie sich selbst auf Lakaienjobs im Dienste des Privatkapitals beschränken. Das ist Nomad selbst sehr wohl bekannt, wie in folgendem Absatz zu sehen ist (211): „Wenn sich ein großer Teil der Intellektuellen in verschiedenen Ländern, anstatt sich dem Sozialismus oder Kommunismus zuzuwenden, den faschistischen Reihen anschließt..., ist es ihr Wunsch nach dem direkten Weg zur Macht, der für den Erfolg der neuen Lehre verantwortlich ist. Viele der faschistischen Intellektuellen würden sich der kommunistischen Bewegung anschließen, wenn sie sähen, daß diese irgendwelche Chancen oder zumindest den Vorsatz hätte, unverzüglich zu siegen. Für die meisten Beobachter ist es heute offensichtlich, daß die führenden Kommunisten der nicht-faschistischen Länder aufgehört haben, überhaupt Revolutionäre zu sein, daß sie seit 1923 nichts weiter als einfache russische Patrioten im Ausland geworden sind... Wie die Sozialisten der Vorkriegszeit sind die Kommunisten - hiermit meine ich natürlich die offizielle Führung - zu einer Partei des antikapitalistischen *Protests* und *nicht* der antikapitalistischen *Revolte* geworden." Daher, so Nomad, wachsen die Kommunistischen Parteien, denn „eine ständig wachsende Anzahl des aufgeklärteren Teils der Intelligentsia... sieht im russischen Beispiel die Möglichkeit, ihrer ökonomischen Unsicherheit ein Ende zu setzen, die Hoffnung, die finanziellen Magnaten abzuschütteln und die Aussicht, selbst zu Herren des Landes zu werden" (207), obwohl es diesem „aufgeklärteren Teil der Intelligentsia" nach allem klar sein sollte, daß „die führenden Kommunisten aufgehört haben, überhaupt Revolutionäre zu sein". Laut Nomad ist die Kommunistische Partei im Anwachsen begriffen, weil sie staatskapitalistisch ist und weil sie es nicht ist; weil sie nach intellektueller Macht strebt und auch, weil sie es nicht tut; laut Nomad tut sie permanent das, was sie in Übereinstimmung mit seinen Theorien tun sollte, obwohl sie in der Realität etwas ganz anderes tut.

In Ländern, die vom Standpunkt der objektiven Reife einer proletarischen Revolution aus gesehen zu den rückständigen zählen, ist der Einfluß der Kommunistischen Parteien seit kurzem als Resultat der sich vertiefenden Krise angestiegen, während in solchen Ländern, in denen diese objektive Reife erreicht wurde, ihr Einfluß bereits soweit

gesunken ist, daß er sich dem Nullpunkt annähert, *nicht nur, weil sie die Macht nicht ergriffen haben, sondern weil sie die Macht nicht einmal anstrebten*, oder weil sie nicht einmal die Pläne verfolgten, die ihnen Nomad zuzuschreiben versucht. Sie lehnen es schlicht und einfach ab, die „Herren von morgen" zu werden. Daß diese Elemente, die sich im Laufe einer proletarischen Revolution sowohl *gegen diese als auch gegen die Bourgeoisie* richten, versuchen werden, sie in Richtung Staatskapitalismus zu lenken, rührt nicht an der Tatsache, daß sie selbst nicht länger irgendetwas für den Erfolg einer staatskapitalistischen Revolution tun. Die Intellektuellen haben heute ein größeres Maß an Interesse an der Kommunistischen Partei entwickelt, genau wie dies früher einmal in Bezug auf die Sozialistische Partei der Fall war, weil sie aufgehört hat, irgendwelche staatskapitalistischen Ideen zu verfolgen und dadurch ihre Chancen verbessert hat, *heute sogar* zu einer legalen Massenpartei mit einer großen Zahl zu vergebender Jobs zu werden. Auch wenn einzelne Intellektuelle sich mit staatskapitalistischen Träumen beschäftigen, ist das Anwachsen der Kommunistischen Parteien nicht von diesen Illusionisten bestimmt, sondern von dem unbedeutenden Gesindel, daß sich irgendwie in der gegenwärtigen Welt einrichten und gerade heute etwas darstellen will.

Der Faschismus zieht die Intellektuellen an, weil er eine unverblümte kleinkapitalistische Position einnimmt, weil er das „schaffende" Kapital gegen das „Finanzkapital" verteidigen will, obwohl er letztendlich gezwungen ist, genau das Gegenteil zu tun, einfach aus dem Grunde, weil nichts anderes getan werden kann. Der Umstand, daß sowohl die faschistische als auch die kommunistische Bewegung Leute einschließt, die vom Staatskapitalismus träumen, ändert nichts an der Tatsache, daß die gesamte faschistische Bewegung eine ausgesprochen privatkapitalistische Orientierung hat, obwohl sie sich trotzdem nur für das Monopolkapital einsetzen kann. Nomads Hinweis auf die interessante Gute-Nacht-Geschichte der verdeckten Absicht Mussolinis, der Lenin Italiens zu werden, kann kaum als Beweis für die „bolschewistischen" Pläne der Faschisten dienen. Schon vor der Gründung der faschistischen Organisationen hatte sich Mussolini bereits den italienischen Kapitalisten verkauft (vgl. A. Balabanoffs „Als der Duce noch nicht Duce war", *Sozialistische Warte*, März-April-Mai 1936; oder, was das betrifft, Nomads Biographie Mussolinis in „Rebels and Renegades").[8]

Nomad läßt sich möglicherweise von den kapitalistischen Tendenzen zur Konzentration und Zentralisation täuschen und wo immer diese Tendenzen vorherrschen, wittert er umgehend den Staatskapitalismus der Intellektuellen; aber diese Unklarheit über Erscheinung und Realität rührt nicht an der Tatsache, daß diese Tendenzen völlig unabhängig von den faschistischen und bolschewistischen Parteien gelten und in Ländern, in denen solche Parteien nicht existieren, stärker vorkommen als in jenen Ländern, in denen sie große Massenbewegungen repräsentieren.

Um sein Material aufzublähen, gefällt es Nomad, Zeiten und Konzepte wahllos durcheinander zu werfen. So schreibt er auf Seite 208 in Bezug auf die kapitalistische

8 Angelika Balabanoff, Als der Duce noch nicht Duce war, in: Sozialistische Warte (11. Jg. des ISK [Internationaler Sozialistischer Kampfbund]) (Paris), 4/15. März 1936, S. 103/104; 5/1. April 1936, S. 121-125; 6/15. April 1936, S. 145-147; 7/1. Mai 1936, S. 169-172; 8/15. Mai 1936, S. 193/194; 9/1. Juni 1936, S. 222-224; 10/15. Juni 1936, S. 247/248. Max Nomad, Rebels and Renegades, New York 1932, Kapitel VI: Benito Mussolini - An Adventure in Caesarism, S. 262-310 (AdÜ).

Kriegswirtschaft und die russische Kollektivierung, wobei er beides als bewußte Versuche einer Planung versteht: „In beiden Fällen war das ökonomische *Interesse* der involvierten und handelnden Klasse die treibende Kraft, das, was man als den *menschlichen* Faktor bezeichnet, und nicht das ‚objektive' oder ‚außermenschliche' Element des Wachstums der gesellschaftlichen Produktivkräfte." In Wirklichkeit wurden diese Maßnahmen ihren „Initiatoren" jedoch durch die Gewalt der Umstände auferlegt. Weder der Krieg noch seine Wirtschaft und noch weniger die Kollektivierung stimmten mit den ökonomischen Interessen der Kapitalisten oder, je nach Lage der Falles, mit jenen der russischen Bürokratie überein. Krieg verringert den Mehrwert, Kollektivierung stärkt jene Kräfte, die sich gegen die Bürokratie richten; und daher sind die „Initiatoren" dieser Wirtschaftspolitik gezwungen, sich damit anzufreunden, ungeachtet ihrer eigenen ökonomischen Interessen. Jede Ausbeutergesellschaft ist dem Widerspruch unterworfen, daß, indem sie ihre unmittelbaren Interessen schützt, ihre entfernteren Interessen beträchtlich geschädigt werden; dies ist nichts weiter als eine Machtdemonstration der objektiven Elemente über die subjektiven.

In Ausbeutungsbeziehungen ist das Chaos dort am größten, wo am meisten „geplant" wird. Die Zunahme von Widersprüchen und Schwierigkeiten als ein „Element der bewußten Planung" zu bezeichnen, kann nur einer Person in den Kopf kommen, die der bürgerlichen Ideologie verhaftet geblieben ist. Und nur auf der Basis dieser bürgerlichen Ideologie können Versuche unternommen werden, die Frage der intellektuellen Herrschaft *von morgen* mit Beispielen *aus der Vergangenheit* zu beantworten. Was im feudalen China und in Paraguay im 18. Jahrhundert möglich war, beweist nicht die zukünftige Möglichkeit für Intellektuelle, ungeachtet der Existenz des Industrieproletariats ihre neofeudale Herrschaft zu errichten.

Obwohl es für Nomad vielleicht „einfach nur erstaunlich" ist zu hören, daß in unserem Konzept die Intellektuellen keine ökonomische Funktion besitzen, rührt sein Erstaunen aus seiner Unfähigkeit, zwischen ökonomischen Faktoren und jenen eines technisch-organisatorischen Charakters zu unterscheiden. Die kapitalistischen Funktionen, die seine Intellektuellen von den Kapitalisten übernommen haben oder übernehmen werden, werden nicht als ökonomisch angesehen. Natürlich gebraucht die Bourgeoisie häufig das Konzept der Ökonomie, sogar in Bezug auf die kulinarischen Fähigkeiten ihrer Hausfrauen; wenn wir jedoch von ökonomischen Funktionen sprechen, benutzen wir das Wort 'ökonomisch' im Sinne von *gesellschaftlich* und meinen nicht die Fähigkeit, eine Fabrik zu betreiben oder ein Wirtschaftsunternehmen zu führen. *Weder die Kapitalisten noch die Intellektuellen erfüllen ökonomische Funktionen;* das ist einfach unmöglich, denn im Kapitalismus wird die Ökonomie durch den Markt reguliert, sonst wäre es kein Kapitalismus. Die natürliche Notwendigkeit, den menschlichen Konsum in eine solche Harmonie mit der Produktion zu bringen, daß die Gesellschaft weiter existieren kann - und dies macht die Ökonomie aus - wird im Kapitalismus nicht bewußt gelenkt, sondern nimmt den Umweg über den Markt, in dem dieser Prozeß blind funktioniert.

Nomads Argument, daß die Faschisten aus dem einfachen Grund, daß sie „einen ständig wachsenden Teil des nationalen Wohlstandes verschlingen", als die „Hauptpartner" des Kapitals betrachtet werden sollten, ist vielleicht schon ausreichend durch den einfachen Hinweis auf die Tatsache ausgeräumt, daß alle Länder, einschließlich der

nicht-faschistischen, einen ständig steigenden Anteil des Mehrwerts für Regierungszwecke benötigen. Dies erklärt sich durch die Tatsache, daß mit der Konzentration von Kapital die Funktionen der Regierungen immer umfangreicher werden und der imperialistische Charakter des Kapitals ein immer stärkeres Aufgebot an Machtinstrumenten verlangt, und zudem durch die Tatsache, daß das allgemeine Chaos, das durch die Krise kontinuierlich zunimmt, immer größere Forderungen an die Regierungsmaschinerie stellt - und all dies unabhängig von den Problemen der faschistischen Bewegung.
Auch Nomads Hinweis auf die „antikapitalistischen Gesten" der italienischen Faschisten kann nicht als Beweis für die Korrektheit seiner Ideen akzeptiert werden, denn diese „gesellschaftlich-politischen" Faktoren sind nicht im geringsten „antikapitalistisch", sondern es handelt sich um *kapitalistische Notwendigkeiten*. D.h., daß diese Lohnerhöhungen und Arbeitszeitkürzungen vom Kapital, so lange wie sie objektiv gesehen möglich sind, benötigt und aus den unterschiedlichsten Gründen eingeführt werden: zum Beispiel um die Wettbewerbsfähigkeit des kleinen Kapitals im Interesse der großen Konzerne zu brechen oder um die angestiegene Intensität des Arbeitsprozesses auszugleichen und die notwendige Reproduktion der Arbeitskraft zu ermöglichen und ebenfalls im Interesse der sozialen Sicherheit, denn ein Industrieproletariat kann auf längere Dauer einfach nicht wie Sklaven oder Leibeigene behandelt werden. Diese Art Sozialpolitik geht durchaus konform mit der Tatsache der verschärften Ausbeutung der Arbeiter; sie ist eher Ausdruck davon und zeigt, daß das Kapital den Grad der Ausbeutung erfolgreich erhöht hat. So hat sich trotz der faschistischen „Sozialpolitik" die Situation der italienischen Arbeiter nicht verbessert, sondern verschlechtert, während das italienische Kapital seine Profite entsprechend dieser Verschlechterung erhöht hat. Jede objektive Arbeit über die italienische Entwicklung seit Mussolinis Machtübernahme wird Nomad lehren, daß er Unsinn redet, wenn er behauptet, daß die Faschisten gegen das Kapital vorgehen, um die Interessen der Arbeiter zu fördern und sich dabei in Übereinstimmung mit ihren eigenen bürokratischen Bedürfnissen befinden. Nomad sollte bei der Wahl seiner „Beweise" im allgemeinen vorsichtiger sein. Es ist - um ein anderes Beispiel anzuführen - einfach unmöglich zu behaupten, daß die „japanische Offizierskaste" (210) eine unabhängige Verfügungsgewalt über die Mandschurei besitzt. Ein einziger Blick auf die Kapitalinvestitionen in der Mandschurei hätte ihn eines besseren belehrt. Obwohl die Hälfte dieser Kapitalinvestitionen von der japanischen Regierung selbst getätigt wurde, kann die japanische Regierung kaum als identisch mit Nomads faschistischer Offizierkaste angesehen werden, wohl aber mit dem japanischen Kapital und den Großgrundbesitzern; ein Umstand der, laut Nomad selbst, seinen Ausdruck in der Tatsache findet, daß ihre Offiziere „die Gewohnheit haben, von Zeit zu Zeit die prominentesten Vertreter" der japanischen Herrscherklasse „'kalt zu machen'".
Auf Seite 211 versucht Nomad unser Konzept in Bezug auf den Faschismus mit dem der Stalinisten gleichzusetzen. Wir hatten jedoch nicht, wie Nomad es will, behauptet, daß der Faschismus durch „die Notwendigkeit (entstand), das kapitalistische System zu retten - entweder vor der proletarischen Bedrohung oder vor seiner internen Schwäche". Wir sagten vielmehr, daß „es genau die Unmöglichkeit weiterer kapitalistischer Zugeständnisse an die anderen Bevölkerungsschichten (war), die die Kapitalisten zwang, eine bürokratische Diktatur zu errichten und zu unterstützen, die zu ihrer aus-

schließlichen Verfügung steht" (194). Die *direkte* Kontrolle des Monopolkapitals über die anderen gesellschaftliche Schichten schloß die Beibehaltung des demokratischen Parlamentarismus aus. Der Faschismus selbst richtet sich nicht gegen eine drohende Revolution, sondern gegen die reformistischen Aktivitäten der Arbeiterbewegung im Rahmen der bürgerlichen Demokratie. Von außen betrachtet, entstand der Faschismus aus der Notwendigkeit, die imperialistischen Entwicklungsmöglichkeiten zu stärken. Der ökonomischen Konzentration mußte die politische folgen. Die Bewegung der Mittelschichten, der die Krise den Anstoß gegeben hatte, wurde vom Kapital zu dem Zweck benutzt, den reformistisch organisierten Widerstand des Proletariats mit dem Ziel seiner weiteren Schwächung zu brechen. Es stimmt, daß die Mittelschicht in der faschistischen Bewegung ihre spezifischen Interessen vertrat; aber da diese sich sowohl gegen die Arbeiter als auch gegen das Monopolkapital richten und da demzufolge eine Wahl zu treffen ist, konnte es nur mit dem Monopolkapital weitergehen und nicht gegen es. Diese Situation wurde vom Monopolkapital benutzt und mit Hilfe des Faschismus gelang es ihm, die Vorbedingungen für eine weitere relativ reibungslose Schwächung des Proletariats zu schaffen und gleichzeitig in hohem Maße die imperialistischen Entwicklungsmöglichkeiten ohne Widerstand von Seiten der Arbeiter zu fördern. Ein Teil der Mittelschicht erhielt die Positionen der ausgebooteten Arbeiterbürokratie, wodurch auch die Interessenssolidarität der Mittelschicht zerbrach. Mit Hilfe dieser neuen Bürokratie kontrolliert das Monopolkapital jetzt alle anderen gesellschaftlichen Gruppen. Genau wie früher die Arbeiterbürokratie sich gegen die Interessen ihrer eigenen Anhänger wenden mußte, so muß sich auch die faschistische Bürokratie gegen ihre Anhänger aus der Mittelschicht richten; denn die Interessen des Monopolkapitals können nicht beeinträchtigt werden, ohne daß die gesamte Ausbeutungsgesellschaft in Frage gestellt wird. Die Rolle, die das Großkapital in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft spielt, ist für deren Existenz zu bedeutend, als daß es in Frage gestellt werden kann. Vom heutigen Faschismus als einer Form intellektueller Herrschaft zu sprechen ist reiner Unsinn.

Faschismus ist die Diktatur des Kapitals in den industrialisierten Ländern, die sich in der Krise befinden. Man kann nicht jede Art von Diktatur ohne Unterschied als Faschismus bezeichnen. Wenn Nomad sagt, daß sogar in „mehr oder weniger unentwickelten Ländern des Balkan oder Lateinamerikas" faschistische Diktaturen herrschen, dann sieht er nicht, daß das relativ junge Konzept des Faschismus eine ziemlich festumrissene Bedeutung besitzt und nicht allgemein für jede Diktatur benutzt werden kann. Die zaristische Diktatur war Zarismus, und es kommt niemandem in den Sinn, von „zaristischem Faschismus" zu sprechen. Daher meinen wir, wenn wir von Faschismus sprechen, nicht etwas allgemeines, sondern etwas ganz bestimmtes; wir meinen *die Diktatur des Kapitals im Gegensatz zur kapitalistischen Demokratie*. Konzeptionelle Unklarheiten, derer sich Nomad bedient, können schwerlich Beweise ersetzen.

Wir freuen uns festzustellen, daß Nomad seine frühere Charakterisierung intellektueller Herrschaft - „Staatskapitalismus", „Staatssozialismus" oder Kapitalismus ohne Kapitalisten" - unangemessen findet und diese Begriffe jetzt durch den des „ungleichen Sozialismus" ersetzen will (213). Es scheint, daß er in der Zwischenzeit mit Henryk Grossmann (213) zu der Ansicht gelangt ist, daß „dann kein Kapitalismus mehr (existiert), wenn es *nur einen Besitzer* gibt, und der russische Staat, d.h. die Bürokratie, ist

sozusagen die *einzige Firma*". Was auch immer Nomad oder andere unter Sozialismus oder Kommunismus verstehen mögen, wie stark sie auch die Konzepte verwässern oder verfälschen mögen, was uns betrifft, so bleibt der Kommunismus immer noch eine Angelegenheit, bei der die Arbeiter selbst die Herren der Produktionsmittel sind, und Staatskapitalismus ist ein gesellschaftlicher Zustand, in dem der Staat als Besitzer der Produktionsmittel über die Arbeiter herrscht, genau wie die Privatkapitalisten dies früher getan haben. Das ist einfach und klar und bedarf keiner neuen Erklärungen. - Aber kommen wir zu Grossmann, den Nomad uns so gern vorstellt.

Uns interessieren Grossmanns Sympathien für die UdSSR nicht, denn wir haben, trotz allem Respekt für Grossmanns wissenschaftliche Leistungen, nicht aufgehört, unabhängig zu denken. Tatsache ist jedoch, daß das, was Nomad hier als Grossmanns Ansicht vorstellt und was er dann als seine eigene Sichtweise akzeptiert, beweist, daß Nomad entweder nicht lesen kann oder daß er unfähig ist, die Dinge so wiederzugeben, wie sie geschrieben stehen. Weder in den Passagen, die Nomad zitiert, noch irgendwo anders sagt Grossmann das, was Nomad ihm hier zuzuschreiben versucht. Grossmann beschäftigt sich nicht im geringsten mit der Frage, ob Hilferdings „Generalkartell" als „*einzige Firma*" noch kapitalistisch oder bereits sozialistisch ist, denn für ihn ist dieses „Generalkartell" überhaupt unvorstellbar, ausgenommen als „eine Reihe von Kartellen einzelner Produktionszweige, die ihre Produkte gegenseitig austauschen". (Grossmann, Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems, Seite 606).[9] Statt dessen sagt er in dem Abschnitt, auf den Nomad sich bezieht: „Denn nur eins von beiden ist möglich: entweder handelt es sich um eine 'geregelte' Wirtschaft, dann hört sie auf, eine kapitalistische Wirtschaft zu sein. Ist sie aber kapitalistisch, dann kann sie unmöglich 'geregelt' sein! Denn es ist ein unlösbarer logischer Widerspruch, eine contradictio in adjecto, wenn Hilferding den Austausch ganz verschwinden läßt und trotzdem noch von 'kapitalistischer' Produktionsweise spricht." (ebd., Seite 610) So ist das, worauf sich Grossmann hier bezieht, nicht Nomads Frage, ob „dann kein Kapitalismus mehr (existiert), wenn es nur einen Besitzer gibt", sondern ob der Kapitalismus ohne Tauschbeziehung existieren kann. Sowohl für Grossmann als auch für uns, *kommt die Bedeutung der Tauschbeziehung in der folgenden Passage zum Ausdruck*: „Die Aufhebung des Austausches heißt zugleich auch die Aufhebung der Lohnarbeit. Hat doch die kapitalistische, auf Lohnarbeit beruhende Wirtschaftsweise das Bestehen des Kapitalverhältnisses zur Voraussetzung, also eines Verhältnisses, in dem die Arbeitskraft als Ware von den Eigentümern der Produktionsmittel auf dem Markt gekauft wird. Wo eine Ware zwischen der Arbeiterklasse und der Unternehmerklasse auf dem Markt getauscht wird, dort muß notwendig auch der Tauschwert existieren. Spricht Hilferding von dem Verschwinden des Warentausches und des Wertes - und das braucht er, um zu seiner 'geregelten' Wirtschaft zu gelangen -, so darf dann auch die Ware Arbeitskraft nicht ausgetauscht werden, oder mit anderen Worten besagt dies, daß auch das Kapitalverhältnis, die kapitalistische Produktionsweise, notwendig verschwinden müssen. Was an seine Stelle tritt, kann entweder - wie im Mittelalter - ein offenes Herrschaftsverhältnis sein, oder aber eine sozialistische

9 Henryk Grossmann, Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems, Leipzig 1929 (Nachdruck Frankfurt 1970), S. 606 (AdÜ).

Gemeinwirtschaft."[10] Da in Rußland Lohnarbeit vorherrscht, muß es dort laut Grossmann auch ein Kapitalverhältnis geben. Und somit ist, angesicht der Existenz von Lohn- und Kapitalverhältnissen in Rußland, eine regulierte Ökonomie dort ausgeschlossen. Für uns und für den Marxismus haben die russischen „planwirtschaftlichen" Tendenzen somit nichts mit einer sozialistisch geplanten Ökonomie zu tun, sondern sie sind nur die ins Extreme fortgeführten technisch organisatorischen Maßnahmen des Monopolkapitals.

Nomads falsche Interpretation von Henryk Grossmann paßt zu seiner Darlegung marxistischer Prinzipien, in deren Zusammenhang er sich freut, daß auch andere (Stalin, Sorel, Hook) es als notwendig erachteten, Marx auf den Kopf zu stellen. Erstens würden wir sagen, daß Sozialismus nicht „in erster Linie eine Veränderung in der Art der *Produktion* bzw. im *Besitz der Produktionsmitteln"* meint (190), wie Nomad behauptet, sondern, laut Marx und auch für uns, die Abschaffung *jeglicher Art von Eigentumsverhältnisse im Hinblick auf die Produktionsmittel* durch deren Vergesellschaftung bedeutet. Die Frage der Verteilung ist für den Marxismus keine „sekundäre Angelegenheit" (214), wie Nomad es darstellt, sondern untrennbar mit der Produktionsweise verbunden. Mit der Veränderung in der Produktionsweise verändert sich auch die Art der Verteilung; nichts anderes ist in dieser Hinsicht möglich. Marx war *nicht* der Meinung, daß es, wie Nomad schreibt, „während der ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft... keine Gleichheit der Einkommen geben würde", sondern Marx schreibt, daß auf Grund von gleichen Einkommen die Ungleichheit noch weiter existieren wird. Lassen wir Marx selbst zu Wort kommen: „Womit wir es hier zu tun haben, ist eine kommunistische Gesellschaft, nicht wie sie sich auf ihrer eigenen Grundlage *entwickelt* hat, sondern umgekehrt, wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft *hervorgeht*... Dem gemäß erhält der einzelne Produzent - nach den Abzügen - exakt zurück, was er ihr gibt. Was er ihr gegeben hat, ist sein individuelles Arbeitsquantum. Z.B. der gesellschaftliche Arbeitstag besteht aus der Summe der individuellen Arbeitsstunden. Die individuelle Arbeitszeit des einzelnen Produzenten ist der von ihm gelieferte Teil des gesellschaftlichen Arbeitstages, sein Anteil daran. Er erhält von der Gesellschaft einen Schein, daß er so und so viel Arbeit geliefert hat (nach Abzug seiner Arbeit für die gemeinschaftlichen Fonds), und zieht mit diesem Schein aus dem gesellschaftlichen Vorrat von Konsumtionsmitteln soviel heraus, als gleich viel Arbeit kostet. Dasselbe Quantum Arbeit, das er der Gesellschaft in einer Form gegeben hat, erhält er in der anderen zurück. Es herrscht hier offenbar dasselbe Prinzip, das den Warenaustausch regelt, soweit er Austauch Gleichwertiger ist... es wird gleich viel Arbeit in einer Form gegen gleich viel Abeit in einer anderen ausgetauscht... Das Recht des Produzenten ist ihren Arbeitslieferungen *proportionell;* die Gleichheit besteht darin, daß an *gleichem Maßstab*, der Arbeit gemessen wird... und die Arbeit, um als Maß zu dienen, muß der Ausdehnung oder der Intensität nach bestimmt werden, sonst hört sie auf, Maßstab zu sein. Dies *gleiche* Recht ist ungleiches Recht für ungleiche Arbeit... es erkennt stillschweigend die ungleiche individuelle Begabung und daher Leistungsfähigkeit der Arbeiter als natürliche Privilegien an... Das Recht kann seiner Natur nach nur in Anwendung von gleichem Maßstab bestehn; aber die ungleichen

10 Ebd., S. 610/611 (AdÜ).

Individuen... sind nur an gleichem Maßstab meßbar, soweit man sie unter einen gleichen Gesichtspunkt bringt, sie nur von einer bestimmten Seite faßt, z.B. im gegebnen Fall sie nur als Arbeiter betrachtet und weiter nichts in ihnen sieht, von allem andern absieht. Ferner: Ein Arbeiter ist verheiratet, der andre nicht; einer hat mehr Kinder als der andre etc. etc. Bei gleicher Arbeitsleistung und daher gleichem Anteil an dem gesellschaftlichen Konsumtionsfonds erhält also der eine faktisch mehr als der andre, ist der eine reicher als der andre etc. Um alle diese Mißstände zu vermeiden, müßte das Recht, statt gleich, vielmehr ungleich sein. Aber diese Mißstände sind unvermeidbar in der ersten Phase der kommunistischen Gesellschaft." (Marx, Kritik des Gothaer Programms, Seite 29-31).[11]

Somit sagt Marx genau das Gegenteil von dem, was Nomad und andere vor ihm gerne aus ihm herauslesen würden. *Aus genau dem Grund, daß die Einkommen gleich sind, während die individuellen Verhältnisse der verschiedenen Arbeiter unterschiedlich sind, ist es Unsinn von der Abschaffung jeglicher Ungleichheit zu sprechen.* Eine andere Art von Gleichheit als die des Einkommens kann es während dieser Phase des Kommunismus nicht geben, weil sonst die „Anwendung eines gleichen Standards" ausgeschlossen sein würde, die in dieser ersten Phase des Kommunismus noch notwendig ist. Noch stehen die Ausführungen in der Kritik des Gothaer Programms in dieser Hinsicht allein, aber sie stehen in engster Beziehung mit dem allgemeinen Standpunkt des Marxismus. *Unsere* Interpretation, nicht die von Nomad, wird durch eine große Anzahl von Passagen im „Kapital", in Engels „Anti-Dühring" etc. bestätigt. Keine andere als *unsere Interpretation kann mit der marxistischen Lehre über den Wert in Eintracht gebracht werden.* In Marx' Schriften unterscheidet sich die höhere von der niedrigeren Phase des Kommunismus hauptsächlich durch die Tatsache, daß in dieser höheren Phase das Prinzip „jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen" verwirklicht werden kann, wobei es möglich sein wird, auf den engen legalen Standpunkt des gleichen Einkommens trotz der ungleichen Verhältnisse der Individuen zu verzichten. Während in der ersten Phase des Kommunismus jeder Arbeiter für die gleiche Arbeitszeit bei gleicher Intensität der Arbeit (im Falle von relativ härterer Arbeit bei kürzerer Arbeitszeit) den gleichen Lohn erhält, da er *nur als Arbeiter und nichts anderes* betrachtet wird, wird später jede Regel dieser Art überflüssig, da die Gesellschaft in der Lage ist, diesen engen legalen Grundsatz aufzugeben. Wenn sich Nomad etwas mehr mit den kommunistischen Gesetzen der Produktion vertraut gemacht hätte, wäre er in der Lage gewesen, die Ausführungen von Marx besser zu verstehen und er hätte sich vielleicht auch die dumme Frage sparen können: „Wer bestimmt die menschlichen Bedürfnisse?" Nomad ist nicht fähig, sich ein unabhängiges menschliches Wesen vorzustellen. Es kann jedoch behauptet werden, daß Menschen, auch wenn es ihnen an irgendwelchen weiteren Fähigkeiten mangelt, dennoch, und darüber kann es kaum einen Zweifel geben, fähig sind, „ihre Bedürfnisse" zu bestimmen; jedenfalls haben wir bisher noch nie jemanden getroffen, der nicht wußte, was er wollte.

Nomad beschränkt sich jedoch nicht darauf, die Ideen anderer Menschen umzudrehen; er ist auch nicht abgeneigt, die Realität selbst so zu verdrehen, daß sie mit seinen eige-

11 Karl Marx, Randglossen zum Programm der deutschen Arbeiterpartei, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 19, Berlin 1972, S. 20/21 (AdÜ).

nen Ideen konform geht. Um unsere Sichtweise anzufechten, daß sogar in der angeblichen „Planwirtschaft" des Staatskapitalismus keine Verbesserung der Lage der Arbeiterklasse möglich ist, daß auch hier die kapitalistische Tendenz zur Krise, wenn auch modifiziert, weiterhin existiert - behauptet er: „Sogar das eine Prozent der Planwirtschaft..., das von den Vertretern des New Deal eingeführt wurde, hat zweifellos die Situation großer Teile der Arbeiterklasse verbessert und Präsident Roosevelt die Sympathien der Massen eingebracht." (215) Zuerst einmal ist es hier nicht zulässig, vage von „großen Teilen" zu sprechen und damit vielleicht zu versuchen, die eigene These unter Berufung auf die fadenscheinigen „öffentlichen Arbeiten" der Roosevelt-Regierung aufrechtzuerhalten, weil wir natürlich immer von der Arbeiterklasse als Ganzer sprechen; und zweitens, was ist Nomads Beweis für seine kühne Behauptung? Ein einfacher Blick auf die Statistiken würde ihm gezeigt haben, wie sehr er sich irrte. Er würde sehen, daß der Anteil der Arbeiter am Sozialprodukt seit der Einsetzung der Regierung Roosevelts nicht größer, sondern kleiner geworden ist; daß sich die Situation der Arbeiter trotz des leichten Aufschwungs neueren Datums verschlechtert hat, der noch nicht einmal dem einen Prozent von Roosevelts „Planwirtschaft" zuzuschreiben ist, sondern, insofern er nicht mit dem zeitweiligen Anstieg der Produktion als natürlichem Ergebnis vieler Jahre der Depression eng verbunden ist, der Inflation und der fortschreitenden Rationalisierung. Die offiziellen Zahlen des allgemeinen Wirtschaftsindexes, die im April 1936 von den Sachverständigen der Bundeszentralbank veröffentlicht wurden, zeigen, daß das Volumen der Industrieproduktion zwölf Prozent unter dem normalen Niveau lag.[12] Der Wert aller Verträge aus dem Baugewerbe lag 58 Prozent unter normal, während Haus- und Wohnungsverträge 74 Prozent unter normal lagen. Auf der gleichen Basis lag die Fabrikbeschäftigung 25 Prozent unter normal, während die Fabriklöhne 31 Prozent unter normal lagen und der Warenverkauf 28 Prozent niedriger war. Man überlege: Das Volumen der Industrieproduktion liegt *12 Prozent*, das der Fabrikbeschäftigung *25 Prozent* und das der Fabriklöhne *31 Prozent* unter normal. Angesichts der *Unterschiede* zwischen diesen drei Zahlen erweist sich Nomads Gerede über die Verbesserung der Verhältnisse als Resultat von Roosevelts einprozentiger „Planwirtschaft" als Unsinn. Der Umstand, daß die Massen trotzdem begeistert hinter Roosevelt stehen, sollte nicht verwundern, denn die Regierung und die bürgerliche Propagandamaschine dienen natürlich dem Ziel, diese Massen einzunebeln. Die Masse ist nicht begeistert, weil sie etwas erhalten hat, sondern weil sie etwas *erwartet*. Angesichts ihrer eigenen Schwäche setzt sie ihre Hoffnungen auf einen Messias. Die Massenbegeisterung für Roosevelt oder Hitler entspringt, wie auch das Bedürfnis nach Religion, nicht dem Wohlergehen, sondern dem Elend.

Vielleicht wird uns Nomad Zahlen über Lohnsteigerungen in Rußland präsentieren, um zu zeigen, daß die „Ökonomie der Intellektuellen" in der Lage ist, die Situation der Arbeiter zu verbessern und daher auch in der Lage, ihre Herrschaft für eine unbegrenzte Zeit zu sichern. Falls er das tut, würden wir ihn bitten, sich nicht mit den Lohnzahlen allein zufrieden zu geben, wie es die russischen Intellektuellen tun, sondern uns auch die Preisänderungen mitzuteilen und des weiteren noch die Zahlen, die die Entwicklung über die Produktivität der Arbeit betreffen. Mit all diesen Zahlen im

12 Der allgemeine Wirtschaftsindex basiert auf Daten, die den Durchschnitt der Jahre 1923-1925 als 100 nehmen.

Kopf kommt er selbst nicht umhin zu bemerken, daß sich trotz der ansteigenden russischen Löhne die Situation der Arbeiter bei zunehmender Akkumulation verschlechtert hat. Im letzten Jahr war es in Rußland bereits notwendig, die arbeitende Bevölkerung nicht nur relativ in Bezug auf die ansteigende Produktion, sondern auch absolut verarmen zu lassen; die Disproportion zwischen Preisen und Löhnen hat bereits zu aktuellen Lohnkürzungen geführt, eine Tatsache, die Nomad wahrscheinlich genau so kennt wie wir.

Jetzt, wo wir gesehen haben, wie Nomad Texte in seinem eigenen Interesse auslegen und die Realität so präsentieren kann, wie er sie gerne hätte, damit er seine Theorie nicht verwerfen muß, überrascht es uns nicht zu hören, daß er in Übereinstimmung mit diesen Theorien auch unsere eigene Zukunft vorhersagen kann. Unsere Position bezüglich der Frage der Intellektuellen, so schreibt er, ist bestimmt durch die Tatsache, daß sich „eine Kritik an der Intelligentsia als der herrschenden Klasse der bevorstehenden Periode einer Form sozialisierter Wirtschaft" auch gegen unsere eigene „Machtambitionen" richtet (216). Und dann vergleicht er uns mit all den anderen Gruppen, die zur einen oder anderen Zeit versprochen haben, den Massen zu dienen, es aber nichtsdestotrotz nur auf die Macht für sich selbst abgesehen hatten. Wenn wir von „Arbeiterräten" sprechen, sieht Nomad nichts weiter als die Verfechter der Räteidee, nicht die Räte selbst, von denen er sich keine andere Vorstellung machen kann als die, die er von den bürgerlichen Organisationen mit ihrem Verhältnis zwischen Führer und Massen hat. Er weiß überhaupt nichts von den ökonomischen Funktionen der Räte, sondern sieht in ihnen nur eine weitere Partei. Aus diesem Grund merkt er nicht, wie lächerlich er sich selbst macht, wenn er sich auf die russischen Sowjets als Verweis auf unsere eigene Zukunft bezieht. Die russischen Sowjets hielten *nicht*, wie Nomad es sich vorstellt, „das Versprechen, den Staat ‚zum Verschwinden' zu bringen". (217) Die Sowjets und der bolschewistische Staatsapparat standen sich seit Beginn der russischen Revolution als separate Organisationen gegenüber, wobei der Staatsapparat in den Sowjets nur ein Instrument zur Durchführung seiner Beschlüsse sieht. Mit der Ausweitung des Staatsapparates und der Konzentration der gesamten Macht in den Händen der Bürokratie wurden die Sowjets demontiert, bis sie heute zu nichts anderem als einer leeren Dekoration geworden sind, die keine andere Bedeutung hat als Hitlers „Arbeitsfront". Es war der Staat, d.h. die Partei, die versprach „zu verschwinden"; die Sowjets konnten nichts dergleichen versprechen. Auch wenn der Staat nur durch die Sowjets, d.h. die russische Revolution, entstehen konnte, war die Bürokratie, immer noch *unter den russischen Bedingungen*, schon bald in der Lage, den Sowjets alle Macht zu entziehen. Für uns sind die Räte oder Sowjets keine Instrumente der Revolution, mit denen die Partei arbeitet, sondern die Grundlage der Diktatur wie auch der kommunistischen Produktion. Weder können sie „verschwinden", noch haben sie irgend einen Staat neben sich selbst, der dies tun könnte. Sie können nicht versprechen, daß ihr „Staat" verschwinden wird, weil es hier nicht länger einen Staat im Sinne der Bourgeoisie oder der Bolschewiki gibt. Ihre eigenen *Staatsfunktionen*, d.h. die Unterdrückung aller kapitalistischen Kräfte, werden mit dem Erfolg dieser Bemühungen überflüssig und verschwinden dadurch. Aber die Räte als Organisation der kommunistischen Ökonomie bleiben bestehen. Es gibt keinen speziellen Staat an ihrer Seite.

Indem er den Text der kurzen Darstellung unseres Konzepts der kommunistischen Gesellschaft nimmt, die in einer Ausgabe der „Council Correspondence" enthalten ist, versucht Nomad nachzuweisen, daß wir nur andere Namen benutzen, um die gleichen Dinge zu versprechen und zu bezwecken wie alle früheren Arbeiterorganisationen. Tatsache ist einfach, daß wir als besondere Gruppe gar nichts versprechen: Für uns ist die Revolution und was danach kommt eine Angelegenheit der Klasse, die sich selbst nichts versprechen kann. Sie kann höchstens etwas *tun* oder versäumen etwas *zu tun*. Als Teil der Arbeiterklasse freuen wir uns, bei den Aufgaben, die die Klasse betreffen, kooperieren zu können und es versteht sich von selbst, daß wir in dieser Verbindung versuchen werden, unser Konzept zum Ausdruck zu bringen. Unsere Haltung ist jedoch, die Möglichkeit auszuschließen, daß wir selbst als besondere Gruppe neben den Klassenorganisationen Positionen anstreben oder besetzen. Für dieses Ziel müßten wir zuerst einmal unsere Einstellung ändern und eine Partei werden. Nur dann, wenn wir uns in eine Partei zurück entwickeln würden, bestände überhaupt die Möglichkeit, daß wir uns in einer Position befänden, eine andere Arbeiterbürokratie neben der bereits existierenden aufzubauen. Wir halten es daher unter den gegenwärtigen Bedingungen in den Industrieländern für unmöglich, eine Arbeiterbürokratie aufzubauen, die in der Lage wäre, gegen die Klasseninteressen des Proletariats vorzugehen. Die Periode der kapitalistischen Diktatur, die dem revolutionären Aufstand vorangeht, schließt die Bildung von Organisationen aus, die fähig wären, die Revolution auf bestimmten Wegen in Übereinstimmung mit ihren Wünschen zu halten. Ob im revolutionären Prozeß selbst Organisationen gebildet werden, durch die die *früher gebildeten* Räte wieder zerstört werden, ist sehr fraglich, wenn nicht ausgeschlossen. Gerade weil diese Möglichkeit besteht, ist es umso notwendiger, auf der exklusiven Herrschaft der Räte zu bestehen. Falls reaktionäre Kräfte die Räte erfolgreich schwächen sollten, wird damit auch ausgeschlossen, daß sich die Situation der Arbeiter verbessern würde. Die Revolution ist in diesem Falle nur zeitweilig zu einem Stillstand gekommen; sie wird erneut ausbrechen. In letzter Instanz müssen die Räte sich schließlich selbst behaupten, denn sie allein sind fähig, den Kommunismus zu verwirklichen und nur letzterer kann den Bedürfnissen der Massen gerecht werden.

Laut Nomad ist jedoch sogar dann noch nichts erreicht, denn in seiner Sichtweise werden die Räte dann genau das gleiche tun, was die staatskapitalistischen Parteien früher unternommen haben. Und er versucht, es uns mit unseren eigenen Worten zu beweisen. Weil wir von der Notwendigkeit des Zentralismus sprechen, schreibt er, daß dieser „'notwendige Zentralismus'", der „tatsächlich ‚die Produktionsmittel in den Händen der Produzenten' abschafft..., nichts anderes ist als unsere gute alte bolschewistische Staatsbürokratie" (217). Es würde zu weit führen, Nomad an dieser Stelle den Prozeß der kommunistischen Ökonomie zu erklären. Es kann hier jedoch festgehalten werden, daß es alle möglichen Arten von Zentralismus gibt und keinen vorbehaltlosen Zentralismus. Das technisch-zentralistische Management großer Industriekonzerne ist etwas anderes als die kapitalistische Zentralisation der Macht in den Händen weniger Kapitalisten. Die Autorität des technisch-organisatorischen zentralen Apparats bezieht sich nur auf die technisch-organisatorischen Angelegenheiten des Konzerns; sie ist Gegenstand der Kontrolle der eigentlichen Besitzer dieser Konzerne. Die technisch-organisatorische und die ökonomisch-politische Zentralisation kann, wie in Rußland,

in hohem Maße zusammengefaßt sein; hier arbeitet die Planungskommission in Übereinstimmung mit der Regierung oder sie führt ihre Wünsche aus. Nicht jeder Zentralismus bedeutet jedoch auch wirkliche Macht über die Gesellschaft. Ob die zentrale Kontrolle über die Produktion und Verteilung gleichzeitig auch eine Zentralisation der Macht bedeutet oder nur eine technische Funktion und nicht mehr, hängt von dem gesamten Komplex sozialer Verhältnisse ab. Eine zentrale Planungskommission allein hat keine Macht über die Produzenten; um sie zu bekommen, muß sie auch die materiellen Mittel zur Verfügung haben, um diese Pläne sogar gegen den Willen der Produzenten durchzusetzen. Das heißt, daß sie, um ihren eigenen Willen aufzuzwingen, einen Staatsapparat an ihrer Seite haben muß. Es ist in Rußland nicht die zentrale Planungskommission, die die Diktatur ausüben kann, sondern nur der Staat mit seiner Polizei, seiner Armee etc. Ohne diesen speziellen Staatsapparat, der nicht der Kontrolle der Produzenten untersteht, ist die Zentralisation der ökonomischen Aktivität bar jeglicher Autorität; sie kann nur technische Funktionen erfüllen, keine ökonomisch-politischen. Wenn es neben den Räten keinen besonderen Staat gibt, wenn die bewaffneten Kräfte die einzige tatsächliche soziale Macht repräsentieren, dann ist die zentrale Organisation auf ein bloßes Unternehmen reduziert, auf eine Clearingstelle, die keine größere Bedeutung hat, als jedes andere Unternehmen. Nomads Unfähigkeit, zwischen technischen und ökonomischen Dingen zu unterscheiden, läßt ihn mit seinen Überlegungen zum Kommunismus genauso verhängnisvoll scheitern wie vorher mit seinen Überlegungen zu den Funktionen der Intellektuellen im Kapitalismus. Übrigens kann festgehalten werden, daß Nomad keine schlaflose Nacht über das Schicksal der Arbeitslosen zu verlieren braucht. Es ist in keinster Weise die Bürokratie, die „das Problem der Reorganisation der Industrien angehen muß" (217). Wie früher kann sich die Industrie auch unter dem Kommunismus nur selbst reorganisieren. Die Unternehmen sind ziemlich gut in der Lage, Arbeiter einzustellen; sie brauchen insofern die Befehle von Nomads Intellektuellen nicht, die normalerweise von Unternehmen soviel verstehen, wie ein Bandwurm vom Sonnenlicht.

Und jetzt ein Wort im Hinblick auf „einen Abschnitt, der Argwohn hervorruft", nämlich unsere Aussage, daß „Gleichheit nicht nur tatsächlich möglich sein (muß), sondern sie muß auch dazu in der Lage sein, die Produktivkräfte der Gesellschaft voranzutreiben". Das war in keiner Weise im Hinblick auf eine spätere, auf der Unreife der Situation basierenden Rechtfertigung der Ungleichheit „geschickt" geplant. Natürlich sind auch wir uns bewußt, daß zwischen Theorie und Praxis nicht immer eine sofortige völlige Übereinstimmung möglich ist und und daß die Organisation einer kommunistischen Gesellschaft auch mit großen Schwierigkeiten zu tun haben wird; gerade aus diesem einfachen Grund muß die Theorie um so konsequenter dargestellt werden. Ob der Kommunismus, wie wir ihn sehen, tatsächlich „am Tag nach der Revolution" vollkommen realisiert werden kann, ist eine Frage, die wir als müßige Spekulation übergehen. Wir wissen, daß jede Reorganisation der Gesellschaft ein langer und schmerzvoller Prozeß ist; aber wir wissen auch, daß dieser Prozeß nur verkürzt werden kann, wenn man sich so daran beteiligt, als wäre der Kommunismus „am Tag nach der Revolution" vollkommen durchgeführt. Je konsequenter die Revolutionäre voranschreiten, desto größer ist der Erfolg. Genauso wie wir heute unsere Politik auf den Sturz des Kapitals ausrichten, obwohl das Kapital ziemlich fest im Sattel sitzt, haben wir unsere

Politik auch auf die unmittelbare und vollkommene Realisierung des Kommunismus ausgerichtet, ohne Rücksicht auf die Tatsache, daß dieser Prozeß wahrscheinlich ein langwieriger Kampf sein wird. Wenn wir jedoch sagen, daß die „Gleichheit... auch dazu in der Lage sein (muß), die Produktivkräfte der Gesellschaft voranzutreiben", dann hatten wir nicht die von Nomad als „Argwohn hervorrufende" bezeichnete Vorstellung im Kopf. Im Gegenteil: Da wir überzeugt sind, daß sogar heute in den Industrieländern nur die Gleichheit, der Kommunismus, fähig ist, die Produktivkräfte voranzutreiben, wollten wir damit der Idee Ausdruck verleihen, daß in diesen Ländern nur *kommunistische* Revolutionen möglich sind. Marx begrüßte die Entwicklung des Kapitalismus als eine Entwicklung der gesellschaftlichen Produktivkräfte; diese Entwicklung stand im Zusammenhang mit der Existenz von Klassen, sie war der schreckliche blutige Prozeß, der das Proletariat und die Industrie hervorbrachte. Dabei war keine Gleichheit möglich; Gleichheit hätte die Produktivkräfte nicht in dem Maße entwickeln können, wie es der Kapitalismus getan hat. Die Entwicklung der Produktivkräfte auf einer bestimmten Stufe der Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ist mit *Ungleichheit* verbunden. Ungleichheit ist hier fortschrittlich. Gleichheit im rückständigen Rußland mit nur wenig Industrie und einer unendlich kleinen Minderheit von Proletariern hätte z.B. die Produktivkräfte niemals in dem Maße entwickeln können, wie es unter der Ungleichheit der bolschewistisch-kapitalistischen Diktatur möglich war. Die Bolschewiki waren, wie das Kapital in anderen Ländern, fortschrittlich, weil sie nicht Gleichheit, sondern Ungleichheit förderten, obwohl sie aus diesem Grunde im Hinblick auf die internationale Revolution zu einer reaktionären Kraft wurden. Eine Ausbeutergesellschaft ist objektiv gesehen dann revolutionär, wenn diese Ausbeutung mit der Entwicklung der Produktivkräfte identisch ist. Erst wenn sie der Entwicklung dieser Produktivkräfte im Wege steht, wird sie objektiv reaktionär. Die Ausbeutung der russischen Arbeiter aufzugeben würde für Rußland tatsächlich reaktionär sein; die Ungleichheit und die Ausbeutung haben die Industrie hervorgebracht und das Proletariat geschaffen, Kräfte, die heute die bevorstehende kommunistische Revolution in Rußland ankündigen. Unser Ausgangspunkt bleibt immer das Industrieproletariat in Ländern, in denen die Bourgeoisie gezwungen ist, die Produktivkräfte einzuschränken. Nur ein solches Proletariat in solchen Ländern ist in der Lage, mit den Mitteln der kommunistischen Gleichheit die Produktivkräfte voranzutreiben.

Wenn wir weiter sagten, daß mit der Aufhebung der Klassenbeziehungen „auch die gravierenden Unterscheidungen bei der Bewertung der verschiedenen Arbeitsfunktionen verschwinden", dann meinten wir genau das, was wir sagten; nicht das, was Nomad unbedingt darunter verstehen will, daß es „Einkommensunterschiede geben wird, aber diese Unterschiede nicht sehr ‚gravierend' sein werden". (218) Die gravierenden Unterscheidungen bei der Bewertung der verschiedenen Arbeitsfunktionen verschwinden eben wegen der gleichen Einkommen. Ein Ingenieur wird sich nicht so weit von einem Handarbeiter entfernt fühlen, wenn beide das gleiche Einkommen haben; denn es ist nicht so sehr die Beschäftigung, die die Menschen trennt, sondern das unterschiedliche Einkommen, das auf diesen Beschäftigungen beruht.

Uns scheint es unmöglich, Nomad von dem zu überzeugen, was jede andere seriöse Arbeit über dieses Thema ihm sagen würde, daß nämlich mit der Entwicklung der Produktivkräfte unmißverständlich eine Anhebung der Intelligenz der verschiedenen

sozialen Schichten verbunden war und daß mit der weiteren Entwicklung der Produktivkräfte dieser Prozeß zwangsläufig weiter gehen wird, da das eine untrennbar vom anderen ist. Die Intelligenz der Arbeiter ist nicht von der Gesellschaft *getrennt,* auch wenn ihre Aktivität auf die Verrichtung einer Tätigkeit beschränkt ist, denn die entscheidende Tatsache dabei ist nicht die Tätigkeit, sondern der Zustand der Gesellschaft als ganzer. Wir halten es nicht für möglich, solche Dinge, die jedem nachdenkenden Menschen umgehend verständlich sind, Nomad deutlich machen zu können, da seine Überzeugung von der proletarischen Unterwürfigkeit zu engstirnig ist, um erschüttert zu werden. „Neunundneunzig von hundert (Arbeitern)", schreibt er (219), „verstehen absolut nichts von dem komplizierten Geschäft, ein hoch entwickeltes Gesellschaftssystem des Maschinenzeitalters zu führen"; dies schreibt er ohne den leisesten Verdacht, daß er hier nur seiner eigenen Unfähigkeit Ausdruck verleiht. Wenn wir behaupten, daß die Arbeiterklasse in der Lage ist, ihre Gesellschaft ohne und wenn notwendig gegen die Intellektuellen zu leiten, dann sieht Nomad darin nur schäbige Demagogie, die den Arbeitern schmeichelt, um sie so zu gewinnen.

Die Arbeiter sind laut Nomad unfähig, irgendetwas zu tun, aber er findet, daß die Gesellschaft sehr gut von Heinz Neumanns „Lumpenproletariern" und einer „ähnlichen Gruppe von deklassierten Intellektuellen und Halbintellektuellen, die die gesamte Macht in Rußland übernommen hat", geführt werden kann (212). Was die Arbeiter *nicht* tun können, obwohl sie praktisch die Herren der gesamten Produktion sind, das können laut Nomad ziemlich gut diejenigen, die „out" sind, die „arbeitslosen oder unterbezahlten Journalisten, Lehrenden, Collegeabsolventen und Studenten, Rechtsanwälte ohne Klienten und Ärzte ohne Patienten, ausgebildete ehemalige Arbeiter auf der Suche nach Angestelltenjobs" etc. etc. (204). Deshalb kann Nomads Kampf gegen diesen intellektuellen Haufen auch nicht ernst genommen werden. Denn wenn die Arbeiter selbst nicht in der Lage sind, die Produktion heute zu übernehmen, dann werden sie auch morgen nicht fähig sein, dies zu tun; wenn die Intellektuellen ein Monopol auf die Kontrolle und Leitung der Produktion haben oder erwerben, dann werden sie auch wissen, wie sie dieses Monopol für immer und ewig einnehmen werden. Das kann laut Nomads Theorie jedoch nur begrüßt werden, da die Intellektuellen für die Arbeiter zu einem Segen geworden sind: ohne sie würden die Arbeiter hungern, denn diese selbst sind natürlich unfähig die Produktion zu leiten. Und so sind die Arbeiter in ihrem eigenen Interesse gezwungen, die Ambitionen der Intellektuellen zu unterstützen, anstatt sich gegen sie zu wenden, denn die Existenz und der Erfolg der Intellektuellen sind die Vorbedingung für ihre eigene Existenz und ihren eigenen Erfolg. Was für Heinz Neumann noch das „Lumpenproletariat" war, ist für Nomad in der Zwischenzeit zum Licht der Menschheit geworden. Es liegt nur in ihrem eigenen Interesse, wenn die Intellektuellen die Wohltäter der Arbeiter sind, denn sie benutzen die Arbeiter im Kampf gegen die alten Kapitalisten; aber noch befindet sich ihr Erfolg in Übereinstimmung mit den unmittelbarsten Interessen der Arbeiter, denn sie müssen den Arbeitern mehr anbieten als diese von den Privatkapitalisten erhalten. Nomad ist insofern dann ziemlich konsequent, wenn er sagt, daß es im Grunde gleichgültig ist, welcher der existierenden Arbeiterorganisationen die Arbeiter beitreten, da „jede dieser Organisationen angesichts ihrer Bemühungen, die Arbeiter für sich zu gewinnen, diese dabei unterstützen muß, höhere Löhne, kürzere Arbeitszeiten" etc. zu erlangen. (224)

Und da dies laut Nomad auch von den Faschisten getan wird und getan werden muß, können wir tatsächlich nicht sehen, warum sie dann nicht auch von der Arbeiterklasse Unterstützung erhalten sollten.
Bei all dem hält Nomad nie inne um sich zu fragen, ob das, was er behauptet, mit den Fakten übereinstimmt, oder, wenn ja, dies immer so sein wird. Tatsächlich haben politische Parteien und Gewerkschaften ihre Existenz lange gesichert, indem sie jegliche Verbesserung der Situation der Arbeiter unmöglich machten. Es ist natürlich einzig und allein aus diesem Grunde, daß die Geschichte der alten Arbeiterbewegung zu einer Geschichte des Betrugs an den Arbeitern geworden ist. Die Tatsache, daß diese Organisationen, genau wie die gesamte bürgerliche Gesellschaft, von der sie ein Teil sind, sowohl revolutionär als auch reaktionär sein mußten, zur einen Zeit nützlich, zur anderen schädlich für die Arbeiter - diesen vergänglichen Faktor hat Nomad gänzlich übersehen. Tatsächlich sind diese Organisationen nur unter bestimmten historischen Bedingungen in der Lage, „etwas für die Arbeiter zu tun", während sie unter anderen historischen Bedingungen gezwungen sind, gegen die Interessen der Arbeiter vorzugehen, ob sie dies wollen oder nicht. Nomad müßte zeigen, daß diese Organisationen *heute* in der Lage sind, zu „Wohltätern" der Arbeiter zu werden, aber das ist einfach nicht nachweisbar.
Aber kommen wir zurück zu der Behauptung, daß die Intellektuellen fähig sind die Produktion zu leiten, während es die Arbeiter nicht sind. Zuerst einmal treffen wir hier wieder auf die Unklarheit hinsichtlich technischer und ökonomischer Angelegenheiten. Bis jetzt haben die Intellektuellen keine gesellschaftlich-ökonomischen Funktionen ausgeübt; sowohl in privatkapitalistischen Ländern als auch in Rußland, wenn auch in einer organisierteren Form, überlassen sie das immer noch dem Markt. Was ihre technischen Funktionen betrifft, so schreibt Nomad ihnen äußerste Wichtigkeit zu. Wenn er auch nur eine schwache Vorstellung von modernen Unternehmen hätte oder wenn er das moderne Industrieproletariat so sehen würde, wie es wirklich ist, würde ihm klar werden, daß dieses Proletariat sehr wohl in der Lage ist, die Produktion zu organisieren. Auch diese Organisation ist eine Funktion, auf welche die Bemerkung angewendet werden kann, die Nomad ausschließlich mit normalen manuellen Arbeiten in Verbindung bringt; sie „kann in wenigen Tagen oder Wochen gelernt werden" (218). Übrigens ist der größere Teil der heutigen intellektuellen Tätigkeiten nicht der Produktion gewidmet, sondern Aktivitäten, die nur in einer Profitwirtschaft notwendig sind und in einer kommunistischen Gesellschaft wegfallen.
Außerdem ist es natürlich überhaupt nicht notwendig, daß die Arbeiter selbst alle unentbehrlichen intellektuellen Funktionen umgehend ausüben. Notwendig ist, daß sie die Verantwortung für die Unternehmen übernehmen, weil sie dadurch auch die Kontrolle über die Intellektuellen haben. Unternehmen werden nicht durch Intellektuelle beherrscht, sondern durch Waffen. Sie werden durch ökonomische Maßnahmen beherrscht, die den Aufstieg spezieller Machtorgane an der Seite der Arbeiterräte ausschließen. Sie werden auch auf Grund der Tatsache beherrscht, daß wir die Mehrheit bilden, was wichtig ist, wenn sich ihr kein besonderer politischer Machtapparat widersetzt. Mit der Herrschaft der Arbeiter über die Unternehmen und somit über die Produktion und Verteilung bleibt den Intellektuellen nichts anderes übrig, als sich selbst der arbeitenden Bevölkerung zur Verfügung zu stellen. Sie sind gezwungen, ihre

Plätze in dem von den Arbeitern bestimmten ökonomischen System einzunehmen, oder sie werden hungern müssen. Wer würde dann noch daran zweifeln, daß ein Teil der Intellektuellen, der für die Produktion notwendig ist, in früher Erkenntnis der Konsequenzen der veränderten Situation bereitwillig seinen Platz in der neuen Ordnung einnehmen und dadurch den Teil der Intellektuellen isolieren und noch machtloser zurücklassen wird, der dieser Ordnung noch ablehnend gegenüber steht? Unter kommunistischen Verhältnissen werden die Intellektuellen nicht mehr wie heute in der Lage sein, außerhalb der Gesellschaft zu existieren. Wenn sie überleben wollen, dann haben sie keine andere Wahl als mit den Arbeitern in den Unternehmen zu arbeiten.
Wir waren hier gezwungen, den Standpunkt von Nomads Argumentation aufzugreifen, obwohl es weitaus einfacher und aufschlußreicher gewesen wäre, dieses Problem ohne Bezug auf Nomad vom marxistischen Standpunkt aus zu behandeln. Noch ein Wort zum Abschluß: So wie es keine Theorie gibt, die, wenn sie auch noch so falsch ist, nicht auch ein Körnchen Wahrheit enthält, so basiert auch Nomads Theorie auf einer *Teil*wahrheit. Da im Kapitalismus und Staatskapitalismus Klassengegensätze existieren und da die intellektuellen Berufe zum größten Teil von Personen aus der Mittelschicht ausgeübt werden, manifestiert sich der Gegensatz zwischen Mittelschicht und Proletariat, zwischen Mittelschicht und Kapital auch als Widerspruch zwischen Intellektuellen und Arbeitern oder Intellektuellen und Kapitalisten. Aus einer von einer Anzahl von Phasen dieser Klassengegensätze konstruiert Nomad den ewigen Gegensatz zwischen intellektueller und manueller Tätigkeit. Geschichte hört auf, eine Geschichte von Klassenkämpfen zu sein; sie wird zu einem Kampf zwischen Gebildeten und jenen, die auf dem Weg dazu sind, um die Herrschaft über die Ungebildeten auszuüben; eine Angelegenheit, für die Nomad den Begriff der permanenten Revolution gebraucht. In dem Konkurrenzkampf zwischen den Gebildeten oder relativ Gebildeten gewinnen jetzt auch die Ungebildeten kontinuierlich, da die konkurrierenden Gruppen, um die Unterstützung letzterer bemüht, gezwungen sind, diesen mehr anzubieten als die zur Zeit die Macht innehabenden intellektuellen Elemente. Daher liegt laut Nomad die Rettung der Menschheit genau in diesem Konkurrenzkampf der Intellektuellen und so werden sich letztendlich auch die Dinge für die weniger Gebildeten langsam verbessern, so daß sie selbst natürlich immer aufgeklärter werden. Und all dies in völliger Unabhängigkeit von den ökonomischen Probleme der Gesellschaft und ihren Veränderungen. Wenn wir die Theorie Nomads von der „permanenten Revolution" jedoch konsequent zu Ende denken, können wir zu keiner anderen Schlußfolgerung kommen als der, daß es auch hier, wo die Situation der Arbeiter sich ständig verbessert, notwendigerweise zu einem Punkt kommen muß, an dem sich Gleichheit einstellt und der Gegensatz zwischen Intellektuellen und Arbeitern völlig verschwunden ist; und daher verschwindet auch Nomads permanente Revolution, die jetzt doch, wie alle anderen sozialistischen Theorien auch, zu ihrem „Ende" findet. Aber obwohl Nomad selbst sich seinen Kopf über der Frage zerbrechen mag, wie er zu einer permanenten Revolution ohne Permanenz kommt, richtet sich unsere Aufmerksamkeit weiterhin auf die wichtigeren Probleme des Klassenkampfes zwischen Kapital und Arbeit.

Erstveröffentlichung unter dem Titel „Max Nomad's ‚Masters of Tomorrow'" in: International Council Correspondence, No. 12/November 1936 (Vol. II), S. 14- 41.
Übersetzung aus dem Amerikanischen: Almuth Intemann

Antonio Donno

Anarchismus und amerikanische politische Tradition in den Vereinigten Staaten des neunzehnten Jahrhunderts[1]

1.

Im neunzehnten Jahrhundert wurden die Vereinigten Staaten von einer ganzen Reihe von Sozialreformen aufgewühlt. Einzelne, Kommunen und Bewegungen unterbreiteten eine Fülle vielfältigster, mehr oder minder wirksamer Initiativen zur Reform des politischen und sozialen Gefüges der aus der ersten großen liberalen Umwälzung der Neuzeit hervorgegangenen Nation. Gerade der Hintergrund der amerikanischen Revolution, der Geist der Gründerväter, bildete das einigende, gemeinsame Moment all dieser zahlreichen sozialen Reformbewegungen. Das feste Modell, das sie weiterhin begeisterte, blieb das liberale einer Revolution, die die einstige Sozialordnung umgestoßen und sich zudem den europäischen Gesellschaften als Modell empfohlen hatte. Die Amerikaner sahen sich selbst im Grunde als Träger einer in der Menschheitsgeschichte außergewöhnlichen Neuerung. In der neuen freien Nation fanden die unterschiedlichsten europäischen Denkrichtungen Zuflucht und vollkommene Meinungsfreiheit und viele beeilten sich, das Vorbild zu verbessern, wobei sie jedoch darauf achteten, dessen ursprünglichen Charakter nicht zu korrumpieren. Im Kern *„war jede radikale Veränderung der Sozialordnung unerwünscht. Sie sollte schrittweise erreicht werden"*.[2] Dies war die allen im neunzehnten Jahrhundert in Amerika tätigen Reformern gemeinsame Vorgehensweise.

Andererseits läßt sich sagen, daß die Gleichheitsansprüche und der starke radikale Antrieb des anfänglichen amerikanische Liberalismus in einem noch geschmeidigen sozialen und ökonomischen Gefüge, in dem der Drang nach Westen jedes soziale Gleichgewicht und jede politische Erstarrung erschwerte, unablässig wirksam waren. Wie anderswo oft betont wird, konnten die Vereinigten Staaten des neunzehnten Jahrhunderts noch als ein laufendes Sozialexperiment, als Laboratorium der Utopie gesehen werden. Zudem tat die Eroberung des Weißen Hauses durch Andrew Jackson im Jahre 1829, dem Mann der Grenze und Sprachrohr der von dort kommenden sehr starken egalitären und demokratischen Ansprüche, das ihre, um der vielfältigen sozialen

---

1 Antonio Donno ist Professor für die Geschichte Nordamerikas an der Facoltà di Lingue e Letterature Straniere der Universität in Lecce. Er ist u.a. (Mit-)Herausgeber von zwei Büchern zum Thema: Antonio Donno, America anarchica (1850-1930), Manduria/Bari/Roma 1990; Antonio Donno/Anna Rita Guerrieri/Iurlano Giuliana, La sovranità dell'individuo. Tre saggi sull'anarchismo negli Stati Uniti, Manduria/Bari/Roma 1987. Zum individualistischen amerikanischen Anarchismus s. auch die entsprechenden Kapitel in: Max Nettlau, Geschichte der Anarchie. Der Vorfrühling der Anarchie. Ihre historische Entwicklung von den Anfängen bis zum Jahre 1864. Herausgegeben von Heiner Becker (Nachdruck der Ausgabe Berlin 1925), o. O. 1993, sowie: James J. Martin, Männer gegen den Staat. Die Vertreter des individualistischen Anarchismus in Amerika 1827-1908, 2 Bde., Freiburg/Br. 1980 (AdÜ).

2 Joseph Dorfman, The Economic Mind in American Civilization, Vol. II, 1606-1865, New York 1946, S. 674.

Reformbewegung, die in den Vereinigten Saaten in der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts agierte, eine Art endgültige politische Legitimation zu verleihen.[3]
Der Bürgerkrieg stellte in der amerikanischen Geschichte einen Scheideweg dar. Nicht so sehr, weil er das Ableben einer großen Zahl sozialer Reformbewegungen und kommunitärer Experimente markierte, sondern weil der Sieg des Nordens eine ziemlich ausgeprägte politische Erstarrung sowie die nahezu endgültige Machtfestsetzung politischer Kräfte verursachte. Etwas später werden die letzten beiden Jahrzehnte des Jahrhunderts mit der Durchsetzung des industriellen Modells, der maßlosen Verstädterung und der Festigung der sozialen Klassen die endgültige Schließung der „Grenze zur Utopie" verkörpern. In der Sozialgeschichte der Vereinigten Staaten setzte eine neue Epoche ein, in der das aus einer großen Masse von Einwanderern aus Europa gebildete städtische Proletariat Kampfformen und politische Ideologien verstärken wird, die sich nach dem europäischen Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus richten, Formen des sozialen und politischen Umsturzes also, die dem mit der Revolution von 1776 verbundenen Vermächtnis des amerikanischen Radikalismus völlig fremd waren. Die totale Ablehnung des Klassenkampfs, des eigentlichen Umsturzgedankens, und meist auch der Gewalt, schufen einen unüberbrückbaren Graben zwischen den einheimischen amerikanischen Radikalen und den Einwanderern aus Europa, deren Subversion unvereinbar war mit den Werten des anfänglichen amerikanischen Liberalismus, der allen sozialen Reformbewegungen, die über ein Jahrhundert lang die amerikanische Bühne belebt hatten, einen zuverlässigen Hintergrund geboten hat. Es war Benjamin Tucker, der 1892 mit seltener Eindringlichkeit den Unterschied in der Auffassung der amerikanischen Radikalen und der aus Europa importierten Revolutionäre zusammenfaßte: *„Ich kann gewiß mit mehr Vergnügen – nein, mit weniger Schmerz – auf den gegenwärtig kochenden, tobenden Kampf sehen, in welchem einige oben und einige unten sind, einige fallend und einige aufsteigend, einige reich und viele arm, aber keiner völlig gefesselt oder gänzlich hoffnungslos hinsichtlich einer besseren Zukunft, als ich es auf Herrn Thaddeus Wakeman's Ideal tun könnte: die einförmige und elende Gemeinschaft eines Gespanns sklavischer Ochsen."*[4]
Tucker drückt das Wesen des amerikanischen Radikalismus und namentlich seiner unverfälscht amerikanischen Strömung gut aus: Individualismus, Gewaltfreiheit, Berufung auf die anfänglichen Werte des amerikanischen Liberalismus, alles in allem also die Berufung auf die Unabhängigkeitserklärung. Der amerikanische Radikalismus im neunzehnten Jahrhundert unterschied sich von den antikapitalistischen Bewegungen Europas durch einen ihm eigentümlichen, nur auf den ersten Blick paradoxen Zug: Während die sozialistischen und anarchistischen Bewegungen in Europa Forderungen, Methoden und Anschauungen annahmen, die mit der vorhandenen sozialen und politischen Ordnung unvereinbar waren, sich gegen sie richteten und auf ihre Umwälzung abzielten, vertraten die radikalen Bewegungen in den Vereinigten Staaten, namentlich die Anarchisten, nicht den Umsturz der liberalen Institutionen und der gesamten libe-

3 Zum Zeitalter Jacksons und seiner Demokratie vgl. Loretta Valtz Mannucci (Hg.), Gli Stati Uniti nell'età di Jackson. Il dibattito sulla republica, Bologna 1987 (s. auch auch Arthur M. Schlesinger jr., The Age of Jackson, Boston 1944; Marvin Meyers, The Jacksonian Persuasion. Politics and Belief, New York 1960, AdÜ).

4 Benjamin R. (d.i. Ricketson) Tucker, Warum ich Anarchist bin, in: Individualistischer Anarchismus, Eine Autorenauswahl (Anarchistische Texte 6/7), Berlin 1977, S. 22-25, hier S. 23.

ralen amerikanischen Gesellschaftsordnung, sondern deren Vervollkommnung und Festigung. Dieses Ziel steht nur dem Anschein nach im Widerspruch zum radikalen Charakter der sozialen Reformbewegungen im amerikanischen neunzehnten Jahrhundert; tatsächlich waren diese der Ansicht, daß bereits der Unabhängigkeitserklärung, der eigentlichen Entstehung der Vereinigten Staaten, dem Geist von Thomas Jefferson, Thomas Paine und der anderen Gründerväter ein sehr starker revolutionärer Schwung eigen war. Sie legten die Betonung auf das *„Streben nach Glück"*, dem Grundsatz der Unabhängigkeitserklärung, und ein solches Streben mochte von der Lobpreisung des Einzelnen und seines Eigentums nicht absehen. Schließlich waren sie sich dessen bewußt, daß ihr Land aus der größten Revolution der Menschheitsgeschichte hervorgegangen war. Es war das Land der gegenwärtigen Revolution, es war das Neue Land im Vergleich zum alten Europa mit seiner verhaßten politischen und sozialen Verschrobenheit – den amerikanischen Revolutionären gelang es nicht einmal diese zu verstehen – und die eigentlichen europäischen revolutionären Kampfmethoden - der Umsturz, die Gewalt, der Klassenhaß - erschien ihnen offenbar als ein Produkt aus der Mentalität und der Kultur des alten Europa. Die amerikanischen „radicals", und namentlich die Anarchisten, *„legten den tradierten amerikanischen Individualismus und seinen Widerwillen gegen Gesetze in einer systematischen und allgemein anwendbaren Philosophie fest. Sie waren nahezu ausnahmslos Abkömmlinge der alten Familien aus Neuengland, vornehmlich aus Massachussetts, und mitunter der Helden des Revolutionskriegs".*[5] Sinnbildlich ist auch diesmal die Position von Tucker: Umstandslos verkündete er, ein *„unerschrockener Jeffersonscher Demokrat"* zu sein. Der einzige europäische Denker, der auf die einheimischen amerikanischen Anarchisten einen gewissen Einfluß ausgeübt hat, war Pierre-Joseph Proudhon - auf Grund seiner Auffassungen über die Souveränität des Einzelnen, die freiwillige Kooperation und, in bestimmter Hinsicht, das Recht auf Eigentum. Diese Ansichten Proudhons wurden jedoch als philosophische Versteifung eines bereits durch und durch amerikanischen Marschgepäcks gesehen, mit der Unabhängigkeitserklärung, der amerikanischen Verfassung und dem Geist der Gründerväter als seinem Inhalt.[6] Die einheimischen amerikanischen Anarchisten hatten bereits amerikanische Vorläufer und ihre eigene antiautoritäre Tradition: Die Antinomisten,[7] die Quäker sowie, ihnen mehr verwandt, Henry David Thoreau, William Lloyd Garrison, Adin Ballou. Von grundlegender Bedeutung war zudem die Eigentümlichkeit der Verhältnisse in den Vereinigten Staaten des neunzehnten Jahrhunderts: *„Während sich in Europa die Idee des Anarchismus als Reaktion auf unterdrückende Despotien entwickelte, wurde sie in den Vereinigten Staaten bereits durch die Grenze zu einer praktischen Erfordernis, noch bevor sie sich*

5 Eunice M. Schuster, Native American Anarchism: A Study of Left-Wing American Individualism, New York 1970, S. 88.

6 Zum Einfluß von Proudhon in den Vereinigten Staaten vgl. Paul Avrich, Anarchist Portraits, Princeton, N.J. 1988, S. 137-143.

7 Die Antinomisten vertraten als radikale „Puritaner der Linken" oder „Independents" einen weitgehenderen Freiheitsbegriff als ihre theokratischen Glaubensgenossen in Massachussetts. Nach Anfeindungen und Verbannungen gründeten sie Kolonien in Rhode Islands und die Providence Plantations. Sie propagierten absolute Religionsfreiheit und opponierten später am nachhaltigsten gegen die Einführung der zentralistischen amerikanischen Bundesverfassung (vgl. Eva Hesse, Die Wurzeln der Freiheit. Theorien der individuellen und der kollektiven Freiheit, München 1974) (AdÜ).

überhaupt in der Widerstandskultur gegen die britische Tyrannei bemerkbar machte. Die Pioniere, die einsam in abgelegenen Gemeinschaften lebten, regierten sich ohne Hilfe einer Zentralregierung, so gut sie es eben vermochten."[8]. So entwickelte sich der amerikanische Anarchismus gerade auf Grund seiner besonderen Ursprünge *„...unmittelbar aus der amerikanischen Kultur und unterhielt niemals irgendwelche Verbindungen mit anarchistischen Bewegungen in anderen Teilen der Welt".*[9]

2.

Josiah Warren ist als der erste Individualanarchist auf der amerikanischen Bühne des neunzehnten Jahrhunderts anzusehen. 1789 in Boston geboren, ist er das echte Beispiel eines amerikanischen Radikalen. Erfinder und experimenteller Forscher von geistigem Format, Mann der Grenze, der bereitwillig Gefahren und Rückschlage auf sich nahm, gründete er mit „The Peaceful Revolutionist" die erste anarchistische Zeitschrift in der Geschichte der Vereinigten Staaten sowie mit „Utopia" und „The Modern Times" zwei Gemeinschaften.

Bereits an diesen Unternehmungen erhellt sich der ausgesprochen amerikanische Charakter seiner Auffassungen. Schon im Titel transportierte die Zeitschrift von Warren merklich neue Forderungen: Der revolutionäre Pazifismus ist auf der Bühne des europäischen Radikalismus nahezu unbekannt, nicht aber in den Vereinigten Staaten, wo die hauptsächlich auf die Antinomisten und die Quäker zurückzuführende Gesamtheit religiöser Überlieferung die Grundlagen für einen Pazifismus geschaffen hat, der bis in unsere Tage einen bleibenden Strang in der Geschichte des amerikanischen Radikalismus bildet.[10] Andererseits gibt uns das unermüdliche Engagement Warrens, zwei Gemeinschaften mit reichlich ambitionierter Zielsetzung ins Leben zu rufen, den Maßstab für den gänzlich amerikanischen Charakter seiner Auffassungen und deren Umsetzung in die Tat.[11] Vor allem das Pionierepos des Zugs nach Westen und das Einnisten selbst verwalteter Siedlergemeinschaften in den am weitesten westlich gelegenen Gebieten waren in der Geschichte der Vereinigten Staaten eine erstrangige, geradezu eine Gründungserfahrung. Viele amerikanische Radikale sahen in den Gemeinschaftserfahrungen der Siedler einen typischen Zug des amerikanischen Experiments, ein fortwährend im Werden befindliches Experiment, eine der revolutionärsten Eigenschaften der neuen Nation. Auf seine kommunitären Experimente übertrug Warren die Wesenseigenschaften der amerikanischen Pioniere: Die Verherrlichung der Persönlichkeit, die Fähigkeit zur Initiative und die Bejahung persönlicher Verantwortung. Nebenbei sind dies Grundsätze, die in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung enthalten sind, die für Warren der wichtigste theoretische Bezugspunkt blieb. Der anfängliche amerikanische Liberalismus war für Josiah Warrens anarchistische Formu-

---

8 Charles A. Madison, Anarchism in the United States, in: Journal of the History of Ideas, 1/1945 (Vol. VI), S. 46-66, hier S. 49.

9 William O. Reichert, Toward a New Understanding of Anarchism, in: The Western Political Quarterly, 4/1967 (Vol. XX), S. 856-865, hier S. 857.

10 In diesen Kontext müssen auch die amerikanischen pazifistischen Bewegungen während des Ersten und Zweiten Weltkrieges aufgenommen werden, bis hin zu den Positionen beträchtlicher Teile der amerikanischen New Left gegen den Vietnamkrieg.

11 Zu den kommunitären Experimenten von Warren vgl. Ronald Creagh, Laboratori d'utopia, Mailand 1985, S. 59-99.

lierungen der ideale Hintergrund, und auf diese Grundlagen stellte er all seine anschließenden Experimente und folgenden Betrachtungen. Wie Stephen Pearl Andrews in seiner Einführung zu Warrens Buch „Equitable Commerce" aus dem Jahr 1852 hervorhebt, ist Warren als Sozialreformer zu sehen, als ein typischer Vertreter jener amerikanischen Intelligenz im neunzehnten Jahrhundert, die sich, von einem hohen moralischen Impuls bewegt, mit außerordentlichem Einsatz um die Verbesserung der Gesellschaft, in der sie lebte, bemühte, ohne deren Grundlagen zu zerstören und sogar, indem sie ihre Grundvoraussetzungen respektierte.[12]

Eine dieser Voraussetzungen ist gewiß die Unabhängigkeitserklärung, die nach Warren nur eine Abstraktion sein mag, solange sie nicht fortwährend auf die Probe gestellt wird;[13] diese Erprobung kann jedoch nur individuell sein, denn *„die Vielfalt ist unvermeidlich"*,[14] oder höchstens das Ergebnis der freiwilligen Zusammenarbeit von Individuen. Zu einer Zeit, als der Assoziationsgedanke und das *laissez-faire* vorherrschten, verkündet Warren die Lehre von der absoluten individuellen Souveränität und der freiwilligen Zusammenarbeit. Das individuelle Glück ist die Trägerin des sozialen Glücks: *"Es kann kein größeres nationales Ziel geben als das nationale Glück, das meines Erachtens im Glück der Individuen besteht, aus denen sich die Nation zusammensetzt, und das individuelle Glück ist nichts anderes als die Freiheit der Person und des Eigentums."*[15] Schließlich vertiefte Warren die Grundsätze der Unabhängigkeitserklärung in der Theorie und fand darin, in den anfänglichen Eigenschaften des amerikanischen Liberalismus also, die unverfälschten Ursprünge des eigenen Anarchismus: die *„Souveränität des Individuums"*, das Streben nach individuellem Glück, das Recht auf Eigentum als Wahrung des Glücks des Einzelnen.

Das tiefe Vertrauen von Warren in die Grundsätze des Liberalismus der amerikanischen Revolution mag, vor allem in uns Europäern der Gegenwart, ein Vorurteil hinsichtlich der Qualität seiner anarchistischen Auffassungen hervorrufen. Doch dabei handelt es sich um ein Vorurteil, das nur entstehen kann, sobald man sich keine Rechenschaft über die eigentümlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten des neunzehnten Jahrhunderts ablegt, einer Gesellschaft und einer Nation, die erst vor einem halben Jahrhundert aus einer Revolution hervorgegangen waren, die das Antlitz des gesamten Westens radikal verändern und eine liberale Auffassung durchsetzen sollten, die sich auf der absoluten Achtung des Individuums und seiner *gesamten* Vorrechte stützt. Zudem ergaben sich von Anfang an als unabdingbare - und dem Anarchismus von Warren und der amerikanischen Individualanarchisten unmöglich gleichgültig bleibende - Voraussetzungen des originalen amerikanischen Liberalismus die Ablehnung jeglicher - gerade in vielen europäischer Gesellschaften vorhandenen - staatlichen Zentralisation, sowie die freie Entfaltung der individuellen Willen und die Befähigung zur persönlichen Initiative. Trotz der vielen negativen Aspekte der amerikanischen Gesellschaft, die sich im Verlauf der großen industriellen Entwicklung in den letzten beiden Jahrzehnten des Jahrhunderts merklich verschärften, fühlten sich War-

12 Vgl. Stephen P. Andrews, Introduction to Josiah Warren, Equitable Commerce: A New Development of Principles (1852), New York 1967, S. V-VIII.
13 Ebd., S. 15.
14 Ebd.
15 Josiah Warren, Of Our State of Difficulties, in: The Peaceful Revolutionist, 5. Februar 1833 (Vol. I), S. 6.

ren, Stephen P. Andrews, William B. Greene, Lysander Spooner und Tucker rundum als Amerikaner und waren zutiefst stolz darauf, Teil eines großen sozialen Experiments zu sein, einer *friedlichen* Revolution, die noch im Gang war. Vielleicht entzieht sich ihr Anarchismus den Schablonen europäischer Interpretation, doch es war ein Anarchismus amerikanischer Prägung und als solcher muß er erklärt werden. Man könnte sagen, daß die „Ausnahme" der amerikanischen Geschichte, ebenfalls als „Ausnahme", unter anderem einen Anarchismus völlig eigener Herkunft hervorgebracht hat.

Warren erklärt mit großer Originalität die „Ausnahme" des amerikanischen Anarchismus. Sein Denken kann definiert werden als *„...echtes amerikanisches Amalgam aus der Naturrechtsphilosophie und den Kirchengemeinschaften*[16] *Neuenglands. Warren steht innerhalb der Jeffersonschen Demokratie auf der Linken und widersetzt sich der Idee des transzendentalen Individualismus, der er dennoch die Formulierung seiner Gesellschaftsauffassung verdankt".*[17] Diese fußt auf dem Grundsätzen von Arbeit und Eigentum. Als Radikaldemokrat war Warren der Siedlerphilosophie von der Landnahme kulturell verbunden, einer Philosophie der harten täglichen Landarbeit, der Anstrengung und Belohnung. So verschaffte allein die Arbeit das Recht auf Eigentum, wohlverstanden ein individuelles Eigentum, kein kollektives. Darin war Warren ein voller Jeffersonianer und ein hartnäckiger Gegner der Kollektivgedanken von Robert Owen. Warren verurteilte jedes beliebige auf die Gütergemeinschaft gegründete System als eine Verneinung der Lebensenergie des Individuums, insofern dieses System die persönliche Verantwortung und die persönliche Initiative des Einzelnen auslöscht und überdies zum Autoritarismus führt. Ohne im geringsten die Persönlichkeitssphäre zu verletzen, formulierte Warren einige konkrete Ideen zur Ökonomie einer gerechten Gesellschaft. Diese sollte sich auf den Austausch von Leistungen gründen, die nach der Menge der in sie gesteckten Arbeit bewertet werden. Dieses System hätte an die Stelle des gegenwärtigen Tauschsystems treten sollen, das auf dem Marktwert basiert, worin der Preis durch den Wettbewerb und das Profitstreben bestimmt ist - *„zivilisierter Kannibalismus"* nannte dies Warren in vielen Passagen von „Equitable Commerce". Für Warren mußten die Kosten eines Produkts deutlich von seinem Wert getrennt werden und es mußte festgelegt sein, daß die Kosten die Preisgrenze eines Produkts bilden. Wenn folglich „die Kosten den Preis begrenzen, dann entspringt daraus als Antwort die erste Lösung unseres Problems, die *gerechte Entlohnung der Arbeit!*"[18]

Was jenseits von Warrens Äußerungen zur neuen gesellschaftlichen Wirtschaftsordnung wirklich zählt, sind die Prinzipien, die seine Lehre angeregt haben. Diesbezüglich ist Warren recht deutlich: *„Die Unabhängigkeitserklärung und der Instinkt zur Selbsterhaltung bekräftigen das absolute und ‚unveräußerliche Recht' eines jeden, sich selbst zu verwalten."*[19] Damit sind wir im Herz von Warrens Lehre - die *„Sou-*

---

16 Kongregationalismus (AdÜ).

17 Yeshoshua Arieli, Individualism and Nationalism in American Ideology, Baltimore 1964, S. 285.

18 Josiah Warren, Equitable Commerce, a.a.O., S. 48.

19 Josiah Warren, True Civilization, An Immediate Necessity and the Last Ground of Hope for Mankind (1863), New York 1967, S. 21. (Im Original lautet die Passage: *„The Declaration of*

veränität des Individuums" ist das Prinzip, das den gesamten unverfälscht amerikanischen Anarchismus im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts prägen wird.

3.

In den damaligen radikalen Kreisen hatten die Lehren von Warren eine gewisse Verbreitung. Als Land sozialer Reformen und Experimente verhalfen die Vereinigten Staaten im neunzehnten Jahrhundert seinen Ideen zu einem gewissen Erfolg. Es war namentlich Stephen Pearl Andrews, der es auf sich nahm, sie zu verbreiten, und er tat dies so einflußreich und systematisch, daß ihm ein eigener Platz auf der Bühne des amerikanischen Radikalismus im neunzehnten Jahrhundert gebührt. Sein Buch „The Science of Society" geht nämlich über eine einfache Darstellung von Warrens Theorien hinaus und versteht sich als eigener Beitrag zu den zeitgenössischen radikalen Lehren. Warren war sich dessen selbst bewußt, und so schrieb er im April 1825: *„Es ist befriedigend, und es ist dies wohl wiederum auch nicht, zu denken, daß unsere Arbeit die Probe der Zeit bestehen muß und, um nicht überholt zu werden, jeden Augenblick neue Kraft, neuen Wert beweisen muß..."*[20] Warren war nicht nur von der Qualität seines Engagements und seiner Theorien überzeugt, als guter Amerikaner im Einsatz an der Front der Tat sah er auch voraus, daß die eigenen Theorien den neuen Umständen in der Entwicklung der amerikanischen Gesellschaft angepaßt und überprüft werden müssen. Mit ihrem fortwährenden Erneuerungs- und Anpassungstrieb waren Warren ebenso wie Andrews *„im Wesen Kinder der Aufklärung, und die Suche nach neuen Methoden zur Enthüllung der Naturgeheimnisse war die stete Sorge ihres Lebens"*.[21] „The Science of Society" ist jedoch ein Werk, daß man, ohne sich über die vulkanische Persönlichkeit von Andrews Rechenschaft abzulegen, kaum verstehen kann. Andrews war bei allen zeitgenössischen radikalen Kämpfen immer in vorderster Linie und im Kampf gegen die Sklaverei besonders aktiv, ein Umstand, der ihm nicht wenige Scherereien verursachte. Nach dem Vorbild von Thoreau erhoben alle radikalen Individualisten die Sache des Abolitionismus zu ihrem Banner. Namentlich Andrews zeichnete sich auf diesem Feld aus, doch als guter Liberaler forderte er nie, wie andere, die Abschaffung des Staates, sondern focht einen energischen Kampf zur Befreiung der Sklaven.

In ihrem Kern sind die Theorien von Andrews und Warren nicht weit voneinander entfernt. Andrews besteht sogar stark auf dem bereits bei Warren vorhandenen Prinzip der Individualität. Dies stellt Andrews in die Tradition des Radikalismus liberaler Herkunft, der für die Sozialreformer des neunzehnten Jahrhunderts in Amerika typisch ist, denen zufolge die amerikanische Gesellschaft zur völligen Verwirklichung der liberalen Grundsätze der amerikanischen Revolution und der Unabhängigkeitserklärung gebracht werden soll. Der Individualismus, so Andrews, *„durchdringt das Universum.*

Independence and the instinct of Self-preservation assert the absolute and 'inalienable right' of every one to control his own!", AdÜ).

20 Josiah Warren an Stephen P. Andrews, 13. April 1825. Der Brief findet sich in einem Konvolut von 21 Briefen aus den Jahren 1825 bis 1852 im Bestand von Charles Coffin Jewett, Houghton Library, Harvard University.

21 William O. Reichert, Partisans of Freedom: A Study in American Anarchism, Bowling Green/ Ohio, 1976, S. 79.

Die Individualität ist das am meisten grundlegende und universale Prinzip, das der Geist erfassen kann." Dem entsprechend muß die Individualität wie folgt verstanden werden: *„Es gibt keine zwei Dinge im Universum, die genau gleich sind... Die unendliche Verschiedenheit ist ein universales Gesetz."* Nur die Individualität liefert aus sich selbst heraus das Gesetz - das einzig wahre Gesetz - der Ordnung und Harmonie. Der Staat ist daher nicht imstande, die Ordnung zu wahren. Die Individualität ist das wesentliche Ordnungsgesetz im gesamten Universum,[22] und kann keinesfalls mißachtet werden, *„ohne unendliche Verwirrung zu erregen"*.[23]

Gründet sich also die Gesellschaft auf Persönlichkeit und freie Vereinbarung der Individuen, folgt nach Andrews daraus, daß die gegenwärtige amerikanische Regierung die Grundprinzipien jener Freiheit durch Sklaverei, Handelsrestriktionen, Einschränkung freien Zugangs zum Boden und Bestrafung von Verbrechern verletzt. Im Gegenzug befürwortet Andrews entschieden Freihandel, freien Zugang zum Boden und verurteilt die Todesstrafe, das Steuersystem (Henry David Thoreaus Lektion zu diesem Thema ist evident), das Heer, die Marine und jede Art von Nationalismus. Im Denken und in den Absichten von Andrews ist allerdings nichts umstürzlerisches; die Revolution und der Fortschritt in Richtung der von Andrews vorgeschlagenen Ziele müssen sich in jedem Individuum vollziehen: eine Art Revolution des Bewußtseins, eine friedliche Revolution, die sich im sicheren Flußbett der Unabhängigkeitserklärung vollzieht. Die Menschen sind nach Andrews frei und gleich geboren, und jeder Mensch muß der Kontrolle des Staates ledig sein: *„Eine reine Demokratie identifiziert sich mit der Doktrin der Nichtregierung."*[24] Der Grundsatz völliger individueller Freiheit muß im sozialen ebenso wie im wirtschaftlichen Bereich gelten. Andrews wird zum Vertreter einer Radikalen Wirtschaftspolitik, die als Grundlagen zur Bewertung der jeweiligen Arbeit deren Intensitäts- oder Härtegrad und die erworbene Kunstfertigkeit erfaßt.[25]

Die Stichhaltigkeit von Andrews Lehre beruht allerdings nicht so sehr auf ihren ökonomischen Formulierungen, die notgedrungen ungenau und partiell sind, sondern auf ihren philosophischen Annahmen. Wie bei Warren, bleibt die *„Souveränität des Individuums"* der Angelpunkt von Andrews Gedankengang. Dabei handelt es sich nicht um individualistischen Egoismus, der keine Rücksicht auf die *„Souveränität"* anderer nimmt, vielmehr um die Erfordernis einer harmonischen Entfaltung aller *„Souveränitäten"* zum Wohl der Gesellschaft: *„Die Grenze ist die: Jedes Individuum ist einzig und allein in allen Belangen rechtmäßiger Souverän in seinem Verhalten, solange es die Folgen daraus selbst tragen kann."*[26] Dies ist in der Formulierung von Andrews die ethische Grenze, die für die gesamte vielfältige Strömung der Sozialreformer typisch ist, die nahezu über das ganze neunzehnte Jahrhundert hinweg in den Vereinigten Staaten tätig waren. Und dies ist eine wirkliche Grenze für den eigentlichen amerikanischen Liberalismus.

---

22 Stephen P. Andrews, The Science of Society (1852), Boston 1988, S. 13-15.
23 Ebd.
24 Ebd., S. 23.
25 Die gesamte Materie wird behandelt in Stephen P. Andrews, The Labor Dollar, Boston, Mass. 1881 (1877).
26 Stephen P. Andrews, The Science of Society, a.a.O., S. 73.

4.

„Die natürlichen Rechte eines Menschen sind vor der ganzen Welt sein ausschließlicher Besitz, und jedweder Verstoß gegen sie kommt einem Verbrechen gleich, ob von einem einzelnen Menschen oder von einer Million Menschen begangen, ... die sich selbst den Titel ‚Regierung' zugelegt haben."[27] Mit dieser Formulierung von Lysander Spooner aus dem Jahr 1867 gewinnt die *„Souveränität des Individuums"* eine neue theoretische Rechtfertigung. Die individuelle Freiheit ist Teil des Naturgesetzes, von dem das Universum reguliert wird, und diese Freiheit stößt sich an jeder beliebigen Regierungsform. Mehr noch als mit Warren oder Andrews, betritt man mit Spooner das Feld des ausgesprochen theoretisch bestimmten Anarchismus. Sein Bestehen auf dem Naturrecht als dem Grund des sozialen Lebens konnte Spooner nur in das Lager der leidenschaftlichsten Abolitionisten führen. Und er analysierte peinlich genau alle Dokumente, die ehedem den Anstoß zur Geburt der amerikanischen Nation gegeben haben. Namentlich die Unabhängigkeitserklärung basiert auf einer selbstverständlichen Wahrheit, daß nämlich alle Menschen frei und gleich geboren sind;[28] die Verfassung selbst anerkennt nirgendwo die Geltung der Sklaverei. Als guter Jurist schlußfolgerte Spooner peinlichst, daß die Sklaverei verfassungswidrig sei[29]. Obschon eigentlich die Schriften und das militante politische Engagement von Spooner im Lager der Abolitionisten recht bemerkenswert sind, ist der Anwalt aus Massachussetts zudem der wohl erste amerikanische Individualanarchist, der offen über die Abschaffung des Staates nachdenkt. Und er tut dies auf der Annahme der universalen Geltung des Naturrechts.[30] In einem Brief an den amerikanischen Präsidenten Grover Cleveland faßte er seine Gedanken glänzend zusammen: *„Die einzig wahre ‚Souveränität'... ist jenes souveräne Recht, das jedes Menschenwesen über seine Person und seinen Besitz hat, denn nur dieses läßt der Person und dem Besitz jedes anderen Menschen Gerechtigkeit widerfahren. Dies ist das einzig natürliche jemals von den Menschen anerkannte souveräne Recht. Alle anderen sogenannten souveränen Rechte sind einfach widerrechtliche Anmaßungen, begangen von Betrügern, Verschwörern, Räubern, Tyrannen und Mördern..."*[31] Auf der Grundlage dieser Behauptungen verurteilt Spooner jede Form des Staates. Von den Grundsätzen der Unabhängigkeitserklärung und des amerikanischen Liberalismus ausgehend, wünscht sich Spooner keine Sozialreform, sondern die Zerstörung der vorhandenen wirtschaftlichen und sozialen Ordnung und die Rückkehr zu einer vorindustriellen Gesellschaft. Spooner ist das industrielle System verhaßt, er kann die Massen nicht ausstehen, er verachtet die aktuellen politischen Prozesse und

---

27 Lysander Spooner, No Treason, no. 1 (1867), in: The Collected Works of Lysander Spooner, 6 Vols., edited by Charles Shively, Vol. I, Weston, Mass. 1971, S. 7.

28 Hier einmal zur Erinnerung der unmißverständliche Wortlaut der „Declaration of Independence" vom 4. Juli 1776: *„We hold this truths to be self-evident, that all men are created equal, that they are endowed by their Creator with certain unalienable Rights, that among these are Life, Liberty and the Pursuit of Happiness."* (AdÜ).

29 Vgl. Lysander Spooner, The Unconstitutionality of Slavery (1870), in: The Collected Works of Lysander Spooner, Vol. IV, a.a.O. Davor hat Spooner zwei weitere Arbeiten zum Thema veröffentlicht: „A Defence for Fugitive Slaves" (1850) und „A Plan for the Abolition of Slavery" (1858), die jetzt beide in „The Collected Works of Lysander Spooner", Vol. IV, a.a.O., enthalten sind.

30 Vgl. Lysander Spooner, Natural Law; or the Science of Justice (1882), in: The Collected Works of Lysander Spooner, Vol. I, a.a.O.

31 Lysander Spooner, A Letter to Grover Cleveland (1886), in: Ebd., S. 86.

wünscht eine Rückkehr zur Epoche des individuellen Eigentums, das heißt zu einem ländlichen Amerika im Sinne Jeffersons.
Darin besteht der wesentliche Unterschied in den Analysen von Spooner auf der einen und von Warren und Andrews auf der anderen Seite. Obschon alle drei anarchistischen Denker in der liberalen amerikanischen Tradition gleichermaßen zuverlässig verankert sind, wird jene Tradition aus sehr verschiedenen Perspektiven übernommen. Warren und Andrews wünschen sich, ausgehend von der grundlegenden Akzeptanz des sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten verfestigenden liberalen Modells, eine schrittweise Gesellschaftsreform, auch wenn sie - wie man sah - die schädlichsten Aspekte des amerikanischen „Wirtschaftsfortschritts" beklagen. Spooner hat es dagegen vor allem das von Jefferson vorgeschlagene politisch-ökonomische Modell angetan: ein Amerika unabhängiger kleiner Landbesitzer, die das Eigentum des jeweils anderen achten. Um diesen Rückschritt - oder Fortschritt, wenn es nach Spooner geht - zu vollziehen, muß die vorhandene politische und wirtschaftliche Ordnung zerstört werden: *„Alle erdenklichen Großbetriebe, die gegenwärtig in den Händen weniger Besitzer sind und eine große Zahl Lohnabhängiger beschäftigen, müssen abgerissen werden."*[32] Die Freiheit des Einzelnen, seine Souveränität besteht demnach im Eigentum; Arbeitslohn ist Sklaverei. Sieht man vom ungestümen Ton der Anklage und vom verbalen Umstürzlertum ab, ist Spooner, vielleicht mehr als die anderen, fest in der liberalen politischen Überlieferung seines Landes und der vorindustriellen Pioniergesellschaft verhaftet.

5.

William Batchelder Greene wurde im allgemeinen als der bedeutendste Schüler von Josiah Warren angesehen. Und dennoch bietet Greene seine eigene Vision des rein amerikanischen Anarchismus, die als „Mutualismus" bezeichnet wird. Dabei handelt es sich um einen treffenden Begriff, denn er konzediert einerseits nichts der kommunistischen Anschauung, andererseits unterstreicht er die zentrale Stellung des Einzelnen beim Aufbau einer anarchistischen Gesellschaft. Davon abgesehen, nimmt im Denken von Greene die Philosophie des anfänglichen amerikanischen Liberalismus ebenfalls eine zentrale Stellung ein, wie aus dem folgenden Abschnitt ersichtlich ist: *„Der erste entscheidende Schritt im Fortschreiten der Menschheit geht von der Arbeitsteilung aus. Der Arbeitsteilung und der wirtschaftlichen Verteilung der Aufgaben ist eigen, daß jedes Individuum dazu neigt, genau das zu tun, was die anderen nicht tun. Kaum beginnt die Arbeit, aufgeteilt zu werden, hört notwendig der Kommunismus auf, und mit der wechselseitigen Beziehung der Menschen beginnt, als Verneinung des Kommunismus, der ‚Mutualismus'... Der Kommunismus opfert den Einzelnen, um die Einheit des Gesamten zu wahren. Der Mutualismus hat einen grenzenlosen Individualismus zur wesentlichen und vorrangigen Bedingung seiner Existenz..."*[33]. Auch für Greene ist demnach die Individualität, die *„Souveränität des Individuums"*, der Dreh- und Angelpunkt des amerikanischen Liberalismus der Revolutionszeit der unabdingbare Ausgangspunkt. Der Mutualismus, von dem Greene spricht, besteht in der Auf-

32 Ebd., S. 41.
33 William B. Greene, Socialistic, Mutualistic, and Financial Fragments, Westport, Conn. 1975, S. 25 (Nachdruck der amerikanischen Erstausgabe von 1875).

fassung einer Wirtschafts- und Sozialordnung, in der wirtschaftlicher Individualismus Arbeitsteilung und freiwillige Zusammenarbeit erfordert. In einem derart verfaßten System bilden die gerechte Entlohnung der eigenen Arbeit und die soziale Harmonie die Grundlage einer umfassenden klassenlosen Anschauung, in der die Interessen der Arbeiter, Bauern und Kapitalisten durch verschiedene wirtschaftliche Vorrichtungen abgestimmt sind, die auf die Idee einer „Mutual Bank"[34] hinauslaufen. Auch Greene bewegt sich also innerhalb der Grenzen der liberalen amerikanischen politischen Tradition.

6.

Warren, Andrews, Spooner, Greene traten in den siebziger und achtziger Jahren ab. Obschon sie das Trauma des Bürgerkrieges und der großen darauffolgenden Erschütterungen miterlebten, waren sie im großen und ganzen Zeugen eines Amerika der ländlichen Werte, und ihre Philosophie, getränkt mit dem anfänglichen amerikanischen Liberalismus und stark mit dem Geist der Ausdehnung nach Westen verbunden, war davon geprägt.

Benjamin Tucker erlebte in seinem Mannesalter alle großen Umwälzungen gegen Ende des Jahrhunderts und im Alter noch die Entstehung und Festigung des Nationalsozialismus. Doch noch vor dem Nationalsozialismus zerrten die Ereignisse der bolschewistischen Revolution an ihm, die ihm eine endgültige Probe auf die Brutalität des Kommunismus und, im Gegenzug, auf die Überlegenheit des Individualanarchismus waren. Doch Tucker hatte auch das Privileg, zuhause der Geburt des modernen Amerika beizuwohnen, verbunden mit dem Verschwinden der alten Werte einer Gesellschaft nach der Art von Jefferson; er fand sich mit eindrucksvollen Einwandererwellen aus allen Teilen Europas und mit dem klassenbewußten, umstürzlerischen und gewalttätigen Anarchismus europäischer Prägung konfrontiert. Diesen lehnte er standhaft ab, und er hatte zu dessen Vertretern nie wirklich Kontakt. Wie seine Vorgänger blieb Tucker rundum Amerikaner und trotz der Verwerfungen der zeitgenössischen Gesellschaft war er stets von der Überlegenheit des liberalen amerikanischen Modells und eines friedlichen, schrittweise vorgehenden, der Aufklärung und den moralischen Werten der Achtung und der Toleranz verpflichteten Anarchismus überzeugt. Tucker äußerte seine Ideen sein Leben lang in völliger Geradlinigkeit zuerst in der „Radical Review", später in „Liberty". Die letzte Zeitschrift war sein ganzer Stolz, da sie in den langen Jahren ihres Erscheinens ein großes Sammelbecken des Individualanarchismus und ein leuchtendes Beispiel der Toleranz darstellte. Nebenbei war es Tucker, der 1877 schrieb: *„Die neue Ordnung wird sich jedenfalls langsam aber sicher einführen, denn wir haben uns die universalen Ideen des Rechts, der Ordnung und der Brüderlichkeit zu eigen gemacht und diese Ideen sollen nicht durch die Zwangssysteme der Herrschaft gewahrt werden, sondern sie müssen sich im spontanen Handeln der Leute festsetzen."*[35] Tucker definierte seinen Anarchismus im Kern so: *„Die Herrschaft muß*

34 Die ganze Angelegenheit wird in William B. Greene, Mutual Banking, West Brookfield, Mass. 1850 (Nachdruck: New York 1972), dargelegt.

35 Zit. nach Eunice M. Schuster, Native American Anarchism, a.a.O., S. 139.

vom Staat auf den Einzelnen übergehen. Dies ist der neue Glaube; nicht mehr der Glaube an die Götter über den Menschen, sondern an den Gott in jedem Menschen."[36]
Für Tucker war das Zusammenleben der Menschen durch das Recht der gleichen Freiheit geregelt, doch fußte letztere auf der Verteidigung des persönlichen Interesses. Das Streben nach Glück und das Recht auf Eigentum, zwei Eckpfeiler der Unabhängigkeitserklärung also, klingen in Tuckers Prinzip des *self-interest* an. Tucker geht jedoch auf dem von Jefferson geebneten Weg der am geringsten erforderlichen Einmischung in die Belange der Bürger noch viel weiter: Das größte Hindernis für die freie Entfaltung des auf dem persönlichen Interesse fußenden Rechts auf Freiheit ist der Staat, der folglich abgeschafft werden muß.[37] Unter den gegenwärtigen Umständen sind die Monopole die schlimmsten Verkörperungen des Staates, die zerstört werden müssen; eine wahrhaft freie Gesellschaft muß die folgenden Grundlagen haben: *"...die Freiheit des Einzelnen, das Recht auf Souveränität über sich selbst, über das eigene Arbeitsprodukt und die eigene Belange, die Rebellion gegen jede äußere Autorität."*[38]
Tucker hat kein systematisches und zusammenhängendes Werk verfaßt, er vertrat seine Gedanken in hunderten von Artikeln, die in seinen beiden Zeitschriften erschienen sind, speziell in „Liberty", die eines der schönsten und langlebigsten Beispiele einer radikalen Zeitschrift im amerikanischen Panorama des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts bleibt. Als Kind der politischen Tradition des anfänglichen amerikanischen Liberalismus und Erbe der Philosophie eines Thoreau und Emerson, zutiefst von der Macht des Geistes und der Vernunft über die den individuellen Rechten schadende und destruktive revolutionäre Aktion überzeugt, behauptet Tucker stets unnachgiebig, daß der individualistische der einzig wahre Anarchismus sei und der durch John Most aus Europa eingeführte gewalttätige Anarchismus nichts weiter als ein Surrogat, eine Verkleidung der vom europäischen Marxismus verfochtenen, auf dem Klassenstandpunkt beharrenden, umstürzlerischen, kollektivistischen Doktrin. Also errichtete er zwischen sich und seinen Genossen auf der einen und den Anarchisten europäischer Herkunft, Emma Goldman inbegriffen, auf der anderen Seite eine Mauer. An Hand seiner Ideen verurteilte er von Anfang an klar und deutlich die bolschewistische Revolution, und die Umstände sollten ihm bald recht geben. Tucker ist der letzte große Denker des amerikanischen Individualanarchismus gewesen, ein Mensch, dessen absolut freier Geist in seinem eigenen Satz zusammengefaßt werden kann: *„Kümmere Dich um Deine eigenen Angelegenheiten."*[39]

7.

Der rein amerikanische Anarchismus schuldet also Europa kaum etwas. Obschon, hauptsächlich in den Arbeiten der Gelehrten, die sich mit dem Thema beschäftigen, der Name von Pierre-Joseph Proudhon oder von Max Stirner geläufig ist, ist es wohl eher angebracht, zu betonen, daß die liberale politische Tradition der amerikanischen Revolution für Warren, Andrews, Spooner, Greene oder Tucker, sowie für viele an-

36 Ebd.
37 Benjamin R. Tucker, Instead of a Book by a Man too Busy to Write One: A Fragmentary Exposition on Philosophical Anarchism, New York 1893, S. 132 ff.
38 Ebd., S. 13.
39 Ebd., S. 15.

dere von geringerer Bedeutung, einen unerläßlichen Bezugspunkt darstellte und innerhalb dieser Tradition waren dies die Gestalten und das Werk von George Washington, Thomas Jefferson, Thomas Paine und der *Founding Fathers* sowie, zu guter letzt die amerikanische Unabhängigkeitserklärung und die Verfassung selbst. Henry David Thoreau und Ralph Waldo Emerson wurden stets als Vorläufer des amerikanischen Anarchismus im neunzehnten Jahrhundert gesehen. Die amerikanischen Anarchisten, die lebten und handelten, bevor der europäische Radikalismus seinen Fuß auf amerikanischen Boden setzte, nährten sich von der Kultur „ihres" Radikalismus, der zwar aus einem Ereignis von weltweiter Bedeutung entstanden ist, aber unter den eigentümlichen sozialen, politischen und ökonomischen Verhältnissen der amerikanischen Siedlungen am Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu Tage trat. Die amerikanischen Anarchisten erkannten in der amerikanischen Revolution den kulturellen und politischen Hintergrund ihrer Ideen. Sie betrachteten den importierten Anarchismus mit Mißtrauen und Argwohn und lehnten ihn ab.

Voltairine de Cleyre untersuchte das Verhältnis zwischen der amerikanischen liberalen politischen Tradition und dem Individualanarchismus gründlich in einem langen, 1909 im „Mother Earth Bulletin" erschienenen Aufsatz. Bezeichnenderweise begann de Cleyre mit einem Ausspruch von Jefferson: *„Der Zeitgeist kann sich ändern und wird es. Unsere Regierenden werden korrupt, unser Volk wird sorglos werden. Ein einzelner Fanatiker kann zum Verfolger vieler besserer Männer werden... Nach dem Ende dieses Krieges wird es mit uns bergab gehen. Dann wird es nicht mehr nötig sein, in jedem Moment die Leute um Unterstützung zu bitten. Daher wird man sie vergessen und ihre Rechte mißachten."*[40] Der amerikanischen Anarchistin zufolge war die auf der gleichen Freiheit aller basierende Selbstregierung der Siedler durch die Einrichtung einer allmächtigen und alles durchdringenden Zentralregierung zu einer despotischen Herrschaft der Mehrheit mutiert, die schließlich *„örtliche Initiative und unabhängiges Handeln"*[41] erstickte. Dagegen betont de Cleyre ausdrücklich die gemeinsame Basis des revolutionären Geistes von 1776 mit der Grundeinstellung des Individualanarchismus: *„Das war also damals die amerikanische Tradition, daß das private Engagement am besten mit allem zurecht kommt, zu dem es imstande ist; und der Anarchismus erklärt, daß das individuelle oder kooperative Privatengagement zu allen gesellschaftlichen Unternehmungen imstande ist."*[42] Doch dies kann nur geschehen - und daran erkennt man, an Hand der Gedanken von Jefferson, einen weiteren wesentlichen Aspekt des ausgeprägt amerikanischen Anarchismus von de Cleyre -, wenn sich die amerikanische Gesellschaft der europäischen Ansteckung zu entziehen versteht und künftig ihre alten Werte unverändert bewahrt oder wiederherstellt: *„Solange die Landwirtschaft unsere Hauptbeschäftigung ist, werden wir tugendhaft bleiben, und das wird solange der Fall sein, wie es unbebautes Land irgendwo in Amerika gibt. Wenn wir erst einmal wie in Europa in großen Städten zusammengepfercht sind, wer-*

---

40 Voltairine de Cleyre, Anarchism and American Traditions, in: Dies., Selected Works of Voltairine de Cleyre, edited by Alexander Berkman, New York 1972, S. 119 (Nachdruck der amerikanischen Erstausgabe von 1914). (deutsche Übersetzung: Voltairine de Cleyre, Anarchismus und amerikanische Traditionen, in: Bibliothek der Freien. Bulletin, Nr. 1/Januar 2000 [Berlin], S. 13-28, hier S. 16, AdÜ).

41 Ebd., S. 121 (dt. Übersetzung: S. 18).

42 Ebd., S. 122 (dt. Übersetzung: S. 18).

den wir ebenso korrupt werden wie die Europäer und uns wie die Leute dort gegenseitig auffressen."[43]

Der Aufsatz von Voltairine de Cleyre bringt die Grundeinstellung und die Philosophie der gesamten Strömung des Individualanarchismus, die in den Vereinigten Staaten über das ganze neunzehnte Jahrhundert hinweg wirksam waren, gut zum Ausdruck. Obschon an das Vermächtnis einer ländlichen Gesellschaft gebunden, die nur mehr eine Erinnerung an die Vergangenheit war, hielt sie die liberale Tradition der amerikanischen Revolution lebendig und unterbreitete mit Überzeugung noch einmal deren ungebrochene Gültigkeit.

Erstveröffentlichung unter dem Titel „Anarchismo e tradizione politica americana negli Stati Uniti dell'Ottocento" in: Rivista Storica dell'Anarchismo (Pisa), 1/1994 (anno 1), S. 49-62

Übersetzung aus dem Italienischen: Egon Günther

43 Ebd., S. 129 (dt. Übersetzung: S. 24).

Giuliana Iurlano

Theodore Schroeder und der Free Speech Fight im progressistischen Amerika

1.

Als Walter Lippman und Van Wyck Brooks am Vorabend des Ersten Weltkrieges „Drift and Mastery" (1914)[1] bzw. „America's Coming of Age" (1915) veröffentlichten,[2] war gerade deutlich geworden, daß das Experiment des Fortschritts im Begriff stand, seine letzten Energien zu erschöpfen. Als liberale Publizisten und Kritiker aus dem Inneren der progressistischen Elite beabsichtigten beide, dem amerikanischen Leben neue nationale Ziele vorzugeben und jene zu überwinden, die sich im globalen progressistischen Reformansatz als Fehler erwiesen hatten. In den Brennpunkt ihrer soziokulturellen Analysen stellten sie die Schranken der *Progressive Era*; sie unterstrichen die Grundmängel, die den starken Reformimpuls gefährdet hatten, bestimmten, was ihres Erachtens die geeigneten Korrektive dazu bilden konnten und betonten die jedenfalls enormen Schwierigkeiten, denen sich Amerika im Übergang vom 19. zum 20. Jahrhundert zu stellen hatte. Denn zwischen 1870 und 1910 hatten sich die Vereinigten Staaten mit einer beeindruckenden Geschwindigkeit gewandelt: Während die landwirtschaftliche Tätigkeit unwiderruflich auf den zweiten Platz verwiesen wurde - was die Proteste und den populistischen Kreuzzug der unzufriedenen Farmer hervorrief - waren die Schornsteine zum beherrschenden Merkmal der amerikanischen Landschaft geworden. Gleichzeitig wohnte man einer starken Bevölkerungsverschiebung vom Land in die Städte bei, die sich in gigantische Metropolen verwandelten, darauf erpicht, sich die Neuankömmlinge auf ihrer Suche nach Beschäftigung einzuverleiben. Der schwindelerregende Anstieg der Bevölkerung, der auch dem enormen Zustrom einer großen Masse Einwanderer aus Ost- und Südeuropa geschuldet war, hatte neue soziale Probleme und Gegensätze aufgeworfen, nicht nur solche des Status, sondern zusätzlich solche ethnischer Art. Mit dem Verlust des Gemeinschaftsgefühls gerade der traditionellen bäuerlichen Gruppen geriet auch der Einzelne, von Organisationen eingeengt, die so viel größer waren als er selbst, daß sie ihn zu ersticken schienen, in eine Krise. Zwischen *corporation* und großer Gewerkschaftszentrale, industrieller Organi-

1 Walter Lippman sah im amerikanischen Leben des 20. Jahrhunderts eine Kluft zwischen dem alten Moralismus viktorianischen Stils - seines Erachtens noch in den Programmen des „New Nationalism" von Theodore Roosevelt sowie des „New Freedom" von Woodrow Wilson vorhanden - und der Erfordernis, die Politik mittels einer rein wissenschaftlichen Methode zu erneuern. Demnach bestand die Alternative zwischen *drift* - einer Trift, in deren Sog Amerika geraten würde, falls es nicht gelänge, Richtung und Strategie zu wechseln - und *mastery*, der Meisterung der neuen von den Wissenschaften angezeigten Methoden, die es ermöglichten, „big business" zu rationalisieren und zu reformieren, wodurch eine rein kooperative Gesellschaft entstünde, eine Art *commonwealth* aus Managern, Arbeitern und Konsumenten.

2 Van Wyck Brooks sah im progressistischen Amerika eine kulturelle Kluft zwischen *highbrow* und *lowbrow*, zwischen Intellektuellen und Bevölkerung, zwischen abgehobener Theoriebildung und der Suche nach Profit. Dazwischen gab es, nach seinen Worten, eine kulturelle Wüste, die der progressistische Impuls nicht ausfüllen konnte, weil er seine besten Energien nicht auf den Gebieten der Psychologie und der Kunst anwandte.

sation und krampfhafter Urbanisierung stieß die überlieferte amerikanische Freiheit des Einzelnen nunmehr offenbar auf unüberwindbare Schranken, und dies führte zu einem verbreiteten Gefühl der Unsicherheit, das an den eigentlichen Grundlagen des *american mind* und der Bestimmung der großen amerikanischen Demokratie kratzte. Angesichts einer brutalen Herrschaft des Reichtums und der sozialen Ungerechtigkeit, angesichts häufiger und wiederholter Übergriffe auf die individuellen Freiheiten und angesichts dessen, was sich ausnahm wie ausgemachte, dem genuinen amerikanischen Geist versetzte Schläge, erschien nun das *„Streben nach Glück"* - das Jefferson in der Unabhängigkeitserklärung unter die unveräußerlichen Rechte des Menschen gezählt hatte - wie eine verwehte Erinnerung oder eine bittere Ironie. Obschon eine Welle von Reformen ganz Amerika überrollte und dabei in ihrer Kultur und in den von ihnen verfolgten Zielen äußerst ungleichartige Individuen und Gruppen mit sich riß, äußerte sich die Komplexität der Epoche gerade auch in der gründlichen Umwälzung, von der die amerikanische Arbeiterklasse betroffen war, innerhalb der weitere Spaltungen und Konflikte zum Vorschein kamen. Sie erlebte nicht nur Veränderungen quantitativer Art, sondern auch, infolge der Marginalisierung des Facharbeiters auf dem Arbeitsmarkt, eine umfassende Neubewertung ihrer Rolle in der Massenindustrie. Zudem hatte das zunehmende Verschwinden des qualifizierten Arbeiters, der schrittweise durch gefügige und leicht zu kontrollierende unqualifizierte Arbeitskräfte ersetzt wurde, starken inneren Spannungen den Weg gebahnt, die vom Zusammenprall mit den Neueinwanderern gekennzeichnet waren, die laufend die Reihen der Handlanger und Bandarbeiter vermehrten - mit Niedriglöhnen, geringer und zumeist keiner Qualifizierung und, vor allem, der Bereitschaft, für eine erfolgreiche Anstellung alles zu tun. Neben den neuen Problemen der Akkulturation und Assimilation jener großen Masse an Leuten - die einer der Hauptinterventionsbereiche fortschrittlicher Reformer bilden sollte - zeichnete sich sehr bald ein gewaltsamer Sozialkonflikt ab, der nicht nur Kapital und Arbeit auf meist brutale und blutige Weise gegeneinander stellte, sondern auch neue und alte Einwanderer, Arbeitslose und Beschäftigte, an den Rand gedrängte Gesellschaftsschichten und andere, die durch die wiederholten ökonomischen Depressionen wieder zurückgeworfen wurden.

In diesem von einer starken sozialen Konfliktbereitschaft geprägten Kontext, der durch die Anwesenheit und Propaganda der Anarchokommunisten europäischer Herkunft noch bedrohlicher wirkte, entwickelte sich bald ein heftiges Angstgefühl vor der Möglichkeit einer revolutionären Entwicklung, die imstande sein könnte, die besonderen Strukturen aus den Angeln zu heben, auf die sich die amerikanische Gesellschaft gründete. Dieses unbestimmte Angstgefühl wurde greifbarer durch die unheilvollen Einwirkungen von Johann Most und das 1892 in Homestead, Pennsylvania, von Alexander Berkman auf den Manager der Carnegie Steel Company, Henry Clay Frick, verübte terroristische Attentat. Obwohl es seitens der Anarchisten zu einem umfassenden Überdenken der Rolle der „Propaganda der Tat" und, besonders dank der Mühen Emma Goldmans, zur fruchtbaren Annäherung an die *radical* und *liberal* eingestellten Schichten kam, blieben Vorurteile und Verdächtigungen fest in der öffentlichen Meinung verwurzelt, oftmals von einer Presse der Macht sorgfältig genährt, die glauben machte, die Anarchisten seien die wahre Gefahr für die Institutionen und das Modell der amerikanischen Lebensweise. Man hatte sich in den Vereinigten Staaten deshalb in

den ersten Jahrzehnten des neuen Jahrhunderts dazu entschlossen, der wachsenden sozialen Unordnung Abhilfe zu schaffen, die zwischen Erneuerung und Tradition schlingernde Bahn des Landes wieder auszugleichen und bei dieser Gelegenheit die radikalsten und gefährlichsten Elemente zu isolieren und sie dann auszuweisen. In einem Ausbruch nationalistischer Inbrunst entfesselte der Kriegseintritt Amerikas eine Kettenreaktion aus Repression und Hysterie, die von einer den Boden für Loyalität und Konformismus bereitenden Kampagne ideologisch getragen wurde. Hunderttausende vorgeblicher Patrioten versammelten sich in *vigilantes* - Gruppen[3] mit hochtönenden Namen, die alle fest entschlossen waren, die antiamerikanische Ketzerei zu vernichten, wo immer sie sich eingenistet hatte. Das Ergebnis war eine fieberhafte, sich gegen Nonkonformisten richtende öffentliche Erregung und eine Kampagne zur Beschneidung bürgerlicher Freiheiten, die in vielen Staaten in Erlassen gegen *„kriminellen Syndikalismus"* und folglich in der Abschiebung von Ausländern und unerwünschten Radikalen mittels eines einfachen Verwaltungsaktes gipfelte, der den Rechtsschutz der von dieser Maßnahme betroffenen Personen auf ein Minimum beschränkte.[4] Mit dem „Espionage Act" von 1917[5] und dem „Sedition Act" von 1918[6] erreichte die Entwicklung der Repression ihren Gipfel. Wie die „Alien and Sedition Acts" von 1798[7] waren sie manifeste Anzeichen für die Krise einer Gesellschaft, die an ihre Toleranzgrenzen gelangt war und die sich selbst und ihre Werte zu verteidigen suchte, indem sie den Dissens so stark wie möglich unterdrückte.

Besonders die anarchistischen Einwanderer hatten die härtesten Folgen der restriktiven Gesetzgebung von 1917-1918 zu tragen. Seit der Ermordung des Präsidenten William McKinley durch Leon Czolgosz im Jahr 1901 wurde das Stereotyp vom gewalttätigen Anarchisten immer stärker und führte bereits zwei Jahre später zur Verabschiedung ei-

---

3 In diesem Zeitraum entstanden Vereine wie die „American Defense Society", die „National Security League", die „American Anti-Anarchy Association", die „Boy Spies of America", deren Anführer in der Regel „leader" von lokalen Gemeinden waren, Geschäftsleute, Freiberufler und Kaufleute.

4 Die Vorgehensweise bei der raschen Ausweisung Unerwünschter wurde durch den „Immigration Act" von 1903 festgelegt; der Krieg dehnte einfach die Tragweite solch summarischer Aktionen aus.

5 Der „Espionage Act" (15. Juni 1917) sah für jemanden, der wegen der Verursachung von Befehlsverweigerung, Aufruhr oder Verrat durch die Verbreitung falscher Nachrichten oder Behauptungen in den Streitkräften verurteilt wurde, eine Strafe von bis zu 10.000 Dollar und zwanzig Jahren Gefängnis vor. Das Gesetz ermächtigte ebenfalls den Postminister, als subversiv eingestuften Zeitungen und Zeitschriften die Postprivilegien zu versagen. Wilsons Postminister, Albert S. Burleson, ächtete sozialistische Zeitschriften wie „The Masses" und Victor Bergers „Milwaukee Leader", sowie zusätzlich ein Blatt der *single-taxers*, die angeregt hatten, daß man mit einer einzigen unter der Bevölkerung zu verteilenden Direktsteuer auf Agrareinkommen im Ergebnis zu höheren Einnahmen gelangen würde.

6 Der „Sedition Act" (oder „Espionage Act" vom 16. Mai 1918) sah die Bestrafung eines jeden vor, der *„irgendeine untreue, profane, skurrile oder beleidigende Äußerung über die Regierungsform der Vereinigten Staaten, die Uniform des Heeres und der Marine ausspricht, druckt, schreibt oder veröffentlicht"* oder irgendeinen Gedanken, der darauf abzielt, die Regierung oder das Militärsystem *„der Verachtung, dem Hohn, der Beschimpfung preiszugeben oder in Mißkredit zu bringen"*. S. Henry Steele Commager (ed.), Documents of American History, New York 1944, S. 325-326.

7 Die als „Alien and Sedition Acts" von 1798 bekannten vier Erlasse richteten sich insbesondere gegen eine Gruppe antiföderalistischer Verleger und Pamphletisten französischer und englischer Abkunft wie Thomas Cooper, Joseph Priestley, James Callender, Benjamin F. Bache, den Comte de Volney, Victor-Marie du Pont u. a.; s. ebd., S. 175-178.

nes Gesetzes, das ausländischen Anarchisten untersagte, ihren Fuß auf amerikanischen Boden zu setzen. Die Überwachung der anarchistischen Propaganda wurde immer enger, und nach dem Ausbruch der russischen Revolution wurden viele Agitatoren in ihre Heimatländer abgeschoben. Dieses Schicksal traf auch Alexander Berkman und Emma Goldman, die gezwungen wurden, ihre Wahlheimat zu verlassen, da sie als unerwünscht und gefährlich galten.

2.

Auch die Welt des amerikanischen Radikalismus spiegelte zwischen dem zu Ende gehenden Jahrhundert und den beiden ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Gesamtheit der Epoche wieder. Dem bunten Panorama heimischer wie importierter radikaler Ansichten entsprach eine gemeinsame Grundlage, die hauptsächlich im Einsatz für Bürgerrechte und Rede- und Pressefreiheit bestand, wobei einheimische individualistische Anarchisten, eingewanderte Anarchokommunisten und revolutionäre Syndikalisten, Sozialisten, Freidenker und Intellektuelle in der Überzeugung übereinstimmten, daß Amerika notwendig seinen ursprünglichen, vom *76er Geist* der *Founding Fathers* (Gründerväter) geprägten Weg wiederfinden mußte. Bei dieser rein kulturellen Operation einer Wiederannäherung verschiedener Ansichten übernahmen Emma Goldman und die um ihre Zeitschrift „Mother Earth" gescharte Gruppe eine wesentliche Rolle. Goldmans hohe geistige Beweglichkeit und ihr auch kulturellen und ästhetischen Aspekten offener Anarchismus machten die Zeitschrift zu einem Bezugspunkt und einer Begegnungsstätte für das liberale und radikale amerikanische Milieu. Ihr Versuch, eine umfassende Bewegung zu schaffen, die imstande war, den Anarchismus auch unter den Intellektuellen zu verbreiten, verschaffte ihr die Bekanntschaft des Journalisten Hutchins Hapgood, der sie in die besseren radikalen Salons von Greenwich Village einführte, besonders den von Mabel Dodge, wo *„Sozialisten, Trade-Unionisten, Anarchisten, Suffragetten, Dichter, Redner, Anwälte, Mörder, ‚alte Freunde', Psychoanalytiker,* wobblies, single-taxers, *Anhänger der Geburtenkontrolle, neue Schriftsteller, Künstler, moderne Künstler, Mitglieder von Frauenklubs, Frauen, die überzeugte Anhängerinnen ihrer Hausfrauenrolle waren, Priester und eigentlich insgesamt die belanglosesten Personen, auf die man nur stoßen kann... in einer ungewöhnlichen Sprache stammelnd, die ihnen ‚frei' vorkam, etwas austauschten, das beschönigend als ‚Meinungen' bezeichnet wurde".*[8]

Goldman schien jedenfalls von der Notwendigkeit überzeugt, das Milieu der amerikanischen Intellektuellen in die Richtung ihres politischen Anarchismus zu beeinflussen, da sie glaubte, daß die Intellektuellen, ebenso wie die Arbeiter, „Proletarier" seien und, im selben Maß wie die russischen Volkstümler, von ihrem Podest steigen müßten, um sich der Befreiung der Massen zu widmen. Nach ihrer Auffassung konnten sie nur so darauf hoffen, eine wirkliche und keine scheinbare Kultur ins Leben zu rufen. Die Vorträge, die Emma Goldman in etlichen amerikanischen Staaten über unterschiedlichste Themen hielt, dienten nicht nur dazu, die anarchistischen Unternehmungen zu finanzieren, sondern waren auch ein Versuch, eine *„angloamerikanische Bewegung von nationalem Ausmaß"*[9] zu bilden. Ihre Bestrebungen zu einer Öffnung gegenüber

8 Lincoln Steffens, The Autobiography of Lincoln Steffens, New York 1931, S. 654/655.
9 Alice Wexler, Emma Goldman in America, Boston 1984, S. 206.

der amerikanischen *middle-class* trugen ihr jedoch von Seiten ihrer Kampfgefährten viel Kritik ein. Harry Kelly wies etwa darauf hin, daß die derart von rein kulturellen Aspekten dominierte Bewegung die ökonomischen Aspekte aus den Augen verliere und damit ziemlich weit von der Arbeitswelt entfernt sei: *„Statt an den Gewerkschaftskämpfen teilzunehmen, die Arbeitslosen zu organisieren und zu den Leuten von Seifenkisten aus zu sprechen, mieten wir bequeme Säle und verlangen zehn Cent Eintritt. Nimmt man dazu die zehn Cent für die Anfahrt, wird klar, daß der Anarchismus zum Luxus geworden ist. Statt die Arbeiter mit revolutionären Ideen zu inspirieren, lehren wir sie theoretische Spekulationen über die Freiheit."*[10]
Kritisch war auch die amerikanische Anarchistin Voltairine de Cleyre, welche die Neigung der anarchistischen Propagandisten beklagte, auf *„eine ehrbare Zuhörerschaft, ehrbare Nachbarn, eine ehrbare Gemeinde"*[11] zu achten, kurz und gut, mehr mit der Bourgeoisie als mit den Arbeitern zu arbeiten. Derselben Ansicht war auch Berkman, der verschiedentlich den gescheiterten Versuch der anarchistischen Bewegung erörterte, ihre Reihen für eine größere Zahl von Arbeitern anziehend zu machen - ein Ereignis, das bestimmt nicht durch eine rege Vortragstätigkeit auf amerikanischem Territorium herbeigeführt werde.[12] Goldman wies solche Kritiken immer eigensinnig zurück, indem sie behauptete, daß der Grund für den unwesentlichen Fortschritt der Bewegung eben genau darin liege, daß diese sich um jeden Preis allein auf die Arbeiter beschränkt habe, von denen viele - war erst einmal eine Position größeren Wohlstands erreicht - schließlich ihre Ideale aufgegeben hätten.[13] Wenn die Genossen so wenig zahlreich waren, *„kannten diese wenigen immerhin die wahre Bedeutung des Anarchismus. Sie verkauften ihren Anarchismus nicht, als würde es sich um eine Immobilie handeln, noch verspielten sie ihn beim Domino in den Wirtshäusern. Sie lebten ihren Anarchimus und gewannen deshalb aus der zehnjährigen Publikation der ‚F(reien) A(rbeiter) S(timme)' einen moralischen Einfluß von größerem und beständigerem Wert."*[14]
Der Anarchismus, versicherte Goldman, *„verläßt sich nicht auf Klassen, sondern auf Männer und Frauen"*[15] und es sei zudem kein Zufall, daß *„die Pioniere jeder neuen Auffassung wohl selten aus den Reihen der Arbeiter kamen, sondern eher aus den gewissermaßen ehrbaren Klassen"*,[16] und es sei wohl nicht die geistige Armut, sondern

---

10 Harry Kelly, Anarchism: A Plea for the Impersonal, in: Mother Earth, 12. Februar 1908 (Vol. II), S. 559.
11 Emma Goldman, A Rejoinder, in: Mother Earth, 10. Dezember 1910 (Vol. V), S. 325.
12 Dieselbe Kritik - Vorträge für reiche Liberale zu halten - richtete auch Elizabeth Gurley Flynn an Emma Goldman.
13 Vgl. Emma Goldmans Brief vom 24. April 1919 an Stella Ballantine, XVI9, EG Archive; in ihrer Zeitschrift beklagt Emma Goldman den Umstand, daß *„eine große Zahl Radikaler ihren Idealen entsagen würde, sobald sich ihre wirtschaftliche Stellung verbessert hat"*. Emma Goldman, A Rejoinder, a.a.O., S. 327.
14 Zit. nach Alice Wexler, Emma Goldman in America, a.a.O., S. 206. *„John Most hat über 25 Jahre lang ausschließlich unter Arbeitern gewirkt, ohne je die ‚ehrbaren Leute' zu suchen. Je ärmer und abseitiger die Atmosphäre um ihn herum war, umso beredter wurde Most. Und wo ist nun der Ertrag seiner Propaganda? Aus welchem Grund hat er seine Aktivitäten in den letzten Jahren völlig eingestellt? Aus welchem Grund kann die ‚Freiheit', trotz manch verzweifelter Anstrengungen, nicht mehr publiziert werden?"* Emma Goldman, A Rejoinder, a.a.O., S. 327.
15 Ebd., S. 326.
16 Ebd.

„der geistige Hunger und die geistige Unruhe",[17] die den mächtigeren Ansporn des Radikalismus ausmachten.

Die von Goldman zu den kulturellen Kreisen der amerikanischen Liberalen und Radikalen hergestellte Verbindung vollzog sich hauptsächlich zu Anfang des neuen Jahrhunderts, im Kontext der schöpferischsten, zugleich aber von starken Erschütterungen geprägten Epoche progressistischer Reformen, als die gründliche Umwälzung der amerikanischen Gesellschaft tendenziell immer mehr mit einer restriktiven Deutung der durch die Verfassung garantierten bürgerlichen Freiheiten einher ging. Tatsächlich zeigten sich die ersten Vorzeichen bereits ab 1873 mit dem Erlaß des „Act for the Suppression of Trade in, and Circulation of Obscene Literature and Articles of Immoral Use", besser bekannt als „Comstock Law",[18] einem Gesetz, das den Verkauf, den Versand und die Einfuhr von *„obszönem Material"* im Distrikt von Columbia und im gesamten Gebiet der Vereinigten Staaten verbot. Unter dem Anstoß dieses Bundesgesetzes verabschiedeten viele Staaten ähnliche Gesetze, die den verbreiteten Glauben wiedergaben, daß Verhütung wie Abtreibung mit der natürlichen Ordnung und der göttlichen Vorsehung nicht übereinstimmende Handlungen seien. Demnach gab es keinen Unterschied zwischen zur Abtreibung dienenden Medikamenten und empfängnisverhütenden Methoden. Die einen wie die anderen wurden als pornographisches Material angesehen.[19] Am Ende des Jahrhunderts war der Puritanismus - der im Verein

---

17 Ebd., S. 327.

18 Das Gesetz wurde nach Anthony Comstock (1844-1915) benannt, einem Reformer aus Connecticut, der sich 1872 an einem von der „Young Men's Christian Association" geführten Kreuzzug gegen pornographische Literatur beteiligte. Seitdem setzte er sich in Washington beständig für den Erlaß von Gesetzen zum Verbot der Veröffentlichung und des Versands solcher Literatur ein, die von ihm als *„obszön"* erachtet wurde. Comstock wurde Sonderinspektor des New Yorker Postamts und Mitbegründer der „New York Society for Suppression of Vice", unter deren Vorzeichen er unnachgiebig die *„kriminellen Sünder"* verfolgte, zu deren Schar seines Erachtens Schriftsteller und Dichter, Maler von weiblichen Akten, Quacksalber, Abtreibungsärzte und arglistige Verleger gehörten. Seine moralischen Urteile waren engstirnig und meist willkürlich, wenn sie künstlerisch wertvolle Werke zensierten - wie etwa das Theaterstück „Warren's Profession" von George Bernard Shaw, gegen das er 1905 tatsächlich ein juristisches Verfahren anstrengte. Shaw prägte auch den Begriff *„comstockery"* für den durch Comstock entfesselten puritanischen Kreuzzug. Comstock war unter anderem Mitglied des „International Purity Congress", einem der vielen von Präsident Wilson eingesetzten Ausschüsse.

19 *„Es wird verfügt..., daß jeder, der im Distrikt von Columbia oder in jedem anderen Gebiet der Vereinigten Staaten... verkauft... oder für den Verkauf bereit stellt oder verleiht oder verteilt oder in irgendeiner Weise ausstellt oder veröffentlicht oder veröffentlichen läßt oder in irgendeiner Absicht oder zu irgendeinem Zweck besitzt ein Buch, eine Broschüre, ein Dokument, eine Schrift, ein Rundschreiben, einen Druck, ein Bildnis, eine Skizze oder eine anderweitige Darstellung, Illustration, Fotografie, sei es aus oder auf Papier oder dergleichen Material oder irgendeinen Entwurf, ein Instrument oder einen anderen Artikel unmoralischer Natur oder eine Arznei oder Medizin oder dergleichen zur Empfängnisverhütung oder zur Einleitung unrechtmäßiger Abtreibungen oder den Verkauf davon öffentlich fördert oder schreibt oder druckt oder den Satz oder Druck irgendeiner Karte, eines Rundschreibens, Buches, einer Broschüre, einer Ankündigung oder einer anderweitigen Nachricht veranlaßt wann, wo, wie und womit auch immer irgendein Artikel aus diesem Abschnitt... beschafft, erhalten oder konstruiert, entworfen oder gedruckt usf. werden kann, des Vergehens für schuldig erachtet und deshalb... von jedem Gericht der Vereinigten Staaten zu Zwangsarbeit in einer Strafanstalt für einem Zeitraum von sechs Monaten bis zu fünf Jahren für jedes Vergehen verurteilt oder mit einer Geldstrafe von hundert bis zu zweitausend Dollar, einschließlich der Gerichtskosten, bestraft wird."* Public Laws of the United States of America, Passed at the Third session of the Forty-Second Congress (Boston 1873, S. 598), zit. Nach: Linda K. Kerber/Jane De Hart-Mathews (eds.), Women's America: Refocusing the Past, New York/Oxford 1982, S. 438.

mit der Demokratie *„ein Kernstück des amerikanischen Erbes bildet"*[20] - zweifellos bestrebt, unter dem Druck der aus der ungestümen Umwandlung der amerikanischen Gesellschaft entstandenen Furcht und Ungewißheit manche seiner eigentümlichsten Merkmale besonders ausgeprägt hervortreten zu lassen. Somit begann, wie Ralph Barton Perry feststellte, eine beschränkte und verzerrte Sicht der Dinge überhand zu nehmen, die von *„einer kleinlichen Besorgnis der moralischen Art"* geprägt war, von *„einem Mangel an Nachsicht und Lebensfreude, einem pharisäerhaften, auf die buchstäbliche Befolgung der Vorschriften gelegten Nachdruck..., einer perversen Phantasie, einer spröden und heuchlerischen Demut, einer heftigen Unterdrückung jedweder spontaner und natürlicher Triebe..., einer weniger eindringlichen Gewohnheit zur Selbstbeobachtung, einem Zensurverhalten, einer intoleranten und lustfeindlichen Haltung, besonders, was die Lust der anderen angeht, einer ehrfürchtigen Unterwürfigkeit vor einem grausamen und despotischen Gott und, aufgrund der ständigen Sorge um das Moralgesetz, einer Ablehnung aller Gesichtspunkte, die von der Natur und dem Universum den Sinnen, Gefühlen und der Vernunft geboten werden."*[21]
Die Tendenz der Epoche, manche Werte der amerikanischen Tradition, die angesichts eines scheinbar ungehemmten Individualismus zu verschwinden schienen, unversehrt zu erhalten, übertrug sich in eine kleinliche Auslegung der Bürgerrechte, insbesondere der vom I. Verfassungszusatz geschützten Rechte der Meinungs- und Pressefreiheit.[22] Nach dem Sieg des Nordens im Bürgerkrieg wurde das Gleichheitsprinzip ausdrücklich in die Verfassung aufgenommen, insbesondere mit dem XIV. Zusatz, der mit der Formel des *„due process of law"* die vorher nur vor dem Zentralstaat geschützten Rechtsgarantien auch auf die Einzelstaaten ausdehnte.[23] Dennoch wurde zum Jahrhundertende von den drei dem *„due process"* unterstellten Begriffen (Leben, Freiheit, Eigentum) - mehr noch als die physische Person - im wesentlichen das Eigentum, sprich

---

20 Ralph Barton Perry, Puritanism and Democracy, New York 1944, S. 627.

21 Ebd., S. 628.

22 Die Besonderheit der amerikanischen Verfassung ergibt sich aus ihrem dynamischen Charakter: Sie ist eine *„living constitution"*, d. h. eine Verfassung, die einer zeitlichen Entwicklung unterliegt. Bereits Ende des achtzehnten Jahrhunderts berief sich der Begriff „Verfassung" in Amerika auf die Vorstellung eines auf kollektive Ziele ausgerichteten unilateralen Volkswillens und wurde, in der klassischen Deutung des Konstitutionalismus, als Garant der individuellen Freiheiten gesehen. Dennoch enthielt die von der verfassunggebenden Versammlung in Philadelphia ausgearbeitete Verfassung keine Aufstellung der Freiheitsrechte und bot deshalb zu Polemiken Anlaß. Die „Bill of Rights" wurde mit den ersten zehn von mittlerweile insgesamt 27 Verfassungszusätzen hinzugefügt. Der I. Zusatz garantiert die Religionsfreiheit und stellt die strikte Trennung zwischen Staat und Religionsbekenntnissen her; zudem wird die Meinungs-, Presse- und Versammlungsfreiheit geschützt. Die Zusätze IV, V, VI, VII und XIII betreffen dagegen Verfahrensrechte. Der V. Zusatz stellt sicher, daß niemand seines Lebens, seiner Freiheit und seines Eigentums beraubt werden kann, es sei denn laut einem *„due process of law"*, d.h. einem gerechten Verfahren. Von den weiteren Zusätzen betreffen XII, XV, XIX, XXIV und XXVI den Wahlmodus. Die sogenannten *„civil war amendments"* (XIII, XIV, XV) verändern den Charakter der Verfassung in einem Umfang, daß nicht zu unrecht, besonders hinsichtlich der Änderungen im föderativen System, von einer *„zweiten amerikanischen Verfassung"* gesprochen wird.

23 Der XIV. Verfassungszusatz verleiht dem Zentralstaat die Rolle des Garanten gegenüber den Einzelstaaten, insofern die das Leben, die Freiheit oder das Eigentum einschränkenden staatlichen Handlungen dem *„due process of law"* entsprechen müssen, der den Einzelstaaten zudem auferlegt, niemandem den *„gleichen Schutz"* zu versagen. Ohne Unterstützung durch die Formel des *„due process"* im XIV. Zusatz böte die „Bill of Rights" der föderativen Verfassung eine im wesentlichen unzulängliche Garantie.

die *corporation*, gewahrt. Die Ursachen dafür müssen im Gesamtzusammenhang der amerikanischen Gesellschaft gesucht werden, die eine sich auch in der Umwertung überlieferter Werte ausdrückende gründliche Umwälzung erfuhr. In der allgemeinen Orientierungslosigkeit waren es zweifelsohne die ökonomischen Gruppen, die besser organisiert und als erste dazu imstande waren, ein alternatives Modell zu schaffen. Deren sich in Begriffen der Reorganisation und Effizienz ausdrückende Macht stellte sie im Vergleich zu anderen Gruppen und Bereichen der amerikanischen Gesellschaft an die Spitze, obschon es nicht ausblieb, daß sich ihnen gegenüber allgemeine Ängste und Befürchtungen regten. Die Tendenz, sich auf verschiedene Weise und mit unterschiedlichen Strategien zu vereinigen und zusammenzuschließen, war jedoch der einzig gangbare Weg, eine Tendenz, die auch die wichtigsten Gewerkschaftsorganisationen erfassen sollte. Am Ende individualistischer Wege äußerte sich überall auf der Suche nach der Bildung großer industrieller, gewerkschaftlicher und politischer Vereinigungen das Bestreben zur Vermassung. Die Massenbewegungen breiteten sich auch im Amerika des ausgehenden Jahrhunderts aus, und diese Entwicklung erweckte in Gruppen, die, ähnlich den Anarchisten, eine große revolutionäre Bewegung schaffen und zugleich die Eigentümlichkeit des Individuums bewahren wollten, sowohl Hoffnung als auch Ernüchterung.
Tatsächlich erlebte der Anarchismus des ausgehenden Jahrhunderts, ob in Europa oder in Amerika, eben diese Krise: Getrieben vom Traum einer durch die ausgebeuteten und unterdrückten Massen getragenen Revolution, wurde er sehr bald hinsichtlich der Möglichkeit, diese Massen unter dem Ansporn eines großen Ideals in Bewegung zu setzen, eines Besseren belehrt. Die Bewegung schwankte zwischen Phasen, in denen die individuelle Tat als einzige Lösung dafür galt, ein allgemeines Bewußtsein für die Ausbeutung und die Erfordernis, den *status quo* an der Wurzel zu verändern, zu schaffen, und solchen, in denen dieselbe Tat als absolut wirkungslos empfunden wurde, den Stand der Dinge zu verändern. In diesem Kontext schlugen Aktivitäten und Ansehen des Anarchismus, vornehmlich auf amerikanischem Boden, viele Richtungen ein: Von der Erkenntnis, daß eine echte Revolution nur über einen völlig anderen Ansatz individueller und kollektiver Bildung führen kann, bis zum Kampf um die Bejahung persönlicher Freiheiten und, folglich, zum Vorschlag einer umfassenden Deutung der mit der Verfassung vorliegenden Menschen- und Bürgerrechte. Gerade diese beiden Interventionsbereiche bildeten den geeignetsten Hintergrund für einen Berührungspunkt zwischen amerikanischen Anarchisten und Radikalen und ebneten den Weg für ein markantes gemeinsames Projekt zur Intervention.

3.

Unter den mit diesem Projekt verbundenen Intellektuellen war Theodore Schroeder ein origineller, umstrittener und vielseitiger Denker, ein *„Superspezialist der Freiheit"*,[24] ein *„libertärer Philosoph, Wissenschaftler und Fachmann"*.[25] In Horicon, Wisconsin,

24 W. Hurt, Superspecialist on Liberty, in: The Paladin, 12. Januar 1918. Die Mehrzahl der zitierten Arbeiten über und von Schroeder wurde in der Library of Congress, Rare Book and Special Collections Division, Washington D.C. konsultiert, wo die Labadie Collection und die Anarchism Collection aufbewahrt werden.

25 Ebd.

am 17. September 1864 geboren, machte er sich, um sich seinen Lebensunterhalt selbständig zu verdienen, mit achtzehn Jahren nach Chicago auf, wo er Verkäufer für Strickwaren und Frauenunterwäsche wurde. Gerade mal ein Jahr später entschied er sich für ein Studium in Maschinenbau an der Universität von Wisconsin. Sein Studienverlauf war keinesfalls strukturiert und regulär, sei es, weil Schroeder gerne unterwegs war - tatsächlich zog er oft von Bundesstaat zu Bundesstaat, von Michigan bis New Mexico, vom Osten bis zum Pazifik, wobei er sich jedesmal nur wenige Monate am selben Ort aufhielt -, sei es, weil er während seiner Universitätslaufbahn eher die Kurse besuchte, die ihn am meisten interessierten, ohne der Erfordernis, sich auf einen bestimmten Studienbereich zu konzentrieren, Rechnung zu tragen. Schließlich entschied er sich für das Bauingenieurwesen, ein Fach, in dem er promovierte und dem er sich mit einem gewissen Erfolg einige Jahre lang beruflich widmete. Nach einiger Zeit belegte er jedoch, unter dem Einfluß von Robert G. Ingersoll, einen Kurs in Jurisprudenz, wurde 1889 Anwalt und eröffnete ein Büro in Salt Lake City.[26] Zehn Jahre lang praktizierte er als Anwalt unter den Mormonen von Utah und sein erstes literarisches Werk profitierte gründlich von dieser Erfahrung: Obschon er anfangs das ketzerische Mormonentum aufgriff, um das Ansehen des orthodoxeren Christentums herabzusetzen, ging er später dazu über, das Mormonentum selbst mit markigen Tönen aus der Sicht des Freidenkers anzugreifen.[27] In seinen Studien zur Theologie der Mormonen glaubte Schroeder in der Sexualität einen entscheidenden Ansatzpunkt zu finden. Diese Analyse dehnte er anschließend auf das breitere Gebiet des christlichen Mystizismus aus, um schließlich eine erotogenetische Deutung auszuarbeiten, die seine weiteren Beiträge prägen sollte.[28] Seine auf den Seiten von „Lucifer's Lantern"[29] ge-

---

26 Die Wahl von Salt Lake City als Aufenthaltsort ergab sich wahrscheinlich aus seinem *„ungewöhnlichen Interesse... für eine neue religiöse Siedlung. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts erlebte Utah eine Zeit heftiger sozialer Gärung, wobei Schroeder eine aktive und meist außergewöhnliche individuelle Rolle spielte"*. Rev. I. Boone, He Became an Evolutionary Psychologist, in: Evolutionary Psychology: Hints as to Its Factors, Importance, Uses and Resulting Changes for Our Whole Social Order, Stamford, Conn.,1949, S. 33.

27 Nancy E. Sankey-Jones behauptet sinnbildlich, daß Schroeder *„täglich ein Mormonenfrikassee zum Frühstück verzehrte"*. Nancy E. Sankey-Jones, A Unique Heathen to Which is Now Added Theodore Schroeder on the Erotogenesis of Religion: A Bibliography, Cos Cob, Conn., 1922, S. 5. Arnold Maddaloni berichtet dagegen, daß Schroeder am Ende seines Aufenthalts bei den Mormonen als *„Sturmvogel aus Utah"* galt. Arnold Maddaloni, Schroeder, the Public Excuser: A Biographical Outline to Which Are Added Some Unpublished Opinions Concerning His Personal Traits, Stamford, Conn., 1936, S. 3. S. auch Theodore Schroeder, A Reply to a Defense of Mormons and an Attack Upon the Ministerial Association of Utah, New York o.J.

28 Zu den wichtigsten Schriften Schroeders über Religionspsychologie gehören: An Odd Field of Inquiry, in: Truth Seeker, 5/30. Januar 1904 (Vol. XXXI), S. 70-71; Erotogenesis of Religion, in: Alienist and Neurologist, 3/August 1907 (Vol. XXVIII), S. 330-341; Sexual Determinant in Mormon Theology, in: Alienist and Neurologist, 2/Mai 1908 (Vol. XXIX), S. 208-222; Religion and Sensualism as Connected by Clergymen, in: American Journal of Religious Psychology, 1/Mai 1908 (Vol. III), S. 16-28; Mat(t)ias the Prophet, in: Journal of Religious Psychology, 1/Januar 1913 (Vol. VI), S. 59-65; Heavenly Bridegrooms: An Unintentional Contribution to the Erotogenetic Interpretation of Religion, New York 1918; Incest in Mormonism, in: American Journal of Urology and Sexology, 10/Oktober 1915 (Vol. XI), S. 409-416; Proxies in Mormon Polygamy, in: Forum, 3/März 1916 (Vol. XV), S. 341-351; Mormon's Heaven: Absurdities Dreamt of in Its Theology, in: Truth Seeker, 29/15. Juli 1916 (Vol. XLIII), S. 449-450.

29 „Lucifer's Lantern" war eine Zeitschrift, die - so war in ihrer Kopfzeile zu lesen - *„so oft der Geist antreibt und der Geldbeutel es erlaubt"* publiziert wurde. Nancy E. Sankey-Jones, One Who Is Different to Which Is Now Added A Bibliography of Theodore Schroeder on the Psychology of Religion, Cos Cob, Conn., 1927, S. 7.

druckten *pamphlets* gegen die Mormonen brachten ihn natürlich an den Rand einer Verleumdungsklage und verschafften ihm zusätzliche Klagen wegen Blasphemie und Obszönität. In seiner Eigenschaft als Advokat interessierte sich Schroeder auch für verfassungsrechtliche Fragen, die sich aus der von den Mormonen praktizierten Vielweiberei und dem Verhältnis zwischen Kirche und Staat ergaben. In diesem Stadium vertrat er vor dem Repräsentantenhaus u.a. auch den berühmten Fall des Brigham H. Roberts, einem Kongreßabgeordneten, der sein Mandat schließlich aufgrund seiner Vielweiberei abgeben mußte.[30]

Die durch diesen Fall ausgelöste Welle der Berühmtheit trug Schroeder nach New York City, wo er auf eine Reihe schwerwiegender sozialer Probleme stieß, die er bislang im einfacheren Leben des Westens nicht kennen gelernt hatte. Davon beeinflußt, beschloß er, den Anwaltsberuf aufzugeben, um sich statt dessen dem Leben der Marginalisierten in den Slums zu widmen. In einer gemeinsam mit vielen anderen Radikalen in den *open forums* der Bezirke veranstalteten Vortragsreihe über die Ursachen des Elends und des Verfalls der Slums wurde Schroeder bewußt, daß eine echt humane und soziologische Lehrzeit nur in einer gründlichen Analyse der in Amerika existierenden sozialen Probleme bestehen konnte. Er begann folglich, über die Natur dieser Fragen und besonders über die auf diese Fragen gegebenen Antworten nachzudenken. Schroeder wurde in diesem Zusammenhang schnell klar, daß eines der wesentlichen Probleme in den repressiven, von der Polizei ergriffenen Maßnahmen bestand, die darauf abzielten, jede Form nicht konformer Propaganda zu unterbinden. Schroeder äußerte sich in zahllosen Beiträgen zum Thema des free speech und veröffentlichte dazu etwa zweihundert Artikel.[31] Dabei verteidigte er stets das verfassungsmäßige Recht, *„jedwede"* Form der Propaganda[32] zu treiben und widersetzte sich unermüdlich jeder vorhandenen rechtlichen Beschneidung, indem er den sogenannten *„sozialen Ketzern"*, ohne immer deren Ansichten zu teilen, Rechtsbeistand leistete oder diesen selbst finanzierte.[33] 1911 war er Mitbegründer der „Free Speech League", deren Sekretär er wurde. Der auch von Goldman sehr begrüßten Liga traten etliche Liberale bei, darunter Peter E. Burroughs, Benjamin R. Tucker, H. Gaylord Wilshire, Edward B.

---

30 Brigham H. Roberts wurde 1899 durch das „House Election Committee" unter dem Vorwand vom Kongreß ausgeschlossen, daß ihn sein Religionsverständnis - als polygames Mitglied der Mormonenkirche - dazu zwingen würde, das Moralgesetz seiner Kirche vor dem der Nation zu befolgen.

31 Schroeder veröffentlichte auch eine Anthologie zur Redefreiheit (Theodore Schroeder, Free Press Anthology, New York 1909), die in den wichtigsten radikalen und anarchistischen Zeitschriften besprochen wurde. Vgl. dazu Harry Kelly, An Anthology of Free Press, in: Mother Earth, 8/Oktober 1909 (Vol. IV), S. 249-250.

32 *„Theodore Schroeder gehörte einer ganz eigenen Kategorie an: Er zeigte gegen niemanden Vorurteile. Er setzte sich für das Recht auf Redefreiheit der denkbar unterschiedlichsten Leute ein, etwa für Anarchisten und katholische Priester."* Arnold Maddaloni, Schroeder, the Public Excuser, a.a.O., S. 7.

33 1922 verteidigte Schroeder Reverend William Montgomery Brown der „House of Bishops Protestant Episcopal Church" von Arkansas gegen die Anklage, *„eine äußerst bösartige Propaganda gegen die Kirche, ihre Lehren und Lehrsätze"* betrieben zu haben, durch die Herausgabe eines Buches mit dem Titel „Communism and Christianism. Analyzed and Contrasted from the Marxian and Darwian Points of View by William Montgomery Brown: Banish the Gods from the Skies and Capitalists from the Earth and Make the World Safe for Industrial Communism" (Galion, Ohio, o. J.). Vgl. Theodore Schroeder, The Bishop of Bolsheviks and Atheists, New York 1922; ders., Concerning the Heresy trial of Rt. Rev. William Montgomery Brown, D.D., New York 1924; ders., The Riddles in Bishop Brown's Heresy Case, (Chicago) 1925.

Foote jr., Charles B. Spahr und viele weitere bekannte Progressisten.[34] Seinem eigenen Eingeständnis zufolge war er *„der erste, der verschiedene intellektuelle Vorgehensweisen zur Deutung der Verfassung vorstellte, und auch der Erste, der eingehende Untersuchungen zur historischen Interpretation unserer Garantien der Rede- und Pressefreiheit durchführte und veröffentlichte und folglich die Auffassung vertrat, daß Redefreiheit das Recht bedeutet, die am meisten zu mißbilligenden Ansichten, selbst in der womöglich am meisten kränkenden Form, durch die verachtenswerteste Person, die existiert, ungestraft kundzutun, gesetzt den Fall, daß davon erwiesenermaßen kein tatsächlicher und greifbarer Schaden ausgeht".*[35]

Tatsächlich war Schroeder einer der ersten, der eine *„weite"* Auslegung der Freiheitsrechte in den Vereinigten Staaten vorbrachte. Er ging dabei sogar so weit zu behaupten, daß sich die amerikanische Regierung, indem sie der Rede- und Pressefreiheit bestimmte Einschränkungen auferlegt, zuletzt als despotisch erweist und zugleich die Bürger zu Scheinheiligen macht, weil sie diese auf eine äußerst enge Auffassung dieser persönlichen Freiheiten festlegt. Ohne so weit zu gehen, das amerikanische System als verfehlt zu erachten, war Schroeder dennoch zutiefst von der Notwendigkeit überzeugt, manche Aspekte davon zu verändern, da man sonst Gefahr laufen würde, diese Freiheiten wirkungslos zu machen, wenn nicht sogar, sie zu verlieren. Er wies standhaft darauf hin, daß die amerikanische Verfassung viele gemeinhin mit der Redefreiheit in Verbindung gebrachte Begriffe nicht eigens definiert, während ein juristisches System seines Erachtens eine wertvolle Stütze bei der Sicherung dieser Freiheit und bei der Definition von Begriffen wie *„Freiheit"*, *„Wort"*, *„Presse"* sein könnte, statt sich einzig auf die Definition von restriktiven Bestimmungen zu beschränken, die letztlich die Verfolgung nicht konformistischer Stimmen anwachsen ließen.[36] Schroe-

---

34 Die „Free Speech League" wurde am 7. April 1911 in Albany, N.Y., gegründet. Die Gründungsmitglieder waren: Leonard D. Abbot (Präsident), associate editor von „Current Literature", Brand Whitlock (Vizepräsident), Bürgermeister von Toledo, Ohio, Lincoln Steffens, muckracker(Skandal)-Journalist und einer der bekanntesten progressistischen Wirtschaftswissenschaftler, Bolton Hall, Schriftsteller und Anwalt, Gilbert E. Roe, Rechtspublizist, Edward B. Foote (Kassierer), Arzt und Autor medizinischer Schriften, sowie Theodore Schroeder (Sekretär). Die Ziele der „Free Speech League" wurden im Statut wie folgt erläutert: *„Die wesentlichen Ziele, weswegen besagte Vereinigung gegründet wurde, sind folgende: Mit allen legalen Mitteln eine juristische Interpretation der Verfassung der Vereinigten Staaten und ihrer zahlreichen Nachfolgeregeln zu fördern; jeder Person die größtmögliche Freiheit zu sichern, die durch die gleiche Freiheit der anderen bedingt wird; insbesondere die Bestrafung irgendeines rein psychologischen Vergehens auszuschließen und sich zu diesem Zweck mithilfe jedes Rechtsmittels, jedweder Form der staatlichen Zensur zu widersetzen, die sich gegen eine beliebige Ausdrucksweise, eine beliebige Form des Austausches und der Mitteilung von Gedanken richtet, ob dies nun durch die Anwendung vorbeugender Verbote oder durch nachträgliche Bestrafung geschieht; sowohl staatliche als auch föderative gesetzgeberische und die Verfassung verbessernde Vorkehrungen zu befördern, um diese Ziele zu erreichen."* Theodore Schroeder, Reviews and Contents of „Obscene" Literature and Constitutional Law: A Forensic Defense of Freedom of the Press, New York 1911, S. 2.

35 Theodore Schroeder, Post Graduate History of the Class of '85, University of Wisconsin (Cos Cob, Conn., 10. März 1940), in: Joseph Ishill, Th. Schroeder. The Individual Initiative of an Evolutionary Psychologist Described, Cos Cob., Conn., 1941, S. 11.

36 Schroeders Stellungnahme stützte sich darauf, daß die amerikanische Verfassung einer juristischen Deutung des *„freedom of speech"* viele Wege offen läßt. Tatsächlich war es die zähe Debatte nach der Verabschiedung der „Alien and Sedition Acts" von 1798, die zum erstenmal *„ein nationales Bewußtsein über die zentrale Bedeutung des I. Verfassungszusatzes entstehen ließ"* (New York Times Company v. Sullivan, 376 US 254, 273- 1964 -). Im Verlauf jener Debatte berief man sich sporadisch auf eine mehr tolerante und freiheitliche Interpretation; so auch spä-

ders Demokratieauffassung ist in ihrem Wesen offenbar sehr geschmeidig und beweglich; sie kann mit vollem Recht der weitläufigen diesbezüglichen Debatte zugeordnet werden, die das politische Denken des 20. Jahrhunderts geprägt hat.[37]

Der letzte Abschnitt in Theodore Schroeders Leben war von einer nachhaltigen Wende seiner Studien- und Forschungsinteressen gekennzeichnet. Nachdem er sich zuerst im Anschluß an Richard von Krafft-Ebing, Albert von Schrenck-Notzing und Havelock Ellis auf Sexualpsychologie spezialisiert hatte, wurde er zuletzt von der Freudschen Psychoanalyse angezogen, die er für eines der besten Werkzeuge zum Verständnis des menschlichen Geistes hielt.[38] Nachdem er sich selbst bei Dr. William A. White, dem Leiter des „US Government Hospital for the Insane" in Washington, einer Analyse unterzogen hatte, begann er selbständig das religiöse Phänomen an in psychiatrische Kliniken eingewiesenen Personen, aber auch an anderen, die nicht interniert waren, aber ebenfalls anormale Formen der religiösen Bindung zeigten, zu untersuchen.[39] Obschon er kein Arzt war, erschienen seine Aufsätze zur Verteidigung der psychoanalytischen Theorie sowie die Ergebnisse seiner praktischen Recherchen häufig in medizinischen Fachzeitschriften.[40] Sein Grundgedanke bestand darin, daß alle rechtlichen wie

---

ter, als es um die Rechte der Abolitionisten in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts ging oder um die der Anarchisten im letzten Viertel des Jahrhunderts. Doch eine solche Interpretation nahm erst während des Ersten Weltkrieges reale Gestalt an, als echte Verfolgungen der Kriegsgegner einsetzten. Richter Oliver Wendell Holmes stellte damals eine Regel auf, die der Deutung eine Demarkationslinie zog. Diese ist demnach mit *„einer klaren und tatsächlichen Gefahr"* identisch, die aus der Meinungsfreiheit erwächst. Die Definition dieses Kriteriums erfolgte zuerst mit einer zudem mißbilligenden Mehrheitsentscheidung in der Sache Schenck v. United States (1919). Es war jedenfalls mehr als zwei Jahrzehnte lang dazu bestimmt, immer wieder als herrschendes Kriterium an den Tag zu treten - von den dreißiger Jahren bis zum in Dennis v. United States (1951) gefällten Gerichtsentscheid, der die Unzulänglichkeit jenes Ansatzes offenbarte. Es ist jedoch bemerkenswert, daß eben jenes Kriterium das Rückgrat von Schroeders Auffassung bildet.

37 Man kann behaupten, daß Schroeders Betrachtungen an der Schwelle zwischen der „Gründung" der Demokratie (im XVII. und XVIII. Jahrhundert als Überwindung des Absolutismus und im XIX. Jahrhundert als Resultat der liberalen wie der egalitären Strömung nach den Revolutionen der Neuzeit) und ihrer „Neugründung" im Gefolge der Totalitarismen angesiedelt sind. Schroeder kann als eine Art Vorläufer der im 20. Jahrhundert geführten Debatte angesehen werden, deren herausragende Wortführer Karl R. Popper, John Dewey, Bertrand Russell, Hermann Kelsen, aber auch Henri Bergson, Jacques Maritain, Emmanuel Mounier, Pierre-Henri Simon und zudem die Neomarxisten Jean-Paul Sartre, Herbert Marcuse und Georg Lukács sind.

38 Schroeders überzeugte Bindung an die Freudsche Psychoanalyse führte ihn mehrmals dazu, engagiert deren Grundannahmen zu verteidigen, indem er sie mit dem behaviouristischen Ansatz von John B. Watson (s. Theodore Schroeder, Behaviorism and Psychoanalysis, in: Psyche, 1/Juli 1922 [Vol. III], S. 71-81) und mit der Kritik derjenigen verglich, für die sie eine Pseudowissenschaft war. S. ders., Psychoanalysis and Suggestion: A Contribution Toward a Definition of the Psychoanalyst Approach, in in: Psychoanalytic Review, 1/Januar 1923 (Vol. X), S. 26-43.

39 Vgl. Theodore Schroeder, One Religio-Maniac, o. O. 1936; ders., Guilt and Inferiority-Feeling As Creator of Religious Experience: Subjective Conflict in Religion, Cos Cob, Conn., 1929 (wieder abgedruckt in : The Psychoanalytic Review, Januar 1929 [Vol. XVI], S. 46-54); ders., „Divinity" in Semen, New York 1932 (wieder abgedruckt in: Journal of Nervous and Mental Disease, August 1932 [Vol. LXXVI], S. 110-127); ders., Psycho-Genetics of One Criminal, in: Psychoanalytic Review, 3/Juli 1924 (Vol. XI), S. 277-291.

40 Es ist jedoch darauf hinzuweisen, daß Schroeders Interesse an der Psychoanalyse nicht darin bestand, sie als der Behandlung von Hysterie oder Geisteskrankheit dienende Therapie anzusehen, sondern eher als geeignetes Werkzeug zur Untersuchung des Religionsphänomens mit besonderem Bezug auf Erfahrungen mystischer Art. S. etwa Theodore Schroeder, Converting Sex Into Religiosity, Frederiksted, V.I., 1933 (wieder abgedruckt in: Medical Review of Reviews, 45/ September 1933 [Vol. XXXIX], S. 407-415). Aus dieser Sicht führte Schroeder tatsächlich ei-

sozialen Probleme mithilfe der Psychoanalyse auf eine effektive psychologische Matrix zurückgeführt, aber ohne einen entwicklungsgeschichtlichen und dynamischen Ansatz, der selbst psychologisch ist, nicht wirklich verstanden werden können.[41] Während die Psychoanalytiker hauptsächlich daran interessiert waren, mentale Störungen funktionaler Art zu heilen, war Schroeder dagegen ausschließlich daran interessiert, *„den sozialen Beitrag zu deren Entstehung zu ermitteln und auf ein Minimum zu reduzieren"*.[42] Seine Forschungen psychogenetischer Natur brachten ihn schließlich dazu, eine sehr kritische Haltung gegenüber pädagogischen Ideen, Amtsreligionen und, allgemeiner, den in seiner Zeit verbreiteten sozialen und moralischen Werten einzunehmen.[43]

Schroeder war sicherlich ein umstrittener Denker, oft isoliert und bei Institutionen und organisierten Gruppen ungern gesehen, ein brillanter Anwalt und bemerkenswerter Schreiber, mit einer ausgeprägt sarkastischen und ironischen Ader, ein sprühender Geist, oft aggressiv und, besonders wenn er unpopuläre Klagen vertrat, imstande, so manchen berüchtigten Spruch amerikanischer Gerichte zu analysieren und zu zerlegen;[44] er teilte nicht das Urteil der Mehrzahl seiner Zeitgenossen, daß alle humanen Probleme die Folge eines ewigen ideologischen Streites seien, und griff somit die am weitesten verbreiteten und konventionellsten Auffassungen seiner Zeit offen an. Joseph Ishill betonte seine gegenüber den zeitgenössischen Soziologen, Wirtschaftswis-

---

nen neuen Ansatz psychoanalytischer Techniken ein, die er demnach für ein Mittel hielt, die Mehrzahl der Bekenntnisse sowie religiösen, legalen, moralischen und politischen Einrichtungen und zudem die wesentlichen philosophischen Ansichten entsprechend zu begreifen und auch neu einzuordnen. Im Kern versuchte Schroeder die Psychoanalyse auf die Sozialwissenschaften anzuwenden, wobei er besonders das religiöse Phänomen erkundete und eher eine Antwort auf das Wie und Warum des Glaubens und der Aktionen der Menschen als auf deren Gehalt zu finden suchte. Er gelangte zuletzt zu der Folgerung, daß das Wesen der Religion, in welcher Gestalt auch immer es sich äußern mag, zumeist eine nicht in metaphysischen Begriffen faßbare ekstatische Erfahrung transzendentaler Art ist, die eine entsprechende Erklärung auf dem Feld des Sexualtriebs mit seinem fast immer vom Bewußtsein *„emotional gehemmten"* und dann in interpretationsbedürftige *„psychologische Symbole"* übersetzten Verlangen und seinen Fantasien finden kann.

41 *„Ich war der erste, der betonte, daß sich alle unsere sozialen Fragen auf die menschliche Natur beziehen, und daß deren Lösung mittels einer neuen Auffassung geistiger Hygiene und Bildung, die auf einer Entwicklungspsychologie beruht, erfolgen muß. Das bedeutet, auf das Individuum bezogen, eine Beschleunigung der natürlichen Prozesse psychosexuellen Wachstums und, auf die Bezugsgruppe bezogen, eine Beschleunigung des psychosozialen Wachstums. Ich war ebenfalls der erste, der darauf bestand, daß sämtliche die menschliche Freiheit betreffenden Fragen psychologischer Natur sind und sich, seitens der Einzelnen, um die Überwindung der Minder- und Höherwertigkeitskomplexe aus der Kindheit drehen... und daß dies als Prozeß hin zu einer unerreichbaren vollkommenen Freiheit und nicht als statisches und abgeschlossenes Ergebnis angesehen werden muß."* Theodore Schroeder, Post Graduate History, a.a.O., S. 10-11.

42 Nancy E. Sankey-Jones, One Who Is Different, a.a.O., S. 8.

43 Diesbezüglich richtete sich einer der hartnäckigsten Angriffe Schroeders gegen die sogenannte „Golden Rule", gegen das biblische Gebot also, die anderen wie sich selbst zu behandeln (Levitikus, 19:18-34; Matthäus 7:12; Lukas, 6:31), eine Regel, die auch im Konfuzianismus und sämtlichen großen Religionen enthalten ist. Schroeder schrieb: *„Ich war der erste, die gefühlsmäßige Ergebenheit gegenüber der Golden Rule als Anzeichen für eine ‚gespaltene Persönlichkeit' am Rand der Psychopathie zu denunzieren... Die gegenwärtige populäre Ergebenheit ihr gegenüber macht sie zum gefährlichsten aller moralischen Aberglauben in unserer Zeit."* Theodore Schroeder, Post Graduate History, a.a.O., S. 10. Zu Schroeders Religions- und Moralkritik vgl. G. Potter, A Psychoanalyst Looks At Theodore Schroeder, in: Evolutionary Psychology, a.a.O., S. 22-24.

44 Vgl. N. Talcott, A Wonderful New Science, in: Evolutionary Psychology, a.a.O., S. 21.

senschaftlern und Reformern stets kritische Haltung: *„Er hat unsere Soziologen dafür kritisiert, die menschliche Gesellschaft untersucht zu haben, ohne der menschlichen Natur Rechnung zu tragen; unsere Wirtschaftswissenschaftler dafür, festgestellt zu haben, daß ‚das Geld in den ökonomischen Kreisläufen singt', statt uns zu sagen, wie unsere praktischen und theoretischen wirtschaftlichen Entscheidungen wachsen und reifen sollen; unsere Reformer für den Versuch, ihren Sadismus unter einem ethischen Schleier und einer moralischen Empfindsamkeit oder der ‚gerechten' Grausamkeit unserer Strafgesetze zu verbergen. Schroeder hat unsere Moralphilosophen dafür kritisiert, einen kranken und unwirksamen Idealismus gefördert zu haben; er hat unsere Radikalen kritisiert, weil sie zu oft voller Ressentiments sind, wenn ihre aristokratischen Ambitionen durchkreuzt werden; unsere Konservativen und deren ignorante Nachahmer für ihre konstante Furcht vor dem Neuen; unsere übereifrigen Reformer für deren blinde Empfindsamkeit; unsere Puritaner für den Versuch, der geschlechtlichen Realität zu entfliehen, indem sie ihre unzüchtigen Ausschweifungen sogar vor sich selbst versteckt und statt dessen gegenüber ihren sexuellen Trieben ein bitteres Schuldgefühl zur Schau gestellt haben; unsere Pazifisten für die psychologische Ignoranz ihrer Propaganda, die letztlich den Krieg fördert; die ‚guten Liberalen', die im Namen der ‚Toleranz' letztlich eine Reihe von psychologischen Imperativen aufstellen, die sie schnell in eine Situation äußerster Intoleranz bringen; die Mentalhygieniker, die den inneren moralischen Widerstreit der Triebe ermutigen und eine leichte ‚Persönlichkeitsspaltung' erzeugen... Schroeder hat etliche Gerichte dafür kritisiert, auf infantile intellektuelle Methoden zurückzugreifen und manche Richter wegen ihres geistigen Bankrotts; unsere Kirchen dafür, Geisteskrankheiten angeregt zu haben."*[45]
Seine umstrittenen Schriften wurden auch nach seinem Tod am 10. Februar 1953 Gegenstand eines langen Prozesses. Schroeder hatte nämlich, zwecks künftiger Veröffentlichung aller seiner Schriften, sein Erbe testamentarisch zwei Freunden vermacht. Zwei seiner Cousins, mit denen er im übrigen stets wenig Kontakt gehabt hatte, fochten seinen letzten Willen an, und es gelang ihnen, das Testament zu entkräften. Bezeichnend ist, daß Richter O'Sullivan vom „Supreme Court of Errors" des Staates Connecticut in seinem Urteilsspruch schrieb: *„Das Gesetz erachtet die Verbreitung von Artikeln, die nach Gosse stinken, nicht als vom Recht geschützt."*[46]

4.

„Ja! Auch ich bin intolerant, intolerant gegenüber der Intoleranz anderer, und ich bin stolz darauf... Ich habe nie danach getrachtet, irgendwelche Ideen mit Gewalt zu unterdrücken, nicht einmal solche, die meinen eingefleischtesten Ansichten am meisten entgegengesetzt sind. Und dennoch haben diejenigen, die über eine andere Auffassung der ‚Toleranz' verfügen, die Polizei bemüht, um mich daran zu hindern, meine Auffassung von der konstitutionellen Bedeutung der Toleranz zum Ausdruck zu bringen. Ich

45 Joseph Ishill, My Estimate of Theodore Schroeder, in: Ders., Th. Schroeder. The Individual Initiative, a.a.O., S. 4-5.

46 T. A. La Porte (Exhibit Curator), Theodore Schroeder, Special Collections Library - Hachter Graduate Library, University of Michigan (http://www.lib.umich.edu/spec-coll//schroedr.htm)

bin intolerant genug, statt des gegenwärtigen Zustandes das gleiche Recht zur Äußerung meiner gesamten *Forderungen in Anspruch zu nehmen.*"[47]
Mit diesen ätzenden Worten bestimmte Theodore Schroeder das nach seinem Dafürhalten zentrale Problem Amerikas zu Beginn des 20. Jahrhunderts - eine allzu zögerliche und beschränkte Freiheitsauffassung, die von den angenommenen Idealen, auf denen die amerikanische Nation aufbaute, weit entfernt ist. Seine Grundannahme fußte auf der tiefen Überzeugung, daß das Maß an Freiheit und Demokratie in einer Gesellschaft nicht ein für allemal festgelegt und erreicht, sondern fortlaufend zu verfeinern ist. Seines Erachtens bestand der Irrtum der amerikanischen Regierungen darin, zu glauben, ein für allemal eine demokratische und freiheitliche Haltung geltend gemacht zu haben: „*Vor einem Jahrhundert dachten wir, all diese Freiheiten durchgesetzt zu haben. In unsere Verfassung übernahmen wir eine verbale Garantie der Rede- und Pressefreiheit und waren anschließend dummerweise beruhigt, da wir uns sicher waren, diese hätte die etwas mysteriöse und sonderbare Kraft, sich von selbst zu stärken. Doch genau dies ist der gewöhnliche und für die Freiheit so fatale Fehler. Denn die Leute sind immer ziemlich oberflächlich und zu sehr von ihren eigenen Angelegenheiten eingenommen, um wahrzunehmen, daß die Verfassungen die Unterstützung durch eine öffentliche Meinung nötig haben, die darauf drängt, daß jede fragliche Auslegung gegen den Staat und zugunsten der individuellen Freiheit entschieden wird. Wenn derlei fehlt, werden die Verfassungen rasch zu Sklavenketten, statt Instrumente zur Wahrung der Freiheit zu sein.*"[48]
So bleiben zwecks Wahrnehmung der Interessen und des Profits der Mächtigen die Garantien der Verfassung unbeachtet, und sehr bald stellt sich bei der Mehrheit der öffentlichen Meinung eine bestürzende Mißachtung der fundamentalen Chancengleichheit ein, die eine Mehrheit der Gründer der Republik einzuführen bestrebt war. Diese Mißachtung prägt laut Schroeder auch jene, die sich als Opfer eines schlecht erwiderten Vertrauens in die Gesetze fühlen, solange bis die Freiheitsgarantien der Verfassung auf eine reine Farce reduziert sind. „*Der großen Masse der Bevölkerung ist die von der Verfassung garantierte Freiheit gleichgültig, und so erlaubt sie dem persönlichen Interesse, eine Beschränkung nach der anderen hinzuzufügen, bis die ganze Freiheit durch juristische Novellen zerstört wird... Unterdessen hat das Wort Freiheit für die meisten Leute nur einen hohlen Klang, ohne jede Bedeutung, da sie die Gründe nicht kennen, die zu diesem Wort geführt haben. Und folglich sind diese Leute zu dumm, um imstande zu sein, zwischen ihrer Mißbilligung einer Meinung und dem Recht ihrer Gegner, das gleiche zu tun, zu unterscheiden.*"[49]
Schroeders Kritik zielte auf den Kern der Gesetze zur Einwanderung „*unerwünschter Personen*", die auf die Anarchisten gemünzt waren:[50] Er behauptete, daß ein Land, das

47 Theodore Schroeder, I Am Intolerant, in: Ders., Thumbnail Essays of an Evolutionary Psychologist, o. O., o. J., S. 7.
48 Theodore Schroeder, Our Vanishing Liberty of the Press, in: Mother Earth, 10/Dezember 1906 (Vol. I), S. 12.
49 Ebd., S. 14.
50 Am Ursprung der Einstellung der Polizeikräfte zur Redefreiheit stehen laut Schroeder der Haß gegen und die Angst vor den Sozialisten und Anarchisten, dazu eine Irritation gegenüber jemandem wie ihm, der ausdrücklich und hartnäckig das Recht eines jeden vertritt, die eigenen Gedanken frei zu äußern. Eine solche Einstellung wird seines Erachtens jedoch auch von den Liberalen bestätigt, die in ihren Zeitungen nicht klar genug zur Verteidigung der *freedom of*

in seiner Unabhängigkeitserklärung das Recht der Bevölkerung auf die Änderung oder Abschaffung einer Regierung bekräftigt hat, und das die wesentlichen Ziele mißachtet, derenthalben es geschaffen wurde, den Kern folgender Aussage keinesfalls als nichtig abtun kann: *„Ginge es nach den aktuellen Gesetzen, müßten Leute wie Tolstoi, Kropotkin, Michel de Montaigne, Thomas Paine, Henry Thoreau, Lord Macaulay, William Lloyd Garrison,... Elisée Reclus, Friedrich Nietzsche, Thomas Carlyle, Walt Whitman, Henrik Ibsen... und vielleicht sogar Ralph Waldo Emerson, Thomas Jefferson und Stuart Mill von den Vereinigten Staaten abgewiesen werden"*,[51] alles Leute mit einem Ideal, einem Traum von Freiheit, von der Überzeugung beseelt, daß die Regierung ein Werkzeug der Einzelnen ist, und nicht umgekehrt.[52] Die amerikanische Gesetzgebung untersagte den Anarchisten nicht nur die Einreise, sie beschuldigte auch die Bürger, die einen von ihnen in die Vereinigten Staaten einluden, des Vergehens der *„Begünstigung oder der Konspiration"*. *„Dennoch"*, schreibt Schroeder, *„rühmen wir uns unserer Gewissens-, Rede-, und Pressefreiheit!... Wenn wir tatsächlich daran glauben, dann müssen wir erneut die von unseren Gründern verfaßten Rechte mutig vertreten und das Recht der anderen verteidigen, nicht mit uns einer Meinung zu sein."*[53]
Die hauptsächlichen Argumente, deren sich Schroeder zur Verteidigung der individuellen Freiheitsrechte bediente, fußten alle auf schlüssigen Beispielen, die eine zunehmende Schmälerung des Wirkungskreises konstatierten, in dem sich jene Rechte entfalten können - vom Fall des durch die Behörden der Philippinen mit der Begründung verhafteten Verlegers, er habe mit der Veröffentlichung der Unabhängigkeitserklärung die Filipinos zum Aufstand angestachelt, über den eines anderen, auf Puerto Rico verhafteten amerikanischen Verlegers, der seine Wahrheit über einige vom Präsidenten öffentlich beauftragten Abenteurer publiziert hatte, bis hin zu den laufend von ameri-

---

speech Stellung beziehen, vielleicht, weil sie danach trachten, *„Worte übereifrig mit Ehrbarkeit zu versöhnen"*. Theodore Schroeder, Liberal Opponents and Conservative Friends of Unabridged Free Speech, in: Mother Earth, 3/Mai 1910 (Vol. V), S. 97. Der Artikel ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse einer von Schroeder am 13. März 1910 bei der „Brooklyn Philosophical Association" veranstalteten Tagung. Im Hinblick auf die Unterschiede zwischen den Konservativen und den Liberalen bestreitet Schroeder, daß es zwischen beiden Gruppen objektive Unterschiede gibt, denn nach seinem Dafürhalten *„schließt das Verhalten der Liberalen nicht notwendig auf das Vorhandensein einer Persönlichkeit mit einer damit zu vereinbarenden liberalen Geisteshaltung"*. Theodore Schroeder, Conservatisms, Liberalisms and Radicalisms, and the New Psychology, Cos.Cob, Conn., 1942, S. 7.

51 Theodore Schroeder, Liberal Opponents, a.a.O., S. 327.

52 Schroeder faßt die anarchistische Gruppe von Emma Goldman als einen der beiden extremen Pole auf, die das Individuum von der Masse scheiden. Der andere Pol besteht nach seiner Auffassung aus Menschen wie Rockefeller: *„Wie in der Natur insgesamt, führt das Extrem der Differenzierung allmählich, als seine unvermeidliche Folge, zum Tod. So sehe ich hier - in den Extremen der Differenzierung, an den Beispielen der Rockefeller und Goldman - den tödlichen Kampf der Ideale, im Zentrum die jeglicher Originalität ledige Masse, die den Standpunkt der Gesetzgeber, Richter, Geschworenen und Henker einnimmt. Heute richten sich die blinden Emotionen der Masse zumeist gegen die Goldmans, zu anderen Zeiten jedoch, etwa während der Französischen Revolution, entluden sie sich über den Rockefellers."* Theodore Schroeder, The Two Extremes, in: Mother Earth, 1/März 1915 (Vol. X), S. 421-422. Bemerkenswert ist jedenfalls Schroeders Standpunkt, der generell betont, wie gerade die krankhafte Intensität der Extreme, dargestellt an einigen sowohl radikalen als auch patriotisch konservativen Positionen, zumeist den friedlichen Fortschritt der demokratischen Gesellschaft blockiert. Vgl. Theodore Schroeder, Are All Radicals Insane?, in: Psyche and Eros, 6/November-Dezember 1921 (Vol. II), S. 358-369.

53 Theodore Schroeder, Liberal Opponents, a.a.O., S. 18-19.

kanischen Gerichten gegen streikende Arbeiter erlassenen Verordnungen, mit denen diesen verboten wurde, mit Streikbrechern zu reden oder sogar, sich auf den vor der Fabrik befindlichen Straßen aufzuhalten.[54] Gehe man jedoch - schreibt Schroeder - die amerikanische Geschichte durch, werde man gewahr daß *„alle, die an der Revolution teilgenommen haben, sowie alle, die halfen, sie zu verwirklichen, sich mit Sicherheit schuldig gemacht haben, aufwieglerische Schriften verbreitet und gleichfalls aufwieglerische Reden geführt zu haben"*.[55]

Es ist bestimmt keine leichte Aufgabe, für die Freiheit zu kämpfen. Das war es nicht für die amerikanischen Revolutionäre, und das war es vor allem nicht für Thomas Paine, der sich stets einem *„mündigen Gerechtigkeitsempfinden"*[56] verpflichtet fühlte, selbst als er vor der französischen Versammlung gegen die Todesstrafe für Ludwig XVI. stimmte und sich damit das Unverständnis all derer zuzog, die er mit zu befreien half.

Schroeder bestimmte sehr genau, was seiner Ansicht nach der wahre Wert des Rechts einer vollständigen Rede- und Pressefreiheit ist. Seine juristische Definition dieses Rechts ist ziemlich präzise: *„Gerade wenn ein bestimmter Gedanke zu einem beliebigen Gegenstand als kränkend für das öffentliche Interesse befunden wird, stellt sich jedesmal das verfaßte Recht als verletzt heraus, sobald jemand nicht von rechts wegen frei ist, diesen zu äußern; erstens in dem Fall, daß er im voraus durch eine Zensureinrichtung oder durch ein über die Presse ausgeübtes Monopol oder durch irgendeine andere Regierungsmacht daran gehindert wird; zweitens, falls sich - beim Versuch, die Publizität irgendeiner Idee zu fördern - die natürliche Chancengleichheit als verletzt herausstellt, oder man aus Furcht vor den strafrechtlichen Folgen davon absieht, oder wenn den einen der Gebrauch gewöhnlicher und gegebener Methoden, die Öffentlichkeit zu erreichen, untersagt, den anderen dagegen gestattet wird; drittens in dem Fall, daß die gegebenen Chancen insgesamt durch mancherlei staatliche Verfügungen gemindert werden, etwa durch die Besteuerung der Informationsverbreitung...; viertens, falls die Ungleichheit hinsichtlich der vom Staat gewünschten und geförderten Chancen insoweit amtlich wird, als jemand durch das Gesetz oder durch Willkür im Umgang mit derlei Vorrechten diskriminiert wird, entweder hinsichtlich des verwendeten literarischen Stils, oder aufgrund eines unterstellten negativen Einflusses;*

---

54 Vgl. Theodore Schroeder, On Suppressing the Advocacy of Crime, in: Mother Earth, 11/Januar 1907 (Vol. I), S. 7-8.

55 Ebd., S. 15. Hinsichtlich der Einschränkungen der Pressefreiheit sandte Schroeder am 26. Dezember 1906 dem Polizeikommissariat von New York City ein Protestschreiben, in dem er sich auf das Verhalten der Ordnungskräfte bei der Verteilung von „Mother Earth" während einiger Veranstaltungen im „Manhattan Liberal Club" bezog. Diese hatten nämlich wiederholt damit gedroht, den Club zu schließen, falls die anarchistische Zeitschrift weiter am Eingang verteilt würde. In dem Brief erinnerte er daran, daß der Gouverneur von Illinois bezüglich der Ereignisse am Haymarket Square - als deren Urheber die Anarchisten galten - später deren Unschuld bestätigte. Schroeder protestierte insbesondere gegen die Einstellung der Polizisten, die sich anmaßten, den Verkauf der anarchistischen Zeitschriften zu untersagen, ohne vorher deren Inhalt überprüft zu haben: *„Wenn ihre Untergebenen ungestraft und willkürlich nur aufgrund des Verdachts eines Vergehens verhindern können, daß anarchistische Versammlungen stattfinden..., dann müssen sie das selbe Recht ebenfalls anwenden, um die Kirchen zu schließen."* Theodore Schroeder, An Unanswered Letter, in: Mother Earth, 4/Juni 1907 (Vol. I), S. 183.

56 Theodore Schroeder, Thomas Paine. A Dynamic Digest of the Life and Work of this Great Humanitarian and Patriot of the American and French Revolution, Portland, Ore., 1945, S. 18.

fünftens, falls jemand, nachdem er seine Meinung kundgetan hat, allein wegen der Äußerung von Gedanken verfolgt wird, die auf eine allgemeine Mißbilligung stoßen."[57] Das Grundprinzip, an das sich Schroeders Definition hält, besteht darin, daß die Freiheit, eigene Gedanken zu äußern, nicht etwas ist, das *„von oben"*[58] zugestanden wird - wie in der Vergangenheit von einem Fürsten oder von der Kirche, oder wie in den Vereinigten Staaten von einer republikanischen Regierung -, sondern Teil jener *„eingeborenen Rechte"* ist, über die jeder Mensch von seiner Geburt an verfügt. Gerade als *„Naturrecht"* können die Rede- und Pressefreiheit weder abgeschafft, noch sonstwie beschränkt werden.[59] Folglich entspringt der Auffassung, die man entweder vom Individuum oder vom Staat hat, ein größerer oder geringerer Aktionsradius der Freiheit. Für Schroeder gibt es eine umgekehrt proportionale Beziehung zwischen der Freiheit des Einzelnen und der Rolle des Staates: Je enger oder beschränkter die dem Einzelnen zugestandene Freiheit ist, desto ausgedehnter und diffuser ist die Staatsgewalt; begreift man umgekehrt das Individuum als von Natur aus mit etlichen Freiheitsrechten ausgestattet, dann schwindet die Macht des Staates und ist nur mit der Funktion eines Schiedsrichters oder Garanten dieser Freiheitsrechte verbunden. Die Argumentation, mit der Schroeder seine Annahme stützte, der Entwurf der amerikanischen Verfassung sei vom Willen geprägt gewesen, die alte Theorie zurückzuweisen, nach der die Ausdrucksfreiheit auf der *„Erlaubnis"* und dem *„Zugeständnis"* beruhe, und habe dagegen das Prinzip der geistigen Freiheit als natürliches, vollständig von der Verfassung garantiertes Recht bekräftigt, basiert auf einer eingehenden Analyse der

---

57 Theodore Schroeder, The Historical Interpretation of Unabridged Freedom of Speech, New York 1910, S. 3-4. Vgl. auch die folgende Beurteilung der Aktivitäten Schroeders zugunsten des *Free Speech* durch James F. Morton jr.: *„Im Unterschied zu vielen anderen Radikalen war Schroeder davon überzeugt, daß es zur Wahrung unsere Freiheit gewiß besser ist, zu den Prinzipien der Verfassung der Vereinigten Staaten zurückzukehren, als jenes Dokument zu Asche werden zu lassen. Richtig interpretiert, gewähren die Verfassungsgarantien der Meinungsfreiheit, des Rechts auf eine Verhandlung vor einem Schwurgericht, der Rechtsprinzipien eines gerechten Prozesses und bestimmte Kriterien bei der Beurteilung der Schuld eines Angeklagten insgesamt einen vollkommenen Schutz vor der mißbräuchlichen Verfolgung oder Stigmatisierung unpopulärer Meinungen, ob von Einzelnen oder von Minderheiten."* James F. Morton jr., A Monumental Defence of Free Speech, in: Mother Earth, 10/Dezember 1911 (Vol. VI), S. 308.

58 Hierbei erinnert Schroeder an eine der vielen Freiheitsdefinitionen, die in der Vergangenheit von paternalistischen Regierungen gegeben wurden und die sich selbst in moderner Zeit zu selbständigem Denken unfähige Menschen zu eigen gemacht haben: *„Diese besagt: Die wahre Freiheit besteht darin, das Gute unter dem Schutz einer Regierung zu tun und zu empfangen, der das Wohl des Volkes am Herzen liegt. Das ist die Freiheitsauffassung der Tyrannen gewesen und findet, so seltsam es klingt, noch heute viele Befürworter. Unlängst haben die Tribunale feierlich verkündet, daß die einzige Freiheit, die ein Amerikaner hat, die Freiheit ist, in Übereinstimmung mit der Rechtsauffassung der Bevölkerung das Rechte zu tun. Und genau das ist die Sorte Tyrannei oder Freiheit, die von den Opfern der oben beschriebenen paternalistischen Gesetze genossen wurde."* Theodore Schroeder, Paternalistic Government, in: Mother Earth, 4/Juni 1906 (Vol. I), S. 43. Der in zwei Teilen in „Mother Earth" erschienene Artikel (der erste Teil erschien im Mai 1906: 3/Mai 1906 [Vol. I], S. 27-33) wurde später unter dem Titel „Paternal Legislation: A Study of Liberty" neu aufgelegt (New York 1906).

59 Bezeichnend ist hierzu die 1891 getroffene Feststellung von William Mackintire Salter: *„Wahre Freiheit bedeutet im wesentlichen, die eigenen Fähigkeiten zu gebrauchen und keinen Menschen Herr zu nennen; wahre Freiheit bedeutet, mit dem eigenen Kopf zu denken und damit zu einer wirksamen, unabhängigen und persönlichen Überzeugung zu gelangen. Das verstehe ich unter Gedankenfreiheit: Kein Ensemble besonderer Meinungen, eher eine Methode; nicht die Folgerungen, zu denen wir kommen, sondern unsere Art, zu denken."* William Mackintire Salter, Freedom of Thought and of Speech, Chicago 1892, S. 10-11.

Verfassungsartikel. Er wies vor allem darauf hin, daß es nicht eigens nötig gewesen wäre, entsprechende gesetzgeberische Maßnahmen zu formulieren, hätte das Ziel nicht ausdrücklich darin bestanden, das englische System zu ändern. Hätte zudem das *alleinige* Ziel der Mitglieder der verfassunggebenden Versammlung darin bestanden, die Möglichkeit auszuschließen, daß sich öffentlich eine Zensur etabliert, wäre es am einfachsten gewesen, eine klare diesbezügliche Bestimmung in die Statuten der Verfassung aufzunehmen. Falls man gewollt hätte, daß nur die dem Gemeinwohl feindlichen Gedanken zensiert und bestraft würden, hätte die Verfassung ausdrücklich vorgesehen, daß der amerikanische Kongreß keine die Rede- und Pressefreiheit einschränkenden Gesetze erläßt, *es sei denn* zum Wohl der Öffentlichkeit. Nach Schroeders Auffassung besteht das Problem eben darin, zu vermeiden, daß solche Ausnahmen mittels einer juristischen Aktion in die Verfassung eingefügt werden, wie dies tatsächlich in der Praxis der amerikanischen Justiz geschieht: *„Ich lehne das dogmatische Paradox unserer Gerichte völlig ab, die bei der durch sie geltend gemachten Deutung unserer Verfassung erklären, daß die Feststellung, wonach das gesetzgebende Organ* ‚kein *einschränkendes* Gesetz *mache', bedeutet, daß es im angeführten Interesse des Gemeinwohls jene* einschränkenden Gesetze erlassen *kann, die es für geeignet hält, sofern keine entsprechende präventive Publikationsbeschränkung besteht."*[60]
Das von Schroeder aufgeworfene Problem ist selbstverständlich nicht einfach zu lösen; im übrigen ist es, wie Richard Hofstadter feststellt, *„eine der Angelegenheit immanente Ironie, daß die von den Amerikanern so tief verehrte Verfassung ihr eigentliches Fundament in einer politischen Theorie hat, die an einem entscheidenden Punkt zur Hauptströmung der amerikanischen Demokratie in direktem Gegensatz steht".*[61]
Im Kern prägt die traditionelle Koppelung von Demokratie und Freiheit die der Geburt der amerikanischen Nation vorausgehende Debatte nicht wirklich, denn die Gründerväter dachten, die Freiheit, der sie vornehmlich in Verbindung mit dem Eigentum höchstes Gewicht beimaßen, könne durch die Demokratie gefährdet sein. In der Versammlung von Philadelphia wurde das Freiheitsrecht nämlich nicht auf jene Klassen, etwa die Negersklaven und Kontraktknechte, ausgedehnt, die es dringend benötigten; die Sklaverei wurde sogar in der organischen Struktur der Verfassung gebilligt, während es hinsichtlich der *„Knechte"* seitens der Delegierten ein totales Desinteresse gab. Dagegen waren es eigentlich die Verfassungsgegner, die einige Bürgerrechte einforderten - etwa die Religionsfreiheit, die Rede- und Pressefreiheit, nebst besonderen Rechtsprozeduren zu deren Wahrnehmung, die als Novellen in die Verfassungsstatuten aufgenommen wurden. Die Freiheiten, deren Gebrauch die Männer der Verfassung zu sichern hofften, waren wesentlich negative: sie reichten vom Schutz vor zweifelhafter Besteuerung und vor Unregelmäßigkeit im Geldkreislauf über den Schutz vor Handelskriegen zwischen einzelnen Staaten und wirtschaftlicher Diskriminierung als Werk der stärkeren ausländischen Mächte bis zum Schutz vor die staatliche Ordnung infrage stellenden eventuellen Volksaufständen. Dennoch erscheint als Hauptmerkmal in allen Debatten der Epoche ein nachhaltiges Nachdenken über die Natur und den Kern der Macht, die zumeist als *„Herrschaft einiger über andere"* oder als Kontrolle des Men-

60 Ebd., S. 7-8.
61 Richard Hofstadter, La tradizione politica americana, Bologna 1960, S. 10 (am. Originalausgabe: The American Political Tradition and the Men Who Made It, New York 1947).

schen über das Menschenleben und somit als *„Gewalt"* und als *„Zwang"* aufgefaßt wurde.[62] Im übrigen bestätigen all die im Schrifttum dieser Zeit verwendeten Metaphern, Gleichnisse und Analogien nur diese Auffassung der Macht: Das verbreitetste Bild war das einer Tat, die *„Grenzen überschritt"*, und ihre Natur wurde an und für sich als *„eindringliche"*[63] angesehen, indes zu ihren erwählten Opfern notwendig die Freiheit, das Gesetz und das Recht gezählt wurden. Deshalb nahmen sich die Autoren der Verfassung vor allem vor, der Macht Kontrollen und Schranken zu setzen, um zu verhindern, daß sie mit der Zeit jene Freiheitsräume zerstört, die für das Gemeinwohl erforderlich sind.

Schroeder betont in seiner Analyse der von der organisierten Regierung zur Freiheit verlaufenden Entwicklung drei Schritte: Der erste ist durch die Anstrengung geprägt, die selbstherrliche und willkürliche Gewalt der Fürsten zu mindern; den zweiten zeichnet das Bestreben aus, die Autorität der Gesetzgeber zu mindern, um zu bewirken, daß dadurch das Naturrecht nicht verletzt wird; der dritte fußt auf einer Reduktion der legislativen Gewalt, um diese besser kontrollieren und eine größere Freiheit des Menschen von allen möglichen staatlichen Vorschriften wahren zu können. In diesem letzten Stadium *„hätte folglich die legislative Gewalt ihre Aktivität nur darauf beschränken dürfen, solches Verhalten zu untersagen, das zu einer Beeinträchtigung und zu einer greifbaren und nachweisbaren Beschädigung der Freiheit anderer führt. Ich zweifle nicht daran, daß die Erbauer der amerikanischen Verfassung bestrebt waren, eine solche Regierung zu schaffen, deren Gewalt zur Ordnung menschlicher Beziehungen eingeschränkt ist."*[64]

Nebenbei, versichert Schroeder, sind die sozialen und politischen Institutionen, wie alle weiteren Naturerscheinungen, ebenfalls eine besondere Manifestation des Evolutionsgesetzes, und zwar dahingehend, daß der Begriff, den sich der Mensch hinsichtlich der sozialen Beziehungen vom Naturgesetz macht, mit der Zeit Veränderungen unterworfen ist, obschon jener allgemeine rationale Maßstab gewahrt bleibt, der eine möglichst große Bandbreite empirisch gewonnener Rationalisierungen beinhaltet. Und es ist dieser allgemein gültige Maßstab, der in jeder konkreten Situation, in der er zur Anwendung kommt, *„bestimmt,* wie *und* warum *gewisse Entscheidungen auf eine bestimmte Weise gefällt werden, nämlich abgeleitet von der grundsätzlichen rationalen Generalisierung, die den einzigen Maßstab für eine Beurteilung liefert".*[65]

Solch ein universales Kriterium findet seine eigentliche Begründung darin, daß der Hauptzweck der Verfassungsnormen in der Erklärung, Bestimmung und Wahrung von Rechten besteht, die nicht von willkürlichen juristischen Schiedssprüchen mißachtet werden können, selbst wenn diese im Namen des Allgemeinwohls ergehen: *„Wenn die Verfassung ein* Maßstab für das Recht *ist, dann müssen deren Artikel stets respektiert*

---

62 Vgl. Bernard Baylin, The Ideological Origins of the American Revolution, Cambridge/London 1992, S. 56.

63 Vgl. ebd. Die Macht wird meist als eine Hand dargestellt, die bereit ist zuzupacken, *„gierig"* und *„hartnäckig"*, und die *„alles behält, was sie greift"*; ein andermal ist sie als grenzenloser Ozean gezeichnet, oder als so etwas wie ein *„Krebs, der gefräßig und unersättlich alles verschlingt"*; ein weiteres mal als *„ein grenzenloser Appetit, ein Drang, ein Begehren, unaufhaltsam und unstillbar"*.

64 Theodore Schroeder, Our Progressive Despotism, in: Mother Earth, 2/April 1908 (Vol. II), S. 81.

65 Theodore Schroeder, Unabridged Freedom, a.a.O., S. 8.

werden, selbst wenn der Gesetzgeber und die Gerichte in der Feststellung übereinstimmen sollten, daß sich die Anwendung des verfaßten Rechts in Einzelfällen gegen das Gemeinwohl richtet."[66]

Das Problem besteht nun eigentlich darin, zu begreifen, was zur Bildung jenes rationalen universalen Maßstabs geführt hat und welches der dessen Verkündigung zugrundeliegende Geist gewesen ist: Schroeder zufolge muß dazu eine wissenschaftliche Interpretation der Verfassung vorgenommen werden, wobei das Material früherer Kontroversen, die eigentlich mit der Niederschrift der Verfassung ihren Abschluß gefunden haben sollten, zu studieren ist. Die von ihm angewandte Methode beruht folglich auf einer Entwicklungsskizze des Gedankens einer vollständigen Meinungsfreiheit, anfangs ausgehend von dem rein persönlichen Protest und Verlangen einiger Individuen, sich einen größeren Freiheitsraum zu erobern und die Einmischung der Macht zu mindern, bis zu dem Zeitpunkt, an dem versucht wird, das den unzähligen Protesten und Forderungen zugrundeliegende unpersönliche Allgemeinprinzip herauszustellen und dessen Rechtmäßigkeit festzulegen.

In der vorrevolutionären Zeit waren es im wesentlichen drei Gruppen, die an der regen Debatte über die *freedom of speech* teilnahmen: Die erste bestand aus denen, die die Rechtmäßigkeit eines beschränkten Eingriffs seitens der Regierung in die Meinungsfreiheit vertraten und die mit der Weise, in der die Macht bis dahin ausgeübt wurde, einverstanden waren. Die zweite Gruppe umfaßte einige konservative Reformer, die, obschon sie nicht an dem Vorhandensein einer rechtmäßigen Gewalt zur Kontrolle des Geistes zweifelten, dennoch die Weise beanstandeten, in der diese bis dahin ausgeübt wurde. Im allgemeinen glaubten sie an die Erfordernis, die Rede- und Pressefreiheit auszuweiten, jedoch nicht so weit, daß sie völlig uneingeschränkt gelassen wird. Ihre Argumentation drehte sich im wesentlichen um die Unwirksamkeit mancher einzelner Restriktionen auf diesem Gebiet und zielte nicht auf die Verteidigung der Freiheit als eines keinerlei Beschränkungen unterworfenen Naturrechts ab. Viele aus dieser Gruppe verlangten eine größere Freiheit zur Verbreitung ihrer von der rechtgläubigen Kirche als ketzerisch angesehenen religiösen Ideen, sahen aber gleichzeitig die über andere Ketzer verhängten Strafen als rechtmäßig an. Andere waren in der Rechtfertigung von Strafen, die auf das Vergehen der Verbreitung kontroverser Vorstellungen folgten, äußerst grausam, obschon sie eine gewisse Freiheit auf religiösem Gebiet befürworteten. Wiederum andere, Thomas Erskine beispielsweise, forderten eine größere Freiheit darin, die Regierung zu kritisieren, beeilten sich jedoch, ihre Rechtgläubigkeit zu erklären und stimmten in den Chor derjenigen ein, die es unentbehrlich fanden, die Ketzer zu bestrafen.[67] Sie alle glaubten im Grunde nicht an eine echte und eigentlich

---

66 Ebd., S. 9.

67 Zu Thomas Erskine vgl. Theodore Schroeder, Erskine on the Limits of Toleration, New York 1911. In dem Essay stellte sich Schroeder folgende Frage: „*Glaubte Erskine wirklich an die* völlige *Meinungsfreiheit? Wenn dem nicht so war, dann können seine Ansichten nicht zur Interpretation unsere Verfassungsgarantien taugen. Glaubte er nicht an eine* völlige *Redefreiheit, dann haben folglich, scheint mir, unsere Gerichte seine Gesinnung verfälscht, um absichtlich, gegen die Gebote der Verfassung, unsere Freiheit zu beschränken. Es könnte sein, daß sie die wahren Ansichten von Erskine ignoriert und in opportunistischer Absicht isolierte Abschnitte oder Einschübe aus einem System eingeschränkter und von oben zugestandener Freiheit zitiert und damit sein wahres Denken verfälscht und seine Behauptungen über die allgemeinen Muster,*

vollkommene Freiheit der Meinungsäußerung, sondern an eine eingeschränkte, von der bestehenden Obrigkeit zugestandene Freiheit. Zur dritten Gruppe gehörte dagegen, wer die Rechtmäßigkeit jedweder Regierung bestritt, Vergehen geistiger Art zu bestrafen und statt dessen eine *vollkommene* Meinungsfreiheit verfocht. Nach Schroeders Ansicht war es der Beitrag jener letzten Gruppe, der in die Gebote der Verfassung Eingang gefunden hat, und bestimmt nicht die frühere Rechtsauffassung der Camera Stellata,[68] die aus englischer Sicht allein die substantielle Verflechtung von Kirche und Staat beurteilte und die von den Vereinigten Staaten und ihren Verfassungen vollständig abgelehnt, aber der *„heute von unseren Gerichten Folge geleistet wird, deren Richter vorgeben, Konservative zu sein, indes sie in Wahrheit mit ihren Urteilen nichts anderes tun, als unsere in der Verfassung garantierte Freiheit zu schädigen, vor allem sobald diese Freiheit sich in unpopulären und nonkonformistischen Äußerungen kundtut".*[69]

Um seine Interpretation zu stützen, zitiert Schroeder beiläufig die Virginia-Erklärung von 1786, die dem I. Verfassungszusatz um etliche Jahre vorhergeht und in der deutlich betont wurde, daß der Staat keine legitime Autorität gegenüber irgendeiner Meinung habe und ihm keine Einmischung gestattet sei, sofern aus derlei Meinungen kein effektives Vergehen entstehe. Auf derselben Linie bewegte sich Thomas Jefferson, als er Präsident der Vereinigten Staaten wurde. In seiner Ansprache zur Amtseinführung äußert er sich am 4. März 1801 wie folgt: *„Sollte jemand unter uns sein, der sich wünscht, diese Union aufzulösen oder deren republikanische Gestalt zu ändern, laßt sie unbehelligt als Beispiele für die Gewähr, mit der ein Irrtum der Meinung toleriert sei, indes es der Vernunft freigestellt bleibt, ihn zu bekämpfen."*[70]

Schroeder betont stets, daß Freiheit niemals als Verteidigung errungener Vorrechte, als ein Schild verstanden werden darf, der die im Vergleich zur als absolut gesetzten *Wahrheit* und zu dem als absolut gesetzten *Recht* verschiedenen Ansichten zurückweist, denn damit mache man nichts anderes, als mit dogmatischem Eifer einen Schützengraben gegenüber Ideen aufzuwerfen, die letztlich, früher oder später, die alten überwinden und sich dann selbst wiederum zu einer gegenüber anderen neuen Gedanken abgeschotteten ideologischen Position aufschwingen werden.[71] Auf diese Weise schaffe man laut Schroeder einen Teufelskreis aus Intoleranz und Scheinfreiheit, der sich in ideologischem Streit und geistigem Stillstand erschöpft. Die wahre Bedeutung der Freiheit ist dagegen viel umfassender und geschmeidiger. Sie verlangt vor allem

---

mit denen die Existenz einer angeblich vollkommenen Redefreiheit zu definieren und bestimmen sind, falsch dargestellt haben." Ebd., S. 2.

68 Sternenkammer, alter Gerichtssaal in London, dessen Decke Sterne schmücken; von Heinrich VII. gegen Aufruhrversuche eingesetztes Gericht, aus dem Lordkanzler und königlichen Räten bestehend (AdÜ).

69 Theodore Schroeder, Unabridged Freedom, a.a.O., S. 11.

70 Zit. ebd., S. 27

71 Vgl. dazu Schroeders Feststellung: *„Die älteste Freiheitsauffassung ist die Freiheit, die Gleichberechtigung der Freiheit zu zerstören, das heißt, die Auffassung der Religionsbesessenen und von Personen mit eingefleischter feudaler Mentalität. Diese beanspruchen die Freiheit zur Erhaltung von ‚Wahrheit' und ‚Recht', ohne Kritik oder Opposition zuzulassen. Die hauptsächlichen Parteigänger dieser Auffassung sind ebenfalls die hauptsächlichen Nutznießer des vorherrschenden Ausbeutungssystems, das nahezu immer von einer ‚unfehlbaren und unabänderlichen' theologischen Moral gerechtfertigt wird."* Theodore Schroeder, Three Views of Freedom, in: Ders., Four Sample Essays on the Intellectual Life, Cos Cob, Conn., 1945, S.8.

einen wahrhaft mutigen Geist, der keine Angst vor der Verbreitung von Gedanken hat, die den eigenen entgegengesetzt oder davon verschieden sind. Nur so wird sich die Freiheit schließlich mit einer unverfälschten Demokratie vereinen, die - im Gegensatz zu allen anderen Regierungsformen - als beste angesehen wird, da sie offen, vervollkommnungsfähig und ein Garant der Freiheit aller ist.[72]

5.

Eng mit seiner Auffassung der *freedom of speech* verknüpft ist der Begriff, den Schroeder von der *„intellektuellen Freiheit"* hat.[73] In einem „Culture and Culturine" betitelten Aufsatz unterscheidet er zwischen der wahren Kultur - die *„sich klar offenbart, sofern sie mit größtem Bedacht auch auf die kleinsten Aspekte des Lebens angewandt wird"*[74] - und der nur aus Schein, Äußerlichkeiten und formaler Ansehnlichkeit bestehenden Pseudokultur, die mit Geist wenig zu tun hat: Die Pseudointellektuellen *„sind mehr am öffentlichen Gebrauch interessiert, den du von einem Zahnstocher machst, als an dem gemeinen Nutzen deines Lebens; sie schätzen dich eher wegen deiner Visitenkarte als wegen deiner höheren Intelligenz oder der Gewandtheit deiner Konversation. Wo die Kultur neue Wahrheiten oder Verbesserungen für die Menschheit prüft, bringt die Pseudokultur dagegen Rassepferde und Flieger hervor.*[75] *(Sie ist) die Maske, hinter der sich die Ignoranz und die Zurückhaltung des intellektuellen*

---

72 Schroeders Kritik zielt vor allem auf die amerikanischen Universitätsdozenten, die offenbar *„noch nicht die Bedeutung der Solidarität unter all denen, die an die demokratische Freiheit glauben, erkannt haben, oder die womöglich nicht wirklich daran glauben, solange diese nicht ihren Interessen dienlich ist... Unsere Universitäten haben mit der Beschleunigung der natürlichen Demokratisierungsprozesse nichts zu schaffen."* Theodore Schroeder, Intellectual Freedom Denied, in: Ders., Four Sample Essays, a.a.O., S. 9. Diese Situation ist allerdings so allgemein, daß sie Schroeder, nachdem er nahezu vierzig Jahre mit selbst finanzierter Tätigkeit verbracht hat, sagen läßt, daß er, *„um die Toleranz vornehmlich zum Nutzen der ganzen Menschheit, und dazu natürlich ebenfalls zu meinem Nutzen, zu fördern, insgesamt nur zehn zur Zusammenarbeit bereite Personen gefunden (habe), die, abgesehen von mir, keinerlei politischen Einfluß hatten".* Ebd., S. 11.

73 Schroeder definiert die intellektuelle Freiheit auch aus dem Blickwinkel der Verfassung und erläutert die Bedeutung, die ihr die „Bill of Rights" einräumt, eine seines Erachtens von Gesetzgebern und Richtern, die den Maßstab ihres Urteils in ihrer uneingestandenen Angst, ihren Vorurteilen oder ihrer Machtgier finden, negierte und entstellte Bedeutung: *„Meines Erachtens bedeutet die in unserer* Bill of Rights *verankerte intellektuelle Freiheit die vom Staat geschützte Inanspruchnahme des Rechts, ohne vorbeugende Einschränkung oder folgende Bestrafung zu jedem beliebigen Thema jede beliebige Meinung zu äußern und diese jedem beliebigen Erwachsenen darzutun, der sie hören oder lesen will und der nicht rechtmäßig in einer psychiatrischen Klinik oder einem Gefängnis eingesperrt ist, unter der Bedingung, daß diese nur eine eigennützige Meinungsäußerung und keinen erwiesenen realen und tatsächlichen Angriff darstellt und nicht als dessen unumgängliche Konsequenz empfunden wird. Das schließt jedes implizite oder ‚mutmaßliche' Verbrechen aus und verunmöglicht, daß jemand bestraft wird, weil der Größenwahn oder das sogenannte ‚Wohlbefinden' oder der ‚gute Ruf' von irgendjemandem empfindlichen oder ‚seelischen' Schaden genommen hat. Eine weitere zwingende Bedingung konstitutioneller Freiheit ist die gleichmäßige Streuung eines höchstmöglichen Maßes an Freiheit. Jeder beliebige soziale oder religiöse Ketzer muß dasselbe Recht haben können, die orthodoxen Einrichtungen zu kritisieren, wie es die zahlreicheren und mehr angesehenen orthodoxen Parteigänger haben, die Ketzer und Neuerer zu kritisieren."* Theodore Schroeder, Intellectual Liberty Denied, in: Ders., Four Sample Essays, a.a.O., S. 18-19.

74 Theodore Schroeder, Culture and Culturine: Being a Few Wise and Wicked Remarks, New York o. J., S. 1.

75 Ebd., S. 3.

Snobs verbirgt, dessen Feinheit nur subtil lackierte Barbarei ist, eine herausgekehrte Verheimlichung der unmittelbar unter dem Haaransatz vorhandenen Leere."[76]
Im Gegensatz dazu fußt die echte Kultur auf einer Geistesbildung gemäß den alles umfassenden Naturgesetzen. Darin eingebettet, wird sie imstande sein, eine völlige Harmonie zwischen Gefühl und Vernunft, Geist und Körper, Trieb und Rationalität herzustellen. Nebenbei ist für Schroeder die Scheinkultur aufs engste an fremde Urteile gebunden und unfähig zu eigenem und selbständigem Denken; sie ist in jeder Hinsicht unkritisch, konformistisch und orthodox. Also muß, in Übereinstimmung mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen, eine „*neue Lebensphilosophie*" entwickelt werden, die imstande ist, jenes unbewußte Minderwertigkeitsgefühl und jenes atavistische Bedürfnis nach übermenschlicher oder metaphysischer Zugehörigkeit auszurotten: „*Zuallererst wird eine solche Lebensphilosophie mit den besten wissenschaftlichen Informationen, über die wir verfügen, übereinstimmen. Und da sie deshalb auf natürlichen Gewohnheiten beruht und vom Wunsch, sich allein nach diesen zu richten, beherrscht ist, wird sie das Übernatürliche und all seine Strafen, seine Gottheiten und Dämonen ignorieren.*"[77]
In dieser Auffassung Schroeders ist der ganze Eindruck enthalten, den die europäische Kultur des fin de siècle - von Nietzsche bis Freud - auf viele Intellektuelle in Übersee machte, obwohl die amerikanische Psychologie mehr zu behaviouristischen Richtungen neigte, die eher der Tendenz zur wissenschaftlichen Leitung der Industrie entsprachen.[78] Obschon einerseits „*der Tod Gottes*" - als absolute Trennung des Menschen von einem absoluten und ihm äußeren Zusammenhang - und andererseits die Entdeckung einer untergründigen und unbewußten Welt - die ein Großteil der Wahl- und Verhaltensformen des Menschen bestimmt - den Weg zu einer umfassenden und entwaffnenden „*Krise der Gewißheit*" öffnen, tragen diese Entwicklungen dennoch dazu bei, den Menschen letztlich autonom, reif und kritisch werden zu lassen. Schroeder schreibt: „*Die erste wichtige Folge dieser Haltung ist die Abschaffung aller moralischen Bewertungen, Urteile und Pflichten und deren Wahrnehmung als rein neurotische Symptome.*"[79]

---

76 Ebd., S. 11.

77 Theodore Schroeder, A New Philosophy of Life, in: The Modern Thinker, 2/Oktober 1935 (Vol. VII), S. 39.

78 Es war in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts, als Walter D. Scott zum ersten Mal die Psychologie in die amerikanische Industrie einführte und Werbetechniken ausarbeitete; danach war es an Hugo Münsterberg, den Beitrag, den die Psychologie der Industrie in Aussicht stellen konnte, umfassend zu formulieren, vor allem hinsichtlich der Auswahl des Personals: „*Im Betriebsleben gibt es drei Hauptziele: (...an erster Stelle), wie lassen sich Menschen finden, deren geistige Fähigkeit möglichst der von ihnen zu bewältigenden Arbeit entspricht; an zweiter Stelle, unter welchen psychologischen Umständen erhält man von jedem einzelnen einen möglichst großen und zufriedenstellenden Arbeitsausstoß; schließlich, wie läßt sich der menschliche Geist gemäß den Erfordernissen des Betriebs zur Gänze beeinflussen.*" H. Münsterberg, Psychology and Industrial Efficiency, Boston/New York 1913, S. 23-24. Das „Carnegie Institute of Technology" war das erste Koordinierungszentrum zur Anwendung psychologischer Aktivitäten in der Industrie und nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges wurden psychologische Techniken verstärkt im Heer angewandt. Die psychologische Richtung, die in den Vereinigten Staaten einen geebneten Weg vorfand, war jedoch der *behaviourism* von John B. Watson, dessen Hauptannahme auf einer aus beidseitigen Reizen und Antworten bestehenden Analogie zwischen Mensch und Maschine beruht, der zur Umsicht und Kontrolle ein Prozeß der Verhaltenskonditionierung übergestülpt werden kann.

79 Theodore Schroeder, A New Philosophy of Life, a.a.O., S. 40.

Die auf die Entwicklung des Einzelnen gerichtete Perspektive bringt Schroeder dazu, die überlieferten moralischen Maßstäbe dessen, was „falsch" und „richtig" ist, durch eine wissenschaftliche Einstufung anormalen Verhaltens zu ersetzen und folglich gegenüber dem „*Täter*" einen anderen Ansatz zu vertreten: „*Die wichtigste Neuheit besteht in der Klassifizierung der Personen nach ihrer relativen geistigen Gesundheit und relativen Reife der Triebe und Geistesmethoden, durch die sie sich in Tat und Gedanken als rege erweisen. Sobald dies auf das ‚Verbrechen' oder auf als hochgradig antisozial eingestufte Verhaltensweisen angewandt wird, führt das in der Folge zur Eliminierung der eigentlichen Notwendigkeit jeder Bestrafung. Für einen beliebigen Sträfling wird es keine endgültige Verurteilung oder Strafe mehr geben, sondern die Erforschung aller möglichen Ursachen seines Verhaltens und antisozialen Betragens und das Bestreben, diese zu beseitigen. Die Strafe sollte also durch eine Krankenbehandlung - physisch wie psychisch - und durch Bildung abgelöst werden. Wir dürfen uns niemals fragen, was wir dem Sträfling* antun *sollen, sondern was wir* für *ihn tun können: ob wir ihn so ernähren, heilen und erziehen können, daß seine antisozialen Neigungen beseitigt werden? Ist dies nicht möglich, dann wird er bleiben wie er ist, aber unter intelligenter und verständiger Aufsicht. Können wir dagegen etwas tun, um ihn wieder einem sozialen Dasein zuzuführen, dann greifen wir schnell ein und danach geben wir ihm die Freiheit wieder. Es gibt keinerlei Beziehung zwischen der Schwere des Verstoßes und der Dauer der Haft.*"[80]

Schroeders Analyse versucht, auch den Mechanismus des herkömmlich „*moralisches Gewissen*" benannten Gebildes zu ergründen, das sich aus der „*universalsten und verderblichsten menschlichen Gewohnheit zusammensetzt, wonach der soziale Nutzen der Umgangsformen an der Intensität und Art der daran beteiligten Gefühlszustände gemessen wird*".[81]

Der Irrtum eines solchen Verfahrens besteht darin, die subjektiven Gefühlszustände zu objektivieren und nach dem jeweiligen Verhalten, das sie auslösen, in „gut" oder „böse" einzustufen: „*Aus Sicht des Einzelnen wie der Bezugsgruppe kommen die Menschen dazu, manche Verhaltensweisen aufgrund ihrer lustvollen oder schmerzhaften Auswirkungen mit Gefühlen der Zustimmung oder Abneigung zu verbinden... Kaum werden diese ‚Moralurteile', da oft genug wiederholt, zur Gewohnheit, verfliegt die Absurdität ihres Ursprungs, bis die verwirrte Menschheit schließlich diese Sorte moralischer Empfindung auf ein imaginäres Podest außerhalb ihres Gehirns stellt und es ‚Gewissen' nennt, weshalb sie endlich daran glaubt, daß die Gefühlsbindungen... eine angeborene und damit unfehlbare moralische Anleitung bilden. Derart beginnen die ‚guten', übermäßig auf die Korrektheit ihrer Gefühle vertrauenden Leute, das Verhalten, besonders das sexuelle, ihrer Nachbarn zu regulieren.*"[82]

Nur indem man davon abläßt, die eigenen gefühlsbedingten „*Moralurteile*" zu objektivieren, und wenn man aus seinem Leben die Autorität jenes „Gewissens" entfernt, das bloß eine Moralempfindung ist, und es durch ein geeignetes logisch-wissenschaftliches Instrumentarium ersetzt, das imstande ist, die Bindung der einzelnen Verhaltensweisen an das Naturgesetz zu überprüfen, wird man Schroeder zufolge beginnen,

---

80 Ebd.
81 Theodore Schroeder, On Conscience, in: Mother Earth, 5/Juli 1907 (Vol. II), S. 227.
82 Ebd., S. 227-228.

den Weg in Richtung einer wahrhaft rationalen Ethik zu beschreiten, die von einer fortschreitenden Annäherung des Sozialverhaltens eines jeden an die Maßstäbe des Naturrechts geprägt ist. Das bedeutet im einzelnen, daß jedes Individuum nicht nur die laufenden Veränderungen in der Welt wahrnehmen sollte, sondern gleichfalls und vor allem die Tiefe und Vielfalt seiner Natur, in der unbewußte Triebe weit mehr und bestimmender agieren als die bewußten, und daß es davon ablassen sollte zu denken, daß *„die menschlichen Beziehungen und gegenseitigen Abhängigkeiten auf die Familie, den Verein, die Kirche, die Stadt oder den Staat, denen man angehört, beschränkt sind"*.[83] Nicht durch die *„kindische und pathologische Empfindung, die sich in der ‚Brüderlichkeit' und dem abergläubischen Befehl, unseren sadistischen Nächsten wie uns selbst zu lieben, äußert"*,[84] ist es also möglich, eine echte Einheit unter Menschenwesen zu bilden, sondern *„durch die Kenntnis unserer gemeinsamen psychologischen Prozesse und ihrer gegenseitigen Abhängigkeit"*.[85] Dies ist nur durch eine tiefgehende Demokratisierung der Bildung möglich, das heißt durch einen fortwährenden Reifungsprozeß der individuellen Triebe und durch die Aufstellung geeigneter und wirksamer geistiger Methoden, um die Verhaltensweisen auf das Naturgesetz der psychosozialen Evolution hinzulenken, die immer stärker die Kooperation in der Arbeit und in allen einen kollektiven Wohlstand befördernden Tätigkeiten erfordert.[86] Somit findet sich die bislang außerhalb, bei anderen gesuchte *leadership* zuletzt hauptsächlich in einem selbst, als autonome Befähigung, eigene, individuelle wie soziale Gedanken und Taten zu bewerten und zu kritisieren. Dies bedeutet, den Mut zu haben, zu sich selbst und anderen *„intellektuell redlich"* zu sein, auch wenn der dabei zu zahlende Preis sehr hoch ist: *„Der Preis, den ich zahle, sobald ich versuche, gemäß einer solch reifen Auffassung intellektueller Redlichkeit zu leben, kann, vor allem verglichen mit volkstümlichen Maßstäben, sehr hoch sein. Sobald du dergestalt zu leben versuchst, werden dich die psychotischen Führer unserer degenerierten Zivilisation*

---

83 Theodore Schroeder, A New Philosophy, a.a.O., S. 42. Schroeder schreibt: *„Zu jeder menschlichen Frage gibt es (letztlich) immer drei eigene Ansätze: Es gibt deinen Ansatz, es gibt den Ansatz deines Gesprächspartners, es gibt den wissenschaftlichen Ansatz eines Entwicklungspsychologen. Dein Ansatz und der deines Gesprächspartners ist nahezu mit Sicherheit vom Gefühlswiderstreit einer ‚gespaltenen' Persönlichkeit geprägt. Der Ansatz des mit einem wissenschaftlichen Temperament und einer Kenntnis der Gefühls- und Entwicklungspsychologie Ausgestatteten wird hingegen, auch gegenüber den Gefühlen anderer, ziemlich frei von Emotivität sein... Die ersten beiden werden ihren ‚Menschenverstand' gebrauchen, um ihre vorbestimmten, im Widerstreit stehenden Absichten zu rechtfertigen. Der andere wird eine psychologische Erklärung und Klassifizierung vornehmen. Die ersten werden alten Aberglauben zu rechtfertigen suchen und ihn durch neuen ersetzen. Der Wissenschaftler wird lieber eine nüchterne, amoralische Haltung einnehmen, um das Vorhandensein von derlei Aberglauben zu erklären und den imaginären Bestandteil unserer Denkweise zu verringern."* Theodore Schroeder, Always Three Viewpoints, in: Ders., Four Sample Essays, a.a.O., S. 6.

84 Theodore Schroeder, A New Philosophy, a.a.O., S. 42.

85 Ebd.

86 In einem anderen Aufsatz spricht Schroeder von der echten Freiheit, zu der man kommt, sobald man sich einsichtig und bewußt unter die Naturgesetze stellt und dafür sorgt, daß die Kooperation in der Gesellschaft spontan und nicht erzwungen ist, wie dies im Kollektivismus oder im Staatssozialismus geschieht: *„Heute scheint mir der Wille zur Förderung der Zwangskooperation mehr eine Frage der blinden, kindischen Gegnerschaft zu den bestehenden Verhältnissen oder der genauso kindischen Machtgier zu sein, als der Ertrag einer sympathetischen und reifen Kenntnis menschlicher Beziehungen oder fundamentaler Begriffe der Demokratie."* Theodore Schroeder, Liberty Through Impersonal Service, Riverside, Conn., 1915, S. 10.

zwangsläufig als ihren Feind und als Feind der Gesellschaft ansehen, da sie in der geheiligten Unreife aufwuchsen, die all unsere Familienstreitereien, unsere religiöse und rassische Intoleranz und Verfolgung hervorbringt, mit denen wir uns beflecken."[87]
Schroeder bewegt sich ganz auf der Ebene von Freuds Deutung und lehnt die deterministische Sicht der Experimentalpsychologie insgesamt ab.[88] Seine Analyse des Individuums und der menschlichen Beziehungen neigt dazu, die Fragen seiner Zeit in den Begriffen des *Unbehagens an der Kultur* zu lesen und den Schlüssel zum Verständnis des Individual- und Sozialverhaltens im Widerstreit der Gefühle zu finden: „ *'Der Mensch ist desto unglücklicher, je weiter er von seinen Wünschen entfernt ist.' Dies ist das Wesen des Gefühlsstreits, an dem wir alle mehr oder weniger leiden. Was für den Einzelnen gilt, ist für die sozialen Gruppen genauso gültig, ob nun der Riß quer durch die ökonomischen Klassen oder längs der ethnischen oder nationalen Bindungen betrachtet wird.*"[89]
Hinter der Heftigkeit, mit der der Mensch seine Ideale kundtut oder vertritt, stehen, nach Schroeder, die ganze Vielfalt seiner Seele mit ihren Gefühlsurteilen und der Kummer über ihre Mängel und Unvollkommenheit. Die Persönlichkeitsspaltung ereignet sich gerade wegen der Diskrepanz zwischen dem, was man sein will, und dem, was man wirklich ist. Doch der durch diese Lage hervorgerufene Angstzustand trifft auch die sozialen Gruppen und Einrichtungen, deren wesentlicher Bestandteil er ist: „*Alle unsere gegenwärtigen Einrichtungen sind, glaube ich, eine Spiegelung der kollektiven Herrschaft jener Eigenschaften, die aus dem moralischen und emotionalen Widerstreit einer unreifen Persönlichkeit hervorgehen. Einer ihrer Aspekte äußert sich als Verlangen, sich von der elterlichen und jeder beliebigen anderen Herrschaft zu emanzipieren, während die erforderlichen körperlichen oder geistigen Ressourcen noch nicht zur Verfügung stehen, um dieses Vorhaben selbständig mit Erfolg zu krönen. Wir sind nämlich gefühlsmäßig und wirtschaftlich vom guten Willen und der Billigung unserer Eltern oder irgendeiner anderen familiären ,hohen Autorität' abhängig. Wie auch immer die objektive Wirklichkeit unseres bewußten Denkens beschaffen sein mag, wir* fühlen uns *ungeeignet und emotional abhängig... In einer solchen Lage erweisen sich die natürlichen Eltern oder der als Elternersatz für infantile unemanzipierte ,Erwachsene' fungierende Staat wegen ihres ausschließlichen Einsatzes physi-*

87 Theodore Schroeder, Intellectual Honesty Described, in: Ders., Four Sample Essays, a.a.O., S. 27. Schroeder widersetzt sich auch der Vorstellung einer allein Intellektuellen und Künstlern vorbehaltenen vollständigen Ausdrucksfreiheit, indem er meint, daß diese gerade als „*allgemeines Menschenrecht*" absolut kein ausschließliches Vorrecht für eine im Besitz besonderer kultureller Instrumente befindlichen Elite sein kann: „*Wenn die konstitutionelle Redefreiheit als ,Menschenrecht' anerkannt ist, dann müssen alle Menschen das gleiche ,Recht' haben, ihre Ideen auf ihre Weise, mit ihrem Wortschatz und ihrem Temperament entsprechend auszudrücken.*" Theodore Schroeder, Intellectual Liberty and Literary Style, (Chicago) 1920, S. 3 (wieder abgedruckt in: The Open Court, Mai 1920).

88 Schroeder kritisiert den Ansatz der Behaviouristen, indem er darauf hinweist, daß deren Determinismus unrettbar mit den Moralmaßstäben in Widerstreit geraten muß, die man unvermeidlich in der Jugend erworben hat. Vgl. diesbezüglich Theodore Schroeder, Determinism, Conduct and Fear Psychology, in: Psychoanalytic Review, 4/Oktober 1919 (Vol. VI), S. 379-390.

89 Theodore Schroeder, Emotional Conflict, Liberty and Authority, in: Psyche and Eros, 1/Januar-Februar 1921 (Vol. II), S. 12.

scher Gewalt, ob nun als Korrektiv oder als Mittel, die eigenen unreifen Ansprüche zu erzwingen, als geistig unreif."[90]

Die Auseinandersetzungen zwischen Arbeit und Kapital sind von der selben Logik gekennzeichnet wie die zwischen Amtspersonen und Radikalen, Kommunisten, Anarchisten und *wobblies*, eine Logik, die auch die internationalen Beziehungen in den ersten Jahren des Jahrhunderts geprägt und zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges geführt hat: „*Sind sie vielleicht nicht alle im selben Zusammenhang entstanden und werden sie nicht im selben Stil geführt, mit dem reizbare und ignorante Eltern die Fehler ihrer Kinder ausbügeln wollen? Aus meiner Sicht, der Sicht eines Entwicklungspsychologen, scheint mir gerade das der Fall zu sein.*"[91]

Im Grunde beschuldigt Schroeder die amerikanischen Institutionen seiner Zeit, auf schizophrene Art eine Scheinwelt darzustellen, sich als Verwirklichung von Freiheit, Gleichheit und Demokratie zu präsentieren, während sie in Wahrheit der Tyrannei, dem Vorrecht, der Sklaverei und der Aristokratie Vorschub leisten.[92] Der von den meisten Bürgern fraglos akzeptierte Widerspruch zwischen Anspruch und Wirklichkeit setzt die amerikanische Gesellschaft einem starken Unbehagen aus und führt zu einer Spaltung zwischen dem, was man eigentlich will, und dem, was man tatsächlich hat, verhüllt von einer kollektiven Täuschung, die nur den Wunsch aller zum Ausdruck bringt, sich wirklich vom Zustand psychologischer Minderwertigkeit zu emanzipieren: „*So betrügen wir uns letztlich selbst, wie der Junge, der glaubt, endlich ein Mann zu sein, nur weil ihm erlaubt wird, lange Hosen zu tragen.*"[93] Eine Änderung resultiert aus der Anerkennung des Realitätsprinzips, der Distanzierung von unmöglich zu erreichenden Träumen oder Idealen sowie der Reflexion darüber, was nach menschlichem Ermessen durch uns selbst und durch die Gruppe, der wir angehören, erreicht werden

---

90 Ebd., S. 12-13.

91 Ebd., S. 13. An anderer Stelle betont Schroeder die Irrelevanz eines ideologischen Blickwinkels auch auf wirtschaftlichem Gebiet, insbesondere im Vergleich zu einer Wirtschaftsgestaltung, die auf der Erforschung der vereinigenden Elemente basiert, die Grundlage des menschlichen Trachtens sind: „*In den Händen von solch aufgeklärten Produzenten wird die wirtschaftliche Macht sogar noch effizienter sein, als dies heute die direkte Aktion oder die kapitalistische Wirtschaftsmacht sind. Sobald wir dies klarer sehen, werden wir jene Bildung viel stärker betonen, die versucht, den menschlichen Ehrgeiz zu vereinen und zu fördern, statt der Lehre der direkten Aktion anzuhängen, wie sie heute vom ‚big business' trügerisch praktiziert und von den Industriearbeitern angedroht wird. Ist erst einmal die vereinte Intelligenz in Kraft gesetzt, wird die unwirksame direkte Aktion nicht mehr erforderlich sein.*" Theodore Schroeder, The Herd Impulse, Democratization and Evolutionary Psychology, Cos Cobb, Conn., 1921, S. 274 (wieder abgedruckt in: Psyche and Eros, 5/September-Oktober 1921 [Vol. II]).

92 Schroeder führt als Beispiel die *free speech fights* von San Diego, Spokane und vielen anderen amerikanischen Städten an, wo „*die geistige Chancengleichheit und der körperliche Schutz versagt wurden. Unsere Vorfahren schrieben die Garantien der Redefreiheit mit der Absicht in die Verfassung, die früheren englischen Praktiken und Theorien zu zerstören, während unsere Gerichte diese Garantien gerade in Übereinstimmung mit den alten, von den Gerichtshöfen der Camera Stellata und der Inquisition verwendeten Prinzipien deuten. Die Täuschung, in der wir uns befinden, heißt Gleichheit und Demokratie, während die faktische Wirklichkeit zur Aufrechterhaltung der tatsächlichen Ungleichheit führt, die den wahren Kern der Aristokratie bildet. Mithilfe unserer Verfassung gestehen wir jedem das Recht zu, zu erkennen, was erkannt werden soll, in der Praxis verhindern wir jedoch, daß diese Fiktionen der Demokratie, Gleichheit und Freiheit konkret angefochten werden.*" Theodore Schroeder, Emotional Conflict, a.a.O., S. 18.

93 Ebd., S. 14.

kann.[94] Aus dieser Perspektive ließe sich - basierend auf einer wirklichen Kenntnis der inneren Abläufe des Menschen und folglich auf der Möglichkeit, diese besser zu steuern - auch eine bessere soziale Gliederung und eine Erweiterung der Gruppenbeziehungen herstellen, die stärker von der Suche nach vereinigenden sozialen und humanen Elementen geprägt sind, statt von derart unwesentlichen Umständen wie Geld, Geburtsort, Glaube oder ethnischer Zugehörigkeit.[95] Doch es ließe sich auch eine bessere, durch einen wirksamen und nicht nur lauthals am Tisch verkündeten Frieden gekennzeichnete Weltordnung verwirklichen: *„Es gibt solche, die darauf bestehen, daß wir zum Erreichen des Weltfriedens eine Weltregierung haben müssen, und andere, die dagegen darauf bestehen, daß wir zuerst den Frieden und dann die Weltregierung schaffen müßten. Das ist die alte Frage, was zuerst da war, das Ei oder die Henne. Ich glaube, daß wir den Frieden mit oder ohne Weltregierung haben können, wenn wir eine Weltbevölkerung haben, die aus Individuen mit integerer und nicht mit gespaltener Persönlichkeit zusammengesetzt ist."*[96]

Unmittelbar nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges nimmt das Kriegsthema eine zentrale Stelle in Schroeders Analysen ein. Seine Position ist keine durchweg pazifistische, wie die vieler Anarchisten und Radikalen dieser Zeit. Er besteht dagegen einmal mehr auf der Forderung nach einer entsprechenden psychologischen Bildung als der einzig möglichen Abhilfe zur Vermeidung jeder Art von Konflikten, angefangen bei den Konflikten, die sich im Menschen selbst abspielen.[97] Seiner Meinung nach kann man sich nie wirklich von der Psychologie des Krieges frei machen, wenn man nicht zuerst eine geeignete Bildungspolitik verwirklicht, die den Menschen lehrt, die Instinkte zu steuern, die sich unbewußt auf sein Verhalten und seine Entscheidungen auswirken:[98] *„Wir träumen alle den süßen Traum vom Frieden, doch es ist* nur *ein Traum. Manchmal erinnern wir uns an ihn in Friedensverträgen, die so beschaffen sind, daß sie den nächsten Krieg noch unausweichlicher und unversöhnlicher machen. Wir sperren ihn in Verträge zur teilweisen Entwaffnung, vernichten unsere hinfälligen Flotten, um andere, noch mächtigere zu bauen. Wir bemänteln unsere friedlichen Absichten mit Handelsverträgen, um einige Vorteile zu vergrößern oder zu bestätigen,*

---

94 Ebd., S. 21.

95 Theodore Schroeder, Liberty Through Impersonal, a.a.O., S. 4.

96 Theodore Schroeder, World government and Peace, in: Ders., Thumbnail Essays: Samples of Unusual Thinking, Cos Cob, Conn., 1949, S. 24.

97 Schroeder schreibt: *„'Der Krieg ist integraler Bestandteil der Natur des Menschen und es ist unmöglich, die menschliche Natur zu ändern.' Falls das wahr ist, dann ist der Gedanke an einen internationalen freiwilligen Frieden nur die Illusion ‚glänzender idealistischer Augen', eine Illusion, die zum Scheitern bestimmt ist. Dies ist die Vision vieler als ‚Realisten' bezeichneter Menschen. Andere glauben wiederum, den ‚Frieden' verwirklichen zu können, indem sie die mit der Vernichtung bedrohen, die mit den Kriegen angefangen haben, doch in der Vergangenheit haben die Aggressoren solche Drohungen immer mißachtet. Als Entwicklungspsychologe bin ich der Auffassung, daß die Natur des Menschen nicht wirklich statisch ist, sondern sich entwickelt und wächst. Der Krieg ist daher ein Problem der menschlichen Natur, ein psychologisches Problem, ein Problem der geistigen Hygiene und eines der Entwicklungspsychologie. Die fundamentalen ‚Naturgesetze', die unsere Triebe beherrschen, können nicht geändert werden, ihre objektive Konditionierung kann jedoch unsere Gewohnheiten modifizieren, den Stand unserer Evolution verändern sowie den geistigen Gesundheitszustand, der uns prägt."* Theodore Schroeder, Educational War Against War, in: Ders., Thumbnail Essays on the Psychology of War and Peace, Cos Cob, Conn., 1944, S. 13.

98 Vgl. Theodore Schroeder, Peace and War, in: Ebd., S. 6-7.

mit Symbolen unserer nationalen finanziellen Vorherrschaft. Jede Nation hat ihre süßen Träume vom Frieden, einem Frieden zu den von ihr gewünschten Bedingungen und zum Preis des Leids und der Erniedrigung anderer. Wir widersetzen uns energisch unserer Versklavung, suchen jedoch den Gewinn in derjenigen der anderen. Wir ersehnen den Frieden, doch ohne von unserem schmarotzerhaften Infantilismus und unserem Haßliebe-Komplex zu lassen. Wir lieben es, vom Frieden zu träumen, denn dadurch bleiben wir über den aristokratischen Sadismus, der sich in uns regt, unwissend. Wir lieben unsere Friedensträume, denn sie tarnen trostreich unseren grausamen und infantilen Egoismus... Jawohl! Der Preis des Friedens ist zunehmend der persönliche und internationale demokratische Wohlstand. *Nur wer die Hoch- oder Minderwertigkeitskomplexe und die Sucht nach aristokratischen Vorrechten überwindet, wird imstande sein, einen realistischen und dauerhaften Frieden zu schaffen. Nur der wird die natürlichen Prozesse der universalen Demokratisierung in der Bildung oder im öffentlichen Wohlstand beschleunigen können, mit dem Ziel,* zusammen mit der Freiheit *den so sehr ersehnten universalen und permanenten Frieden zu verwirklichen."*[99]

Eine weitere Überlegung Schroeders, wechselseitig verbunden mit dem Thema interner und internationaler Konflikte, gilt den psychischen Aspekten der sozialen Entwicklung. Er berichtigt vor allem die Behauptung von Lester F. Ward, der in „Psychic Factors of Civilization" - die Fragen des menschlichen Geistes betreffend - die Unhaltbarkeit der psychoanalytischen Praxis behauptet hat. Für Schroeder hat dagegen die psychoanalytische Methode bereits Riesenschritte gemacht, indem wirksame Bestimmungen zur Deutung des Geisteslebens erarbeitet und ein tiefes Verständnis der wesentlichen geistigen Abläufe, ihrer Ursachen und ihrer Entwicklung erlangt wurden. Setzt man zur Gesellschaftsanalyse zudem die Perspektive der genetischen und Entwicklungspsychologie ein, wird es seines Erachtens auch möglich, sich ein knappes Bild von alternativen Sozialtheorien zu machen, die, wie der Sozialismus und der Anarchismus, den herrschenden entgegengesetzt sind. Diesbezüglich schreibt Schroeder: *„In der Vergangenheit bezog sich die Bedeutung, die man sozialen Werten beimaß, gewöhnlich auf die ausgetauschten Güter und folglich blieb es nicht aus, daß sich die Soziologen für die nichtmenschlichen und sichtbaren Faktoren der sozialen Beziehungen interessierten. Diese geläufige Weise zu denken und zu handeln führte gegenüber den sozialen Fragen zu einer Art materialistischer Anfälligkeit, in deren Folge wir so handelten, als würden wir die Lehre des wirtschaftlichen Determinismus gänzlich für wahr halten, obschon wir sie, zusammen mit ihren sozialistischen Aspekten, ausdrücklich ablehnten, während wir uns gleichzeitig sogar weigerten, die Imperative des menschlichen Geistes in Betracht zu ziehen... Diese allgemeine Unterschätzung der geistigen Faktoren führte im Verein mit einer infantilen Machtgier unweigerlich zu jenem verbreiteten Aberglauben, daß unsere sozialen Übel viel besser durch*

99 Theodore Schroeder, Dreams of Peace, in: Ebd., S. 9. An anderer Stelle präzisiert Schroeder dies wie folgt: *„Der Zwang seitens der Mittelklassen, die Demokratie über die feudalen Massen zu erzwingen, ist so fatal, wie es unsinnig ist, mit Gewalt gegen das Proletariat vorzugehen, denn beides sind Methoden, die den natürlichen Verlauf der Demokratisierung aufhalten. Es gibt jedoch eine andere Methode: Wahrscheinlich ist eine geordnete und freiwillige Fügung in das Naturgesetz der Demokratisierung das beste Mittel, den universalen Frieden zu erlangen."* Theodore Schroeder, Anarchism and „The Lord's Farm": Record of a Social Experiment, (Chicago) 1919, S. 606 (wieder abgedruckt in: The Open Court, Oktober 1919).

legale Vorkehrungen beseitigt werden können, als durch Veränderungen der geistigen Prozesse, die mit einer Bewußtseinserweiterung einhergehen."[100]
Bemerkenswert in Schroeders Analyse ist der auf die Genese sozialer und politischer Theorien bezogene Blickwinkel. Deren Ursprung liegt eigentlich im Verlangen einiger Individuen nach oder in deren Widerwillen gegenüber irgendeiner Sache und die zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse anfangen, einen Jargon oder eine Theorie zu erfinden oder anzunehmen, die deren Notwendigkeit erklärt oder rechtfertigt. Im nächsten Schritt überzeugt man sich von der wesentlichen Güte und Wahrheit jener Theorie und wünscht, daß andere sie ebenfalls anerkennen: „*Unbewußt begehren wir sie allein für unser Wohl, doch in unserer Rede halten wir sie als für das Wohl aller gerechtfertigt... Sobald die anderen sie anerkennen, empfinden wir Freude, weil wir uns wichtig fühlen. Doch waren wir zuerst bloß damit zufrieden, sie zu überzeugen, fühlen wir uns jetzt dazu bereit, ihnen unsere Theorie auch mit Gewalt aufzuzwingen.*"[101]
Individualismus wie Kollektivismus sind für Schroeder extreme Aspekte nicht überwundener und entsprechend geklärter geistiger Prozesse. Beide verweisen erneut auf die Unfähigkeit, aus einem Zustand grundsätzlicher Unreife zu entkommen und wieder ein angemessenes Gleichgewicht zwischen egozentrischen Ansprüchen und solchen zu finden, die mit einem totalen Schutz in der Gruppe verbunden sind. Wer den zügellosen Individualismus vertritt, ist ein Individuum, das noch nicht die infantile Phase überwunden hat, die es unbewußt gegen jede Zügelung seiner Energie feindlich reagieren läßt, ein Individuum, das die Regeln des Sozialverhaltens und die Annahme der Verantwortung gegenüber sich selbst und anderen noch nicht anerkennt. Dagegen bewahrt der zügellose Kollektivist eine tiefgehende Unsicherheit; er ist unfähig, sein Leben autonom zu führen und neigt noch dazu, sich in der Gruppe zu verstecken, sich völlig anzupassen und die besonderen Merkmale seiner Persönlichkeit zu verlieren. In beiden Fällen fehlt die Anerkennung des Realitätsprinzips und die Fähigkeit, ein fruchtbares Gleichgewicht zwischen individuellen und sozialen Ansprüchen zu erlangen. Ein Gleichgewicht, das Schroeder dagegen in einem von ihm definierten „*neuen anarchistischen Ideal*" findet: Es handelt sich nicht „*um eine rein infantile Aversion gegen die Dinge wie sie sind, sondern um ein Ideal, das auf einem breiten Verständnis unserer Beziehung zur objektiven Wirklichkeit und unserer Anpassungsfähigkeit an sie fußt, als Ergebnis unserer bewußten Suche nach Autonomie auf Grund der gleichen Verfügbarkeit, die wir für andere haben und die anderen für uns*".[102]
Dieses Ideal erweist sich im wesentlichen als „*unpersönliches Leben, bestimmt nicht deshalb, weil persönliche Erwägungen ausgeschlossen sind..., noch weil es weniger*

---

100 Theodore Schroeder, Psychic Aspects of Social Evolution, Chicago 1917, S. 1 (wieder abgedruckt in: The Liberal Review, 11/Juni 1917 [Vol. II], S. 9-13 und 12/Juli 1917 [Vol. II], S. 16-21). Zu einem ähnlichen Schluß gelangt Schroeder hinsichtlich positiver wie negativer Moralurteile, die den Fall McNamara begleiteten. Die eines Sprengstoffattentats beschuldigten Brüder McNamara wurden von manchen als „*Märtyrer*", von manchen als „*Kriminelle*" angesehen; doch solche Beiworte bewirken laut Schroeder nichts weiter, als „*die Empfindungen zu markieren, die deren Tat in uns ausgelöst hat... und hemmen eine ruhige Betrachtung und ein klareres Verständnis der zahlreichen sozialen Umstände und Beweggründe, die zu dem jüngsten unglücklichen Ergebnis geführt haben*". Theodore Schroeder, Martyrs or Criminals? An Unmoral Analysis of a Celebrated Case, Riverside, Conn., 1915, S. 8.

101 Theodore Schroeder, Psychic Aspects, a.a.O., S. 2.

102 Ebd., S. 9.

egoistisch ist, sondern weil darin vielmehr ein vernünftiger Egoismus inbegriffen ist; nicht weil es die intimsten persönlichen Beziehungen ausschließt, sondern aus dem Grund, weil es sich weigert, diese als Totalität zu sehen, sondern als einfache Aspekte umfänglicher und wechselseitiger Beziehungen mit den anderen. So wird der den anderen geleistete Dienst sogar tendenziell unpersönlich, denn einer, der ihn leistet, empfindet dieselbe Befriedigung wie einer, der ihn empfängt."[103]

6.

Mit gewohnt zwingender Logik widmete sich Schroeder zwei weiteren damals viel diskutierten Themen - dem Verhältnis zwischen Laientum und Frömmigkeit sowie dem Zusammenhang zwischen Sexualität und Obszönität, auf den sich der *comstockerism* so heftig stürzte. Was das erste Thema angeht, so beabsichtigte Schroeder keineswegs, die Frömmigkeit als typisch menschliches Phänomen zu bekämpfen - in dieser Hinsicht folgte er den Spuren Feuerbachs[104]-, sondern er kritisierte die blutigen Ereignisse, die im Verlauf der Geschichte durch die Amtskirche herbeigeführt wurden. Statt in der Heiligen Schrift den Spiegel der moralischen und sozialen Empfindungen der Epoche zu sehen, in der sie geschrieben wurde, berief man sich auf sie als handle es sich dabei um eine unverrückbare Wahrheit, das auch vor den Resultaten der Wissenschaft unanfechtbare und unfehlbare „Wort Gottes", und machte sie zu einer starken Macht der Unterdrückung und Rechtfertigung des Todes derer, die sie zu bezweifeln wagten. Diesen Weg beschritten zuerst die Kreuzfahrer, dann Menschen wie Las Casas, *„die zur Versklavung der amerikanischen Neger, deren Rechtfertigung in der Bibel gefunden wurde, einen starken Anstoß gaben"*;[105] es folgten die katholische Vertreibungspolitik gegenüber den Morisken und Maranen, die Scheiterhaufen der Inquisition, die Verfolgungen in den Niederlanden zur Zeit Karls V., um von der Verbrennung Giordano Brunos oder dem berüchtigten Prozeß gegen Galileo Galilei zu schweigen, die beide verfolgt wurden, weil ihre Ansichten den in der Heiligen Schrift vertretenen widersprachen: *„Vor Jahrhunderten kamen die Philosophen zu dem Schluß, daß der Mensch ein Geschöpf der Evolution ist. Heute glaubt das jeder Wissenschaftler, dennoch lesen wir oftmals in den religiösen Zeitschriften... von Würden-*

---

103 Ebd., S. 10.

104 Schroeder schrieb: *„Die vom Menschen unternommenen Versuche, Gott zu beschreiben, sind eine Form der Stereotypie, mit der er seine Ideen auf die Weltbühne überträgt: Die Neger stellen sich ihre Götter schwarz und kraushaarig vor, die Mongolen dagegen gelb und mandeläugig. Die Juden lehnen ein Bildnis ab, wir dagegen stellen uns Jehova vollbärtig, ovalgesichtig und mit einer Adlernase vor. Zeus war ein vollkommener Grieche und Jupiter offenbar ein Mitglied des römischen Senats."* Theodore Schroeder, Secularism and the Churches, New York o. J., S. 2 (Nachdruck unter dem Titel „Secularism and Religiosity", o. O. 1945). Schroeders Analyse, die Ludwig Feuerbachs „Das Wesen des Christentums" folgt, erinnert auch an die eindrucksvollen Fragmente des Xenophones von Kolophon (570-480 v.u.Z.), der, die geistige All-Einheit Gottes behauptend, den anthropomorphen Polytheismus eines Homer oder Hesiod kritisierte und als mutiger Kulturrevolutionär eine scharfe Polemik gegen überlieferte Vorstellungen entfacht hat: *„Wenn aber die Rinder und Pferde und Löwen Hände hätten und mit diesen Händen malen könnten und Bildwerke schaffen würden wie Menschen, so würden die Pferde die Götter abbilden und malen in der Gestalt von Pferden, die Rinder mit der Figur von Rindern. Sie würden solche Statuen meißeln, die ihrer eigenen Körpergestalt entsprechen."* (Hermann Diels, Die Fragmente der Vorsokratiker, Bd. 1, Berlin 1951, 113-119).

105 Theodore Schroeder, Secularism, a.a.O., S. 3.

trägern, welche die Evolutionstheorie als abwegig erklären, da sie nicht mit den Wahrsagungen der Propheten vereinbar sei."[106]

Selbst religiöse Gruppen wie die Mormonen, die vorhaben, das Urchristentum wiederherzustellen, entgehen nicht der Logik blinden Glaubens an die Bibel: „*Wilford Woodruff... hielt einmal eine Predigt..., in der er sagte, daß jedes in Kunst oder Wissenschaft durch Forschung oder persönliches Studium erworbene Argument, jedes wissenschaftlicher Forschung oder eigener Erfahrung entsprungene Prinzip fallen gelassen werden muß, wenn der Prophet Gottes sagt, daß diese wissenschaftlichen Folgerungen falsch sind.*"[107]

Blindlings an Gottes oder der Kirche Wort zu glauben, führt nach Schroeders Meinung den Menschen nur in einen Zustand geistiger Sklaverei oder zumindest der Scheinheiligkeit, insofern er seine redlichsten Überzeugungen, meist die Frucht reiflicher Überlegung und keine willkürliche Äußerung, aufgibt, um einige ihm von anderen aufgezwungene Lehren anzunehmen: „*Deren Anerkennung bedeutet der Sklaverei zu verfallen, denn wer daran glaubt, verwirkt das Recht, selbständig zu denken und wird schließlich zum Werkzeug des Willens anderer Leute.*"[108]

Man sollte jedoch nicht denken - und hier hält sich Schroeder eng an die von ihm in seinem auf amerikanischem Boden geführten Kampf für die Rede- und Pressefreiheit gebrauchten Argumente - daß die Vereinigten Staaten vor Verfolgungen in Glaubenssachen gefeit seien. „*In achtzehn Staaten dieser Union gibt es Gesetze gegen Blasphemie, während dasselbe Delikt in vielen anderen Staaten als Profanation verfolgt wird. In etlichen amerikanischen Staaten ist es einem Ungläubigen oder Agnostiker untersagt, als Zeuge vor Gericht aufzutreten, und vermehrt fordert man, daß im Postverkehr die Religionszensur eingeführt wird.*"[109]

Solange keine entsprechende politische Bildung stattfindet, die den Menschen die Chance einräumt, selbständig zu denken, wird man unvermeidlich auf ähnliche und schlimmere Beschränkungen des natürlichen Freiheitsrechts verfallen. Schroeders

---

106 Ebd. S. 4-5. Schroeders Kritik an den etablierten Religionen erinnert überdies an einige Spitzen Montesquieus, der in seinen „Persischen Briefen" die Rechtsprechung der Papstkirche schildert, die einem arglosen fremden Beobachter, etwa einem Perser, so vorkommen mag: „*Ich kann Dir daher versichern, daß es in keinem Reich so viele Bürgerkriege gegeben hat wie in dem der Christen. Diejenigen, die einen neuen Lehrsatz aufstellen, werden sofort* Ketzer *genannt..., denn ich habe mir sagen lassen, daß es in Spanien und Portugal gewisse Derwische gibt, die keinen Spaß verstehen und einen Menschen wie Stroh verbrennen... Andere Richter gehen davon aus, daß ein Angeklagter unschuldig ist; diese gehen von vornherein von seiner Schuld aus. Im Zweifelsfall machen sie es sich zur Regel, streng zu entscheiden, weil sie die Menschen offenbar für schlecht halten. Auf der anderen Seite haben sie aber eine so gute Meinung von ihnen, daß sie sie nicht für fähig halten, jemals zu lügen; denn sie nehmen Zeugenaussagen an von Todfeinden, von liederlichen Frauen und von Menschen, die einen schändlichen Beruf ausüben. In ihrem Urteilsspruch... (sagen sie, daß sie) einen Abscheu vor dem Blut empfänden und untröstlich darüber seien, sie verurteilt zu haben. Um sich aber zu trösten, ziehen sie alle Güter dieser Unglücklichen für ihren eigenen Nutzen ein.*" S. Charles de Montesquieu, Persische Briefe, Stuttgart 1991, S. 61-63.

107 Theodore Schroeder, Secularism, a.a.O., S. 5.

108 Ebd., S. 6. Schroeder präzisiert zudem, daß es in jeder Gemeinschaft „*leider Ignoranten gibt, die einen despotischen Glauben benötigen, da sie geistig nicht zu einem rationalen ethischen System befähigt sind. Sie haben noch nicht jenen Zustand geistiger Entwicklung erreicht, der sie in die Lage versetzt, die Rechtfertigung des Guten, die sie mit der Aussicht auf eine künftige Belohnung für ein korrektes Verhalten brauchen, in sich selbst zu finden.*" Ebd., S. 7.

109 Ebd., S. 6.

Vorschlag ist eindeutig: *„Wer die Hirngespinste zerstört, ist gewiß eher als der Schöpfer neuer Hirngespinste ein Wohltäter der Menschheit. Unsere Absicht ist zugleich destruktiv und konstruktiv. Wir sollten unsere Zeit nicht zum Ruhm imaginärer Götter verbringen, sondern um Menschen zu helfen, die im Irrtum sind. Die Theologie sollten wir durch Anthropologie ersetzen. Wir sollten versuchen, aus den Menschen humane Wesen und keine Gläubigen zu machen. Wir sollten sie dazu bringen, das Gute aus Menschenliebe zu tun und nicht aus Gottesfurcht. Wir glauben bestimmt nicht, daß der Mensch schlecht ist, weil die Schlange Eva verführt hat, einen Apfel zu essen, sondern weil er durch die physischen Bedingungen und den Einfluß seiner Umwelt schlecht gemacht wurde. Lassen wir den Glauben, daß wir entartete Kinder perfekter Eltern sind, die man aus dem Garten Eden verbannt hat, und nehmen dagegen den an, nachdem wir aufgeklärte Abkömmlinge barbarischer Vorfahren sind. Ersetzen wir die schmeichlerischen Gebete durch Selbstvertrauen, Vernunft und intellektuelle Leidenschaft. Statt uns sinnlos nach unseren Pflichten gegenüber einem unbekannten Gott zu fragen, untersuchen wir besser die Beziehungen, die der Mensch zu seinen Mitmenschen unterhält, mit dem Ziel, seinen Sinn für Gerechtigkeit zu schärfen. Statt Zeit damit zu verlieren, eine Harfe im Jenseits zu ergattern, versuchen wir besser hier auf der Erde glücklich zu sein."*[110]

Eng mit der Kritik der säkularen Religionen ist die Debatte um die sogenannte *„obszöne Literatur"* verbunden; auch auf diesem Gebiet kehrt Schroeder die allgemeine Ansicht völlig um, indem er behauptet, daß das *„Obszöne"* keine einem Buch oder Bild innewohnende Eigenschaft ist, sondern einfach und ausschließlich im Geist des Betrachters entsteht.[111] Gleich dem Aberglauben an Hexerei verursacht der Aberglaube an das *„Obszöne"* selbst in der modernen Welt zahlreiche Opfer, doch beide sind nur mentale Vorstellungen, Folge der Empfindungen derer, die daran glauben. *„Fanatiker und fromme Richter, selbst intelligente, haben die Realität beider behauptet und es in der Folge für recht empfunden, deren Anhänger zu bestrafen. Die Geschichte lehrt, daß nach 1484 gut neun Millionen Menschen wegen Hexerei zu Tode gebracht wurden. Die Gegner dieses Aberglaubens wurden genauso denunziert wie heute diejenigen, die sich weigern, an das ‚Obszöne' zu glauben, denunziert werden. Als die Menschen aufhörten, an sie zu glauben, verschwanden die Hexen umgehend. Denkt darüber nach und ihr seht, daß das ‚Obszöne' verschwindet, sobald man aufhört, daran zu glauben."*[112]

Das Problem besteht darin, daß es letztlich recht einfach ist, die uns meist unbewußten negativen Eigenschaften, die wir nicht wahrhaben wollen, einer äußeren Realität zuzuschreiben. Genau betrachtet beleuchtet Schroeders Standpunkt einen entscheidenden Aspekt der Arbeitsweise des menschlichen Geistes im Hinblick auf die Schaffung von Stereotypen, die - ursprünglich im Zusammenhang mit der Vereinfachung der Denkfunktion - danach streben, falls sie nicht entsprechend kontrolliert werden, in Vorur-

110 Ebd., S. 8.

111 Theodore Schroeder, Obscenity Laws, in: Charles T. Sprading, Liberty and the Great Libertarians: An Anthology on Liberty, New York 1972, S. 517.

112 Ebd. An anderer Stelle hat Schroeder das Thema Hexerei als ein von Halluzinationen in Verbindung mit erotischen Trieben abhängiges Phänomen behandelt. Vgl. Theodore Schroeder, Witchcraft and the Erotic Life, Frederiksted, V.I., 1930 (wieder abgedruckt in: The Journal of Nervous and Mental Disease, Dezember 1930 [Vol. LXXII], S. 640-651).

teile auszuarten. Deshalb ist ein von gefährdeten, mit unbekannten Erscheinungen oder Ereignissen konfrontierten Gruppen zum Abbau der psychologischen Spannung und zur Verlagerung der Ursachen für soziale Krisen nach außen gebräuchlicher Prozeß - der berüchtigte Prozeß zur Schaffung eines „Sündenbocks" - nicht leicht zu steuern und zu kontrollieren. Schroeder schreibt: *„Wären Advokaten oder Richter mit einer gewissen psychologischen Intelligenz begabt, würden sie nicht versäumen zu entdecken, daß es unmöglich ist, die Frage der Obszönität anders anzugehen als etwa die der Kunst, der Moral oder der Religion. Unter solchen Umständen würde man sich bald fragen, ob derlei Verschleierung nicht nur ein Anzeichen puritanischer Psychopathologie ist. In diesem Fall käme man zu dem Schluß, daß das Obszöne nur im Geist des Betrachters oder des Lesers existiert und in Wahrheit keine Eigenschaft des Gelesenen oder Betrachteten ist."*[113]

Schroeders Buch über die „'obszöne' Literatur" aus der Sicht der Verfassung fand, wie man sich denken kann, ein breites Echo in der damals in der amerikanischen Gesellschaft geführten regen Diskussion um die Meinungsfreiheit. Selbstverständlich waren die Urteile nicht einstimmig: Mancher betrachtete ihn als *„einzig ihn seiner Art; in der Beherrschung seines Themas fähig und geschickt, geht er geradewegs auf sein Ziel zu und bietet derart viele stützende Fakten, die kein Advokat, der diese Frage vor Gericht behandelt, mehr ignorieren kann"*;[114] mancher sah jedoch in seiner Beweisführung den Ansatz zum *„intellektuellen Bankrott"*.[115] Schroeder selbst weigerte sich übrigens, wie zuvor schon in anderen Fällen, sein Buch zu verkaufen. Er verteilte es lieber an einen engen Kreis von Personen im Umfeld juristischer Fachbuchhandlungen. Wer ihn nach einem Exemplar fragte, dem gab er zur Antwort, nicht viel Vertrauen in das freie Urteil der Gerichte zu haben, da in den Vereinigten Staaten bislang *„keine effektive* demokratische *Regierung existiert, die allen Wählern das unbestreitbare Recht vermittelt, alles zur Aufhebung irgendeines unserer Gesetze Erforderliche zu wissen. Da derlei Rechte noch nicht allen amerikanisches Wählern zugestanden wurden..., bin ich nicht wirklich sicher, ob Sie das legale Recht haben, das zu wissen, woran mir liegt, daß es alle wissen."*[116]

Am Ursprung jener die *„Obszönität"* betreffenden restriktiven Gesetzgebung - in deren Dunstkreis Informationen zur Empfängnisverhütung und Geburtenregelung ebenfalls unterbunden wurden[117] - entdeckte Schroeder einmal mehr den Einfluß der

113 Theodore Schroeder, Sex and Censorship: The Eternal Conflict, New York 1927, S. 13 (wieder abgedruckt in: Medical Journal and Record, 16/November 1927 [Vol. CXXVI], S. 600-603).

114 American Journal of Dermatology, August 1911, zit. In: Theodore Schroeder, Reviews and Contents, a.a.O., S. 5.

115 Green Bag, August 1911, zit. In: Ebd., S. 6.

116 Theodore Schroeder, Why: „Obscene" Literature and Constitutional Law. A Forensic Defense of Freedom of the Press, New York 1911, S. 3.

117 Die Bewegung zur Geburtenkontrolle fand in Emma Goldman eine starke Befürworterin. Sie wurde mehrmals wegen der Verbreitung von Informationen zur Empfängnisverhütung verhaftet und angeklagt, gegen ein Gesetz verstoßen zu haben, das die öffentliche Äußerung von *„obszönen"* Ansichten untersagt. Doch auch die „Free Speech League" ging im Rahmen ihres umfassenden Kampfes für die Rede- und Pressefreiheit auf das Thema ein und erarbeitete legale Mittel zur Änderung der die Empfängnisverhütung regelnden Gesetzgebung. Zudem gab es noch weitere Organisationen, etwa das „Committee on Birth Control" - das für eine Abänderung des Abschnitts 1142 im Strafgesetz des Staates New York eintrat, damit es mit einer Lizenz versehenen Ärzten gestattet wird, ihren Patienten Verhütungsmittel zu verschreiben - oder die „National Birth Control League", die sich gegen jede rechtliche Beschränkung der Informationen

Sexualtriebe, derer sich viele Leute schämen und die sie daher hinter einem Anschein aus Ehrbarkeit und Sozialmoral zu verbergen suchen: *„Ich frage mich, wozu wir diese Gesetze haben. Ich habe nicht den geringsten Zweifel daran, daß es wohl keinen geistig und körperlich gesunden Erwachsenen gibt, der nicht über Geburtenkontrolle unterrichtet sein will. Doch trotz dieser überall vorhandenen Einstellung existieren weiterhin Gesetze, die eine intelligente Geburtenkontrolle bestrafen. Wahrscheinlich ist dies auf Heuchelei zurückzuführen. Manche schämen sich ihres völlig normalen und gesunden Geschlechtstriebes und versuchen, ihn deshalb hinter einer puritanischen Fassade zu verbergen. Der Grad ihrer Schüchternheit mißt sich an der Heftigkeit ihrer puritanischen Proteste und Bestrebungen, gleichfalls puritanische Gesetze durchzusetzen. Diese wenigen schüchtern zuletzt die Gemeinschaft insgesamt ein, deren Mitglieder noch keine wirklich bewußte und entwickelte Beziehung zur Sexualität haben."*[118]

Eine angemessene Politik der Geburtenkontrolle ist Schroeder zufolge aus zwei Gründen erforderlich: Einerseits wegen der Weiterentwicklung der Ideale, die der Ehe und der Familie zugrunde liegen - Ideale, die sich im Verlauf der Geschichte mehrfach verändert haben, angefangen von der platonischen Liebesauffassung, die sich das Christentum zu eigen gemacht hat, über die ritterliche des Mittelalters hin zur modernen, die in enger Verbindung mit der industriellen Entwicklung und dem Zutritt der Frauen in die Fabrik steht[119] - und zweitens wegen des Wandels im Selbstverständnis der Frau und ihrer Auffassung von der Rolle, die ihr die Gesellschaft zuweist. Das Idealziel ist die Gewährleistung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit der Frau, ein Ziel, von dem man noch weit entfernt ist, obschon manche fortschrittlichen Unternehmer - so Schroeders Behauptung - beizeiten die Schwierigkeiten eines Lohnarbeiters in Betracht ziehen, den Unterhalt seiner Familie angemessen zu sichern.[120] Dennoch markieren die von den Frauen zu ihrer Emanzipation geführten Kämpfe mitunter einen Stillstand, verursacht durch eine bestimmte ideologische Verknöcherung, die etwa die Forderung nach dem Frauenwahlrecht auszeichnet. Auch dazu sagt Schroeder ohne Umschweife deutlich seine Meinung und betont, die Feministinnen, die für das Wahlrecht kämpfen, täten dies meist in dem Sinne, als wäre dies bereits ein Ziel und nicht bloß ein Mittel, gleiche Rechte und Gerechtigkeit für alle zu erlangen: *„Ich will die*

über Empfängnisverhütung wandte, obschon sie *„Gesetze befürwortete, die den Verkauf oder die Weitergabe von Verhütungsmitteln an Minderjährige bestrafen"*. Abstract of Theodore Schroeder's Speech, in: The Most Atrocious Law: Extracts from Address Made at the Carnegie Hall Meeting, in: Mother Earth, 2/April 1916 (Vol. XI), S. 464-465.

118 Ebd., S. 465; vgl. auch Theodore Schroeder, Psychologic Aspect of Birth Control Considered in Relation to Mental Hygiene, Cos Cob, Conn., 1922 (wieder abgedruckt in: Medico-Legal Journal, 1/Januar-Februar 1922 [Vol. XXXIX], S. 16-21), worin einige gegenüber der Geburtenkontrolle negative Meinungen seitens hoher kirchlicher Würdenträger wiedergegeben werden. Für Rev. John A. Sheppard etwa, den Vizegeneral der Diözese von Newark, N.J., ist die Geburtenkontrolle *„eine verheerendere Gefahr als der Krieg, ein den Tieren unbekannter Verstoß und ein Vergehen gegen die Moral, das den Menschen die Schamröte ins Gesicht treibt..., ein Verbrechen, daß von einem erzürnten Gott bestraft werden wird"*. (New York Herald, 23. Dezember 1921), während sich der Erzbischof P.J. Hayes folgendermaßen äußert: *„Ein Leben zu nehmen, nachdem es begonnen hat, ist ein* schreckliches *Verbrechen, doch die eigentliche Lebenschance, die Gott all seinen Schöpfungen einräumen wollte, zu verhindern, ist geradezu* teuflisch." (Christmas Pastoral, in: New York Times, 18. Dezember 1921), zit in: Ebd., S. 8.

119 Vgl. Theodore Schroeder, The Evolution of Marriage Ideals, New York 1905.

120 Ebd., S. 12.

Aufmerksamkeit auf das beredte Schweigen der Frauenrechtlerinnen zur das Eigentum verheirateter Männer betreffenden Ungerechtigkeit lenken. Ich bin von der Notwendigkeit überzeugt, daß Eltern in unserem Wirtschaftssystem die eigenen Kinder so lange unterhalten müssen, bis diese wirtschaftlich unabhängig geworden sind, und streng bestraft werden sollen, sofern sie dies nicht tun. Doch ich kann beileibe nicht verstehen, warum das Gesetz einen Mann dazu anhält, eine müßige und kinderlose Frau zu unterhalten, nur weil diese ihm einen amtlich erlaubten sexuellen Dienst erwiesen hat. Durch den inzwischen erreichten Fortschritt haben wir den Schuldturm abgeschafft, mit Ausnahmen jener Schulden, die autorisierten geschlechtlichen Verbindungen entspringen. Die ‚eminent ehrbaren' Frauenrechtlerinnen haben ihre Stimmen bislang nicht gegen diese Sorte diskriminierender Gesetze zugunsten der Frauen erhoben... Da wir keinen Protest gegen diese Art Vorteil vernommen haben, können wir vermuten, daß der Geist der Frauenrechtlerinnen vom ‚Stimmrecht für Frauen' als einem sich selbst genügenden Ziel besessen ist, und daß das Verlangen nach Macht jede bewußte Förderung von Freiheit und Gerechtigkeit hemmt."[121]
Schroeder listet anschließend die hauptsächlichen Bestrebungen im Umkreis der Bewegung für das Frauenwahlrecht auf, von der Position der „Women's Christian Temperance Union" - deren Anhänger(innen) *„die Freiheit mißachten, wahrscheinlich weil sie sich der Übernahme der Verantwortung, die diese mit sich bringt, nicht gewachsen fühlen"*[122] - über die, die das Wahlrecht für den Fall fordert, daß Frauen Eigentumssteuer zahlen,[123] bis schließlich zu der, die das Wahlrecht an einen Bildungstest knüpft.[124] Schroeders Haltung dazu ist bemerkenswert: *„Nein! Ich bin nicht gegen das Stimmrecht für Frauen. Nur sind meine Gründe zu seiner Unterstützung von den ansonsten von den Frauenrechtlerinnen vertretenen verschieden. Ich setze mich nicht deshalb für das Wahlrecht ein, weil es unmittelbar die menschliche Freiheit fördern wird, ich bin sogar davon überzeugt, daß seine unmittelbaren Auswirkungen entgegengesetzt sein werden. Ich vertrete das Wahlrecht, weil mir dies als die einzige Methode erscheint, die Männer und Frauen vor ihrem Urinstinkt zu bewahren, alles mögliche mit Hilfe der Amtsgewalt zu versittlichen, doch ich denke nicht, daß die Frauen mit dem Stimmrecht plötzlich das Schwert der ‚Gerechtigkeit' von der Warte des Staates aus schwingen werden. Es ist sogar wahrscheinlich, daß sie gerade der Mangel an Erfahrung in Fragen sozialer, wirtschaftlicher und politischer Gerechtig-*

121 Theodore Schroeder, Tabooed Aspects of Suffrage Discussion, New York 1913, S. 2-3 (revidiert in: The New Review, 25. Januar/1. Februar 1913).

122 Ebd., S. 5.

123 *„Die Eignung zum Wähler aufgrund des Eigentums hängt von der Größe des Besitzes ab. Glauben die Frauenrechtlerinnen daran? Fall sie bereit sind, unserer kleinen Geldaristokratie eine legale Sanktion zu gewähren, dann sollten sie einen solchen Vorschlag öffentlich verkünden. Fall sie sich dagegen dem widersetzen, dann sollten sie auf das ‚Stimmrecht für Frauen' drängen, ohne daß dem auf irgendeine Weise zuletzt die Demokratie geopfert wird. Schließlich fußt unsere Regierung, zumindest in der Theorie, nicht auf den heiligen Rechten der Eigentümer, sondern sie wurde gebildet, um Freiheit und Gerechtigkeit zu fördern, die, ob reich, ob arm, das Recht aller sind."* Ebd., S. 7.

124 *„Meine Opposition gegen jede willkürliche Diskriminierung nimmt mich gegen die Forderung eines Bildungsnachweises für die Eignung zum Wahlrecht ein. Ich kann nicht einräumen, daß die in den Schulen und* colleges *erworbene Scheinkultur die Voraussetzungen schafft, die einen befähigen, die Regierungsprobleme zu lösen. Der Zweck der Bildungseinrichtungen ist die Standardisierung des Geistes und bestimmt nicht die Ermutigung intellektueller Initiative oder die Förderung von Werturteilen aufgrund unpersönlicher Maßstäbe."* Ebd., S. 7.

keit noch primitiver und grausamer machen wird, als es die Männer zuvor gewesen sind. Ich unterstütze dagegen das Wahlrecht, da ich glaube, daß dessen Ausübung Männern wie Frauen dabei helfen wird, ihren Sinn für Gerechtigkeit zu schärfen... Das Wahlrecht mag das alte Abhängigkeitsverhältnis der Herren und Sklaven, Hörigen und Parasiten zerstören, doch es wird außerdem dazu beitragen, es durch ein neues und weit schöneres Verhältnis freierer und kultivierterer gleicher Personen abzulösen, mit einem Mittelpunkt, in dem das Verhalten aller noch harmonischer und menschlicher ist, danach strebend, eine vornehmere Gesellschaft zu entwickeln. Aus diesem Grund unterstütze ich das Frauenwahlrecht."[125]

Theodore Schroeder ist im Milieu der amerikanischen Radikalen in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts sicherlich keine Randfigur gewesen. Heute kaum noch bekannt, wurde er von seinen Zeitgenossen als Befürworter eines äußerst offenen Freiheitsbegriffs und als unermüdlicher Kritiker von Dogmatismus und Intoleranz, von welcher Seite diese auch immer kommen mochten, hoch geschätzt, aber auch viel kritisiert. Zudem war sein Beitrag zur Verbreitung der Freudschen Psychoanalyse als einer mit einem richtigen theoretischen Ansatz versehenen Wissenschaft vom Unbewußten sicher ausschlaggebend, und dies in einer Zeit, da Amerika eher geneigt schien, den *behaviourism* zu billigen. Mit seiner hellsichtigen Analyse individueller wie sozialer Probleme betonte Schroeder stets, daß bewußte Handlungen und Haltungen nur einen Bereich des psychischen Lebens ausmachen, das sich in der Persönlichkeit jedes Menschen stets aufgrund zumeist unbewußter Beziehungen und Konflikte entfaltet. Wie zuvor bereits Freud, trug er zudem zu einer neuen, weniger scharfen und genauen Bestimmung der Grenze zwischen „Normalität" und „Anomalie" psychischer Erscheinungen bei. Eine tatsächliche Anomalie entdeckte er im Verhalten der Regierenden, der Gesetzgeber und Richter, die seiner Ansicht nach vor der Gefahr der Persönlichkeitsspaltung nicht gefeit sind und auf eigene Weise freiheitsbeschränkende Gesetze und Dekrete deuten und durchsetzen. Seine eingehende Analyse der Gesellschaft bewegte Schroeder dazu, deren vielfältige Aspekte und Äußerungen - geschichtliche, religiöse, wirtschaftliche, ethische und familiäre - umfassend zu überdenken und ihnen einen neuen und in vieler Hinsicht beunruhigenden Sinn zu verleihen, jedenfalls einen ganz anderen, als ihnen bislang zugesprochen wurde. Keinesfalls hörte Schroeder auf, an die positive menschliche Leistungsfähigkeit zu glauben und er verlor niemals das Ideal eines besseren Menschen und einer besseren, vervollkommnungsfähigen Gesellschaft aus den Augen. Im Gegenteil, ihm zufolge könnte die Erziehung zu einem wirklichen Selbstverständnis und zum Verstehen anderer dazu beitragen, das Freudsche Unbehagen an der Kultur in freie, gerechte und harmonische Beziehungen unter den Menschen zu verwandeln.

Erstveröffentlichung unter dem Titel „Theodore Schroeder e la Free Speech Fight nell'Americana progressista" in: Rivista Storica Dell'Anarchismo 2/1999 (Anno 6), S. 81-117

Übersetzung aus dem Italienischen: Egon Günther

125 Ebd., S. 10.

Francis Shor

Jüdischer Anarchismus und jüdische Siedlungsgemeinschaften in den Vereinigten Staaten: Von Stelton nach Sunrise

Der jüdische Anarchismus in den Vereinigten Staaten ist ursprünglich mit der Geschichte der jüdischen Einwanderung verbunden. Von 1880 bis 1920 wanderten über zwei Millionen Juden, vorwiegend aus Osteuropa, in die Vereinigten Staaten ein. Viele dieser jüdischen Immigranten hatten aufgrund der dort aufeinanderfolgenden Wellen antisemitischer Pogrome zwangsläufig eine radikale Haltung eingenommen. Zudem hatten sich diejenigen Einwanderer, die in Rußland und anderswo mit dem Anarchismus sympathisierten, von ihrem religiösen Erbe abgewandt. Als vom jüdischen Glauben Abgefallene bewahrten sie sich dennoch eine Hingabe an die verheißenen jüdischen Ideale universaler Gerechtigkeit und Erlösung. Joseph Cohen, während des frühen zwanzigsten Jahrhunderts einer der führenden jüdischen Anarchisten und eine Schlüsselfigur in der Geschichte der radikalen Siedlungsgemeinschaften von Stelton und Sunrise erinnerte sich daran, wie ihn die Pogrome zu dem Gedanken *„nötigten, als Jude, als Abkömmling einer verfolgten, zu allen Zeiten Unterdrückung, Elend und Ungerechtigkeit erleidenden Rasse geboren zu sein"*.[1]
Während prophetische Erwartungen und die Einsicht, als Juden verfolgt zu werden, für die Festlegung der Grenzen einer ethnischen Siedlungsgemeinschaft ausschlaggebend waren, definierte sich die anarchistische Komponente dieser politischen und kulturellen Identität durch die Kämpfe, mit denen die Zwang erheischenden und ungerechten Praktiken von Staat und Gesellschaft angefochten wurden. Daher überrascht es nicht, daß ein anderer jüdischer anarchistischer Aktivist die Zeit *„von der Hinrichtung der Märtyrer vom Haymarket 1887 bis zur Hinrichtung von Sacco und Vanzetti auf dem Elektrischen Stuhl 1927"*[2] als die bedeutendste Phase des jüdischen Anarchismus in den Vereinigten Staaten einstufte. Es ist ferner kein Zufall, daß der Anarchismus unter den Juden gerade in einer Periode industrieller und kultureller Verwerfungen in Blüte stand, in der man bestrebt war, der Zunahme zentralistischer und diziplinierender Strukturen im Alltagsleben mit der Förderung autonomer und kooperativer Organisationen entgegenzutreten. Gerade der Aufbau oppositioneller gemeinschaftlicher Netz-

1 Joseph J. Cohen, The House Stood Forlorn, o.O. 1954, S. 17. Zur jüdischen Immigration in den Vereinigten Staaten s. Gerald Sorin, The Prophetic Minority: American Jewish Immigrant Radicals, 1880-1920, Bloomington 1985 und ders., Tradition Transformed: The Jewish Experience in America, Baltimore 1997. Zur Radikalisierung der Juden in Rußland durch Antisemitismus und Pogrome s. Robert J. Brym, The Jewish Intelligentsia and Russian Marxism, New York 1978, bes. S. 55-56. Zum jüdischen Anarchismus in den Vereinigten Staaten s. Paul Avrich, Anarchist Portraits, Princeton 1988, S. 176-199. Zu einem Überblick über Cohens Leben im Kontext der Amerikanisierung s. Francis Shor, Cultural Identity and Americanization: The Life History of a Jewish Anarchist, in: Biography. An Interdisciplinary Quarterly 4/Fall 1986 (Vol. 9), S. 324-346.

2 Isidore Wisotsky, Such a Life, unveröffentliches Manuskript, Labadie Collection, University of Michigan, S. 173.

werke während des frühen zwanzigsten Jahrhunderts verlieh der jüdischen anarchistischen Bewegung eine tiefe gegenkulturelle Prägung.[3]
Integraler Bestandteil des von jüdischen Anarchisten im frühen zwanzigsten Jahrhundert in den Vereinigten Staaten geschaffenen kommunitären Netzwerks waren zwei erklärte Gemeinschaften - Stelton und Sunrise. Der Text wird diese beiden Gemeinschaften kurz behandeln, um das Ausmaß zu bestimmen, in dem sich darin jüdische anarchistische Identität und Ideale widerspiegelten. Zudem werden anhand der Beispiele von Stelton und Sunrise die gesellschaftlichen und geschichtlichen Schranken des jüdischen Anarchismus und jüdischer Siedlungsgemeinschaften aufgezeigt. Schließlich wird vor dem Hintergrund der Veränderungen innerhalb der jüdischen Community in Amerika sowie innerhalb des größeren wirtschaftlichen und kulturellen Gesellschaftszusammenhangs die Begabung der jüdischen Anarchisten untersucht, eine gegenkulturelle Siedlungsgemeinschaft in die Tat umzusetzen.
Stelton ging aus dem 1911 in New York gegründeten Ferrer Center and Modern School hervor. Die Ferrer Modern School war mehr als nur ein Forum für anarchistische Erziehung, sie war auch ein kultureller Anziehungspunkt, um den verschiedene Gruppen politischer und künstlerischer Reformer, Freidenker und Revolutionäre - von Emma Goldmann bis Margaret Sanger, von Hutchins Hapgood bis Alexander Berkman, von Robert Henri bis Man Ray - kreisten. Das Ferrer Center verkörperte nicht nur die geistige Unruhe jener Zeit, sondern auch das Verlangen einer entfremdeten Intelligenz nach der Entwicklung einer oppositionellen und alternativen Kultur und entsprechenden Einrichtungen. Wie der Historiker Paul Avrich bemerkte, bot die Ferrer School ihrerseits *„einen Vorgeschmack auf eine freiheitliche Zukunft, auf die Gestaltung eines Lebens nach dem Wegfall der durch die Autorität auferlegten Beschränkungen. Für manche war sie auch ein Mittel zur Rebellion, ein Weg zur Veränderung der sozialen Basis durch das Abstreifen der Fesseln, die aus Unwissenheit, Dogmatismus und Sitten bestehen. Ihr wesentliches Ziel war jedoch die Befreiung des Kindes. Daraus würde sich alles andere ergeben."*[4]
Der Schwerpunkt der Modern School, die Befreiung des Kindes, gab zwar den Anstoß zur Erprobung alternativer Erziehungspraktiken im Ferrer Center und in Stelton, dennoch übernahm sie in einem gewissen Umfang auch die damals aufkommenden Vorstellungen der progressiven Erziehung - besonders die von John Dewey[5] in eher praktischer Form akzentuierten. Andererseits beinhaltete die anarchistische Erziehungsauffassung, die sich die Ferrer Modern School zu eigen gemacht hatte - obschon manche Ansichten über den radikalen Charakter der progressiven Pädagogik geteilt wurden -,

---

3 Zu den gegenkulturellen Komponenten des jüdischen Anarchismus in den Vereinigten Staaten s. Paul Avrich, Anarchist Portraits, a.a.O. Zu den wechselseitigen Verbindungen zwischen Anarchismus und gegenkulturellen Siedlungsgemeinschaften s. Laurence Veysey, The Communal Experience: Anarchist and Mystical Communities in Twentieth-Century America, Chicago 1978, bes. S. 3-203.

4 Paul Avrich, Anarchist Voices, Princeton 1995, S. 193. Zur Ferrer Modern School s. Paul Avrich, The Modern School Movement: Anarchism and Education in the United States, Princeton 1980, S. 111-164 und Laurence Veysey, The Communal Experience, a.a.O., S. 77-115.

5 Zu den Beziehungen zwischen der Ferrer Modern School und Dewey s. Paul Avrich, The Modern School Movement, a.a.O., S. 38 und 162. Zu Deweys Instrumentalismus und dessen Verbindung mit der Politik der Sozialkontrolle im Verlauf der Progressive Era s. Christopher Lasch, The New Radicalism in America, 1889-1963, New York 1967, S. 159-163.

die Überzeugung, daß eine wie auch immer verbrämte Sozialkontrolle ein Zwangsmechanismus sei, der letzten Endes mit dem repressiven Staat verbunden ist. Laut Joseph Cohen, einer Leitfigur der Ferrer Modern School und der Stelton Colony, konnte der *„wesentliche Wert der Schule am besten in negativen Ausdrücken beschrieben werden: Sie lehrte keinen Dogmatismus; sie stopfte die Köpfe der Kinder nicht mit oberflächlichem Paukerwissen voll; sie legte es nicht darauf an, aus ihnen gute Patrioten irgendeiner speziellen Nation zu machen."*[6] Die *„Hauptsache"*, erinnerte sich Emma Gilbert, Cohens Tochter, an *„der Ferrer School in New York und in Stelton war, daß man den Kindern sagte, sie seien vollkommen frei, alles zu tun, was sie nur wollten, solange dabei niemand anderer verletzt werden konnte"*.[7]
1915 zog die Ferrer School nach Stelton in New Jersey, um der wachsenden Hysterie um das Center herum, die sich gegen Radikale richtete,[8] zu entkommen und um eine intensivere gemeinschaftliche Praxis zu fördern. Cohen drückte es so aus: *„Seit mein ältestes Kind geboren wurde, habe ich manches Jahr von einer freiheitlichen Schule auf dem Land geträumt, wo die Kinder vor den Gefahren, von denen die Kindheit in unseren riesigen Städten umgeben ist, vollkommen sicher und abseits der schlechten und verlockenden Einflüsse unseres künstlichen Lebens wären."*[9] Die Mehrheit derjenigen, die dem Umzug der Ferrer School nach Stelton folgten, um dort ein Dasein in der Kommune zu führen, waren jüdische Einwanderer aus Philadelphia und New York. In der Erinnerung von Emma Gilbert war Stelton *"in erster Linie eine jüdische Gemeinde mit einem traditionellen jüdischen Sinn für Erziehung, aber mit einer freiheitlichen Ausrichtung"*.[10] Die Stelton Colony wurde zwar von einer Reihe jüdisch orientierter gewerkschaftlicher und genossenschaftlicher Organisationen unterstützt, sie ist aber nicht, wie viele hofften, zum Funken geworden, der die Kulturrevolution in Amerika entfachte. Nach dem Ausbruch der Russischen Revolution und der damit verbundenen „Roten Gefahr" für Amerika erlebte die Siedlung einen Ausbruch revolutionärer Ekstase, dem die Ernüchterung zugleich mit der Einsicht in die eigene Verwundbarkeit gegenüber Repression folgte. Vor allem in den zwanziger Jahren traten einige Siedler aus Stelton in die Kommunistische Partei ein, da laut Mary Rappaport *„die Kommunisten die einzigen schienen, die effektiv waren, die einzigen, die irgend etwas zur Veränderung der Welt unternahmen"*.[11] Obwohl die Stelton Colony das Sektierertum und die Great Depression überlebte und bis nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges weitermachte, erlosch ihre vitale Bedeutung als Signal der jüdischen gegenkulturellen Siedlungsbestrebungen mit den zwanziger Jahren.

---

6 Zit. in Paul Avrich, The Modern School Movement, a.a.O., S. 228-229.
7 Paul Avrich, Anarchist Voices, a.a.O., S. 227.
8 Im Juli 1914 bereiteten offenbar einige mit dem Erwachsenenbildungsprogramm der Modern School in Verbindung stehende Männer ein Attentat auf das in Tarrytown, New York, gelegene Haus des Präsidenten der Standard Oil, John D. Rockefeller, vor. Die Bombe explodierte vorzeitig in einem unweit der Schule entfernten Wohnhaus und tötete drei der mutmaßlichen Attentäter. Die Episode bildete den Anlaß zu einer Reihe von Razzien und Polizeiüberfällen in den Enklaven der Anarchisten und der Arbeiterbewegung. Der Einsatz von Polizeispitzeln und das Ausbleiben finanzieller Unterstützung von Seiten einiger Förderer waren zusätzliche Gründe für den Wegzug der Schule in eine ruhigere Gegend (AdÜ).
9 Zit. in Laurence Veysey, The Communal Experience, a.a.O., S. 111.
10 Paul Avrich, Anarchist Voices, a.a.O., S. 228.
11 Ebd., S. 239.

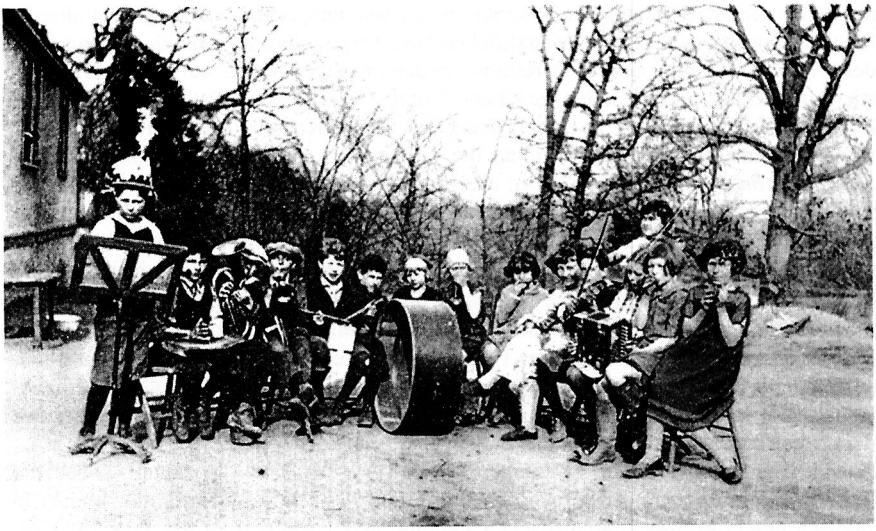
Die erste Welle der Besiedlung von Stelton kann durchaus als Signal eben jener gegenkultureller Siedlungsbewegung gelten. Mike Gold, der später ein bekannter jüdischer Schriftsteller und kommunistischer Parteigänger wurde, schrieb nach seinem viermonatigen Aufenthalt in Stelton, daß die Siedlung *„ein fremdartiger Edelstein des Radikalismus in einer faden Umgebung"* war, *„eine scharlachrote, in einem Kohlbeet erblühte Revolutionsfigur, ein Gedanke, eine Idee, eine Hoffnung, die ihr Dasein in der großen Leere von Jersey fristeten"*.[12] Cohen behauptete in den ersten Tagen der Besiedlung: *„Wir legen nach und nach unsere alten Gewohnheiten und Wahnvorstellungen ab. Wir fangen zu leben an, natürlich, voll und ganz."*[13] Ein anderer Unterstützer von Stelton machte im ersten Jahr der Entwicklung geltend: *„Die Beteiligten hier debattieren nicht über Solidarität, Brüderlichkeit und gegenseitige Hilfe - sie gehen voran und praktizieren das einfach."*[14]

Doch sogar in den ersten Tagen der Stelton Colony nahm man zur Kenntnis, daß es einen ernsthaften Disput darüber gab, ob der Aufenthalt in einer, obschon nicht weiter als eine Stunde Zugfahrt von Manhattan entfernten, ländlichen Umgebung nicht doch einen Rückzug vom Kampf für eine gesellschaftliche Veränderung darstellte. Vor der Umsiedlung wurde an der Ferrer Modern School die Debatte über diese Frage lebhaft geführt. In der Hauptsache ging es dabei darum, ob das Landleben der Art von kosmopolitischem Anarchismus förderlich sei, zu der sich die jüdischen Einwanderer, von denen die Ferrer Modern School unterstützt wurde, bekannten. Der Umzug wurde zwischen einer wachsenden Sorge um die Sicherheit und Zukunft der Ferrer Modern School in New York City und Befürchtungen um die *„Entpolitisierung der Bewegung"* vollzogen. Ein Steltonianer verteidigte später die *„Flucht"* folgendermaßen: *„Wir waren und wir sind nicht neutral, wenn die Freiheit verletzt wird und wirtschaftliche Ungerechtigkeit vorherrscht, doch sobald es um Kinder geht, sollten sich weniger Leidenschaftlichkeit und ein besonneneres Urteil durchsetzen, wollen wir sie als vernünftige und freiheitsliebende Männer und Frauen aufwachsen lassen."*[15]

Die Kinder und ihre Schule gerieten somit zum Schlüssel der radikalen gemeinschaftlichen und gegenkulturellen Bestrebungen in Stelton. Die Siedler, von denen die meisten Einwanderer oder Kinder von Einwanderern waren, entgingen jedoch nicht

12 Zit. in Paul Avrich, The Modern School Movement, a.a.O., S. 220.
13 Zit. in Laurence Veysey, The Communal Experience, a.a.O., S. 122-23.
14 Ebd., S. 119.
15 Harry Kelly, zit. in ebd., S. 107.

den Lockungen des sozialen Aufstiegs, die sich aus der erfolgreich erlangten Bildung ergaben. Da neben der Schule wenig gemeinschaftliche Verpflichtungen bestanden - die meisten Siedler lebten in privaten Wohnungen und arbeiteten außerhalb der Siedlung - konnten sich zudem gegenkulturelle Regeln gegenüber dem abgeschotteten Dasein innerhalb der Familie und gegenüber den in der modernen Gesellschaft gültigen Werten des Rückzugs in das Privatleben und die Vereinzelung nicht halten.[16]



Die Schwierigkeit, in Stelton eine Gegenkultur zu unterhalten, kann nicht nur mangelnden moralischen Vorsätzen oder fehlendem anarchistischen Willen zugeschrieben werden. Der Umstand, daß die Mehrheit außerhalb der Siedlung arbeitete, hatte bestimmt einen Einfluß auf das gemeinschaftliche Engagement und die Befähigung, kollektive oppositionelle Strukturen zu schaffen. In mancher Hinsicht entsprach die von den jüdischen Anarchisten in Stelton praktizierte gegenseitige Hilfe und Selbsthilfe nach der Art Kropotkins der Lebensform *„breiter Teile der englischen Arbeiterklasse"*.[17] Das Absorbieren jener anarchistischen Werte durch die vorherrschende Neuordnung des kulturellen Milieus im modernen Amerika kam nämlich dem Vorgang gleich, den ein Betrachter des von der britischen Arbeiterklasse im späten neunzehnten und frühen zwanzigsten Jahrhundert geführten Lebens als *„Wandel der Werte und Institutionen der Arbeiterklasse"* einstufte. *„Diese Wandlung"*, meint Francis Hearn, *„brachte eine Verschiebung der Werte der Arbeiterklasse von der gemein-*

16 Zur Aushöhlung der gegenkulturellen Schulausbildung in Stelton s. ebd., S. 175. Zur Anpassung der Einwanderer an die Privatisierung des Familienlebens in den Vereingten Staaten s. Aileen Kraditor, The Radical Persuasion, 1890-1917, Baton Rouge 1981, bes. S. 78. Zum entradikalisierenden Einfluß familiärer Individualisierung s. Charles Erasmus, In Search of the Common Good, New York 1977 und Yonina Talmon, Family and Community in the Kibbutz, Cambridge 1972, S. 1-50.

17 Laurence Veysey, The Communal Experience, a.a.O., S. 196.

schaftlichen zur individuellen Ebene mit sich. Emanzipation wurde zu sozialem Aufstieg umgedeutet... Die von der Arbeitern um die Jahrhundertwende gemäß gemeinschaftlicher Prinzipien geschaffenen Selbsthilfeeinrichtungen wurden in solche umorganisiert, die die Arbeiter mit der erforderlichen sozialen und technischen Bildung ausstatteten, durch die sie in die Lage versetzt wurden, Angehörige der Mittelklasse zu werden."[18]

Mit Sicherheit höhlte die am Aufstieg orientierte soziale Beweglichkeit, gekennzeichnet durch veränderte Klassenstandpunkte und Klassenerwartungen, die gegenkulturellen und oppositionellen gemeinschaftlichen Netzwerke jüdischer Anarchisten aus. Mit dem Aufkommen der „Great Depression" in den dreißiger Jahren war die soziale Aufstiegsmöglichkeit jedoch keine gegebene Voraussetzung mehr. Außerdem sahen die Leute in Stelton, wie Joseph Cohen und Dora Stoller Keyser, in der Gründung einer weiteren Gemeinschaftsunternehmung die Gelegenheit, *„kooperative Gemeinschaftsprinzipien, an die sie glaubten"*,[19] in die Tat umzusetzen. 1933 in der Nähe von Saginaw, Michigan gegründet, führte Sunrise in über drei Jahren 350 Menschen zusammen, die bereit waren, 500 Dollar in ein Experiment gemeinschaftlicher Produktion und Konsumtion und gemeinschaftlichen Zusammenlebens zu stecken. Bei der Ausformulierung gemeinschaftlicher Vereinbarungen konnte die große Mehrheit der Siedler auf ihren Erfahrungen als Mitglieder genossenschaftlicher Organisationen wie den „Workmen's Circle" und ihrer Beteiligung an jüdischen anarchistischen Zirkeln aufbauen. Wie schon bei früheren Versuchen erklärt jüdischer landwirtschaftlicher Kommunen in den Vereinigten Staaten und in Palästina stammten diese Siedler aus dem Bereich der Handwerker und Kleingewerbetreibenden.[20]

Nachdem er Stelton in den zwanziger Jahren verlassen hatte, übernahm Cohen die Rolle des Herausgebers der „Fraye Arbeter Shtime" („Freie Arbeiterstimme"), einer in Jiddisch geschriebenen anarchistischen Zeitung, deren Anfänge in das Jahr 1890 zurückreichten und die um die Zeit des Ersten Weltkrieges eine Auflage von über 20.000 Exemplaren hatte. Cohen unternahm im Herbst 1932 eine Rundreise in Städte außerhalb New Yorks, wo die Zeitung Abonnentenzirkel hatte (Philadelphia, Cleveland, Chicago, Detroit, Los Angeles). Die Reise hatte zum Ziel, die Verbreitung der Zeitung zu fördern und die schrecklichen Auswirkungen der Depression festzuhalten. Cohen stellte aber auch den Plan zum Start eines Gemeinschaftsexperiments in Michigan vor, der in der Übernahme von gut dreieinhalbtausend Hektar Land bestand. Da das Land bereits kultiviert und ein Viehbestand vorhanden war, begeisterte das Vorhaben Cohen und viele Befürworter der Zeitung. Cohen nutzte Ende 1932 die Zeitung, um für sein

---

18 Francis Hearn, Domination, Legitimation and Resistance: The Incorporation of the Nineteenth Century English Working Class, Westport, Conn. 1978, S. 154-155.

19 Paul Avrich, Anarchist Voices, a.a.O., S. 311.

20 Zu den Experimenten jüdischer Landkommunen und deren sozialer Zusammensetzung um die Jahrhundertwende s. Uri D. Herscher, Jewish Agricultural Utopias in America, 1880-1910, Detroit 1981, bes. S. 19. Zum sozialen Hintergrund erster Kibbutzsiedler s. Henrik Infield, Cooperative Living in Palestine, New York 1944 und Melford. E. Spiro, Kibbutz: Venture in Utopia, New York 1967. Für einen Vergleich zwischen Sunrise und den Kibbutzim s. Francis Shor, The Utopian Project in a Communal Experiment of the 1930's: The Sunrise Colony in Historical and Comparative Perspective, in: Communal Societies. Journal of the Communal Studies Association Vol. 7/1987, S. 82-94. Eine Erörterung von Sunrise im Kontext anarchistischer Siedlungsgemeinschaften in den Vereinigten Staaten findet sich bei Yaacov Oved, Two Hundred Years of American Communes, New Brunswick, N.J. 1988, S. 311-331.

Vorhaben Mitglieder zu werben. Während die wirtschaftlichen und körperlichen Entbehrungen heruntergespielt wurden (sie schlossen die Aufnahme einer außerordentlichen Hypothek und von Schulden ein und das angesichts nicht vorhersehbarer Erträge aus einem sumpfigen Boden), leistete Cohen den utopischen Visionen Vorschub, die er und seine anarchistischen Gefährten immer noch hegten.
Cohen selbst beteuerte überschwenglich: *„Wir sahen uns eine neue Welt schaffen, einen Himmel auf Erden, ein Reich der Gerechtigkeit für alle, die daran teilhaben und ihren Beitrag dazu leisten wollten."*[21] Doch wie Cohen ebenfalls bemerkte, *"wurden die Siedler ständig zum Einhalten von Regeln veranlaßt, die auf irgendeiner Form von Zwang beruhten".*[22] Obwohl Cohen die Sunrise Colony als etwas anpries, das mehr sei als bloß das *„Verlangen nach einer befristeten Lösung"* angesichts der Wirtschaftskrise, haben dennoch viele Siedler die Siedlung nach nur wenigen Jahren verlassen, sobald die Wirtschaft wieder im Aufschwung war.[23] Zudem hätte Sunrise ohne finanzielle Unterstützung der „Farm and Resettlement" Behörde des New Deal viel früher wirtschaftlich bankrott gemacht. Nach der Übernahme der Schulden durch die Regierung geriet Sunrise hoffnungslos in die Fänge der Bundesbehörde. Cohen und einige seiner Anhänger wurden zudem in eine gerichtliche Auseinandersetzung um die Finanzen der Siedlung verwickelt. Obwohl er rehabilitiert und von jedem Vorwurf der Veruntreuung freigesprochen wurde, verbitterte Cohen angesichts der Erlebnisse aus der Zeit des Zusammenbruchs der Siedlung im Jahr 1936.
Das Gefühl der Niederlage und Verbitterung, das die letzten Tage in Sunrise kennzeichnete, war nicht nur das Resultat eines fehlenden Gruppenzusammenhalts, wie Cohen dies einschätzte, es entstand auch aus der Enttäuschung über seine Führungsrolle. Es gab in Sunrise Leute, die Cohen mit Respekt begegneten und die ihm vertrauten und andere, die ihn als kalt und ohne Ausstrahlung empfanden. Einer von Cohens Kritikern schrieb später: *„Er gab Sunrise nie den Einklang, die Einheit und Geschlossenheit, die es so nötig brauchte. Deshalb wurde Sunrise nie zu der kollektiven Gemeinschaft, die für das Überleben erforderlich war."*[24] Ob nun Cohen die Bewohner von Sunrise besser mit einer fürsorglicheren oder einer energischeren Führung zusammengehalten hätte, ist angesichts der anderen äußeren und inneren Zwänge, die auf Sunrise lasteten, fraglich. Zudem konnte man sich aufgrund der anarchistischen und säkularen Einstellung der Siedler nur schwer vorstellen, daß aus ihrer Mitte eine charismatische und autoritäre Gestalt zur Beherrschung der Gruppe erwachsen sollte. Tatsächlich wurde Sunrise nahezu von Beginn an von Meinungsverschiedenheiten untergraben. Obschon versucht wurde, von vornherein möglichst gleichgesinnte künftige Teilnehmer auszuwählen, gab es nichtsdestoweniger Abweichungen vom Durchschnitt, die in den ersten anderthalb Jahren der Unternehmung zu einer Reihe von Abspaltungen führten.[25]

---

21 Joseph J. Cohen, In Quest of Heaven, New York, Sunrise Publishing Committee, 1959, S. 69.
22 Ebd., S. 95.
23 Ebd., S. 1. Zur Aufgabe utopischer Siedlungen in Zeiten wirtschaftlichen Aufschwungs s. Charles Pierce LeWarne, Utopias on Puget Sound, 1885-1915, Seattle 1975, S. 234.
24 Philip Trupin, Comments on In Quest of Heaven, unveröffentlichtes Manuskript, Bentley Collection, University of Michigan.
25 Joseph J. Cohen, In Quest of Heaven, a.a.O., S. 43. Nur bekennende Kommunisten waren ausgeschlossen.

Die inneren Trennungen zeigten sich in erster Linie an drei verschiedenen Gruppen: 1.) Jiddische Aktivisten; 2.) Individualanarchisten; und 3.) Opportunisten. Die Jiddischen Aktivisten kamen nach Sunrise in der Erwartung, dort eine kulturelle und sprachliche Homogenität vorzufinden, die mit der Anwesenheit einer kleinen Minderheit anderer ethnischer Gruppen (vor allem Italiener aus Anarchistenzirkeln in Chicago und Detroit) und in einem größeren kulturellen Zusammenhang mit der Tendenz zur Aufhebung ethnischer Identitäten unvereinbar war. Mit ihrem Beharren darauf, daß alle Vorgänge auf der Generalversammlung der Siedlung in Jiddisch behandelt werden sollen, versuchten sie einen ethnozentrischen Standard durchzusetzen, dem sich Cohen und die Mehrheit der Siedler mit Erfolg widersetzten.[26] Nach ihrer Niederlage bei der Abstimmung über den Gebrauch des Jiddischen zog sich diese kleine Gruppe jiddischer Puristen aus der Siedlung zurück. Ein noch strittigerer und länger dauernder Disput entspann sich um die Bewertung des Verhältnisses zwischen dem Kollektiv und dem Individuum. Die Mehrheit der Siedler waren zwar Anarchisten, doch neigten sie einem Anarchokommunismus zu, der tolerant war und für den kollektive Lösungen sogar wünschenswert waren. Die Individualanarchisten wollten dagegen den gemeinsamen Speisesaal und andere Gemeinschaftseinrichtungen abschaffen, die in ihren Augen einer Verleugnung der individuellen Wahl gleichkamen. Die Mehrheit der Siedler bestand jedoch weiterhin auf dem Versuch, kollektive und gemeinschaftliche Muster umzusetzen, bis die Siedlung schließlich im Gezänk ertrank. Die Streitigkeiten wurden durch solche Teilnehmer an Sunrise verschärft, deren opportunistische, sich nach der jeweiligen Lage richtende Einstellung die ideologische Bindung überwog. Ökonomische und politische Dispute luden sich so mit gegenseitigen Vorwürfen persönlicher Vorteilnahme auf, deren Ursprung zum Teil im Opportunismus bestimmter Mitglieder begründet und zum Teil der weiteren amerikanischen Umwelt geschuldet war, die unter dem Einfluß des Wettbewerbs und des Pragmatismus stand.

Ein beträchtlicher Teil der laufenden Meinungsverschiedenheiten in Sunrise drehte sich um die Aufteilung und Regelung der Arbeit. Da besondere Kenntnisse der Feldarbeit unter den Siedlern nicht verbreitet waren, während die Vermarktung dringend Pflanz- und Erntearbeiten erforderte, stießen die Versuche, kollektive Verantwortung zu übernehmen, sogleich auf das unmittelbare Problem, Aufgaben anzuweisen. Ob nun ein für die Arbeit zuständiger Verwalter ernannt oder ein dafür verantwortlicher Verwaltungsausschuß gewählt werden sollte, die Siedler von Sunrise rangen darum, wie Zwangsmaßnahmen zur Einübung des Geistes kollektiver Verantwortung vermieden werden konnten. Während die allerersten Monate eine nahezu festlich gestimmte Begeisterung sahen, trat bald an die Stelle dieses anfänglichen Ausbruches spontaner Energie eine widerwillige Festsetzung von Arbeitsregeln. Solche Regeln sahen pro Jahr eine bestimmte Zahl von Arbeitstagen vor (275 für die Männer und 225 für die Frauen) und legten denen, die sich vor ihren Pflichten drückten, eine Strafe auf (1.25 $ für diejenigen, die sich von der Siedlung entfernten; 2.50 $ für diejenigen, die blieben und die Arbeit verweigerten). Die bei der Feldarbeit eingesetzten Frauen hegten gegen die im Speisesaal als Aufwärterinnen beschäftigten Frauen ein gewisses Ressentiment,

26 Ebd., S. 68. Zum Verlust des Jiddischen als gültiger Sprache und distinktiver Kultur s. Josuah A. Fishman, Yiddish in America: Socio-Linguistic Description and Analysis, Bloomington 1956, S. 14, 48-49 und 70-71.

vor allem zu der Jahreszeit, in der die Feldarbeit besonders dringend war. Sunrise schaffte es zwar, für spezielle Aufgaben, etwa für Installateurarbeiten, das Schreinern oder die Verarbeitung der Milchprodukte, geeignete Fachleute zu finden und brauchte außerhalb keine Arbeit in Auftrag zu geben, doch war die Arbeitsteilung innerhalb der Siedlung dadurch erschwert, kein befriedigendes Mittel zur Förderung kollektiver Verantwortung zu finden, mit dem Zwangsmaßnahmen bei der Durchsetzung der Arbeitsregeln vermieden werden konnten.

Am erfolgreichsten war der Versuch, ein kollektives Ziel in Sunrise zu erreichen, bei der Organisation des Schulwesens und im Gemeinschaftsleben der Kinder. Da eine Reihe Siedler Veteranen früherer erzieherischer und gemeinschaftlicher Experimente waren, beispielsweise in Stelton, brachten sie Erfahrung und eine ideologisch verbindliche Linie nach Sunrise mit. Dies schuf die Voraussetzung zu einer pädagogischen Haltung, die Wert auf eine Entwicklung des Sozialbewußtseins der Kinder mittels praktischer, geistiger und kultureller Betätigung legte. Neben dieser ganzheitlichen, libertären Ausbildung wurde ein Kinderhaus errichtet. Das größte Gebäude der Farm wurde als Gemeinschaftsunterkunft zur Betreuung und Ausbildung der Kinder ausgesucht. Offenbar lebten 34 Kinder im Alter von vier bis vierzehn Jahren im Kinderhaus. Ein Kollegium erfahrener Lehrer, darunter einige mit einer umfassenden Qualifikation als Kinderbetreuer und Erzieher, sorgte rund um die Uhr für eine anregende Atmosphäre. Der offenkundige Vorteil, der in der Freistellung der Mütter für die produktive Arbeit bestand, fand zwar Anerkennung, außerdem waren die Kinder mit den Gegebenheiten zufrieden, aber die Siedler und das kulturelle Umfeld hafteten trotzdem zu fest an der privaten Elternrolle, um ein unbeschwertes gegenkulturelles und gemeinschaftliches Engagement zu begünstigen. Als 1936 das Kinderhaus aufgegeben wurde, war Sunrise am Ende seines Daseins angelangt.

Aus der Sicht derer, die in Sunrise und Stelton lebten, hielten diese Gemeinschaftsexperimente nicht immer den gegenkulturellen Gemeinschaftsidealen stand, die ihr Selbstverständnis des jüdischen Anarchismus bestimmten. Für Shaindel Kaplan Ostroff, der von 1920 bis 1933 in Stelton und von 1933 bis 1935 in Sunrise lebte, *„war Stelton ein Produkt der zwanziger, Sunrise eines der dreißiger Jahre, der Wirtschaftskrise. Es war keine anarchistische Siedlung, die von einem anarchistischen Ideal angefeuert wurde, sondern eine Gruppe von Leuten, die sehr schlecht gestellt waren und keine Mittel für ein eigenes Auskommen hatten. Die Anarchisten bildeten eine Minderheit, obwohl die Leitung mehrheitlich aus Anarchisten bestand. Ohne Ideale neigten wir folglich dazu, an uns selbst zu denken."*[27] Für Kaplan Ostroff und für andere fehlten in beiden Siedlungen offenbar verbindliche ideologische Vereinbarungen und entsprechende Mechanismen, die gewährleisteten, daß die Ideale von einer Generation zur nächsten übermittelt wurden, damit der Anarchismus in den Worten eines anderen Sunrise Veteranen zu einer *„aktiven Bewegung"* wird und nicht *„bloß eine Tradition"* bleibt.[28]

---

27 Paul Avrich, Anarchist Voices, a.a.O., S. 307.

28 Ebdd., 443. Zu verbindlichen ideologischen Vereinbarungen und entsprechenden Mechanismen s. Rosabeth Moss Kanter, Commitment and Community: Communes and Utopias in Sociological Perspective, Cambridge 1977, bes. S. 64-74.

Zwar sollten jüdische Anarchisten Teil einer aktiven Bewegung bleiben, doch als Folge der veränderten Erfahrungen der jüdischen Immigration und des sich wandelnden Feldes der anarchistischen Aktivitäten in den Vereinigten Staaten um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts nahm die Bewegung laufend ab. Mit den bereits angesprochenen Faktoren der Assimilation (sozialer Aufstieg, erlangte Bildung etc.) untergrub eine weitere Komponente das Gespür für Ungerechtigkeit, das bislang eine innerhalb der jüdischen Bevölkerung weit verbreitete radikale Haltung gefördert hatte, nämlich der Übergang von der von dem Historiker Matthew Frye Jacobson sogenannten *„probationary whiteness"* (der Zugehörigkeit zur *„weißen Rasse"* auf Bewährung) zur *„Caucasian whiteness"* (der vollen Zugehörigkeit zur *„weißen Rasse"*).[29] Das Jüdischsein verlor somit automatisch einige seiner oppositionellen und gegenkulturellen Möglichkeiten und wurde in den dominanten Ethnos aufgenommen. Ein weiterer wesentlicher Umstand bei der Normalisierung des Jüdischseins war der Aufstieg des Zionismus und die Identifizierung mit Israel, besonders nach dem Holocaust. Tatsächlich setzte der Mainstream des jüdischen Lebens in den Vereinigten Staaten oppositionellen gemeinschaftlichen Siedlungsbestrebungen Grenzen. Eine weitere Aushöhlung dieser Bestrebungen unter den jüdischen Anarchisten kann auf das Entstehen eines Wohlfahrtstaates (welfare state) zurückgeführt werden. Oppositionspolitik sollte in Roosevelts sozialdemokratischer Koalition absorbiert werden und der Rüstungsstaat (warfare state) gleichzeitig den Antikommunismus in den Dienst der imperialen Aggression der Vereinigten Staaten im Kalten Krieg stellen.

Andererseits verkörperte, wie Paul Avrich, der bedeutende Historiker des Anarchismus in Amerika bemerkte, das Erbe der jüdischen Anarchisten innerhalb der Erfahrung der Immigration *„ein reiches soziales und kulturelles Leben"*, das sich *„durch Mißachtung der Konventionen des vorherrschenden sozialen und politischen Systems... einen Blick auf die freiere Welt verschaffte, nach der sie so leidenschaftlich getrachtet hatten"*.[30] Das Verständnis des jüdischen Anarchismus als einer Bewegung und nicht bloß als einer Tradition muß aber anerkennen, daß der Wandel im Leben der Immigranten nicht zum Ende des jüdischen Anarchismus geführt hat. Eine andere Generation jüdischer Anarchisten, die im Kampf um soziale Gerechtigkeit für diejenigen groß geworden sind, die in Amerika nicht einmal auf Bewährung einen Status als Weiße inne hatten, sollten sowohl in den ländlichen Städten des Südens als auch auf den städtischen Colleges und Universitäten im Norden die unfreien Zwangsstrukturen des Alltagslebens herausfordern. Diese Enkel der Einwanderergeneration, die von „nationalen" Belangen und den praktischen Erfordernissen im Überlebenskampf der Arbeiterklasse frei waren, sollten in den sechziger Jahren einen neuen Zugang zum jüdischen Anarchismus und zu radikalen Siedlungsgemeinschaften finden.

Übersetzung aus dem Amerikanischen: Egon Günther

---

29 Matthew Frye Jacobson, Whiteness of a Different Color: European Immigrants and the Alchemy of Race, Cambridge 1998, S. 171-199.

30 Paul Avrich, Anarchist Portraits, a.a.O., S. 199.

Ettore Cinnella

Machno in der ukrainischen Revolution von 1917 bis 1921

Machno und die Entstehung der *machnovščina*

Machno ist eine der legendärsten und umstrittensten Gestalten der russischen und ukrainischen Revolution. Er wurde von Anfang an von seinen Anhängern verehrt und von seinen Gegnern gehaßt. Manche sahen in ihm einen makellosen Bauernhelden, andere einen vulgären Banditen. Der Streit in der Politik und der Geschichtsschreibung um die von ihm angeführte und aufgebaute Bewegung fand auch nach seiner politischen Niederlage kein Ende. Mit der Ausnahme weniger kritischer Studien schwankte noch bis vor kurzem die umfängliche Literatur zu Machno zwischen einem beinahe in höchsten Tönen gehaltenen Lob in den anarchistisch inspirierten Veröffentlichungen und einer eintönig wiederholten schroffen Verurteilung in der sowjetischen Geschichtsschreibung. Die Wende kam vor etwa zehn Jahren mit dem Untergang der UdSSR, als einige Monographien und Dokumentensammlungen erschienen, die neue Erkenntnisse und verständigere Schilderungen vermittelten. Seitdem gibt es eine ganze Reihe von Veröffentlichungen, die seltene, lange Zeit unzugängliche Texte und wertvolle archivalische Quellen in Umlauf brachten. Heute kann sich die Forschung über Machno und seine Bewegung (die *machnovščina*) somit einer ausführlichen Dokumentation und der Hilfe nützlicher historischer Rekonstruktionen bedienen. Obwohl die Kontroversen um einen Protagonisten, der sich allzu strengen Einordnungen entzieht, nicht verstummt sind, ist nun das Terrain für eine kritische Würdigung des von ihm angeregten Bauernepos um einiges geeigneter.

Die erste durch die jüngsten Forschungen mit Sicherheit nachgewiesene Tatsache ist das Geburtsdatum unseres Helden. Es war von früheren Autoren und auch von Machno selbst irrtümlich überliefert, der nicht darum wußte, am 26. Oktober 1888 auf die Welt gekommen zu sein. Um die Wahrheit herauszufinden, brauchte man nur das Register der orthodoxen Kirche von Krestovo-Vozdviženskaja, dem großen Handels- und Gewerbebezirk von Guljajpole, zu überprüfen. Mit Sicherheit hat die außerordentlich arme Mutter von Nestor bei der Eintragung in das Personenstandsregister ihrem Letztgeborenen deswegen ein Jahr abgezogen, weil sie hoffte, auf diese Weise ihrem Sohn zu ermöglichen, erst ein Jahr später den harten, einem Bauernjungen auferlegten Pflichten - eine davon war der Militärdienst - nachkommen zu müssen. Und sie dachte dabei nicht daran, daß durch ihre List eines Tages das Leben ihres zum Tode verurteilten Jungen gerettet werden würde.[1]

1 V. N. Volkovinskij, Machno i ego krach (Machno und sein Scheitern), Moskva 1991, S. 11. Dieses am Vorabend des Zusammenbruchs der UdSSR erschienene Buch ist eine an Dokumenten reiche Rekonstruktion des Lebens und der Taten Machnos, ein Ergebnis gewissenhafter archivalischer Erkundungen in Rußland und in der Ukraine; doch es ist, wie dem Titel zu entnehmen ist, nicht frei von den typischen Vorurteilen der offiziellen sowjetischen Geschichtsschreibung. Nach dem Fall der kommunistischen Herrschaft wollte sich der Verfasser mit der Veröf-

Zur recht traurigen Kindheit Nestors ist unlängst ein bemerkenswertes Selbstzeugnis zum Vorschein gekommen - die am 28. August 1921 von Machno eigenhändig niedergeschriebene Aussage für einen rumänischen Offizier, der ihn bei seinem Fluchtversuch vor der verfolgenden Roten Armee an der Grenze festgenommen hatte:
„Mein Vater war ein ehemaliger Knecht des Großgrundbesitzers Mabel'skij, der auf einem seiner Güter in der Gegend von Šagarova, sieben Werst vom Flecken Guljajpole (Provinz Ekaterinoslav, Distrikt Aleksandrovsk) entfernt, lebte. Den größten Teil seines Lebens stand er im Dienst dieses pomeščik, mal als Stallknecht, mal als Rinderhirt. Bei meiner Geburt (27. Oktober 1889) hatte er den Dienst bei dem pomeščik bereits verlassen und arbeitete als Kutscher in der Fabrik von Guljajpole, die dem reichen Juden Kerner gehörte. An meinen Vater erinnere ich mich nicht, denn er starb, als ich erst 11 Monate alt war. Wir fünf Waisenkinder, eines kleiner als das andere, blieben in der Obhut unserer unglücklichen, bettelarmen Mutter. An meine frühe Kindheit erinnere ich mich unklar. Sie verlief freudlos und ohne die für Kinder eigentümlichen Spiele. Sie war getrübt durch die Mühsal und die Entbehrungen, die unsere Familie erlitt, solange die Jungen nicht imstande waren, selbst etwas zu verdienen. Mit acht Jahren schickte mich meine Mutter auf die zweite Grundschule von Guljajpole. Die schwierigsten Aufgaben gingen mir leicht von der Hand. Ich lernte mit Gewinn. Der Lehrer lobte mich und meine Mutter war über meine Fortschritte erfreut...
Im Winter ging ich zur Schule und im Sommer war ich zum Schafe und Kälber hüten bei den reichen Bauern angestellt. Als Treiber der Ochsenkarren arbeitete ich während der Dreschzeit für einen Tageslohn von 25 Kopeken für die pomeščiki."[2]
Als Machno ein berühmter und gefürchteter Anführer der Bauernbanden geworden war, wollte die bolschewistische politische Polizei gleichfalls etwas über seine Kindheit erfahren, die sie wie folgt beschrieb: *„Nestor Machno wurde 1889 im Flecken Guljajpole geboren. Die Kindheit verbrachte er in den Straßen von Guljajpole. Die Straße wurde zu seiner Schule und förderte in ihm die ausgeprägten Eigenschaften eines kühnen und dreisten Partisanenchefs."*[3] Keines der in unserem Besitz befindlichen Dokumente läßt am beschwerlichen Leben des kleinen Waisen, der gerade mal die Grundschule absolvieren konnte, Zweifel zu. Dennoch genoß die von einem weißen Memoirenschreiber überlieferte und in manchen wissenschaftlichen Publikationen aufgenommene Version reichlich Anerkennung, die zwar nicht die ärmliche bäuerliche Herkunft Nestors verleugnete, ihn aber in früher Jugend die Bekanntschaft des Anarchisten Volin und anderer Revolutionäre machen ließ, die ihn bei seiner Ausbildung und beim Erlangen eines Lehrerdiploms unterstützt haben sollen. Dank deren Hilfe, so will es die Legende, sei Machno Lehrer geworden und habe 1903 in einer Schule des Distrikts Mariupol' zu arbeiten begonnen, bevor er wegen anarchistischer Propaganda

---

fentlichung einer neuen Biographie, diesmal ohne dokumentarischen Apparat, in ukrainischer Sprache entlasten, aus der die vorigen überholten Vorurteile verschwunden sind: Vgl. V. Volkovyns'kyj, Nestor Machno: legendy i real'nist' (Nestor Machno, Legende und Wahrheit), Kyjiv 1994.

2 Zit. in V. N. Volkovinskij, Machno i ego krach, a.a.O., S. 9-10 und 13, und von V. F. Verstjuk, Machnovščina: seljansk'kyj povstans'kyj ruch na Ukrajini (1918-1921) (Die machnovščina: Die bäuerliche Aufstandsbewegung in der Ukraine [1918-1921]), Kyjiv 1991, S. 19. Dieses Buch, ebenfalls ohne Anhang, ist eine minutiöse und genaue Untersuchung zur Machnobewegung.

3 V. F. Verstjuk, Machnovščina, a.a.O., S. 19-20.

des Lehramts enthoben worden sei.[4] Wahr ist dagegen, daß Machno, nach häufigem Arbeitswechsel, 1903 als Handlanger in einer Metallgießerei eingestellt wurde. Es ist auch nicht bekannt, daß er, abgesehen von seinem eigensinnigen und rebellischen Temperament (von dem wir einige Belege haben) und dem wilden Groll gegen die Herren, die ihn ausbeuteten, irgendeine politische Bildung gehabt hätte.
Der Widerhall der Revolution von 1905 erreichte auch Guljajpole und rief Arbeiterstreiks und Proteste hervor. Dies war die politische Taufe des noch sehr jungen Nestor, der einer von 1906 bis 1908 tätigen anarchistischen Gruppe beitrat, die von Vol'demar Antoni und den beiden Brüdern Oleksandr und Prokop Semenjuta geleitet wurde. Die von diesen gegründete „Union der armen Landwirte" war eine terroristische Organisation, die sich der bewaffneten Enteignung und ähnlichen halbwegs räuberischen Umtrieben verschrieben hatte. Nestor nahm an diesen Unternehmungen - darunter an einem versuchten Raubüberfall auf das Postamt von Guljajpole - teil und wurde mehrmals verhaftet, bis er im August 1908 endgültig eingesperrt wurde.[5] Im März 1910 zum Tode durch den Strang verurteilt, wartete er 52 Tage lang in der Todeszelle auf die Vollstreckung des Urteils, das dann in eine lebenslängliche Zuchthausstrafe umgewandelt wurde, da er laut jenem Eintrag in das Personenstandsregister noch nicht volljährig war.[6] Im August 1911 wurde er in das Butyrki-Gefängnis nach Moskau überstellt, wo er bis zum März 1917 in Haft blieb, bis die politischen Gefangenen durch die Februarrevolution befreit wurden. Die recht harten Jahre in dem Moskauer Gefängnis untergruben die Gesundheit des jungen Häftlings, der aufgrund der häufigen Aufenthalte im dortigen Karzer an einer Lungentuberkulose erkrankte. Sie waren für ihn aber auch eine wichtige politische Schule, denn in Butyrki schloß er Freundschaft mit Pëtr Andreevič Aršinov, dem künftigen Geschichtsschreiber der Machnobewegung, der bis 1906 ein Sympathisant der Bolschewisten gewesen war und sich danach anarchistischen Terrorgruppen anschloß. Von dem beinah gleichaltrigen Haftgenossen, der bereits auf eine lange Erfahrung als Rebell verweisen konnte und im Ausland gewesen war, wurde Machno in die Politik eingeführt und er erfuhr die Anfangsgründe der anarchistischen Lehre. Im Gefängnis konnte Machno auch studieren - offenbar widmete er sich vorwiegend der Mathematik - und ein höheres Bildungsniveau als jenes sehr einfache der harten Jugendjahre erreichen. Die Moskauer Zeit veränderte den leidenschaftlichen und instinktiven bäuerlichen Rebellen von Grund auf, sie gab ihm eine politische Überzeugung und versah ihn mit einem wesentlichen Begriffsapparat. Die im Butyrki verbrachten Jahre wirkten sich jedoch in anderer Hin-

---

4 N. V. Gerasimenko, Bat'ko Machno. Memuary belogvardejca (Vater Machno. Erinnerungen eines Weißgardisten), vosproizvedenie izdanija 1928 g., Moskva 1990, S. 10-12. Ungeachtet der darin enthaltenen groben Schnitzer (zum Beispiel wird Machno darin 1884 geboren), ist das Buch nicht uninteressant und vermittelt uns jedenfalls das in konservativen und konterrevolutionären Kreisen vorhandene Bild Machnos.

5 V. Volkovyns'kyj, Nestor Machno, a.a.O., S. 8ff. In seiner berühmten dokumentarischen Rekonstruktion der Machnobewegung verliert der Anarchist Pëtr A. Aršinov bei der Schilderung von Machnos Jugend kein Wort über diese wirre Tat: S. Pëtr A. Aršinov, Istorija machnovskogo dviženija (1918-1921), Zaporož'e 1995, S. 51-52. Die Neuauflage des Buches von Aršinov, das zum ersten Mal 1923 in Berlin (von der „Union anarchistischer Vereine Berlin und Umgegend") verlegt wurde, ist ein weiteres Zeichen für das in letzter Zeit in der Ukraine sprunghaft erwachte Interesse an Machno. (S. auch P. Arschinoff, Geschichte der Machno-Bewegung [1918-1921] [Nachdruck der Berliner Erstausgabe], West-Berlin, 1974, S. 62, AdÜ).

6 V. Volkovyns'kyj, Nestor Machno, a.a.O., S. 18-20.

sicht erheblich auf die Bildung des jungen Revolutionärs aus, dessen ungewöhnlich starke ukrainische Wurzeln zwar nicht ausgerissen, doch durch den Umgang mit einem politisch wie sprachlich russisch geprägten Milieu immerhin erschüttert waren. Der künftige Führer der ukrainischen Bauernbewegung konnte sich danach nämlich nur mehr in der Sprache des großen Rußland verständigen.
Nachdem er sich noch einige Tage in Moskau aufgehalten und mit den anarchistischen Kreisen der alten Hauptstadt Kontakt aufgenommen hatte, machte sich Machno nach Guljajpole auf, wo ihn Freunde und Genossen als einen aufnahmen, der dem Totenreich entsprungen war.[7] Machno stürzte sich sogleich Hals über Kopf in den politischen Kampf. In seinem Geburtsort gründete und leitete er einen Bauernverband, entmachtete die Stadtverwaltung und wurde zum Kommissar von Guljajpole. Er wurde zum Vorsitzenden des Ortssowjet gewählt und er organisierte die Enteignung der Latifundien und die Verteilung des Bodens. In der alltäglichen politischen Aktion unterschied er sich nicht im geringsten von den Bolschewisten, deren Beispiel folgend er im Oktober 1917 die Sowjetmacht ausrief. Nicht wenige anarchistische Organisationen arbeiteten übrigens in enger Verbindung mit der Partei Lenins und halfen, das neue Regime in den Randzonen zu installieren. Unweit von Guljajpole agierte in der Südukraine die Anarchistin Marija – genannt Marusja – Grigor'evna Nikiforova, die zur Vermeidung der Deportation etliche Jahre in Paris gelebt hatte und sogleich nach ihrer Rückkehr ins Mutterland zur eigentlichen Seele der Räterevolution in Elizavetgrad und Aleksandrovsk wurde.[8] Der Einfluß, den sie auf Machno ausübte, steht außer Zweifel. In seinen Erinnerungen spricht er stets mit aufrichtigem Respekt von „Marusja". Machno holte sich bei ihr für die in Guljajpole stattfindenden sozialen und politischen Aktivitäten seine Anregungen, doch von Anfang an offenbarte er jene militärischen Vorlieben, die einmal einer der charakteristischen Züge seiner Bewegung werden sollten. Die von ihm geschaffene „Schwarze Garde" war aus alten Freunden und Genossen zusammengesetzt - darunter viele Unteroffiziere und Frontveteranen - und bildete eine enge bewaffnete Kohorte um ihren Führer. Tatsächlich beschränkte sie sich nicht darauf, die revolutionären Errungenschaften zu verteidigen, sondern ging zu terroristischen und persönlichen Racheakten über - etwa bei der Suche nach den Perso-

---

7 N. Makhno, La rivoluzione russa in Ucraina (Marzo 1917- Aprile 1918), Ragusa 1971, S. 14-15. Der italienische Text des ersten Bandes von Machnos Erinnerungen ist vom anarchistischen Verlag „La Fiaccola" auf der Grundlage der französischen Ausgabe von 1927 besorgt worden. Die russische Originalausgabe erschien noch zu Lebzeiten Machnos in Paris: N. Machno, Russkaja revoljucija na Ukraine (Ot marta 1917 g. po aprel 1918 g.), Pariž 1929. Die anderen beiden Bände (von denen es meines Wissens keine italienische Übersetzung gibt) erschienen postum von Volin herausgegeben: N. Machno, Pod udarami kontr-revoljucii (aprel-ijun' 1918g.) (Unter den Schlägen der Konterrevolution [April - Juni 1918]), Pod redakciej, s predisloviem i primečanijami Tov. Volina, Pariž 1936, und N. Machno, Ukrainskaja revoljucija (ijul-dekabr' 1918g.) (Die ukrainische Revolution [Juli-Dezember 1918]), Pod redakciej t. Volina, Pariž 1937. Vor einigen Jahren ist in Rußland eine neue Ausgabe der Erinnerungen erschienen, die Fragmente des ersten Buches und den gesamten Text der beiden anderen Bücher wiedergibt: N. Machno, Vospominanija, pod redakciej S. S. Volka, Mosca 1992. Der erste Teil der Trilogie bietet wenig Interessantes, da der Verfasser offenbar auf Schritt und Tritt ängstlich darum bemüht ist, die kristalline Klarheit seiner politischen Überzeugung unter Beweis zu stellen, die in den anarchistischen Emigrantenkreisen oftmals angezweifelt wurde.

8 Zu ihr siehe das biographische Porträt in: Politčeskie partii Rossii. Konec XIX- pervaja tret' XX veka. Enciklopedia (Die politischen Parteien in Rußland vom Ende des XIX. bis zu den ersten drei Jahrzehnten des XX. Jahrhunderts. Enzyklopädie), Moskva 1996, S. 395.

nen, die verdächtigt wurden, die Organisation der Gebrüder Semenjuta angezeigt zu haben und bei deren anschließender Ermordung. Offenbar war Machno im Grunde nicht viel anders als die kleinen bolschewistischen Machthaber niederer Herkunft, die am Vorabend und nach der Oktoberrevolution wie Pilze aus dem Boden schossen. Durch den wilden Klassenhaß auf die begüterten Schichten, den Kult der Gewalt, die Neigung, auf eigene Faust zu handeln, und den Anspruch, auf eigenem Gebiet Gesetz zu sein, standen sie ihm nahe.

Als der Krieg zwischen der liberalsozialistischen Rada[9] und der bolschewistischen Regierung ausbrach, zögerte Nestor nicht, sich mit der letzteren gegen die *„bourgeoisen Nationalisten"* - so bezeichnete er damals und auch weiterhin die Befürworter der ukrainischen Unabhängigkeit - zu verbünden. Nicht einmal die Ankündigung einer radikalen Agrarreform vermochte seine Ablehnung der Separatistenbewegung zu mildern. Die österreichisch-deutschen Besatzungstruppen, die Demokraten der Rada und der Hetman Skoropads'kyj waren für ihn allesamt Feinde desselben Schlages, die es unbarmherzig zu vernichten galt. Ob nun die Gleichgültigkeit, oder schlimmer noch, die Feindseligkeit Machnos gegenüber der nationalen Frage mit seinen bäuerlichen Wurzeln zusammenhing oder sich mit der politisch-kulturellen Russifizierung, die ihm in seinen Moskauer Jahren widerfuhr, erklären läßt, ist eine Frage, die aufgrund des Mangels an Dokumenten und stichhaltigen Belegen offen bleiben muß. Man kann davon ausgehen, daß wohl beide Faktoren die allgemeinen Ideen und das Programm von Machno geformt haben und sollte hinzufügen, daß auch die der anarchistischen und sozialistischen Lektüre entnommene universalistische und internationalistische Lehre Machnos Ablehnung des Nationalismus gefördert und schließlich seine instinktive, für das geistige Universum eines ukrainischen Bauern eigentümliche lokalistische Sichtweise verstärkt hat. Gewiß ist, daß Machno, trotz seiner tiefen körperlichen Verbundenheit mit dem Boden, während der Revolutionsjahre das Problem der Zukunft der Ukraine als ein von Rußland geschiedenes nationales Gebilde nicht bewußt war, und daß er die aus dem großrussischen Imperialismus der Bolschewisten rührende Bedrohung ebenfalls nicht wahrnahm. Uns dürfen die vielen Stellen in seinen Memoiren nicht täuschen, die darauf abzielten, das unter den Anarchisten nicht minder als unter den Kommunisten vorhandene geringe Bewußtsein über die ethnokulturelle Besonderheit der Ukraine, die von ihnen „Südrußland" genannt wurde, hervorzuheben. Was zählt ist, daß er bei seinen Handlungen im entscheidenden Zeitraum von 1917-1921 die Bedeutung der nationalen Frage ignorierte oder unterschätzte.

Im März 1918 gelang es Machno, im Gebiet um Guljajpole die Guerilla gegen die von den österreichisch-deutschen Truppen unterstützte Rada zu organisieren. Als jedoch die bolschewistische Regierung in Char'kov im April zu bestehen aufhörte und die

---

9 Der „Central'na Ukrajins'ka Rada" („Ukrainischer Zentralrat") wurde von der wiedererstandenen „Vereinigung ukrainischer Fortschrittler" („Tovarystvo ukrajins'kych postupovciv") beim Sturz des Zarentums einberufen. Der sofortige Beitritt der Sozialdemokraten (USDRP) und der Sozialrevolutionäre (PUSR) verlieh der neuen Institution, die - neben der Unterstützung durch gemäßigtere politische Formationen - mit derjenigen der beiden Volksparteien rechnen konnte und von einer so geachteten Gestalt wie dem Historiker Mychajlo Hruševs'kyj geleitet wurde, ein enormes Ansehen. Anfang April 1917 wurde ein ukrainischer Nationalkongreß einberufen, der in Kiev zirka 900 Abgeordnete aus dem ganzen Land versammelte.

Soldaten der Roten Armee die Ukraine verließen, machte er sich in bedrückter Stimmung nach Rußland auf.

Machnos Reise nach Sowjetrußland und die Begegnung mit Lenin

Die betrüblichen Streifzüge Machnos im Frühjahr 1918 wurden von ihm selbst in einigen Kapiteln geschildert, die zu den aufrichtigsten und lehrreichsten seiner Memoiren zählen. Von einer Stadt zur anderen ziehend, suchte Machno Kontakt zu örtlichen anarchistischen Organisationen herzustellen, um sich über die tatsächliche Stärke der ihm nahestehenden Bewegung Rechenschaft abzulegen und in dieser Bedrängnis Rat einzuholen. Sein Bericht wirft nicht nur unversehens Licht auf die Aktivitäten der russischen anarchistischen Gruppen, sondern auch auf die Mentalität und die Stimmung des Verfassers. Aus diesen ziemlich undoktrinär gehaltenen Seiten erfahren wir viel über Persönlichkeiten und Organisationen des verstreuten und nach und nach an Einfluß verlierenden Anarchismus in den ersten Monaten der Sowjetherrschaft. Noch viele Jahre nach diesem Erlebnis schaffte es Nestor nicht, sein Befremden und seinen Verdruß über den bedauernswerten Zustand zu verheimlichen, in dem er die Bewegung im Frühjahr 1918 vorgefunden hat. Allein in Saratov traf er auf eine Schar von 250 aus Odessa kommenden *„terroristischen Anarchisten"* - wie sie sich selbst bezeichneten -, die aber sogleich von der bolschewistischen Polizei entwaffnet wurden; als er zufällig einige Wochen später wieder durch Saratov kam, fand sich von diesen Anarchisten keine Spur mehr.[10] Auch in Tambov, wo er einige Tage auf der Suche nach Anarchisten *„in der Stadt umherstrich"*, konnte er keine ausfindig machen. Er wußte nur von einigen linken Sozialrevolutionären, die er aus dem Gefängnis kannte und von denen man keine Nachricht mehr hatte: *„Wer weiß, ob sie sich in den Untergrund geflüchtet oder einfach die Stadt verlassen haben, da sie unter den arbeitenden Massen von Tambov keine Basis hatten."*[11] Bei der Beobachtung des gewaltigen und regen organisatorischen Einsatzes, den die anderen sozialistischen Parteien aufbrachten, kam er damals zu dem Schluß, daß eine ähnliche Anstrengung im anarchistischen Lager fehlte, dem die Fähigkeit und Angewohnheit zu einer umfangreichen Proselytenmacherei unter den Massen abging.

Nachdem er die politische und soziale Wirklichkeit der großen Zentren in der Peripherie kennen gelernt hatte - in Astrachan' hatte Machno sogar im Propagandabüro des örtlichen Sowjet gearbeitet -, begab er sich nach Moskau, wo ihm eine Reihe bemerkenswerter Erlebnisse widerfuhren. Die große Bürokratenmetropole erschien dem einfachen und kampfgewohnten, stets das Leben und die konkreten Kämpfen gewohnten Bauern als *„Zentrum der papierenen Revolution"*. Selbst seine anarchistischen Genossen, weit entfernt von den wirklichen Schlachten und nur mehr darauf beschränkt, den siegreichen Bolschewisten Vereinbarungen abzutrotzen, machten ihm einen traurigen Eindruck. Als treffend erweisen sich seine bitteren und bissigen Skizzen bekannter Persönlichkeiten des russischen Anarchismus, die er mit unbarmherziger Hand zeichnete, von seinem alten Haftkumpanen Aršinov bis zu Lev Čërnyj (d. i. Schwarzer

10 N. Machno, Vospominanija, a.a.O., S. 128-129 und 137.
11 Ebd., S. 137-138.

Löwe, das Pseudonym von Pavel D. Turčaninov).[12] Machnos Memoiren geben den Zustand der Moskauer Föderation anarchistischer Gruppen bestimmt in einem besonderen und unglücklichen Moment wieder, nämlich nach der von der bolschewistischen Čeka im April 1918 durchgeführten harten repressiven Aktion, als in den Reihen der Bewegung Bestürzung und Lähmung herrschten. Man darf zudem annehmen, daß Machno die tatsächliche Stärke der anarchistischen Gruppen möglichst schonungslos schildern wollte, um sich sozusagen für die während der Emigrationsjahre von seinen Glaubensgenossen gegen ihn erhobenen Vorwürfe zu rächen. Tatsache bleibt jedoch, daß sich die von ihm aus der Nähe verfolgten und später im zweiten Teil seiner Erinnerungen aufgezählten Aktivitäten der Moskauer Anarchisten in der Vorbereitung von Kulturveranstaltungen über Tolstoj und dergleichen Beschäftigungen erschöpfte. Dem Sanguiniker der Tat mußte die ergebene Hinnahme der von den Bolschewisten durchgesetzten neuen Ordnung trostlos und verwerflich vorkommen.

Was war die Haltung Machnos gegenüber der Sowjetherrschaft und den sozialistischen Regierungs- und Oppositionsparteien? Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß er, der aus der abgeschlossenen Welt von Guljajpole kam, die organisatorischen Fähigkeiten und die Proselytenmacherei der Bolschewisten, Menschewisten und der linken wie rechten Sozialrevolutionäre bewunderte und mit der Unbeholfenheit und Praxisferne der Anarchisten verglich. Obwohl ein beträchtlicher Teil der Propaganda und Organisationsarbeit auf die Verfestigung der Parteiapparate abzielte und nicht zum Wohl der Massen erfolgte, mußte man daraus nichtsdestotrotz Lehren ziehen.[13] Es gibt keinen Grund, an der Aufrichtigkeit solcher Feststellungen zu zweifeln, die offensichtlich nicht auf den späteren Erfahrungen des Verfassers beruhen, sondern, aller Wahrscheinlichkeit nach, die authentischen Erwägungen des jungen ukrainischen Bauern verzeichnen, der zum ersten Mal mit der großen Politik der modernen Massenparteien in Berührung kam. Schwieriger ist es, auf den weiteren Seiten der Erinnerungen die unmittelbaren Eindrücke aus der Zeit des Geschehens von den in späteren Jahren gereiften Urteilen zu trennen. Das gilt etwa für die langen und widersprüchlichen Betrachtungen über die linken Sozialrevolutionäre, bei denen das Pendel des Urteils unruhig hin und herschwingt.[14] Einmal schert das Urteil sie gemeinsam mit ihren Verbündeten, den Bolschewisten, über denselben Kamm, dann zeigt es für manche Vertreter der Partei Sympathie, beispielsweise für Maria Spiridonova, die Machno in der Bauernsektion des „Allrussischen Exekutivkomitees der Sowjets" (VCIK) reden hörte und deren Ausführungen *„den um den Ausgang der Revolution besorgten Revolutionär immer erfreuten"*. Was die Bolschewisten anbelangt, so ist es nach der verschärften Repression vom April 1918 nur verständlich, daß Machno ihnen gegenüber Irritation und Argwohn verspürte. Es ist dennoch nicht glaubhaft, daß er schon damals die wahre Natur der Partei Lenins erfaßt hätte, an deren Seite er marschiert war und, mit Höhen und Tiefen, noch eine Weile marschieren sollte. Ein Sinnbild für die politische Kurzsichtigkeit Machnos ist der flüchtige und kalte Hinweis auf den *„Bürger Mar-*

12 Aršinov kennen wir bereits, und wir werden noch auf ihn zurückkommen. Zu Lev Čërnyj, dem Theoretiker des sogenannten *„anarchistischen Assoziationismus"*, s. die Kurzbiographie in der erwähnten Enzyklopädie „Političeskie partii Rossii", a.a.O., S. 682-683.

13 N. Machno, Vospominanija, a.a.O., S. 138.

14 Ebd., S. 152-158.

tov", den er hört, während dieser auf dem Gewerkschaftskongreß der Textilarbeiter von Pfiffen bolschewistischer Parteigänger übertönt wird.[15] Obwohl Julij Martov sich dafür einsetzte, die ungestüme kommunistische Diktatur zu mildern, flößte ihm der *„angesehene orthodoxe Menschewik"* keinerlei Sympathie ein. Machno offenbarte seitdem jene sektiererische Beschränktheit gegenüber dem demokratischen und liberalen Sozialismus, die eine der Hauptursachen für sein Scheitern sein wird. Der Gewerkschaftskongreß förderte auch die Entstehung bitterer Einsichten bezüglich der Übermacht politischer Parteien, die alles zu ihrem eigenen Wohl verfügten und sich dabei sogar der Arbeiter selbst bedienten. An dieser Stelle des autobiographischen Berichts finden wir, inmitten der Betrachtungen zum Verhältnis zwischen Parteien und Massen, einen Satz, der einen Wesenszug von Machnos Mentalität enthüllt: *„Auf sich allein gestellt, ohne enge Zusammenarbeit mit den Bauern, werden die ehrgeizige Stadt und das städtische Proletariat, das, ob es das will oder nicht, vom Machtdurst der Stadt angesteckt ist, kein neues freies Sozialleben schaffen können."*[16] Hier treiben, erfüllt vom unwillkürlichen und nicht zu unterdrückenden Argwohn gegen die Stadt und deren Einwohner, die bäuerlichen Ursprünge Machnos Blüten, nachdem sie sich durch die dicke Schicht der Doktrin und der Ideologie an die Oberfläche empor gearbeitet haben. Machno wird sich immer, im ernsthaften Glauben einer zu sein, als militanter Anarchist bekennen, doch er wird vor allem ein Bauernführer sein, mit allen Vorzügen und aller Borniertheit, die den Führern der spontanen und primitiven Bauernerhebungen eigen sind. Die bewußten politischen Entscheidungen - der Beitritt zum Anarchismus in erster Linie - werden sich auf die *machnovščina* nicht unerheblich auswirken, sie gehen jedoch mit dem spontanen und ungestümen plebejischen Gebaren der „Aufständischen" eine eigene Verbindung ein..

Die spektakulärste Begebenheit während Machnos Moskauaufenthalt war die Begegnung mit Lenin im Kreml. Die beiden kurzen an den Besuch in der Zitadelle der bolschewistischen Macht erinnernden Kapitel sind auch in erzählerischer Hinsicht die am besten geglückten und eindringlichsten.[17] Selbst wenn es für die Unterredung zwischen dem jungen ukrainischen Revolutionär und dem obersten Chef der Bolschewisten keine weiteren dokumentarischen Belege gibt, gilt Machnos Bericht bei vielen Historikern, die sich in Rußland und im Westen mit der *machnovščina* befaßt haben, im allgemeinen als glaubwürdig und genau.[18] Tatsächlich finden wir ein wahrheitsgetreues politisches und menschliches Porträt Lenins vor, das mit allem übereinstimmt, was wir über den Gründer des Bolschewismus wissen, doch im Unterschied zu den vielen durch untertänige und gezierte Töne gefälschten Zeugnissen ist dasjenige von Nestor ungeschminkt und klar und gibt die historische Gestalt so wieder, wie diese sich ihm während des einstündigen Gesprächs dargestellt hat. Daß wohl der gesamte Bericht zuverlässig ist, ist durch die Abwesenheit gefühlsseliger Schnörkel verbürgt, um die kein Angeber bei der Beschreibung der Umstände einer Begegnung zwischen

15 Ebd., S. 150.
16 Ebd., S. 151.
17 Ebd., S. 158-170.
18 Eine der besten Biographien Lenins räumt gerade der Begegnung mit Machno viel Platz ein und hält diese für ein nicht gering zu bewertendes Ereignis. S. Louis Fischer, Vita di Lenin, volume secondo, Milano 1967, S. 529-535 (s. auch Louis Fischer, Das Leben Lenins, Köln/Berlin 1966, S. 437-443, AdÜ).

dem einfachen Bürger und dem Kremlherrn herum gekommen wäre. Machno erzählt uns dagegen, daß sich sein Wunsch nach einer Unterredung mit dem Vorsitzenden des zentralen „Allrussischen Exekutivkomitees der Sowjets" (VCIK), Jakov Michajlovič Sverdlov, ohne große Formalitäten in die Tat umsetzen ließ. Die im anarchistischen Milieu der Hauptstadt umlaufenden Gerüchte, es gäbe keinen Zugang zum Kreml, erwiesen sich als unbegründet. Machno gelangte ziemlich mühelos bis in Sverdlovs Büro. Durch Machnos Bericht über den Widerstand der Bauern in der Ukraine gegen die Deutschen neugierig geworden, schlug dieser dem unbekannten Jugendlichen ein Gespräch mit Lenin vor, das sogleich durch ein Telefonat mit dem obersten Lenker Sowjetrußlands festgelegt wurde. Wir wissen, daß Lenin im Kreml täglich Arbeiter- und Bauerngruppen zu empfangen pflegte, um aus erster Hand Nachrichten über die Volksstimmung zu erhalten. Daher war es nicht außergewöhnlich, daß er gerne die Gelegenheit ergriff, etwas Genaueres über einen politischen und sozialen Kriegsschauplatz zu erfahren, auf dem sich die Bolschewisten in großen Schwierigkeiten befanden und über den es kaum gesicherte Informationen gab. In seinem Bericht über das Gespräch porträtiert Machno einen Lenin, der mithilfe einer Reihe knapper Fragen von seinem Gesprächspartner die größtmögliche Anzahl an Nachrichten über die Haltung der ukrainischen Bauern zur Sowjetmacht, über die Partisanenbewegung gegen die österreichisch-deutschen Truppen und die Aussichten des bewaffneten Kampfes zu gewinnen sucht. Angesichts der freimütigen und ungestümen Natur Machnos mußte auch das anarchistische Projekt zur Sprache kommen, das dem jungen Revolutionär am Herzen lag. Die darauf folgende lebhafte Diskussion rief in Machnos Gemüt eine unerwartete Wallung hervor: *„Ich verspürte in mir eine wachsende Verehrung für Lenin, jenen Lenin, den ich kurz zuvor für die Zerstörung der anarchistischen Organisationen in Moskau verantwortlich gemacht hatte."* Wie konnte es zu einem solch plötzlichen Wandel kommen? Nach Nestors Bericht sparte der Bolschewistenchef nicht mit herber Kritik an den anarchistischen Aktivisten, die er als *„kurzsichtige Fanatiker"* bezeichnete, *„die einer fernen Zukunft zuliebe die Gegenwart außer acht ließen"*. Schmeichelnde Worte hatte er aber für seinen jungen Gesprächspartner und dessen anarchistische Ideale: *„Wären wenigstens ein Drittel der Anarchokommunisten in Rußland wie Sie, wären wir Kommunisten unter bestimmten Bedingungen bereit, mit ihnen zu marschieren und gemeinsam für die freie Organisation der Produzenten zu arbeiten."*[19] Dieser Satz Lenins, den Machno hier wiedergibt, spiegelt eine der größten Aporien des Bolschewismus - den Traum einer künftigen selbst organisierten Gesellschaft, der gleichzeitig mit der alltäglichen Hingabe an die Errichtung der wirtschaftlichen und politischen Tyrannei einhergeht. Die Wertschätzung der Ideale, an die er selbst glaubte, und sogar die Anerkennung, daß die Anarchisten *„stets entsagungsvoll und opferbereit"* sind, aus dem Mund Lenins zu hören, machte auf Machno einen starken Eindruck. Die Offenheit des Dialogs und das empfangene Lob bewirkten bei dem jungen Militanten, der sich bestimmt vorgestellt hatte, bei seinem Besuch die negative Gestalt aus der Beschreibung seiner anarchistischen Freunde vorzufinden, eine heftige Verstörung. Diese starke Empfindung verspüren wir noch in der Jahre später geschriebenen autobiographischen Erzählung, in der der Verfasser Ausschmückungen vermei-

19 N. Machno, Vospominanija, a.a.O., S. 167.

det und sich lieber daran hält, die Antworten so wiederzugeben, wie sie von beiden Gesprächspartnern formuliert wurden und dazu die sparsamen Einwürfe des ebenfalls anwesenden Sverdlov registriert. Die Annahme ist keinesfalls abwegig, daß die von Machno nach seiner Rückkehr in die Ukraine gegen den Rat seiner Freunde und Berater lange Zeit eingenommene gutwillige Haltung gegenüber den Bolschewisten auch von der unauslöschlichen Erinnerung an die Begegnung mit Lenin beeinflußt war. Sicherlich hinterließ der Bolschewistenführer bei dem jungen Rebellen nicht jenen Eindruck großer und abgeklärter innerer Kraft, den der Patriarch des russischen Anarchismus Pëtr Alekseevič Kropotkin auf ihn machte, den er Tage zuvor in der Nähe Moskaus aufgesucht hatte und der ihn *„mit Ergriffenheit wie sonst niemand"*[20] angehört hatte. Dennoch muß das lange Gespräch mit Lenin zu den aufregendsten und wichtigsten politischen Erlebnissen Machnos gezählt werden.
In praktischer Sicht war das wichtigste Ergebnis des Kremlbesuchs die Aushändigung eines gefälschten Passes, mit dem Machno in die Ukraine zurückzukehren hoffte, um erneut unter seinen Leuten zu kämpfen. Auf seiner Rückreise hielt er sich einige Tage in Orël auf, wo er wiederum keine Anarchisten antraf und wo die *„auf dem Bündnis zwischen Bolschewisten und linken Sozialrevolutionären fußende Revolutionsmacht, wie allerorten, besessen auf dem Kadaver der Revolution tanzte"*.[21] In Kursk erfuhr er, daß sein Geburtshaus von den österreichisch-deutschen Truppen und den Polizisten Skoropads'kyjs in Brand gesteckt worden war, die zuerst seinen älteren Bruder Emel'jan, einen Kriegsinvaliden, erschossen und dann den anderen Bruder, Savva, verhaftet hatten. Obwohl die Lage dort verzweifelt war, beschloß er dennoch, in sein Land zurückzukehren. Beim Überschreiten der Grenze stellte er mit Verbitterung überraschend fest, daß die Kontrolleure des Zuges, in dem er reiste, nur ukrainisch sprachen und sich weigerten, den russisch Sprechenden Antwort zu geben. Dies empörte ihn, denn *„da ich meine Muttersprache nicht beherrschte, war ich gezwungen ihn ihr zu radebrechen, sobald ich mich an die anderen wandte"*, und bekräftigte seine Abneigung gegen die ukrainischen Nationalisten: *„Diese ‚Ukrainer' begreifen eine einfache Wahrheit nicht: Die Freiheit und die Unabhängigkeit der Ukraine sind nur mit der Freiheit und der Unabhängigkeit ihrer arbeitenden Bevölkerung vereinbar, ohne die die Ukraine nichts ist."*[22] Derlei knapp fünfzehn Jahre später zu Papier gebrachte Äußerungen enthüllen uns eine wesentliche Seite der politischen Anschauung und Mentalität Machnos, die nicht nur gegenüber den Lockungen des Chauvinismus unbeugsam war, sondern auch gegenüber der Vorstellung einer nationalen Erlösung der Ukraine.

Der Sturz Skoropads'kyjs und der Beginn des Direktoriums

Im Juli war Machno schon wieder in Guljajpole, von wo aus er umgehend die Bauernguerilla gegen die österreichisch-deutschen Besatzer im Untergrund zu organisieren versuchte. Die ersten Schritte des bewaffneten Widerstandes waren nicht besonders heldenhaft und bestanden zumeist in Überfällen auf Herrengüter oder in Scharmützeln

20 Ebd., S. 149.
21 Ebd., S. 182.
22 Ebd., S. 183-184.

mit der Landwehr von Skoropads'kyj. Aus den bruchstückhaften Zeugnissen und aus Machnos eigenen Erinnerungen gehen spärliche und meist widersprüchliche Nachrichten über kleine Kriegshandlungen hervor, die im Verlauf des Sommers 1918 von Bauernbanden auf dem Gebiet von Guljajpole begangen wurden. Es besteht jedoch kein Zweifel daran, daß sich - wie ein Historiker schrieb - *„der Kern der künftigen Machnobewegung"* gerade in diesen Monaten bildete und die Züge einer *„terroristischen und bäuerlichen Kampforganisation"* annahm.[23] Von den Plünderungen der Adelsgüter, die durchgeführt wurden, um sich mit dem Nötigsten zu versehen und nicht zuletzt, um den Gedanken einer allgemeinen Erhebung wach zu halten, ging man zu gewagteren Kampfformen über: Bewaffnete Auseinandersetzungen mit den österreichisch-deutschen Soldaten und der ukrainischen Landwehr sowie Einnahme von Dörfern und Flecken (Guljajpole selbst wurde mehrere Male besetzt), verbunden mit der Bildung des Keims zu einem Partisanenheer. Im Unterschied zu den zahllosen Bauernbanden, die überall in der Ukraine wüteten und den Besatzungstruppen zu schaffen machten, beschränkte sich die Landmiliz Machnos nicht nur darauf, Großgrundbesitzer und Regierungsbeamte zu terrorisieren. Die *machnovščina* ließ einen bewußten sozialen Plan sowie einen Organisationsgeist erkennen, der dem sonstigen ukrainischen Agrarrebellentum abging. Die Gewalt, die Plünderungen und die Erschießungen nahmen nicht nur spontane Züge der Rache gegen die verhaßten Herren und die Offiziere von Skoropads'kyjs Armee an, sondern folgten zudem einem primitiven sozialen Verhaltenskodex, der darauf ausgelegt war, Gewalttaten und Diebstahl zum Schaden der weniger begüterten Bauern zu verhindern und allen anderen eine primitive Besteuerung in Naturalien (Pferde und Landwirtschaftsprodukte) aufzuerlegen. Es ist eine Tatsache, daß - dank der vermeldeten Siege der Partisanen über die Regierungstruppen und dem Ruf eines Beschützers der Armen, der ihrem Führer vorausging - die Popularität Machnos unter der Landbevölkerung schnell zunahm. Seitdem wurde Machno von den Seinen mit dem ehrfürchtigen Rufnamen *bat'ko* (Vater) bedacht, der für immer mit seinem Namen verbunden bleibt. Den Namen Machnos finden wir in einem Bericht des Gouverneurs von Ekaterinoslav an den Innenminister erwähnt, der am 20. Oktober 1918 verfaßt wurde. Darin lesen wir, in Worten, die seine Absichten in jenem Zeitraum gut erfassen, daß *„die Bande des Anarchisten Machno mit Waffen in der Hand die Agitation gegen die in der Ukraine gebildete Ordnung aufgenommen hat und Aufrufe zum bewaffneten Aufstand erläßt"*.[24]

Als sich Machno im Sommer 1918 abmühte, eine Partisanenarmee gegen die Herrschaft Skoropads'kyjs aufzustellen, waren auch die Bolschewisten gerade dabei, sich von ihrer im Frühjahr erlittenen Niederlage zu erholen und erörterten, wie der bewaffnete Kampf in der Ukraine wieder aufzunehmen sei. Vom 5. bis zum 12. Juli fand in Moskau der erste Kongreß der ukrainischen kommunistischen Partei statt, die zwar äußerlich unabhängig, in Wahrheit aber der Partei Lenins untergeordnet war. Die durch den Kongreß verabschiedete besondere Entschließung[25] zum Verhältnis zwischen Rußland und der Ukraine zeigte, welche Gesinnung unter den Delegierten über-

23 V. F. Verstjuk, Machnovščina, a.a.O., S. 41 Fußnote.
24 Das Dokument findet sich im Anhang von V. N. Volkovinskij, Machno i ego krach, a.a.O., S. 229.
25 Nachzuschlagen in Istorija Ukrajiny. Chrestomatija, II, Kyjiv 1996, S. 70.

wog. Da die Trennung der Ukraine von Rußland den *„Charakter einer vorübergehenden Besetzung"* habe, die wirtschaftliche Einheit beider Länder bereits untrennbar sei und die Vorstellung der nationalen Unabhängigkeit *„bei erheblichen Teilen der Arbeitermassen"* als *„endgültig abgewirtschaftet"* gelten muß, sei es geboten, *„auf der Grundlage des proletarischen Zentralismus im Bereich der Russischen Sowjetrepublik für die revolutionäre Vereinigung der Ukraine mit Rußland zu kämpfen"*. Der recht vage Hinweis auf die *„Bildung einer proletarischen Weltgemeinschaft"* am Schluß reichte nicht aus, das von den Kremlherren der neuen politischen Vereinigung eingeprägte unauslöschliche russische Brandzeichen zu tilgen. Nebenbei setzte sich die ukrainische kommunistische Partei in der Mehrheit aus Russen oder russifizierten Ukrainern - sowie zusätzlich einer starken Gruppe Juden - zusammen, während die ukrainische Minderheit wiederum in ihren Autonomieerwartungen von Moskau enttäuscht wurde.

Das dringendste Problem, dem die neue Partei gegenüber stand, war die Organisation des bewaffneten Kampfes gegen die österreichisch-deutschen Besatzungstruppen. Da der Vertrag von Brest-Litovsk Sowjetrußland jegliche Intervention außerhalb der nationalen Grenzen untersagte, konnte man ausschließlich auf die bolschewistischen Aktivisten und Anhänger im Nachbarland zählen. Doch es war schnell klar, daß es den ukrainischen Kommunisten, auf sich allein gestellt, nicht gelingen würde, mit den Truppen der Mittelmächte fertig zu werden. Der unnachgiebigere und abenteuerlichere Flügel der Partei, neben Grigorii Pjatakow von Andrej S. Bubnov und Stanislav V. Kosior angeführt, der sich einbildete, auf der Welle des Volksprotestes gegen die Besatzer reiten zu können, gab seit Juli das Signal zum allgemeinen Aufstand. Er wurde zu einem gewaltigen Fiasko, da es den Bolschewisten nicht gelang, sich an die Spitze der spontanen und zerstreuten Revolten auf dem Land und der Arbeiterproteste in den Städten zu setzen. Von der extremen organisatorischen Schwäche der Kommunisten in den verschiedenen Provinzen der Ukraine und dem Scheitern des geplanten Aufstandes setzt uns ein schonungsloser und minutiöser schriftlicher, am 26. August abgefaßter Bericht[26] von Emmanuil I. Kviring, einem Mitglied des Zentralkomitees, in Kenntnis: Die da und dort angezettelten Scharmützel führten zu keinem konkreten Ergebnis, während es in der Provinz von Černigov, wo die Lunte des Aufstands gezündet werden sollte, gleichfalls nur gelang, einen bewaffneten Überfall auf das Städtchen Nežyn zu organisieren. Über das Scheitern des Aufstandes wurde auf dem zweiten Parteikongreß lebhaft debattiert, der unter der wachsamen Regie von Iakov Sverdlov und Sergei Kamenev gleichfalls in Moskau stattfand. Das Zentralkomitee, in das auch Stalin eintrat, wurde neu gewählt und Kviring wurde dessen neuer Sekretär.[27]

Weder die Störaktionen der Partisanen, noch die kraftlosen Aufstandsversuche der Bolschewisten brachten die Regierung Skoropads'kyjs zu Fall, deren letzte Stunde erst schlug, als ihre von den Armeen der Entente geschlagenen deutschen Beschützer von

---

26 Dieser Bericht ist zum ersten Mal in „Perepiska sekretariata CK RKP(b) s mestnymi partijnimi organizacijami" (Korrespondenz zwischen dem Sekretariat des ZK der russischen kommunistischen Partei und den lokalen Parteiorganisationen), IV, Moskva 1969, S. 187-190, veröffentlicht worden.

27 J. S. Reshetar, Jr., The Communist Party of the Ukraine and Its Role in the Ukraininian Revolution, in: Taras Hunczak (ed.), The Ukraine, 1917-1921: A Study in Revolution, Cambridge (Mass.) 1977, S. 177-178.

der Bühne abtreten mußten. Die Patrioten der Rada, die sich in den Monaten davor reorganisiert hatten, beschlossen, zum Gegenangriff überzugehen und bildeten ein Direktorium (dyrektorija) aus fünf Mitgliedern, woraus die Sozialdemokraten Volodymyr Vynnyčenko und Symon Petljura hervorragten. Letzterem, der im Generalsekretariat der Rada das Militärministerium geleitet hatte, wurde der Auftrag erteilt, ein Heer aufzustellen, das umgehend auf Kiev marschieren sollte. Dies war einer der glanzvollsten Augenblicke in der Geschichte des ukrainischen Patriotismus, denn im selben Zeitraum rief auch das österreichische Galizien die Unabhängigkeit aus und verwandelte sich in die Volksrepublik der Westukraine (Zachidno-Ukrajins'ka Narodna Respublika). Der neue Staat, dem auf Grund der Feindseligkeit Polens und Frankreichs ein kurzes und problematisches Leben beschieden war, verstand es dessen ungeachtet, ein beachtliches und gut ausgerüstetes Heer zur Unterstützung des Direktoriums zu entsenden. Petljura war seinerseits ebenfalls damit erfolgreich, die gegen Skoropads'kyj meuternden Regimenter und zudem weite Teile der ukrainischen Bevölkerung unter den Fahnen des Direktoriums in Bewegung zu setzen. Im Verlauf weniger Wochen bemächtigte sich das Direktorium eines Großteils des ukrainischen Gebietes. Es stand nur noch die Eroberung Kievs aus, das noch von dem Hetman treu ergebenen deutschen Regimentern verteidigt wurde. Um ein Blutbad zu vermeiden, zogen es das galizische Heer und die Truppen Petljuras vor, mit dem deutschen Kommando Verhandlungen aufzunehmen, das sich schließlich dazu bereit erklärte, sich aus der Stadt zurückzuziehen. So hielten die Kräfte des Direktoriums am 14. Dezember ihren Einzug in der Hauptstadt, wo sie nur noch auf den rasch niedergeschlagenen Widerstand nostalgischer Offiziere des Zarenreichs trafen. Die durch Vynnyčenko inspirierte programmatische Erklärung der neuen Regierung[28] war ganz von sozialistischen Grundsätzen erfüllt: *„In der Ukrainischen Volksrepublik darf die Macht ausschließlich den arbeitenden Klassen gehören, den Arbeitern und Bauern"*; die besitzenden und parasitären Schichten konnten keine politischen Rechte und kein Wahlrecht ausüben, die statt dessen der Arbeiterintelligenz zustanden (den geistigen Arbeitern also, die sich um das öffentliche Wohl sorgten); der von den Großgrundbesitzern enteignete Boden sollte unter die bedürftigen Bauern aufgeteilt werden; die Sozialreformen wurden, dem Beispiel der *„westeuropäischen Demokratie der Arbeit"* folgend und sich dabei anarchischen Initiativen widersetzend, in programmatischer Weise durchgeführt. Der Versuch, von der *„bolschewistischen Diktatur des Proletariats"* Abstand zu nehmen und umgekehrt manche Forderungen der *„Rätedemokratie"* zu übernehmen, etwa das Entsenden von Arbeiter- und Bauerndelegierten in den „Kongreß der arbeitenden Bevölkerung", ist offenkundig. Zudem verspürt man die Bewunderung für den westlichen Sozialismus, der zum Modell erkoren wurde, von dem man sich beeinflussen ließ und den man der ukrainischen Realität anpaßte. Es war jedoch nicht so, daß alle Mitglieder und Anhänger des Direktoriums ein solch fortschrittliches Sozialprogramm teilten, viele fühlten sich eher vom demokratischen Nationalismus als vom Sozialismus angezogen. Trotzdem ist die sozialistische Tendenz der von Vynnyčenko geleiteten Regierung unbestritten, die von den Bolschewisten dennoch als nationalistisch und kleinbürgerlich gebrandmarkt wurde.

---

28 Abgedruckt in: Konstytucijni akty Ukrajiny. 1917-1920, Kyijv 1992, S. 100-104.

Von November bis Dezember strömten offenbar auch die ukrainischen Bauern unter den Fahnen des Direktoriums zusammen, die sich bis dahin der heftigsten und unbeherrschtesten *jacquerie* hingegeben hatten. Doch dabei handelte es sich bloß um eine Übereinstimmung der Interessen, die dem gemeinsamen Kampf gegen das Regime von Skoropads'kyj geschuldet war. Im Grunde kämpften die Bauern längst auf eigene Rechnung, ohne dabei von irgendeiner politischen Partei angeführt zu werden. Petljuras Aufrufe zur Generalmobilmachung, um die reaktionäre Regierung des Hetman zu stürzen, fanden ein positives Echo in den Dörfern, die noch die Strafexpeditionen von Skoropads'kyjs Landwehr (varta) und der österreichisch-deutschen Soldaten in Erinnerung hatten. Als jedoch die fremden Truppen verschwunden waren und der Hetman gestürzt war, nahmen die Bauern, die allenfalls der kommunistischen Propaganda Gehör schenkten, die sie dazu aufforderte, sich umgehend das Land anzueignen und Selbstjustiz zu üben, ihre wilden Kampfformen wieder auf. Ähnlich wie es ein Jahr zuvor in Rußland geschehen war - als die *mučiks* einen heftigen Krieg gegen die Herren entfachten, ohne den Sozialrevolutionären, unter deren Bannern sie sich bis zum Sommer versammelt hatten, weiter zu folgen -, verloren die Sozialdemokraten die Kontrolle über die Agrarbewegung.
Es ist nicht einfach, die Gründe für den Mißerfolg des Direktoriums auf dem Lande zu ermitteln, da in der Ukraine das soziale und politische Kräftespiel noch verwickelter war als in Rußland - wegen des zusätzlichen Einflusses einer mit Parteien- und Klassenkämpfen verflochtenen patriotischen Revolution konnte das auch gar nicht anders sein. Die heterogene politische Zusammensetzung der Direktoriumsregierung, die in Gemäßigte und Radikale gespalten war, zog die Umsetzung der in den programmatischen Manifesten angekündigten Sozialreformen zweifellos in die Länge. Doch dies war nicht der einzige Grund für die fehlende Verankerung der Regierung von Vynnyčenko und Petljura unter den ländlichen Massen. Auch der Einfluß der Aufwiegelung durch die Bolschewisten fiel bei der zunehmenden Abneigung der Bauern gegen die demokratische Regierung in Kiev ins Gewicht. Die plumpen Brandreden der kommunistischen Agitatoren hatten auf die bäuerliche Bevölkerung, die zwar die von den Beamten des Hetmans gebrauchten Methoden gut kannte, aber nichts über die Schrecken der den russischen Bauern durch die Bolschewisten aufgezwungenen Versorgungsdiktatur wußten, eine tendenziöse Wirkung. Der Einfluß von derlei Propaganda reicht dennoch nicht aus, die von Ende 1918 bis zu Anfang 1919 vollzogene Wende auf dem Land in der Ukraine zu erklären, da die Kommunisten wenige an der Zahl und schlecht organisiert waren. Man muß der eigentlichen Natur der Agrarbewegung tiefer auf den Grund gehen, um eine überzeugende Erklärung für die plötzlichen politischen Umschwünge der Bauernrevolution zu finden. Es wurde erkannt, daß *„die jacquerie eben solange ihren blutigen Lauf (nahm), bis die daran beteiligen Kräfte erschöpft waren... Keine Partei war bereit oder mutig genug, keine Partei verfügte über die nötige Organisation zur Eroberung und Erhaltung geistiger Autorität oder zur Herstellung einer dauerhaften Kontrolle über diese Verfechter der sozialen Agrarrevolution"*, und deshalb entfernten sich ab dem Januar 1919 die Bauern vom Direktorium wie sie sich ihm

im November/Dezember 1918 genähert hatten, um schließlich auf die Seite der Bolschewisten überzugehen.[29]

Der Hauptgrund für das Scheitern der ukrainischen Revolution, die zugleich nationaldemokratisch und sozial war, ist in der Spaltung in ihre beiden wesentlichen Bestandteile zu sehen. Die untereinander uneinigen Patrioten des Direktoriums haben sicherlich nicht alles unternommen, um die ländlichen Massen an sich zu binden. Doch ihre bereits aufgrund des bedrohlichen russischen Imperialismus und der Gleichgültigkeit der Ententeländer, die den *„weißen"* Russen nahe standen, beschwerliche Aufgabe wurde durch das Verhalten der Bauern, die es nicht schafften, über ihre unmittelbaren wirtschaftlichen Interessen hinaus zu blicken, geradezu verzweifelt. Viele politische Protagonisten gaben sich damals der Illusion hin, daß die antideutschen Revolten im Sommer und im Herbst 1918 das greifbare Zeichen für die patriotische Reife der ländlichen Massen seien. Auch fehlt es nicht an Historikern, die davon überzeugt sind, daß *„der bäuerliche Patriotismus die Verschmelzung beider Ideen (nationale Unabhängigkeit und soziale Reformen) darstellte, die von der Intelligenz voneinander getrennt in Umlauf gebracht wurden, und daß die Bauern, die eine stolze Vergangenheit hatten und die dem Untertanengeist und der sozialen Unterdrückung feindlich gesinnt waren, für ihr Land die Unabhängigkeit wollten und für sich selbst die Freiheit".*[30]

Eine solch idyllische Deutung ist von der Wirklichkeit der ukrainischen bäuerlichen Welt weit entfernt, die trotz der freiheitlichen Sehnsucht der Kosakentradition stets auch ein geschlossenes Universum war, peinlich auf die Wahrung ihrer Rechte bedacht und sofort bereit, auf jede äußere Einmischung zu reagieren, und dennoch unfähig, sich zu einer umfassenden sozialen und staatlichen Anschauung aufzuschwingen. Der zwar von generösen Absichten erfüllten demokratischen und patriotischen Intelligenz gelang es ihrerseits aber nicht immer, mit den Gefühlen und Mentalitäten der plebejischen Massen zu harmonieren. Die beiden Welten blieben gerade in dem Moment getrennt, in dem ihr Zusammenschluß für die Entstehung einer freien und von den Regeln der sozialen Gerechtigkeit geleiteten Ukraine dringend geboten war. Die Zuständigkeit für die verfehlte Begegnung war eher objektiver denn subjektiver Natur und der Rückständigkeit der Gesellschaft und der archaischen Natur einer volkstümlichen Welt geschuldet. Ganz vom Traum der nationalen Unabhängigkeit eingenommen, erwies sich die Intelligenz als außerstande, das ungestüme bäuerliche Rebellentum in demokratische Gefilde zu lenken.

Wie war die Haltung von Machno und seiner Partisanenarmee gegenüber dem Direktorium? Die Frage ist insofern wichtig, als sich die *machnovščina* als eine mit eigenartigen Zügen ausgestattete, zudem einen elementaren Organisations- und politischen Bewußtseinsstand aufweisende Bewegung zu profilieren begann, die sich vom spontanen Agrarrebellentum dieser Jahre unterschied. Der *bat'ko*, der in Guljajpole einen *„aufständischen Generalstab"* gebildet hatte, war dabei, einer der Hauptakteure des

29 Arthur E. Adams, The Great Ukrainian Jacquerie, in: Taras Hunczak (editor), The Ukraine, 1917-1921, a.a.O., S. 270 und S. 259-260.

30 S. die Besprechung von Andrew P. Lamis zu Taras Hunczak (ed.), The Ukraine, 1917-1921, a.a.O., in: Harvard Ukrainian Studies, 4/1978 (Vol. II), S. 529-530. Die Betrachtungen von Lamis gelten dem eben erwähnten Artikel von Arthur A. Adams über die *jacquerie*, in dem zurecht behauptet wird, daß der Bauern"patriotismus" eine eigene, von derjenigen der Intellektuellen verschiedene Sache war.

politischen und sozialen Kampfes in der Ukraine zu werden. Obwohl sein Heer noch unbedeutend und unentwickelt war, hatte der Widerhall der Siege über österreichisch-deutschen Truppen und die Landwehr Skoropads'kyjs die Grenzen des Guljajpolsker Gebiets und des eigentlichen Aleksandrovsker Distrikts überschritten. In diesem für das Schicksal der Ukraine kritischen Moment war die Entscheidung Machnos sektiererisch und unnachgiebig, von totaler politischer Blindheit diktiert. Er brandmarkte damals das Entstehen des Direktoriums als ein reaktionäres und noch mehr Unheil als die Rada bringendes Phänomen, ohne zu versuchen, zwischen den verschiedenen Triebkräften der neuen Regierung zu unterscheiden. Machno erzählt im dritten Teil seiner Erinnerungen selbst, wie und wo er die Nachricht vom Machtwechsel in Kiev erhalten hat.[31] Der Bericht gestattet es uns, auch einen direkten Blick auf das politische Leben auf dem ukrainischen Land zu werfen. Gegen Ende November befand sich der *bat'ko* im Dorf Aleevo, wo er den Bauern eine Rede über deren knechtische Lebensbedingungen unter der Herrschaft Skoropads'kyjs hielt. Im Verlauf der Versammlung überbrachte der Grundschullehrer die Nachricht vom Sturz des Hetman und der Bildung des Direktoriums und fragte den von ihm als „bat'ko *Machno*" Angesprochenen nach seiner Position gegenüber der neuen, der arbeitenden Bevölkerung nahe stehenden Regierung, der ein Sozialist, Vynnyčenko, vorstand. Machno, daran gewöhnt, Bauernversammlungen zu dominieren, wurde vom Diskussionsteilnehmer und der Frage überrascht und hatte Mühe, seine Gedanken für die Antwort neu zu ordnen: „*Ich erinnere mich gut daran, wie ich, nachdem ich zu reden begonnen hatte, nochmals über die Antwort nachdachte und daher anfangs nervös war, ich verschluckte die Worte und stotterte. Ich war sogar genötigt, inne zu halten, die Rede zu unterbrechen und einen Schluck Wasser zu verlangen. Damit gewann ich Zeit, besiegte die Nervosität und begann schließlich, die mir vom Lehrer gestellte Frage zu beantworten.*" Die lange Erwiderung auf die Frage ist weniger interessant, da sie voller Gemeinplätze gegen das Direktorium steckte, die vom *bat'ko* wie von den Kommunisten wiederholt wurden: Vynnyčenko mag durchaus ein Sozialist sein, seine Minister aber mit Sicherheit nicht; daher mag die neue Regierung gut für die Nationalisten sein, aber bestimmt nicht für die arbeitenden Massen, die auf sich gestellt die Werkzeuge zu ihrer Befreiung schmieden müssen.
Was am meisten zählt, ist, daß Machno, kaum daß der Krieg gegen Skoropads'kyj beendet ist, erneut die Waffen aufnimmt, um die demokratische Regierung in Kiev zu stürzen und sich dazu einmal mehr mit den Bolschewisten verbündet.

Die Rückkehr der Bolschewisten

Die zweite bolschewistische Regierung in der Ukraine wurde am 28. November 1918 auf russischem Gebiet in Kursk ausgerufen. Von dort aus bewegten sich die Kommunisten mithilfe der Roten Armee nach Südosten, eroberten bereits am 3. Januar 1919 Char'kov, das von jeher eine rote Hochburg gewesen war, und nahmen in den ersten Februartagen erfolgreich Kiev ein. Die Direktoriumsregierung trat die Flucht in die westlichen Provinzen der Ukraine an, von wo aus sie den Kampf gegen die russischen

31 N. Machno, Vospominanija, a.a.O., S. 299-301.

Eindringlinge fortsetzte. Die Unstimmigkeiten und Gegensätze, die von Anfang an die Handlungen der demokratischen Regierung begleitet hatten, explodierten in dieser dramatischen Lage: Vynnyčenko, der Chef des Direktoriums, und Volodymyr Čechivs'kyi, der Ministerpräsident, beide überzeugte Sozialisten, reichten ihren Abschied ein, während Petljura auf seinem Posten bleiben wollte, um den Kampf für die nationale Unabhängigkeit zu Ende zu führen.
Im Krieg zwischen den Bolschewisten und dem Direktorium stellte sich Machno auf die Seite der ersten. Ende Dezember gelang es der Bauernarmee des *bat'ko* gemeinsam mit Abteilungen der Roten Armee die Stadt Ekaterinoslav, wenn auch nur für wenige Tage, einzunehmen. Das Gelingen des Unternehmens verschaffte dem jungen Partisanenkommandeur einen großen Bekanntheitsgrad, warf jedoch wegen der Plünderungen und Gewalttätigkeiten, zu denen sich die „Aufständische Revolutionsarmee" hatte hinreißen lassen, einen finsteren Schatten auf dessen Ruf. Die Plünderungen von Ekaterinoslav bewiesen, in welchem Maß die Streitmacht des *bat'ko*, obschon sich in vieler Hinsicht von den anderen Bauernbanden abhebend, von ihrem rohen und primitiven Menschenmaterial abhängig war. Die organisatorische Schlagkraft und das einsetzende politische Bewußtsein, obschon eine wesentliche Neuheit im ukrainischen Agrarrebellentum, reichten nicht hin, dem Anschein des Brigantentums in der *machnovščina* ein Ende zu bereiten, die trotz ihrer ausgesprochenen Originalität ein Teil des wirren Mosaiks der plebejischen Revolution war. Spontaneität und Organisation, Banditentum und sozialpolitisches Projekt bildeten das starke, unentwirrbare Geflecht der Bewegung des *bat'ko*. Je nachdem überwog mal der eine, mal der andere Bestandteil, von denen jeder irgendwie seinen zwiespältigen Einfluß in der *machnovščina* hinterließ. Im Verlauf der weiteren Schilderung der Erlebnisse der „Aufständischen Revolutionsarmee" läßt sich das besser erkennen. An dieser Stelle reicht es darauf hinzuweisen, daß Machno in der Folge des unwürdigen Geschehens von Ekaterinoslav am 31. Dezember 1918 in den Straßen der Stadt einen sehr strengen Anschlag[32] anbringen ließ, auf dem die Vandalenakte verurteilt und die Erschießung der Schuldigen angedroht wurden.
Die enge militärische Zusammenarbeit zwischen Machnos Heer und der Roten Armee setzte sich in den ersten Monaten des Jahres 1919 fort. Um den Januar und Februar herum schlossen die Machnovisten ein formales Bündnis mit Pavel E. Dybenko, einem der militärischen Organisatoren des Oktoberaufstandes, der den *bat'ko* zum Brigadekommandeur ernannte. Ohne ihre eigentümliche politische und militärische Form aufzugeben, fochten Nestor und seine „Aufständischen" (povstancy) Seite an Seite mit den Soldaten der Roten Armee sowohl gegen die nationalpatriotischen Truppen von Petljura, als auch gegen die weißen Abteilungen von Denikin, der, die in der Ukraine herrschende chaotische Lage ausnützend und von den Kosakengebieten des Don und Kuban' ausgehend, eine Offensive vortrug. Offenbar handelten damals Machnos Partisanen und das bolschewistische Regime in vollkommener Übereinstimmung. In der Ukraine wie in Rußland war die kommunistische Presse voll des Lobes über den mutigen Bauernkommandeur, vor allem nachdem dieser mit einem warmherzigen Gruß an die Arbeiter und Behörden der Hauptstadt neunzig Waggonladungen voller Mehl nach

32 Wiedergegeben in V. N. Volkovinskij, Machno, a.a.O., S. 59.

Moskau geschickt hatte. Zudem zählte, wie den Protokollen des Moskauer Sowjets zu entnehmen ist, die „Aufständischenarmee" bereits 50.000 Menschen und hatte, im Vergleich zu zwei Monaten zuvor, ihre Stärke vervierfacht.[33]

Wie aber sah das ukrainische bolschewistische Regime aus, mit dem die aufständischen Machnovisten auf militärischer Ebene zusammenarbeiteten? Die zweite Phase der kommunistischen Herrschaft währte viel länger als die erste, die nur einige Wochen dauerte und - bis auf die Erinnerung an die bei der Eroberung von Kiev verübten Greueltaten - keine Spuren hinterließ. Diesmal hatten Lenins Sendboten alle Zeit, die in Rußland längst erprobten barbarischen Methoden in der Ukraine anzuwenden. Die politische Polizei, die berüchtigte Čeka, terrorisierte die echten und die angeblichen Feinde der kommunistischen Herrschaft, indem sie auf widerwärtigste Einschüchterungen und Erschießungen zurückgriff. Es genügt das Zeugnis eines Geschichtsschreibers, der die Erschießungsstätte, so wie diese von den Einwohnern von Kiev nach der überstürzten Flucht der Bolschewisten am Ende des Sommers 1919 vorgefunden wurde, detailliert und distanziert beschrieben hat: *„Für den Zweck bediente man sich eines besonderen aus Beton errichteten Speichers, dessen Wände die Geräusche der Schüsse dämpften... Als sie verschwanden, hinterließen die Bolschewisten das Lager in einem haarsträubenden Zustand: Der Fußboden war voller Blut, da und dort sah man Fetzen menschlichen Gehirns... Obschon die Wirklichkeit schrecklich genug war, bemühte sich das Gerede im Volk, sie noch schrecklicher zu machen. Es entstanden Gerüchte über den Fund verstümmelter Leichen, von Folterwerkzeugen usw. Doch dabei handelte es sich um reine Erfindungen. Die Bolschewisten erledigten ihre Henkersarbeit auf äußerst einfache und rasche Weise."*[34]

Das Echo der von den Schergen der ukrainischen Čeka verübten Untaten reichte bis nach Moskau, wo ein Flügel der kommunistischen Partei versuchte, die Übermacht der politischen Polizei einzudämmen. Tatsächlich schrieb Lenin am 4. Juni 1919, aufgeschreckt durch schwere Beschuldigungen Kamenevs, persönlich einen kurzen Brief an den *„lieben Genossen"* Martyn I. Lacis, den Verantwortlichen der Čekisten in der Ukraine, worin er diesen aufforderte, die Zusammensetzung des Personals der von ihm geleiteten Einrichtung besser zu überprüfen und die negativen Elemente hinauszuwerfen, die sich aufgrund der Eile, mit der diese dort unten entstanden war, eingeschlichen hatten.[35] Jedenfalls waren derlei Mahnungen recht unbestimmt und zu sanft, um den Verbrechen und Übergriffen der allmächtigen Polizei Einhalt zu gebieten.

Außer durch blutige Unternehmungen der Čeka tat sich das kommunistische Regime noch durch den unerbittlichen Willen hervor, auf dem ukrainischen Land die *prodrazvërstka*, das System der Zwangsabgaben, einzuführen. Die Dörfer *„Kleinrußlands"* machten nun gleichfalls mit den terroristischen Überfällen der „Beschaffungskommandos" sowie mit den dazugehörenden Nötigungen und dem unvermeidlichen Blutvergießen Bekanntschaft. Am 19. Februar 1919 verabschiedete das bolschewistische Zentralkomitee förmlich die Einführung der *prodrazvërstka* in der Ukraine, legte die

33 Vgl. S. N. Kanev, Oktjabr'skaja revoljucija i krach anarchizma (Bor'ba partii bol'ševikov protiv anarchizma, 1917-1922gg.) (Die Oktoberrevolution und das Scheitern des Anarchismus. Der Kampf der Bolschewisten gegen den Anarchismus, 1917-1922), Moskva 1974, S. 328.

34 A. A. Gol'denvejzer, Iz Kievskich vospominanij (1917-1921gg.) (Aus meinen Kiever Erinnerungen [1917-1921]), in: Archiv russkoj revolucii, VI, Berlin 1922, S. 259-260.

35 V. I. Lenin, Polnoie sobranie sočinenij (Gesammelte Werke), t. 50, Moskva 1970, S. 338.

Quoten des für die Bedürfnisse der russischen Bevölkerung zu requirierenden Getreides fest und beauftragte die Kiever Scheinregierung, den dafür nötigen Apparat mit Menschen und Mitteln auszustatten.[36] Ohne Rücksicht auf die herkömmliche Produktionsweise und die Mentalität der *„kleinrussischen"* Bauern zu nehmen, weiteten die im Kreml Regierenden den „Kriegskommunismus", den sie im Mutterland seit Sommer 1918 hartnäckig errichteten, auf das soeben eroberte Land aus. Mit einer noch größeren Hast und einem noch geringeren Erfolg als in Rußland versuchten sie Staatsbetriebe und Kollektivfarmen zu organisieren. Um das widerspenstige Land zu kontrollieren, wurden die „Ausschüsse der Dorfarmut" gebildet (ukrainisch: komitety nezamožnych seljan o komnezamy), die den russischen kombedy in vieler Hinsicht ähnlich waren, doch über zusätzliche diktatorische Macht verfügten, da in der Ukraine die Dorf- und Kreissowjets, die in Rußland wichtige sozialpolitische Aufgaben wahrnahmen, nahezu nicht vorhanden waren.[37]

Die nach der Methode von Beutemachern durchgeführte Beschaffung von Lebensmitteln und Pferden hatte zur Folge, daß sich die übergroße Mehrheit der Bauern gegen die neuen Eroberer der Ukraine erhob. Die ausschließlich aus Kommunisten oder deren Anhängern gebildeten „Ausschüsse der Dorfarmut" repräsentierten nur einen sehr geringen Teil der Landbevölkerung und waren nichts anderes als Vorposten der bolschewistischen Diktatur auf dem Land. Der zwischen der neuen Macht und den ländlichen Massen der Ukraine entfachte heftige Krieg kam dem ziemlich nahe, der in den Monaten davor in Rußland loderte und dessen Flammen noch nicht erloschen waren. Zweifellos fällt die Hauptverantwortung dafür auf das Gebaren der neuen Eintreiber zurück. Dies kann durch die Erzählung von jemandem bestätigt werden, der damals, um etwas von den Bauern zu erhalten, andere, weniger brutale Methoden gebrauchte. Ein junger Politkommissar der Roten Armee schildert sein Erlebnis wie folgt: *„Wir besetzten endlich Tripolye und fanden im Dorf bloß Frauen, Kinder und einige Greise vor. Die Jungen hatten sich versteckt. Man sah weder eine Kuh, noch ein Huhn oder ein Stück Brot. Alle Lebensmittel sind unglaublich geschickt versteckt worden. Wir fanden uns damit ab, daß man die Bauern beruhigen mußte, denen gesagt worden war, daß die Roten alles, was sie finden konnten, mitnahmen, ohne dafür zu bezahlen. Um dies zu erreichen, machte der Oberbefehlshaber eine Verordnung bekannt, laut der jede Plünderung mit dem Tod bestraft würde. Einige Plünderer wurden erschossen und einer davon nur, weil er sich ein Spanferkel angeeignet hatte. Uns in Fleisch und Blut zu sehen, beruhigte die Bauern mehr als diese Verordnungen. Meine ukrainische Sprachgewandtheit half dabei, sie dazu zu überreden, Brot und Eier aus den Verstecken zu holen. Darauf kamen einige Hühner zum Vorschein, und wir spürten, daß das Vertrauen wieder hergestellt war."*

Diese entstehende Idylle wurde aber ruiniert - erzählt der Chronist - als im Dorf der Marschbefehl eintraf, der allen kräftigen Männern auferlegte, sich binnen dreier Tage in Ausbildungslagern einzufinden. Die Menge der Frauen, die bereit waren *„uns in Stücke zu reißen"*, wurde erst beschwichtigt, *„als der Befehlshaber versprach, das*

36 Izvestija CK KPSS, 7/1989, S. 156.

37 Zu den komnezamy von 1919-1920 vgl. James E. Mace, The Komitety Nezamozhnykh Selyan and the Structure of Soviet Rule in the Ukrainian Countryside, 1920-1933, in: Soviet Studies, 4/1983 (Vol. XXXV), S. 487-503, hier S. 487-490.

Mögliche zu tun, um zu erreichen, daß der Marschbefehl rückgängig gemacht werde". Dem jungen Kommissar wurde anschließend eine weitere delikate Mission auf dem Land anvertraut: *„Mein Regiment wurde dazu berufen, drei Streifen zur Beschaffung von Proviant bei den Bauern zu stellen. Die erste Streife brach unter dem Befehl eines scharfen georgischen Kommissars auf und kehrte nie wieder zurück. Sie wurde mit Sicherheit massakriert. Die zweite schaffte zwar den Rückweg, doch entwaffnet und nachdem sie mit Schlägen und Tritten aus den Dörfern gejagt worden war. Meine Streife brach als letzte auf: Bei Mondschein betraten wir ein großes Dorf... Wir klopften an eine Tür. Ein sehr alter Mann öffnete uns.*
Was für eine Obrigkeit habt ihr hier? - fragte ich ihn.
Obrigkeit? Hier gibt es keine, Gott sei Dank! - erwiderte er verschlagen. - Wir kommen gut ohne aus.
Am Morgen berief ich im Dorf eine Versammlung ein. Es kamen bloß wenige Frauen. Ich machte bekannt, daß wir Nahrungsmittel benötigten, und daß es seitens der Bauern schlechte Politik wäre, ein Regiment von achthundert Soldaten, das weniger als dreißig Meilen entfernt lagerte, zu Verzweiflungstaten zu nötigen. Ich fügte hinzu, daß wir uns auch mit wenigem begnügen würden, solange nur jeder sein bestes gebe. Man würde kein Haus betreten. Jede Familie sollte in gleichem Maße abgeben. Für alle Abgaben werde es Quittungen geben. Wir würden keine willkürlichen Requisitionen durchführen...
Bange erwartete ich den Erfolg meiner Aufforderung. Im Dorf gab es ein erregtes Palaver, und ich beobachtete, wie die Bauern den Wäldern geheimnisvolle Besuche abstatteten; doch abgeliefert wurde nichts. Ich fragte mich, ob meine Diplomatie wohl gescheitert war. Ich entschied mich jedoch dafür, einen weiteren Tag zu warten. Endlich kam eine Alte mit einem Sack Kartoffeln, zwei Laib Brot und einem Sack Mehl. Ich nahm ein Notizheft, trug Art und Umfang der Abgabe ein und fragte nach dem Namen. Vor Überraschung schienen ihr die Augen aus dem Kopf zu fallen. Beim Weggehen hielt sie die Quittung mit den ganzen Unterschriften darauf wie eine Fahne in der Hand.
Die Nachricht, daß ich das Dorf nicht, wie dies andere taten, geplündert hatte, verbreitete sich rasch, und am Nachmittag trafen die Abgaben in regelmäßigen Abständen ein."[38]
Daß das Gebaren der Bolschewisten auf dem ukrainischen Land während des Frühjahrs und im Sommer 1919 einen unbesonnenen und abenteuerlichen Charakter hatte, bestätigte Jakov A. Jakovlev im Dezember 1919 auf der 8. Parteikonferenz, wo er auf die unter den Bauern durch die Versorgungspolitik hervorgerufene *„enorm gereizte Stimmung"* hinwies und die unzeitigen Kollektivierungsversuche in der Landwirtschaft mit einem treffenden Sprichwort (*„jede Frucht braucht ihre Zeit"*) anprangerte. Der kommunistische Funktionär, der in der sowjetisierten Ukraine hohe Ämter bekleidet hatte, traf den wunden Punkt in den Beziehungen zwischen Bolschewisten und Bauern: *„Man muß erreichen, daß die ukrainischen Bauern in uns nicht Leute sehen, die, wie einst die Deutschen, gekommen sind, um sie auszuplündern. Wer unter den*

38 Alexandre Barmine, Uno che sopravvisse. La vita di un russo sotto il regime sovietico, con prefazione di Max Eastman (Einer, der überlebte. Das Leben eines Russen unter der Sowjetherrschaft. Mit einem Vorwort von Max Eastman), Bari 1948, S. 95-98.

Bauern Massenarbeit durchführt, hat in der Vergangenheit einen solchen Eindruck gehabt, daß nach den Deutschen, die kamen, um sie zu berauben, die Bolschewisten eintrafen, und unsere Feinde haben uns als Leute darstellen können, die mit demselben Ziel wie die Deutschen in die Ukraine kamen."[39]

Dieselbe Plumpheit, die sie im Umgang mit der ländlichen Welt bewiesen, legten die russischen Kommunisten in der Frage der politischen und kulturellen Unabhängigkeit der Ukraine an den Tag. Zur Leitung der in Kiev eingesetzten Sowjetregierung wurde kein Ukrainer auserkoren, sondern Christian Rakovskij - ein rumänischer Bürger bulgarischer Herkunft -, der gleich nach seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten verächtliche Worte für den kleinrussischen Patriotismus fand.[40] Die Kommunisten bekämpften nicht nur aufs härteste den *„kleinbürgerlichen Nationalismus"* eines Petljura, sondern wollten auch nichts von einer selbst noch so geringfügigen äußerlichen Autonomie der ukrainischen kommunistischen Partei wissen. Dieser wurde im März 1919 der Status einer Regionalorganisation der russischen kommunistischen Partei zugewiesen. Der achte Kongreß der bolschewistischen Partei stimmte eigens einem besonderen Antrag zu, der besagte, daß die Existenz von Sowjetrepubliken wie der Ukraine nicht das Prinzip und die Praxis *„einer einzigen zentralistischen Kommunistischen Partei mit einem einzigen ZK"* entwerten durfte; *„(folglich) sind alle Beschlüsse der RKP und ihrer Leitungsorgane für alle Zweigstellen der Partei absolut bindend, (und) die Zentralkomitees der ukrainischen, lettischen und litauischen Kommunisten haben die Eigenschaften von Regionalausschüssen der Partei und sind vollständig dem ZK der KPR unterstellt."*[41]

Das zweite kommunistische Experiment in der Ukraine dauerte zwar länger als das erste, fand aber - wie wir noch sehen werden - ein noch unrühmlicheres Ende. Dies ve-

---

39 Vos'maja konferencija RKP(b). Dekabr'1919 goda. Protokoly. Moskva 1961, S. 84-85. Es sollte erwähnt werden, daß der Bericht von Jakovlev bei vielen bolschewistischen Führern keinen Anklang fand, die danach trachteten, ihre bislang in der Ukraine verfolgte Politik zu rechtfertigen: S. etwa den Beitrag von Christian G. Rakovskij, des Führers der kommunistischen Regierung in Kiev (ebd., S. 95-97).

40 Vgl. A. Graciozi, Bol'ševiki i krest'jane na Ukraine, 1917-1919 gody, Moskva 1997, S. 100.

41 KPSS v rezoljucijach i rešenijach s"ezdov, konferencij i plenumov CK, II, Moskva 1970, S. 73-74. Die Degradierung der ukrainischen kommunistischen Partei zu einer Regionalorganisation war deswegen noch demütigender, weil sie eines der Gründungsmitglieder der Kommunistischen Internationale gewesen war. Die Beschlüsse des achten Kongresses vermochten nicht die unter den Bolschewisten grassierenden Unabhängigkeitserwartungen zu dämpfen, wie eine im November 1919 in Gomel einberufene Konferenz einer Gruppe mit der Moskauer Politik unzufriedener Führer offenbart. Diese, die sogenannten „Föderalisten", erhoben herbe Vorwürfe gegen die Weise, in der die russische Partei den anderen Sowjetrepubliken Vorschriften machte und forderten gleichen Respekt für alle. Vgl. Ya. Bilinsky, The Communist Takeover of the Ukraine, in: Taras Hunczak (editor), The Ukraine, 1917-1921, a.a.O., S. 121-123. Noch eine weitere den Kommunisten nahestehende Partei, diejenige der nach ihrer Zeitung „Borot'ba" genannten borot'bisty, machte leidenschaftlich die Besonderheit der ukrainischen Revolution geltend, mit dem Ergebnis, von den Bolschewisten der chauvinistischen Abweichung bezichtigt zu werden. Obwohl sie Seite an Seite mit den Bolschewisten arbeiteten, verleugneten die borot'bisty ihre geistige Herkunft nicht - sie hatten ihren Ursprung in der sozialrevolutionären Partei der Ukraine, von der sie sich im Frühjahr 1918 getrennt hatten - und trachteten auch - vergeblich - danach, eine formale Anerkennung durch die Internationale zu erhalten (s. ihr Memorandum an das Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale vom 28. August in: Chrestomatija z istoriji Ukrajiny, Kyjiv 1993, S. 241-242). Der Einfluß der „Föderalisten" und der borot'bisty machte sich dennoch bemerkbar: Es ist auch deren Verdienst, daß die Kommunisten nach dem Ende des Bürgerkrieges stärker auf das ukrainische Nationalgefühl achteten.

ranlaßte die Bolschewisten, anläßlich ihrer Nationalkonferenz im Dezember Selbstkritik zu üben und, nach einer lebhaften Debatte, eine Liste guter Vorsätze zu verabschieden,[42] darunter das Engagement zur Förderung der seit Jahrhunderten durch das Zarentum unterdrückten ukrainischen Kultur - in erster Linie der Sprache - sowie die Ankündigung einer Versorgungspolitik, die zwar auf der *prodrazvërstka* beruhen, aber die Besonderheiten des ukrainischen Landes berücksichtigen sollte. Die schmerzende Niederlage hatte die stolzen Moskauer Eroberer gedemütigt. Handelte es sich um echte politische Reue oder um leere Versprechungen?

Die Bauernrepublik von Guljajpole

Während Machno militärisch mit der Roten Armee kooperierte, vollzog sich in dem von ihm kontrollierten weiten Gebiet der südöstlichen Ukraine ein sozialpolitisches Experiment, das recht wenig mit dem Kommunismus der Bolschewisten zu tun hatte und das in Lenins Partei sogar Wut und Unbehagen auslöste. Am meisten überraschte, daß Machno in jenen Monaten stolz die als Brigadekommandeur von Trockijs Armee entgegengenommenen Litzen trug und gleichzeitig das Szepter des obersten Lenkers einer bäuerlichen Mehrparteienrepublik innehatte, die auf Regeln beruhte, die den in der sowjetisierten Ukraine geltenden entgegengesetzt waren. Es ist nicht leicht, das Rätsel des Doppelverhaltens des *bat'ko* (das keine Falschheit war) und seiner „Aufständischenarmee" zu lösen, die sich den militärischen Anordnungen des Oberkommandos der Roten Armee so gut fügte, daß sie sogar wiederholt dafür gelobt wurde, und deren Aktivisten gleichzeitig in den periodisch in Guljajpole und anderswo abgehaltenen Bauern- und Arbeiterversammlungen stolze antibolschewistische Reden führten. Noch schwieriger ist es, die politische (anarchistische oder sozialrevolutionäre?) Ausrichtung der Ketzerrepublik und das Verhältnis zwischen „ziviler" und „militärischer" Obrigkeit innerhalb dieser Republik zu klären. Da es uns die gegenwärtig verfügbaren Studien und Dokumentationen nicht erlauben, alle Fragen erschöpfend zu beantworten, können wir im Augenblick unsere Neugier nur zum Teil stillen und darauf hoffen, daß andere Forscher das interessante Thema besser beleuchten. Das Protokoll des zweiten, am 12. Februar 1919 eröffneten Kongresses der Kampfabteilungen und Räte wirft Licht auf die politische Stimmung der nach Guljajpole gekommenen Delegierten. Eine Kopie der im Westen nirgendwo aufzutreibenden Schrift ist unter den Papieren des bolschewistischen Ausschusses von Ekaterinoslav im ehemaligen Zentralarchiv der Partei in Moskau aufbewahrt, wo ich es lesen konnte.[43] Auch Machno nahm in seiner Eigenschaft als Ehrenvorsitzender am Kongreß teil - den tatsächlichen Vorsitz ließ man seinem Mitarbeiter B. Veretel'nikov, da der *bat'ko* den großen Teil seiner Tatkraft der Front widmen mußte. Die politische Tendenz des Kongresses war eindeutig antibolschewistisch, obschon sich einige Redner als Kommu-

42 Nachzulesen in: Vos'maja konferencija RKP(b), a.a.O., S. 189-191.

43 Protokol zasedanij s"ezda frontovikov, sovetov i pod"otdelov, sostojavšagosja 12 Fevralja 1919 goda v s. Guljajpole (RGASPI [Russisches Staatsarchiv für soziale und politische Geschichte], f. 17, op 6, d. 370, ll. 30-61ob.). Auszüge aus der Broschüre erschienen 1921 in Sofia in einer russischen Zeitschrift und sind ins Französische übersetzt bei Alexandre Skirda, Nestor Makhno. Le Cosaque de l'Anarchie. La lutte pour les soviets libres en Ukraine 1917-1921, Millau 1982, S. 431-436.

nisten bezeichneten. Die Tendenz der Beiträge spiegelte folglich die unter den Delegierten, die fast ausnahmslos linke Sozialrevolutionäre und Anarchisten waren, vorherrschenden Vorstellungen. Man hörte harte Anklagen gegen die Einparteiendiktatur der Bolschewisten und die *„Kommissarenherrschaft"*. Die polizeilichen Umtriebe der *„außerordentlichen Ausschüsse"* (der Čekas) wurden streng angeprangert. Man sprach über die Bauernrevolten gegen die *„allgemeine Plünderung"*, die von den Beschaffungskommandos der Bolschewisten durchgeführt wurde. Laut Protokoll hielt Machno der bolschewistischen Macht eine sehr kritische Rede: Sie sei schuld an der Erstickung der kreativen Freiheit der Volkssowjets und verfolge die Anarchisten. Der nüchterne Bericht legt ihm dennoch weniger harte Worte in den Mund als den anderen Delegierten. Der Schlußantrag, in dem die kommunistische Herrschaft gerügt wird - er wurde von 150 Stimmen befürwortet, 29 waren dagegen, 20 enthielten sich -, verglich die Čeka mit der zaristischen Polizei und prangerte die gegen das Volk und gegen die Sozialisten gerichtete Natur der neuen Diktatur an.

Der Kongreß überging die Geißel der gegen die Juden gerichteten Pogrome und der gewalttätigen Übergriffe gegen die Zivilbevölkerung nicht mit Schweigen und verdammte solch rückschrittliche Verbrechen, die gelegentlich im Namen der „Aufständischenarmee" verübt worden waren. Daß öffentlich darüber geredet wurde, war ein klares Indiz für den Ernst (wie wir noch sehen werden) des Problems und zudem für den Willen, dem abzuhelfen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die Delegierten auf die Landfrage eingingen. Sie lösten sie in einem unzweifelhaft sozialrevolutionären Sinn: Indem er die berühmtesten, im ländlichen Raum lebhaft empfundenen Losungen der volkstümlichen Tradition[44] wieder im Wortlaut aufgriff, verkündete der Kongreß feierlich, daß *„der Boden niemandem gehört und seine Nutzung allein denen zusteht, die ihn bearbeiten"*, und fügte hinzu, daß er *„an die Landarbeiter der Ukraine nach der* Richtlinie der gleichmachenden Arbeit *oder nach der auch zur Anwendung kommenden Richtlinie des Verbrauchs auf der Grundlage der* persönlich *geleisteten* Arbeit umsonst*"* zur Nutzung vergeben wird. Das dringende Problem der Bildung einer großen und schlagkräftigen Volksarmee spaltete die Delegierten. Während die einen auf der Notwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht bestanden, verteidigten die anderen das Prinzip der freiwilligen Mobilmachung. Es war dasselbe Dilemma, das sich den Bolschewisten ein Jahr zuvor gestellt hatte und das diese nach scharfen Polemiken zugunsten des Massenaufgebots gelöst hatten. Die nach Guljajpole gekommenen Sozialrevolutionäre und Anarchisten wollten ihre Ideale, zumindest auf dem Papier, nicht verraten, aber sie mochten auch nicht ganz auf die Vorzüge einer Generalmobilmachung verzichten. Die zweideutige Formel des ausgeklügelten Kompromisses, der die unter den Delegierten aufgetretenen Divergenzen nicht beseitigte, eignet sich für einander widersprechende Deutungen. Das Protokoll setzt uns davon in Kenntnis, daß der Kongreß nach einer langen Debatte *„eine Einigung erzielte, aufgrund derer die Mobilmachung nicht zwangsweise (prinuditel'naja), also nicht auf dem Grundsatz des von oben ausgeübten Drucks im Rückgriff auf Zwang und Anordnungen beruhend, durchgeführt werden darf, sondern verbindlich (objazatel'naja) in dem Sinne, daß jeder Bauer im Bewußtsein seiner Pflicht, in die Reihen der Aufständischen einzutreten,*

44 Gemeint ist die Tradition der Narodniki (AdÜ).

um die Interessen der gesamten Arbeiterbevölkerung der Ukraine zu verteidigen, selbst fähig sein sollte, die Waffen zu ergreifen... Mit einer erdrückenden Mehrheit von 133 zu 17 Stimmen und 32 Enthaltungen nahm die Versammlung den Vorschlag zu einer verbindlichen Generalmobilmachung an."[45]

Der nach der Versammlung von Guljajpole geschaffene Militärrat wurde zu einem richtigen Regierungsorgan, das der Kontrolle durch die Bauern- und Arbeiterkongresse des Gebiets unterstellt war, in dem Machnos „Aufständischenarmee" operierte. Im Archiv hat sich ein schmaler Druck mit dem Titel „Protokoll des Kongresses des Revolutionären Kriegssowjet des Guljajpolsker Rayons. 7. März 1919" erhalten.[46] Wir lesen darin, daß auch die Bolschewisten an den Arbeiten teilnahmen und die linken Sozialrevolutionäre und Anarchisten einmal mehr gegen die Unterdrückungspolitik der Kommunisten protestierten. Der vom Kongreß verabschiedete lange Antrag, in dem das Entstehen einer *"revolutionären Einheitsfront aller revolutionären Parteien zugunsten einer tatsächlichen Rätemacht der armen Bauern und der Arbeiter"* erwünscht wird, weist die *„Diktatur jeder beliebigen politischen Partei oder Gruppierung"* zurück und spricht sich für *„freie und den Verhältnissen entsprechend gewählte Räte der arbeitenden Massen der armen Bauern und Arbeiter"* aus. Die programmatische Plattform war entschieden antibolschewistisch: sofortige Abschaffung der *„außerordentlichen Ausschüsse"* (Čeka) und Bildung eines frei durch die Räte gewählten *„revolutionären Militärtribunals"*, *„Wort-, Presse- und Versammlungsfreiheit für alle linken politischen Parteien und Gruppen"*, Wählbarkeit des Stabs der Roten Armee, *„Einführung einer streng kameradschaftlichen (tovariščeskuju), auf dem Bewußtsein revolutionärer Pflichterfüllung beruhenden Disziplin in der Revolutionsarmee"*. Als Machno auf dem Kongreß erschien, wurde er mit stürmischem Beifall empfangen. Der Rat hielt die Huldigung fest, indem er seine Anerkennung der Armee des *bat'ko*, *„die sich als erste gegen unsere Unterdrücker zur Verteidigung der arbeitenden Massen in der Ukraine erhoben hat"*, schriftlich formulierte. Eine öffentliche Würdigung richtete sich gleichfalls an die *„großrussischen Genossen der Roten Armee, die mit uns in voller Übereinstimmung zusammenwirken"*.

Der letzte Satz des Kongreßdokumentes ist höchst aufschlußreich, da er - neben der Bestätigung der nicht erledigten politischen Zweideutigkeit der Männer in der Umgebung des *bat'ko* - Licht auf einen zentralen Aspekt der Machnobewegung wirft, nämlich auf deren Gleichgültigkeit gegenüber der nationalen Frage. Die militärische Zusammenarbeit zwischen „Aufständischen" und Roter Armee wird demnach nicht allein mit der militärischen Erfordernis des Augenblicks, die im Kampf gegen die „Weißen" besteht, erklärt, sondern auch mit der gemeinsamen Feindschaft gegen Petljura und die patriotische ukrainische Bewegung. Die vom Guljajpolsker Kongreß

---

45 RGASPI, f. 17, op. 6, d 370, l. 59ob. In seinem historischen Nachruf auf die Machnobewegung stellt Pëtr Aršinov (Istorija machnovskogo, a.a.O., S. 85-86 Fußnote) klar, daß *„der Kongreßbeschluß betr. der Mobilmachung"*, auch wenn ihn viele irrtümlich auslegten, *„nur den Sinn (hatte), allerorten dazu aufzufordern, sich der Armee freiwillig anzuschließen"* (s. auch P. Arschinoff, Geschichte der Machno-Bewegung, a.a.O., S. 111-112, AdÜ). Sein zweideutiger Charakter ist durch den Umstand belegt, daß ihn nicht gerade wenige Bauern und Militärkommandanten als Aufruf zur verpflichtenden Mobilmachung deuteten.

46 Protokol S"ezda Voenno-Revoljucionnago Soveta Guljajpol'skogo raiona (sic), RGASPI, f. 17, op. 6, d. 370, ll. 22-29 (gefolgt von eine kürzeren Bericht über die am 10. März abgehaltene Sitzung des Vollzugsausschusses des revolutionären Kriegssowjet, ebd., II. 29 und 29ob.).

gepriesenen großrussischen Soldaten der bolschewistischen Armee waren ebenso wie die „Beschaffungskommandos" an den die Bauern so erzürnenden Razzien zur Beschaffung von Agrarerzeugnissen und Pferden beteiligt. Welchen Sinn hatte es, zuerst die kommunistische Politik in der Landwirtschaft und das Vorgehen bei der Beschaffung von Nahrungsmitteln zu verurteilen, wenn man danach die Vollstrecker solcher Aktionen lobte? Der krasse Widerspruch konnte nur in der einen oder anderen Richtung aufgelöst werden, indem man sich entweder mit den Bauern gegen die Rote Armee stellte oder letzterer dabei half, die Meuterei der Bauern zu unterdrücken. Hätte Machno dies nur gekonnt, dann hätte er die für ihn - der stets auf der Seite der Bolschewisten war und dennoch der Verteidiger der armen Bauern in seinem Land sein wollte - äußerst schmerzliche Entscheidung bis zum Nimmerleinstag aufgeschoben. In den beiden Jahren stürmischer Beziehungen zur Partei Lenins - vom Frühjahr 1919 bis zum Sommer 1921 -, in denen sich Momente des Einvernehmens und der Freundschaft mit Perioden erbarmungsloser Auseinandersetzungen abwechselten, fällt die Verantwortung für die Zerwürfnisse meist den Bolschewisten zu, die zum einen bereit waren, sich eines jeden zu bedienen, der nur Wasser auf die Mühlen ihrer Sache leitete, zum anderen aber auch, sich seiner wieder zu entledigen, sobald sich der jeweilige Bündnispartner als hinderlich zu erweisen schien. So war es auch zum Frühlingsanfang 1919, als Machno alles Erdenkliche tat, um die Kooperation mit den Kommunisten weiterzuführen, diese es jedoch nicht hinnahmen, daß der tapfere Brigadekommandeur den in der Sowjetunion für gesetzlos erklärten oder unter Überwachung stehenden Parteien seinen Schutz gewährte. Ein Beleg für die wachsende Spannung ist die Resolution des Kongresses der Vertreter von 72 in den Distrikten von Aleksandrovsk, Mariupol' etc. gelegenen Kreisen, die sich am 10. April 1919 in Guljajpole trafen. Diese Resolution enthielt eine selbstbewußte Antwort auf ein Telegramm von Dybenko, mit dem repressive Maßnahmen gegen die *„konterrevolutionären"* Kongresse von Guljajpole angedroht worden waren, und zugleich den hartnäckig nochmals erhobenen Vorschlag des in den Versammlungen zuvor erstellten Programms. Diesmal forderte man jedoch in aller Form die radikale *„Abänderung der Beschaffungspolitik"*, beziehungsweise *„die Ablösung der Requisitionspraxis durch ein korrektes System des Tausches zwischen Stadt und Land"*.[47]

Die Würfel waren gefallen. Trotzdem zögerte Machno noch und wollte nicht alle Brücken zum Stab der Roten Armee abbrechen. Auch unter den Bolschewisten gab es manche, die dazu rieten, die wertvolle Zusammenarbeit mit dem *bat'ko* weiter zu nützen. Am 2. Mai 1919 sandte Vladimir A. Antonov- Ovseenko, der Befehlshaber an der Ukrainefront, dem Regierungschef Rakovskij das Ergebnis seiner persönlichen Untersuchung über die Machnobrigade.[48] Darin liest man, daß Machno und Marusja Nikifo-

---

47 Drei Kopien der Resolution (eine gedruckte und zwei maschinengeschriebene) befinden sich in RGASPI, f. 17, op. 6, d. 370, ll. 62-64ob. Einige Tage darauf verfaßte der revolutionäre Kriegssowjet von Guljajpole gleichfalls ein hochmütiges und sarkastisches Memorandum, um Dybenko daran zu erinnern, daß ein mit dem Einverständnis der Bevölkerung eingesetztes Organ von keiner Partei Anweisungen entgegennimmt und ebensowenig für vogelfrei erklärt werden kann (das Dokument findet sich, zusammen mit dem berüchtigten Telegramm Dybenkos, in: Pëtr Aršinov, Istorija machnovskogo, a.a.O., S. 94-101 (s. auch P. Arschinoff, Geschichte der Machno-Bewegung, a.a.O., S. 124-130, AdÜ).

48 Nachgedruckt in V. N. Volkovinskij, Machno i ego krach, a.a.O., S. 230-231.

rova *„Propaganda für die Schaffung einer ‚revolutionären Einheitsfront' gegen die Konterrevolution"* betreiben und *„gegen die linken Sozialrevolutionäre eingestellt sind"*. Doch das waren nicht die einzigen Verdienste des *bat'ko*, der *„sich nicht an der Agitation gegen die Sowjetmacht beteiligt, nicht beim 3. Kongreß (dem vom 10. April) in Guljajpole anwesend war und die Resolution des Kongresses nicht unterschrieben hat"*. Im von Machno kontrollierten Rayon registriert man eine ausgezeichnete Organisationsleistung beim Betrieb von Schulen, Krankenhäusern und Kulturzentren. Der *bat'ko* setzt sich persönlich in der Presse dafür ein, Pogrome zu verhindern. In seinen Abteilungen, besonders in der Etappe, gibt es wohl manche *„Schurken"*, die für gewisse *„Schweinereien"* verantwortlich sind, doch dank der wachsenden Disziplin verschwinden solche *„Banditenelemente"*. Daraus folgt, daß *„Machno nicht gegen uns vorgehen (wird)"* und die Propaganda gegen ihn „aufhören muß". Auch Kamenev, der sich am 7. Mai in das Hauptquartier Machnos nach Guljajpole begeben hatte, gewann bei seinem Besuch einen positiven Eindruck: *„Nach einem persönlichen Besuch in Guljajpole und einer Unterredung mit dem Genossen Machno und seinen Mitarbeitern, halte ich es für meine Pflicht, öffentlich zu erklären, daß alle Gerüchte über separatistische und antisowjetische Pläne der aufständischen Brigade des Genossen Machno jeder Grundlage entbehren. In der Gestalt Machnos habe ich einen ehrenwerten und tüchtigen Kämpfer gesehen, der in schwierigen Umständen, das Nötigste entbehrend, die Kräfte sammelt und gegen die weißen Garden und die fremden Eroberer kämpft."*[49]

In jenen Tagen riet Lenin persönlich, vielleicht seiner Begegnung mit dem jungen Anarchisten eingedenk, in einem Telegramm an Kamenev zur Besonnenheit: *„Im Augenblick muß man, solange Rostov noch nicht eingenommen ist, mit den Truppen Machnos diplomatisch verfahren, indem man Antonov* (Ovseenko) *selbst dorthin schickt und ihm die persönliche Verantwortung für Machnos Truppen überträgt."*[50]

Der oberste Chef der Bolschewisten war sich als guter Menschenkenner bewußt, daß die Kooperation mit dem *bat'ko* noch von Nutzen und der offene Bruch mit ihm, in einem für das Sowjetregime kritischen Augenblick, riskant sein könnte.

Ein plötzliches Ereignis führte dazu, daß das auf ziemlich wackeligen Beinen stehende Verhältnis zwischen Machnos Heer und der Roten Armee gestört wurde. Am 7. Mai ereignete sich der antisowjetische Aufstand des Ataman Nikolaj A. Grigor'ev, der noch unlängst Seite an Seite mit den Bolschewisten gekämpft hatte. Die von ihm angeführten Bauernbanden hatten sich, obschon mit Blut aus den Gemetzeln an Juden befleckt, tapfer gegen die Weißen und die fremden Besatzer geschlagen, und im April 1919 war es ihnen sogar gelungen, das französische Expeditionskorps aus Odessa zu vertreiben. Obwohl sich Grigor'ev im Vergleich zu Machno gegenüber den russischen Anordnungen von Beginn an als weniger gefügig zeigte, hatte dies die zeitweilige Kooperation seiner Partisanenstreitmacht mit der Roten Armee nicht beeinträchtigt. Die offen antikommunistische Erhebung des Ataman - der sich als Sozialrevolutionär bezeichnete und den Widerstand gegen die roten Kommissare und die Beschaffungskommandos organisierte - stürzte Machno in ein schweres politisches Dilemma: Sollte er sich gegen Grigor'ev stellen und zusammen mit den Bolschewisten marschieren

49 Ebd., S. 86-87.
50 V. I. Lenin, Polnoie sobranie sočinenij (Gesammelte Werke), t. 50, a.a.O., S. 307.

oder sollte er mit dem rebellischen Ataman gemeinsame Sache machen? Eine Weile zeigte sich der *bat'ko* unsicher und zögerlich. Die Zeugnisse über die zwischen ihm und Grigor'ev von Mai bis Juli bestehenden Beziehungen sind recht konfus und widersprechen einander, deshalb ist es unmöglich, diese mit Genauigkeit zu rekonstruieren. Das einzige, was sicher feststeht, ist die Lösung dieses kleinen Geschichtsdramas durch den Abgang des Ataman, der am 27. Juli 1919 von Adjutanten Machnos in eine Falle gelockt und erschossen wurde. In den Wochen davor hatte sich bei den Bolschewisten die Neigung verstärkt, alles über einen Kamm zu scheren und sowohl den Ataman als auch den *bat'ko* zu verurteilen. Am 11. Juli meldete der Politkommissar der Ersten Division der Südfront nach Moskau, daß sich die Brigaden von Grigor'ev und Machno nach *„Banditenart"* aufführten, Kommunisten erschossen und die Parole *„Gibs den Juden, verscheuch' die Kommissare, rette die Revolution!"* zum Motto hätten.[51] Nicht minder besserwisserisch klang das von Trockij in einem Artikel am 2. Juni formulierte Urteil. Der Artikel begann wie folgt: *„Es gibt das sowjetische Großrußland, es gibt die sowjetische Ukraine. Und daneben existiert ein kaum bekannter Staat: Guljajpole. Ihn regiert der Stab eines gewissen Machno."* Auf die sarkastische Einleitung folgte eine bissige Schmähung des *bat'ko*, des Feindes der Kommunisten und der Sowjetmacht, des Organisators einer als *„schlimmste Form des Partisanenheeres"* dargestellten Streitmacht, eines Strauchritters, den nicht viel vom Banditen Grigor'ev unterscheidet. *„Kratz nur am Machnovisten und du findest den Grigor'evisten. Man braucht sogar nicht einmal zu kratzen: Der entfesselte kulak, der gegen die Kommunisten bellt, oder der kleine Spekulant treten offen zu Tage."*[52]
Im Telegramm,[53] mit dem der *bat'ko* die Seinen über die erfolgte Hinrichtung von Grigor'ev in Kenntnis setzte, wurden die *„Politik"* und die *„Handlungen und Absichten"* des Ataman, der für schuldig befunden wurde, antijüdische Pogrome angestiftet und die *kulaki* bewaffnet zu haben, zu *„konterrevolutionären"* erklärt. Während die letzte Beschuldigung dem seltsam nahe kam, was die Bolschewisten nun über Machno selbst sagten - sie stellten ihn als Beschützer der reichen Bauern dar -, traf die Verurteilung des Antisemitismus ins Schwarze und war geeignet, der blutigen Eliminierung Grigor'evs ein nobles Patent auszustellen. Wir wissen nicht, ob es gerade die Nachrichten über die von den Bauernbanden des Ataman begangenen Massaker an Juden waren, die den *bat'ko* veranlaßten, Grigor'ev zu beseitigen. Man kann immerhin mit Sicherheit behaupten, daß die Machnobewegung seit dem Frühjahrsende von einer höheren politischen Kenntnis geleitet wurde. Im April 1919 war der alte Genosse Machnos, der

---

51 Perepiska sekretariata CK RKP(b) s mestnymi partijuymi organizacijami (1jun'ijul' 1919g.), Moskva 1974, S. 697-698.

52 Der Artikel wurde nachgedruckt in: Nestor Ivanovič Machno: Vospominanija, materialy i dokumenty (Nestor Ivanovič Machno, Erinnerungen, Materialien und Dokumente), Avtor vstupitel'noj stat'i i sostavitel' V. F. Verstjuk, Kiev 1991, S. 145-148. Einige Tage zuvor riet Trockij in einem Telegramm an Rakovskij, *„in der gesamten ukrainischen Presse sofort eine Kampagne gegen Machno zu führen, indem man alle Resolutionen von Guljajpole veröffentlicht und alle Taten Machnos und seiner Anhänger gegen die Sowjetmacht publik macht"* (Bol'ševistskoe rukovodstvo. Perepiska. 1912-1927, Moskva 1996, S. 101). Kamenev hat am 10. Mai, gleich nach der antikommunistischen Revolte von Grigor'ev, einige Zweifel über die Haltung und die Absichten Machnos geäußert, obgleich er für den Augenblick die Möglichkeit eines Bündnisses zwischen dem *bat'ko* und dem Ataman ausschloß (ebd., S. 95).

53 Wiedergegeben in: Nestor Ivanovič Machno, Vospominanija, materialy i dokumenty, a.a.O., S. 153-154.

Anarchist Pëtr Aršinov aus Moskau in Guljajpole eingetroffen und begann, den „Kultur- und Bildungsausschuß" der „Aufständischenarmee" zu leiten. Wenige Monate danach trafen, aus dem Osten der Ukraine kommend, weitere berühmte Vertreter des russischen Anarchismus ein. Dort operierte seit Ende 1918 die Konföderation der anarchistischen Organisationen in der Ukraine, die sich nach ihrem wichtigsten Presseorgan „Nabat" („Sturmglocke") nannte.[54] Diese Bewegung hatte ihre Hochburgen in Char'kov, dem Hauptsitz der Konföderation, in Ekaterinoslav, in Odessa und in weiteren Städten. Die maßgebende Gestalt war Volin (Vsevolod M. Ejchenbaum), einer der größten Denker des russischen Anarchismus.[55] Welche Beziehungen bestanden zwischen „Nabat" und der Aufstandsarmee Machnos? Auf diese Frage gesicherte Antworten zu geben, ist unmöglich, weil die umfangreichen Zeugnisse und Quellen - geschweige denn die historischen Rekonstruktionen - einmal mehr miteinander wetteifern, sich zu widersprechen. Das Feuer der Leidenschaften und der gegenseitigen Beschuldigungen erlosch auch nicht nach der Niederlage von 1921 und brannte und blendete noch in den bitteren Jahren der Emigration. Versuchen wir also eine Sichtung der Nachrichten und beziehen wir uns auf etwas, das nicht so kontrovers ist.
Das Protokoll des zweiten Kongresses von Guljajpole (der Kongreß vom 12. Februar 1919) wurde von der anarchistischen Organisation „Nabat" in besagtem Zentrum der machnovistischen Bewegung gedruckt. An den Versammlungen beteiligte sich Aron Baron, einer der aktivsten Protagonisten der durch Volin beeinflußten libertären Gruppen, mit einer programmatischen antibolschewistischen Rede. Ein organisierter Kern von Anarchisten bestand in Guljajpole also seit den ersten Monaten des Jahres 1919. Dennoch war die Tendenz der auf den verschiedenen Kongressen von Guljajpole erarbeiteten Dokumente eher volkstümlich und sozialrevolutionär als anarchistisch. Das muß nicht verwundern. Wie in Rußland hatte auch in der Ukraine eine langwierige und engmaschige Propaganda den Bauern auf dem Land die soziale volkstümliche Botschaft der Sozialrevolutionäre nahe gebracht, die sich mit den tiefsten Sehnsüchten der ländlichen Welt vollkommen im Einklang befand. Machno war in Fragen der Lehre bereit, auf den Rat und auf die Vorstellungen derer zu hören, die sich zu der politischen Überzeugung bekannten, von der er sich gleichfalls angezogen fühlte. Er gab ihnen sogar freie Hand bei der Leitung der „Kultur- und Bildungsausschüsse", die 1919 zu Beginn des Frühjahres geschaffen wurden. Es waren die immer zahlreicher nach Guljajpole kommenden Anarchisten, die sich um die Zeitung der Machnobewegung, „Put'k svobode" („Der Weg zur Freiheit"), kümmerten, von der etwa fünfzig Ausgaben erschienen, und die Schulungen und Konferenzen über die Ziele der Bewegung organisierten. Machno behielt sich die Leitung der Militärangelegenheiten und der Kriegführung sowie die Beteiligung an den bedeutenderen öffentlichen Kundgebungen vor. Auf den Kongressen und in den Versammlungen atmete man indes den volkstümlichen Geist des bäuerlichen Umfelds, aus dem die „Aufständischenarmee" hervorgegangen und in dem sie groß geworden war. Beim Lesen der offiziellen Aufzeichnun-

54 Zur „Nabat" vgl. Paul Avrich, L'altra anima della rivoluzione. Storia del movimento anarchico russo (am. Originalausgabe: Paul Avrich, The Russian Anarchists, Princeton 1967), Milano 1978, S. 241ff.

55 Zu Volin siehe die Kurzbiographie in der Enzyklopädie „Političeskie partii Rossii", a.a.O., S. 121-122.

gen und der Dokumente hat man den Eindruck einer Art stillschweigenden Aufgabenteilung zwischen den drei hauptsächlichen Komponenten der *machnovščina* - anarchistische Intellektuelle, Partisanenheer und Bauernmassen. Die Harmonie unter den beiden letzteren war jedoch größer als die zwischen diesen und den ersten, denn die anarchistische Intelligenz fühlte sich in der Republik von Guljajpole nicht immer wohl, obschon sie in deren Zuständigkeitsbereich frei handeln konnte.
Der Bericht[56] des ersten Kongresses der „Nabat"-Gruppen, der vom 2. bis zum 7. April 1919 in Elizavetgrad stattfand, enthält eine lange an die Adresse der Bolschewisten gerichtete Anklagerede, die zu Hauptverantwortlichen für die Entartung des Revolutionsprozesses gemacht werden, sowie ein detailliertes Aktionsprogramm, doch keinen Hinweis auf die Machnobewegung. Dennoch brachte sich der *bat'ko* dadurch in Erinnerung, daß er den Anarchisten Schutz gewährte, die auch in der Ukraine von der Čeka überwacht und geschunden wurden. Es mag sein, daß die in Elizavetgrad versammelten Anarchisten die Stärke der machnowistischen „Aufständischen" unterschätzten oder an der Lauterkeit von deren politischen Überzeugung gewisse Zweifel hegten. Als Volin etwa ein Jahr später von den Bolschewisten gefaßt und einem Verhör unterzogen wurde, gestand er den Schergen Dzeržinskijs, daß die „Nabat" gegenüber Machno und dessen Bewegung *„äußerste Vorsicht"* walten ließ und zu diesen *„nicht viel Vertrauen"* faßte.[57] Niemand kann garantieren, ob diese Worte in aller Aufrichtigkeit gesagt oder eher von der Absicht eingegeben wurden, einer Person als nicht zu nahe stehend zu erscheinen, die in jenen Monaten der bolschewistischen Obrigkeit als einer der schlimmsten Feinde galt. Wir wissen, daß sich der anarchistische Theoretiker im Sommer 1919 mit Leidenschaft und Hingabe in der Machnobewegung engagierte und darin eine hervorragende Rolle bei den kulturellen Aktivitäten und in der Propagandaarbeit spielte. Doch obschon er rege mit dem *bat'ko* und den Aufständischen zusammenarbeitete, mußte Volin gegenüber jenen Menschen, die in seinen Augen nur bedingt das anarchistische Ideal verkörperten, einige Vorbehalte haben. Dies belegt auch sein nachträglich verfaßter geschichtlicher Nachruf auf die *machnovščina*, der nicht ohne kritische Beurteilung des *bat'ko* und dessen Armee ist.
Wir haben verschiedene Belege für die Mißgunst und Abneigung, die von nicht wenigen Militärs der „Aufständischenarmee" gegenüber den anarchistischen Intellektuellen zum Ausdruck gebracht wurden. Für alle gilt die wütende Schmähung von Viktor Belaš (ukrainisch: Bilaš), des Chefs des Generalstabs der Machnoarmee: *„Diese Menschen waren gut im Kritisieren der Fehler von anderen, aber selbst unfähig irgendetwas zu tun. Sie kritisierten alle, aber nicht sich selbst und stellten damit einen totalen Wankelmut und politische Kurzsichtigkeit zur Schau."*[58] Als er die Geschichte der Machnobewegung noch einmal Revue passieren ließ, widmete Aršinov 1923 dem Verhältnis zwischen dem Anarchismus und der von dem *bat'ko* geführten Bewegung ein besonderes Kapitel.[59] Auf diesen Seiten voll erbaulicher Predigten über die fruchtbare Symbiose aus libertären Idealen und der *machnovščina* finden wir auch eine

56 S. Anarchisty, Dokumenty i materialy, Tom 2 (1917-1935), Moskva 1999, S. 332-351.
57 Zit. in: V. N. Volkovinskij, Machno i ego krach, a.a.O., S. 122.
58 Zit. in: V. F. Verstjuk, Machnovščina a.a.O., S. 127.
59 Pëtr Aršinov, Istorija machnovskogo, a.a.O., S. 219-228 (s. auch P. Arschinoff, Geschichte der Machno-Bewegung, a.a.O., S. 286-300, das folgende Zitat ebd., S. 290, AdÜ).

Reihe nicht so süßlicher Bemerkungen. *„Aus den Tiefen der Massen emporgestiegen"*, verfügte die Machnobewegung *„nicht über die erforderlichen theoretischen Kräfte..., die bei einer jeden großen sozialen Bewegung erforderlich sind... Man hätte erwarten sollen, daß die Anarchisten, die stets so viel von der revolutionären Massenbewegung zu sagen wußten, die sie doch jahrelang wie das Kommen eines Erlösers erwarteten, sich sofort an der Bewegung beteiligen, sich ihr anschließen, sich ihr ganz hingeben würden. In der Tat hat das aber nicht stattgefunden. Die Mehrzahl der russischen Anarchisten, die die theoretische Schule des Anarchismus durchgemacht hatten, blieben in ihren isolierten, damals vollkommen nutzlosen Gruppen stecken, hielten sich abseits, suchten herauszubekommen, was das für eine Bewegung wäre, wie man sich zu ihr stellen solle, taten nichts und trösteten sich mit dem Gedanken, die Bewegung wäre keine rein anarchistische."*

Warum ergab sich keine vollkommene Symbiose zwischen russischem Anarchismus und der *machnovščina*? Warum nahm sich unter den großen libertären Intellektuellen nur Volin der Sache der Machnobewegung an und widmete ihr all seine Tatkraft? Die Antwort des Arbeiters Aršinov kommt, obschon mit einer gewissen Übertreibung, dennoch einem wesentlichen historischen Problem nahe, wenn er daran erinnert, daß viele Theoretiker des Anarchismus aus den Reihen der sogenannten Intelligenz kamen und deshalb unfähig waren, *„ganz mit der Psychologie"* ihres sozialen Milieus *„zu brechen"*. Ebenfalls bemerkenswert ist, was er uns, als militanter Anarchist, über die *„Verworrenheit der Ideen"* bei den russischen Anarchisten und über das in deren Reihen *„in organisatorischer Hinsicht herrschende Chaos"* zu sagen hat.[60]

Auch in der Machnobewegung finden wir also die Trennung zwischen Intellektuellen und Volk wieder, die sowohl für die russische wie für die ukrainische Revolution eine große Tragödie war. Sicherlich war der sozialistische Pluralismus der Republik von Guljajpole im Vergleich zur rohen und barbarischen „Kommissarenherrschaft", die in der kommunistischen Ukraine herrschte, ein neuer und positiver Umstand. Zumindest konnten sich dort die linken Parteien, die Bolschewisten inbegriffen, frei äußern und organisieren. Doch das genügte nicht, die plebejischen und grausamen Züge zu tilgen, die der Ketzerrepublik von Machnos Bauernstreitmacht eingeprägt waren. Der sich den einen wie den anderen verbunden fühlende *bat'ko* amtierte als Vermittler zwischen der anarchistischen Intelligenz und den „aufständischen" Bauern. Er war dennoch nicht auf der Höhe einer derart großen und heiklen Aufgabe, und der rohe Kult um seine Person trug nichts dazu bei, die Dinge zu erleichtern. Auch seine anarchistischen Freunde waren ihm nicht immer eine Hilfe, da sie auf der einen Seite die Volksmassen politisch aufzuklären versuchten, auf der anderen Seite diese und den *bat'ko* in ihren antipatriotischen und antiliberalen Stimmungen bestärkten - im Namen eines abstrakten internationalistischen Klassenbewußtseins, das de facto den Sieg des

60 Die von Aršinov 1923 erhobene Kritik an den russischen Anarchisten ist, obwohl streng, nicht so mißgünstig und feindselig wie die von ihm Anfang der dreißiger Jahre gegen die Bewegung insgesamt vorgebrachte, als er mit dieser brach und sich dazu entschloß, wieder in die UdSSR zurückzukehren. Sein Brief, mit dem er politisch abschwört und zum Bolschewismus übertritt, erschien am 30. Juni 1935 in der „Izvestija" und ist wieder abgedruckt in: Anarchisty. Dokumenty i materialy, Tom 2, a.a.O., S. 527-530. Wie bekannt ist, rettete der späte Übertritt zum Kommunismus Aršinov nicht das Leben, nur die Umstände und der Zeitpunkt seines Verschwindens im schwarzen Loch des großen stalinistischen Terrors sind bis heute unbekannt.

großrussischen Bolschewismus begünstigte. Zudem erschienen nahezu alle von den Intellektuellen des „Kultur- und Bildungsausschusses" besorgten Veröffentlichungen in russischer Sprache. Damit schlossen sie die Möglichkeit aus, ein größeres Publikum zu erreichen, insbesondere die Masse der Bauern, die nur die ukrainische Sprache beherrschte. Die Intelligenz, die es nicht verstand, ihre größte Schranke, den Doktrinarismus, zu überwinden, oder die dies gar nicht erst wollte, konnte den engen und örtlich begrenzten geistigen Horizont der Landbewohner nicht weiten. Die Symbiose beider Welten war mehr scheinbar denn real; im übrigen wären sie sich, ohne das Gespür und die Handlungen des *bat'ko*, niemals begegnet.
Neben der Propagandaarbeit und der Kulturtätigkeit kümmerte sich die dem *bat'ko* nahestehende Intelligenz um für die Politik typischere Angelegenheiten, etwa um die Vorbereitung der periodisch stattfindenden Volkskongresse. Die bislang aufgetauchten Dokumente offenbaren eine viel größere Diskussionsfreiheit als sie bei den von den Bolschewisten einberufenen und geleiteten Versammlungen gängig war. Noch fehlt es an einer auf dem umfänglichen und verstreuten lokalen Material basierenden Untersuchung, die die politische Geschichte der Republik von Guljajpole im Detail schildern würde. Mit Sicherheit wissen wir, daß das dort unter dem militärischen Schutz der Machnoarmee erprobte pluralistische Experiment die aktive Beteiligung der innerhalb Sowjetrußlands verbotenen sozialistischen Parteien sah - wie der Reichtum an Zeitungen vielfältigster Richtungen belegt, die bislang noch nicht systematisch gesichtet wurden. Die „bourgeoisen" politischen Kräfte - darunter die Anhänger des Direktoriums - blieben vom politischen Leben ausgeschlossen, während den Bolschewisten - abgesehen von den Momenten erbittertsten Kampfes zwischen den Kommunisten und den „Aufständischen" - Rede- und Agitationsfreiheit zugestanden wurde.
Der permanente Kriegszustand - gegen Weiße, ukrainische Patrioten oder Bolschewiki - war der Nährboden für Willkür und grausame Handlungen, für die wir in den Aufzeichnungen häufig Hinweise finden. Das Verhältnis zwischen Machnos Partisanen und der Zivilbevölkerung war auch nicht immer idyllisch. Die vandalischen Plünderungen der ersten Monate, zu denen sich die „Aufständischen" hinreißen ließen, nahmen zwar in dem Maß, in dem der revolutionäre Militärrat - die Regierung von Guljajpole - Ansehen und Autorität gewann, nach und nach ab. Doch das Verhalten der Armee entzog sich meist seiner Kontrolle. Das ergibt sich auch daraus, daß in den Aufrufen des *bat'ko* an seine Männer, und sogar in den programmatischen Dokumenten, wie ein Refrain die Ermahnung wiederholt wird, Rücksicht auf die Zivilbevölkerung zu nehmen, eine korrekte Haltung zu bewahren, sich nicht zu betrinken. Eine von Volin erzählte Begebenheit hebt den Schleier vor der Wirklichkeit der durch die „Aufständischen" verübten Übergriffe und Gewalttaten.[61] Im Oktober 1919 erhob sich jemand während des Kongresses der Arbeiter- und Bauerndelegierten von Aleksandrovsk, der auf willkürliche und unkontrollierte Handlungen der Spionageabwehr der Armee hinwies, die ein wenig in der grausamen Art der bolschewistischen Čeka vorging: *„Untersuchungen, Verhaftungen, sogar Folterungen und Hinrichtungen."* Der aufgeschreckte Kongreß beschloß, zur Klärung eine Kommission zu gründen, die

61 Voline, La révolution inconnue. Russie 1917-1921, Paris 1986, S. 615-616 (s. auch Volin, Die unbekannte Revolution III, Hamburg 1976/77, S. 106-107, AdÜ). Das Zeugnis Volins bestätigt, was wir aus anderen, der *machnovščina* feindlichen Quellen wissen.

aber ihre Arbeit im Strudel der Kriegsereignisse nicht zu Ende führen konnte. Volin erwähnt den Vorfall als Beispiel für die demokratische Kontrolle, die in der Republik von Guljajpole die zivile Macht über die Armee auszuüben imstande war. Es ist eher angebracht, sie als greifbaren Beleg für die willkürliche und brutale Haltung der „Aufständischen" zu nehmen. Was die auf dem Kongreß von Aleksandrovsk gezeigte Freiheit des Urteils und der Kritik betrifft, war diese keine ausschließliche Eigenschaft des Revolutionsstaates von Guljajpole - wie Volin glaubte -, denn auch die bolschewistischen Quellen aus jener Zeit berichten zuhauf von Protesten gegen die *„Mißbräuche"* und *„Exzesse"* der Čeka. Obschon sie keinen echten Rechtsstaat garantierte, wachte die zivile Obrigkeit von Guljajpole zumindest über die *„revolutionäre Legalität"* ihrer Republik, die sie im Vergleich zur grausamen Herrschaft der Kommunisten weniger unterdrückend und polizeilich zu gestalten versuchte. Das tragische Paradox bestand darin, daß das größte Hindernis bei der Verwirklichung des egalitären Traums der nach Guljajpole geflüchteten Intellektuellen gerade das Bauernheer war, das sie vor den Bolschewisten schützte. Volin sollte dies selbst erwähnen, als er es in seiner im Pariser Exil geschriebenen Chronik der unbekannten Revolution angebracht fand, die Rolle der Armee in der *machnovščina* zu reflektieren: *„Jede Armee, welche es auch sei,* ist von Übel. *Selbst eine freie und volkstümliche Armee, die aus Freiwilligen zusammengesetzt ist, die die Verteidigung einer ehrenwerten Sache zur Aufgabe hat,* stellt eine Gefahr dar. *Ist sie erst einmal zu einer ständigen Einrichtung geworden, so verliert sie in verhängnisvoller Weise den Kontakt zu den Massen und zur Arbeit; sie verliert das Bewußtsein und die Verhaltensweisen, die in einem gesunden und arbeitsamen Leben herausgebildet werden, Schritt für Schritt - in einer kaum spürbaren und daher so gefährlichen Weise - wird sie zu einer Ansammlung von Müßiggängern, die asoziale, autoritäre und diktatorische Neigungen entwickeln; eine solche Armee findet Gefallen an der* Gewaltausübung, *am Einsatz von* brutaler Gewalt. *In einem solchen Falle steht die Anwendung dieser Mittel im Gegensatz zum Ziel selbst, das angeblich verteidigt werden soll."*[62]

Die meisten Spannungen zwischen der Armee und der Bevölkerung traten in den Städten auf, wo die Soldaten des *bat'ko* nur mit Mühe von der zivilen und militärischen Obrigkeit in Zaum gehalten wurden. In manchen Fällen schaffte sich das herkömmliche bäuerliche Ressentiment freie Bahn, meist wurde es durch schwere Androhungen und Strafen aufgehalten. Auch Machno liebte die Stadt nicht und hegte eine unbewußte Abneigung gegen die Arbeiter. Sicher ist, daß die das ländliche Milieu gewohnten „Aufständischen" zu keiner Zeit imstande waren, die verwickelten Probleme einer modernen Industrie- und Stadtgesellschaft zu lösen. Dafür ist die Antwort bezeichnend, die der *bat'ko* im Oktober 1919 den Eisenbahnern gab, die sich mit der Bitte an ihn gewandt hatten, ihre in der Krise steckende Branche zu retten. In einem ebenso ernsten wie drolligen Aufruf schlug dieser *„den Genossen Eisenbahnarbeitern und -angestellten"* vor, sich in Kooperativen zu organisieren, den Verkehr selbst zu steuern und als *„Vergütung für ihre Arbeit eine angemessene Beförderungsgebühr auf Passagiere und Waren zu erheben"*.[63] In Machnos Augen, der mit seinem wendigen *tačanka* (Pferdekarren) zu reisen beliebte, konnte die ziemlich schwere Krise des Ei-

62 Ebd., S. 679 (frz. Ausgabe) bzw. S. 169-170 (dt. Ausgabe).
63 Zit. in: V. N. Volkovinskij, Machno i ego krach, a.a.O., S. 135.

senbahntransports durch die Nachahmung der Arbeitsweise von Landwirten und Handwerkern behoben werden!
Der Bolschewik Jakovlev hatte mit seinem Bericht vom Dezember 1919 zur Lage in der Ukraine nicht unrecht. Auf die bei seiner Partei beliebten abgestandenen Parolen verzichtend, erblickte er in der *machnovščina* mit ihrem *„individualistischen Bewußtsein"* und ihren *„starken anarchistischen Neigungen"* den Ausdruck der eigentümlichen bäuerlichen Welt der Ukraine. Nach zwei Jahren politischer Umwälzungen und Herrschaftswechsel in der Ukraine wirtschaftlich unabhängig, war der *„mittlere Bauer"* zum *„alleinigen Herren des Landes"* geworden. Die Stadt brauchte er nicht, er war ihr sogar feindlich gesonnen, da sie ihm allerlei Abgaben auferlegte.[64] Es gab in der *machnovščina* auch eine nicht unerhebliche intellektuelle und politische Komponente, die in der groben Vereinfachung Jakovlevs völlig ignoriert wurde. Zweifellos müssen wir dennoch die wirklich widerstandsfähigen und echten Wurzeln der Bewegung des *bat'ko* in der besonderen bäuerlichen Welt der Südukraine suchen.
Die ländlichen Gebiete waren das ideale Umfeld der „Aufständischen", die sich dort, ohne die von der Landbevölkerung den Beschaffungskommandos der Bolschewisten gelegten Hinterhalte fürchten zu müssen, mit völliger Sicherheit bewegten. Je nachdem lieferten die Bauern dem *bat'ko* Männer, Pferde und Lebensmittel für seine Armee; und war der Tribut erst einmal vereinbart, stand es ihnen frei, nach Belieben zu wirtschaften und Handel zu treiben. Dies war der Grund für die begeisterte Zustimmung, auf die Machno in den Dörfern stieß. Was, über das Bekenntnis zum Anarchismus hinaus, der Traum war, der Machno am teuersten war, was seine geheimste und freudigste Erwartung war, geht aus dem Gespräch hervor, das er mit dem späteren italienischen Diplomaten Pietro Quaroni führte, der sich damals als recht junger Beamter auf einer Mission in Rußland befand: *„Ich bin es, den ihr Alliierten unterstützen sollt... Die Weißen haben doch gar keine Chancen mehr: Es wird ihnen nie wieder gelingen, das russische Volk unter ihr Joch zu zwingen. Wenn die Roten triumphieren, habt ihr mit ihnen ewig Scherereien. Ich hingegen – was den Menschen unglücklich macht, ist das Leben in den Fabriken, in der Stadt; auf dem Land können alle glücklich leben, sind erst alle Großgrundbesitzer beseitigt. Schau, dies ist eine wunderbare Erde: Wir werden euch unser Korn verkaufen, und wir kaufen euch die Industrieprodukte ab, die wir brauchen und alle werden wir glücklich sein. Einem glücklichen Volk freier Bauern wird es niemals in den Sinn kommen, jemand anderem Verdruß zu bereiten. Sag es deinen Leuten dort, alle Bauern in Rußland sind auf meiner Seite: Ein klein wenig Hilfe von euch, und Rußland ist sofort die Weißen und die Roten los."*[65]

Die Ankunft von Denikin und die Verschärfung der Pogrome

Nach der Eliminierung von Grigor'ev durch Machno milderte auch Trockij seine erbitterte Abscheu vor der Partisanenarmee von Guljajpole. Die bolschewistische Presse

64 S. Vos'maja konferencija RKP(b), a.a.O., S. 80-81.
65 Pietro Quaroni, Ricordi di un ambasciatore (Erinnerungen eines Botschafters), Milano 1954, S. 7. Wenn er auch in manche Ungenauigkeiten verfällt, hat uns Quaroni doch ein farbiges und scharfes Bild der *machnovščina* hinterlassen, auf die er während einer abenteuerlichen Reise von Odessa nach Kiev im August 1919 traf.

begann insgesamt den *bat'ko* vorsichtig zu hofieren, der nach der Beseitigung eines für das kommunistische Regime derart gefährlichen Gegners fortfuhr, die auf Kiew vorrückenden Armeen Denikins zu bekämpfen. Nach dem Ende des Räteexperiments in Bayern und dem Sturz der Regierung Bela Kun in Ungarn war Sowjetrußland in der zweiten Hälfte des Jahres 1919 wieder in vollkommene Isolation geraten, die durch die Gegenoffensive der Weißen Armeen nur verschlimmert wurde. Im Herbst schien das Schicksal der bolschewistischen Herrschaft auf der Kippe zu stehen, als von Norden her General Nikolaj N. Judenič Petersburg zu bedrohen begann und im Süden die Truppen von Denikin die Stadt Orël, mit dem Ziel auf Moskau vorzurücken, erreichten. Der Verdienst des Sieges über Judenič, der vor den Toren der Hauptstadt aufgehalten wurde, gebührt in der Hauptsache Trockij, der - gegen den Rat Lenins, der dazu neigte, die Stadt aufzugeben - das feindliche Heer mit einem meisterlichen Gegenangriff zurückwarf und damit die „Wiege der Revolution" rettete.
Gegen Ende August waren die Truppen Denikins in Kiev eingedrungen und schlugen die Bolschewiki in eine überstürzte Flucht. Bis Sommerende heimste die „Freiwilligenarmee" Denikins in der Ukraine fortgesetzt Erfolge ein. Daß die brillanten Siege der Weißen nicht in einen dauernden Erfolg umgesetzt werden konnten, lag an den hartnäckigen Aktionen von Machnos Partisanen, die zuerst die Etappen Denikins unsicher machten und dann zum Gegenangriff übergingen. Über den Mut der „Aufständischen" und das militärische Talent ihres Anführers sind sich die Zeugenaussagen einig. Ein Befehlshaber der Weißen schrieb am 28. September 1919: *„Die gegen Machno gerichteten Operationen sind äußerst schwierig. Vor allem die Reiterei, die anfangs fast unfaßbar war, häufig unseren Troß angriff, in der Etappe auftauchte etc. hat gut operiert. Die Truppen Machnos zeichneten sich, verglichen mit den bolschewistischen, im allgemeinen durch ihren Kampfwillen und ihre Hartnäckigkeit aus."*[66]
Obwohl er das soziale Phänomen der *machnovščina*, das seiner Ansicht nach durch den *„anarchischen Spontaneismus der Kulaken" („anarcho-kulackaja stichija")* hervorgerufen wurde, streng verurteilte, fällte der rote Befehlshaber Nikolaj E. Kakurin im Herbst 1919 das folgende militärtechnische Urteil über die von der Armee des *bat'ko* durchgeführten Aktionen: *„Indem er seine Infanterie auf die mit Maschinengewehren bestückten Karren setzte, machte Machno seine Armee äußerst beweglich. Der Schauplatz seiner Operationen war hauptsächlich die Provinz von Ekaterinoslav und teilweise die von Cherson, obgleich seine Banden aus ihrer Beweglichkeit Nutzen zogen und gelegentlich auch weit von dem bevorzugten Gebiet Machnos entfernt auftauchten. Indem er sich rasch von einem Ort zum anderen begab, besetzte Machno die großen Verwaltungszentren in der Etappe der Weißen und unterbrach deren Verbindungslinien und Befehlsstrukturen. So besetzte Machno einige Wochen lang Ekaterinoslav. Melitopol' und einige andere Städte in der Ukraine und in Südrußland fielen in seine Hände; und schließlich begannen seine Banden Taganrog zu bedrohen, wo sich das Hauptquartier von Denikin befand."*[67]
Als Begleiterscheinung des Eintreffens der Weißen brach in der zweiten Hälfte des Jahres 1919 der Antisemitismus in der Ukraine mit besonderer Bösartigkeit aus. Da

66 Zit. in: V. N. Volkovinskij, Machno i ego krach, a.a.O., S. 133.
67 N. E. Kakurin, Kak sražalas'revoljucija (Die Feldzüge der Revolution), Tom 1 (1917-1918gg.), 2-oe izd., Moskva, S. 103.

seit mehr als einem Jahr fast überall entsetzliche Schikanen gegen die Juden ruchbar wurden, stellte das makabre Phänomen nichts neues dar. Es besteht kein Zweifel, daß *„das größte zeitgenössische, vor der Machtergreifung Hitlers an Juden begangene Massaker während des Bürgerkrieges in der Ukraine stattfand"*.[68] Die Historiker weisen übereinstimmend auf die Soldaten der „Freiwilligenarmee" von Denikin als hauptsächliche Verursacher der Schlächtereien hin. Selbst wenn der Oberbefehlshaber die Verwicklung seiner Männer in die Blutbäder leugnete, bleiben die zahllosen und unwiderlegbaren Beweise, die die weißen Truppen beschuldigen, Judenhaß geschürt und die grausamsten Pogrome durchgeführt zu haben. Sie alle erwähnen den finsteren antisemitischen Artikel des monarchistischen Publizisten Vasilij V. Šul'gin, der unmittelbar nach dem Pogrom vom Oktober 1919 in einem Beitrag für den „Kievljanin" („Der Kiever Bürger") die Juden aufforderte, ihre Schuld zu bedenken und der die Massaker nur deshalb schädlich nannte, weil sie Mitgefühl für die Opfer erregten.[69]
Verglichen mit dem, was sich in den kleinen Provinzflecken abspielte, wo sich die weiße Soldateska in Diebstählen, Plünderungen, Gewaltakten und Morden erging, war der Pogrom von Kiev, obwohl abscheulich und blutig, eine Kleinigkeit. Traurige Berühmtheit erlangte das Gemetzel von Fastov (ukrainisch: Fastiv), wo über eintausend Juden umkamen. Die genaue Zahl der Opfer zu schätzen ist ein schwieriges und vergebliches Unterfangen, denn in den Bürgerkriegsjahren gab es in der Ukraine keine gefestigte Macht, die die bittere Wahrheit wissen und überprüfen wollte. Man kann sicher sagen, daß im gesamten Zeitraum von 1918-1920 mehrere zehntausend Juden (wahrscheinlich rund 60.000) ihr Leben in den Pogromen verloren.[70] Die „Freiwilligenarmee" war zwar der grausamste und wildeste Schlächter, doch nicht der einzige. In diesen Jahren erfaßte der blutige antisemitische Strudel ganze soziale Gruppen und nahezu alle politischen Kräfte in mehr oder minder großem Umfang. In der Ukraine und den angrenzenden Gebieten, wo seit den Zeiten von Katharina II. ein Gutteil der jüdischen Bevölkerung Rußlands konzentriert war, entluden sich die antisemitischen Vorurteile bereits vor der Revolution in periodischen Plünderungen und Morden. In

---

68 Peter Kenez, Civil War in South Russia, 1919-1920. The Defeat of the Whites, Berkeley/Los Angeles 1977, S. 166.

69 Mit Empörung verweist der konservative Memoirenschreiber A. A. Gol'denvejzer auf diesen Artikel (Iz Kievskich vospominanij, a.a.O., S. 269); er beschreibt ebenfalls die von der Soldateska Denikins angekündigten, geplanten und verübten Pogrome, die anders waren als die herkömmlichen Ausbrüche spontaner antisemitischer Gewalt (ebd., S. 267-268). Der Pogrom, der *„seit den ersten Tagen nach der Ankunft der Freiwilligenarmee in der Luft lag"*, wurde durch die systematische Pressekampagne gegen die Juden von Kiev geschürt, die man bezichtigte, aus den Fenstern ihrer Häuser heraus auf die Weißen zu schießen. Noch grausamere Einzelheiten als die von Gol'denvejzer geschilderten, lesen wir im Tagebuch einer jüdischen Studentin: *„Während des Pogroms überfielen die Soldaten der Freiwilligenarmee ein jüdisches Krankenhaus, töteten einige der Kranken und griffen sich das wenige, das übrig geblieben war (es war sehr wenig übrig, da alle Krankenhäuser in Kiev in einem entsetzlichen Zustand waren). Unter den Getöteten waren einige Verwundete, die dem Pogrom von Fastov* (das früher erwähnt wurde, E.C.) *entkommen waren. Es sieht so aus, als sei der Überfall auf Krankenhäuser ein bislang unerhörter Vorfall in der Geschichte der Pogrome."* Vgl. Dnevnik i vospominanija kievskoj studentki (1919-1920g.g.), in: Archiv russkoj revoljucii, XV, Berlin 1924, S. 232-235

70 Nähere Informationen über die Zahlen der Massaker finden sich in: Richard Pipes, Il regime bolscevico. Dal Terrore rosso alle morte di Lenin (Die bolschewistische Herrschaft. Vom Roten Terror bis zum Tode Lenins), Milano 1999, S. 131 und Fußnote (s. auch Richard Pipes, Die Russische Revolution. Band 3: Rußland unter dem neuen Regime, Berlin 1993, S. 168-192 [Judenpogrome in der Ukraine 1918-1920], AdÜ).

der internationalen Gemeinschaft erregte 1903 der Pogrom von Kišinëv (Bessarabien) Aufsehen, bei dem rund fünfzig Juden umkamen und der westliche Regierungen dazu bewegte, bei der Obrigkeit des zaristischen Rußland eine Protestnote einzureichen.[71] Nach dem Oktoberaufstand weitete sich das - niemals unterbrochene - Blutvergießen in erschreckendem Maße aus. Zu den bereits traditionell antisemitischen Motiven gesellte sich ein vordem nicht vorhandenes, äußerst tödliches Motiv, dem bestimmt war, sich auch jenseits russischer Grenzen rasch und weit zu verbreiten: Die Ineinssetzung von Juden und Bolschewisten. Die Wiege des neuen Antisemitismus von 1918-1920, der noch blutiger war als sein Vorgänger, war die Ukraine, wo das allgemeine politische und soziale Chaos die bestialischen Kollektivleidenschaften entfesselte.
Damals wie später wurden auch die von Petljura befehligten nationalistischen Truppen des Direktoriums beschuldigt, Massaker an Juden verübt zu haben. Die ukrainischen Patrioten wiesen die Anschuldigungen selbstverständlich entrüstet zurück. Auch mit dem Ende des Bürgerkrieges hörten die Polemiken nicht auf, sondern wurden durch die Ermordung Petljuras in Paris (25. Mai 1926) von der Hand eines russischen Juden wieder geschürt, der erklärte, mit seiner Tat die vielen von den Soldaten des Direktoriums hingeschlachteten Glaubensgenossen und -genossinnen rächen zu wollen - mancher verdächtigte allerdings den sowjetischen Geheimdienst, bei der Eliminierung des Führers der ukrainischen Nationalisten seine Hand im Spiel gehabt zu haben. Die Historiker, die mit wenigen Ausnahmen darin übereinstimmen, dem Militärführer des Direktoriums die Verantwortung für die von seinen Männern begangenen Pogrome anzulasten, haben den Anschuldigungen gegen Petljura im allgemeinen Glauben geschenkt. War dem tatsächlich so? Die Frage ist in Wahrheit schlecht gestellt. Zunächst muß man die absolute Nichtbeteiligung der Rada ebenso wie des Direktoriums an jeglicher Form des Antisemitismus bestätigen. Seit dem Entstehen der Rada hat sich deren Generalsekretariat für den Schutz der Juden und der anderen nationalen Minderheiten in der Ukraine eingesetzt. Im April 1918 wurden Mittel für die Eröffnung einer jüdischen Schule in Kiev bewilligt. Das kurz vor der bolschewistischen Eroberung am 9. Januar 1919 verabschiedete Gesetz über die nationale Autonomie der ethnischen Minderheiten gestand Russen, Juden und Polen - außerdem kleineren Ethnien, die danach verlangten - von Amts wegen eine Reihe wichtiger Rechte zu, darunter das Recht, eigene Organe zur Repräsentation mit weitgehender Machtbefugnis, sogar zum Erlassen von Gesetzen, zu schaffen.[72] Die aufrechten und leidenschaftlich gehaltenen Aufrufe gegen Judenverfolgungen, die zuerst von der Rada, dann vom Direktorium aus ergingen, sind zahllos. Letzteres beschloß im Mai 1919 die Bildung eines mit großem Ansehen und weitreichender Macht versehenen Untersuchungsausschusses zu den

---

71 George L. Mosse, Le guerre mondiali. Dalla tragedia al mito dei caduti (Die Weltkriege. Von der Tragödie zum Gefallenenkult), Roma/Bari 1990, S. 176 (s. auch George L. Mosse, Gefallen für das Vaterland. Nationales Heldentum und namenloses Sterben, Stuttgart 1993, S. 196, AdÜ). Der am Ostersonntag ausgeführte Massenmord wurde dank der mutigen Untersuchung des irischen Journalisten Michael Davitt und der Enthüllungsartikel des volkstümlichen Schriftstellers Vladimir G. Korolenko allgemein bekannt (vgl. W. Bruce Lincoln, I bianchi e i rossi. Storia della guerra civile russa [Die Roten und die Weißen. Geschichte des russischen Bürgerkrieges], Milano 1991, S. 280 [am. Originalausgabe: Red Victory: A History of the Russian Civil War, New York 1989, AdÜ]).

72 Eine französische Übersetzung des Gesetzes findet sich in: Documents sur les pogromes en Ukraine et l'assassinat de Simon Petljura à Paris (1917-1921-1926), (Paris 1927), S. 16-19.

Pogromen.[73] Obwohl wegen der geringen Macht, über die sie verfügten, im Ungewissen frommer und nobler Absichten verbleibend, waren derartige Amtsmaßnahmen der ukrainischen Patrioten - zu denen die Bildung eines Sonderministeriums für jüdische Angelegenheiten gezählt werden muß - das Ergebnis einer präzisen und kohärenten politischen Entscheidung. Petljura selbst hielt seine Truppen in zahllosen Verordnungen und Aufrufen dazu an, Gut und Leben der jüdischen Bevölkerung zu schützen. Wie erklären sich dann die antisemitischen Vorfälle, mit denen sich nach vielen Quellen auch die nationalistische Armee der Ukraine befleckt hat? Daß sich in den Kosakenabteilungen Petljuras die Abneigung gegen die Bolschewisten mit dem Haß gegen die Juden vermengt hat, ist durch die Eindringlichkeit belegt, mit der dieser seine Soldaten ermahnte, nicht alles über einen Kamm zu scheren. So erklärte der Oberbefehlshaber des Direktoriums zum Beispiel in der Verordnung vom 7. Juli 1920,[74] mit der die *„Reitertruppen der Ukraine"* aufgefordert wurden, kein *„Pogrom und keine Gewalt"* zu begehen, da *„jede gegen die unbewaffnete Bevölkerung verübte Gewalt unsere geheiligte Sache (entehrt)"*: *„Daß es unter den Juden Kommunisten gibt, ist genauso wahr, wie daß es sie unter uns gibt, doch das heißt nicht, daß alle Juden Kommunisten sind, das heißt nicht, daß unschuldige Menschen für Verbrechen, die an unserem Volk begangen wurden, bürgen müssen. Jeder, der unserer Sache Schaden zufügt, ist - ob Jude, Russe oder Ukrainer - ein Feind unseres Volkes. Aber wir dürfen ihn nicht vernichten. Wir müssen ihn verhaften und der Gerechtigkeit übergeben, damit er die Strafe erhält, die er verdient."*

Schöne Belehrungen waren bestimmt nicht hinreichend, Vorurteile und Gemütsaufwallungen von Menschen zu stoppen, die sich angewöhnt hatten, im verhaßten Juden zugleich den kommunistischen Feind zu sehen. Und so verübte Petljuras Armee ebenfalls barbarische Taten, die die *„geheiligte Sache"* des ukrainischen Patriotismus entehrten. Ob der Führer des Direktoriums, der ein überzeugter Demokrat war, alles Erdenkliche getan hat, das Unkraut des Antisemitismus zu vernichten, ist eine Frage, die dahingestellt bleibt. Es war für ihn jedenfalls keine leichte Aufgabe, bedenkt man, daß es nicht einmal den äußerst strengen Politkommissaren der Roten Armee gelungen ist, zu verhindern, daß das eingefleischte antijüdische Vorurteil zu blutigen Ausbrüchen führte. Man weiß, daß die finstere und schreckliche, in den blutrünstigen Erzählungen Isaak Babels verewigte Reiterarmee von Budënnyj Plünderungen und Pogrome zu veranstalten pflegte. Das „Gift des Antisemitismus" war in Weißrußland und in der Ukraine so stark verbreitet, daß ein hoher Funktionär der Čeka in einem Bericht vom April 1919 an das bolschewistische Zentralkomitee unter anderem vorschlug, jüdische Kommunisten, die sonst gewöhnlich auf verantwortliche Posten in Partei oder Armee berufen wurden, als einfache Soldaten in die Rote Armee zu holen.[75]

Hinsichtlich des Ursprungs des Antisemitismus ist es angebracht, die Betrachtungen zu zitieren, die in dem Bericht enthalten sind, den ein Beamter des Beschaffungsbüros im Moskauer Sowjet anläßlich einer Reise in die Ukraine verfaßt hat: *„Da in der Ukraine die Kommunisten in der Mehrheit Juden sind, folgt daraus, daß überall - ob in der Stadt oder in den kleinen Flecken - die jüdischen Kommunisten und deren Anhän-*

73 S. das entsprechende Gesetz in: Ebd., S. 57-61.
74 Ebd., S. 147-148.
75 Bol'ševistskoe rukovodstvo. Perepiska, a.a.O., S. 90-91.

ger an die Macht gekommen sind, die überdies, im Regieren unerfahren, eine Reihe taktloser Handlungen begangen haben. Seit langem hegt die ukrainische Bevölkerung eine feindselige Haltung gegenüber den Juden. Jetzt macht die Bevölkerung für alles Unheil und jede Schmach in erster Linie den verantwortlich, der an der Macht ist. Und weil die Gewißheit, daß alle Macht in den Händen der Juden liegt, unangefochten herrscht, erstarkt demnach unter der Bevölkerung der Antisemitismus immer mehr... Daneben speist sich der Haß gegen Juden aus einer ganzen Reihe von Motiven, darunter die von den Juden als Spekulanten bei der Verproviantierung ausgeübte Rolle. In der Ukraine haben sich die Juden vornehmlich im Handel betätigt, und nun befindet sich fast der gesamte noch vorhandene Handelsapparat in ihrer Hand. Ich weiß nicht warum, aber sie erfreuen sich weitgehender Unterstützung seitens der Obrigkeit, und dies ermöglicht ihnen, in der Vorratshaltung, im Horten von Nahrungsmitteln, im Versand, bei Preiserhöhungen und generell in Ernährungsfragen, einen Vorrang einzunehmen. Es hat Fälle gegeben, wo jüdische Aufkäufer unter Mitwirkung echter Arbeiter verprügelt wurden."[76]

Auch Machnos Partisanenbanden wurden von Zeitgenossen und späteren Historikern angeklagt, sich an der barbarischen Praxis des Antisemitismus beteiligt zu haben.[77] Erst jüngere Arbeiten neigen dazu, den infamen Ruf, der so lange auf der „Aufständischenarmee" gelastet hat, zurückzuweisen. In den Jahren Gorbačovs hat die sowjetische Geschichtsschreibung das traditionell negative Urteil über die *machnovščina* revidiert und den *bat'ko* von diesen Anschuldigungen freigesprochen.[78] Obschon in vielen allgemeinen Arbeiten über den Zeitraum von 1917-1921 das Echo der herkömmlichen Anklagen gegen Machno noch nicht verschwunden ist, gibt es keinen Grund, daran zu zweifeln, daß dem *bat'ko* antisemitische Vorurteile im Grunde fremd waren. Weniger einfach ist es, die von ihm angeführte Bauernbewegung zu entlasten. Der Haß gegen die Juden war in den ukrainischen Dörfern zu verwurzelt, um auszuschließen, daß von ihm nicht auch die aus Bauern bestehende „Aufständischenarmee" befallen war. Im dritten Buch seiner Erinnerungen erwähnt Machno einen Brief, der ihm im Sommer 1918 von Genossen aus Guljajpole geschrieben wurde, worin die Existenz von *„Spionen und Provokateuren"* unter den reichen Juden angezeigt wurde; und in einem weiteren Abschnitt zeigt er sich selbst von der Komplizenschaft jüdischer Händler mit den österreichisch-deutschen Besatzungstruppen überzeugt, obwohl er seine Verurteilung des Antisemitismus aufrecht erhält.[79] Beide Hinweise lassen uns die Mentalität der aufständischen Bauern verstehen, von denen die Juden mit den sozialpolitischen Feinden identifiziert wurden - eine Mentalität, die der in der Weißen Ar-

76 Zit. in: S. A. Pavljučenkov, Krest'janskij Brest, ili predystorija bol'ševistskogo NEPA (Das bäuerliche Brest, oder die Vorgeschichte der bolschewistischen NEP), Moskva 1996, S. 98.

77 Umgekehrt hat die umfangreiche anarchistisch beeinflußte Literatur immer hochmütig jede Schuld von sich gewiesen. Mir scheint es dienlich, diesbezüglich auf einen wenig bekannten, aber ziemlich einzigartigen Text hinzuweisen, der von einem sowjetischen Anarchisten für eine israelische Zeitschrift geschrieben wurde: V. Litvinov, Nestor Machno i evrei (Nestor Machno und die Juden), in: Vremja i my, 71/mart-aprel' 1983, S. 118-138.

78 Ich erinnere zumindest an V. V. Komin, Nestor Machno: mify i real'nost' (Nestor Machno: Mythen und Wirklichkeit), Kalinin 1990, S. 28, da der Verfasser immer, auch während der bleiernen Zeit von Brežnev, einer der ernsthaftesten und gewissenhaftesten Historiker der russischen politischen Bewegungen gewesen ist.

79 N. Machno, Vospominanija, a.a.O., S. 192-193 und S. 308-309.

mee und bei den nationalistischen Soldaten verbreiteten nicht unähnlich ist, derzufolge ein Jude selbstverständlich „Kommunist" sein mußte. Damit erklären sich die das allererste Stadium der *machnovščina* begleitenden antisemitischen Ausbrüche. Es ist möglich, daß sich der *bat'ko* ihnen nicht widersetzte, da er sie nicht für rassistische Übergriffe, sondern für Klassenauseinandersetzungen hielt. Doch seit dem Frühjahr 1919 suchten die Intellektuellen des „Kultur- und Bildungsausschusses" die antisemitische Gefahr, die ihnen wohl bewußt war, mit einer regen Aufklärungskampagne zu bekämpfen. Ist ihnen dies stets gelungen? Wir wissen nur, daß die Anstifter von Pogromen, ebenso wie die Plünderer, strengstens bestraft wurden.

Der Krieg zwischen „Aufständischen" und Bolschewisten

Ende 1919 und Anfang 1920 gelang es der Roten Armee, die Armee Denikins aus der Ukraine zurückzuwerfen und sie zum Rückzug an die Ufer des Schwarzen Meeres und in den Kaukasus zu zwingen. Kurz zuvor hatte Churchill in seiner Bilanz der alliierten Intervention und zum Stand des Bürgerkriegs enttäuscht bemerkt: *„Die Armeen des Admiral Kolčak, die in der Hauptsache mit britischer Munition versehen sind, erreichten im Mai eine Gesamtzahl von fast 300.000 Mann. Die Armeen des General Denikin kamen auf zirka 250.000 Kämpfer... Aus dem oben Gesagten ist klar, daß Elemente vorhanden waren, die mit Leichtigkeit zum Sieg geführt hätten, wären sie nur auf abgestimmte Weise eingesetzt worden. Sie sind jedoch durch einen vollkommenen Mangel an Abstimmung vergeudet worden und dies aufgrund der völligen Abwesenheit einer klaren und entschiedenen Politik unter den siegreichen Alliierten. Manche waren für den Frieden und manche für den Krieg. Mit dem Ergebnis, weder Krieg noch Frieden zu machen."*[80]

Die bitteren Betrachtungen des englischen Kriegsministers, der ein unermüdlicher Verfechter der alliierten Intervention und ein aufmerksamer Beobachter der Vorgänge im Bürgerkrieg war, enthalten einen wahren Kern. Es bleibt hinzuzufügen, daß hinsichtlich der Operationen an der Südfront der Beitrag der „Aufständischenarmee" Machnos für den Sieg der Roten ausschlaggebend war. Als die Gefahr abgewendet war, brachen die Bolschewisten das taktische Bündnis mit den Partisanenabteilungen des *bat'ko*, erklärten ihn und seine Männer zu Gesetzlosen und zu *„Deserteuren und Verrätern"* und drohten, jeden, der den Rebellen Unterstützung gewährte, *„mitleidlos auszulöschen"*.[81] Die Richtlinien wurden von der Roten Armee und den Schergen der Čeka mit bedenkenloser Grausamkeit umgesetzt, indem sie auf der Suche nach Partisanenrebellen die Dörfer durchkämmten und jeden erschossen, der verdächtigt wurde, den „Aufständischen" Unterschlupf zu gewähren. Diesen gelang es, obschon in den vorhergehenden Kämpfen und durch eine Typhusepidemie geschwächt, nichtsdestotrotz Widerstand zu leisten und den in Stadt und Land unbeliebten Kommunisten harte

80 Zit. in: George A. Brinkley, The Volunteer Army and Allied Intervention in South Russia, 1917-1921. A Study in the Politics and Diplomacy of the Russian Civil War, Notre Dame (Indiana) 1966, S. 214-215.

81 Vgl. die Verordnung vom 9. Januar 1920, in: Nestor Ivanovič Machno: Vospominanija, materialy i dokumenty, a.a.O., S. 166-167. Der Vorwand, die „Aufständischen" für vogelfrei zu erklären, bestand in deren verständliche Weigerung, sich an die polnische Front, weit von ihrem vertrauten Gebiet entfernt, zu begeben.

Verluste beizubringen. Machno war selbst von Typhus befallen und wurde dadurch für eine Weile daran gehindert, die Militäroperationen zu leiten. Einige Monate lang gab es heftige Zusammenstöße zwischen den bolschewistischen Abteilungen und den Bauernbanden des *bat'ko*. Wie sich der finstere und barbarische Alltag des Bürgerkrieges zwischen den Roten und den Rebellen darstellte, offenbart das Tagebuch des Chefs der Gegenspionage der Machnoarmee, das auch bestimmte, wenig erbauliche Sitten des *bat'ko* und seiner Männer ungeschminkt festhält. Sein unschätzbarer dokumentarischer Wert lohnt das Zitieren einiger Auszüge:

„20. Februar (1920, E.C.). *In Svjatoduchovka haben wir eine Versammlung abgehalten. Danach betrank sich Machno und fing an, zu blödeln und mit Geld nach den Bauern zu werfen. Im Hauptquartier geriet er mit Karetnikov aneinander. Er wollte Popov erschießen, weil der Galina* (Machnos Frau) *den Hof gemacht hatte. Sie banden ihn und legten ihn auf den Karren...*

1. März. Um 12 sind wir nach Varvarovka vorgerückt. Unterwegs hielten wir einen Zug an, in dem eine Kompanie Roter war, die wir entwaffneten. Den Befehlshaber erschossen wir. 30 Freiwillige nahmen wir mit uns. Gegen Abend machten wir einen überraschenden Einfall in Guljajpole und vertrieben das sechste Sowjetregiment. Wir nahmen 75 Soldaten der Roten Armee gefangen und den im Kampf verletzten Kommandeur Fedjuchin. Er bat uns, ihn zu erschießen und Kalašnikov erfüllte ihm seine Bitte. 15 Gefangene traten in unsere Abteilung ein...

5., 6., 7. März. Wir sind in Guljajpole geblieben. Der bat'ko trank bereits seit Federovka. Er besuchte mit seinen Männern Bekannte und tanzte zur Harmonika. Die Bauern lachten, doch er geriet in Wut und feuerte mit seinem Revolver auf die Aufständischen, die zuhause blieben und keine Lust zu kämpfen hatten...

12. März. Wir haben uns nach Uspenovka begeben. Die Bauern hatten eine Menge hausgemachten Schnaps (samogon): Wir betranken uns alle. Am Abend kam Taranovskij mit 20 Einwohnern von Pologi. Sie erzählten uns, daß man in Pologi nicht mehr sein kann: Die Roten verhaften und erschießen alle Machnovisten, nehmen Geiseln...

15. März. Von Gavrilovka gingen wir nach Komar'. Auf dem Weg steckten wir die deutsche Siedlung von Mariental' in Brand, weil die Deutschen einen Agenten unserer Dienste umgebracht hatten. Wir töteten 30 Männer und nahmen deren Pferde...

16. März. Wir gingen nach Andrianovka und nahmen in einem Überraschungsangriff die zu Strafexpeditionen eingeteilte dritte Kompanie des zweiundzwanzigsten Regiments gefangen. Gestern hatte diese Kompanie 15 Machnovisten erschossen und 15 Höfe in Brand gesteckt. Die Bauern waren terrorisiert. Sie faßten aber Mut, als wir kamen und machten kurzen Prozeß. Es gab 120 Gefangene, an der Spitze die Kommunisten. Die Bauern schlugen sie mit Stöcken, spießten sie an Gabeln auf und erschossen sie einzeln oder in Haufen. Die mit ihren Händen auf dem Rücken gefesselten und entkleideten Gefangenen wurden von Karetnikov, Kalašnikov und Popov mit dem Maschinengewehr niedergemacht...

23. - 28. März. Wir stoppten in den Dörfern Vsevsjatskoe und Pavlovskoe. Dort zersprengten wir die zweite Kompanie des zweiundzwanzigsten Regiments und erschossen 4 Machnovisten, die nicht mit uns kommen wollten...

2. Mai. Wir gingen nach Gajčul, wo wir ein Bataillon der Roten Armee gefangennahmen. Die Kommandanten erschossen wir dort, die einfachen Soldaten ließen wir frei. Dort hatten die Roten 15 Machnovisten erschossen. Machno war in Hochstimmung, weil der Rote Terror die Aufständischen dazu gebracht hat, sich unserem Zug anzuschließen."[82]

Über den Alltag der „Aufständischen" zu jener Zeit besitzen wir einen weiteren Text von größerer literarischer Raffinesse und nicht minder dokumentarischer Frische. Es ist das im Februar/März 1920 geführte Tagebuch von Machnos Frau, Galina (Halyna) A. Kuz'menko, das in die Hände der kommunistischen Polizei fiel und siebzig Jahre lang in den Archiven begraben lag. In russischer Übersetzung ist es zum ersten Mal am Vorabend des Zusammenbruchs der UdSSR veröffentlicht worden.[83] Wir zitieren daraus zwei Auszüge, die weitere wissenswerte Einzelheiten aus der rustikalen Epopoe der *machnovščina* bieten:

„*13. März*

Wir machten in Uspenovka halt. Auch heute hat der bat'ko getrunken. Er schwätzte viel. War betrunken mit der Harmonika unterwegs und tanzte. Ein wirklich reizendes Bild. Redete und fluchte. Nachdem er genug gequasselt und sich ausgetanzt hatte, schlief er ein.

Ein Mann aus Uspenovka beschwerte sich im Hauptquartier über einen ehemaligen Aufständischen, der ein Mädchen (seine Nichte) und seinen Sohn verprügelt hatte. Das Mädchen ging einmal mit dem Aufständischen, hatte sich aber während dessen Abwesenheit in einen anderen Jungen verliebt, mit dem es immer noch zusammen ist. Wieder daheim, machte sich der Aufständische erneut an das Mädchen heran und als es Nein zu ihm sagte, hat er es geschlagen und ihren Vetter ebenfalls. Nach einer Weile näherte sich der Aufständische spät abends dem Haus des verprügelten Jungen und beorderte diesen in den Hof, um ‚Frieden zu schließen'. Niemand kam heraus, es wurde ihm jedoch bedeutet, dazu tagsüber wiederzukommen. Der Aufständische blieb störrisch und drohte, eine Bombe gegen das Fenster zu schleudern. Nun feuerte der Mann (der Vater des Jungen) auf den Aufständischen und verwundete diesen. Jetzt geht der Aufständische herum und spricht davon, ihn zu erschießen, sobald er selbst geheilt ist.

---

82 Ebd., S.169-171. Das eben zitierte Dokument bestätigt die ungehaltenen Enthüllungen Volins - die von den Apologeten stets abgestritten werden - über die „*inconduite morale*" („*moralisch schlechten Lebenswandel*") des *bat'ko* und seiner Männer: „*Unter dem Einfluß des Alkohols wurde Machno verantwortungsloser: er verlor die Kontrolle über sich. Persönliche Launenhaftigkeit, von Gewalttätigkeit oftmals begleitet, trat an die Stelle des revolutionären Pflichtbewußtseins. Willkür, absurde Dummheiten, bloße Einfälle und ‚diktatorische Träumereien'... Das unvermeidliche Ergebnis dieser Abweichungen und Verirrungen bestand in der Herausbildung eines ‚Soldatenbewußtseins', das zur Entstehung einer Art ‚militärischer Clique' - oder auch eines Kameradschaftskreises um Machno herum führte.*" Voline, La révolution inconnue, a.a.O., S. 682-683 (s. auch Volin, Die unbekannte Revolution III, a.a.O., S. 173, AdÜ).

83 40 dnej v Guljaj-Pole. Dnevnik matuški Galiny, ženy bat'ki Machno (40 Tage in Guljaj-Pole. Tagebuch von Mutter Galina, Frau des *bat'ko* Machno), Vladimir/Moskva 1990. Über die autographische Echtheit des Dokuments bestehen keine Zweifel, auch wenn Aršinov (Istorija machnovskogo, a.a.O., S. 210 Fußnote) kategorisch abstreitet, daß Galina A. Kuz'menko ein Tagebuch geführt und verloren hat (s. auch P. Arschinoff, Geschichte der Machno-Bewegung, a.a.O., S. 274, Fußnote, AdÜ).

Die unsrigen lauschten der Geschichte und schickten dann alle nach Hause, wobei sie den Aufständischen warnten, daß sie ihn, sollte er sich rächen, bei ihrer Rückkehr bestrafen würden.
Im vertraulichen Gespräch gab Nestor dem Aufständischen recht...
17. März
Wir betraten das Dorf und sahen eine Gruppe Männer auf der Straße: Manche saßen, manche standen und entkleideten sich. Um sie herum kreisten unsere Jungs, zu Pferd oder zu Fuß.
Es waren die Gefangenen. Man ließ sie vor der Hinrichtung sich ihrer Kleider entledigen. Sobald sie sich ausgezogen hatten, hieß man sie, sich untereinander an den Händen zu fesseln. Es waren alles Großrussen, junge und gesunde Kerle... Die Bauern schauten zu, wie die Gefangenen zuerst entkleidet, danach weggeführt und nacheinander erschossen wurden. Nachdem einige auf diese Art erschossen wurden, stellte man die anderen in einer Reihe auf, und sie machten sie mit dem Maschinengewehr nieder. Einer entkam, wurde aber eingeholt und erschlagen. Die Bauern schauten zu. Sie schauten und freuten sich. Sie erzählten wie sich dieser Truppenteil in den vergangenen Tagen ihres Dorfes bemächtigt hatte: Sie gingen betrunken in den Dörfern herum, befahlen, ihnen das beste Essen zu kochen, peitschten die Bauern, die dabei still bleiben mußten."[84]

In der ersten Hälfte des Jahres 1920 gesellte sich zu den harten militärischen Gefechten zwischen der „Aufständischenarmee" und der Roten Armee eine heftige politische Polemik zwischen beiden Lagern, die sich gegenseitig die boshaftesten Schmähungen und Beschimpfungen an den Kopf warfen. Während Machno von der bolschewistischen Presse als der schlimmste Feind der Revolution dargestellt wurde, befleißigten sich die „Aufständischen" ihrerseits einer nie zuvor verwendeten Sprache gegen die *„kommunistischen Henker"*, *„bolschewistischen Rädelsführer"* und *„elenden Feiglinge"*, die schnell vor den Weißen davonlaufen und nur dazu imstande sind, *„Dörfer und Ländereien in Brand zu stecken"*.[85]

Die Niederlage der *machnovščina*

In der von Galina A. Kuz'menko hinterlassenen Schilderung der summarischen Hinrichtung der bolschewistischen Schar befindet sich ein Hinweis auf die Zugehörigkeit der „Roten" zur großrussischen Ethnie. Es scheint gewiß, daß die Frau Machnos, eine dem patriotischen Milieu nahestehende Intellektuelle, der Suche nach der nationalen Wiedergeburt der Ukraine ergeben war. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag es gerade an ihr und ihren Freunden, daß die „Aufständischenarmee" dieser Frage eine größere Aufmerksamkeit zu schenken begann und sogar Zeitungen und Broschüren in ukrainischer Sprache verlegte. Was Machno angeht, wissen wir, daß er - ob wegen seiner bäuerlichen Herkunft oder aufgrund des durch die russischen Revolutionäre auf ihn

84 Ebd., S. 8 und 10.
85 S. die Aufrufe und Flugblätter aus der ersten Hälfte des Jahres 1920, die im „Internationalen Institut für Sozialgeschichte" in Amsterdam aufbewahrt werden, in: L. J. Van Rossum, Proclamations of the Machno Movement, 1920, in: International Review of Social History, 2/1968 (Vol. XIII), S. 246-268, besonders S. 256-261.

ausgeübten Einflusses - den Forderungen der patriotischen Intelligenz mit Feindseligkeit oder mit Gleichgültigkeit begegnete. Die Sache der ukrainischen Unabhängigkeit wurde auch von den im „Kultur- und Bildungsausschuß" tätigen politischen Mentoren des *bat'ko*, die fast alle Anarchisten russischer Nationalität und überzeugte Internationalisten waren, nicht geschätzt. Welchen Anteil die mit Galina A. Kuz'menko verbundenen Patrioten in der Machnobewegung hatten, ist eine umstrittene und noch offene Frage, zu der die Quellen recht zurückhaltende oder sich widersprechende Angaben machen. Es war sogar von einem Komplott die Rede, das nationalistische Kreise angezettelt hätten, um den *bat'ko* zu stürzen und ihn zu ersetzen.[86] Mit Sicherheit kann nur bestätigt werden, daß die „Aufständischen" die Notwendigkeit verspürten, den Kreis ihrer Anhänger zu erweitern und auch Propagandamaterial in ukrainischer Sprache verlegten, ohne sich deshalb der nationalistischen Sache anzuschließen. Die Feindschaft zu Petljura, der mit den schlimmsten Feinden der Revolution verglichen wurde, wurde nicht geringer. Machno und die Seinen wollten - abgesehen vom kritischsten Moment des Kampfes gegen Denikin - einen Pakt mit dem Leiter des Direktoriums nie ernsthaft in Betracht ziehen. Dennoch stellte Petljura 1920 in weiten Bereichen der ukrainischen Gesellschaft noch eine erhebliche Kraft dar, sofern wir dem Bericht der zentralen Leitung der bolschewistischen Partei Glauben schenken.[87] Das fehlende Bündnis mit der patriotischen Bewegung trieb die Bauernarmee des *bat'ko* in eine sterile und gefährliche Isolation, aus der die Bolschewisten Nutzen zogen und infolgedessen den „Aufständischen" harte Schläge versetzten. Selbst ein begeisterter Bewunderer Machnos wie Alexandre Skirda warf dem *bat'ko* eine *„schwerwiegende Unterschätzung des nationalen Faktors in der Ukraine"* vor und bemerkte, daß *„es den Machnovisten ein* modus vivendi *mit den Petljuristen erlaubt hätte, sich stärker dem Kampf gegen die weißen und roten Invasoren zu widmen"*.[88] Bei all seinen Fehlern und Grenzen verfügte Petljura stets über eine hellsichtige Kenntnis der Bedrohung, die der bolschewistische Imperialismus für die ukrainische Nation und das Volk darstellte. Wer dagegen, wie Machno und dessen anarchistische Berater, im Namen einer vorgeblich gemeinsamen Sache bereit war, taktische Abmachungen mit den Moskauer Kommunisten zu treffen, war sich weder über die wahre Natur des Bolschewismus noch über das Band zwischen diesem und dem alten russischen Imperialismus im klaren.

Der wütende Krieg zwischen den Bolschewisten und den „Aufständischen" setzte am Höhepunkt der letzten Offensive der weißen Armeen gegen Sowjetrußland, gegen

---

86 Diesbezüglich sei auf die ausgezeichnete Studie von F. Sysyn verwiesen: Nestor Makhno and the Ukrainian Revolution, in: Taras Hunczak (ed.), The Ukraine, 1917-1921, a.a.O. (insbesondere die Seiten 289-292). Über die Spannungen zwischen Nestor und seiner Frau, selbst in den Jahren der Emigration, sind etliche Gerüchte und einiges an Klatsch im Umlauf. Ein ziemlich - auch Volin - übelwollendes, mit Vorsicht zu lesendes Zeugnis über Galina A. Kuz'menko ist Ida Mett, Souvenirs sur Nestor Makhno, Paris 1983.

87 *„Die Bewegung von Petljura (petljurovščina) hatte ein engmaschiges Agentennetz in den Kooperativen, unter den Landschullehrern und unter der gleichgültigen Masse."* (Otčet Central'nogo Upravlenija Črezvyčajnych Komissij pri Sovnarkome Ukrainy za 1920 god, in: Z archiviv VUČK-GPU-NKVD-KGB, 1/1994, S. 5).

88 Alexandre Skirda, Nestor Makhno, a.a.O., S. 361-362. Wegen der äußerst soliden dokumentarischen Grundlage und der erschöpfenden Kenntnis der Geschichtsschreibung überragt diese Arbeit die umfangreiche Literatur zu Machno, doch der Erkenntniswert wird leider durch das beharrliche apologetische Ungestüm des Verfassers gemindert, der sich durchgehend in die Robe des Verteidigers des *bat'ko* kleidet.

Ende des Sommers 1920, aus. Aus der Ukraine und dem Nordkaukasus vertrieben, schifften sich die Truppen Denikins im März 1920 im Hafen von Novorossijsk in Richtung auf die Krim ein. Dort ernannte der besiegte Diktator am 4. April den Generalleutnant Pëtr N. Wrangel zum Oberbefehlshaber der weißen Streitkräfte in Südrußland, das heißt zu seinem unmittelbaren Nachfolger. Somit begann die letzte Episode des Bürgerkrieges, die für das kommunistische Regime, das sich seit Ende April auf einen Krieg mit Polen unter Pilsudski eingelassen hatte, voller Gefahren war. Umgeben von qualifizierten und intelligenten Mitarbeitern - darunter der liberale Pëtr B. Struve, einer der Väter des russischen Marxismus -, bemühte sich Baron Wrangel, den schrecklichen Ruf eines Wiederherstellers der alten Adelsordnung zu tilgen, den sich die „Freiwilligenarmee" unter Denikin erworben hatte. Er versprach eine radikale Agrarreform zugunsten der Bauern, modernisierte die Verwaltung auf der Krim, ordnete die Armee neu und änderte auch deren Bezeichnung, wobei er die imperialistische Losung des *„einen und unteilbaren Rußland"* aufgab.[89] Dabei handelte es sich nicht nur um taktische Züge, denn der neue Befehlshaber war von der Vergeblichkeit der bislang von den weißen Generälen gehegten reaktionären Träume überzeugt. Da er auf ukrainischem Gebiet zum Angriff übergehen wollte, mußte er den Nationalisten des Direktoriums Zugeständnisse machen, mit denen jedoch erst ziemlich spät, im November 1920, ein Abkommen unterzeichnet werden konnte, als die antibolschewistische Offensive bereits am Scheitern war.[90]
Wrangel versuchte auch Machno auf seine Seite zu ziehen und schickte ihm einen Boten mit dem Vorschlag einer gemeinsamen Militäraktion gegen die Bolschewisten. Die grobe Antwort des *bat'ko*, der den Überbringer der Botschaft hinrichten ließ, war klar und unmißverständlich.[91] Dessen ungeachtet waren Gerüchte über ein Bündnis zwischen Weißen und „Aufständischen" im Umlauf, die in der kommunistischen Presse breit getreten wurden. Obwohl es weiter gespannt blieb, begann sich das Verhältnis zwischen Machnovisten und der Roten Armee zu ändern. Die militärischen Erfolge von Wrangel in der Ukraine und die Niederlage der Roten Armee bei Warschau schwächten einmal mehr die Position der Bolschewisten, die das bereits im Vorjahr aufgeführte Stück auffrischten und Machno vorschlugen, einen neuen Pakt gegen die gemeinsamen Feinde zu schmieden. Die bei den „Aufständischen" nicht ausbleibenden Bedenken wurden angesichts der verlockenden Angebote der Bolschewisten überwunden. Das am 15. Oktober 1920 von beiden Seiten unterzeichnete politische und militä-

---

89 In dem Brief vom 20. Juni 1920, mit dem Struve die französische Regierung über die programmatischen Absichten Wrangels informierte, steht an erster Stelle die feierliche Verpflichtung, *„den Bauern den Besitz des Bodens, den sie bearbeiten und das volle Eigentumsrecht über ihn zu sichern"* und die bereits erfolgten Besetzungen der Herrengüter anzuerkennen. Ausdrücklich war auch das Versprechen, eine „Föderierte Union" der verschiedenen Teile Rußlands zu schaffen, die auf dem freien Willen der Bevölkerung *„mittels auf demokratischer Grundlage gewählter repräsentativer Versammlungen"* beruht (vgl. Vospominanija generala barona P. N. Vrangelja, čast'vtoraja, Moskva 1992, S. 189-194).

90 Zum Novemberabkommen, in dem das Selbstbestimmungsrecht der Ukraine anerkannt wurde, vgl. Anna Procyk, Russian Nationalism and Ukraine. The Nationality Policy of the Volunteer Army during the Civil War, Edmonton/Toronto 1995, S. 162-163.

91 Die makabre Episode ist - ohne einen Anflug von Mißbilligung - geschildert in: P. Aršinov, Istorija machnovskogo, a.a.O., S. 160-162 (s. auch P. Arschinoff, Geschichte der Machno-Bewegung, a.a.O., S. 211, AdÜ).

rische Übereinkommen[92] sah die Entlassung der verhafteten Machnovisten und Anarchisten vor und räumte letzteren *„vollständigste Agitations- und Propagandafreiheit"*, das Recht auf Beteiligung an den Sowjets und die Anerkennung der besonderen Rolle der „Partisanen" - Armee des *bat'ko* im Kreis der sowjetischen Streitkräfte ein. Die Kommunisten weigerten sich, einen letzten von den Machnovisten geforderten Punkt zu unterschreiben, der die *„Organisation freier Organe der wirtschaftlichen und politischen Selbstverwaltung der örtlichen Arbeiter- und Bauernbevölkerung"* im Rayon der Machnoarmee betraf. Damit ließen sie zwar eine zeitweilige Meinungsfreiheit der Bauernrebellen zu, aber ohne diesen die Bildung einer anarchistischen Republik auf dem Boden des Sowjetstaates zu gestatten. Das wichtigste von den „Aufständischen" erzielte Ergebnis war - neben den anhebenden Lobgesängen, die von der bolschewistischen Presse erneut auf Machno angestimmt wurden[93] - die Freilassung ihrer Genossen aus der Haft. Dank des Übereinkommens konnte Volin in die Freiheit zurückkehren.

Die „Aufständischen" kämpften wiederum loyal und mutig an der Seite der Roten Armee und trugen zur Niederlage Wrangels bei. Doch sobald der weiße General die Ukraine und den Nordkaukasus verließ, um sich auf die Krim zurückzuziehen - wo er bald mit seinen engsten Getreuen zur Flucht nach Konstantinopel genötigt wurde -, begann der Krieg zwischen Bolschewisten und Machnovisten aufs Neue. Die massive Gegenoffensive der Roten Armee offenbarte, wie naiv die kühne Hoffnung war, allein gegen alle von den Parteien unabhängige *„freie Sowjets"* aufbauen zu können. Mit einer endgültigen Verfügung befahl der bolschewistische Stab der Südfront am 23. November 1920 den Partisanenabteilungen der „Aufständischenarmee", sich in *„normale Militäreinheiten der Roten Armee"* zu verwandeln und verkündete, daß es nun soweit sei, mit der *machnovščina* Schluß zu machen.[94] Wenige Tage darauf wurde die Abteilung von Semën Karetnik (oder Karetnikov?), einem der engsten Mitarbeiter des *bat'ko*, auf der Krim, wo sie gegen die Reste von Wrangels Armee kämpfte, entwaffnet: Der Kommandant und seine Adjutanten wurden erschossen. Inzwischen verhaftete die Čeka weitere bedeutende Gefolgsleute Machnos und schickte sie zur Aburteilung und Erschießung nach Moskau. Nachdem die Weißen bezwungen und der Waffenstillstand mit Polen unterzeichnet waren, hatte die Rote Armee jetzt freie Hand gegen die

---

92 S. P. Aršinov, Istorija machnovskogo, a.a.O., S. 164-166 (s. auch Peter Arschinoff, Geschichte der Machno-Bewegung, a.a.O., S. 214-217, AdÜ). Vgl. auch V. N. Volkovinskij, Machno i ego krach, a.a.O., S. 237-238.

93 Obwohl Trockij das jüngste Bündnis mit dem *bat'ko* begrüßte, forderte er die Kommunisten trotzdem auf, wachsam zu bleiben und den Machnokult unter den Bauern nicht zu ermutigen (s. sein Telegramm vom 11. Oktober, in: Rossijskij gosudarstvennyj voennyj archiv, f. 33987 op. l d. 359, l. 350). Der Führer der Roten Armee fabrizierte sogleich eine plumpe Erklärung für die philobolschewistische Wende des *bat'ko*, die seiner Aussage zufolge von der jüngsten Klassendifferenzierung bei den ukrainischen Bauern bestimmt war: *„Solange das Land noch unter der Führung der kulaki vereint blieb, begaben sich die Abteilungen Machnos frei von einem Ort zum anderen und trafen auf Zustimmung und Unterstützung. Doch jetzt hat sich das große ukrainische Dorf in zwei Lager gespalten, zwischen denen man sich entscheiden muß: Entweder mit den kulaki oder mit den einfachen Bauern... Vor der Erfordernis stehend, sich sofort für die kulaki, Petljura, den polnischen Adel und Wrangel auf der einen und für die armen Bauern, die Arbeiter, die Kommunisten und die Sowjetmacht auf der anderen Seite zu entscheiden, haben die Machnovisten mehrheitlich beschlossen, auf die Seite der Roten Armee überzugehen."* (L. Trockij, Čto označaet perechod Machno na storonu Sovetskoj vlasti?, Moskva 1920, S. 5-6).

94 Nestor Ivanovič Machno: Vospominanija, materialy i dokumenty, a.a.O., S. 177-179.

rebellischen Bauern. Die kommunistischen Kommissare erwiesen sich als viel entschlossenere und grausamere Gegner als dies die Generäle Wrangels waren. Trotzdem gelang es den Scharen des *bat'ko* noch lange - dank der Partisanentaktik und der geschickten Zersetzung der Roten Armee, deren einfache Soldaten nach ihrer Gefangennahme freigelassen wurden -, den überlegenen bolschewistischen Kräften standzuhalten und nicht geringe Siege davonzutragen. Doch konnte eine einzelne Bauernguerilla über den übermächtigen sowjetischen Leviathan die Oberhand gewinnen? Da er jede Verbindung und jede Zusammenarbeit mit den „bürgerlichen" Kräften immer verschmäht hatte, war Machno zur politischen Isolation verurteilt. Das Ende kam im Sommer 1921, als selbst das Land für die Truppen des *bat'ko* unsicher wurde. Der „permanente Ausschuß zur Bekämpfung des Banditenwesens" ergriff äußerst drakonische Strafmaßnahmen gegen die Dörfer, die den Gefolgsleuten Machnos Hilfe oder Zuflucht gewährten. Als zur politischen Isolation die soziale hinzukam, hatten die Aufständischen keinen Rettungsanker mehr. Zu Sommerbeginn kamen bei den Kämpfen mit der Roten Armee die tapfersten Adjutanten Machnos ums Leben: Vasilij Kurilenko, Foma Kožin, Fëdor Ščus' und viele andere. Ende August 1921 flüchtete der *bat'ko* mit seiner Frau und den armseligen Resten seiner Armee nach Rumänien.
Die sowjetische Obrigkeit sandte der rumänischen Regierung eine offizielle Note und verlangte die Auslieferung des *„notorischen Banditen Machno"* und seiner Bandenmitglieder, die alle *„gewöhnliche Verbrecher"* seien. Bei dieser Gelegenheit erteilte die monarchistische Regierung Rumäniens den Kremlherren eine Unterweisung in Rechtskultur, indem sie diesen penibel die Bestimmungen des internationalen Rechts in Erinnerung brachte und genau darlegte, zu welchen Bedingungen und unter welchen Umständen ein eventuelles Auslieferungsgesuch in Betracht gezogen werden konnte: *„Da es in Rumänien keine Todesstrafe gibt, ist es erforderlich, daß die formale Verpflichtung eingehalten wird, nicht zur Hinrichtung der überstellten Personen zu schreiten."*[95]
Jeder weiß, daß Machno 1934 im Pariser Exil starb. Weniger bekannt - da dies erst in den letzten Jahren an den Tag kam - ist das traurige Schicksal seiner Witwe Galina A. Kuz'menko. Während der deutschen Besetzung Frankreichs wurde sie von Hitlers Polizei verhaftet und zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt, wo sie von der Roten Armee „befreit" und in das Vaterland zurückgeschickt wurde. In der UdSSR wurde sie zu zehn Jahren Haft verurteilt und verließ das Lager 1954. Nach ihrer Entlassung lebte sie in Kazachistan, wo sie um die Mitte der siebziger Jahre starb.

Erstveröffentlichung unter dem Titel „Machno nella rivoluzione ucraina del 1917-1921" in: Rivista Storica Dell'Anarchismo 1/2000 (Anno 7), S. 9-46.

Übersetzung aus dem Italienischen: Egon Günther

95 Die beiden diplomatischen Noten sind zitiert in: V. Telicyn, Nestor Machno, Moskva/Smolensk 1998, S. 418. Der Originaltext der sowjetischen Note findet sich in der offiziellen Sammlung „Dokumenty vnešnej politiki SSSR" (Außenpolitische Dokumente der UdSSR), IV, Moskva 1960, S. 364.

Philippe Bourrinet

Victor Serge: Totalitarismus und Staatskapitalismus. Sozialistische Dekonstruktion und kollektivistischer Humanismus

„...in der Nacht kündigt sich ein so strahlender und so verheißungsvoller Morgen an, daß wir ihn uns nicht vorstellen können... Lassen wir uns nicht entmutigen."
(Victor Serge)[1]

Der Übergang Rußlands zu einer relativen Demokratisierung, gestützt auf einen privatkapitalistischen Sektor, wirft drei Arten von Fragen auf: Wie hat der sogenannte „sowjetische Totalitarismus" entstehen und sich halten können, um schließlich zu implodieren? Warum hat der Übergang von einem Staatskapitalismus, den manche „kollektivistische Planwirtschaft" nennen, zu einem privatkapitalistischen Sektor sich mit solcher Leichtigkeit vollziehen können? Was gibt es für eine sozialistische Alternative in diesem 21. Jahrhundert,[2] die den Bedürfnissen einer neuen autonomen Sozialbewegung entspricht, deren Ziel der aus seinen ökonomischen und politischen Ketten befreite Mensch ist?
Das Zeugnis von Victor Serge ist außerordentlich wertvoll, um, nach dem Verschwinden des Stalinismus, diese für eine neue Sozialbewegung entscheidenden Fragen erörtern zu können. Seine Werke, die politischen ebenso wie die literarischen, sind, von ihrem spezifischen Wert abgesehen, eine Fundgrube für das Verständnis von Entstehung und Funktionsweise des Totalitarismus in Rußland und seiner ökonomischen Basis über einen Zeitraum von nahezu siebzig Jahren.

I. Zur Definition von Totalitarismus und Staatskapitalismus

Seit den 1930er Jahren benutzte Serge häufig den Begriff *„totalitär"* in seinen Schriften. Tatsächlich geht der Begriff auf die italienischen Antifaschisten zurück, wurde jedoch von den Faschisten übernommen. Mussolini bekannte sich 1925 zum *„unerbittlichen totalitären Willen"* seines Regimes. Unter Totalitarismus versteht man zunächst einmal die völlige Vereinnahmung der Zivilgesellschaft durch den Staat, den die Faschisten natürlich nicht als kapitalistischen Staat definierten. In den Worten von Mussolini: *„Alles für den Staat, nichts gegen den Staat, nichts außerhalb des Staates."*[3]

1 Brief von Victor Serge (Juni 1940) an Jean-Paul Samson, in: Jean-Paul Samson, Journal de l'an quarante. Témoins, o.O. 1967, S. 124.
2 Eric Hobsbawm, Das Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München/ Wien 1995.
3 Benito Mussolini, zit. nach Zeev Sternhell, Faschistische Ideologie. Eine Einführung, Berlin 2002, S. 99. S. auch die von Enzo Traverso herausgegebene Textsammlung „Le Totalitarisme. Le XXe siècle en débat", Paris 2001.

Die Machtübernahme Hitlers, der einen Totalitarismus rassistischen Typs errichtete, bei dem der Staat ein Übermittler des Führerwillens ist, machte den Totalitarismusbegriff dauerhaft in der antifaschistischen Literatur heimisch.

a. Der Begriff Totalitarismus zur Charakterisierung des 1918 entstandenen Sowjetstaates tauchte bei Serge schon frühzeitig auf, und zwar zu dem Zeitpunkt, als der Stalinismus triumphierte. In einem Brief, den er am 1. Februar 1933 aus Moskau an seine französischen Freunde schickte, sprach er von diesem Staat als *„einem totalitären Staat..., einer absoluten Kastenherrschaft, die von ihrer Macht berauscht ist und für die der Mensch nicht zählt"*.[4] Serge fühlte sich zu dieser Zeit der Linksopposition zugehörig, deren Positionen er im wesentlichen teilte. Trotzki, der den Sowjetstaat als *„degenerierten Arbeiterstaat"* charakterisierte, gelangte im September 1939 ebenfalls dazu, ihn als *„totalitären Staat"* zu definieren, der sich aber - seiner Meinung nach – *„nicht für alle Ewigkeiten halten"* kann.[5]

Während des Krieges setzte sich das Konzept des Totalitarismus durch. Zu Beginn des Krieges veröffentlichte der österreichische Ex-Kommunist Franz Borkenau ein Buch mit dem Titel „The totalitarian enemy", in dem Rußland mit einem *„roten Faschismus"* und das nationalsozialistische Deutschland mit einem *„braunen Bolschewismus"* gleichgesetzt wurde.[6] Der selbe Gedanke tauchte bei dem Rätekommunisten Otto Rühle auf, der 1915 im Reichstag zusammen mit Karl Liebknecht gegen die deutschen Kriegskredite gestimmt hatte. In einem Werk mit dem suggestiven Titel „Brauner und roter Faschismus" behauptete Rühle, daß der Totalitarismus nichts anderes sei, als eine universelle Tendenz in Richtung Staatskapitalismus, die in Rußland und Deutschland besonders deutlich zutage trete. Ihm zufolge gibt es eine *„innere Kongruenz der Tendenzen des deutschen und russischen Staatskapitalismus und ihre strukturelle, organisatorische, dynamische und taktische Identität, deren notwendiges Resultat der politische Pakt und die Einheit der militärischen Aktion ist"*.[7] Dieser Gedanke war übrigens von der inhaftierten und deportierten kommunistischen Linken Rußlands entwickelt worden. So war der junge Dezist (Gruppe des „Demokratischen Zentralismus" von Timofej V. Sapronov) Volodia Smirnov Anfang der dreißiger Jahre zu der Erkenntnis gelangt, *„daß der Kommunismus ein extremistischer Faschismus, der Faschismus ein gemäßigter Kommunismus ist"*, und daß die Welt sich auf eine neue soziale Form zubewege: den Staatskapitalismus.[8]

---

4 Brief von Serge an Freunde, unter dem Titel „Victor Serge est déporté" veröffentlicht in: Masses. Bulletin Mensuel d'Information des Groupes d'Études, 8, Juli/August 1933, S. 17 (dt.: Alles ist in Frage gestellt, in: Victor Serge, Für eine Erneuerung des Sozialismus. Unbekannte Aufsätze, Hamburg 1975, S. 119-127, hier S. 122).

5 Leo Trotzki, Die UdSSR im Krieg, in: Ders., Schriften 1. Sowjetgesellschaft und stalinistische Diktatur. Band 1.2 (1936-1940), Hamburg 1988, S. 1272-1295, hier S. 1285.

6 Franz Borkenau, The totalitarian enemy, London 1939. Der Ausdruck *„roter Faschismus"* war allerdings nicht neu. Er wurde zum ersten Mal von dem italienischen Anarchisten Luigi Fabbri in seinem Buch „La contro-rivoluzione preventiva (Riflessioni sul fascismo)", Bologna u.a. 1922, benutzt.

7 Otto Rühle, Brauner und roter Faschismus, in: Ders., Schriften. Perspektiven einer Revolution in hochindustrialisierten Ländern, Reinbek bei Hamburg 1971, S. 7-71, dort S. 8. Die These von der universellen Tendenz zum Staatskapitalismus hatte Rühle bereits in seinem unter dem Pseudonym Carl Steuermann veröffentlichten Buch „Weltkrise - Weltwende. Kurs auf Staatskapitalismus", Berlin 1931, vertreten.

8 Ante Ciliga, Dix ans au pays du mensonge déconcertant, Paris 1977, S. 265-266. Zum Werdegang von Ciliga vgl. Philippe Bourrinet, Ante Ciliga 1898-1992. Nazionalismo e comunismo in

b. Die Möglichkeit des Staatskapitalismus wurde in Rußland sehr früh in Betracht gezogen, zuerst von N. Ossinskij, der 1918 feststellte: *„Entweder werden der Sozialismus und die sozialistische Organisation der Arbeit vom Proletariat selbst aufgebaut, oder sie werden überhaupt nicht aufgebaut, sondern es wird dann etwas anderes errichtet, nämlich der Staatskapitalismus."*[9]

Es waren de facto die Anarchisten und Linkskommunisten (die man bereits als Rätekommunisten bezeichnen kann), die als erste Rußland als kapitalistischen Staat definierten, der als Kollektivorgan das gesamte wirtschaftliche Leben leitet. Seine 1921 erschienene Schrift „Der Bankerott des russischen Staatskommunismus" schloß der anarchosyndikalistische deutsche „Führer" Rudolf Rocker mit der Bemerkung *„Sozialismus, nicht Staatskapitalismus!"*[10] Zur gleichen Zeit, 1921, verkündeten die deutschen und holländischen Linkskommunisten (Kommunistische Arbeiter-Partei Deutschlands, Herman Gorter, Anton Pannekoek), daß *„aus dem proletarischen Sowjetrußland des roten Oktobers ein bürgerlicher Staat zu werden (beginnt)"*.[11] Und der russische Anarchist Piotr Arschinov notierte 1927 im gleichen Sinne: *„Es besteht kein Zweifel daran, daß die ‚historische Mission' der bolschewistischen Partei jeden Sinn verliert und sie versuchen wird, die russische Revolution zu ihrem Endziel zu führen: dem Staatskapital..."*[12]

Für andere Linkskommunisten, die sich auf Lenin und Amadeo Bordiga beriefen, wie die Gruppe der kommunistischen Linken Italiens im Exil um die Zeitschrift „Bilan", blieb Rußland merkwürdigerweise ein *„Arbeiterstaat"*, aber mit einer kollektivistischen Wirtschaftsbasis. Der russische Staat sei, ohne kapitalistisch zu sein, durch seine Integration in den Weltmarkt de facto ein Instrument der internationalen Bourgeoisie.[13]

Alle diese Positionen, ob sie den Totalitarismus oder den Staatskapitalismus ins Visier nehmen, suchen das „Geheimnis" der Entwicklung Rußlands unter Lenin und Stalin in einem theoretischen Erklärungsrahmen. Victor Serge - aber auch Boris Souvarine[14] - versuchte zur gleichen Zeit, diese Entwicklung vor allem von innen heraus zu verste-

---

Jugoslavia, Gênes 1996; ders., Nationalistische Barbarei oder Weltrevolution? Ante Ciliga (1898-1992): Lebensweg eines Kommunisten aus Kroatien, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, 13/1994, S. 91-118.

9 N. Osinskij, Über den Aufbau des Sozialismus, in: Arbeiterdemokratie oder Parteidiktatur. Herausgegeben von Frits Kool und Erwin Oberländer. Eingeleitet von Oskar Anweiler, Band 1. Opposition innerhalb der Partei, München 1972, S. 92- 126, dort S. 110.

10 Rudolf Rocker, Der Bankerott des russischen Staatskommunismus, Berlin 1921; Nachdruck in: Rudolf Rocker/Emma Goldman, Der Bolschewismus: Verstaatlichung der Revolution, Berlin 1968, dort S. 128.

11 Die Sowjetregierung und die 3. Internationale im Schlepptau der internationalen Bourgeoisie!, o.O. o.J. (Berlin 1921), S. 15. Viele Zitate aus dieser Broschüre und aus anderen Schriften dieser Strömung finden sich in Philippe Bourrinet, La gauche communiste germano-hollandaise des origines à 1968, Zoetermeer (Niederlande) 1999.

12 Piotr Archinov, Dva oktiabriya, in: Delo truda, Nr. 29, Oktober 1927, französische Übersetzung in: Les anarchistes russes, les Soviets et l'autogestion. Textes de Rocker, Archinov, Valevsky, Yartchouk, Makhno. Traduits et préfacés par Alexandre Skirda, Paris 1973, S. 194-195.

13 Vgl. Riccardo Tacchinardi/Arturo Peregalli, L'URSS e i teorici del capitalismo di stato, Manduria/Bari/Roma 1990, und Philippe Bourrinet, Le courant 'bordiguiste' 1919-1999. Italie, France, Belgique, Zoetermeer (Niederlande) 2000.

14 Boris Souvarine (unter dem Decknamen des Schriftstellers Panait Istrati), La Russie nue. Vers l'autre flamme III, Paris 1929. Ein Nachdruck erfolgte unter dem Titel: Boris Souvarine, L'U.R.S.S. en 1930 (mit einer Einführung von Charles Jacquier), Paris 1997.

hen, wobei sie sich auf ihre eigene gelebte Erfahrung des Stalinismus stützten. Andere Autoren versuchten, das *„russische Rätsel"* (Ante Ciliga) von außen zu erfassen, indem sie die Geschichte Rußlands in einen internationalen Kontext stellten, in dem sich eine Tendenz zum Staatskapitalismus bemerkbar machte.[15]

II. Serge und die Frage des „Totalitarismus"

Serges eigenes Verständnis des „Totalitarismus" ist das Resultat seiner Entwicklung vom Anarchismus zu einer Art „libertärem Leninismus". Wie er in seinen „Erinnerungen" erklärt, habe er, im Unterschied zu einer jakobinischen Sicht der Revolution, stets an einer libertären Weltsicht festgehalten. Im Konzentrationslager Précigné (im Departement Sarthe), wo er seit dem 1. April 1918 interniert war, dachte Serge nicht an eine Diktatur und eine Abschaffung der Presse- und Meinungsfreiheit wie der Bolschewik Krauterkrafft, sondern an *„eine freiheitliche, demokratische Revolution - ohne die Heuchelei und die Schlaffheit der bürgerlichen Demokratien - eine egalitäre, gegen Ideen und Menschen tolerante Revolution, die Terror üben sollte, wenn es nötig wäre, die aber die Todesstrafe abschaffen würde. Theoretisch betrachtet, stellten wir diese Probleme sehr schlecht. Der Bolschewik stellte sie sicher viel besser als wir. Menschlich betrachtet waren wir jedoch der Wahrheit sehr viel näher als er. Wir sahen in der Sowjetmacht die Verwirklichung unseres Strebens; er auch."*[16]
Eine a posteriori, aus dreißigjähriger Distanz revidierte Sicht? Keineswegs: Es gibt eine libertäre Kontinuität bei Serge, selbst in seiner „bolschewistischen" Periode. Serge stellte sich schnell, bereits ab Februar/März 1919, in den Dienst des Petrograder Sowjets und vor allem der neugegründeten „Kommunistischen Internationale", in der er bei der Herausgabe und Übersetzung russischer Texte ins Französische eine bedeutende Rolle spielte. Er trat der bolschewistischen Partei bei, aber seine Unterstützung war eine kritische, *„ohne auf selbständiges Denken und Kritik zu verzichten"*.[17] Er betrachtete sich zu dieser Zeit als *„sovietskij"* (sowjetischen) Anarchisten. Die Gründung der Tscheka - *„ein Staat im Staate"* - ließ Serge das Blut in den Adern erstarren. Er verbrachte viel Zeit damit, Unschuldige vor dem Gefängnis oder vor der Erschießung in den Kellern zu retten.[18] Schon 1920, vor den Ereignissen in Kronstadt, kritisierte Serge die Verfolgung der russischen Anarchisten. Die Artikel, die er darüber schrieb, erschienen aber nur in der libertären Presse Frankreichs. Er erklärte unmißverständlich seine Ablehnung jeglicher diktatorischen Macht: *„Ich bin so antiautoritär wie seit jeher, durch und durch."*[19]

---

15 Eine zusammenfassende Untersuchung und nahezu erschöpfende Bestandsaufnahme der verschiedenen Auffassungen über die in Rußland unter Lenin, Stalin und nach 1953 herrschenden Produktionsverhältnisse findet sich in dem bedeutenden Buch von Marcel van der Linden, Von der Oktoberrevolution zur Perestroika. Der westliche Marxismus und die Sowjetunion, Frankfurt am Main 1992.

16 Victor Serge, Erinnerungen eines Revolutionärs 1901-1941, Hamburg 1977 (3. Aufl.), S. 77.

17 Ebd., S. 90.

18 Vgl. ebd., S. 95/96.

19 Victor Serge, Lettres de Russie, in: Le Libertaire, 7. November 1920 und Le Soviet, 15. Januar 1921 und 1. Mai 1921. Über seine Sicht des Anarchismus in den Jahren 1920/21 siehe seine Broschüre „Les anarchistes et l'expérience de la révolution russe", Paris 1921, in der er zu zeigen versucht, daß es wenig wirklich gegensätzliche Punkte zwischen Bolschewiki und Anar-

Als der Aufstand der Kronstädter Matrosen ausbrach, der mit den Petrograder Arbeiterstreiks zusammenfiel, diente Serge als russischer „Vermittler" zwischen der Regierung und den Aufständischen und wurde als einziger nicht verhaftet, insbesondere wegen seiner Eigenschaft als französischer Arbeiteraktivist. Serge schien vor allem unschlüssig und von Zweifeln geplagt gewesen zu sein. Er gab zu bedenken, daß, *„wenn die Diktatur fiel, das in Kürze das Chaos (bedeutete), und durch das Chaos hindurch das Vordringen der Bauern, das Massaker der Kommunisten, die Rückkehr der Emigranten und am Ende durch die Macht der Umstände eine andere, antiproletarische Diktatur".*[20] Für ihn waren die Bauernaufstände, wie der von Tambow, mit den Aufständen in der Vendée im Jahre 1793 vergleichbar. Nach Serge handelte es sich bereits um einen Thermidor, aber einen von Lenin gewollten, denn der hatte versichert: *„Wir machen selbst Thermidor!"*[21] Serge unterstrich den Internationalismus der Kronstädter und berichtete, die gefangenen Matrosen hätten bei ihrer Erschießung *„Es lebe die Weltrevolution!"* gerufen.[22]

Auch wenn Kronstadt *„einen unüberschreitbaren Graben zwischen Marxisten und Anarchisten"* zog,[23] spielte Serge auch auf dem dritten Kongreß der Kommunistischen Internationale noch eine Rolle. 1923 nach Deutschland entsandt, wurde er - als Redakteur der „Inprekorr" - Zeuge, wie der für Oktober geplante Aufstand scheiterte. In Wien, wo er mit Antonio Gramsci und Georg Lukács in Kontakt stand, begeisterte er sich für die Idee einer Balkanföderation, an deren Organ er mitarbeitete. Während der revolutionären Ereignisse in China 1927 vertrat er die Positionen der Linksopposition.[24]

Serge gehörte zur trotzkistischen Opposition, als er zu Beginn des Jahres 1928 aus der bolschewistischen Partei ausgeschlossen wurde. Im selben Jahr erfolgte seine Verhaftung und schließlich die Deportation von März 1933 bis April 1936, als er nach einer intensiven internationalen Kampagne wie durch ein Wunder das *„Land der großen Lüge"* (Ante Ciliga) verlassen konnte.

Infolge seines Bruchs mit Trotzki über die Kronstadtfrage 1937/38 und aufgrund seiner positiven Haltung zur spanischen POUM[25] schlug Serge eine Richtung ein, die ihn zu einer Einschätzung des totalitären Systems als einem neuen geschichtlichen Phänomen brachte. Bemerkenswert ist, daß diese Einschätzung sich während des Krieges und im Kontakt mit dem ehemaligen POUM-Führer Julian Gorkin in Mexiko entwickelte. Sie nahm sogar eine persönliche philosophische Wendung an, wobei sich der

---

chisten gibt. Zum Verhältnis von Serge zum Anarchismus vgl. die Studie von Luc Nemeth: Victor Serge et les anarchistes, in: Victor Serge. Vie et œuvre d'un révolutionnaire. Actes du colloque organisé par l'Institut de sociologie de l'Université Libre de Bruxelles les 21, 22 et 23 mars 1991, in: Socialisme (Bruxelles), 226-227/Juli-Oktober 1991, S. 282-291.

20 Victor Serge, Erinnerungen, a.a.O., S. 148.

21 Zit. ebd., S. 150. Zur Bedeutung der bürgerlichen Revolution von 1789 für die ideologische Vorstellungswelt der Bolschewiki vgl. Tamara Kondratieva, Bolcheviks et Jacobins. Itinéraires des analogies, Paris 1989. Ergänzend sei hingewiesen auf: Claudio Sergio Ingerflom, Le citoyen impossible. Les racines russes du léninisme, Paris 1988.

22 Ebd., S. 150/51.

23 Ebd., S. 175.

24 Victor Serge, La révolution chinoise 1927-1929 (Introduction de Pierre Naville), Paris 1977; ders., Die Klassenkämpfe in der chinesischen Revolution von 1927, Frankfurt 1975.

25 Zur POUM vgl. Reiner Tosstorff, Die POUM im spanischen Bürgerkrieg, Frankfurt am Main 1987 (AdÜ).

Einfluß Emmanuel Mouniers[26] und der Sozialpsychologie Erich Fromms[27] bemerkbar machte.

Die amerikanischen Politologen Carl J. Friedrich und Zbigniew K. Brzezinski hatten den Totalitarismus wie folgt definiert: *„Die entscheidenden Wesenszüge, von denen wir behaupten, daß sie allen totalitären Diktaturen gemeinsam sind und ihre Gestalt ausmachen, sind die sechs folgenden: eine Ideologie, eine Partei, eine terroristische Geheimpolizei, ein Nachrichtenmonopol, ein Waffenmonopol und eine zentralgelenkte Wirtschaft.“*[28]

Für Serge, der 1945 auf das Phänomen zurückkam, bildete sich der Totalitarismus zwischen 1927 und 1930 heraus. Er definierte ihn in negativer Weise:

- ein von der Geheimpolizei geführter Staat, beruhend auf Konzentrationslagern, deren Insassen ohne Gerichtsurteil eingesperrt und deportiert wurden;
- Regime einer Einheitspartei;
- Fehlen *„grundlegender Freiheiten“* wie Presse- und Meinungsfreiheit; Fehlen freier und geheimer Wahlen.[29]

Natürlich blieb eine solche rein phänomenologische Analyse, die vor allem zu Beginn des Kalten Krieges entwickelt wurde, sehr beschränkt und ließ kaum Fragen nach der wahren Natur des Regimes zu, d.h. letzten Endes nach seinem Zweck. Wie Vadim V. Dam'e und Jakov S. Drabkin zeigen, kann man Zweifel an der Stichhaltigkeit dieses von Serge selbst so oberflächlich benutzten Konzepts hegen. Dieser ist sich selbst unschlüssig und führt den Totalitarismus mal auf Stalin, mal auf die Gründung der Tscheka unter Lenin, also auf die Zeit vor der Stalinisierung der bolschewistischen Partei, zurück.

Man kann sich also zu Recht fragen, ob das Problem des Totalitarismus nicht sowohl in seiner politischen (ideologischer Überbau) als auch in seiner ökonomischen Dimension (materielle Basis) und gemäß seiner eigenen Zwecksetzung erfaßt werden müßte, wie Dam'e und Drabkin heute in Rußland betonen: *„In den 1920er Jahren stand die herrschende Partei vor einer historischen Wahl: entweder auf die Macht verzichten und die industrielle Modernisierung auf bessere Zeiten verschieben oder versuchen, sie mit gewaltsamen Methoden durchzusetzen... Die nachholende Modernisierung sui generis wurde durch die Ausplünderung des Landes, ein sehr niedriges Lohnniveau in den Städten (zwischen 1928 und 1940 fiel die Kaufkraft der Löhne auf ein Drittel, während die Arbeitsproduktivität um mehr als das Dreifache stieg), den Export von Rohstoffen und Getreide, die Erhöhung der Steuern, massive Geldausgaben, die obli-*

---

26 Correspondance entre Victor Serge et Emmanuel Mounier (1940-1947), in: Bulletin des amis d'Emmanuel Mounier (Paris), 29/1972.

27 Erich Fromm, Die Furcht vor der Freiheit, Zürich 1945.

28 Carl J. Friedrich unter Mitarbeit von Zbigniew K. Brzezinski, Totalitäre Diktatur, Stuttgart 1957, S. 19 (die amerikanische Originalausgabe war ein Jahr zuvor erschienen: Carl J. Friedrich/Zbigniew K. Brzezinski, Totalitarian Dictatorship and Autocracy, Cambridge/Mass. 1956). In Bezug auf den Totalitarismus ist das 1951 publizierte Buch von Hannah Arendt, The Origins of Totalitarianism (dt: Elemente und Ursprünge totaler Herrschaft, Frankfurt/M. 1962; Neuauflage: München/Zürich 1986) aufgrund der Tiefe ihrer philosophischen Reflexionen über das Politische wesentlich relevanter.

29 Victor Serge, Les forces démocratiques en URSS (1945), in: Le nouvel impérialisme russe. L'Europe au carrefour: renaissance ou totalitarisme, Cahiers Spartacus mensuels 13, Januar 1947, S. 33 (dt: Die demokratischen Kräfte in der UDSSR, in: Victor Serge, Für eine Erneuerung des Sozialismus, a.a.O., S. 50-52).

gatorischen ‚Staatsanleihen' und die Zunahme des Alkoholverkaufs finanziert... All das zusammen ermöglichte es, innerhalb von dreißig Jahren eine massive Enteignung des Landes und der Städte zu vollziehen, die Mehrheit der Bevölkerung zu proletarisieren und die Struktur einer Industriegesellschaft sui generis, ohne privates oder bürgerliches Kapital, zu schaffen, die deshalb 'sozialistisch' genannt wurde."[30]

III. Planwirtschaft und Staatskapitalismus

In aller Bescheidenheit, aber mit einem immensen literarischen Talent, hat sich Serge vor allem darum bemüht, Stoff zum Nachdenken und präzise Fakten zu liefern, die um so mehr Aussagekraft haben, als *„die Fakten eigensinnig sind"*, um einen Ausdruck Lenins aufzugreifen.
Sein Werk „Destin d'une révolution URSS 1917-1937"[31]enthält einige wesentliche Elemente, die seine Konzeption eines *„totalitären Kollektivismus"* auf wirtschaftlichem Gebiet untermauern. Wie Trotzki[32] hegt auch er keinen Zweifel, daß eine sozialistische Wirtschaft im Entstehen begriffen ist, die - ihm zufolge - eine revolutionäre Dimension annimmt: Er würdigt *„das zwischen 1917 und 1923-1927 vollbrachte Titanenwerk"*, das *„eindrucksvoll von der revolutionären Fähigkeit der Arbeiter und der Vitalität des Sozialismus zeugt"*.[33] Seiner Meinung nach bedeutet die totale Kollektivierung eine Errungenschaft, nämlich die der Sozialisierung der Produktionsmittel: Er konfrontiert deren *„außerordentliche Macht"* mit dem klassischen Kapitalismus, der mit der Krise zu kämpfen habe.[34] Sie stelle sogar *„den kraftvollen Entwurf zu einer Verwandlung des Menschen"* dar, bewerkstelligt von einem Staat, der *„der potenteste ist, den es im Augenblick gibt"*.[35] Für Serge waren Kollektivierung und *„Sozialisierung"* eine *„sozialistische"* Realität, so daß er - selbst noch in seinen während des Krieges geschriebenen „Erinnerungen" - dachte, daß eine *„kapitalistische Restauration"* in Rußland *„nicht vorstellbar sei"*.[36]
Serge hatte kaum das theoretische Rüstzeug eines Wirtschaftsexperten, um diese neuen Phänomene behandeln zu können. Er besaß nicht einmal eine wirklich marxistische Bildung und scheint vom Marxismus nicht mehr rezipiert zu haben als die bolschewistischen Theorien Lenins und Trotzkis, die er ins Französische übersetzte. Manche Schriften hat er offenbar nicht gekannt, wie jene von Engels, in denen von der monopolistischen Konzentration im Staat die Rede ist, so daß letzterer zum *„ideelle(n)*

---

30 Vadim Dam'e/Jakov S. Drabkin, Le phénomène totalitaire, in: Marc Ferro (Ed.), Nazisme et communisme. Deux régimes dans le siècle, Paris 1999, S. 167-179 (Teilübersetzung eines Artikels aus dem von Drabkin und Komolova herausgegebenen Werk „Totalitarizm v Evrope XX. Veka iz ideologij, dvizhenij, rezhimov i ikh preodolenija", Moskau 1996).

31 Victor Serge, Destin d'une révolution URSS 1917-1936, Paris 1937.

32 *„Der Sozialismus hat sein Recht auf den Sieg nicht auf den Seiten des ‚Kapitals' bewiesen, sondern in einer Wirtschaftsarena, die ein Sechstel der Erdoberfläche ausmacht, - nicht in der Sprache der Dialektik, sondern in der Sprache des Eisens, des Zements und der Elektrizität."* (Leo Trotzki, Verratene Revolution, in: Ders., Schriften 1, a.a.O., S. 687-1011, hier S. 694/695). In demselben Werk behauptet der Autor: *„Die UdSSR. ist eine zwischen Kapitalismus und Sozialismus stehende, widerspruchsvolle Gesellschaft."* (Ebd., S. 957).

33 Victor Serge, Destin d'une révolution, a.a.O., S. 319.

34 Ebd., S. 323.

35 Ebd., S. 319.

36 Ebd., S. 322.

Gesamtkapitalist(en)" werde.[37] Bis zu seinem Tod ignorierte Serge die Theorien der Linkskommunisten über den Staatskapitalismus. Er hatte während seiner Deportation praktisch keinen Kontakt zur russischen Linken, die das System als staatskapitalistisch analysierte. Da er sich, wie er schreibt, zu den *„Revisionisten"* zählte, die glaubten, daß alles zu revidieren sei, stand er im Widerspruch zu den *„Doktrinären"*, darunter *„Anhänger der Theorie..., nach der die U.d.S.S.R. den Staatskapitalismus verwirkliche"*.[38] Übrigens erwähnt er in keiner seiner Schriften die Auffassungen der russischen Libertären - die er aber gut kannte - und anderer über den Staatskapitalismus, die diese praktisch zeitgleich mit den „Ultralinken" entwickelten.

Der einzige ökonomische Bezugspunkt, den Serge gehabt zu haben scheint, war der seines Freundes Lucien Laurat, der unter dem Einfluß des „Planismus" des Belgiers Hendrik de Man eine *„wirkliche Planwirtschaft"* befürwortete, die er der sowjetischen *„Mischwirtschaft"* entgegensetzte, die weniger rentabel sei als der klassische kapitalistische Sektor.[39]

Dennoch präsentierte Serge in seinen Schriften - aufgrund der ökonomischen Fakten - Elemente einer möglichen Interpretation der Sowjetwirtschaft als einer Form von Staatskapitalismus. Er lieferte zunächst äußerst wichtige Fakten zu den Kollektivierungen, die dazu führen, daß die Arbeiter weniger produzieren und nicht einmal das zur physiologischen Reproduktion ihrer Arbeitskraft notwendige Minimum konsumieren dürfen. Die Löhne, eine Form des variablen Kapitals - wo es Löhne gibt, gibt es Kapital und wo es Proletariat gibt, gibt es Kapital, bemerkte Marx[40] -, waren gegenüber denen von 1914 stark gesunken.[41]

Seine Bemerkungen zu den Zwangsarbeitslagern und -werkstätten blieben bruchstückhaft, aber immerhin registrierte er deren Existenz. Er wies auch auf die antiproletarische Gesetzgebung hin, die ab 1932 Diebstahl an Staatseigentum mit dem Tod bestrafte. Er vermerkte auch die Todesstrafe für Kinder ab 1935. Alle diese Praktiken waren übrigens auch im vorkapitalistischen England in Gebrauch. Muß man daran erinnern, daß man zu Beginn der viktorianischen Ära noch Arbeiter in workhouses einsperrte und die Gerichte Kinder für den Diebstahl eines Stückes Brot zum Tod durch Erhängen verurteilten?

In seinem Werk äußerte Serge den Gedanken, daß der Stalinismus faktisch einer ursprünglichen Akkumulation des Kapitals entspreche. *„Wie soll man nicht an die Seiten*

---

37 Friedrich Engels, Herrn Eugen Dührings Umwälzung der Wissenschaft (Anti-Dühring), in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke (MEW) Bd. 20, S. 1-303, hier S. 260.

38 Victor Serge, Erinnerungen eines Revolutionärs, a.a.O., S. 347.

39 Lucien Laurat (Pseudonym von Otto Maschl, 1898-1973), Economie dirigée et socialisation, Paris/Brüssel 1934, S. 234-237. Im unveröffentlichten Schreibmaschinenmanuskript seiner Erinnerungen (aufbewahrt in der Bibliothèque d'histoire sociale, Nanterre), die den Zeitraum 1920-1928 abdecken, erwähnt Laurat mehrfach seinen Freund Serge, den er manchmal wörtlich zitiert. S. auch Lucien Laurat, „Mémoires d'un pianiste (1932-1939)" in Boris Souvarines Zeitschrift „Est et Ouest", 515/1973, S. 381-386.

40 Im „Kapital" findet sich folgende Definition von Proletarier: *„Unter ‚Proletarier' ist ökonomisch nichts zu verstehn als der Lohnarbeiter, der ‚Kapital' produziert und verwertet und aufs Pflaster geworfen wird, sobald er für die Verwertungsbedürfnisse des ‚Monsieur Kapital'... überflüssig ist."* (Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie, Erster Band, in: MEW Bd. 23, S. 642).

41 Victor Serge, Destin d'une révolution, a.a.O., S. 17 und 222. Serge wies auf eine beträchtliche Senkung des Reallohns durch die Aufwertung des Rubels in den Jahren 1934/35 hin.

des ‚Kapital' erinnert werden, auf denen Marx den unerbittlichen Mechanismus der ursprünglichen sozialistischen Akkumulation beschreibt. Man ist versucht zu sagen, die eine ursprüngliche sozialistische Akkumulation sei ebenso grausam wie die andere, ebenso antisozialistisch in ihren Methoden und ihrer Behandlung des Menschen. Aber wir sind noch nicht soweit, Schlußfolgerungen zu ziehen."[42] Man beachte den eigentümlichen Fehler von Serge, der aus der von Marx im „Kapital" analysierten kapitalistischen Akkumulation eine *„sozialistische"* machte.

Ein äußerst interessanter Punkt bei Serge ist seine Beobachtung der Entstehung einer richtigen Kriegswirtschaft, ohne daß er sie übrigens mit einer präzisen Theorie verknüpft.[43]

Während des Krieges ließ Serge den theoretischen Rahmen offen, der eine Erklärung des Phänomens *„totalitärer Kollektivismus"* ermöglichen würde. In einer seinerzeit nicht veröffentlichten Arbeit aus dem Jahr 1944, „Economie dirigée et démocratie",[44] deckte er Ähnlichkeiten zwischen der Planwirtschaft der Nationalsozialisten und der stalinistischen Kollektivierung auf, insofern sich beide *„innerhalb eines autarken nationalstaatlichen Rahmens"* abspielen.[45] In dem selben Manuskript zog er - wie bereits Otto Rühle - aufgrund der Nationalisierungen und Verstaatlichungen die Möglichkeit einer allgemeinen Tendenz zum Staatskapitalismus in Betracht, der *„in der Lage wäre, eine ganze Zeitlang den Bedürfnissen des Wiederaufbaus zu entsprechen"*,[46] aber nichts zu tun hätte mit der wirklichen Sozialisierung der Produktionsmittel.

Kurz vor seinem Tod schien Serge schließlich zu der Überzeugung zu gelangen, daß die totalitäre *„bürokratische Planwirtschaft"* russischen Typs de facto auf eine neue Form von Imperialismus hinausläuft,[47] die er unter dem rein politischen Aspekt einer Integration in die russisch-sowjetische Einflußsphäre erfaßte.

Man wird bei Serge vergeblich nach einer Analyse der Klassenstruktur der Bürokratie suchen, die an der Spitze dessen steht, was er als *„kollektivistischen Totalitarismus"* definierte. Erst 1941, unter dem Einfluß des trotzkistischen Dissidenten James Burnham, der gerade seine Theorie über die „Revolution der Manager" entwickelte,[48] definierte Serge die Bürokratie als soziale Schicht von Managern, die *„versuchen wird, sich als Klasse herauszubilden und die Macht an sich zu reißen"*.[49] Handelte es sich um eine *„neue Klasse"* wie Bruno Rizzi 1939 behauptete,[50] oder um eine bürokratische Form von Bourgeoisie, die sich aus der Unterentwicklung und dem Kapitalman-

---

42 Ebd., S. 202/203.

43 Ebd., S. 297.

44 Victor Serge, Economie dirigée et démocratie, französisches Manuskript, S. 4. Eine englische Übersetzung erschien unter dem Titel „Planned Economies and Democracy" in: Revolutionary History, 3/1994 (Vol. 5), S. 177-196.

45 Ebd., S. 4.

46 Victor Serge, Planned Economies and Democracy, a.a.O., S. 183.

47 Victor Serge, L'URSS a-t-elle un régime socialiste?, in: Masses, 9-10/Juni 1947, S. 21-24 (dt.: Hat die UdSSR ein sozialistisches Regime?, in: Victor Serge, Für eine Erneuerung des Sozialismus, a.a.O., S. 17-22, hier S. 18).

48 James Burnham, The Managerial Revolution. What ist Happening in the World, New York 1941 (dt: Das Regime der Manager, Stuttgart 1948).

49 „What is Fascism?" -The Discussion Continued. 1. A Letter from Victor Serge, in: Partisan Review, 5/1941 (Vol. VIII), S. 418- 422, hier S. 420. S. auch Suzi Weissman, Serge Reflects on Stalinism, in: Victor Serge. Vie et œuvre d'un révolutionnaire, a.a.O., S. 311-327.

50 Bruno R(izzi), La bureaucratisation du monde, Paris 1939. Nachdruck unter dem Titel: L'U.R.S.S: collectivisme bureaucratique (La propriété de classe), Paris 1976.

gel erklärt und die versucht, mit barbarischen Mitteln den Lauf der Geschichte zu beschleunigen,[51] um der Unterentwicklung zu entkommen? Der Tod hinderte Serge, darauf eine Antwort zu geben.

IV. Eine Philosophie des menschlichen Kollektivwesens

In seiner Auffassung von sozialistischer Revolution hat sich Victor Serge niemals als Individualist, sondern eher als „Kollektivist" verstanden. Aber dieser Kollektivismus hatte nichts zu tun mit einer diktatorischen Vorstellung von Revolution; er beruhte nicht auf dem Aufgehen des Individuums in einem abstrakten Kollektiv. Für Serge ging es darum, die Persönlichkeit des Menschen wiederzuentdecken. Serge scheint das vitale Bedürfnis gehabt zu haben, sich weniger mit dem klassischen Sozialismus, der von einer *„zu einfachen Vorstellung vom Menschen"* ausgehe und die Tiefenpsychologie nicht kenne,[52] sondern mehr mit den neuen philosophischen Auffassungen der Psychologie (Erich Fromm, Karl Mannheim, Bruno Bettelheim) und dem Personalismus zu befassen. So schrieb er in seinen Erinnerungen: *„Ich fühle mich durchaus nicht als Individualist, eher als ‚Personalist' in dem Sinne, daß mir die menschliche Person als ein sehr hoher Wert erscheint, der aber in die Gesellschaft und in die Geschichte eingebettet ist."*[53] In seinem Text „Sozialismus und Psychologie" schreibt er von der Würde *„des Menschen"*.[54]

Sozialismus ist nicht der Tod des Humanismus, wie manche verkündet haben (so der französische Philosoph Louis Althusser), sondern dessen wahrer Anfang. Serge gelangte zu einer humanistischen Philosophie, einer ganz klassischen, gewiß, die aber in der totalitären Pervertierung des Sozialismus untergegangen war: *„Verteidigung des Menschen, Achtung vor dem Menschen. Seine Rechte, seine Sicherheit, sein Wert müssen ihm wiedergegeben werden. Ohne das gibt es keinen Sozialismus... Verteidigung der Wahrheit... Verteidigung des Denkens... Nicht gegen die Freiheit des Denkens, nicht gegen den Menschen kann der Sozialismus triumphieren, sondern im Gegenteil durch die Freiheit des Denkens, indem er die Verfassung des Menschen verbessert."*[55]

Diese von Serge verteidigten Prinzipien sind keine schlichten humanistischen Phrasen, sondern die konkreten Implikationen jeder sozialistischen Revolution, in der der Mensch kein bloßes Werkzeug der Macht ist, sondern das eigentliche Ziel dieser Revolution:

---

51 Für Paul Mattick entspricht der Staatskapitalismus *„nicht einem neuen Stadium des Kapitalismus, sondern er ist ein Indiz für den Niedergang der kapitalistischen Welt. Die Tendenz zur Bolschewisierung und Faschisierung ist nur ein politischer Ausdruck für die Stagnation und den Niedergang des kapitalistischen Systems, d.h. die Barbarei."* Paul Mattick, La révolution bolchevique a-t-elle été un échec?, in: Ders., Le marxisme, hier, aujourd'hui et demain, Paris 1983, S. 90 (der Text erschien zuerst unter dem Titel „Was the Bolshevik Revolution a failure? A Symposium, in: Modern Quarterly, 1/1938 [Vol. 11], S. 7 + 16-20).

52 Victor Serge, Socialisme et psychologie, in: Masses. Socialisme et Liberté, 11/1947, S. 17-22. (dt.: Sozialismus und Psychologie, in: Victor Serge, Für eine Erneuerung des Sozialismus, a.a.O., S. 103-111, hier S. 108).

53 Victor Serge, Erinnerungen eines Revolutionärs, a.a.O., S. 419.

54 Victor Serge, Sozialismus und Psychologie, a.a.O, S.110.

55 Victor Serge, Erinnerungen eines Revolutionärs, a.a.O., S. 315-316 (Serge zitiert hier aus einem Brief an seine Pariser Freunde vom 1. Februar 1933).

- Verzicht auf Terror und jegliche Art von Inquisition, die, woran Serge erinnert, Gefühlen der Angst, der Machttrunkenheit, der Rachsucht und des Mißtrauens gegenüber den revolutionären Massen entsprechen;[56]
- Radikale Abschaffung der Todesstrafe, selbst gegen Feinde, die sie praktizieren, um nicht in eine Spirale von Gewalt und Gegengewalt einzutreten, die jede Diktatur und folglich auch die Abschaffung der elementarsten Freiheiten rechtfertigt;
- Freiheit, frei zu denken. Rosa Luxemburg nannte sie die *„Freiheit, anders zu denken"*,[57] was die kategorische Ablehnung jeder Idee von Einheitspartei und folglich jeglichen Einheitsdenkens beinhaltet;
- Der Mensch ist kein bloßes Werkzeug der Ökonomie, das dazu da ist, Produktionszahlen zu erzielen, sondern ein politisches Wesen, das mit vollem Bewußtsein seine Zukunft aufbaut;
- *„Bildung von Versammlungen, die auf der Basis der Meinungsfreiheit gewählt werden"*,[58] d.h. von nichtmanipulierten Arbeiterräten;
- Existenz eines wirklichen, keines willkürlichen sozialistischen Rechtssystems, das jedem Despotismus den Weg versperrt.

Für Serge entsprechen alle diese Maßnahmen der wirklichen Philosophie der sozialistischen Demokratie, die ohne demokratische Freiheiten nicht existieren kann. Die von den jakobinischen Theoretikern der „Diktatur des Proletariats" so geschmähte Demokratie ist keine Waffe in den Händen des Feindes, sondern ergibt sich aus der Existenz einer aus menschlichen Personen bestehenden Gesellschaft.

Das wichtigste an einer Neuorientierung des Sozialismus ist für Serge das *„autonome Denken"*.[59] Hier finden wir den libertären Serge wieder, denn dieses Denken setzt die Befreiung von jedem Führer und von jedem Herrn voraus, die dem politischen Aktivisten und dem Ausgebeuteten jede Verantwortung, jede Initiative und jeden befreienden Zweifel gegenüber erstarrten ideologischen Gewißheiten abnehmen. In diesem Punkt steht Serge auch in der marxistischen Tradition von Rosa Luxemburg, die versicherte, daß der wahre Sinn der sozialistischen Bewegung in *„der Abschaffung der 'Führer' und der 'geführten' Masse im bürgerlichen Sinne"* liegt.[60]

Serge blieb vorsichtig. Er verkannte nicht, daß es Keime von Irrationalität gibt - sie nahmen im Totalitarismus Gestalt an -, die von der Propaganda benutzt werden können, um jede Rationalität im Bewußtsein der Ausgebeuteten zu unterdrücken, wenn nicht sogar zu zerstören. Serge hatte das Scheitern des klassischen Sozialismus vor Augen, der an den „bewußten Proletarier" appellierte. Er hegte Sympathien für die Strömung des sozialistischen Denkens von Rosa Luxemburg bis Herman Gorter, die Hoffnungen in die *„Spontaneität der Massen"* setzten, wenngleich sich diese nur in

---

56 Vgl. Victor Serge, Sozialismus und Psychologie, a.a.O., S. 109.

57 *„Freiheit nur für die Anhänger der Regierung, nur für Mitglieder einer Partei – mögen sie noch so zahlreich sein – ist keine Freiheit. Freiheit ist immer nur Freiheit des anders Denkenden. Nicht wegen des Fanatismus der ‚Gerechtigkeit', sondern weil all das Belehrende, Heilsame und Reinigende der politischen Freiheit an diesem Wesen hängt und seine Wirkung versagt, wenn die ‚Freiheit' zum Privilegium wird."* (Rosa Luxemburg, Die russische Revolution, in: Dies., Politische Schriften III, Frankfurt am Main 1968, S. 106-141, hier S. 134).

58 Victor Serge, Die demokratischen Kräfte in der UDSSR, a.a.O., S. 51.

59 Victor Serge, Sozialismus und Psychologie, a.a.O., S. 108.

60 Rosa Luxemburg, Geknickte Hoffnungen, in: Dies., Gesammelte Werke, Bd. 1/2, Berlin 1970, S. 394-402, hier S. 397.

Ausnahmefällen äußere und eine Erziehung der Massen erfordere. Er betonte hingegen die Formbarkeit des Verstandes und der Gefühle der Massen, die eine ihren Interessen entgegengesetzte Richtung einschlagen und zu einer Regression ihres Bewußtseins führen könnten.[61]

Serge vermied es, vom „Aufbau" des Sozialismus zu reden, da dieser sich nicht auf bloße Wirtschaftspläne und abstrakte Zahlen reduzieren lasse. Es gehe stets darum, wer hinter diesen Plänen steht, zu wessen Vorteil und mit welchen Zielen sie umgesetzt würden, denen der Menschheit oder denen einer Barbarei, die ihren Namen nicht zu nennen wagt: *„Planung durch wen? Planung für wen? Planung für welches Ziel?"*[62]

Am Ende seines Lebens vermied Serge den Ausdruck „Diktatur des Proletariats", da dessen unbedachter Gebrauch die schlimmste Diktatur, eben die über das Proletariat, verbergen würde. Er zog es vor, vom Menschen zu sprechen, wobei das Proletariat der Hebel zu dessen Verwandlung ist. Heißt das, wie man Serge manchmal vorgeworfen hat, daß er der Versuchung eines reinen philosophischen Humanismus, dem des abstrakten Menschen, nachgegeben hätte? Und daß er fortan glaubte, daß dieser Humanismus eine Philosophie der „Menschenrechte" sein müsse, als Gegensatz zum „Totalitarismus", wie es seit dem Kalten Krieg der Fall war?

Es empfiehlt sich, Serge genau in diesen Punkten einer modernen Lektüre zu unterziehen. Für Serge ist das Problem der Emanzipation, der Befreiung aus allen Zwängen, ökonomischen und politischen, nicht mehr nur das des Proletariats, im klassischen Verständnis als Industriearbeiterschaft, das eine Minderheit bleibt, sondern das der großen Mehrheit, die Serge manchmal „die kleinen Leute" nennt. Die „Menschenrechte" sind bei Serge niemals eine leere juristische Formel, die sich auf abstrakte demokratische Rechte bezieht. Serges Humanismus ist revolutionär, nicht liberal, worauf bereits hingewiesen worden ist.[63] Der „liberale Humanismus" geht aus einer Expansion des freien Marktes hervor; er ist bloße Anerkennung des Rechtes auf Überleben in einer totalitären Weltwirtschaft („Globalisierung"), die an sich einen Gegensatz zur menschlichen Existenz bildet.[64] Es geht bei Serge um eine globale Frage, die des fragmentierten Menschen, der seine Einheit durch ein Projekt politischer und ökonomischer Befreiung finden muß, die der Einheit einer wirklich menschenwürdigen Welt.

---

61 Vgl. Victor Serge, Sozialismus und Psychologie, a.a.O., S.105.

62 „What is fascism?" -The Discussion Continued. 1. A Letter from Victor Serge, a.a.O., S. 421.

63 Bill Marshall, Victor Serge et la 'pensée 68', in: Victor Serge. Vie et œuvre d'un révolutionnaire, a.a.O., S. 455-462, hier S. 455.

64 *„Die Geschichte der dem Menschen gewährten Rechte hat sich bis heute immer wieder mit der Geschichte der Rechte vermischt, die der Mensch der Ökonomie einräumt... Die Menschenrechte sind nicht anderes als Erweiterungen eines einzigen Rechtes, nämlich das zu überleben, mit dem alleinigen Zweck, für das Überleben einer totalitären Ökonomie zu arbeiten, die sich fälschlicherweise als einzige Art der menschlichen Gattung, ihren Lebensunterhalt zu sichern, durchgesetzt hat. Je mehr die Ausbeutungsökonomie ihren totalitären Zugriff auf die ganze Welt verstärkte, desto mehr hat sie es zu einer autonomen Form des Überlebens gebracht, die zu erhalten die Reproduktion des spekulativen Kapitals genügt, was den Gedanken aufkommen läßt, daß sie notfalls auf die Menschen verzichten kann..."* (Raoul Vaneigem, Déclaration universelle des droits de l'être humain. De la souveraineté de la vie comme dépassement des droits de l'homme, Paris 2001, S. 7/8).

V. Schlußfolgerung

Sein ganzes Leben lang, in seinem politischen Engagement und in seiner schriftstellerischen Tätigkeit, ist Serge ein Revolutionär geblieben. Er war kein Theoretiker, sondern ein Zeuge seiner Zeit. Seine Sicht des Totalitarismus und des Wirtschaftssystems in der ehemaligen Sowjetunion war eine vorläufige und konnte nur Anhaltspunkte für ein vertieftes Studium liefern. Der Tod hat das von ihm begonnene Nachdenken über das Wesen und die Funktionsweise des russischen Systems unterbrochen.
Faktisch hat Serge ein Werk der Dekonstruktion - um einen Begriff des Philosophen Jacques Derrida aufzugreifen - aller Gewißheiten und aller Ideologisierungen der sozialen Wirklichkeit vollbracht. Als Marxist und Libertärer zugleich, hat Serge sich niemals in einen starren theoretischen Rahmen pressen lassen wollen, was ihm die ganze Freiheit eines offenen Denkens ließ.
Sein humanistisches Denken erinnert daran, daß der Mensch nicht von Brot allein lebt, und noch weniger von statistischen Planzahlen. Bei Serge gibt es die Idee, daß über die Kämpfe der Arbeiter, der „kleinen Leute", der Ausgebeuteten hinaus der Mensch im Mittelpunkt jedes wirklichen sozialen Projekts einer Veränderung der bestehenden Welt steht.
Diese Philosophie des Menschen, die auf einer ethischen Forderung nach Selbstbefreiung der gesamten Menschheit beruht,[65] ist keine Philosophie des Individuums. Die Philosophie Serges ist kein liberaler Antitotalitarismus (der der „Globalisierung"), hinter dem sich eine destruktive totalitäre Ökonomie verbirgt, sondern ein emanzipatorischer „Kollektivismus". Sozialisierung und „Kollektivismus" sind keine abstrakten Totalitäten, die ein schizophrenes Wesen erzeugen wie im Totalitarismus. Sie stehen im Einklang mit der stets offenen Perspektive der Herausbildung eines weltweiten Kollektivwesens.

Kurzbibliographie:

Richard Greeman, Victor Serge: The Making of a Novelist, 1890-1928, Diss., Columbia University 1968
Richard Greeman, Victor Serge and the Russian Revolution, University of Hartford, o.O., o. J.
Richard Greeman, Victor Serge i Sotsialism, University of Hartford, Juli 1993 (Übersetzung ins Russische, Illustrationen von Vlady Kibal'tchich, dem Sohn Serges)
William J. Marshall, Ideology and Literary Expression in the Works of Victor Serge, Diss., Wolfson College, Oxford University 1984
Bill Marshall, Victor Serge. The Uses of Dissent, New York/Oxford 1992
Victor Serge. Vie et oeuvre d'un révolutionnaire. Actes du colloque organisé par l'Institut de sociologie de l'Université Libre de Bruxelles les 21, 22 et 23 mars 1991, in: Socialisme (Bruxelles), 226-227/1991
Jean Rière/Michel Dreyfus/Nicole Racine, Victor Serge, in: Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français, Tome XLI, Paris 1992, S. 254-262

65 *„Der Sozialismus ist nur in dem Maße eine historische Notwendigkeit, wie er als ethische Forderung gedacht und gewollt wird."* (Maximilien Rubel, Utopie et révolution, in: Ders., Marx critique du marxisme. Essais, Paris 1974, S. 424).

Suzi Weissman (ed.), The ideas of Victor Serge. A Life as a Work of Art, in: Critique. Journal of Socialist Theory (Glasgow), 28-29/1997
Susan Weissman, Victor Serge. The Course is set on Hope, London/New York 2001

Werke von Victor Serge in deutscher Übersetzung:

Die große Ernüchterung. Der Fall Tulajew. Roman, Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 1950;
Beruf: Revolutionär. Erinnerungen 1901 - 1917 - 1941, Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 1967 (Nachdrucke unter dem Titel „Erinnerungen eines Revolutionärs 1901 - 1941“: Wiener Neustadt: Räte Verlag, 1974; Hamburg: Verlag Association, 1977; Hamburg: Edition Nautilus, 1991);
Die Klassenkämpfe in der chinesischen Revolution von 1927, Frankfurt: Verlag Neue Kritik, 1975;
Für eine Erneuerung des Sozialismus. Unbekannte Aufsätze, Hamburg: Verlag Association, 1975;
Geburt unserer Macht, München: Trikont Verlag, 1976;
Die sechzehn Erschossenen. Unbekannte Aufsätze, Hamburg: Verlag Association, 1977;
Schriftsteller und Proletarier, Frankfurt: Verlag Neue Kritik, 1977;
Eroberte Stadt, Frankfurt: Verlag Freie Gesellschaft, 1977;
Leo Trotzki. Leben und Tod, Wien/München/Zürich: Europaverlag, 1978;
Jahre ohne Gnade. Roman, Wien/München/Zürich: Europaverlag, 1981.

Übersetzung aus dem Französischen: Michael Halfbrodt

Charles Jacquier

„Finstere Tage": Boris Souvarine und die Machtübernahme Hitlers

Boris Lifschitz wurde am 24. Oktober 1895, d.h. am 7. November nach dem gregorianischen Kalender, in Kiev geboren.[1] Er war der zweite Sohn von Kalman Lifschitz, geboren am 15. März 1868 und Mina Steinberg, geboren am 22. März 1871. Sein Vater war Goldschmied und beschloß 1897, Rußland zu verlassen und nach Frankreich zu gehen, das vielen russischen Juden als Heimat der Menschenrechtserklärung galt. In Paris lebte die Familie Lifschitz nicht gerade im Elend, aber zumindest während der ersten Jahre unter schwierigen Bedingungen. Im April 1906 beantragte sie die französische Staatsbürgerschaft, die sie am 26. August desselben Jahres erhielt. Nach Beendigung der Grundschule trat der junge Boris in einen Kunsthandwerksbetrieb ein und landete schließlich bei der Monatszeitschrift „Art et Joaillerie", die von einem alten Anarchisten geleitet wurde, der ihn mit den Autoren der berühmten „Bibliothèque sociologique" des Verlages Stock bekannt machte (Michael Bakunin, Christian Cornelissen, Georges Darien, Lucien Desacves, Sébastien Faure, Jean Grave, Augustin Hamon, Peter Kropotkin, Louise Michel, Domela Nieuwenhuis, Elisée Reclus, Max Stirner, Laurent Teilhade, Leo Tolstoi usw.). Er las auch die „Cahiers de la Quinzaine" von Charles Péguy; nach dessen heftigen Attacken auf Jean Jaurès anläßlich der Verabschiedung des Gesetzes über den dreijährigen Militärdienst, das den Gefahren des deutschen Militarismus begegnen sollte, distanzierte er sich allerdings von ihm. Mit dem großen Eisenbahnerstreik von 1910 begann der junge Boris sich für Politik zu interessieren und sozialistische, syndikalistische und anarchistische Zeitungen zu lesen, wie „La Bataille syndicaliste", „La Guerre sociale", „Les Hommes du jour", „L'Humanité" usw. Zur selben Zeit besuchte er mit seinem älteren Bruder und zwei Freunden die Kurse an der Volkshochschule „La Coopération des idées" in der Faubourg Saint-Antoine, wo er die Philosophen Kant, Leibniz, Schopenhauer, Spencer, Stuart Mill sowie die sozialistischen Theoretiker Guesde, Jaurès, Engels und - dank der „Kapital"-Zusammenfassungen des Anwalts Gabriel Deville und des italienischen Anarchisten Carlo Cafiero - Marx las.

Am 28. November 1913 wurde Boris Lifschitz zum 155. Infanterieregiment eingezogen, am 10. September des folgendes Jahres zur 22. Einheit der Verwaltungsbeamten und -arbeiter abkommandiert, dann nach Paris zu einer Abteilung des Heeresversorgungsamtes verlegt und schließlich am 28. März 1916 wegen des Todes seines Bruders Léon im Jahr zuvor aus dem Militärdienst entlassen. Bei seiner letzten Versetzung

1 Die meisten der zitierten Namen sind im von Jean Maitron herausgegebenen „Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français", Bd. 17-44 (1914-1939), Paris 1982-1997, verzeichnet. Sie finden sich auch auf der 1997 erschienenen CD-ROM des „Maitron". Zu vollständigen biographischen Angaben über Souvarine vgl. Charles Jacquier, Boris Souvarine, un intellectuel antistalinien de l'entre-deux guerres 1924-1940, Université de Paris X-Nanterre, geisteswissenschaftliche Dissertation (Soziologie), unter der Leitung von Annie Kriegel, 2 Bände, 734 S., Universitätsjahr 1993-1994.

hatte er über Alexandre Lavigne, dem Sohn des sozialistischen Abgeordneten für die Gironde, die Herausgeber der sozialistischen Wochenschrift „Le Populaire", Paul Faure und Jean Longuet, kennen gelernt, die sich in Opposition zur Mehrheit der „Section Française de l'Internationale Ouvrière" (SFIO) befand, die sich zur „Union sacrée"[2] bekannte. Diese Minderheit, die aus ehemaligen Guesdisten bestand, stützte sich auf die Föderation der Haute-Vienne und organisierte sich, nach der zweiten internationalen sozialistischen Konferenz von Kienthal am 1. Mai 1916, um das „Comité de défense du socialisme international" (CDSI; „Verteidigungskomitee des internationalen Sozialismus"). Zu dieser Zeit nahm Boris Lifschitz das Pseudonym Boris Souvarine an, nach einer der Hauptfiguren in Emile Zolas „Germinal". Diese Wahl verweist auf *„die Schwierigkeit, mitten im Krieg und in einem zutiefst vom Antisemitismus geprägten Frankreich einen jüdischen (und leicht deutsch klingenden) Namen zu tragen, und das trotz der Tatsache, daß er selbst und seine Familie sich vom gläubigen Judentum gelöst hatten, sich als von der Religion emanzipierte, reine Staatsbürger betrachteten".*[3]

Souvarine trat der IX. Sektion der Sozialistischen Partei und dem CSDI bei, besuchte die Versammlungen der „Société d'études documentaires et critiques de la guerre" („Gesellschaft zur dokumentarisch-kritischen Erforschung des Krieges") und das Büro von Alphonse Merrheim im Gewerkschaftshaus, dem ersten syndikalistischen Zentrum der Kriegsopposition. Auf seinen Artikel „An unsere Freunde in der Schweiz" („Populaire", Nr. 31, 17. November 1916) antwortete Lenin mit einem „offenen Brief", der, nach Souvarines eigenen Worten, *„den Beginn einer Einführung in den Leninismus"* darstellte.[4]

Im November 1917 veröffentlichte Souvarine, trotz seiner Begeisterung für die russische Revolution, in „Ce qu'il faut dire" (Nr. 78, 17. November 1917), der anarchistischen Wochenzeitung von Sébastien Faure, einen Artikel über „Die maximalistische Kommune", in dem er schrieb: *„Es steht zu befürchten, daß für Lenin und seine Freunde die ‚Diktatur des Proletariats' die Diktatur der Bolschewiki und ihres Führers sein soll. Das könnte ein Unglück für die russische Arbeiterklasse und folglich für das Weltproletariat werden. Die Diktatur Lenins wird nur durch eine ständige ungeheure Energieleistung aufrechterhalten werden können, sie wird die dauerhafte Existenz einer revolutionären Armee erfordern, und wir haben keinen Grund, den revolutionären Militarismus dem derzeitigen vorzuziehen. Was wir uns wünschen wäre, daß die Sozialisten sich auf die Einrichtung einer stabilen Macht verständigen, die wirklich die Macht des Volkes wäre und nicht die eines Mannes, so intelligent und rechtschaffen er auch sein möge."*

Redakteur beim „Journal du Peuple" von Henri Fabre und Redaktionsassistent beim „Populaire", wurde Souvarine im März 1917 einer der fünfundzwanzig Verantwortli-

---

2 Union sacrée: Französisches Gegenstück zum deutschen „Burgfrieden" (AdÜ).

3 Jean-Louis Panné, Boris Souvarine. Prémices d'un itinéraire politique (1895-1919), Magisterarbeit Geschichte, Université Paris I Panthéon-Sorbonne, 1991-1992, S. 68. Vgl. auch Pierre Aubéry, Pour une lecture ouvrière de la littérature, Paris 1970, S. 31-44.

4 Boris Souvarine, Souvenirs sur Isaac Babel, Panait Istrati, Pierre Pascal, suivi de Lettre à Alexandre Soljenitsyne, Paris 1985, S. 137. Lenins „Lettre ouverte à Boris Souvarine" wurde in „La Critique Sociale", 1/März 1931 (S. 43-48) und schließlich, auf Souvarines Veranlassung hin, 1970 in Paris als Broschüre wieder veröffentlicht.

chen des CSDI. Im Oktober gehörte er zum Exekutivkomitee der Seine-Föderation der SFIO. Unterdessen gab er in den Folgemonaten unter dem Einfluß von Victor Taratouta, der im Redaktionsstab des „Populaire" sehr einflußreich war, seine kritische Haltung gegenüber dem Vorgehen der Bolschewiki auf. Er bestätigte diese Unterstützung der Bolschewiki auf den Sitzungen der von der Menschenrechtsliga im Dezember 1918 einberufenen Untersuchungskommission über die Lage in Rußland, deren Diskussionsprotokolle im folgenden Jahr im „Bulletin des droits de l'homme" veröffentlicht wurden (Nr. 3, 1. Februar und Nr. 4, 15. Februar 1919). Er verteidigte dort mit Nachdruck *„die bolschewistische These"*, insbesondere in bezug auf den Frieden von Brest-Litowsk und die Diktatur des Proletariats.

Nach der Gründung der Kommunistischen Internationale in Moskau (2.-6. März 1919) setzte sich Souvarine leidenschaftlich für den Anschluß der französischen Revolutionäre an die neue Internationale ein. Mittlerweile in Opposition zu seinen ehemaligen Genossen von der sozialistischen Minderheit, die den Bolschewismus ablehnten, trat er dem Komitee für die Dritte Internationale bei und wurde zusammen mit Fernand Loriot und Pierre Monatte einer der drei Sekretäre. Im März 1920 gründete er die Zeitschrift des Komitees, das „Bulletin communiste".

Souvarine, der seit Februar 1920 mit Henriette Roland-Holst vom Westeuropäischen Büro der Kommunistischen Internationale in Amsterdam in Kontakt stand, spielte eine Hauptrolle bei den Versuchen, die Mehrheit der ehemaligen sozialistischen Partei und die neuen Kräfte aus dem revolutionären Syndikalismus an die Kommunistische Internationale zu binden, doch durch seine Verhaftung und die der beiden anderen Sekretäre des Komitees während des Eisenbahnerstreiks vom Mai 1920 war der Weg für die Initiativen derjenigen frei, die aus Opportunismus einen Beitritt zu den „Einundzwanzig Bedingungen" der neuen Internationale anstrebten und von denen Jules Humbert-Droz - bezogen auf Oscar-Louis Frossard und Marcel Cachin - schrieb: *„Sie waren früher als die anderen Delegierten nach Frankreich zurückgekehrt und hatten für den Kominternbeitritt geworben, weil sie glaubten, so die Linke aus dem Feld schlagen zu können, die im ‚Komitee für die Dritte Internationale' organisiert war und in der Partei an Einfluß gewann."*[5]

Nach dem Verschwörungsprozeß, der mit dem Freispruch der Angeklagten endete, nahm Souvarine seinen Platz an der Spitze der auf dem Kongreß von Tours im Dezember 1920 neugegründeten Kommunistischen Partei Frankreichs (KPF) ein. Er gehörte zur französischen Delegation beim Dritten Kongreß der Kommunistischen Internationale (22. Juni bis 12. Juli 1921), blieb in Moskau und wurde auf Anordnung Lenins ins Sekretariat der Kommunistischen Internationale kooptiert. In der UdSSR ansässig und Mitglied der höchsten Instanzen der Internationale, war Souvarine der Ausgangspunkt der meisten Konflikte, die die neue Partei erschütterten und den Autoritarismus der Internationale symbolisierten, insbesondere auf dem Kongreß von Marseille (26.-31. Dezember 1921), wo sich die Rechte und das Zentrum erfolgreich seiner

5 Jules Humbert-Droz, Mémoires 2. De Lénine à Staline. Dix ans au service de l'Internationale communiste (1921-1931), Neuchatel 1971, S. 19.

Wiederwahl ins Leitungskomitee widersetzten, was dazu führte, daß die Mitglieder der Linken aus Solidarität zurücktraten.[6]
Dieser erste Abschnitt der Geschichte der Kommunistischen Partei Frankreichs, der vom Kampf zwischen der von der Kommunistischen Internationale unterstützten „Linken" und der von Frossard symbolisierten „Rechten" beherrscht wurde, die mehr sozialdemokratisch als wirklich kommunistisch war, wurde von einer neuen Art von Konflikten innerhalb der ehemaligen „Linken" abgelöst, die völlig überlagert wurden von den Auseinandersetzungen um die Nachfolge Lenins an der Spitze der russischen Partei. Als erster Ausgeschlossener wurde Souvarine zum Symbol dieser neuen Konfrontationen innerhalb der französischen Partei wie auf internationaler Ebene, die den Niedergang des Bolschewismus und den Sieg Stalins ankündigten.
Die Konsequenzen aus dem Scheitern des deutschen Aufstandes vom Oktober 1923 und die Debatte in der russischen Partei um die wirtschaftliche und politische Zukunft der UdSSR führten Souvarine schon vor dem Tod Lenins vor Augen, daß sich neue Probleme stellen würden, bei denen, hinter Strategiefragen, die Macht an der Spitze der russischen Staatspartei auf dem Spiel stand. Diese Konflikte gingen einher mit den Problemen in der französischen Partei, wo sich Jules Humbert-Droz, der Vertreter der Kommunistischen Internationale für die romanischen Parteien, bereits im Juni 1923 Sorgen über die autoritären Methoden von Albert Treint machte, der von Sinovjew und der Führung der Kommunistischen Internationale unterstützt wurde. Der Tod Lenins am 21. Januar 1924 verschärfte die Machtkämpfe an der Spitze der sowjetischen Staatspartei und folglich auch in der Internationale, die bereits den Imperativen der russischen Außenpolitik unterworfen war. Das Ziel war, Leo Trotzki auszuschalten. Dieser hatte sich in einem offenen Brief mit dem Titel „Neuer Kurs" (Prawda, 11. Dezember 1923) für parteiinterne Demokratie ausgesprochen und den Bürokratismus als *„gefährliche Abweichung"* angeprangert.[7] Es bildete sich eine Allianz um Stalin, Kamenew und Sinovjew, die „Troika". Als Generalsekretär hatte ersterer bereits den Parteiapparat „in der Hand", während sich letzterer als Führer der Kommunistischen Internationale darum kümmerte, die verschiedenen nationalen Sektionen durch die sogenannte „Bolschewisierung" unter Kontrolle zu bringen. Hinter verworrenen Debatten über revolutionäre Organisation, Strategie oder Taktik stand das Ziel, die ausländischen kommunistischen Parteien gleichzuschalten. In der UdSSR selbst ging es im wesentlichen darum, über den unerbittlichen Kampf um den Apparat der Staatspartei eine unterworfene und versklavte Gesellschaft zu kontrollieren.
Boris Souvarine forderte vergebens eine wirkliche Debatte in der russischen Partei und versuchte in der französischen Partei die notwendige Grundlage dafür zu schaffen, indem er vor allem Trotzkis „Neuer Kurs" übersetzte. Nach mehrmonatigen internen Kämpfen wurde er im Laufe des V. Kongresses der Kommunistischen Internationale (17. Juni - 8. Juli 1924) „vorübergehend" aller seiner nationalen und internationalen Verantwortlichkeiten enthoben. Von seiner Absicht, sich in der UdSSR niederzulassen, wurde er durch die Verhaftung eines seiner Freunde, des anarchosyndikalistischen

6 Über diese Periode vgl. Philippe Robrieux, Histoire intérieure du parti communiste, 1: 1920-1944, Paris 1980.
7 Leo Trotzki, Der Neue Kurs (Brief an eine Parteiversammlung), in: Ders., Der Neue Kurs, Berlin 1972, S. 105-116 (AdÜ).

Arbeiters Nicolas Lazarévitch, und die immer autoritärere und repressivere Entwicklung des Regimes abgebracht. Es gelang ihm, im Januar 1925 nach Frankreich zurückzukehren.
Er arbeitete anschließend, von Mai bis September 1925 und dann wieder von August bis November 1926, an der syndikalistischen Zeitschrift „La Révolution prolétarienne" mit und beobachtete und analysierte die ersten Resultate der Bolschewisierung in der russischen Partei und der Internationale. Im November 1926 veröffentlichte er das unter dem Namen „Lenins Testament" bekannte Dokument.[8] Die Publikation des Testaments und seine Artikel über die russische Krise führten zu seinem endgültigen Ausschluß und setzten seinen kurzzeitigen Hoffnungen auf eine mögliche Kurskorrektur der Kommunistischen Internationale ein Ende. Dieser Ausschluß besiegelte auch seine Isolation unter den oppositionellen Kommunisten, die weiterhin im Rahmen des Regimes dachten, während Souvarine seine Kritik radikalisierte und die machthabende Partei in der UdSSR als *„neue privilegierte Klasse"*[9] analysierte, bevor er zwei Jahre später mit Trotzki brach.
In der gleichen Nummer der „Révolution prolétarienne" vom November 1926 veröffentlichte Souvarine auch einen Artikel über die XV. Konferenz der bolschewistischen Partei (26. Oktober - 3. November 1926), die er als eine reine Absegnungsveranstaltung *„mit von der herrschenden Fraktion handverlesenen Teilnehmern, bei der das Publikum bereitwillig Belehrungen und Anweisungen entgegennahm und die Organisatoren sich automatischer Zustimmung sicher sein konnten"*, bezeichnete.[10] Er gelangte dabei zu einer wesentlichen Einsicht: *„Es gibt heute die Interessen einer neuen Kaste, der sowjetischen Bürokratie, die denen der Arbeiterklasse entgegengesetzt sind. Man kann den einen nicht mehr dienen ohne den anderen zu schaden."* Ein wenig später, bei der Erwähnung der Methoden, die angewandt wurden, um die Anhänger der Opposition daran zu hindern, sich auf der besagten Konferenz Gehör zu verschaffen, sprach Souvarine von einer *„Pogromstimmung"* und von Mitteln, die vom italienischen Faschismus übernommen seien.
Dieser Artikel rief zahlreiche Bedenken hervor, sowohl von Seiten der Leser als auch von Seiten der Redaktion. Am 5. Februar 1927 antwortete Souvarine seinen Kritikern und stellte daraufhin seine Mitarbeit bei der syndikalistischen Zeitschrift ein.[11] Dieses Dokument, das in einem bissigen Stil und mit der grimmigen Ironie eines talentierten Polemikers geschrieben war, stellte auf wenigen, sehr dichten Seiten die wesentliche Frage nach den Bedingungen eines wirklichen Verständnisses der tragischen sowjetischen Erfahrung. Souvarine lieferte darin eine regelrechte Abhandlung über die Methode, den Realitäten im neuen Rußland gerecht zu werden. Er legte den Schwerpunkt

---

8 Le „Testament" de Lénine, in: La Révolution prolétarienne, 23/November 1926, S. 13; eine deutsche Übersetzung von „Lenins Testament" findet sich in: Alfred Rosmer, Moskau zu Lenins Zeiten, Frankfurt a.M. 1989, S. 206/207 (AdÜ).

9 Boris Souvarine, Octobre noir, in: Bulletin communiste, Nr. 22-23/Oktober-November 1927, S. 345-352; wiederveröffentlicht in Boris Souvarine, A contre-courant. Ecrits 1925-1939, Paris 1985, S. 119-136.

10 Boris Souvarine, La 'défaite' de l'Opposition, in: La Révolution prolétarienne, Nr. 23/November 1926, S. 1-5; wiederveröffentlicht in Boris Souvarine, A contre-courant, a.a.O., S. 108-118.

11 Boris Souvarine, La violence n'est pas dans mes paroles, mais dans les faits (Lettre à La Révolution prolétarienne), avant-propos de Charles Jacquier, Agone (Marseille), Nr. 22/1999, S. 193-213.

auf das Wesentliche: Man konnte in bezug auf die UdSSR nicht mehr von Parteien, Gewerkschaften, Genossenschaften und Arbeiterklasse sprechen, als handele es sich um ein europäisches Land. Hinter gleichen Worten würden sich nicht nur unterschiedliche, sondern radikal entgegengesetzte Realitäten verbergen. Die Lüge von der Macht der Arbeiterklasse kaschiere neue Formen der Ausbeutung, Herrschaft und Unterdrückung, die Souvarine sein Leben lang versuchte, einer ungläubigen Welt verständlich zu machen. Zu diesem Zweck gab er ab Oktober 1925 das „Bulletin communiste" wieder heraus, dieses Mal als oppositionelles Organ, und gründete im Februar 1926 mit Unterstützung von Mitgliedern und Ausgeschlossenen der KPF den „Cercle communiste Marx et Lénine". Im Zuge eines Briefwechsels mit Trotzki, der kurz zuvor aus der UDSSR verbannt worden war und sich nach Prinkipo in der Türkei geflüchtet hatte, endeten die Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Männern in einem politischen Bruch im Frühjahr 1929. Einige Monate später beteiligte sich Souvarine an der Trilogie „Vers l'autre flamme", die unter dem Namen seines Freundes, des rumänischen Schriftstellers französischer Sprache, Panait Istrati, erschien. Er verfaßte den dritten Band, der, gestützt auf die Presse des Regimes und offizielle Quellen, ein umfassendes und niederschmetterndes Panorama der Lage der arbeitenden Klassen in der UDSSR erstellte.[12] Im Jahr 1930 nahm der Zirkel den Namen „Cercle communiste démocratique" an und radikalisierte die Kritik am Leninismus. Parallel zum „Bulletin communiste" veröffentlichte Souvarine eine neue Zeitschrift, „La Critique Sociale", die marxistisch beeinflußt war, aber den Sozialwissenschaften und der Psychoanalyse offen stand, und von der es hieß, daß sie die französische „Frankfurter Schule" hätte werden können.[13] Es gelang ihr, solche Autoren wie Georges Bataille, Jean Bernier, Lucien Laurat, Michel Leiris, Pierre Kaan, Karl Korsch, Raymond Queneau und Simone Weil (die Souvarine sehr nahe stand)[14] als Mitarbeiter zu gewinnen. Schließlich verwandte Souvarine Jahre auf die Abfassung seines Buches „Staline. Aperçu historique du bolchevisme" (Paris 1935)[15], das ihn als herausragenden Beobachter des Sowjetregimes und der stalinistischen UdSSR bekannt machte. Indes sollte über diese Wertschätzung nicht die Bedeutung seiner Überlegungen zu dem folgenschwersten internationalen Ereignis der ersten Hälfte der 1930er Jahre vergessen werden: der Machtübernahme Hitlers am 30. Januar 1933, gefolgt vom Reichstagsbrand in der Nacht des 27. Februar. Bevor wir Souvarines Analysen der Ereignisse in Deutschland untersuchen, sollte daran erinnert werden, welche Positionen die Kommunistische Internationale und die sozialistische Bewegung in den Jahren vor dem Sieg der Nationalsozialisten vertraten. Diese vergleichende Betrachtung wird es ermöglichen, die Originalität Souvarines besser zu würdigen.

Die Kommunistische Internationale beschloß auf dem 9. Plenum ihres Exekutivkomitees im Februar 1928, den Kampf gegen die sozialistische Internationale und die refor

12 Panait Istrati, La Russie nue. Vers l'autre flamme III, Paris 1929. Eine erweiterte Neuauflage dieses Werkes ist unter dem Titel „Boris Souvarine, L'U.R.S.S. en 1930" mit einem Vorwort von Charles Jacquier erschienen (Paris 1997).

13 Vgl. den Sammelband Boris Souvarine et La Critique Sociale, Paris 1990.

14 Vgl. Charles Jacquier (Ed.), Simone Weil. L'expérience de la vie et le travail de la pensée, Arles 1998.

15 Deutsche Übersetzung: Stalin. Anmerkungen zur Geschichte des Bolschewismus, München 1980 (AdÜ).

La Critique Sociale

Revue des idées et des livres

Sociologie • Économie politique • Histoire
Philosophie • Droit public • Démographie
Mouvement ouvrier • Lettres et Arts

SOMMAIRE

B. Souvarine : Perspectives de travail.

Lucien Laurat : Le mouvement cyclique de la production moderne.

VARIA. — Lettres de Georges Sorel à Benedetto Croce.

BIBLIOGRAPHIE. — Revue des Livres. — Revue des Revues *(J. Baron, J. Bernier, L. G., G. J., P. Kaan, L. Laurat, N. M., Ch. Rosen, F. R., L. Sablé, B. S.).*

DOCUMENTS ET MATERIAUX. — Lénine : Lettre ouverte à Boris Souvarine.

MARS 1931

N° 1

Librairie des Sciences Politiques et Sociales
Marcel Rivière, édit., 31 rue Jacob, Paris, 6e

mistische Gewerkschaftsinternationale zu verstärken. Diese Entscheidung begründete eine neue politische Linie, die man gemeinhin als Politik der *„dritten Periode"* bezeichnet. Gemäß dieser Formulierung reichte eine erste Periode von 1918 bis 1923 und war durch eine akut revolutionäre Situation gekennzeichnet. In der zweiten Periode, von 1923 bis 1928, war eine relative Stabilisierung des kapitalistischen Systems bei gleichzeitiger Wiederherstellung der Sowjetwirtschaft zu verzeichnen. Die dritte Periode begann 1928 und sollte einer Verschärfung der Krise des kapitalistischen Systems entsprechen. Die Zuspitzung der ökonomischen und sozialen Widersprüche sollte eine neue revolutionäre Welle auslösen. In der UdSSR würde die Umsetzung des Fünfjahresplans die Entwicklung der *„sozialistischen Grundlagen"* ihrer Wirtschaft ermöglichen. In diesem Kontext betrachteten die Theoretiker der Kommunistischen Internationale die Sozialdemokratie als Haupthindernis für eine kommunistische Revolution. Im Gegensatz zu diesen Vorhersagen entpuppte sich diese dritte Periode jedoch *„als eine Epoche kaum je gekannten Anwachsens reaktionärster nationalistisch-imperialistischer Tendenzen, als ein Zeitalter der faschistischen Umwälzung und Vernichtung der gesamten sozialistischen und kommunistischen Bewegung"*.[16]

Von 1928 an befolgte die KPD wie alle übrigen Sektionen der „Kommunistischen Internationale" einen ultralinken Kurs. Zwei Erklärungen, die erste von einem KPD-Führer aus dem Jahr 1931, die zweite von der Kommunistischen Internationale unmittelbar nach der Machtübernahme Hitlers, verdeutlichen das völlige Unverständnis Stalins für das Phänomen Hitler, ohne die Suche nach den tieferen Gründen für diese Tatsache hier weiter vorantreiben zu wollen.

Am 14. Oktober 1931 verkündete Hermann Remmele, zusammen mit Heinz Neumann ein Vertreter der harten Linie innerhalb der KPD, in einer Reichstagsrede: *„Wenn sie (die faschistischen Horden) erst einmal an der Macht sind, wird die* ***Einheitsfront des Proletariats*** *zustande kommen und wird alles wegfegen... Die faschistische Herrschaft, die faschistische Regierung schreckt uns nicht. Sie hat rascher abgewirtschaftet als jede andere Regierung."*[17] Unmittelbar nach dem 30. Januar 1933 unternahm die KPD unter dem Druck ihrer Basis einige zaghafte Versuche zu einer Einheitsfront mit der Sozialdemokratie. Aber es war zu wenig und vor allem zu spät. Im Grundsatz vertrat die Kommunistische Internnationale auch weiterhin eine verhängnisvolle Politik, deren Absurdität in folgender Resolution vom 1. April 1933 gipfelte: *„Der revolutionäre Aufschwung in Deutschland wird trotz des faschistischen Terrors unvermeidlich ansteigen. Die Abwehr der Massen gegen den Faschismus wird zwangsläufig zunehmen. Die Errichtung der offenen faschistischen Diktatur, die alle demokratischen Illusionen in den Massen zunichte macht und die Massen aus dem Einfluß der Sozialdemokratie befreit, beschleunigt das Tempo der Entwicklung Deutschlands zur proletarischen Revolution."*[18]

---

16 Ossip K. Flechtheim, Die KPD in der Weimarer Republik, Frankfurt am Main 1969, S. 250. Eine detaillierte Darstellung der KPD-Politik in den Jahren 1929-1933 findet sich insbesondere in Kapitel 4.

17 Verhandlungen des Reichstags. V. Wahlperiode 1930, Bd. 446, S. 2090-2096, hier S. 2096. Vgl. auch Siegfried Bahne, Die KPD und das Ende von Weimar, 1974, S. 13. (AdÜ).

18 Die Lage in Deutschland. Resolution des Präsidiums des Exekutiv-Komitees der Kommunistischen Internationale; zit. nach: Komintern und Faschismus. Dokumente zur Geschichte und

Die großen Organisationen der französischen Arbeiterbewegung legten kaum größeren Scharfsinn an den Tag. Nach Jacques Droz *„wurde die KPF von der Machtergreifung Hitlers überrascht, was sie übrigens nicht von den anderen französischen Parteien unterschied".*[19] Die „Humanité" versuchte die Machtübernahme Hitlers herunterzuspielen, indem sie am 31. Januar 1933 titelte: *„Das Resultat des kleineren Übels: Hitler Kanzler".*

Auf sozialistischer Seite wurde die nationalsozialistische Gefahr trotz der überwältigenden Wahlerfolge seit 1929 ebenfalls unterschätzt. So schrieb Léon Blum 1931 in „Les problèmes de la paix" („Die Probleme des Friedens"): *„Hitler ist heute weiter von der Macht entfernt, als es General Boulanger am Abend des 27. Januar 1889 war... Muß man befürchten, daß er ihr näher kommt? Nach meiner Meinung, nein. Ich glaube, der Stern Hitlers hat seinen höchsten Punkt bereits erreicht, er befindet sich in seinem Zenit."* Im folgenden Jahr schrieb Blum immer noch, daß Hitler nicht an die Macht gelangen könne.[20]

Im Frühjahr 1933 suchte Daniel Guérin Léon Blum am Sitz der sozialistischen Partei auf, um ihm vorzuschlagen, eine Reportage über Deutschland zu schreiben. Letzterer, der sich mittlerweile der Ernsthaftigkeit der nationalsozialistischen Gefahr bewußt geworden war, billigte den Vorschlag, und Guérins Reisebericht über Hitlers neues Deutschland erschien vom 25. Juni bis zum 13. Juli 1933 in „Le Populaire". Nach seiner Rückkehr bemerkte Daniel Guérin, mit welcher Ungläubigkeit seine Informationen aufgenommen wurde: *„Die öffentliche Meinung war damals so schlecht über den Nationalsozialismus informiert, so skeptisch, so gleichgültig, selbst in sozialistischen Kreisen, daß man sich weigerte, meinen Worten zu glauben."*[21]

Die deutschen Probleme wurde in den ersten drei Nummern von „La Critique Sociale" nicht direkt angesprochen, abgesehen von zwei Rezensionen von Charles Rosen und Lucien Laurat.[22] Anzumerken ist, daß sich Charles Rosen der in der extremen Linken weitverbreiteten Interpretation Hitlers als eines einfachen Werkzeugs in den Händen der Großbourgeoisie anzuschließen schien, während Lucien Laurat das intellektuelle Chaos betonte, das für die deutsche Krise kennzeichnend war. Bezug nehmend auf eine Ausgabe des „Crapouillot" über „Die Deutschen" bemerkte Souvarine, diese Zeitschrift würde leider nicht *„über das Niveau farbiger Berichte der oberflächlichsten Art"* hinausgehen,[23] was der kleinste gemeinsame Nenner des französischen Journalismus dieser Tage gewesen zu sein scheint.

Theorie des Faschismus. Herausgegeben und kommentiert von Theo Pirker, Stuttgart 1965, S. 175 (AdÜ).

19 Zit. nach Jacques Droz, Histoire de l'anti-fascisme en Europe (1923-1939), Paris 1985, S. 187.

20 Vgl. Jacques Bariety, Léon Blum et l'Allemagne (1930-1938), in: Les Relations franco-allemandes 1933-1939. Colloque sur les relations franco-allemandes 1933-1939. Centre National de la Recherche Scientifique, Paris 1976.

21 Daniel Guérin, Front populaire, révolution manquée (témoignage militant), Paris 1976, S. 57. Der in „Le Populaire" erschienene Reisebericht Guérins liegt in deutscher Übersetzung unter dem Titel „Nach der Katastrophe" in dem Band Daniel Guérin, Die braune Pest. Reportagen aus dem Alltagsleben in Deutschland 1932/33, Frankfurt/Main 1983, S. 43-116, vor.

22 Charles Rosen, Rezension zu: Frédéric Hirth, Hitler ou le guerrier déchaîné, in: La Critique Sociale, 1/März 1931, S. 24/25; Lucien Laurat, Rezension zu: Pierre Vienot, Incertitudes allemandes, la crise de civilisation bourgeoise en Allemagne, in: La Critique Sociale, 3/Oktober 1931, S. 124.

23 Boris Souvarine, Revue des Revues, in: La Critique Sociale, 1/März 1931, S. 39.

Abgesehen von kurzen Anmerkungen wurde die erste Analyse Souvarines über die Ereignisse in Deutschland im Dezember 1931 in „La Critique Sociale" veröffentlicht. Es ist angebracht, sie ausführlich zu zitieren, denn sie faßt das Wesentliche dessen zusammen, was man beobachten und eben dadurch für die politische Zukunft dieses Landes vorhersehen konnte: *„In Deutschland, wo sich das Schicksal Europas entscheidet, steht die Niederlage des falschen Kommunismus schon vor jedem Kampf fest. Eine unterworfene Partei hat noch niemals Revolution gemacht. Diese Partei, die die Lehren ihrer Gründer Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht verleugnet hat, die sich zum gehorsamen Werkzeug der sowjetischen Bürokratie gemacht hat, die unter dem Vorwand einer ‚linken' Taktik die Wahl Hindenburgs begünstigt hat, die in den übelsten Nationalismus verfallen ist und der Reaktion bei zahlreichen Gelegenheiten gedient hat, die noch kürzlich ein Volksbegehren der Nationalsozialisten unterstützt hat, diese Partei muß unweigerlich für ihren Verrat bezahlen. Unfähig, mit der gesamten Arbeiterklasse eine gemeinsame Aktion gegen die nationalsozialistische Gefahr zustande zu bringen, wird sie nichts anderes erreichen, als daß ihre Elite sich zu spät in einem verzweifelten Kampf aufopfert, während ein bedeutender Teil ihrer Mitglieder in das Lager des Feindes überwechseln wird, wie schon so viele Nationalisten zu ‚Kommunisten' geworden sind und umgekehrt."*[24]

Souvarine wandte sich entschieden, ohne sie allerdings zu erwähnen, gegen die Auffassung Trotzkis, daß die KPD trotz allem weiterhin eine revolutionäre Kraft darstellen könne, wenn es ihr gelänge, von innen heraus einen Kurswechsel gegen die stalinistische Politik zu vollziehen. Zur selben Zeit stellte auch Simone Weil in einem Kommentar zu einer Studie Trotzkis über die Lage in Deutschland fest, letzterer würde für die kommunistische Partei *„eine Anhänglichkeit, die man nur als abergläubisch bezeichnen kann"*, bewahren.[25] Allerdings ließ sie es bei dieser einen Feststellung in einem im übrigen sehr lobenden Artikel bewenden. Souvarine ging in der Analyse der Ursachen für den Niedergang der KPD, der sie zum Gegenteil einer wirklich revolutionären Organisation machte und Trotzkis Hoffnungen auf ihre mögliche Erneuerung als völlig unbegründet erscheinen ließ, viel weiter. Auch hier ist es angebracht, ihn ausführlich zu zitieren: *„Die kommunistische Bewegung soll das Bewußtsein der ausgebeuteten Klassen zum Ausdruck bringen, während man es hier im Gegenteil mit dem Ausdruck ihrer Unbewußtheit zu tun hat... Die Stimmengewinne für die Extremen der Rechten und der Linken seit den letztjährigen Wahlen in Deutschland stellen ein politisch und sozial identisches Phänomen dar, was auch durch die Ähnlichkeit der Programme und das Hin-und-her-Wechseln der Anhänger bezeugt wird. Der Ausgang des bevorstehenden großen Zusammenstoßes in Deutschland ist bereits vorherbestimmt durch die Gegenwart und die jüngste Vergangenheit der früheren Kommunistischen Partei sowie durch die gesamte Entwicklung der Sozialdemokratie seit dem Krieg."*[26]

---

24 Boris Souvarine, Chaos Mondial, in: La Critique Sociale, 4/Dezember 1931, S. 145-147, hier S. 147.

25 Simone Weil, Conditions d'une révolution allemande, in: Libres propos, 8/August 1932; jetzt in: Dies., Œuvres complètes. To. 2. Ecrits historiques et politiques, I, L'engagement syndical (1927-juillet 1934). Textes établis, présentés et annotés par Géraldi Leroy, Paris 1988, S. 108-115.

26 Boris Souvarine, Chaos Mondial, a.a.O., S. 147.

Letztere hatte mit der blutigen Politik Noskes am Ausgang des Ersten Weltkriegs die Linke der Arbeiterbewegung vernichtet, ohne die reaktionär-konservative Bourgeoisie im mindesten zu beunruhigen. Sie hatte somit den Schwerpunkt des politischen Lebens in Deutschland nach rechts, schließlich nach rechtsaußen verschoben. Die besorgniserregende Situation in Deutschland war also der unerbittlichste Beweis für das historische Scheitern der beiden konkurrierenden Arbeiterinternationalen. Zwei vielsagende Bemerkungen beschließen Souvarines Überlegungen zu Deutschland. Zum einen betonte er, die nationalsozialistische Bewegung würde wahrscheinlich *„die Sozialdemokraten sich zu Bismarcks Gesetzen zurücksehnen"* lassen, womit er zu verstehen gab, daß das Wesen des Nationalsozialismus den traditionellen preußischen Autoritarismus und Konservatismus bei weitem übertraf. Zum anderen wies er darauf hin, daß ein wahrscheinlicher Sieg der Nationalsozialisten die geopolitischen Konstellationen Europas über den Haufen werfen und insbesondere für Rußland eine Gefahr schaffen würde, *„die sich nicht allein aus den Worten Hitlers, sondern aus der Logik der Situation selbst erahnen läßt"*.[27]

Im folgenden Jahr kam Souvarine kurz auf die Lage in Deutschland zurück, erneut in „La Critique sociale". Der Grundgedanke ist der selbe: Der Bankrott der beiden Internationalen macht es ihnen unmöglich, einen positiven Ausgang aus der Krise zu suchen. Statt dessen behält die Konterrevolution die Initiative und kann in die Offensive gehen: *„Weder die eine noch die andere ist in der Lage, der Verantwortung gerecht zu werden, die die Geschichte ihnen zuweist, und jede ist auf ihre Weise zum endgültigen Scheitern verurteilt. Deutschland, das am besten die unlösbaren Widersprüche der gegenwärtigen Gesellschaft verkörpert, zeigt, wie ihre verschiedenen Wege im entscheidenden Moment zur gleichen Lähmung angesichts der schlimmsten Reaktion führen."*[28]

In seinen Erinnerungen an den „Cercle communiste démocratique" hat Edouard Liénert folgenden Wortwechsel mit Souvarine über die Situation in Deutschland überliefert: *„Angesichts des unaufhörlichen Aufstiegs der Nationalsozialisten erinnere ich mich, eines Tages zu Boris Souvarine gesagt zu haben: ‚Das deutsche Großbürgertum kann doch diese Leute nicht an die Macht lassen, sie sind eine Gefahr für sie.' Worauf er lakonisch erwiderte: ‚Schauen Sie sich die Zahlen an.'"*[29].

Und diese Zahlen sprachen in der Tat eine deutlichere Sprache als lange Reden und sogenannte Analysen, die den Machtgewinn der Nationalsozialisten relativierten. So hat Ossip K. Flechtheim darauf verwiesen, daß sich der Stimmenanteil der Nationalsozialisten zwischen 1930 und den Reichstagswahlen vom Juli 1932 mehr als verdoppelte. Bei den Wahlen vom 6. November des gleichen Jahres erhielt die nationalsozialistische Partei insgesamt 11,75 Millionen Stimmen, gegenüber 6 Millionen für die KPD und 7,25 Millionen für die SPD, und wurde damit angesichts zerstrittener und verunsicherter Gegner zur stärksten deutschen Partei.[30]

---

27 Ebd.

28 Boris Souvarine, Sombres Jours, in: La Critique Sociale, 6/September 1932, S. 241/242, hier S. 242.

29 Edouard Liénert, D'un cercle à l'autre, in: Boris Souvarine et la Critique sociale, a.a.O., S. 57.

30 Ossip K. Flechtheim, Die KPD in der Weimarer Republik, a.a.O., S. 282.

Die zitierte Anekdote von Edouard Liénert verdeutlicht Souvarines vordringliches Bemühen, in seinem Denken die Tatsachen und Ereignisse unverstellt und auf Kosten vorgefaßter ideologischer Meinungen zur Kenntnis zu nehmen. Er selbst hat das mit den Worten formuliert, daß *„die ehrliche Feststellung der Tatsachen nicht zwangsläufig beinhaltet, sich ihnen zu unterwerfen. Sie ist aber unerläßlich für den, der nicht daran verzweifeln will, sie zu ändern"*.[31]

Der Gang der Ereignisse sollte die düsteren Prognosen Souvarines bald bestätigen. Seine ersten Überlegungen zur deutschen Niederlage wurden in „Le Travailleur" veröffentlicht.[32] Er wies zunächst darauf hin, daß ein Kampf des deutschen Proletariats auf breiter Basis ausgeblieben sei. Es war tatsächlich eine *„kampflose Niederlage"*, ganz im Gegensatz zu den aberwitzigen Erklärungen der Kommunistischen Internationale, die die Machtübernahme Hitlers als Sprungbrett für eine kommunistischen Revolution darstellen wollte.[33] Für Souvarine hingegen traf die nationalsozialistische Repression auf eine ebenso gespaltene wie orientierungslose Arbeiterbewegung und schuf eine Situation, in der *„Hitler an der Macht die Mittel anhäuft, um auf Dauer dort zu verbleiben"*. Diese katastrophale Situation war, gemäß den oben zitierten Analysen, das Resultat der beiden einander an Unvermögen und Wirkungslosigkeit entsprechenden Politiken, der der Sozialdemokratie und der des Stalinismus. Souvarine datierte den Niedergang der sozialistischen Bewegung auf das Jahr 1914, den der kommunistischen Bewegung auf 1924. Der Erste Weltkrieg im einen Fall, der Tod Lenins und der Wendepunkt des V. Kongresses der Kommunistischen Internationale im anderen, waren die chronologischen Orientierungspunkte, anhand derer Souvarine die Etappen im Verfallsprozeß der großen Organisationen der Arbeiterbewegung absteckte. Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß die Wahl dieser Daten ein Licht auf die politische Einstellung Souvarines wirft, der dazu neigte, die Bedeutung linker Kritiken an der Sozialdemokratie vor 1914 (z.B. den französischen revolutionären Syndikalismus) oder am Kommunismus vor 1924 (die Revolte von Kronstadt und die russischen Anarchisten) unterzubewerten.

Der Verrat an den internationalistischen Prinzipien der Arbeiterbewegung durch die deutsche Sozialdemokratie im August 1914 hatte sich seither nur verschlimmert. Im Laufe der Jahre hatte sie nacheinander den Burgfrieden und den imperialistischen Krieg hingenommen, war zur solidesten Stütze für Wilhelm II. und das Kaiserreich geworden, und hatte den konservativen Parteien an Nationalismus und Chauvinismus Konkurrenz gemacht. Nach dem Ende des Krieges hatte sie alles daran gesetzt, um die aus der Revolution hervorgegangene Macht zu liquidieren und die Republik zu verbürgerlichen. Sie war für die Ermordung der spartakistischen Arbeiter und von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht verantwortlich. Angesichts der zunehmenden natio-

---

31 Boris Souvarine, Sombres Jours, a.a.O., S. 242.

32 Boris Souvarine, Terrible Leçon, in: Le Travailleur, 43/11. März 1933 (Übersetzung in diesem ARCHIV, S. 391-393, AdÜ).

33 Ein bemerkenswertes Zeugnis für die Monate von November 1932 bis März 1933 ist das von Hippolyte Etchebehere (Juan Rustico): 1933: La Tragédie du prolétariat allemand (Défaite sans combat, Victoire sans péril), Paris 1981. Zu den bemerkenswertesten Analysen über die letzten Monate der Weimarer Republik gehören die von Simone Weil, die jetzt in dem Band „Œuvres complètes, To. 2. Ecrits historiques et politiques, I, L'engagement syndical (1927-juillet 1934). Textes établis, présentés et annotés par Géraldi Leroy", Paris 1988 versammelt sind.

nalsozialistischen Gefahr hatte sie ihre sogenannte Politik des kleineren Übels dazu gezwungen, ihrem schlimmsten Feind das Feld zu überlassen. Auch die stalinistische Partei trug ein hohes Maß an Verantwortung für diese Tragödie, *„zeitlich an zweiter Stelle, aber erste hinsichtlich der Ausmaße ihres Verrats"*. Als gehorsames Werkzeug Stalins hatte sie durch ihre inkonsequente Politik die Fortschritte der schlimmsten Reaktion begünstigt. Das Schlagwort *„Klasse gegen Klasse"* stand als Symbol für diese verhängnisvolle Politik, in deren Rahmen die KPD beim sogenannten *„roten Volksentscheid"*[34] oder während des Berliner Verkehrsstreiks eine Einheitsfront mit den Nationalsozialisten bildete. Zu diesem Streik muß man wissen, daß die Verkehrsbetriebe von der sozialdemokratischen Stadtverwaltung abhingen. Der Streik richtete sich gegen eine 20prozentige Lohnkürzung und wurde von den Stalinisten und den Nationalsozialisten zusammen geleitet, während die reformistischen Gewerkschaften versuchten, die Bewegung zu stoppen. Er veranschaulicht trefflich den Zustand der Verwirrung und Orientierungslosigkeit innerhalb der Arbeiterbewegung zwei Monate vor der Machtübernahme Hitlers.[35]

Im März 1933 lieferte der Bruch der deutschen Sozialdemokratie mit der Zweiten Internationale Souvarine die Gelegenheit zu einer scharfen Erklärung. Der Titel seines Artikels - „Socialistes de Hitler" („Hitlers Sozialisten") - war eine Übertragung des Ausdrucks *„des Kaisers Sozialisten"*, der im Ersten Weltkrieg benutzt wurde, um auf sozialistischer Seite die fanatischsten Anhänger einer Burgfriedenspolitik zu bezeichnen.[36] Allerdings ging Souvarine weit darüber hinaus, den Verrat der sozialdemokratischen Führer anzuprangern: *„Die Entwicklung hat aus ihr eine richtige Bürgerpartei gemacht, egal wieviele Proletarier aus Tradition, Gewohnheit oder Trägheit in ihren Reihen verblieben sind. Man kann einem so großen Kollektiv seine Entwicklung nicht einmal vorwerfen. Das Phänomen ist zu umfassend, als daß es mit den Kriterien erklärt werden könnte, die man gewöhnlich auf Individualfälle anwendet. Ein Wandel dieser Größenordnung muß an den Bedingungen der Epoche liegen, an einem komplexen Ganzen ökonomischer, struktureller und historischer Gründe."*

Souvarine war der Meinung, daß die Sozialdemokratie gerade den letzten Beweis für ihren seit 1914 andauernden Niedergang erbracht hatte. Ihre Unfähigkeit, eine unabhängige, auch nur ansatzweise reformistische Politik zu machen, würde sie fortan in ein für sein Funktionieren nicht mehr benötigtes Rädchen im System des deutschen Kapitalismus verwandeln. Er bezeichnete die Sozialdemokratie auch als eine Partei von *„Reformisten ohne Reform"*. Und Simone Weil betonte ihrerseits, *„daß die Ka-*

---

34 Gemeint ist der Volksentscheid zur Auflösung des Preußischen Landtages vom Sommer 1931. Initiiert vom „Stahlhelm" und unterstützt von den Rechtsparteien (NSDAP, DNVP, DVP), schloß sich die KPD im Juni 1931 überraschend dem Begehren an, das kläglich scheiterte. Selbst die meisten KPD-Anhänger gingen nicht zur Wahl. (Vgl. Christian Striefler, Kampf um die Macht. Kommunisten und Nationalsozialisten am Ende der Weimarer Republik, Berlin 1993, S. 141-150, AdÜ).

35 Vgl. J.L., Un récit allemand de la grève des transports de Berlin, in: La Révolution prolétarienne, 142/25. Dezember 1932, S. 397-399.

36 Boris Souvarine, Socialistes de Hitler, in: Le Travailleur, 47/8. April 1933 (Übersetzung in diesem ARCHIV, S. 393-394, AdÜ).

pitulation des Proletariats nicht allein auf den Verrat der Führer zurückzuführen sei".[37]

Ein weiteres Ereignis sollte einige Tage später Souvarines Analysen über den Zerfall der alten deutschen Arbeiterbewegung bestätigen. Zum 1. Mai, den die Regierung des Kanzlers Adolf Hitler zum *„Feiertag der nationalen Arbeit"* erklärte, hatte *„der Allgemeine Deutsche Gewerkschaftsbund die ihm angeschlossenen Freien Gewerkschaften angewiesen, sich geschlossen und in möglichst großer Zahl an dem Aufmarsch zu beteiligen. Das taktische Ziel mag gewesen sein, den neuen Machthabern den guten Willen zur Zusammenarbeit zu zeigen, zugleich mit der Hoffnung, die Regierung wird die Gewerkschaften am Leben lassen; der Vorsitzende des ADGB, Genosse Leipart, hatte sich Hitler zur Verfügung gestellt.*

So sind an diesem Tage die sozialdemokratischen und kommunistischen Arbeiter, die gewerkschaftliche Elite der deutschen Arbeiterschaft, auf dem Tempelhofer Feld marschiert, eingestreut zwischen den SA- und SS-Standarten von Groß-Berlin, der Hitler-Jugend, den Ortsgruppenführern, Blockwarten, dem Bund Deutscher Mädchen, dem Nationalsozialistischen Reiter-Sturm, dem NS-Kraftfahrer-Korps, dem NS-Fliegerkorps und der NS-Frauenschaft..."[38]

Im August 1933 kommentierte Souvarine ausführlich die mutige Tat eines sozialdemokratischen Aktivisten, der sich mit der Waffe in der Hand gegen die Nationalsozialisten verteidigte, die ihn verhaften wollten, um eine grundsätzliche Lehre aus der deutschen Tragödie zu ziehen: *„Schmaus hat in Notwehr vier Nationalsozialisten getötet, während seine Partei, die Hauptverantwortliche für die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten und die Kommunistische Partei, die nächstverantwortliche, sich kampflos ergeben, den nationalsozialistischen Schlägern das Feld überlassen und damit die Interessen der Arbeiterklasse, des Sozialismus, des Kommunismus und der Revolution verraten haben. Aber Schmaus befand sich nicht erst im Juni 1933 in Notwehr. Bereits seit mehreren Jahren konnten und mußten alle revolutionären oder reformistischen Arbeiter, alle Sozialdemokraten und alle Kommunisten eine Notwehrsituation für sich in Anspruch nehmen. Und unter solchen Umständen beinhaltet die Notwehr auch das Recht auf einen Präventivschlag. Es kam darauf an, zuerst zu schießen und gut zu zielen, um nicht früher oder später den Schlägen der nationalsozialistischen Reaktion zum Opfer zu fallen, die manche die Unverschämtheit besitzen, als Revolution hinzustellen."* Obwohl eine verspätete Einzeltat, würdigte Souvarine die Geste dieses beispielhaften Kämpfers, an den zu erinnern sei, *„um zu unerschrockenen Taten zu rufen, wenn die Zeit der Worte vorbei ist".*[39]

Angesichts einer solchen Katastrophe seien es sich die Arbeiterorganisationen schuldig, zu einem groß angelegten Gegenschlag auszuholen, der in der Lage sei, auf internationaler Ebene die Arbeiterbewegung und die öffentliche Meinung in den demokra-

---

37 Simone Weil, Rezension von E. Günther Gründel, La mission de la jeune génération, in: La Critique Sociale, 9/September 1933 (II Année), S. 137 (Vgl. E. Günther Gründel, Die Sendung der Jungen Generation. Versuch einer umfassenden revolutionären Sinndeutung der Krise, München 1932, AdÜ).

38 Franz Jung, Der Weg nach unten. Aufzeichnungen aus einer großen Zeit, Hamburg 2000 (3.Aufl.), S. 361.

39 Boris Souvarine, Schmaus, in: Le Travailleur, 64/5. August 1933 (Übersetzung in diesem ARCHIV, S. 403-404, AdÜ).

tischen Ländern zu mobilisieren. Der Vorschlag eines Boykotts deutscher Produkte könne diesen Zweck erfüllen, da er zugleich ein Instrument zur Mobilisierung der öffentlichen Meinung und ein Mittel des ökonomischen Drucks auf das neue nationalsozialistische Regime sei. Seit Mai 1933 wurde unter den Aktivisten des „Cercle communiste démocratique" die Idee eines Boykotts deutscher Produkte ausführlich in „Le Travailleur" diskutiert. Charles Rosen hinterfragte die Zweckmäßigkeit einer solchen Forderung und bestritt ihren Nutzen. Er verwies auf die Gefahr, sie könne jede Arbeiterbewegung an die Seite ihrer eigenen Bourgeoisie treiben.[40]
Souvarine antwortete ihm ausführlich, wobei er entschieden für den Boykott eintrat.[41] Da Charles Rosen die klassische Formel vom Feind, der zunächst einmal im eigenen Land steht, erwähnt hatte, stellte Souvarine klar, dies wäre *„ein schlagendes Beispiel dafür, wie eine ausgezeichnete Formel zu einem Denkhindernis werden kann"*. Er erinnerte daran, daß *„die beiden schönsten Massenaktionen"*, die seine Generation erlebt habe, zugunsten des 1909 in Spanien zum Tode verurteilten libertären Pädagogen Francisco Ferrer und der beiden 1927 in den USA hingerichteten italoamerikanischen Anarchisten Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti stattgefunden hätten. Doch jenseits solcher Redensarten, wie zutreffend sie auch sein mögen, *„fragt die Geschichte uns nicht nach unserer Meinung und macht sich über unsere Schlagworte lustig, indem sie eine Situation improvisiert, die Handlungsmöglichkeiten eröffnet"*. Schließlich hielt er Rosen seine grob vereinfachende Argumentationsweise vor und betonte, *„daß Prinzipienfestigkeit auf der Grundlage einer solchen Formel schlicht und ergreifend auf einen Bruch mit der internationalen Solidarität hinauslaufen würde. Unter dem Vorwand, der Feind stünde hier und sei relativ human, bräuchten wir ihn nicht anderswo zu bekämpfen, wo er unsere Klassenbrüder vernichtet."* Allerdings bleibe der Boykott auf der Ebene der Aktion ein wirkungsloses Schlagwort, da sich niemand als fähig erwiesen habe, diese Gelegenheit zu praktizierter internationaler Solidarität gegen die nationalsozialistische Diktatur zu ergreifen.
Indessen ging nach dem Beschluß des „Internationalen Gewerkschaftsbundes" (IGB), zum Boykott deutscher Produkte aufzurufen, die Debatte in der extremen Linken und insbesondere in syndikalistischen Kreisen weiter. Die Diskussion wurde in „La Révolution prolétarienne" wieder aufgenommen, wo Robert Louzon in einem kurzen, argumentativ soliden Artikel ebenfalls für den Boykott eintrat.[42] Dieser wäre, nach seiner Meinung, *„die einzig wirksame Waffe, über die wir derzeit verfügen, um uns gegen den Faschismus, d.h. gegen die Zerstörung jeder freien Arbeiterorganisation zur Wehr zu setzen"*. Anders als jene, die von einem Boykott nachteilige Auswirkungen befürchteten, forderte Louzon dessen sofortige Anwendung und warf dem IGB vor, nicht für die notwendigen Mittel zu sorgen, *„um diesen Beschluß umzusetzen"*, d.h. ihn durch *„hartnäckige und breit angelegte Propagandaarbeit"* zu organisieren. Souvarine äußerte sich zustimmend zu den verschiedenen Punkten des Artikels von Louzon

40 Charles Rosen, Tribune de discussion: Boycottage?, in: Le Travailleur, 51/6. Mai 1933.
41 Boris Souvarine, Tribune de discussion: Sur le boycottage, in: Le Travailleur, 54/27. Mai 1933 (Übersetzung in diesem ARCHIV, S. 398-403, AdÜ).
42 Robert Louzon, Le boycottage des produits fascistes, in: La Révolution prolétarienne, 159/10. September 1933, S. 329-330.

und wies ebenfalls auf das Fehlen einer wirksamen praktischen Umsetzung des IGB-Beschlusses hin.[43]

Während die Frage des Boykotts deutscher Produkte letztlich kaum über den Kreis der militantesten Organisationen der Arbeiterbewegung hinausging, sollte ein anderes Ereignis die ersten Monate des politischen Lebens im nationalsozialistischen Deutschland beherrschen und einen Großteil der öffentlichen Meinung in den westlichen Ländern mobilisieren. In der Nacht zum 27. Februar 1933 wurde der Reichstag, der Sitz des deutschen Parlaments, angezündet. Ein niederländischer Staatsangehöriger, Marinus van der Lubbe, wurde am Tatort verhaftet. Die nationalsozialistische Presse sprach von einem kommunistischen Komplott, während die politische Polizei zu Massenverhaftungen aktiver Sozialisten und Kommunisten schritt. Man klagte van der Lubbe und Georgi Dimitrov, bulgarischer Funktionär der Kommunistischen Internationale, gemeinsam der Brandstiftung an. Über traditionell prosowjetische Kreise hinaus startete die Kommunistischen Internationale eine Propagandakampagne zur Unterstützung Dimitrovs und seiner Mitangeklagten, während sie van der Lubbe beschuldigte, nichts anderes als ein Provokateur der Nationalsozialisten zu sein.[44]

Der „Cercle communiste démocratique" brachte seine Position in einem auf den 10. September 1933 datierten Flugblatt mit dem Titel „L'affaire du Reichtstag" („Die Reichstagsaffäre") zum Ausdruck. Es wurde zuerst in „Le Travailleur" (70/16. September 1933) veröffentlicht und anschließend in „L'Effort" (402/28. Oktober 1933), sehr wahrscheinlich auf Vermittlung von Simone Weil, die von November 1931 bis Februar 1934 an dieser syndikalistischen Wochenzeitung des Lyoner Baukartells mitarbeitete. Das Flugblatt wurde auf mehreren öffentlichen Versammlungen verteilt, besonders in der Salle Wagram und der Salle Bullier. Bei einer dieser Verteilaktionen setzte sich Simone Weil über die Vorsichtsmaßnahmen hinweg, die getroffen wurden, um jede Auseinandersetzung mit dem kommunistischen Ordnungsdienst zu vermeiden, betrat den Saal und warf demonstrativ einen Packen Flugblätter ins Publikum.[45]

Dieser Text kreiste um zwei Grundgedanken. Zum einen sei der Prozeß gegen die sogenannten Reichstags *"brandstifter"* nur eine tragische Farce, bei der die wahren Schuldigen versuchen würden, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken, indem sie ihre Opfer anklagten. Der Text erklärte: *„Schaut, wem das Verbrechen nützt. Diese alte Weisheit ist immer noch gültig und verweist in diesem Fall klar und deutlich auf die Verbrecher. Es sind die erklärten Feinde des deutschen Arbeitervolkes... Es sind die Hitlers, Görings, Goebels und Rosenbergs."* Anschließend äußert der Text sein Erstaunen über das, was er das *„skandalöse Schweigen Moskaus"* nennt, darauf Bezug

43 Boris Souvarine, Revue des Revues, in: La Critique Sociale, 10/November 1933 (II Année), S. 197.

44 Vgl. Le Verdict (Texte intégral des rapports et conclusions des 1er et 2è sessions de la Commission Internationale d'Enquête sur l'incendie du Reichstag.Londres, 14, 15, 16, 17, 18 septembre - Paris, 4 octobre 1933), Editions du Comité National d'Aide aux victimes du fascisme hitlérien, insbesondere die Teile II und III: „Hat van der Lubbe allein handeln können?" und „Wenn van der Lubbe nicht allein gehandelt hat, wer waren seine Komplizen?". Die französischen Mitglieder dieser Kommission waren Vincent de Moro-Giafferi und Gaston Bergery. Über diese Kommission und die Rolle von Willi Münzenberg, *„unsichtbare(r) Organisator des weltweiten antifaschistischen Kreuzzuges"*, vgl. Arthur Koestler, Autobiographische Schriften. Erster Band. Frühe Empörung, Frankfurt am Main/Wien o.J., S. 411-431, hier S. 414.

45 Edouard Liénert, D'un cercle à l'autre, a.a.O., S. 59.

nehmend, daß überall in der Welt Aktionen zur Rettung der Angeklagten stattfänden, außer in Stalins Rußland. Im zweiten Teil des Flugblatts wird die heikle und zumeist ausgeklammerte Frage nach den komplexen Beziehungen zwischen dem nationalsozialistischen Deutschland und dem stalinistischen Rußland gestellt.
Die Aufforderung, einem „Verteidigungskomitee für den Reichstagsprozeß" beizutreten, beantwortete Souvarine mit einem offenen Brief, in dem er darauf hinwies, daß die Organisation, der er angehöre, sich spontan auf die Seite der Angeklagten gestellt hatte und im Rahmen ihrer Möglichkeiten jede zu ihren Gunsten unternommene Aktion unterstützen könne. Souvarine erklärte sich zu einem persönlichen Eintritt in das Komitee bereit, *„aber unter der Bedingung, nicht auf Leute zu treffen, die Nachsicht mit anderen Regierenden, anderen Ungerechtigkeiten üben..."*, und erinnerte an das Schicksal tausender in der UdSSR inhaftierter und deportierter Revolutionäre aller Tendenzen, von denen er namentlich die Symbolfiguren David Rjasanov, Christian Rakovski und Victor Serge nannte.[46]
Zu gleichen Zeit hatte Jean Dautry in „Le Travailleur" die Haltung der „Humanité" zu van der Lubbe angeprangert und sie als *„besonders niederträchtig"* bezeichnet. Es gäbe keinerlei Grund dafür, ihn als Provokateur zu behandeln: *„Im Gegenteil, alles beweist seine Aufrichtigkeit, für die sich ein echter niederländischer Revolutionär, Anton Pannekoek, verbürgt."* Nach Dautry *„hat van der Lubbe seit dem Beginn der Verhandlungen mit keinem Wort und keiner Geste als Provokateur gehandelt"*. Aber die „Humanité" behandele ihn weiterhin als solchen und fordere sogar lauthals die Todesstrafe, denn die russische Regierung und die „Kommunistische Internationale" wollten vor allem *„die Verantwortung für ihren Verrat in Deutschland auf einen Einzelnen, einen abscheulich verleumdeten Revolutionär abschieben"*.[47]
Am 23. Dezember 1933 sprach das Leipziger Gericht Dimitrov und seine Mitangeklagten frei, während es van der Lubbe zum Tode verurteilte. Der „Cercle communiste démocratique" reagierte sofort und kritisierte erneut die *„widerwärtige Haltung"* der „Humanité", die es auch nach dem Todesurteil noch wage, van der Lubbe als Provokateur zu behandeln: *„Diese Haltung entehrt einmal mehr die Leute, die sich mit einer solchen Bezeichnung van der Lubbes zu Komplizen Hitlers machen; die sich anmaßen, Kommunisten zu sein und sich nicht schämen, ein von den Nationalsozialisten gefälltes Todesurteil gutzuheißen; die Heuchler, die über ‚Verteidigungskomitees' den Eindruck erwecken, sich für das Schicksal verfolgter Revolutionäre zu interessieren, aber zugleich die Unterdrückung des freien Denkens, die unerbittliche Verfolgung der revolutionären Bewegung, den Zustand ständigen Terrors, unter dem das gesamte russische Volk in der Stalindiktatur leidet, beklatschen und fördern; die sich brüsten, von Hitler die Freilassung gefangener Kommunisten zu ‚erzwingen', ihm aber durch die sogenannte ‚Rote Hilfe' andere Kommunisten ausliefern."*[48]
Der Aufruf, van der Lubbe zu retten, mit dem sich der „Cercle communiste démocratique" der niederländischen Regierung und zahlreichen Juristen anschloß, blieb unge-

46 Boris Souvarine, L'Affaire du Reichstag, in: Le Travailleur, 78/11. November 1933 (Übersetzung in diesem ARCHIV, S. 404-406, AdÜ).
47 Jean Dautry, Van der Lubbe provocateur?, in: Le Travailleur, 74/14. Oktober 1933.
48 Cercle communiste démocratique, La condamnation de van der Lubbe, in: Le Travailleur, 91/10. Januar 1934.

hört, und am 10. Januar 1934 wurde dieser im Hof des Leipziger Gefängnisses enthauptet, während sich ein Großteil der linken Öffentlichkeit die Version zu eigen machte, die ihn als Provokateur der Nationalsozialisten hinstellte.
Souvarine versuchte, über das Niveau gegensätzlicher, aber in ihrer Bereitschaft zur Desinformation gleichgearteter Propaganda hinaus zu gelangen. Man muß daran erinnern, daß die am 27. Februar 1933 in Berlin veröffentlichte Pressemitteilung über den Reichstagsbrand die Festnahme eines Mannes am Tatort erwähnte, der seine Zugehörigkeit zur Kommunistischen Partei Hollands freimütig eingestanden habe. Einige Stunden später druckte die KPD ein Flugblatt, in dem sie die Nationalsozialisten für den Reichstagsbrand verantwortlich machte. Für Souvarine *„hat van der Lubbe durch seine Brandstiftung der Sache Hitlers einen Dienst erwiesen, aber ihn der bewußten Provokation zu beschuldigen, ist ein Verbrechen. Jedenfalls werden sich die wahren Kommunisten stets gegen derartige Urteile wenden, die von ihren schlimmsten Feinden gefällt werden".*[49]
Allerdings traten unter den Mitgliedern des „Cercle communiste démocratique" deutliche Meinungsverschiedenheiten zutage. Während Jean Dautry, der in „La Critique Sociale" eine Sondernummer von „La Revue anarchiste" über van der Lubbe besprach, diesen dabei als *„freien Revolutionär"* bezeichnete,[50] übernahm Paul Rassinier in „Le Travailleur" mehr oder weniger das Argument einer Provokation der Nationalsozialisten.[51]
Wie dem auch sei, jedenfalls hatte Souvarine den Mut, im Getöse der totalitären Propagandaapparate eine entschiedene und differenzierte Position zu dem unglückseligen holländischen Arbeiter einzunehmen, und das in dem Augenblick, als *„eine der erstaunlichsten Lügen in der Geschichte unserer Tage Gestalt annahm: der van-der-Lubbe-Mythos".*[52]

Übersetzung aus dem Französischen: Michael Halfbrodt

---

49 Ebd.
50 Jean Dautry, Revue des Revues, in: La Critique Sociale, 11/März 1934.
51 Paul Rassinier, Tribune de discussion: Encore à propos de van der Lubbe, in: Le Travailleur, 91/10. Januar 1934.
52 Paul Barton, Marinus van der Lubbe ou le mythe dans l'histoire, in: La Révolution prolétarienne, 136/März 1959, S. 65-70. (Zu van der Lubbe siehe auch: Horst Karasek, Der Brandstifter. Lehr- und Wanderjahre des Maurergesellen Marinus van der Lubbe, der 1933 auszog, den Reichstag anzuzünden, Berlin 1980 und Rotbuch. Marinus van der Lubbe und der Reichstagsbrand, Hamburg 1983; das Original wurde 1933 vom „Internationaal van der Lubbe-Comité" herausgegeben, AdÜ).

Boris Souvarine

„Schreckliche Lektion“: Artikel aus „Le Travailleur“

Vorbemerkung

Die Wochenzeitschrift „Le Travailleur“ (die ab Nr. 83 vom 13. Dezember 1933 zweimal wöchentlich erschien) trug im Untertitel den Vermerk *„kommunistisch, syndikalistisch, genossenschaftlich“* und den Hinweis auf den geographischen Verbreitungsraum: *„Gebiet von Belfort, Doubs, Jura, Haute-Saône“*. Sie trat auf als „Organe de la Fédération communiste indépendante de l'Est“ („Organ der unabhängigen kommunistischen Föderation des Ostens“). Ihr politischer Leiter war Henri Jacob und ihr Chefredakteur Paul Rassinier. Der Bestand dieser Zeitschrift in der „Bibliothèque Nationale“ (Nebenstelle Versailles) beginnt im Juni 1932 und endet, nach 108 Nummern, mit dem 24. April 1934 (Signatur J.O. 95764).
Souvarines Mitarbeit am „Travailleur“ dauerte vom 22. Oktober 1932 bis zum 10. März 1934. In dieser Zeit publizierte er etwa zwanzig Artikel unter seinem Namen, die meisten davon Originalbeiträge; bei einigen wenigen handelte es sich lediglich um Übernahmen aus „La Critique Sociale“.[1] Diese wenig bekannten Artikel sind eine Ergänzung derer, die Souvarine zur gleichen Zeit für „La Critique Sociale“ schrieb. Letztere wandte sich an ein ganz anderes Publikum als „Le Travailleur“, aber das Wochenblatt aus Belfort ermöglichte es Souvarine, im Hinblick auf politische Tagesfragen an den revolutionären politischen Journalismus anzuknüpfen, mit dem er 1916 seine Laufbahn begonnen hatte und auf den er nach seinem *„zeitweiligen“* Ausschluß aus dem Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale und der Leitung der französischen Kommunistischen Partei 1924[2] hatte verzichten müssen, um sich auf militante Zeitschriften mit kleinerer Auflage und spärlicherem Erscheinen zu beschränken, wie „La Révolution prolétarienne“ und vor allem das „Bulletin communiste“, das er ab Oktober 1925 als „Organe du communisme international“ („Organ des internationalen Kommunismus“) neu herausgab.
Die meisten Artikel Souvarines in „Le Travailleur“ wurden im Jahre 1933 veröffentlicht, das mit dem Machtantritt Adolf Hitlers als Reichskanzler am 30. Januar und den bekannten Folgen zum Wendejahr in der europäischen Geschichte der Zwischenkriegszeit wurde. Souvarines Augenmerk galt vornehmlich drei Themen: der radikalen Anklage des Nationalsozialismus und der Verantwortung der Sozialdemokratie und des Stalinismus für diese tragische *„kampflose Niederlage“* des deutschen Proletariats; dem Neuaufbau einer autonomen revolutionären Bewegung, die mit den bankrotten

1 Eine Liste der Artikel findet sich in meiner Abschlußarbeit für das Aufbaustudium Geschichte „Matériaux pour une étude de la pensée politique de Boris Souvarine“, o.J., Jacques Julliard, Paris, Ecole des hautes études en sciences sociales, 1983-1984.

2 Der endgültige Ausschluß Souvarines *„wegen konterrevolutionärer Propaganda“* wurde auf der VII. Sitzung des Erweiterten Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale im November/Dezember 1926 beschlossen. Vgl. „La Correspondance internationale“, 25/20.Februar 1927 (7. Jg.); S. 352.

Internationalen brechen sollte, einschließlich der Epigonen eines stets den Ereignissen hinterher hinkenden Trotzki, der sich darauf versteifte, eine „Kommunistische Internationale“ wieder *„auf Kurs“* zu bringen, die nur noch ein Phantom und längst kein Ausdruck einer proletarischen Bewegung auf Weltebene mehr war - sofern sie das jemals gewesen ist -, sondern eines von mehreren Organen der stalinistischen Außenpolitik; schließlich der Anprangerung der Wirtschaftspolitik Stalins: der Zwangskollektivierung der Landwirtschaft und der daraus folgenden Hungersnot wie den Absurditäten eines Fünfjahresplans der Industrialisierung, der ökonomische *„Monstren“* auf dem Rücken einer geschundenen Arbeiterschaft errichtete. Nach außen bestätigte die Wirkung einer wahnwitzigen Propaganda über die wirtschaftlichen *„Erfolge“* der UdSSR, daß die westlichen *„Eliten“* viel eher bereit waren, sich an großartigen Statistiken und *„grandiosen“* Bauwerken zu berauschen, als sich auch nur im mindesten für das Schicksal der überausgebeuteten russischen Arbeiterklasse zu interessieren.
Die folgenden Artikel Souvarines werden in der Reihenfolge ihres Erscheinens abgedruckt; die im Original verwendete Umschrift russischer Namen wird beibehalten. Die Anmerkungen dienen vornehmlich dem Verständnis des historischen und politischen Kontextes der Texte, wobei die wichtigsten der zitierten Ereignisse sowie die am wenigsten bekannten Personen kurz erwähnt werden.

Charles Jacquier

SCHRECKLICHE LEKTION[3]

In Deutschland fließt Tag für Tag Arbeiterblut. Bevor sie überhaupt gekämpft haben, sind die Arbeiter bereits Geschlagene. Die sozialistische und die kommunistische Presse sind verboten. Öffentliche Versammlungen sind unmöglich. Die deutsche demokratische Republik hat ausgedient. Hitler an der Macht häuft die Mittel an, um auf Dauer dort zu verbleiben.[4]

Dies ist das Resultat zweier sich ergänzender Politiken: die der Sozialdemokratie seit 1914, die des Pseudokommunismus seit 1924.

Es war vorhersehbar, daß die Verantwortlichen sich gegenseitig die Schuld zuschieben würden. Daran hat es nicht gefehlt. Die einen brandmarken die Politik des „kleineren Übels". Die anderen verdammen die Politik des „alles oder nichts". Währenddessen festigt Hitler seine Macht.

Einmal mehr ist der Beweis für die Nutzlosigkeit der beiden überholten Parteien erbracht, die sich anmaßen, die alleinigen Interessenvertreter der Arbeiterklasse zu sein. Mit ihren hunderttausenden von Mitgliedern, ihren Millionen von Wählern, haben sich diese beiden Parteien als unfähig erwiesen, im entscheidenden Moment zu kämpfen. Die eine wie die andere sind nur dazu da, um zu schwätzen und dummes Zeug zu schreiben. Das einzige, was beide können, ist sich schlagen zu lassen. Und alle beide sind geschlagen, ohne gekämpft zu haben.[5]

Angesichts einer so tragischen Situation gilt es, die Lehren aus dieser Erfahrung zu ziehen, ohne sich vom Gejammer der falschen Sozialisten oder vom Geschrei der falschen Kommunisten beeinflussen zu lassen.

Was wir von der Sozialdemokratie zu halten haben, wissen wir seit langem. In zeitlicher Reihenfolge ist sie die Erstveranwortliche. Während des Krieges hat sie das Recht verloren, sich sozialistisch zu nennen. Nach dem Krieg hat sie dieses Recht nicht zurückerlangt. Unter Wilhelm II. hat sie alles getan, um das Kaiserreich zu retten, zunächst unter dem Vorwand der Kosakengefahr, dann mit verschiedenen anderen Scheinbegründungen, als die russische Revolution ihr diese schlechte Ausrede nahm.

Vor und nach dem Sturz des Kaiserreichs stand sie an Chauvinismus nicht hinter den bürgerlich-nationalistischen Parteien zurück. Dann hat sie die aus der deutschen Revolution hervorgegangene Macht beseitigt, das Regime in parlamentarische Bahnen gelenkt und die von den Proletariern errichtete Republik verbürgerlicht. Das Ge-

---

3 Boris Souvarine, Terrible Leçon, in: Le Travailleur, 43/Samstag, 11. März 1933.

4 Hitler wurde am 30. Januar 1933 vom Reichspräsidenten Hindenburg zum Reichskanzler berufen. Letzteren hatte der ehemalige Kanzler Franz von Papen davon überzeugt, dem „österreichischen Gefreiten" die Leitung einer Regierung der nationalen Sammlung anzuvertrauen, mit einem Teil der politischen Personals der beiden vorangegangenen Regierungen. Seit dem Folgemonat schränkten Verordnungen die öffentlichen Freiheiten und die persönlichen Rechte ein, ohne daß die Weimarer Verfassung bereits offiziell außer Kraft gesetzt worden wäre. Vgl. Georges Goriely, 1933: Hitler prend le pouvoir, Bruxelles 1982.

5 Eine Auffassung, die sowohl von einem Zeitzeugen - Hippolyte Etchebehere (Juan Rustico), 1933: La Tragédie du prolétariat allemand (Défaite sans combat, victoire sans péril), Paris 1981 - als auch von einem Forscher wie Georges Goriely (Hitler prend le pouvoir, a.a.O., S. 121) geteilt wird, für den *„die schlimmste Diktatur in Westeuropa reibungslos errichtet werden konnte, ohne auf nennenswerte Hindernisse zu stoßen...".*

schmeiß der Fürsten, Junker und Militärs hat sie mit Rücksicht behandelt, ihre Energie und ihre Maschinengewehre lieber auf die spartakistischen Arbeiter gerichtet.
Ihr verdanken wir die Ermordung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg, die Rückkehr des Kronprinzen, die Entschädigung der Fürsten, die Wahl Hindenburgs und die Welle der Verzweiflung, die zur Entstehung der nationalsozialistischen Bewegung geführt hat.[6] Es steht ihr nicht an, sich zu beklagen, schon gar nicht, nachdem sie obendrein ein Schauspiel beispielloser Feigheit dargeboten hat, als sie sich in Preußen von vier Mann und einem Gefreiten die Macht entreißen ließ. Jetzt zittert sie, den Preis für ihre zwanzigjährige Verleugnung zahlen zu müssen.[7]
Alles Unerfreuliche, was ihr widerfahren mag, ist aus historischer Sicht allemal verdient. Unser Klassenhaß auf die Nationalsozialisten ändert nichts an der berechtigten Abscheu, die die Sozialdemokratie jedem Revolutionär einflößt.
Nicht minder verantwortlich für die derzeitige Lage ist die frühere Kommunistische Partei, zeitlich an zweiter Stelle, aber erste hinsichtlich der Ausmaße ihres Verrats. Sie kann sich nicht auf die Altersschwäche herausreden, die die Sozialdemokratie als mildernden Umstand geltend machen kann. Korrumpiert durch das Moskauer Politbüro, die Funktionäre willfährig, das Fußvolk verdummt, ist sie seit 1924 ein gehorsames Werkzeug von Stalins Diktatur. Mit ihrer verhängnisvollen Politik hat sie kein Recht, den Sozialisten ihre Politik des kleineren Übels vorzuwerfen. Unaufhörlich hat sie das Spiel des Nationalismus betrieben und den Fortschritt der Reaktion begünstigt. Die Wahl Hindenburgs ist größtenteils ihr Werk. Mit ihrem Schlagwort „Klasse gegen Klasse" hat sie der Arbeiterklasse einen schlechten Dienst erwiesen und nur der Industriebourgeoisie und den Grundbesitzern genützt. Erst kürzlich ist sie mit den Schlägern des Nationalsozialismus noch eine Einheitsfront zugunsten eines „roten Volkentscheids" eingegangen. In punkto Chauvinismus braucht sie sich vor den Nationalisten jeglichen Schlags nicht zu verstecken. Da sie sich mit der Diktatur des Sekretariats in der Sowjetunion einverstanden erklärt, hat sie jedes Recht verloren, gegen die Schläge zu protestieren, die sie in ihrem Land einstecken muß, oder für sich die Freiheiten in Anspruch zu nehmen, die sie den Proletariern im sogenannten „sozialistischen Vaterland" verweigert. Die Schande ihrer kampflosen Niederlage ist die Konsequenz aus den hilflosen Prahlerein, die sie seit zehn Jahren für Theorie ausgibt und den undurchsichtigen Winkelzügen, die sie für Taktik hält.[8]

---

6 Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg wurden am 15. Januar 1919 in Berlin, nach dem Scheitern des Spartakusaufstandes, von Offizieren und Soldaten des Regiments Reinhard ermordet. Vgl. „Présentation" von Georges Haupt zu Rosa Luxemburg, J'étais, je suis, je serai. Correspondance 1891-1919. Textes réunis, trad. et annotés sous la dir. de G. Haupt, par C. Weill, I. Petit, G. Badia, 2 Bände; hier Band 2: Correspondance 1914-1919, Paris 1977, S. 7-39. Unter den verfügbaren Biographen sei verwiesen auf: Paul Frölich, Rosa Luxemburg. Gedanke und Tat, Frankfurt/Main 1967 (3.Aufl.).

7 Am 20. Juli 1932 enthob Kanzler von Papen die sozialdemokratische Regierung Preußens ihres Amtes. Sie ließ sich widerstandslos die Macht entreißen. Damit wurde das *„letzte Bollwerk der republikanischen Ordnung"* hinweggefegt, ohne daß versucht worden wäre, diesen *„Staatsstreich"*, wie zur Zeit des Kapp-Putsches 1920, durch einen Generalstreik zu vereiteln. Vgl. Goriely, Hitler prend le pouvoir, a.a.O., S. 101.

8 Nach dem Tod des Reichspräsidenten, des Sozialdemokraten Friedrich Ebert, wurde im zweiten Wahlgang zur Wahl des neuen Reichspräsidenten am 26. April 1925 der Kandidat der Rechten und Rechtsextremen, Generalfeldmarschall Hindenburg, mit 14,7 Millionen Stimmen gewählt, während der Kandidat der Anhänger der Weimarer Republik, der politischen Mitte und der So-

Der Gang der Ereignisse in Deutschland, vorherbestimmt durch die katastrophale Politik jeder der beiden Arbeiterparteien, wird nicht zwangsläufig genauso sein wie im vergleichbaren Fall des italienischen Faschismus. Die internen Unterschiede zwischen Deutschland und Italien werden in der Zukunft bedeutsamer sein als die derzeitigen Ähnlichkeiten der Situation. Die internationale Lage wird die Entwicklung in Deutschland entscheidend beeinflussen. Das von seinen traditionellen Parteien in die Irre geführte, von seinen Ausbeutern besiegte Proletariat gibt sich noch nicht geschlagen, wovon zahlreiche Auseinandersetzungen und Straßenkämpfe zeugen. Aber es wird erst dann Revanche nehmen können, wenn es aus der schrecklichen Lektion der Tatsachen gelernt hat und eine neue Partei aufbaut, um zum letzten Gefecht zu schreiten.

HITLERS SOZIALISTEN[9]

Man kann sich schwerlich ein erbaulicheres Schauspiel vorstellen als das der Sozialdemokratie bei der Machtübernahme Hitlers. Nicht nur, daß diese Partei von einer Million Mitgliedern und sieben bis acht Millionen Wählern keinen Finger gerührt hat, weder vor noch nach der vermeintlichen „nationalen Revolution": Jetzt bricht sie auch noch mit der reformistischen II. Internationale, um sich dem neuen Regime besser anpassen zu können. Aus des Kaisers Sozialisten werden Hitlers Sozialisten. Unnütz, sich aufzuregen. Die Sozialdemokratie bleibt einfach sich selbst treu, d.h. ihrem ununterbrochenen Niedergang seit 1914.

Alles, was wir darüber im Verlauf dieser zwanzig Jahre gesagt haben, bleibt hinter der Wahrheit zurück. Die Entwicklung hat aus ihr eine richtige Bürgerpartei gemacht, egal wie viele Proletarier aus Tradition, Gewohnheit oder Trägheit in ihren Reihen verblieben sind.

Man kann einem so großen Kollektiv seine Entwicklung nicht einmal vorwerfen. Das Phänomen ist zu umfassend, als daß es mit den Kriterien erklärt werden könnte, die man gewöhnlich auf Individualfälle anwendet. Ein Wandel dieser Größenordnung muß an den Bedingungen der Epoche liegen, an einem komplexen Ganzen ökonomischer, struktureller und historischer Gründe. Unerträglich ist jedoch, daß eine Partei, die sich dem Sozialismus zutiefst entfremdet hat, den Zynismus besitzt, sich auf ihn zu berufen. In dieser Hinsicht ist der Bruch zwischen der sozialdemokratischen Führungsriege und der II. Internationale ein segensreiches Ereignis, insofern er dazu beiträgt, Mißverständnisse auszuräumen und Menschen und Dinge an ihren richtigen Platz zu stellen.

---

zialdemokraten, 13,7 Millionen Stimmen erhielt. Der kommunistische Kandidat Ernst Thälmann hielt an seiner Kandidatur fest und erreichte 1,9 Millionen Stimmen. Nach Margarete Buber-Neumann war *„mit Hilfe der Kommunisten den Deutschnationalen ein entscheidender Schlag gegen die Weimarer Republik gelungen"* (Margarete Buber-Neumann, Kriegsschauplätze der Weltrevolution. Ein Bericht aus der Praxis der Komintern 1919-1943, Stuttgart 1967, S. 148). Neben diesem Werk siehe zur Politik der KPD auch: Ossip K. Flechtheim, Die KPD in der Weimarer Republik. Mit einer Einleitung von Hermann Weber, Frankfurt am Main 1969 und Georges Goriely, 1933: Hitler prend le pouvoir, a.a.O., S. 76-83.

9 Boris Souvarine, Socialistes de Hitler, in: Le Travailleur, 47/Samstag, 8. April 1933.

Es versteht sich von selbst, daß die Entscheidung der sozialdemokratischen Führer unweigerlich eine tiefe Krise bei den Geführten auslösen wird. Auch wenn sich die einen in der Regel wohl mit den anderen solidarisch erklären werden, ist doch anzunehmen, daß sich ein Teil der Partei suchen und finden wird, um sich des Verrats bewußt zu werden und sich von ihr loszusagen. Aber das wird ein langer, mühseliger und schmerzhafter Prozeß sein. Der absurde Einheitsfetischismus hat in Deutschland mehr Schaden angerichtet als überall sonst. Es wird Jahre brauchen, bevor sich die Elemente für den Aufbau einer neuen Partei zusammengefunden haben.

Einmal mehr ist der Beweis erbracht, daß das Weiterbestehen einer nicht mehr zeitgemäßen Sozialdemokratie hauptsächlich der unseligen Politik Moskaus zu verdanken ist. Ohne die Bolschewisierung von 1924, ohne die Übernahme der Kommunistischen Internationale durch die bolschewistische Partei, ohne die Gleichschaltung der nationalen kommunistischen Sektionen, ohne die verderblichen Methoden des Leninismus, wäre es die KPD gewesen, die bald eine Million Mitglieder gezählt, durch eine geeignete Taktik eine Linksentwicklung der gesamten deutschen Politik bewirkt und den Nationalsozialismus aufgehalten hätte, anstatt ihm den Weg zu ebnen.

Der Niedergang des Pseudokommunismus hat dem Pseudosozialismus zehn Jahre lang erlaubt, den Schein zu wahren und im Endeffekt den Nazis den Sieg gebracht. Die Schreihälse der III. Internationale haben im entscheidenden Moment die gleiche Unfähigkeit an den Tag gelegt wie die Heulsusen der II. Internationale. Ihre kleinen alltäglichen Schwindeleien werden niemanden hinters Licht führen, und schon gar nicht ihren großen Betrug in Vergessenheit bringen.

Neben vielen anderen läßt sich aus den jüngsten Geschehnissen auch eine weitere Lehre ziehen: die Unmöglichkeit, an eine Einheit der sogenannten Arbeiterparteien zu denken. Die deutsche Sozialdemokratie zeigt allen Sozialdemokratien der Welt das Bild ihrer eigenen Zukunft. Das hartnäckige Schweigen des „Populaire“[10] zur Kapitulation der Sozialdemokraten ist durchaus nachvollziehbar. Die französischen Sozialisten können ihren deutschen Gesinnungsgenossen nicht zustimmen, ohne ihre Scheininternationale vollends zu ruinieren, sie aber auch nicht verurteilen, ohne sich lächerlich zu machen, denn unter vergleichbaren Umständen hätte sich ihre Partei noch mehr blamiert als der deutsche Sozialismus. Die Scharlatane der „proletarischen Einheit“, die glauben, sie seien eine Macht, weil sie ihre Schwächen zusammenaddieren, weil sie Fehler mit Unzulänglichkeiten vereinen, verlieren Zeit und Mühe und werden es weiter tun.

Mehr denn je sind wir von der Notwendigkeit überzeugt, in allen Ländern auf eine neue Partei der Revolution hinzuarbeiten. Wir wissen, daß eine Partei nicht nach den Geboten der Vernunft entsteht. Leider müssen erst Katastrophen passieren, bevor die Massen überzeugt sind und die Aktivisten Bescheid wissen. Es wird in den bestehenden Organisationen noch viele Spaltungen, Zerreißproben und Krisen geben. Aber am Ende wird sich die marxistische Vernunft durchsetzen. Unsere unmittelbaren Aussichten sind nicht rosig, aber andere haben wir nicht, es sei denn, wir wollten gleich jede revolutionäre Hoffnung aufgeben.

---

10 „Le Populaire“ war das Zentralorgan der „Parti Socialiste“ (AdÜ).

DER SCHLÜSSEL ZUR LAGE[11]

Ein Genosse Lehrer schickt uns den kurzen Artikel von Simone Weil aus „L'Ecole émancipée", der sich sehr lobend über Trotzkis Ansichten zu Deutschland äußert.[12] Also, wenn sich einer schwer getäuscht hat, und zwar ständig und ohne Wenn und Aber, dann ist das Trotzki. Das ist leicht zu beweisen. Ende 1931 hat Trotzki eine Entdeckung gemacht und sich beeilt, sie unter dem Titel „Der Schlüssel zur Lage in Deutschland" („Bulletin de l'Opposition", 25-26/Nov.-Dez. 1931)[13] bekannt zu geben. Einige Tage zuvor hatten wir haargenau dieselbe Formulierung im „Observer" gelesen, und die meisten seriösen Tageszeitungen brachten zu diesem Zeitpunkt einen ähnlichen Gedanken zum Ausdruck.

Es handelte sich also um eine banale Feststellung, die Leute verschiedener Überzeugung trafen. Sie hatte nichts Spezifisches oder Charakteristisches. Übrigens war Trotzki ehrlich genug, das bescheidene Niveau seiner Überlegungen zu Deutschland zu erkennen: „Man schämt sich eigentlich, solch banale Dinge zu erklären." („Bulletin de l'Opposition", 27/März 1932).

Der phänomenale Aufstieg des Nationalsozialismus hatte sich bei den Wahlen von 1930 offenbart.[14] Von diesem Moment an war die Gefahr mehr als offenkundig und nahm unaufhörlich weiter zu. In einer Abhandlung, die er kurz nach diesen Wahlen schrieb („Bulletin de l'Opposition", 17-18/Nov.-Dez. 1930),[15] vertrat Trotzki Auffassungen, die er gewöhnlich als „rechts" abkanzelt, wenn sie nicht gerade seiner „linken" Feder entspringen. Er befürwortete eine Defensivtaktik, die Einheitsfront mit der Sozialdemokratie usw. Im Verlauf des folgenden Jahres schrieb er dann mehrere Dutzend Artikel über Spanien, als befände sich der „Schlüssel zur Lage" in Madrid oder Barcelona.[16]

---

11 Boris Souvarine, La clef de la situation, in: Le Travailleur, 49/Samstag, 22. April 1933.

12 Simone Weil, Tribune de discussion: Sur la situation en Allemagne, in: L'Ecole émancipée, 28/9. April 1933. Vgl. Simone Weil, Œuvres complètes. To. 2. Ecrits historiques et politiques, I, L'engagement syndical (1927-juillet 1934). Textes établis, présentés et annotés par Géraldi Leroy, Paris 1988, S. 201-202. Diesem Artikel folgte ein Beitrag von Pierre Naville über die Ereignisse in Deutschland, der den damaligen Standpunkt von Trotzkis Anhängern über den alleinigen Bankrott der KPD darlegte.

13 Leo Trotzki, Soll der Faschismus wirklich siegen? Deutschland - der Schlüssel zur internationalen Lage (26. November 1931), in: Ders., Schriften über Deutschland. Band I. Herausgegeben von Helmut Dahmer. Eingeleitet von Ernest Mandel (Gesammelte Werke 1), Frankfurt am Main 1971, S. 145-163 (AdÜ).

14 Der Anteil der NSDAP stieg von 2,6 % der Stimmen (12 Abgeordnete) bei den Reichstagswahlen vom 20. Mai 1928 auf 18,3 % (107 Abgeordnete) bei den Wahlen vom 14. September 1930. Bei den Wahlen vom 31. Juli 1932 erhielt sie schließlich 37,4 der Wählerstimmen und damit 230 Abgeordnete. Vgl. Georges Goriely, Hitler prend le pouvoir, a.a.O., S. 198.

15 Leo Trotzki, Die Wendung der Komintern und die Lage in Deutschland, in: Ders., Schriften über Deutschland. Band I, a.a.O., S. 76-98 (Adü).

16 Souvarine kommentierte Trotzkis Artikel über Spanien aus dem „Bulletin de l'Opposition" in der Sparte „Revue des Revues" der Hefte 3/Oktober 1931 (S. 135) und 4/Dezember 1931 (S. 183) von „La Critique Sociale". Ihm zufolge *„behandelt der Autor die Ereignisse in Spanien gemäß seiner Zwangsvorstellung vom klassischen Schema der russischen Revolution, selbst wenn er auf nationale Besonderheiten Rücksicht nimmt... Statt der jungen kommunistischen Arbeiterbewegung dieses Landes durch Analysen, Ratschläge und Kommentare zu helfen, die seine Kultur und seine Erfahrungen ihm zu geben erlauben, glaubte Trotzki, daß es ratsamer sei, in Spanien wie andernorts eine kleine Clique zu installieren, der er die Autorität seines Na-*

Kann man, mit dieser Einschränkung, zugestehen, daß die Entdeckung von Dezember 1931, so spät sie erfolgte, dennoch von einer bemerkenswerten Hellsicht zeugte?
Alles hängt vom Inhalt der Formulierung ab, nicht von dieser selbst. Unwichtig sind auch die vom bloßen gesunden Menschenverstand diktierten Bemerkungen über die nationalistische Politik der pseudokommunistischen Partei Deutschlands: Ein Schuljunge hätte das genauso gut sagen können. Es ist für jedermann, nicht nur für Trotzki, ein Leichtes, gegen den Schwachsinn des Neobolschewismus recht zu behalten. Übrigens ist in vorliegendem Fall die Ähnlichkeit zwischen den Standardargumenten der sogenannten „Rechten" und den Kritiken der sogenannten „Linken" frappierend. Das Konzept der Einheitsfront ist auch nicht gerade eine Erfindung der „Linksradikalen", die sich eher lächerlich machen, indem sie sich seit Jahren damit abmühen, die Ideen der „Rechten" zu übernehmen und am Ende doch niemanden täuschen.
Bleibt zu klären, ob sich Trotzki wirklich als so hellsichtig erwiesen hat, als er Ende 1931 „den Schüssel zur Lage" in Deutschland entdeckte.
Um diese Frage zu beantworten, muß man Trotzkis eigenen Standpunkt einnehmen. Ihm zufolge ist die kommunistische Partei immer und überall der Ausdruck der Interessen des Proletariats und das Werkzeug der sozialen Revolution, d.h. im Besitz des berühmten Schlüssels, vorausgesetzt, der linke Flügel hat die Führung inne (und verkündet er nicht bei jeder Gelegenheit, daß es so kommt). So betrachtet, und wenn man mit Trotzki jede sogenannte kommunistische Partei für die nationale Sektion einer internationalen Partei hält, könnte sich der „Schlüssel zur Lage" nur dann in Deutschland befinden, wenn die Kommunistische Internationale keine Fiktion wäre. Aber so lange die nationalen kommunistischen Sektionen im wesentlichen nur Zweigstellen der vermeintlich „sowjetischen" Bürokratie Rußlands sind, befindet sich der „Schlüssel zur Lage" natürlich in Moskau. Es sei denn, daß alles, was wir diesbezüglich in den letzten zehn Jahren gelernt haben und alles, was Trotzki selbst sagt, sich nur in unserer Einbildung abgespielt hat.
Trotzki hat also nur seinen üblichen Fehler in neuer Form wiederholt, nämlich von einem willkürlichen Postulat auszugehen: der Existenz einer kommunistischen Internationale, deren faktische Nichtexistenz hinreichend bewiesen ist. Es gibt nichts, wofür man ihn bewundern müßte.
Wir sind einige wenige, die seit langem davon ausgehen, daß es keine kommunistische Partei gibt, weder in Deutschland, noch in Rußland, noch sonstwo. Unsere These ist durch die scheinbaren Wahl"erfolge" der falschen KPD nicht erschüttert worden. Die Ereignisse haben vielmehr unsere Annahmen restlos bestätigt und Trotzki in allen Punkten Unrecht gegeben. Die Millionen kommunistischer Wählerstimmen waren lauter Seifenblasen. An dem Tag, als die Nationalsozialisten am Liebknechthaus vorbeimarschierten, konnte man sehen, welcher Realität diese Pseudopartei entspricht.[17]

---

mens leiht und die er mit seiner verbindlichen Literatur versorgt." (La Critique Sociale, 3/Oktober 1931, S. 135).

17 Hippolyte Etchebehere hat den von der Polizei beschützten Aufmarsch der Nationalsozialisten auf dem Bülowplatz vor dem Liebknechthaus am 23. Januar 1933, „Höhepunkt" der deutschen Tragödie, detailliert geschildert (Hippolyte Etchebehere, 1933: La Tragédie du prolétariat allemand, a.a.O., S. 21-25). Nach Margarete Buber-Neumann hatte die KPD-Führung kurz zuvor ein Telegramm aus Moskau erhalten, *„das die strikte Weisung enthielt, während der Nazide-*

Anschließend hat man gesehen, welchen Widerstand diese Partei der „nationalen Revolution" leistete. Und gerade erst durfte man zur Kenntnis nehmen, das bei den Wahlen zu den Betriebsräten auf den Zechen im Ruhrgebiet die Mehrheit dieser Scheinkommunisten ins Nazilager übergelaufen ist.[18] Der Fall ist mehr als erledigt.
Jetzt scheint es so, als würde auch Trotzki die Notwendigkeit erkennen, in Deutschland eine neue Partei aufzubauen. Wir kennen seine Argumentation nicht (die Nr. 33 des „Bulletin de l'Opposition" schweigt sich darüber aus), erwarten aber diesbezüglich nichts mehr von einem Mann, der ein für alle Mal seine eigene Unfehlbarkeit dekretiert hat. Halten wir fest, daß wir vorher gesagt haben, was im nachhinein zuzugeben Trotzki sich nur mühsam durchringen kann. So läßt sich der Virtuose abstrakter Theoriekonstrukte auf das Niveau des plattesten Empirismus herab, jenes Empirismus, den er Stalin ständig vorhält.
Es muß wohl in jedem Land ein solches Unglück geschehen wie in Deutschland, damit sich Trotzki als letzter dazu herabläßt, das Offensichtliche anzuerkennen. Der Augenblick ist nicht passend, ihn dazu zu beglückwünschen.
Trotzki hat sich ununterbrochen über eine nicht vorhandene kommunistische Partei ausgelassen, die möglicherweise in der Lage wäre, sein Programm zu verstehen und zu vertreten, die Einheitsfront mit den anderen Arbeiterorganisationen herzustellen, den bewaffneten Kampf gegen die Nationalsozialisten aufzunehmen usw. Nun war jede derartige Eventualität von vornherein ausgeschlossen. Hätte nur eine einzige dieser Annahmen im Bereich des Möglichen gelegen, es wäre dies eine wundersame und prompte Erneuerung der heruntergekommenen III. Internationale gewesen. Das Problem zu stellen heißt, es zu lösen.
Inzwischen hat Trotzki versucht, das Fortschreiten der deutschen Krise mit dem Begriff des „Bonapartismus" zu erfassen.[19] Darunter versteht er die Übergangsregierungen zwischen Parlamentarismus und nationalsozialistischer Diktatur. Wieder einmal täuscht er sich selbst und seine Anhänger. Wenn der Begriff Bonapartismus einen sozialgeschichtlichen Sinn hat, dann den, ein Militärregime zu bezeichnen, das die durch eine Revolution herbeigeführte Eigentumsübertragung absichert, das den neuen Besitzern und vor allem den Bauern den Erhalt ihrer jüngsten Errungenschaften garantiert. Ins Blaue hinein von Bonapartismus zu reden, damit erweist man der verwirrten Arbeiterklasse keinen Dienst, das bedeutet nicht, „richtige Perspektiven zu eröffnen", wie Simone Weil schreibt, sondern das genaue Gegenteil.
Und wir verzichten darauf, etwa auf solche Äußerungen einzugehen, wie Trotzkis Vorschlag an die russische Regierung, die Mobilmachung anzuordnen, falls Hitler in

---

monstration dafür zu sorgen, daß es von seiten der Kommunisten zu keinerlei Überfällen komme". (Margarete Buber-Neumann, Kriegsschauplätze der Weltrevolution, a.a.O., S. 342).

18 Erinnern wir daran, daß nach Hermann Rauschning (Gespräche mit Hitler, Zürich 1940), den Souvarine zitiert, Hitler sich damit schmeichelte, *„Anweisung gegeben zu haben, ‚daß man ehemalige Kommunisten sofort in die Partei aufnimmt. Aus den kleinbürgerlichen Sozialdemokraten und Gewerkschaftsbonzen wird nie ein Nationalsozialist, aus Kommunisten immer.'"* (Boris Souvarine, Stalin. Anmerkungen zur Geschichte des Bolschewismus, München 1980, S. 618).

19 Vgl. z.B. Leo Trotzki, Der deutsche Bonapartismus, in: Ders., Schriften über Deutschland. Band I, a.a.O., S. 422-428. Gemeint sind damit die auf Notverordnungen gestützten „Präsidial"regierungen Brünings und von Papens (AdÜ).

die Macht kommen sollte.[20] Wir lassen die abgeschmackten Metaphern beiseite, mit denen er einen seiner Artikel spickt: „Hitler ‚stützte' mit der Faust Brünings rechte Hüfte. Mit dem linken Ellbogen aber hielt Brüning sich an Wels' Schulter... Die Regierung von Papens... stützt sich (mit dem rechten Ellbogen) auf Hitlers Schulter. Mit der Polizeifaust wehrt sie sich auf der linken gegen das Proletariat." („Bulletin de l'Opposition", 29-30/Sept. 1932).[21] Wenn jemand etwas von dieser bemühten Rhetorik versteht, dann bestimmt nicht einer dieser „Arbeiter", die die linken Schreiberlinge ständig im Munde führen.

Alles in allem ist nichts von dem, was Trotzki an Vernünftigem über Deutschland sagt, seine eigene Entdeckung, sondern er teilt es mit denen, die er leichtfertig als „Rechte" abtut. Alles, was er persönlich beizutragen hat, erwies sich hingegen als falsch oder illusorisch. Was die Trotzkisten betrifft, ist es gnädiger, sie mit Schweigen zu übergehen. Mit dem „Schlüssel zur Lage in Deutschland" erinnern sie an die bedauerlichen Rekruten, die beim Manöver den Schlüssel in der Flucht suchen.

DISKUSSIONSFORUM: ÜBER DEN BOYKOTT[22]

Genosse Charles Rosen, der die Forderung nach einem Wirtschaftsboykott gegen das nationalsozialistische Deutschland für gefährlich hält, glaubt seine Beweisführung durch ein unerwartetes Beispiel stützen zu können: die Frage des Generalstreiks.[23] Die Marxisten, behauptet er, hätten vor dem Krieg die syndikalistische These mit dem Argument zurückgewiesen, daß das Proletariat, das zu einem solchen Streik in der Lage wäre, auch die Revolution machen könne, womit alles gelöst sei.

Allerdings war das nicht die Argumentation von revolutionären Marxisten, sondern von reformistischen und patriotischen Parlamentssozialdemokraten, die des niedergehenden deutschen Sozialismus und des engstirnigen Guesdisme.[24] Die wahren Marxisten der Tat, wie Lenin und Rosa Luxemburg, nahmen an den instinktiven Bestrebungen des Syndikalismus seine positiven Elemente wahr, während sie gleichzeitig die Schwachpunkte der Theorie aufzeigten: Sie unterstützten die Idee des Generalstreiks und zeigten, daß er sich nicht selbst genügt; sie befürworteten ihn als ein Stadium der

---

20 Leo Trotzki, Ein Sieg Hitlers bedeutet: Krieg gegen die UdSSR, in: Ders., Schriften über Deutschland. Band I, a.a.O., S. 308-315. Tatsächlich spricht Trotzki von einer *„Teilmobilmachung"* (S. 315) (AdÜ).

21 Leo Trotzki, Der einzige Weg, in: Ders., Schriften über Deutschland. Band I, a.a.O., S. 346-410, hier S. 351 (AdÜ).

22 Boris Souvarine, Tribune de discussion: Sur le boycottage, in: Le Travailleur, 54/Samstag, 27. Mai 1933.

23 Charles Rosen, Tribune de discussion: Boycottage?, in: Le Travailleur, 51/6. Mai 1933. Diesbezüglich schreibt er heute (Charles Ronsac, Trois noms pour une vie, Paris 1988, S. 95): *„Die Idee eines Wirtschaftsboykotts gegen Nazideutschland, die vor allem unser syndikalistischer Genosse Robert Louzon aufgebracht hatte, fand zunehmend Anhänger. Ich weiß nicht mehr, was mich dazu getrieben hat, mich zusammen mit Edouard Liénert im Namen ‚marxistischer' Prinzipien, die ein wenig starr, um nicht zu sagen ‚linksradikal' waren, dagegen auszusprechen."* Jean Bernier kam ebenfalls auf dieses Thema zu sprechen, wiederum in „Le Travailler": Tribune de discussion: Dans la France de Versailles, pas de boycottage sans une internationale saine, 58/24. Juni 1933.

24 Jules Guesde (1845-1922). Vgl. auch Claude Willard, Les Guesdiste. Le mouvement socialiste en France (1893-1905), Paris 1965 (AdÜ).

Bewegung, das durch den bewaffneten Aufstand in eine höhere Phase zu überführen sei.[25] Sie kritisierten den Generalstreik als Allheilmittel an sich, begriffen aber vollkommen seine Tragweite als Etappe auf dem Weg zum letzten Gefecht.
Wenn man also Klarheit in die Argumentation von Ch. Rosen bringt und sie auf den Punkt bringt, wendet sie sich gegen ihn selbst.
Lassen wir die Frage des Generalstreiks beiseite, die uns zu weit vom Thema wegführen würde, und kommen wir gleich zum Wesentlichen.
Ch. Rosen stellt den katastrophalen Zustand der internationalen Arbeiterbewegung fest und schließt daraus auf den „illusorischen und gefährlichen" Charakter einer Boykotttaktik. Einmal davon abgesehen, daß sich in diesem Fall die beiden Merkmale gegenseitig aufheben (was illusorisch ist, wäre nicht gefährlich und umgekehrt), könnte man einwenden, daß es genau der katastrophale Zustand der Bewegung ist, der keine andere Handlungsmöglichkeit läßt. Doch in der Vorstellung von Ch. Rosen scheint jeder Ansatz zum Handeln im voraus verurteilt zu sein. Unter dem Vorwand, wir müßten uns erst auf unbestimmte Zeit „neue und solide Grundlagen" schaffen, dürften wir uns nicht rühren bis wir soweit sind, selbst wenn historische Ereignisse von außerordentlicher Gewalt uns die Gelegenheit böten, mit einiger Wirkung zu reagieren.
Wenn sich eine solche Haltung durchsetzen sollte, würde das den Kritiken recht geben, die von angeblichen „Linken" an den „Cercle communiste démocratique" gerichtet werden. Wenn wir uns geweigert haben, das Verb handeln mit Schwätzern zu konjugieren, die nur große Töne spucken und jedes Handeln unmöglich machen, die sich weigern, erst zu prüfen, bevor sie Schlüsse ziehen und die aufs Haar ihren Rivalen gleichen, deren Aktionismus wir ablehnen, dann nicht, um ein für alle Mal untätig zu bleiben. Das Handeln muß in Beziehung stehen zu unseren Mitteln und den äußeren Umständen. Es gilt zu klären, ob die Boykottforderung diesen Bedingungen entspricht.
Das Bild der Lage, das Ch. Rosen zeichnet, so zutreffend es in seiner Düsterkeit sein mag, darf nicht von sich aus zur Untätigkeit verführen, es sei denn, wir verzichten gleich ganz darauf, von Revolution, General- oder Teilstreik, neuer Partei und was sonst noch zu reden. Wenn wir Revolutionäre sind, müssen wir immer bestimmte Ziele anstreben und folglich versuchen, die zu langsam vorangehende Entwicklung so gut es geht zu beschleunigen. Das heißt nicht zwangsläufig, wild herumzufuchteln, wie die „linken" Demagogen.
Ch. Rosen meint, die Boykottkampagne könne „bei der großen, unbewußten und nationalistischen Menge, die wie ein Mann gegen Deutschland, nicht gegen Hitler, marschieren würde, aufgehetzt durch eine Bourgeoisie, die sich ihrer ökonomischen und politischen Interessen bewußt ist", auf einen gewissen Erfolg rechnen. Die Behauptung ist absolut willkürlich und enthält zahlreiche Irrtümer. Gerade aufgrund ihrer Unbewußtheit würde die Masse sehr schwer zu überzeugen sein. Sie würde nicht ohne weiteres auf ihre Gewohnheiten verzichten, für die es mitunter handfeste ökonomische Gründe gibt. Sie würde keineswegs gegen Deutschland im allgemeinen marschieren, und das umso weniger, als selbst die Bourgeoisie, welche Absichten und Hintergedanken sie auch haben mag, gezwungen ist, demokratische, nicht-nationalistische Interes-

25 Rosa Luxemburg war anläßlich der russischen Revolution von 1905 auf die Frage des Generalstreiks gestoßen; vgl. Rosa Luxemburg, Massenstreik, Partei und Gewerkschaften, in: Dies., Gesammelte Werke. Band 2: 1906 bis Juni 1911, Berlin 1972, S. 91- 170.

sen geltend zu machen. Die vorherrschende Ausrichtung einer solchen Kampagne muß notwendigerweise antinationalsozialistisch sein oder sie wird gar nicht sein. Schon kurz nach Ende des Krieges wurde, dem aufgepeitschten Patriotismus zum Trotz, der Warenverkehr wieder aufgenommen. Es stimmt nicht, daß die Bourgeoisie sich ihrer Interessen so bewußt ist, und es stimmt nicht, daß es im Interesse der Bourgeoisie liegt, die unbewußte Masse gegen Deutschland marschieren zu lassen. Eine Fraktion des französischen Großkapitals macht über Kartelle, Trusts, Einfuhrbeschränkungen, Aufteilung der Märkte gemeinsame Sache mit dem deutschen Kapitalismus. Eine weitere Fraktion zieht ihren Vorteil daraus, mit deutschen Produzenten Verträge abzuschließen. Im Handelsverkehr besteht manchmal Konkurrenz, manchmal Gegenseitigkeit. Die Interessen sind also komplex und widersprüchlich.

In jeder Massenbewegung besteht eine große Verwirrung der Bestrebungen und Motive. Glaubt Ch. Rosen, daß in der russischen Oktoberrevolution von 1917, um nur das zeitlich letzte Beispiel zu nehmen, die Masse wußte, worauf sie hinauswollte, während selbst die führende Partei davon keine Ahnung hatte? Müßte sich jeder Teilnehmer förmlich dazu verpflichten, seine Ansichten den unseren anzupassen, würde das darauf hinauslaufen, an gar keiner Bewegung teilzunehmen. Bei jeder Kollektivaktion gewinnt die bewußteste, konsequenteste, entschlossenste Strömung die Oberhand, diejenige, die dem Wesen der Aktion selbst am besten entspricht.

Gegen jeden Satz, jedes Wort des Artikels von Ch. Rosen ließen sich Dutzende Einwände erheben, sowohl gegen das, was er sagt, wie gegen das, was er meint. Allerdings ist es schwierig, die Diskussion im engen Rahmen eines Zeitungsartikels zu führen. Wer redet davon, die Boykottkampagne müsse „den Charakter einer spezifisch antifaschistischen, das heißt (sic) proletarisch revolutionären Bewegung bewahren"? Das spezifisch Antifaschistische an ihr ist die Tatsache, daß sie überhaupt existiert, denn ohne Antifaschismus gäbe es keinen Boykott. Dieses „das heißt" proletarisch revolutionär bliebe hingegen noch zu beweisen, doch tut Ch. Rosen nichts dergleichen, sondern nimmt als gegeben, was er zu zeigen hätte. Zu behaupten, „eine Boykottaktion müsse von der international organisierten Arbeiterklasse nicht nur in Gang gebracht, sondern auch geleitet und angeführt werden", hieße, nach dem Motto alles oder nichts verfahren und würde zum vollständigen und endgültigen Verzicht führen, zur glücklichen Ataraxie.[26] Warum muß der Kampf „notgedrungen (sic) den Charakter eines revolutionären Kampfes für sozialistische Ziele" annehmen? Das will uns nicht in den Kopf. Wir glauben vielmehr, daß ein solcher Kampf nur vorstellbar ist mit relativ bescheidenen, aber umso leichter erreichbaren Zielen, da sie geeignet sind, dem vorwärts strebenden Flügel des Proletariats Unterstützung von anderer Seite einzutragen.

Alles, was Ch. Rosen sonst noch sagt, ist nicht besser begründet, im Gegenteil. Der Boykott kann in jedem Fall unserer Sache nur dienen, denn wir sind am meisten daran interessiert, dem jetzigen Regime in Deutschland zu schaden. Selbst die Beteiligung von verschiedenen Kategorien der Bourgeoisie würde an der Grundtendenz der Operation nichts ändern. Ludendorff war der Herr des plombierten Waggons, der Lenin transportierte, aber er betrieb Lenins Spiel, während er glaubte, es wäre seins. Wo-

26 Nach dem „Larousse de la langue française" ist Ataraxie *„die absolute Seelenruhe, die gemäß dem Epikurismus das Privileg der Götter und das Ideal des Weisen ist"*.

durch die Bourgeoisie die Bewegung beherrschen und lenken sollte, dafür hat Ch. Rosen nicht die mindeste Erklärung, und auch wir können uns das nicht vorstellen. Selbst angenommen, sie würde diese Führung übernehmen, wäre es noch zu unserem Vorteil. Aber sie denkt nicht daran, und die Frage interessiert nur uns und einige andere, die mit den Opfern Hitlers solidarisch sind. Die einzige Art von Bourgeoisie, die wie wir zum Boykott tendiert, wird von konfessionellen oder ethischen, jedenfalls außerkapitalistischen Motiven inspiriert. Ein solche Übernahme der Boykottaktion durch die Bourgeoisie im allgemeinen ist schon deshalb nicht zu befürchten, weil wir es eher mit einer absoluten Apathie zu tun haben. Ch. Rosen erkennt übrigens, daß „der Bourgeoisie nichts daran liegt, daß Hitler damit aufhört, Revolutionäre usw. zu verfolgen". In der Tat, und auch der Boykott wird nur von jenen befürwortet, die, ob Arbeiter oder Bourgeois, ein unmittelbares Interesse daran haben, die nationalsozialistische Diktatur zu bekämpfen. Der französische Imperialismus, von dem Ch. Rosen spricht, erscheint in seinem Artikel als Schreckgespenst, doch man könnte ihn am helllichten Tag mit einer Laterne suchen, man würde ihn, zumindest auf der Ebene des antifaschistischen Boykotts, nicht finden.

Ein ökonomischer Druck verwandelt sich nicht automatisch in einen politischen Druck, wie unser einem zu schlichten Marxismus anhängender Genosse glaubt. Und wenn doch, was wäre in unserem Fall Schlimmes dabei, da dieser politische Druck doch in unserem Sinne wäre, unseren Interessen entspräche? Tatsächlich scheint es so, als würden wir nicht über die gleichen Dinge diskutieren. Womit würde die „Macht eines oder mehrerer nationaler Kapitalismen" durch einen Boykott gestärkt? Hängt diese „Macht" von einer (proportional unwesentlichen) Steigerung des Umsatzes ab? „Es wäre nicht viel mehr nötig, um einen Krieg zu provozieren"? Besser, man geht nicht Punkt für Punkt auf derart aus der Luft gegriffene Behauptungen ein, die keine kurze Kontroverse erlauben.

Ch. Rosen erinnert an den klassischen Spruch vom Feind im eigenen Land. Ein schlagendes Beispiel dafür, wie eine ausgezeichnete Formel zu einem Denkhindernis werden kann. Der Feind ist in unserem eigenen Land, aber nicht außerhalb von Zeit und Raum. Der Feind ist im eigenen Land, aber die beiden schönsten Massenaktionen, die unsere Generation erlebt hat, fanden zugunsten von Ferrer und Sacco und Vanzetti statt: Hätten wir zuhause bleiben sollen unter dem Vorwand, wir befänden uns nicht in Spanien oder Amerika?[27]

---

27 Francisco Ferrer Guardia (1859-1909), Republikaner, Freimaurer, Gründer und Betreiber der Modernen Schule. Er nahm an mehreren Aufständen gegen die Monarchie teil und war nach dem Scheitern eines von ihnen gezwungen, nach Paris ins Exil zu gehen. Er wandte sich unter dem Einfluß von Jean Grave, Charles Malato, Peter Kropotkin und der Gebrüder Elisée und Elie Reclus libertären Ideen zu. Nach seiner Rückkehr nach Spanien gründete er 1901 die Moderne Schule. Nach einem gescheiterten Attentat auf den Zug der königlichen Familie am 31. Mai 1906 wurde er wegen Komplizenschaft verhaftet. Er blieb ein Jahr in Haft, bevor er am 12. Juni 1907 freigesprochen wurde. Nach dem Aufstand in Barcelona vom 26. und 27. Juli 1909 wurde er wieder verhaftet, von einem Militärgericht ohne ordentliches Verfahren verurteilt und vier Tage nach dem Schuldspruch in Montjuich erschossen, was eine riesige Protestbewegung gegen diesen Justizmord auslöste, besonders in Europa und Lateinamerika. (Vgl. Jean Grave, Quarante ans de propagande anarchiste, Paris 1973; L'affaire Ferrer. Actes du colloque de Castres du 14 octobre 1989, Castres 1991).
Die beiden italienischen Anarchisten Nicola Sacco und Bartolomeo Vanzetti waren 1921 in den Vereinigten Staaten des Mordes angeklagt und trotz ihrer Unschuldsbeteuerungen verurteilt

Der Feind ist in unserem Land, aber die Geschichte fragt uns nicht nach unserer Meinung und macht sich über unsere Schlagworte lustig, indem sie eine Situation improvisiert, die Handlungsmöglichkeiten eröffnet. Muß man obendrein daran erinnern, daß die erwähnten grandiosen Demonstrationen von einem Großteil der Presse und der bürgerlichen Meinung begünstigt wurden, daß sich sogar der Papst für Ferrer einsetzte und daß trotzdem die revolutionäre Ideologie diese Bewegungen geprägt hat, schon durch das Wesen der Aktion selbst, wie das sicherlich auch gegen Hitler der Fall gewesen wäre.

Der Feind ist in unserem Land, aber die Formel behält niemals gegen die Realität recht. Der Feind ist in unserem Land, aber wo ist der Freund? Und müssen wir ihn allein mit einem Feind kämpfen lassen, der zugleich seiner und unserer ist? Man hört doch nicht auf, den Feind bei sich zu bekämpfen, wenn man, durch unwägbare Umstände begünstigt, einen Schlag gegen den Feind führt, der uns im Nachbarland unterdrückt. Marx verlor den Feind in seinem eigenen Land nicht aus dem Auge, als er dem Feind in Sankt Petersburg den Vorrang einräumte. Und „Prinzipienfestigkeit" auf Grundlage einer solchen Formel würde schlicht und ergreifend auf einen Bruch mit der internationalen Solidarität hinauslaufen. Unter dem Vorwand, der Feind stünde hier und sei relativ human, bräuchten wir ihn nicht anderswo zu bekämpfen, wo er unsere Klassenbrüder vernichtet.

Warum ist Mussolini nicht boykottiert worden und warum läßt man Stalin in Ruhe? fragt Ch. Rosen. Ja, warum? Und warum gibt es in der Geschichte nicht zwei exakt gleiche Situationen? Warum versagt sie in dem einen Fall, und nicht in einem anderen? Warum hat man in der Dreyfus-Affäre Himmel und Hölle in Bewegung gesetzt, während man angesichts so vieler anderer Ungerechtigkeiten untätig blieb? Warum findet unser Protest im Fall Victor Serge mehr Widerhall als in Bezug auf Millionen Unschuldiger, die in der gleichen Weise deportiert oder eingesperrt wurden? Warum? Es gäbe viele Warums dieser Art aufzuklären, viele Bücher über solche Warums zu schreiben.

Übrigens: Die Argumentation von Ch. Rosen gleicht zum Verwechseln der der Guesdisten während der Dreyfus-Affäre. Aus Angst, man könne einer von der Bourgeoisie „beherrschten" Bewegung beitreten, ohne zu erkennen, daß diese Bewegung gar nicht anders kann, als unseren Zielen zu dienen, allein schon, weil sie existiert, rührt man sich besser überhaupt nicht und macht in „Prinzipienfestigkeit". Das ist Guesdismus, kein Marxismus. Marx hat nicht gezögert, sich dem Kampf zugunsten Polens anzuschließen, auch wenn die Bourgeoisie dabei federführend war, und er hatte keine Angst davor, im amerikanischen Sezessionskrieg für eines der bürgerlichen Lager Partei zu ergreifen.

Wir können Ch. Rosen beruhigen, der sich Sorgen macht, die Genossen könnten sich zu einem Boykott „hinreißen" lassen. Es läßt sich leider niemand zu irgend etwas hinreißen, es herrscht vollkommene Ruhe, und die Hitlers dieser Welt haben noch schöne Tage vor sich. Eine Gelegenheit hatte sich ergeben, niemand war fähig, sie zu ergrei-

---

worden. Einer internationalen Solidaritätskampagne außergewöhnlichen Ausmaßes gelang es nicht, eine Wiederaufnahme ihres Verfahrens zu erreichen. Sie wurden am 22. August 1927 hingerichtet. Über die Reaktionen in Frankreich auf das Bekanntwerden der Hinrichtung vgl. Ronald Creagh, Sacco et Vanzetti, Paris 1984, S. 236-242.

fen, die Wochen sind verstrichen, es kehrt wieder Ruhe und Gleichgültigkeit ein. Hoffen wir, daß wenigstens der Meinungsstreit noch zu etwas dient.

SCHMAUS[28]

Es gilt, den Namen eines sozialistischen deutschen Aktivisten im Gedächtnis zu behalten - als Beispiel und als Symbol: Schmaus. Am 23. Juli haben die Zeitungen eine Agenturmeldung aus Berlin mit folgendem Wortlaut veröffentlicht:
„Berlin, 22. Juni - Im Verlauf einer Haussuchung bei Schmaus, einem Mitglied der sozialdemokratischen Partei, hat dieser auf die Nationalsozialisten geschossen, drei getötet und einen weiteren verletzt, dem wenig Überlebenschancen eingeräumt werden. Der Vater von Schmaus, ein Gewerkschaftssekretär, hat Selbstmord begangen."
Einige Tage darauf wurde der Tod des vierten Nationalsozialisten mitgeteilt.
Am 13. Juli erfuhren wir schließlich aus der Presse den Tod von Schmaus, „Sozialdemokrat aus Köpenick".
Man wird sich unschwer, aber nicht ohne Grauen, die schrecklichen Folterungen vorstellen können, denen dieser mutige Aktivist erlegen sein muß, der, wie man sagt, seine „Haut teuer verkauft" hat, aber leider zu spät, als daß dieses Beispiel in seinem Land noch hätte Folgen zeitigen können.
Aus dieser Tragödie muß man Lehren ziehen.
Schmaus hat in Notwehr vier Nationalsozialisten getötet, während seine Partei, die Hauptverantwortliche für die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten und die Kommunistische Partei, die nächstverantwortliche, sich kampflos ergeben, den nationalsozialistischen Schlägern das Feld überlassen und damit die Interessen der Arbeiterklasse, des Sozialismus, des Kommunismus und der Revolution verraten haben.
Aber Schmaus befand sich nicht erst im Juni 1933 in Notwehr. Bereits seit mehreren Jahren konnten und mußten alle revolutionären oder reformistischen Arbeiter, alle Sozialdemokraten und alle Kommunisten eine Notwehrsituation für sich in Anspruch nehmen. Und unter solchen Umständen beinhaltet die Notwehr auch das Recht auf einen Präventivschlag. Es kam darauf an, zuerst zu schießen und gut zu zielen, um nicht früher oder später den Schlägen der nationalsozialistischen Reaktion zum Opfer zu fallen, die manche die Unverschämtheit besitzen, als Revolution hinzustellen.
Allerdings hat Schmaus nicht rechtzeitig von seiner Mauser Gebrauch gemacht: Seine Partei wollte nicht kämpfen. Vier nationalsozialistische Mörder sind niedergestreckt worden, während eine Vielzahl weiterer Mörder bei garantierter Straffreiheit nunmehr uneingeschränkt schreckliche Vergeltung üben kann.
Aber stellen wir uns einen Schmaus vor, der sich zur rechten Zeit seiner Waffe bedient und den notwendigen Schrei ausgestoßen hätte, und stellen wir uns nur zehntausend von seiner Sorte vor (von den Millionen Sozialdemokraten, die Lippenbekenntnisse zur Verteidigung ihrer Freiheit ablegten), die dem Ruf gefolgt wären und im Durchschnitt vier Nationalsozialisten pro Person umgelegt hätten - die Ereignisse hätten eine gänzlich andere Wendung genommen...

---

28 Boris Souvarine, Schmaus, in: Le Travailleur, 64/Samstag, 5. August 1933.

Und diese häßliche Karikatur einer Kommunistischen Partei? Wo hatte sie ihren Schmaus, ihre Kämpfer, ihre Rächer? Unter den Millionen „Rotfront"-Hampelmännern, die, solange es nur ums Reden ging, schworen, Gewalt mit Gewalt zu beantworten, fand sich kein einziger, der die heilbringende Parole ausgegeben hätte, um ein Heer von Wagemutigen auf den Plan zu rufen, die die Thesen, die Literatur und Makulatur Moskaus beiseite gelassen und zu dem einzig tauglichen Argument gegriffen hätten, um den Vormarsch der Nationalsozialisten zu stoppen.
Auf beiden Seiten wurden Reden geschwungen, Zeremonien, Märsche, Paraden abgehalten. Die Leninisten-Bolschewiki haben eine Einheitsfront hergestellt, einen roten Tag, aber mit Hitler. Einige hundert Tapfere, Isolierte, sich selbst Überlassene, haben sich einer nach dem anderen in primitiven Schlägerein, in aussichtslosen Scharmützeln aufgerieben. Die Nationalsozialisten haben die Macht ergriffen, ohne auf den geringsten Widerstand zu stoßen und können ungestraft das wehrlose Proletariat bluten lassen. Und ein Schmaus, der plötzlich aufwachte, hat zu spät geschossen. Dennoch gebührt dem Helden Ehre, der im nachhinein ein Beispiel dafür gegeben hat, was man hätte tun müssen, und der damit der Arbeiterklasse um den Preis seines Lebens eine große posthume Lehre hinterlassen hat. Möge der Name Schmaus in unserem Gedächtnis bleiben, um zu unerschrockenen Taten zu rufen, wenn die Zeit der Worte vorbei ist.

DIE REICHSTAGSAFFÄRE[29]

Aufgefordert, einem gewissen „Verteidigungskomitee für den Reichstagsprozeß" beizutreten, hat unser Genosse B. Souvarine mit folgenden Worten geantwortet, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten wollen.[30]

29. Oktober 1933

An den Sekretär des Verteidigungskomitees für den Reichstagsprozeß

Sehr geehrter Herr,

Der „Cercle communiste démocratique", dem ich angehöre, hat seine Meinung bezüglich der Reichstagsaffäre in einer Erklärung kundgetan, die in „Le Travailleur. Organe

29 Boris Souvarine, L'Affaire du Reichstag, in: Le Travailleur, 78/Samstag, 11. November 1933.
30 Die treibende Kraft dieses Komitees war Marcel Willard (1889-1956), Sekretär der Gruppe kommunistischer Anwälte, Prozeßberichterstatter für „L'Humanité", Mitglied des Zentralkomitees der französischen Sektion der „Internationalen Roten Hilfe"; das „Verteidigungskomitee für den Reichstagsprozeß" stand *„unter dem Schutz"* der „Internationalen Roten Hilfe". 1938 veröffentlichte Willard in deren Verlag „Le procès de Moscou de Boukharine, Rykov. Comment ils ont avoué?" Darin heißt es: *„Wir sind den Moskauer Richtern zu Dank verpflichtet. Indem sie der Sicherheit eines Volkes, der solidarischen Sicherheit aller Völker eine Handvoll öffentlicher Feinde opferten, haben sie sich um den unteilbaren Frieden und die ganze zivilisierte Welt verdient gemacht."* Vgl. den Beitrag von Michel Dreyfus zu Marcel Willard im „Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français", 44 Bände, Paris 1964-1997, hier Band 43, S. 376-378 und Au pays des Soviets. Le voyage français en Union soviétique 1917-1939, présenté par Fred Kupferman, Paris 1979, S. 153-156.

de la Fédération communiste indépendante de l'Est" und in „L'Effort. Journal syndicaliste révolutionnaire de Lyon"[31] veröffentlicht wurde. Im übrigen hat dieser Text weite Verbreitung gefunden in Form eines Flugblatts, das vor allem auf den Versammlungen in der Salle Wagram sowie der Salle Bullier verteilt wurde.

Der „Cercle communiste démocratique" hat darin spontan zugunsten der Angeklagten von Leipzig und gegen ihre nationalsozialistischen Ankläger, Folterknechte und Mörder Partei ergriffen. Er wird im Rahmen seiner Möglichkeiten jede Aktion unterstützen, die sich gegen die schreckliche Rechtsverweigerung richtet, die Sie mit Recht anprangern.

Was einen persönlichen Eintritt in ihr Komitee betrifft, dessen Zusammensetzung ich nicht kenne, bin ich selbstverständlich gerne dazu bereit, aber unter der Bedingung, nicht auf Leute zu treffen, die Nachsicht mit anderen Regierenden, anderen Regimen, anderen Ungerechtigkeiten üben, die alle dem gleichen, was wir in Bezug auf die Reichstagsaffäre und die diesjährigen Ereignisse in Deutschland verurteilen und bekämpfen.

Denn tatsächlich hat die Tragödie von Leipzig in Rußland weniger Aufmerksamkeit erregende Vorläufer in den Prozessen gehabt, die seit dem Tod Lenins inszeniert wurden. Man kann sogar mit Recht behaupten, daß die abscheulichen Methoden, die die Nationalsozialisten anwandten, um Unschuldige zugrunde zu richten und ihre Partei zu kompromittieren, nur ein blasser Abklatsch der Mittel sind, die die GPU einsetzte, um Angeklagte dazu zu bringen, offenkundig frei erfundene Verbrechen zu gestehen.[32]

Außerdem sollte man nicht vergessen, daß Millionen von Arbeitern, darunter tausende von Kommunisten und Revolutionäre aller Schattierungen, im sogenannten „Sowjet"rußland eingekerkert und deportiert wurden, ohne Prozeß, ohne Verteidigung, ohne Zeugen, ohne irgendeine rechtliche Grundlage. Es mag an dieser Stelle genügen, als Beispiel auf die bekannten Fälle hinzuweisen: auf Rjasanov, den Gründer des Marx-Engels-Instituts, auf Rakowski, den ehemaligen Präsidenten des Rates der Volkskommissare in der Ukraine; auf Muralow, den Kommandanten der Moskauer Garnison, auf Sosnowski, den Prawda-Redakteur, auf Kossior, den Direktor des Zentralorgans der Gewerkschaften, auf so viele andere integre Kommunisten, deren Hingabe für die Revolution über jeden Zweifel erhaben ist, und schließlich auf die Inhaftierung von Vic-

---

31 Le Travailleur, 70/16. September 1933 und L'Effort, 402/28. Oktober 1933. Höchstwahrscheinlich hat „L'Effort" die Erklärung auf Veranlassung Simone Weils abgedruckt, die von 1931 bis 1933 an dem Lyoner Wochenblatt mitarbeitete. Und vermutlich aus dem selben Grund verfolgte die Zeitung auch das Schicksal von Marinus van der Lubbe mit großer Aufmerksamkeit, den Simone Weil nicht für den Komplizen der Nationalsozialisten hielt, als den die stalinistische Propaganda, besonders durch das berüchtigte „Braunbuch" (Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-Terror, Basel 1933), ihn darstellte. Vgl. Simone Pétrement, La vie de Simone Weil 1909-1943. Avec des lettres et d'autres textes inédits de Simone Weil, 2 tomes, Paris 1973, hier tome 1, S. 373-374.

32 1928 fand in Moskau der sogenannte Prozeß von Schachty statt, einem Bergbaugebiet im Donezbecken, bei dem fünfzig Ingenieure wegen Produktionssabotage angeklagt waren. Die Beschuldigten, von denen elf zum Tode verurteilt wurden, hatten ihre Ankläger noch überboten, anstatt auch nur den geringsten Versuch zu einer Verteidigung zu unternehmen. Diesem Prozeß folgte 1930 der gegen die sogenannte „Industriepartei", dann 1931 der gegen die „Menschewiki" und 1932 der gegen Ingenieure der amerikanischen Firma Vickers. Vgl. Boris Souvarine, Stalin, a.a.O., S. 438 und Margarete Buber-Neumann, Kriegsschauplätze der Weltrevolution, a.a.O., S. 455-456.

tor Serge, Schriftsteller und Aktivist von unbestreitbarer Treue zur Revolution und zu den Sowjets.
Es versteht sich von selbst, daß Ihr Komitee jede Autorität und den geringsten Einfluß verlöre, wenn es sich einbilden würde, es könnte im Bündnis mit den Befürwortern der konterrevolutionären Repression in Rußland gegen die Machenschaften Hitlers protestieren. Und es wäre mir, wie jedem aufrechten Kommunisten, unmöglich, dafür die Verantwortung mit zu übernehmen.
Schließlich darf man nicht aus dem Blick verlieren, daß das sogenannte „Sowjet"rußland eines der wenigen Länder ist, wo ein öffentliches Eintreten für die Reichstagsangeklagten verboten ist, wo keinerlei Versammlung stattfinden konnte, keine Solidaritätsbekundung, wo ein Komitee wie das ihre nicht existieren könnte. Um Unschuldige zu retten, ist ein Druck auf die Moskauer Regierung nicht weniger unentbehrlich als auf die Berliner Regierung.

Mit kommunistischen Grüßen
Boris Souvarine

Übersetzung aus dem Französischen: Michael Halfbrodt

Birgit Schmidt

Die Schwestern Ramm. Zum Briefwechsel zwischen Nadja Strasser und Rudolf Rocker

1913 erschien im Münchener Georg Müller Verlag der Roman „Der Siegesaltar. Roman aus dem vierten Jahrhundert" des russischen Autors Valerius Brjussow, ins Deutsche übertragen von Nadja - eigentlich Noema - Strasser, geborene Ramm. Im selben Jahr brachte der Berliner Verlag Borngräber Elena Nagrodskajas „Die bronzene Tür. Eine Liebesgeschichte voll verworrener Leidenschaft" heraus, den Alexandra Ramm aus dem Russischen übersetzt hatte.[1] 1917 erschien beim S. Fischer Verlag in Berlin die kulturhistorische Arbeit „Die Russin" von Nadja Strasser, der 1919, ebenfalls bei S. Fischer, „Das Ergebnis. Lyrische Essays" folgte; im gleichen Jahr erschien ihre Übersetzung von Andrej Belyjs Roman „Petersburg" im Georg Müller Verlag. 1924 erschien im Berliner Razum Verlag Alexandra Ramms Übersetzung von Wassili Rosanows „Dostojewski und seine Legende vom Großinquisitor. Zur Analyse der Dostojewskischen Weltanschauung";[2] 1925 folgte im Oscar Engel Verlag in Berlin die von Alexandra Ramm und dem Arzt Felix Boenheim gemeinsam übersetzte Studie „Die biologische Tragödie der Frau" von A.W. Nemilow.[3] 1929 erschien im Berliner Kiepenheuer Verlag, übersetzt von Maria Einstein, geborene Ramm, Jurij N. Tynjanovs Biographie „Wilhelm Küchelbecker. Dichter und Rebell", die 1947 vom Verlag Volk und Welt neu herausgegeben wurde.

In dem Buch „Majakowski in Deutschland" findet sich ein Foto, das auf einem Empfang aufgenommen wurde, den die „Gesellschaft der Freunde des neuen Rußland" am 10. Mai 1927 gegeben hatte: Maria Einstein sitzt zwischen dem Lyriker Alfred Wolfenstein und einer verdeckten Person. Sie war nicht nur eine der Übersetzerinnen Maxim Gorkis, sondern auch die von Majakowskis Gedichten „Deutschland" und „Langer Marsch".[4] Im selben Jahr, nach einer ausgedehnten Reise durch Palästina, begann Alexandra Ramm mit der Übersetzung von Leo Trotzkis Autobiographie „Mein Leben", gleichzeitig setzte sie sich an die Übersetzung seiner „Geschichte der russischen Revolution", beide für den S. Fischer Verlag. Dennoch fand sie Zeit für weitere Projekte, denn für das Jahr 1930 ist das Erscheinen des Romans „Fabrik im Walde" von Anna Karajewana beim Berliner Verlag der Jugendinternationale nachgewiesen, den sie unter dem Pseudonym Nina Stein aus dem Russischen übersetzt hatte.

Maria Einstein - während und nach ihrer zweiten Ehe hieß sie Schaefer - hatte seit 1911, anders als ihre Schwestern, nicht nur aus dem Russischen, sondern auch aus dem

1 Vgl. Pfemfert. Erinnerungen und Abrechnungen. Texte und Briefe. Herausgegeben von Lisbeth Exner und Herbert Kapfer. Unter Mitarbeit und mit einem Vorwort von Ellen Otten, München o.J. (1999), S. 559.

2 In dem Band „Wassili Rosanow, Abgefallene Blätter. Prosa" (Frankfurt am Main 1996) wird in den Hinweisen auf „Rosanow in deutscher Übersetzung" (S. 333) statt Alexandra Ramm fälschlicherweise ein Alexander Ramm als Übersetzer dieses Bandes genannt.

3 Ebd., S. 619/620.

4 Roswitha Loew/Bella Tschistowa (Hrsg.), Majakowski in Deutschland. Texte zur Rezeption 1919 - 1930. Mit einer Studie von Bella Tschistowa, Berlin 1986, S. 157f.

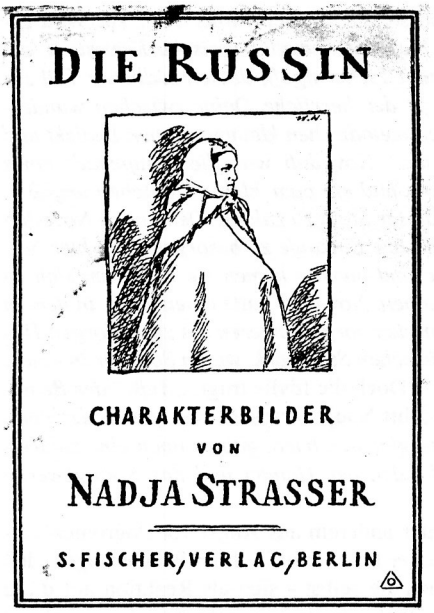
Französischen übersetzt. Dafür war Nadja,[5] die Älteste, selbst als Schriftstellerin tätig, doch „Die Russin", 1917 in zwei Auflagen erschienen, und „Das Ergebnis. Lyrische Essays" sind heute weitgehend vergessen und finden sich nur noch in wenigen deutschen Bibliotheken. Zwischen 1911 und 1914 war sie zudem als Lyrikerin hervorgetreten; bis zu ihrem Tod im Jahr 1955 arbeitete sie als Journalistin. Alexandra Ramm wiederum, die ab 1911 mit dem linksradikalen Politiker und Herausgeber Franz Pfemfert verheiratet war, hatte - gemeinsam mit ihrer Schwester Maria - dessen Zeitschrift „Die Aktion" von 1917 bis 1926 durch die so genannte Aktionsbuchhandlung finanziert, deren Gewinne in die Zeitschrift flossen, weil sie bis zu ihrem Ende 1932 ein reines Zuschußgeschäft war. Zeitweise verfügte sie über einen eigenen kleinen Verlag, den Festland Verlag; für die Jahre ab 1929 gilt sie als eine der wenigen Kontaktpersonen, über die der verfemte Leo Trotzki in Deutschland verfügte.
Trotz ihrer großen Produktivität als Übersetzerinnen und Autorinnen, trotz ihres politischen und feministischen Engagements, wird von den drei Schwestern Ramm allein Alexandra Ramm noch wahrgenommen, allerdings entweder in ihrer Funktion als Ehefrau Franz Pfemferts oder als Übersetzerin Trotzkis. Selbst in der sehr ausführlichen Zusammenstellung von Petra Budke und Jutta Schulze „Schriftstellerinnen in Berlin 1871 bis 1945. Ein Lexikon zu Leben und Werk", werden die Schwestern Ramm nicht einmal erwähnt.[6] Es scheint also, als habe der Nationalsozialismus gesiegt. Er hat den drei Schwestern, die Jüdinnen, Linksradikale und emanzipierte Frauen waren, das Leben zur Hölle gemacht, ihre Männer ermordet oder in den Wahnsinn respektive in den Selbstmord getrieben. Er hat es geschafft, daß ihre Arbeit der Vergessenheit anheim fiel. Fast, denn auf Alexandra Ramm haben Lisbeth Exner und Herbert Kapfer aufmerksam gemacht, als sie im Jahre 1999 den Briefwechsel des Ehepaars Pfemfert herausgegeben haben. Maria Einstein-Schaefer war im Alter im Umfeld der Akademie der Künste in Westberlin eine feste Größe, allerdings ohne daß eine breite Öffentlichkeit von ihr erfuhr. Im „Centrum Judaicum" in Berlin sowie im „Internationaal Instituut voor Sociale Geschiedenis" (IISG) in Amsterdam finden sich, wenn auch spärliche, Spuren von Nadja Strasser - im IISG in Form eines Briefwechsels mit dem Anarchisten Rudolf Rocker und eines Manuskripts. Allerdings ist das Manuskript „Von Etappe zu Etappe" nicht vollständig erhalten; im IISG befinden sich nur die Seiten, die Nadja Strasser mit Korrekturen versehen und Rocker zugesandt hatte. Der Gesamttext muß heute wohl als verschollen gelten.
Alle neun Kinder der Familie Ramm[7] kamen im russischen Starodub zur Welt. Heute befindet sich der Ort in der nordöstlichen Ukraine, an der Grenze zu Rußland. Aus Starodub, das wörtlich übersetzt Alteiche bedeutet, machte Nadja Strasser in den Erinnerungen an ihre Kindheit und Jugend, „Von Etappe zu Etappe", Novodub, also Neuei-

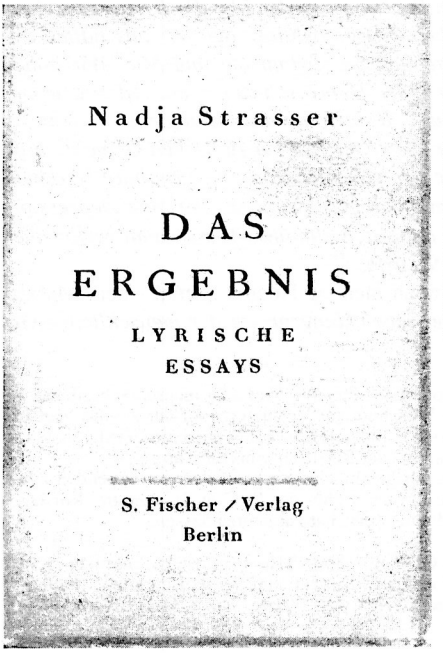
---

5 Sie hat auch Leo Schestows „Tolstoi und Nietzsche. Die Idee des Guten in ihren Lehren" übersetzt, das zuerst 1923 im Kölner Marcan-Block-Verlag erschien und 1994 vom Münchener Verlag Matthes & Seitz neu aufgelegt wurde.

6 Petra Budke/Jutta Schulze, Schriftstellerinnen in Berlin 1871 bis 1945. Ein Lexikon zu Leben und Werk, Berlin 1995.

7 In seinem Nachruf auf Maria Schaefer-Einstein hat Walther Huder von dreizehn Geschwistern gesprochen; ich erkläre mir diesen Widerspruch dadurch, daß möglicherweise vier Kinder sehr früh verstorben sind. Vgl. Walther Huder, Aus dem jüdischen Familienalbum. Zum Tode von Maria Schaefer-Einstein, in: Der Tagespiegel, 28. März 1975.





INHALT

Das russische Land und die Menschen . . 9
Der russische Staat 29
Die Wirkung der französischen Revolution auf die russischen Frauen 45
Die Wirkung der Reformzeit in Rußland 68
Die ersten intellektuellen Frauen . . . 87
Der russische Intellektuelle und die Frau 105
Die Frau in der politischen Bewegung . . 141
Gestalten aus der Revolution 182
Vor der Revolution 1905 227
Nach der Revolution 240

che, und sie schrieb über diesen Ort, in dem sie am 25. September 1871 zur Welt gekommen war:[8] *„Novodub oder Neu-Eiche hieß diese uralte russische Kreisstadt, die meine Heimat war. Sie liegt im Gouvernement Tschernigoff, dessen südlicher Teil zur Ukraine oder Kleinrußland gehört. Da fließt der herrliche Dnjpr zwischen wundervollen grünen Ufern, da spricht das Volk den melodischen kleinrussischen Dialekt und singt seine schönen melancholischen Lieder... Novodub war die Hauptstadt eines Landbezirks, der viele Dörfer, Güter, Flecken und ein paar kleine Städtchen umfaßte. Es war beinahe eine Ehre, zu den Bürgern dieser Stadt zu zählen. Denn nach Novodub kamen die Leute aus dem ganzen Kreise, um ihre Einkäufe zu besorgen. Von hier holten sich die ländlichen Schönen ihren Chic und hierher kamen sie auch, um sich zu amüsieren, und wenn es gelang, sich zu verloben. Novodub hatte einen Klub, in dem in den ersten Nachtstunden getanzt, geflirtet, in den vorgerückteren bis zum Morgen Hasard gspielt wurde. Novodub besaß einen hübschen Stadtpark, wo im Sommer in einem Pavillon täglich eine Militärkapelle spielte."*[9] Doch die Idylle trügt. *„Außer der Beamten und der halbbäuerlichen Bevölkerung,"* fährt Nadja Strasser fort, *„die an der Peripherie der Stadt Gärtnerei, Gerberei und dergleichen trieb, gab es noch eine zahlreiche jüdische Einwohnerschaft, in deren Händen der Handel und das Kleingewerbe lag."*[10]

Daß alle Ramm-Kinder ihren Geburtsort unter anderem aus Angst vor Pogromen verlassen haben, gilt als sicher, und Nadja Strasser beschreibt in ihren Erinnerungen, daß die jüdische Jugend von Starodub - wie auch sie selbst - sich als Reaktion auf diese Pogrome dem Zionismus zugewand hatte: *„Doch wir blieben nicht treu. Ohne Leitung geblieben, vermochten wir keine konkreten Schlüsse aus der Idee Palästina zu ziehen. Es bestand damals, wenigstens bei uns, keine Organisation, der wir uns hätten anschließen können. Für eigene Initiativen fehlten uns Erfahrung und Mut. Wir gaben zwar die Palästinaidee nicht auf. Wir fuhren fort, Hebräisch zu lernen. Jedes neue Gedicht des jüdischen geliebten Lyrikers Frug*[11] *lernten wir auswendig und es lebte in uns ein intensiveres als je zuvor Gefühl der Zugehörigkeit zur jüdischen Gemeinschaft. Aber der Palästinarausch, jene Extase, die aus einer Illusion eine greifbare Wirklichkeit zu machen vermochte, war in uns allmählich geschwunden. Die tiefe Depression, die der Pogrom in Kijew verursacht hatte, legte sich allmählich und damit verlor auch das Gefühl: ‚Wir sind Fremde hier!' seine Schärfe."*[12]

Statt dessen wandte sich Nadja Strasser - noch hieß sie Noema Ramm - dem Marxismus zu: *„Das von Marx-Engels gefundene Entwicklungsgesetz der menschlichen Ge-*

---

8 Nadja Strasser hat dieses Manuskript ganz offensichtlich auf zwei oder mehren Schreibmaschinen geschrieben. Zeitweise stand ihr keine Maschine zur Verfügung, auf der sie das deutsche „ß" und die deutschen Umlaute schreiben konnte, teilweise doch. Ich passe den Text von nun an stillschweigend an die deutsche Schreibweise vor der Rechtschreibreform an.

9 Nadja Strasser, Von Etappe zu Etappe. Das Originalmanuskript, aus dem im folgenden zitiert wird, befindet sich im Nachlaß Rudolf Rockers im Archiv des IISG in Amsterdam. Mir lagen Kopien vor, die mir Mieke Ijzermans freundlicherweise hat zukommen lassen.

10 Ebd.

11 Zu dem russisch-jüdischen Dichter Semen G. Frug (1860-1916) s. Edgar H. Lehrman, Semen Grigor'evich Frug, in: The Modern Encyclopedia of Russian and Soviet Literatures (Including Non-Russian and Emigre Literatures). Edited by Henry B. Weber, Vol. 8, Gulf Breeze 1987, S. 56-59.

12 Ebd.

sellschaft hat die strenge Logik eines Naturgesetzes. Aber jede Krankheit beruht letzten Endes auf einem Naturgesetz, doch gibt das Erkennen dieses Naturgesetzes zugleich die Mittel zu seiner Bekämpfung. Hier liegt das Sinnvolle und Befreiende für einen suchenden Menschen."[13]

Daß bis heute einige Fragmente dieses autobiographischen Romans erhalten geblieben sind, haben wir dem Umstand zu verdanken, daß Nadja Strasser sich am 12. Mai 1948 aus ihrem Exil in London an den in den USA lebenden Rudolf Rocker gewandt hatte.[14] Sie lebte bei ihrem Sohn, sah sich mit dem Nötigsten versorgt und wollte deshalb auf ein eventuelles Honorar verzichten. Doch „Von Etappe zu Etappe" - nun nennt sie das Manuskript „Eine Jugend" -, das sie nach eigenen Angaben noch vor dem Ersten Weltkrieg geschrieben hatte, wollte sie allzu gerne noch veröffentlicht sehen. Rocker sagte seine Unterstützung zu und forderte das Originalmanuskript, das Nadja Strasser vor ihrer Flucht aus Frankreich Freunden anvertraut hatte, die es mit nach New York nahmen, bei diesen auch an. Aber dann wurde Rudolf Rocker durch den plötzlichen Tod seines erstgeborenen Sohnes Rudolf Rocker Junior vollkommen aus dem Gleichgewicht gebracht, Briefe und Manuskripte blieben liegen. „Von Etappe zu Etappe" bzw. „Eine Jugend" kam trotz der Bemühungen Rockers nie zur Veröffentlichung; erhalten sind allein die Verbesserungsvorschläge und Korrekturen, die Nadja Strasser von London nach Crompond, dem Wohnort Rockers, gesandt hat.

Von Starodub aus - das geht aus „Von Etappe zu Etappe" hervor - war Nadja Strasser offensichtlich für eine Weile nach Warschau gegangen, wo sie sich im jüdischen „Bund" organisierte.[15] Von dort aus wiederum übersiedelte sie nach Wien, wo sie begann, als Journalistin zu arbeiten.[16] In Auguste Fickerts Zeitschrift „Neues Frauenleben" erschien 1907 ein Artikel von Nadja Strasser, „Ein Arbeiterdorf in Petersburg".[17]

Den Frauen in Wien und in Berlin trat Nadja Strasser offensichtlich aus einer überlegenen Position gegenüber. Zwar kamen die Ramm-Schwestern aus dem *„notorisch unfreien Rußland"*,[18] doch hatten sich die Frauen dort nach ihrer Aussage früher als irgendwo anders volle Gleichstellung im Beruf erworben. Das wirkte sich auch auf ihr Privatleben aus. Über ihre Freundin Lia schreibt Nadja Strasser: *„Sie ist ihrem Manne, den sie liebte, nie nach Palästina, für das sie schwärmte, gefolgt und trennte sich nach anderthalbjährigen [!] Ehe von ihrem Gefährten. Denn dieses Zusammenleben räumte ihr, ihrer eigenen Tatkraft und persönlichen Fähigkeiten einen zu engen Platz ein. Sie*

---

13 Ebd.

14 Der Briefwechsel zwischen Nadja Strasser und Rudolf und Milly Rocker befindet sich ebenfalls im Nachlaß Rudolf Rockers im Archiv des IISG in Amsterdam.

15 Zur Geschichte des „Bundes" vgl. Gertrud Pickhan, „Gegen den Strom". Der Allgemeine Jüdische Arbeiterbund „Bund" in Polen 1918-1919, Stuttgart/München 2001.

16 Über die Wiener Zeit heißt es in „Von Etappe zu Etappe": *„Nicht weniger als von den Vorlesungen an der Universität war ich von dem allgemeinen geistigen Leben Wiens gefangen gehalten. Besonders aber von den damals in hohen Wogen treibenden politischen Ereignissen. Wie mein Bruder Mark mir vorausgesagt hatte, fand ich bald Anschluß an ein russisches linksgerichtetes Blatt, für das ich erst gelegentlich, dann regelmäßig Artikel und Feuilletons schrieb: über die schönen alten Denkmäler Wiens, über das Kaffeehausleben und vor allem über die großen Arbeiterdemonstrationen, für den Achtstundentag, die damals gerade im Gange waren."*

17 Nadja Strasser, Ein Arbeiterdorf in Petersburg, in: Neues Frauenleben. Organ der freiheitlichen Frauen Österreichs. Begründet von Auguste Fickert, 6/1907 (19. Jg.).

18 Nadja Strasser, Von Etappe zu Etappe.

wollte keine unbefriedigende Gemeinschaft mit all den deprimierenden oder degradierenden Aspekten für beide Beteiligte."[19]

Bereits 1919 nahm Nadja Strasser eine feministische Position ein, die der Literaturwissenschaftler Hartmut Vollmer, Strasser dabei zitierend, wie folgt skizziert: „*'Die Frauen haben zu lange gespielt und mit sich zu lange spielen lassen', beklagte Nadja Strasser in ihrem ,lyrischen' Essayband ,Das Ergebnis' (1919): ,Wer von ihnen aus diesem Puppendasein erwacht war, sah mit vor Schreck weitgeöffneten Augen - die einen, wie sie für Puppen gehalten, die andern, wie sie zu Puppen geworden sind.' ,Kein Kampf' sei ,größer und bedeutungsvoller als der Kampf der Frau um Geist': ,Diesen Kampf nenne ich ihre Pflicht.'*"[20]

Was die Ansprüche an einen eigenen und unabhängigen Lebensweg anbelangt, war Nadja Strasser ihren Schwestern offenbar nicht unähnlich. Über ihre jüngere Schwester Alexandra, geboren am 31. Dezember 1883, heißt es in ihrem Manuskript: „*Anjuta blieb dann auch nicht mehr lange im Elternhaus und schaffte sich durch Unterricht in einer benachbarten Stadt eine eigene vorläufige Existenz. Sie war die erste, die ich nach nicht allzu langer Zeit an meiner Seite sah... Doch wenn sie später, in einem europäischen Kulturzentrum lebend, nach fleißigem Studium und Arbeit, den linkesten Flügel jeder Bewegung auf politischem, literarischem oder künstlerischem Gebiet bevorzugte, so war es nicht zufällig. Es war Ihrer [!] Natur adäquat. Das Intransigente, das Extreme, das von der Tradition Abweichende zog sie an. Diese zukünftige Linie war schon in der heiß-wißbegierigen, ungeduldigen und unduldsamen Anjuta von Novodub vorgezeichnet. Und es entsprach dieser Linie, daß sie später treue Kameradin eines ebenso intransigenten, dem Extrem zugewandten Mannes geworden ist.*"[21]

Seit wann Nadja Strasser und Alexandra Ramm in Berlin lebten, ist heute nicht mehr exakt feststellbar. Sicher ist jedoch, daß Alexandra Ramm ihre jüngere Schwester Maria, geboren am 21. November 1890, gemeinsam mit ihrem Mann Franz Pfemfert 1908 am Bahnhof abholte. Das Jahr zuvor hatte Maria Ramm bei einem Bruder in Lüttich verbracht, wo sie Mathematik studieren wollte, dann aber von diesem Plan wieder Abstand genommen hatte.

Berlin verfügt über eine lange Tradition als Zentrum der russischen Emigrationen: Zwischen der Jahrhundertwende und dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges waren es junge Anarchisten und Sozialrevolutionäre oder deren Anhänger, die in die preußische Metropole gekommen waren, oder Juden, die vor Pogromen in den Westen zu fliehen gezwungen gewesen waren. Nach der Oktoberrevolution schwoll die Anzahl von Russen in Berlin beträchtlich an; 1922 lebten ungefähr 100.000 in Berlin.[22] Nicht alle waren Gegner der Bolschewiki; Menschen mit ausländischem Geld erlaubte die Inflation ein preiswertes Leben und die Freisetzung ihrer künstlerischen oder schriftstellerischen Kapazitäten.

In diesem Ambiente agierte mit Franz Pfemfert der Mann, der schnell eine Schlüsselstellung im Leben der drei Schwestern einnehmen sollte. In seiner Zeitschrift „Die

---

19 Ebd.

20 Hartmut Vollmer, Vorwort, in: Ders. (Hrsg.), „In roten Schuhen tanzt die Sonne sich zu Tod". Lyrik expressionistischer Dichterinnen, Zürich 1993, S. 13-26, hier S. 19.

21 Ebd.

22 Vgl. Maria Razumovsky, Marina Zwetajewa. Eine Biographie, Frankfurt am Main 1989, S.153.

Aktion" publizierte Nadja Strasser ihre Gedichte, Pfemferts Ehefrau Alexandra schrieb zwischen 1911 und 1915 sowie zwischen 1920 und 1932 für die „Aktion", und auch den beiden Ehemännern Maria Ramms - dem Kunsthistoriker Carl Einstein und dem Studienrat Heinrich Schaefer - bot die „Aktion" ein Forum für ihre literarischen Arbeiten.

Pfemfert hatte seine Zeitschrift 1911 gegründet und bald eine Reihe von jungen Schriftsteller(innen) um sich geschart, die im Nachhinein als Expressionisten bezeichnet und berühmt wurden. In erster Linie aber vertrat die „Aktion" von Anfang an einen klaren pazifistischen und antimilitaristischen Standpunkt, der sich während des Krieges - eingeschränkt nur durch die Zensurbestimmungen, denen selbst der mutige Pfemfert sich beugen mußte - noch verstärkte. 1916 schrieb Carl Einstein, der zu diesem Zeitpunkt mit Maria Ramm verheiratet war, von der Front an seine Frau: *„Ich halte den Krieg nicht mehr aus. Alles bricht zusammen; alles, was mir galt, ist zerstört. Das ist ganz sicher. Nur Lyriker, die christlich stöhnen, wird es noch geben. Leute, die keine Gelegenheitsschreiber des politischen Zufalls sind, müssen umbrechen. Ich bin so jämmerlich und krank geworden. Wo soll man vor dieser jämmerlichen Blödheit hinflüchten. Sklaverei Sklaverei. Was kann man noch veröffentlichen. Ich nichts mehr. Ist es wirklich noch recht, Schmalzgedichte zu machen bei diesem Leiden vom Tier bis vielleicht zu Gott. [Ein nicht entzifferbarer Satz, B. Sch.] Diese Dinge sind nicht mehr zu ertragen, daß ein Mensch am anderen zum Mörder wird. Ich bin über diese dumme Bosheit erschrocken; welche Gestalt, welcher neuempfundene Teufel zwingt diese Leute... Ich fürchte jeden Menschen. Wann kommt das Kommando Euch und mich zu erschlagen. Wann wird man die frommen Bücher verbrennen. Wann frißt man die Toten. Welch anderer Aufschrei als [ein nicht entzifferbares Wort; möglicherweise: Antwort, B. Sch.] Es ist alles zerstört. Es gibt keine Sekunde, wo ich mich nicht am Hals gepackt fühl[t?]. Herrschaft, Kraft und Gewalt der Gemeinen. Elend der Guten. Zerstörung der Kinder. Wir sind in der Hölle und fallen in das Chaos."*[23]

Der Ramm-Pfemfert-Einstein-Kreis sollte es bald erleben, daß das Kommando gegeben wurde, ihresgleichen zu erschlagen und ihre Bücher zu verbrennen. Doch bereits unter dem Eindruck des Ersten Weltkrieges radikalisierten sich offensichtlich alle im gleichen Maße. Carl Einstein nahm aktiv an der Räterevolution teil, die mit dem Plan der deutschen Flottenführung begonnen hatte, die deutsche Flotte im Oktober 1918 in einem letzten verzweifelten Aufbegehren gegen England einzusetzen - und mit der Meuterei der Soldaten gegen den ihnen befohlenen Selbstmord.[24]

Während Carl Einstein im Soldatenrat in Brüssel aktiv war,[25] gehörte Franz Pfemfert zu den Teilnehmern des Gründungskongresses der KPD an der Jahreswende 1918/1919. In der Wohnung Nassauische Straße 17 in Berlin-Wilmersdorf, die dem Ehepaar Pfemfert-Ramm gleichermaßen als Wohnung wie als Arbeitsplatz diente, kam

---

23 Originalbrief auf Mikrofiche, Nachlaß Carl Einstein, in: Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin.

24 S. Dirk Heißerer, Einsteins Verhaftung. Materialien zum Scheitern eines revolutionären Programms in Berlin und Bayern 1919, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, 12/1992, S. 41-77.

25 S. Die Revolution in Brüssel. Bericht des Vollzugsausschusses des Zentral-Soldaten-Rates in Brüssel, Neukölln o.J. (1918) sowie Klaus H. Kiefer, Carl Einstein im Brüsseler Soldatenrat, in: Bildende Kunst. Herausgeber: Verband Bildender Künstler der DDR, 8/1989 (37. Jg.), S. 53-58.

bisweilen auch Rosa Luxemburg vorbei. Inwiefern auch Pfemferts Frau oder ihre Schwestern an der KPD-Gründung beteiligt waren, ist nicht verifizierbar, aber für Alexandra Ramm ist festzustellen, daß sie mit ihrem Mann von nun ab eine politische Einheit bildete.

Am 6. Januar 1919 kam es in Berlin zu Massenstreiks. An diesem Tag sprach Gustav Noske, zum Oberbefehlshaber der regierungstreuen Truppen in und um Berlin ernannt, die berühmt berüchtigten Worte: *„Meinetwegen! Einer muß der Bluthund werden, ich scheue die Verantwortung nicht!"*[26] Unter der Führung der SPD gingen Regierungstruppen und Freikorps nun gegen die Streikenden und Revolutionäre vor. Am 10. Januar 1919 verfügte Noske insgesamt über 80.000 Mann, am 11. Januar zogen 3.000 Soldaten in Berlin ein, am 12. Januar waren die Versuche zur Etablierung einer Räterepublik militärisch besiegt. Vom 9. bis zum 12. Januar wurde die Revolution zusammengeschossen; Sebastian Haffner resümierte: *„Von Januar bis Mai 1919, mit Ausläufern bis in den Hochsommer hinein, tobte in Deutschland ein blutiger Bürgerkrieg, der Tausende von Todesopfern und unsägliche Bitterkeit hinterließ."*[27]

Am 15. Januar 1919 waren Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht von Freikorps ermordet worden; die von ihnen mit gegründete Partei spaltete sich bis zum Oktober 1919 über die Fragen, ob man sich an den Wahlen zur Nationalversammlung beteiligen und sich der 1919 gegründeten „Kommunistischen Internationale" unterwerfen sollte und wie revolutionäre Gewerkschaften zu organisieren seien. Pfemfert verließ die KPD, um sich der im April 1920 gegründeten oppositionellen „Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands" (KAPD) anzuschließen, trat nach deren Sympathiebekundungen für die „Kommunistische Internationale" jedoch im Folgejahr wieder aus und versuchte 1926, einen zweiten „Spartakusbund" ins Leben zu rufen, von dem die Öffentlichkeit aber wenig erfuhr. Arbeitswütig, geradezu besessen, saß er im dritten Stock der Hinterhauswohnung in der Nassauischen Straße 17 und vertrat in politischen den linksradikalsten und in künstlerischen Fragen den avantgardistischsten Standpunkt seiner Zeit. Seine Frau organisierte die Aktionsbuchhandlung, übersetzte und schrieb - und es gibt keinen Hinweis darauf, daß sie ihrem Mann an Radikalität nachstand.

Man kann dieses Leben aus einem negativen Blickwinkel sehen: Die beiden rieben sich auf und nie reichte das Geld. Immer wieder mußte Franz Pfemfert Freunde und Bekannte anpumpen, bis diese entnervt nichts mehr von sich hören ließen. Positiv betrachtet war dieses Leben ein privilegiertes - und im Nachhinein werden sie selbst es wohl so gesehen haben: sinnvoll arbeitend, im Zentrum interessanter Gespräche und Menschen, an der Seite der künstlerischen Avantgarden - ein Leben, das 1933 jäh und brutal unterbrochen wurde. *„Am 28. Februar 1933, dem Tag nach dem Reichstagsbrand, fanden seit dem frühen Morgen Haussuchungen bei den Pfemferts statt. Am Abend gingen Heinrich Schaefer, mein zweiter Mann und ich, zu ihnen, um sie nicht allein in der Wohnung zu lassen. Wir waren kaum da, als wieder drei Mann kamen, ein Beamter der Staatsanwaltschaft und zwei Kriminalbeamte. Einer der Kriminalbe-*

---

26 Zit. nach: Illustrierte Geschichte der deutschen Novemberrevolution 1918/19. Autorenkollektiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED unter Leitung von Günter Hortzschansky, Berlin 1978, S. 296.

27 Sebastian Haffner, Der Verrat. Deutschland 1918/19 - als Deutschland wurde, wie es ist, Berlin 1993, S. 151.

amten forderte Franz auf, mit ihm auf den Boden zu gehen... Als der Beamte mit Franz herunterkam, verließ er mit den zwei anderen die Wohnung. Nun erfuhren wir von Franz, daß der Beamte zu ihm oben gesagt hatte: ‚Herr Pfemfert, ich brauche hier nichts zu suchen, ich kenne Sie und Ihren Boden. Worauf warten Sie? Gehen Sie mit Ihrer Frau sofort weg, denn das nächste Mal kommen nicht wir, sondern die Anderen.' Ganz früh am nächsten Morgen verließen die Pfemferts Deutschlands."[28]

Maria und Heinrich Schaefer hatten versprochen, den beiden Flüchtenden finanziell unter die Arme zu greifen, aber am 20. März 1933 mußte Franz Pfemfert aus dem tschechischen Karlsbad an Leo Trotzki berichten: *„A.I. [Alexandra Pfemfert, B. Sch.] hat den Marsch in die Tschechoslowakei sehr zuversichtlich mitgemacht: jetzt aber liegt sie, völlig zusammengebrochen, in dem Zimmer, das wir endlich fanden. Den letzten Stoß versetzte A I weniger die Tatsache, dass das Gesindel unsere Wohnung besetzt hält und zerstört und ausraubt - wir sind buchstäblich mit dem hier eingetroffen, was wir auf dem Körper trugen; mein Postscheckkonto ist ‚gesperrt', meine Bibliothek zerstört, meine Photoapparate, die mir hier (oder in der Schweiz oder sonstwo) eine Existenzmöglichkeit würden bieten, sind bei den Braunhemden - aber A.I. las am Freitag in der hiesigen Presse, dass ihre Schwester, deren Mann und Tochter durch die Seuche aus der Wohnung in einem ‚Künstlerblock' vertrieben seien - das bedeutet Heinrich Schaefer, von Beruf seit 25 Jahren Studienrat, ein Bücherwurm und Sonderling, der in seinem Leben nie eine politische Zeile geschrieben, nie in einer Versammlung gesprochen hat (er ist der Mann von A I Schwester), der überdies sogar Goi ist) wahrscheinlich irgendwo eingekerkert bleibt und, wenn ers übersteht, seinen Lehrerberuf verlor."*[29]

Franz Pfemfert bezog sich auf die Razzia, die als Polizisten getarnte SA-Trupps am 15. März 1933 in der sogenannten Künstlerkolonie am Laubenheimer Platz in Berlin Wilmersdorf durchgeführt hatten. Hier hatten die „Berufsgenossenschaft Deutscher Bühnenangehöriger" und der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller" zwischen 1927 und 1929 Wohnblocks mit preiswerten Wohneinheiten für ihre Mitglieder errichten lassen. Diese Künstlerkolonie ist im Nachhinein berühmt geworden, denn hier lebten später bekannt gewordene Schriftsteller, Schauspieler oder andere Künstler wie Ernst Busch, Erich Weinert, Ernst Bloch, Arthur Koestler, Walter Hasenclever, Manès Sperber, Gustav Regler, Karl Otten und viele andere, und viele von ihnen haben in ihren Erinnerungen oder Autobiographien über diese Razzia und ihre Verhaftung berichtet.

Das Ehepaar Pfemfert richtete sich notgedrungen in Karlsbad ein Photostudio ein, das ihnen jedoch nur ein leidliches Auskommen sicherte. Im Juni 1936 berichtete Pfemfert wiederum an Trotzki: *„jetzt [!] wohin?... Mein Atelier in dieser Henlein-Stadt ist so gründlich polizeilich verrufen, dass sogar die Nicht-Henlein-Leute sich scheuen, herzukommen. Behördlicherweise genießen wir zwar absoluten Schutz, aber davon allein kann man nicht existieren."*[30] Im Oktober 1936 gingen Franz und Alexandra Pfemfert nach Paris, wo sie am Place de la Madeleine das Fotostudio Dorit eröffneten.

---

28 Pfemfert. Erinnerungen und Abrechnungen, a.a.O., S. 165.
29 Ebd., S. 325.
30 Zit. nach Herbert Kapfer, Verfolgung und Paranoia. Franz Pfemfert nach der ‚Aktion', in: Pfemfert. Erinnerungen und Abrechnungen, a.a.O., S. 63-123, hier S. 80.

Der sogenannte Hitler-Stalin-Pakt vom Spätsommer 1939 hatte aus den Mitgliedern der KPD offiziell Verbündete des Deutschen Reiches gemacht. Angesichts der Bedrohung durch Hitler-Deutschland reagierte Frankreich, indem es alle Deutschen, die sich nach Frankreich geflüchtet hatten, unabhängig von ihrer politischen Einstellung oder Parteizugehörigkeit inhaftierte und in Lagern internierte. Franz Pfemfert wurde am 3. September 1939 interniert, kurz freigelassen und am 12. Mai 1940 zum zweiten Mal verhaftet; Alexandra Pfemfert schickte man im Mai 1940 in das Lager Gurs, in dem im Jahr zuvor noch die aus Spanien geflohenen besiegten Republikaner interniert gewesen waren. Während unter anderem Alexandra Pfemfert sich dort aufhalten mußte, war es ein reines Frauenlager, das die Nationalsozialisten nach der Kollaboration des Pétain-Regimes übernahmen, um dort aus Südfrankreich und Süddeutschland verschleppte Juden zu konzentrieren. Für sie war Gurs die vorletzte Station auf dem Weg zu ihrer Ermordung, von hier aus rollten später die Züge mit ihrer menschlichen Fracht nach Auschwitz. 76.000 französische und ausländische Juden wurden aus Frankreich in die Vernichtungslager im Osten deportiert.
Für Alexandra Pfemfert und ihre Leidensgenossen bedeutete Gurs grauenhafte Zustände und Mangelernährung, der zahlreiche Frauen zum Opfer fielen; deren Ermordung bzw. Auslieferung hingegen war zum Zeitpunkt ihrer Inhaftierung noch nicht geplant. Doch nachdem die Deutschen im August 1940 den Norden Frankreichs okkupiert hatten und gegen Süden vorzustoßen begannen, bedeutete Gurs eine Falle, in der man früher oder später in die Hände der Gestapo fallen würde.
Alexandra Pfemfert hatte das Glück, daß sich die junge Kommunistin Lisa Fittko ihrer annahm. Im Juli flohen sie mit einer weiteren Freundin Lisa Fittkos aus dem Lager und versteckten sich in dem Dorf Pontacq. Den Erinnerungen Lisa Fittkos zufolge befand sich Alexandra Pfemfert in einem sehr schlechten Zustand: *„Für sie war es höchste Zeit, aus dem Dorf herauszukommen. Sie war unfähig, sich anzupassen, hatte Angstzustände und war so auffällig, daß es nicht mehr lange gut gehen konnte.“*[31]
Von Pontacq aus flohen die drei Frauen nach Lourdes, wo Alexandra Ramm offenbar einen Nervenzusammenbruch erlitt. Glücklicherweise erfuhren sie bald, daß Franz Pfemfert seinerseits hatte fliehen können und sich in Perpignan aufhielt. Dort - im August des Jahres 1940 - erfuhr das Ehepaar dann gemeinsam von der Ermordung Leo Trotzkis in seinem Haus am Rand von Mexiko-Stadt. Mit Hilfe ihrer tschechischen Pässe reisten sie dann legal aus Frankreich aus, und gelangten über den letzten freien Hafen Lissabon in die USA. Am 9. Dezember 1940 erreichten sie New York, doch verfügten sie nur über ein Notvisum, das am 4. Februar 1941 auslaufen sollte und somit über keinen Aufenthaltsstatus. Die letzte Hoffnung, sich dennoch in den USA niederlassen zu können, beruhte darauf, aus dem Ausland einen erneuten Antrag stellen zu können. Notgedrungen verließen Franz und Alexandra Pfemfert New York, wo sie sich - der von Lisbeth Exner und Herbert Kapfer herausgegebene Briefwechsel belegt das - sehr wohl gefühlt hatten. Am 9. März 1941 kamen sie in Mexiko an, das gerade dabei war, sich zum Exilzentrum der organisierten Parteikommunisten zu entwickeln.
Dieser Umstand lag am Juristen und Gewerkschaftsführer Vicente Lombardo Toledano, seit 1935 ein glühender Bewunderer Stalins, dessen Einfluß auf die Auswahl der

31 Lisa Fittko, Mein Weg über die Pyrenäen. Erinnerungen 1940/41, München/Wien 1985, S. 84f.

Einreisenden von niemandem bestritten wird. Daß der organisierte und disziplinierte Kommunismus als Ordnungsfaktor gegen anarchisch-revolutionäre Umtriebe in der Bevölkerung eingesetzt werden konnte, hatte der Spanische Bürgerkrieg bewiesen. In Mexiko hatte sich in den Jahren ab 1910 eine vollkommen entrechtete Landbevölkerung mit allen Mitteln gegen Klerus und Oligarchie erhoben. Die Forderung nach „Land und Freiheit" vermischte sich mit dem Nimbus Pancho Villas, letztlich eine Art Räuberhauptmann, und dem Heldenmythos Emiliano Zapatas.
Die Landbevölkerung befriedete Präsident Lazaro Cárdenas mit einer gemäßigten Bodenreform, das Aufbegehren des städtischen Proletariats kanalisierte Vicente Lombardo Toledano, indem er die Arbeiterbewegung mittels einer vereinheitlichten Gewerkschaft, an deren Spitze er selbst stand, den staatlichen Interessen unterstellte.
Egon Erwin Kisch, Otto Katz alias André Simone, Anna Seghers, ihrem Ehemann Laszlo Radvanyi und vielen andern wurde in Mexiko nicht deshalb Asyl gewährt, weil sie im von den Nationalsozialisten besetzten Frankreich als Juden gefährdet waren, sondern weil sie Mitglieder ihrer jeweiligen Kommunistischen Partei waren. Da Mexiko sich während des Spanischen Bürgerkriegs zugunsten der Republik positioniert hatte, wird die außenpolitische Rolle dieses Landes nach wie vor verklärt. Tatsächlich waren aber bis zum Kriegseintritt Mexikos auf der Seite der Alliierten die Beziehungen zum nationalsozialistischen Deutschland ausgesprochen gut gewesen, insbesondere zwischen 1938 und 1941, da Mexiko aufgrund der Verstaatlichung des Erdöls von den USA und Großbritannien wirtschaftlich boykottiert wurde und deshalb seine Beziehungen zu Deutschland zu intensivieren suchte. Über die Konsequenzen berichtet Irene Lorisika: *„Von diesen guten wirtschaftlichen Beziehungen profitierten vor allem die alteingesessenen Angehörigen der deutschen Kolonie (ca. 6000 deutsche Staatsangehörige lebten allein in der Hauptstadt), die 1933 zu 99,9% für die NSDAP votiert hatten und die hier eigene Kultureinrichtungen wie die Deutsche Schule, einen Deutschen Club, eine Deutsche Zeitung und schließlich 1934 auch eine Auslandsorganisation der NSDAP unterhielten."*[32]
1943 standen diesen rund 6.000 Angehörigen der deutschen Kolonie rund 3.000 Flüchtlinge aus dem nationalsozialistischen Deutschland gegenüber, die Mehrheit von ihnen Juden. Für sie war es schwierig, ersteren auf Dauer aus dem Weg zu gehen. So schrieb Alexandra Pfemfert, die mit ihrem Mann in Mexiko-Stadt wiederum ein kleines Fotostudio betrieb, am 3. Dezember 1942 an Ruth Fischer in New York: *„Vor 10 oder 14 Tagen kam zu uns ein Klient, da er einen deutschen Namen hat, fragte ich ihn, ob er lange in Mexico ist. Also: etwa 37 Jahre, vorher 6 Jahre in Canada. Darauf sagte ich, er sei dann doch wohl kein Nazi. Und dieser alte Idiot antwortet mir: ‚Wie man das nimmt. Er sei ein Deutscher und für die Regierung, da die Anderen Deutschland vernichten wollen.' Na, er hat von Franz was zu hören bekommen. Ich habe bedauert, dass einer von uns ihn nicht erschossen hat. Womit? Wir waren beide, ohne viel davon zu sprechen, einen Tag erschüttert."*[33]
Selbst für die Zeit nach 1945, und er spricht nicht von einem Nationalsozialisten, sondern von einem Sozialdemokraten, ist ein Brief Franz Pfemferts aufschlußreich, in

32 Irene Lorisika, ‚Viva México', in: Das Exil der kleinen Leute. Alltagserfahrung deutscher Juden in der Emigration. Herausgegeben von Wolfgang Benz, München 1991, S. 55-61, hier S. 56.
33 Pfemfert. Erinnerungen und Abrechnungen, a.a.O., S. 414.

dem es heißt: *„Die Partei der ‚Sozialisten des Reichs' werden [!] sehr bald ein neues Auschwitz in Betrieb haben, davon bin ich fest überzeugt. Ich kenne die Germanen. Als hier der Führer Walter Oettinghaus, einst ein M.d.R. der Sozialdemokraten mich besuchte, erzählte er stolz, dass ein Mann namens Soundso ihm dem politischen Flüchtling monatlich eine ziemlich hohe Summe als Unterstützung zahle. Herr Oettinghaus unterstrich: ‚Das ist* zwar *ein* Jude, *aber ein anständiger Mensch.' Natürlich war meine Reaktion derart, dass der edle Germane sich nicht mehr bei uns blicken ließ."*[34]
Wenn man den Briefwechsel Pfemferts verfolgt, versteht man, daß die quälende Isolation des Ehepaars Pfemfert im mexikanischen Exil nicht nur den Umständen geschuldet war, sondern auch den zunehmend paranoiden und fordernden Zügen Franz Pfemferts. Seine Paranoia und sein Menschenhaß, gespeist durch zahlreiche Enttäuschungen, wurden wahnhaft. Franz Pfemfert war nicht das, was man einen toleranten Menschen nennt, und dieser - mit zunehmendem Alter extremer werdende - Wesenszug ging zu Lasten seiner Frau, die sich nach menschlichen Kontakten sehnte. Ihre einzige Freundin war die seit dem 20. August 1940 verwitwete und ebenfalls vereinsamte Natalia Sedowa, die Ehefrau Leo Trotzkis.
Franz Pfemfert war auch nicht willens oder in der Lage, Spanisch zu lernen;[35] er richtete seine Erwartungen und sein Liebesbedürfnis gegen Ende seines Lebens nahezu ausschließlich auf - eine Katze. Am 13. Mai 1953 schrieb er an Karl Otten (1949 waren beide brieflich wieder miteinander in Kontakt gekommen): *„K.O., ich schrieb soeben von unserer Tragödie - und es ist die grösste Tragödie, die uns seit 1933 traf - obwohl sie nur von Anja, Franz und von Natalie Trotzki, die seit Jahren unser Sonnabendgast ist, voll erlebt wird. Ich fürchte, Geliebter, auch Sie werden der Tatsache fremd gegenüberstehen: der* einzige *Kamerad, den wir seit zehn Jahren in Mexico hatten, unser Katju wurde uns den 13. April durch einen jähen Tod genommen - durch die Injektion, die ein hiesiger Tierarzt - (Dr. Alexander, Avenida Insurgentes No 444, Mexco City) ihm gab."*[36]
Seitenlang läßt er sich im Folgenden allein über die Katze aus, die er im Garten Trotzkis begraben hat, und schwört dem Tierarzt Rache, den er des Mordes bezichtigt. Dieser Zwangsgedanke ließ ihn nicht mehr los: Bald versuchte er, eine internationale Protestkampagne gegen den Tierarzt zu initiieren; am 22. Mai 1953 erschien in der Zeitschrift „Aufbau" in New York gar eine Todesanzeige für den Kater, unter die Pfemfert - hinter ihrem Rücken - auch den Namen seiner Frau gesetzt hatte. Der war die ganze Angelegenheit sichtlich peinlich. Hinter dem Rücken ihres Mannes schrieb nun wiederum sie an Karl Otten, mit der Bitte um Verständnis für ihren Mann. Otten entgegnete, daß er das Symbolische an Pfemferts Verzweiflung natürlich begriffen habe, und sie solle sich keine Sorgen machen.[37]
Pfemfert, dem dieser Briefwechsel nicht verborgen geblieben war, fühlte sich von Alexandra hintergangen, die nun - neben seinem Wahn - auch noch seine Feindseligkeit ertragen mußte. Am 13. September 1953 schrieb Pfemfert zum wiederholten Mal

---

34 Ebd., S. 464.
35 Das hängt möglicherweise damit zusammen, daß er Mexiko bzw. das Exil in Mexiko ablehnte. Eigentlich hatten die Pfemferts in den USA leben wollen. 1943 zerschlugen sich jedoch endgültig alle Hoffnungen, da ihr Antrag auf ein Visum definitiv abgelehnt wurde.
36 Pfemfert. Erinnerungen und Abrechnungen, a.a.O., S. 491.
37 Ebd., S. 502-505.

an Karl Otten über den toten Kater: *„Katju ruft mich jeden Sonntag an sein Grabhügelchen, das 15 Meter von der Stelle ist, wo die Asche von Leo Trotzki aufbewahrt ist und 30 Meter von dem Zimmer, in dem L.T. ermordet wurde. Beiden Mördern geht es aber gut - nur wird der eine Mörder nicht lange triumphieren."*[38] In seinen letzten Lebensjahren hat Franz Pfemfert die Zuschreibung der organisierten Parteikommunisten, die ihn als „Trotzkisten" bezeichneten und befehdeten, akzeptiert und sich mit Trotzki - in dessen Opferrolle - identifiziert. Er starb kurz nach dem oben erwähnten Brief an Karl Otten, am 26. Mai 1954 in Mexiko-Stadt. Alexandra Pfemfert kehrte nach Deutschland zurück; sie ging nach Westberlin zu ihrer Schwester Maria. Maria Ramm war durch die Ehe mit dem „arischen" Studienrat Schaefer vor der Deportation geschützt gewesen, aber Schaefer war 1943 gestorben. Darüber wie Maria Ramm es geschafft hat, zwei Jahre im Berliner Untergrund zu überleben, gibt es keine Informationen.

Auch über die andere Schwester Nadja Strasser geht aus dem Briefwechsel von Alexandra und Franz Pfemfert nicht viel hervor. Am 3. Dezember 1942 hatte Alexandra Pfemfert an Ruth Fischer in New York geschrieben: *„[unleserlich], der Mann meiner Schwester, die in Frankreich geblieben ist, wurde im September nach einer schweren Operation aus dem Krankenhaus nach ‚dem Osten' verschickt, wahrscheinlich in den Tod."*[39] Nadja Strasser selbst hat ihr Exil in Frankreich überlebt. Wann sie von dort nach London ging, konnte ich nicht eruieren. Aber am 12. Mai 1948 schrieb sie aus London (N.2. 27, Widecomb Way) an Rudolf und Milly Rocker in den USA: *„Liebe alte Kameraden und Freunde Herr und Frau Rocker, Ich weiß nicht, ob Sie sich noch meiner erinnern: es ist lange her, daß wir uns sahen. Und das, was seither erlebt wurde, multipliziert die Jahre um das Vielfache. Um Ihrer Erinnerung zu Hilfe zu kommen, nenne ich mein Buch ‚Die Russin' (das viele, wie ich mich oft überzeuge, noch immer im Gedächtnis haben) und meine ebenso populär gewesene Schwester und Schwager Pfemfert, mit denen Sie ebenfalls befreundet waren."*[40]

Nadja Strasser war in der in New York erscheinenden anarchistischen Zeitung „Fraye Arbeter Shtime" („Freie Arbeiterstimme") auf einen Artikel Rockers und somit auf ein Lebenszeichen von ihm gestoßen. Nun wandte sie sich mit einer großen Bitte an ihn: *„Ich suche seit einem Jahr jemand in Amerika, dem ich das Manuskript eines Buches, das mir am Herzen liegt, anvertrauen könnte. Es geht um ein deutsch geschriebenes Memuarenbuch [!] über die jüdisch-russische Intelligenz aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts über ihre Beteiligung an der russisch. Revolutionären Bewegung, über die Gründung des Bundes (Medem und andere werden geschildert) etc."*[41]

Sie war sich darüber im Klaren, daß das Buch in deutscher Sprache keine Leser mehr finden würde - dieser Leserkreis war ermordet - und bat Rocker darum, jemanden zu suchen, der das Buch ins Jiddische übersetzen könnte. Aus ihrem zweiten Brief an Rocker vom 3. Juli 1948 geht hervor, daß dieser seine Unterstützung zugesagt hatte. Dann hörte sie mehrere Monate nichts mehr von ihm und fragte am 4. Dezember 1948

---

38 Ebd., S. 507.
39 Ebd., S. 414.
40 Brief von Nadja Strasser an Rudolf Rocker vom 12. Mai 1948, Nachlaß Rudolf Rocker im Archiv des IISG, Amsterdam.
41 Ebd.

verunsichert nach. Nadja Strasser wußte noch nichts vom plötzlichen Tod von Rockers Sohn Rudolf Rocker Junior, der seinen Vater vollkommen aus der Bahn geworfen hatte; Manuskripte und Briefe blieben liegen. Am 22. Juni 1949 kondolierte sie: *„Gestern bekam ich Ihren Brief vom 6. d. M. Ich war von dem Unglück, das Sie beide, lieber Freund und liebe Freundin Rocker, getroffen hat, tief erschüttert... Ich sagte jemand vor kurzem, der von einem ebenso harten Schlag getroffen wurde, ganz spontan, an mich selbst denkend: ‚Seien sie glücklich, daß der, den sie liebten, nur gestorben und nicht zutode [!] gequält wurde.“*[42]

Am 22.12.1949 berichtete sie dann über sich: *„Mir geht es gesundheitlich nicht am besten. Aber bei meinem Alter darf ich mich nicht beklagen. Ich arbeite auch noch ein bischen [!], meist über jüdische Themen und einige Artikel waren in vergangenem Jahr erschienen. Über ein paar andere Artikel und eine größere Arbeit erwarte ich Bescheid.“*[43]

1951 entschloß sich Nadja Strasser jedoch, London zu verlassen und nach Berlin zurückzukehren. Auf meine Anfrage bezüglich Nadja Strasser, geborene Ramm, teilte mir das „Centrum Judaicum“ in Berlin mit: *„... hat sich 1951 wieder bei der Jüdischen Gemeinde zu Berlin gemeldet. Zu diesem Zeitpunkt war ihre Adresse Iranische Str. 3, also das ‚Durchgangslager' der Gemeinde. Weitere Angaben über sie oder ihren Mann sind uns nicht bekannt... Daneben fanden wir eine Anna Ramm, geb. 20.05.1887 in Basalia, Russland..., die zum Zeitpunkt der Volkszählung 1939 in der Oranienburger Str. 17 in Berlin-Mitte wohnte. Weitere Informationen liegen uns nicht vor. Unter der gleichen Adresse lebte 1939 auch Samuel Ramm, geb. 24.12.1885 in Starodub, Russland.“*[44]

Bei Samuel Ramm dürfte es sich tatsächlich um einen Bruder von Nadja, Alexandra und Maria Ramm gehandelt haben, die erwähnte Anna war womöglich seine Frau. Da sie sich 1939 noch in Berlin aufhielten, muß davon ausgegangen werden, daß sie deportiert und ermordet worden sind. Nadja Strasser selbst ist, nachdem sie aus dem Durchgangslager der Jüdischen Gemeinde in eine Wohnung gezogen war, trotz ihrer Vorhaben literarisch oder journalistisch nicht wieder in Erscheinung getreten. Ihr Buch „Von Etappe zu Etappe“ bzw. „Eine Jugend“ ist trotz der Bemühungen Rudolf Rockers nie erschienen und muß - abgesehen von den im Nachlaß Rudolf Rockers überlieferten Passagen - heute als verschollen gelten.

Nadja Strasser starb am 19. August 1955 in Berlin, im selben Jahr, in dem Alexandra Ramm aus dem mexikanischen Exil in diese Stadt zurückkehrte, um gemeinsam mit ihrer Schwester Maria Einstein-Schaefer in der Laubenheimer Straße in Berlin-Wilmersdorf, also ganz in der Nähe ihres ehemaligen Wirkungskreises, zu leben. Dort starb Alexandra Ramm am 17. Januar 1963. Maria Einstein-Schaefer starb am 23. März 1975 in dem Altersheim, in das sie vier Jahre zuvor gezogen war. Alle drei Schwestern sind auf dem Jüdischen Friedhof an der Heerstraße in Berlin-Wilmersdorf begraben. Maria Einstein-Schaefer liegt bei ihrer Schwester Nadja Strasser; auf die Grabplatte von Alexandra Ramm hat sie auch die Lebensdaten von Franz Pfemfert einmeißeln lassen, dessen sterbliche Überreste jedoch in Mexiko verblieben sind.

---

42 Brief vom 22. Juni 1949, ebd.
43 Brief vom 22. Dezember 1949, ebd.
44 Mitteilung des „Centrum Judaicum“ Berlin.

Rüdiger Reinecke

Zeitgenössische Literatur über nationalsozialistische Konzentrationslager 1933 bis 1939. Ein Forschungsbericht

„Es ist unser einziger armseliger Widerstand - daß nichts vertuscht wird, daß alle Zeugnisse erhalten bleiben."[1]

1965 erschienen unter dem Titel „Tanz mal Jude" die Erinnerungen des jüdischen Flüchtlings Hugo Burkhard.[2] Dort schildert er seine Erlebnisse in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald sowie die Ereignisse im Ghetto von Shanghai. Burkhard wurde am 2. Juni 1933 in seinem Geburtsort Hüttenbach, einem kleinen mittelfränkischen Dorf, von zwei Gendarmeriebeamten in „Schutzhaft" genommen und in das Untersuchungsgefängnis nach Nürnberg verschleppt, einen Monat später in das Konzentrationslager Dachau transportiert und von dort im August 1938 in das Konzentrationslager Buchenwald überstellt.[3] Im März 1940 wurde er entlassen und konnte in die damals unter internationaler Verwaltung stehende Stadt Shanghai emigrieren. Die japanischen Besatzungsbehörden internierten ihn im April 1943 erneut und wiesen ihn in ein Ghetto für Ausländer ein. Burkhard wanderte im März 1948, nach der Befreiung Shanghais durch amerikanische Truppen, in die USA aus. Anfang der sechziger Jahre kehrte er nach Deutschland zurück und lebte bis zu seinem Tod 1971 in Nürnberg.

Burkhard zögerte lange, seinen schon 1945 im Shanghaier Exil druckfertig vorliegenden Erlebnisbericht zu veröffentlichen. Im Vorwort zur Erstveröffentlichung seines Erlebnisberichts erinnert er daran, daß *„kaum derer gedacht wurde, die die ersten Opfer der Brutalherrschaft, des Blutrausches nach der Machtübernahme im Jahre 1933, gewesen sind"*. Als *„Hauptbeweggrund"* für den späten Schritt in die Öffentlichkeit nennt er das Anliegen, die *„frühen"* Opfer der nationalsozialistischen Herrschaft *„dem Meer der Vergessenheit zu entreißen"*. Er berichtet, er habe mehrmals gegen Versuche

1 Ferdinand Bruckner, Die Rassen. Schauspiel, in: Ders., Dramen. Herausgegeben von Hansjörg Schneider, Wien/Köln 1990, S. 418 (Erstdruck: Paris: Thalia Edition 1933, Uraufführung: 30. November 1933 Schauspielhaus Zürich).

2 Hugo Burkhard, Tanz mal Jude! Von Dachau bis Shanghai. Meine Erlebnisse in den Konzentrationslagern Dachau - Buchenwald - Getto Shanghai 1933-1948, Nürnberg o. J. (ca. 1965), 2. Aufl. 1967.

3 Burkhard, der ab 1928 als Lokalredakteur und Herausgeber der „Hüttenbacher Zeitung" arbeitet, erhält drei Tage vor seiner Verhaftung von einem Gespräch zwischen dem damaligen Ortsgruppenführer der NSDAP und dem Bürgermeister Kenntnis, in dem diese verlauten lassen: *„Der kommt diese Woche auch noch fort."* Burkhard kann sich jedoch in Anbetracht des schlechten Gesundheitszustandes seiner Mutter und der Furcht, das ihr nach seiner Flucht Repressalien drohen, nicht zum Verlassen Deutschlands entschließen. Vgl. Hugo Burkhard, Tanz mal Jude!, a.a.O., S. 16.

interveniert, im öffentlichen Gedenken den nationalsozialistischen Vernichtungswillen auf die Jahre von 1938 bis 1945 einzugrenzen.[4]
Hugo Burkhard zeigt in seinen Erinnerungen gleich mehrere Dimensionen des Vergessens auf: Zum einen betont er die zögerliche öffentliche Wahrnehmung der Menschen, die in den ersten sechs Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft verfolgt wurden.[5] Gleichzeitig weist er die Exilforschung auf einen jener fernen und lebenswichtigen Fluchtpunkte hin - das Ghetto in Shanghai -, der erst vor kurzer Zeit in seiner ganzen rettenden und neue Bedrohungen erzeugenden Dimension bekannt geworden ist.[6] Darüber hinaus, und das ist der wichtigste Gesichtspunkt, spricht hier nicht die wissenschaftliche Forschung oder das wortreiche Feuilleton, sondern ein Überlebender der Shoah, der in Ermangelung kollektiver Gedächtnisformen und angesichts der Abwehr einer kritischen Beschäftigung mit den nationalsozialistischen Verbrechen ihre Erinnerung anmahnt.

Die Erinnerungen

Der nationalsozialistische Terror und die Konzentrationslager waren eine neue Dimension der staatlichen Repression. Sie forderten nicht nur die existenzielle und politische Selbstbehauptung der Verfolgten heraus, sondern stellten auch hohe Anforderungen an die Wahrnehmung und Analyse der neuen Qualität der Ereignisse. Nur eine geringe Zahl der insgesamt Inhaftierten schrieb ihre Erfahrungen auf. Wie nahmen sie diese neue Realität wahr und wie drückten sie ihre „Erlebnisse" sprachlich aus, nachdem sie den Terrorstätten entweder durch Entlassung oder Flucht entronnen waren?
Die vielfältigen Formen der Erinnerungstexte der Häftlinge der nationalsozialistischen Konzentrationslager haben sowohl innerhalb der Geschichtswissenschaft und in Berei-

---

4 Hugo Burkhard, Tanz mal Jude!, a.a.O., S. 1.

5 Ein anderer Überlebender hat in seinen romanhaften Erinnerungen über das Konzentrationslager Esterwegen in den Jahren 1935/36 ebenfalls darauf aufmerksam gemacht und auf die hiermit verbundenen Gefahren hingewiesen. *„Daß die Literatur über die zweite Entwicklungsstufe, die Massenvernichtungslager, in denen der Mord am laufenden Band, zur höchsten Perfektion entwickelt, zum täglichen ‚Arbeitspensum' der SS gehörte, umfangreicher ist als die vorhandenen Dokumentationen über die Anfänge, ist nur natürlich. Einmal liegen die KZ=Greuel der Vorkriegszeit weit zurück, zum anderen haben die schier unvorstellbare Barbarei der Kriegslager und auch der Krieg selbst die Anfänge stark in den Hintergrund gedrängt. Und darin liegt die Gefahr, daß sich die Maßstäbe verschieben. Das heißt, daß der Leser dieses Berichtes sich unwillkürlich dazu verleiten läßt, die jahrelangen Ausschreitungen in den Friedenslagern, gemessen an den potenzierten Entsetzlichkeiten der Kriegs=KZ, als noch recht ‚harmlos' und ‚halb so schlimm' zu bewerten... Eine solche Argumentation ist ebenso oberflächlich wie falsch. Schon der Vergleich an sich hinkt. Das Konzentrationslager läßt sich nach Zweck, Kondition und Ablauf mit keiner anderen menschlichen Einrichtung nur annähernd vergleichen. Und da jede geschichtliche Epoche bekanntlich ihre eigenen Maßstäbe hat, kommt man zwangsläufig zu völlig falschen Schlüssen und Wertungen, wenn man die Vorkriegszustände der KZ-Epoche rein schematisch an dem Produkt ihrer Endphase mißt. Mit einem Satz: Das Bild wird schief."* Valentin Schwan (Pseudonym), Bis auf weiteres, Darmstadt 1961, zit. nach Guido Fackler, Des Lagers Stimme - Musik im KZ. Alltag und Häftlingskultur in den Konzentrationslagern 1933 bis 1936, Bremen 2000, S. 29.

6 Vgl. Georg Armbrüster (Hg.), Exil Shanghai: 1938-1947. Jüdisches Leben in der Emigration, Teetz 2000; Alfred Dreifuss, Schanghai - Eine Emigration am Rande, in: Eike Middell u.a., Exil in den USA mit einem Bericht „Schanghai - eine Emigration am Rande", Leipzig 1979, S. 447-517.

chen der Literatur- und Kulturwissenschaften als auch in der öffentlichen Diskussion über den Stellenwert dieser Erinnerungsliteratur der Opfer zu vielfältigen, kontroversen Diskussionen geführt.[7]

Historikerinnen und Historiker haben in ihren Arbeiten über Konzentrationslager oftmals auf den wichtigen und zugleich im Sinne der Quellenkritik problematischen Umgang mit Häftlingsberichten aufmerksam gemacht. So verweist Karin Orth in ihrer politischen Organisationsgeschichte des Systems der nationalsozialistischen Konzentrationslager darauf, daß *„insbesondere die Wahrnehmung der politischen Häftlinge - meist deutscher Nationalität - ... die Perzeption der beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften nachhaltig (prägte)"*.[8] Deshalb sei eine spezifische Deutung der Lagerrealität, die die Solidarität aller KZ-Gefangenen hervorhebe und den politisch-konspirativen bis militärischen Widerstand betone, dominant. Bei schriftlich fixierten Erinnerungen sei zudem zu berücksichtigen, daß die *„schriftliche Kompetenz"*, der Zeitpunkt der Niederschrift sowie das Bewusstsein, ein ‚erinnerungswürdiges' Schicksal erlitten zu haben, nur einer bestimmten Gruppe von Überlebenden der Konzentrationslager eigen gewesen sei. Diese Gruppe der Schreibenden sei durch politisches Engagement, schriftliche Versiertheit und akademische Bildung gekennzeichnet. Ein weiteres relevantes Kriterium seien die zur Veröffentlichung erforderlichen finanziellen Möglichkeiten oder die Beziehungen zu einem Verlag. Nach Orth entscheiden diese strukturellen Mechanismen darüber, wer von den Überlebenden über seine Erfahrungen berichtet. Deshalb sei *„die Wahrnehmung der überwiegenden Mehrheit der*

---

7 Saul Friedländer verweist darauf, daß von Historikerinnen und Historikern den Opfern oftmals eine *„generelle Hoffnungslosigkeit und Passivität"* sowie die *„Unfähigkeit"* unterstellt worden sei, *„den Lauf der zu ihrer Vernichtung führenden Ereignisse zu ändern"*. Sie seien somit *„in ein statisches und abstraktes Element des historischen Hintergrundes verwandelt worden"*. Die Stimmen der Opfer seien jedoch unverzichtbar, wenn es gilt zu erfahren, *„was man* (damals) *wußte und was man wissen* ***konnte*** (Hervorheb. i. Org.)". Saul Friedländer, Das Dritte Reich und die Juden, Erster Band: Die Jahre der Verfolgung 1933-1939, München 1998 (2. Aufl.), S. 14. Der Historiker Michael Zimmermann weist im Zusammenhang mit seiner Untersuchung über die Verfolgung der Sinti und Roma darauf hin, daß die Historiographie sich *„stärker als bisher bemühen (müsse), die Erinnerungen der Überlebenden festzuhalten, die vielleicht mehr vom Leben der Ermordeten bewahren als jene Dokumente der Verfolgung, die von den Tätern stammen"*. Michael Zimmermann, Rassenutopie und Genozid. Die nationalsozialistische „Lösung der Zigeunerfrage", Hamburg 1996, S. 383. Vgl. auch Daniel Jonah Goldhagen, Die Notwendigkeit eines neuen Paradigmas. Die Zeugnisse der Opfer, wichtige Beweise und neue Perspektiven in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Holocaust, in: Jürgen Elsässer/Andrei S. Markovits (Hg.), „Die Fratze der eigenen Geschichte". Von der Goldhagen-Debatte zum Jugoslawien-Krieg, Berlin 1999, S. 80-102. Guido Fackler kritisiert, daß die *„Perspektive der Verfolgten, deren subjektive und gruppenspezifische Erfahrungen während der Verfolgung,... nur selten einen Untersuchungsschwerpunkt"* darstellen. *„Der Vorstellung, daß das alltägliche Leben in den Lagern angemessen dokumentiert, beschrieben und untersucht werden könne, wurde nur allzu häufig mit dem vorschnellen Verweis auf fehlende Dokumente bzw. die Subjektivität entsprechender Selbstzeugnisse mit Geringschätzung begegnet."* Guido Fackler, Des Lagers Stimme - Musik im KZ, a.a.O., S. 11. Gerhard Armanski macht in seiner Untersuchung über die Lager in der Moderne darauf aufmerksam, daß die *„auseinanderdriftende und spezialistisch abgekapselte wissenschaftliche Produktion... von einem Brückenschlag zwischen der... reichlich vorhandenen autobiographischen Literatur... und den analytischen und systematisierenden Bemühungen der Wissenschaft weit entfernt sei"*. Gerhard Armanski, Maschinen des Terrors. Das Lager (KZ und GULAG) in der Moderne, Münster 1993, S. 26.

8 Karin Orth, Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager. Eine politische Organisationsgeschichte, Hamburg 1999, S. 19.

KZ-Häftlinge..., die am unteren Ende der nach rassistischen Kriterien gestaffelten Häftlingshierarchie standen,... bis heute nicht dokumentiert".[9]

Diesen Thesen Orths ist nur bedingt zu folgen. Grundsätzlich ist der Beobachtung zuzustimmen, daß die Zahl der Veröffentlichungen von Erinnerungen politischer Häftlinge die von Häftlingen anderer Kategorien überwiegt. Die Kategorisierung *„politische Häftlinge"* ist in ihrer Vereinfachung jedoch problematisch, da eine durchaus große Zahl von *„politischen Häftlingen"* auch als *„Juden"*, also gerade wegen einer Kombination mehrerer ihnen zugeschriebener Eigenschaften inhaftiert wurden. Im Diktum der Nazis wurden sie als *„jüdisch-bolschewistische"* Gegnerinnen und Gegner bezeichnet. Ähnliche Überschneidungen sind auch bei weiteren vielfältigen Verfolgungsgründen möglich. Sie sind bisher nur teilweise dokumentiert oder noch nicht erforscht.[10]

Bezüglich des Verhältnisses von deutschen zu nicht-deutschen Texten ist der jeweils betrachtete historische Zeitraum entscheidend, da ab September 1939 die Zahl der ausländischen Häftlinge - ausgenommen die österreichischen und tschechischen Häftlinge - mit der Besatzung der überfallenen europäischen Länder stark anstieg. Die „Internationalität" der Häftlingsgesellschaft spiegelt sich in ihren Schreib- und Veröffentlichungsbemühungen. Constanze Jaiser dokumentiert diesen Umstand eindrucksvoll. Die Autorinnen der von ihr nachgewiesenen Gedichte aus dem Frauenkonzentrationslager Ravensbrück kommen aus fünfzehn verschiedenen Ländern.[11]

Die literarische Form des Gedichts verweist auf ein weiteres Problem, dem der Textgattungen und -formen, in denen die Gefangenen schrieben. Sind unter diese Formen auch Gedichte mit einzubeziehen, in die ebenfalls Erinnerungen einflossen oder ist mit der literarischen Form „Erinnerung" eine Einschränkung auf die im weitesten Sinne autobiographische Literatur verbunden?

Die von Orth postulierten Bedingungen für die schriftliche Fixierung der Erinnerungen, das politische Engagement, die *„Schreibkompetenz"* und das *„akademische"* Bildungsniveau lassen sich auch am Beispiel der Zeugen Jehovas widerlegen. Sie kamen meist aus „einfachen Verhältnissen" und besaßen eine „durchschnittliche" Bildung. Dennoch verfaßten die Frauen unter ihnen zahlreiche Gedichte.[12]

---

9 Ebd.

10 Vgl. beispielsweise die Verfolgung von Leopold Obermayer aus Würzburg. Er war Schweizer Staatsbürger, Jude und homosexuell orientiert. Sein „Schutzhaftbefehl" wurde auf Grund des Verdachts von illegalen Kontakten zur KPD formuliert. Bei seiner Verhaftung wurden ihm Spionage und die Verbreitung von *„Greuelnachrichten"* vorgehalten. Verurteilt wurde er nach § 175. Er betrieb als promovierter Jurist hartnäckig seine Verteidigung und schrieb in der Untersuchungshaft einen Bericht, der erhalten geblieben ist. Er starb am 22. Februar 1943 im Konzentrationslager Mauthausen. Vgl. Albert Knoll, Totgeschlagen - totgeschwiegen. Die homosexuellen Häftlinge im KZ Dachau, in: Dachauer Hefte 14/1998, S. 77-102, hier S. 95-99. Zur Problematik der Erinnerungen von homosexuellen Überlebenden vgl. Klaus Müller, Totgeschlagen, totgeschwiegen? Das autobiographische Zeugnis homosexueller Überlebender, in: Burkhard Jellonnek/Rüdiger Lautmann (Hrsg.), Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle. Verdrängt und ungesühnt, Paderborn u.a. 2002, S. 397-418.

11 Constanze Jaiser, Poetische Zeugnisse. Gedichte aus dem Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück 1939 - 1945, Stuttgart/Weimar 2000.

12 Johannes Wrobel, „Meine Mutter hab' ich nie wieder geseh'n." Gedichte über und von Frauen, die als Zeugen Jehovas in Konzentrationslagern und Haftanstalten litten, in: Hans Hesse/Jürgen Harder, „...und wenn ich lebenslang in einem KZ bleiben müßte...". Die Zeuginnen Jehovas in

Orths These ist besonders dann nicht plausibel, wenn sie auf die vermeintlich mangelnde Wahrnehmung von Häftlingen - sowohl zeitgenössisch als auch im Nachhinein durch die Öffentlichkeit - bezogen ist, die am unteren Ende der nach rassistischen Kriterien gestaffelten Häftlingshierarchie standen. Eben hier befanden sich die jüdischen Häftlinge, die, solange sie noch das Deutsche Reich verlassen konnten, nach der Flucht über ihre Haft schrieben. Unter diesen Schreibenden sind sowohl politisch aktive und akademisch gebildete Menschen, als auch Frauen und Männer, die diesen Kriterien nicht entsprechen. Die Ungeheuerlichkeit des Erlebten mitzuteilen, war ihre Motivation zu schreiben.[13]

Auch Texte von politisch Verfolgten, die mehr oder weniger gute Möglichkeiten der schriftlichen Darstellung ihrer Verfolgung besaßen, garantierten keine zeitgenössische Veröffentlichung. Viele Autorinnen und Autoren zerstörten ihre Manuskripte und Manuskriptentwürfe, weil sie Hausdurchsuchungen befürchteten und aus Angst vor einer erneuten Verhaftung. Versteckte Manuskripte konnten später nicht wiedergefunden werden. Andere dieser für die „Schublade" bzw. für das Versteck geschriebenen Texte konnten erst nach der Befreiung vom deutschen Faschismus erscheinen oder sind bis heute nicht veröffentlicht. Zudem beschlagnahmten staatliche Behörden Manuskripte und ließen sie verschwinden.

Auffällig ist jedoch, daß nur wenige Texte von sogenannten „Asozialen" und „Berufsverbrechern" überliefert sind. Diese Inhaftierten sind von ihren Mithäftlingen zumeist von Vorurteilen verzerrt wahrgenommen und dementsprechend in den Erinnerungsberichten stigmatisierend dargestellt worden.[14] Ähnliches gilt auch für die inhaftierten Sinti und Roma. Bei letzteren stellt sich zudem die Frage der nicht-schriftlichen Tradierung ihrer Erfahrungen.[15]

Entscheidend zuzustimmen ist jedoch der Beobachtung von Orth, daß die schriftlichen zeitgenössischen Wahrnehmungen der Verfolgung bisher nicht dokumentiert sind. Sie sind häufig nur in Archiven und Gedenkstätten, meist als nichtgedruckte Manuskripte, verfügbar. Da sie nicht bibliographisch verzeichnet sind, sind sie von der öffentlichen Rezeption weitgehend ausgeschlossen.[16] Aus literaturwissenschaftlicher Perspektive

---

den Frauenkonzentrationslagern Moringen, Lichtenburg und Ravensbrück, Essen 2001, S. 211-268.

13 Vgl. die Memoirensammlung des Leo-Baeck-Instituts und die autobiographischen Texte, die im Rahmen des 1940 ausgerichteten Preisausschreibens „Mein Leben in Deutschland vor und nach dem 30. Januar 1933" eingesandt wurden. Hierzu vgl. Eva D. Becker, Autobiographie im Exil, in: Exil. Forschung. Erkenntnisse. Ergebnisse 2/2000 (20. Jg.), S. 15-27. Zu den autobiographischen Veröffentlichungen in Folge der Inhaftierung von jüdischen Menschen nach den Pogromen im November 1938 vgl. Heiko Pollmeier, Die Inhaftierung deutscher Juden im November 1938, TU Berlin (Masch.) 1995 und ders., Inhaftierung und Lagererfahrung deutscher Juden im November 1938, in: Jahrbuch für Antisemitismusforschung 8. Herausgegeben von Wolfgang Benz, Frankfurt/New York 1999, S. 107-130.

14 Vgl. die Diskussion über Hedda Zinners Theaterstück „Ravensbrücker Ballade" und das Verbot seiner Sendung im Fernsehen der DDR. Hedda Zinner thematisierte in ihrem Theaterstück auch das Verhältnis zwischen „asozialen" und anderen Gefangenen im Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Vgl. Klaus Jarmatz (Hg.), Ravensbrücker Ballade oder Faschismusbewältigung in der DDR. Mit einem Essay von Hedda Zinner, Berlin 1992.

15 Vgl. Michael Zimmermann, Rassenutopie und Genozid, a.a.O., S. 31-32.

16 Vgl. Thomas Rahe, Die Bedeutung der Zeitzeugenberichte für die historische Forschung zur Geschichte der Konzentrations- und Vernichtungslager, in: Beiträge zur Geschichte der nationalsozialistischen Verfolgung in Norddeutschland, Bd. 2, Bremen 1995, S. 84-98, hier S. 92.

haben die Erinnerungstexte über die ersten sechs Jahre der Verfolgung eine eher geringe Aufmerksamkeit erreicht.
Im Folgenden werde ich die Texte über Gefängnisse und Konzentrationslager, die zwischen 1933 bis 1939 entstanden sind, charakterisieren. Anschließend wird der Stand der literaturwissenschaftlichen Forschung über die Erinnerungsliteratur aus diesem Zeitraum dargestellt und kommentiert. Zu Beginn ist jedoch ein Rückblick auf die Entwicklung des Systems der nationalsozialistischen Konzentrationslager in dieser Zeit geboten, um die Bedingungen zu verdeutlichen, unter denen die zu charakterisierenden Texte entstanden sind. Dabei werden besonders die Entwicklungen, die zur Herausbildung des Systems der Konzentrationslager geführt haben und die für eine Analyse und Einordnung der Texte sowie ihrer Autorinnen und Autoren relevant sind, beschrieben.

Verfolgung, Terror und Konzentrationslager

Der Romanist Victor Klemperer notierte am 29. Oktober 1933 in Dresden in sein Tagebuch, er frage sich, ob *„die Worte Emigranten und Konzentrationslager in ein Lexikon der Hitlersprache aufzunehmen"* seien. *„Emigranten"*, so schreibt er weiter, *„ist eine internationale Bezeichnung für die vor der Großen Französischen Revolution Geflohenen"*. Er verweist darauf, daß der dänische Literaturhistoriker Georg Brandes einem Band seiner europäischen Literaturgeschichte den Titel *„die Emigrantenliteratur"* gegeben habe und daß in Folge der russischen Revolution von *„Emigranten"* gesprochen worden sei. *„Und jetzt eben gibt es eine deutsche Emigrantengruppe - in ihrem Lager ist Deutschland! -, und ‚Emigrantenmentalität' ist ein beliebtes* mot savant*"*, dem zukünftig nicht unbedingt der *„Aasgeruch des Dritten Reichs"* anhaften werde. Im Gegensatz dazu stehe die Bezeichnung *„Konzentrationslager"*. Das Wort sei ihm aus seiner Kindheit bekannt und damals habe an ihm ein *„exotisch-koloniale(r) und ganz undeutsche(r) Klang"* gehaftet. Es sei im Zusammenhang mit dem Burenkrieg *„viel die Rede von den Compounds oder Konzentrationslagern"* gewesen, *„in denen die gefangenen Buren von den Engländern überwacht wurden. Das Wort verschwand dann gänzlich aus dem deutschen Sprachgebrauch. Und jetzt bezeichnet es, plötzlich neu auftauchend, eine deutsche Institution, eine Friedenseinrichtung, die sich auf europäischem Boden gegen Deutsche richtet, eine dauernde Einrichtung und keine vorübergehende Kriegsmaßnahme gegen Feinde. Ich glaube, wo künftig das Wort Konzentrationslager fallen wird, da wird man an Hitlerdeutschland denken und nur an Hitlerdeutschland."*[17]
Die Literatur über die nationalsozialistischen Konzentrationslager ist bestimmt von der staatlichen Verfolgungspolitik des Nationalsozialismus. Das Herrschaftsinstrument der Konzentrationslager diente dem Ziel, die Bevölkerung in Angst und Schrecken zu versetzen und von Widerstandsaktionen abzuhalten. Dementsprechend waren die Lager besonders in den Jahren 1933 und 1934 zur Verfolgung politischer Gegnerinnen und Gegner - Kommunisten, Sozialdemokraten, Anarchisten und Gewerkschafter - bestimmt. Darüber hinaus wurden die den Kriegsdienst verweigernden Frauen und Män-

17 Victor Klemperer, LTI. Lingua Tertii Imperii. Die Sprache des Dritten Reiches. Aus dem Tagebuch des ersten Jahres. 29. Oktober (1933), Leipzig 1979, S. 42.

ner der Zeugen Jehovas, damals unter dem Namen „Ernste Bibelforscher" bekannt, in Konzentrationslagern inhaftiert. Von Anfang an befanden sich aber auch, entsprechend den antisemitischen und völkisch-rassistischen Ordnungs- und Präventionsvorstellungen der Nationalsozialisten und ihrer Anhängerinnen und Anhänger, jüdische Menschen, Sinti und Roma, „Asoziale", Frauen, die abgetrieben hatten, homosexuelle Menschen und „Kriminelle" unter den Gefangenen.[18] Kurz vor dem Beginn des Expansionskrieges 1939 überwog die Zahl Letzterer teilweise die ohnehin hohe Zahl der politischen Gefangenen, die besonders 1933 und 1934 in die Konzentrationslager verschleppt worden waren.[19]

„Schutzhaft" vor dem Nationalsozialismus

Die Verfolgung politischer Gegnerinnen und Gegner, die Unterdrückung mißliebiger Bevölkerungsteile und die Errichtung von Konzentrationslagern wurde von den Nationalsozialisten schon vor der Machtübergabe von 1933 gefordert. Auch das notwendige Instrumentarium hierzu mußten sie nicht neu erfinden.[20] Schon seit 1921 propagierte die NSDAP in ihren Parteipublikationen den Gedanken, politische Gegner(innen) und Juden zu internieren. Ihre Parteizeitung, der „Völkische Beobachter", verkündete am 13. März 1921: *„Man verhindere die jüdische Unterhöhlung unseres Volkes, wenn notwendig durch die Sicherung ihrer Erreger in Konzentrationslagern."*[21] Am 11. August 1932 erschien in derselben Zeitung ein Artikel, in dem Verfolgungsmaßnahmen für die Zeit nach der Machtübernahme angekündigt wurden. Angedroht wurde die *„sofortige Verhaftung und Aburteilung aller kommunistischen und sozialdemokratischen Parteifunktionäre"* und die *„Unterbringung Verdächtiger und intellektueller Anstifter in Konzentrationslagern"*.[22] Mit diesen Worten wurde vorweggenommen, was sich sechs Monate später ereignete.

Bei der Verfolgung konnten die Nationalsozialisten sich des politisch-rechtlichen Instrumentariums der „Schutzhaft" bedienen, das schon in der Weimarer Republik angewandt worden war und dessen Geschichte auf die Bekämpfung der bürgerlich-de-

---

18 Sinti und Roma sowie „Asoziale" sind nach dem bisherigen Forschungsstand ab 1937 in größerem Umfang in die Konzentrationslager eingewiesen worden. Vgl. Thomas Lutz, Frühe Konzentrationslager als Forschungsgegenstand. Austausch zum Forschungsstand und zur pädagogischen Praxis in Gedenkstätten, in: Karl Giebeler/Thomas Lutz/Silvester Lechner (Hg.), Die frühen Konzentrationslager in Deutschland, Bad Boll o. J. (1996), S. 7. Zum Forschungsstand über die sogenannten ‚Asozialen' vgl. Wolfgang Ayaß, „Asoziale" - die verachteten Verfolgten, in: Dachauer Hefte 14/1998, S. 50-66; Christa Schikorra, Kontinuitäten der Ausgrenzung. „Asoziale" Häftlinge im Frauen-Konzentrationslager Ravensbrück, Berlin 2001; zu den verschiedenen Opfergruppen vgl. Wolfgang Benz, Homosexuelle und „Gemeinschaftsfremde". Zur Diskriminierung von Opfergruppen nach der nationalsozialistischen Verfolgung, in: Dachauer Hefte 14/1998, S. 3-16.

19 Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, Berlin 1993, Tabelle 28, S. 252; Tabelle 39-41, S. 288.

20 Vgl. ebd., S. 13-21; Wolfgang Wippermann, Konzentrationslager. Geschichte, Nachgeschichte, Gedenken, Berlin 1999, S. 23-31.

21 Zit. n. Johannes Tuchel, Konzentrationslager: Organisationsgeschichte und Funktion der „Inspektion der Konzentrationslager" 1934-1938, Boppard 1991, S. 36.

22 Zit. n. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 14.

mokratischen Revolution von 1848 zurückging.[23] Vorbedingung für die Anwendung der „Schutzhaft" war die Verkündung des Belagerungszustandes.[24] Die Militärbehörden machten in der Folge des Ersten Weltkriegs von ihr reichlich Gebrauch. Zwar wurde durch das Inkrafttreten der Weimarer Reichsverfassung am 11. August 1919 das preußische „Gesetz über den Belagerungszustand" aufgehoben, aber der Reichspräsident verfügte weiterhin über reichhaltige Möglichkeiten, bei der *„Gefährdung und Störung"* der *„öffentlichen Sicherheit und Ordnung"* die garantierten Grundrechte außer Kraft zu setzen. Mit dieser Begründung erfolgten Inhaftierungen ohne Verurteilung oder ohne dringenden Tatverdacht. Sie wurden auch schon als „Schutzhaft" bezeichnet.

Schon damals verarbeiteten die Betroffenen ihre Erfahrungen in literarischer Form. Der Malik-Verlag veröffentlichte im März 1919 eine Broschüre mit dem Titel „Schutzhaft", in der Wieland Herzfelde seine „Erlebnisse vom 7.-20. März 1919 bei den Berliner Ordnungstruppen" beschreibt. Herzfelde, der den Malik-Verlag leitete, hebt in einem Nachwort für die Broschüre hervor, daß diese Veröffentlichung *„statt Nummer 2 der Halbmonatsschrift ‚Die Pleite', deren Redaktion infolge meiner Schutzhaft nicht abgeschlossen werden kann"*, publiziert wurde.[25] Auch in einem Theaterstück wurde die „Schutzhaft" thematisiert. Der von Alfred Jahn betriebene sozialdemokratisch orientierte „Arbeiter-Theater-Verlag", in dem Theatertexte für sozialdemokratische und proletarische Laienspielgruppen erschienen, verlegte 1920 in der Reihe „Neue soziale Weihnachts-Bühne" die von dem sozialdemokratischen Autor Felix Renker geschriebene Einakter-Komödie „Schutzhaft oder Eine unterbrochene Weihnachtsbescherung".[26] Sie spielt zu Weihnachten 1918 und stellt die „Schutzhaft" in Form eines Klamaukspiels dar.

„Schutzhaft" im Nationalsozialismus

Nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten bediente sich der Staatsapparat eines ganzen Bündels von Unterdrückungsmaßnahmen und setzte neue in Gang. Am 2. Februar 1933 wurden Demonstrationen von gegnerischen Parteien verboten. Am 4. Februar unterzeichnete Reichspräsident von Hindenburg eine „Notverordnung zum

---

23 Vgl. Wolfgang Wippermann, Konzentrationslager, a.a.O., S. 25-29, S. 32-34; Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 16-21.

24 Der Haftgrund *„zum Schutz der eigenen Person"* tauchte zuerst im „Preußischen Gesetz zum Schutz der persönlichen Freiheit" vom 24. September 1848 auf und wurde durch ein gleichnamiges Gesetz am 12. Februar 1850 nochmals verschärft. Aufgrund dieser Gesetze konnten Personen inhaftiert werden, die keine Straftaten begangen hatten. Es genügte der Hinweis auf die bedrohte Sicherheit und Ordnung. Mit ihnen wurde perfiderweise begründet, daß der Schutz der persönlichen Freiheit der Betroffenen aufgehoben wird. Durch das „Preußische Gesetz über den Belagerungszustand" vom 4. Juni 1851, das die ganze Zeit des Kaiserreichs über in Kraft blieb, konnte ein Militärkommandeur eine *„militärische Sicherungshaft"* unbefristet und ohne richterliche Kontrolle verhängen. Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 16; Wolfgang Wippermann, Konzentrationslager, a.a.O., S. 32-33.

25 Anonym (Wieland Herzfelde), Schutzhaft. Erlebnisse vom 7.-20. März 1919 bei den Berliner Ordnungstruppen, Berlin-Halensee 1919.

26 Felix Renker, Schutzhaft oder Eine unterbrochene Weihnachtsbescherung. Komödie in 1 Akt, Leipzig 1920.

Schutz des deutschen Volkes", die die Vereins-, Versammlungs- und Pressefreiheit einschränkte und die eine zu diesem Zeitpunkt noch zeitlich befristete „Schutzhaft" ohne vorherigen Gerichtsbeschluß vorsah.[27] Am 22. Februar 1933 ernannte der preußische Innenminister Hermann Göring zur praktischen Umsetzung dieser Erlasse 50.000 Angehörige der SA, der SS und des konservativen „Stahlhelm" zu Hilfspolizisten. Der Brand des Reichstages am Abend des 27. Februar, für den fälschlich Kommunisten verantwortlich gemacht wurden, bildete am darauffolgenden Tag den Anlaß, mit der „Notverordnung zum Schutz von Volk und Staat" einen bis zur Befreiung vom deutschen Faschismus 1945 in Kraft bleibenden „Ausnahmezustand" zu verfügen, der eine Vielzahl von Grundrechten aufhob. Diese Verordnung ermöglichte es, die Betroffenen zur *„Abwehr kommunistischer, staatsgefährdender Gewaltakte"* unbefristet in „Schutzhaft" zu nehmen.[28] Die „Schutzhaft" trat ab diesem Zeitpunkt neben die fortbestehende Justizhaft.
Noch in der Nacht des Reichstagsbrands wurden bei ersten Razzien kommunistische Funktionäre und Abgeordnete festgenommen. Die Gewalt nationalsozialistischer Schlägertrupps konzentrierte sich zunächst auf aus der ‚Kampfzeit' vor 1933 bekannte Gegnerinnen und Gegner, also auf Mitglieder der Arbeiterbewegung, linker Parteien (KPD, SAP, SPD) und kleinerer anarchistisch-syndikalistisch orientierter Organisationen sowie auf ihre Selbstschutzorganisationen (Rotfrontkämpferbund, Reichsbanner u.a.). Nach den ersten Wochen richtete sich die Verfolgung auch gegen demokratische, pazifistische und antifaschistische Menschen des bürgerlichen Spektrums, zum Beispiel gegen Journalisten, Publizisten, Intellektuelle, Kirchenvertreter und kritische Beamte. Sie wurden in „Schutzhaft" genommen und viele wurden in den kurzfristig improvisierten Folterstätten der SA und SS mißhandelt. Eine bis heute nicht genau bekannte Zahl starb an den Folgen der Folter.
Noch vor der Einrichtung der ersten Konzentrationslager ab März 1933 errichtete die SA Folterstätten in fast allen großen Städten und Industriegebieten, insbesondere in den Hochburgen der Arbeiterbewegung. Sie befanden sich in sogenannten ‚Sturm'- und Parteilokalen, Kasernen und manchmal in Gaststätten oder Kellern. Allein in Berlin gab es davon über einhundert. Bis auf wenige Ausnahmen wurden diese Folterstätten bis zum Sommer 1933 aufgelöst.

Die ersten Konzentrationslager

Durch die groß angelegten Verhaftungswellen nach dem 27. Februar 1933, die teilweise auf vorbereiteten Namenslisten der Verfolger basierten, waren die insgesamt zu Verfügung stehenden Haftstätten schnell überfüllt. Nach unvollständigen Schätzungen des Reichsinnenministeriums sollen Mitte April 1933 über 50.000 politisch Verfolgte inhaftiert gewesen sein.[29] Ihre Zahl sank bis zum Juli 1933 auf ca. 27.000 Gefangene.[30]

27 Reichsgesetzblatt (RGBl.) 1933, T.1, S. 35.
28 Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 25-27.
29 Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 38.
30 Vgl. Klaus Drobisch, Frühe Konzentrationslager, in: Karl Giebler u.a. (Hg.), Die frühen Konzentrationslager in Deutschland, a.a.O., S. 46.

Im deutschen Reich entstanden ab Anfang März flächendeckend die „frühen Konzentrationslager".[31] Sie lagen sowohl am Rand größerer Städte und in ländlichen Gebieten, als auch in den Zentren von Großstädten sowie in Kleinstädten.
Die nationalsozialistisch gelenkte Presse berichtete in Zeitungen und Illustrierten über die Lager. Aus den Konzentrationslagern wurden Live-Rundfunkreportagen gesendet und in den damals ca. 5.000 Kinos im Deutschen Reich lief ein dreiminütiger Wochenschaubericht über das Konzentrationslager Oranienburg. Die Öffentlichkeit war über die Existenz der Konzentrationslager gut informiert, sie waren im öffentlichen Bewußtsein bekannt und dauernd präsent.[32]
In einem der ersten Konzentrationslager, das in einer Schule des Arbeitsdienstes in Nohra bei Weimar eröffnet wurde, trafen am 6. März 1933 in „polizeiliche Siche-

---

31 Der Terminus „frühe Konzentrationslager" ist ausschließlich von Teilen der Forschung geprägt und benutzt worden. So verwendet beispielsweise Karin Orth in ihrer Periodisierung des Lagersystems für den Zeitraum 1933/34 die Bezeichnung *„frühe Lager"* statt Konzentrationslager. Vgl. Karin Orth, Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager, a.a.O., S. 21, S. 25-26. Ulrich Herbert, Karin Orth und Christoph Dieckmann bezeichnen die Lager in diesem Zeitraum ausdrücklich nicht als Konzentrationslager, denn ihrer Ansicht nach seien nur jene Lager zu den Konzentrationslagern zu zählen, die auch von den Nationalsozialisten explizit als Konzentrationslager bezeichnet wurden und der „Inspektion der Konzentrationslager" (IKL) unterstellt waren, d.h. *„durch die Kontinuität der Institutionen und der Verantwortlichen, die diese Lager befehligten"*, geprägt wurden. Inhaltlich begründen sie dies mit den wesentlich höheren Todeszahlen in Konzentrationslagern wie Mauthausen, Auschwitz und Majdanek im Gegensatz zu den „frühen Lagern". Bei der Anwendung des Begriffs „Konzentrationslager" auf den gesamten Zeitraum der nationalsozialistischen Herrschaft werde somit eine unzulässige Gleichsetzung zwischen den „frühen Lagern" und den „Konzentrationslagern", die der IKL unterstellt waren, gezogen. Vgl. Ulrich Herbert/Karin Orth/Christoph Dieckmann, Die nationalsozialistischen Konzentrationslager. Geschichte, Erinnerung, Forschung, in: Ulrich Herbert u.a. (Hg.), Die nationalsozialistischen Konzentrationslager - Entwicklung und Struktur, Bd. 1, Göttingen 1998, S. 25. Diese Bestimmung ist nach Guido Fackler jedoch wenig hilfreich, da die organisatorische Unterstellung der Lager unter die IKL als Hauptkriterium für ihre Charakterisierung als Konzentrationslager einen klaren Anfangspunkt und eine stringente Entwicklung des Systems der Konzentrationslager voraussetzt, die, geht man nicht von der Planung, sondern von der Realität aus, *„nicht in dieser Eindeutigkeit verlief und nicht ohne die Prozesse, die zur Gründung der IKL geführt haben, betrachtet werden kann"*. Vgl. Guido Fackler, Des Lagers Stimme - Musik im KZ, a.a.O., S. 26. Trotz aller Verschiedenartigkeit sei es aufgrund der nicht zu übersehenden Gemeinsamkeiten der Lager der Jahre 1933/34 und ihrer Berührungspunkte mit den Konzentrationslagern der IKL gerechtfertigt, sie unter dem *„Oberbegriff frühe Konzentrationslager"* zusammenzufassen. Hierzu seien *„alle kleineren und größeren ‚Schutzhaftlager' bzw. gefängnisähnlichen Lokalitäten"* zu erfassen, *„die unter vielerlei Bezeichnungen 1933/34 eingerichtet wurden bzw. existierten"*. Vgl. Guido Fackler, ebd., S. 28; Zitat S. 24. Darüber hinaus sei es nutzbringender, *„die Veränderungen, Kontinuitäten und Brüche, welche die Konzentrationslager im Verlauf ihrer zwölfjährigen Entwicklungsgeschichte charakterisieren, jeweils herauszuarbeiten und offenzulegen, als die Verhältnisse in frühen und späteren Konzentrationslagern bzw. ihre verwaltungstechnische Zugehörigkeit gegeneinander ‚aufzurechnen' um dann zu entscheiden, welches Lager in einer Zeit, in der sich das KZ-System ja erst herausbildete, überhaupt als KZ zu gelten habe"*. Auf diese Problematik haben schon die Opfer dieser Lager selbst im Zusammenhang mit der Veröffentlichung ihrer Erinnerungen hingewiesen. Vgl. Guido Fackler, ebd., S. 29.

32 Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 88-94; Muriel Favre, „Wir können vielleicht die Schlafräume besichtigen." Originalton einer Reportage aus dem KZ Oranienburg (1933), in: Rundfunk und Geschichte 2/3-1998 (24. Jg.), S. 164-170; Hans Biereigel, Mit der S-Bahn in die Hölle. Wahrheiten und Lügen über das erste Nazi-KZ, Berlin 1994, S. 20; Dachauer Hefte 17/2001 (Öffentlichkeit und KZ - Was wußte die Bevölkerung?).

rungsverwahrung" genommene Kommunisten ein.[33] Dort waren 200 politische Gefangene inhaftiert. Insgesamt wurden 1933 rund 70 Konzentrationslager in stillgelegten Fabriken errichtet, die von ihren Besitzern den Nationalsozialisten kostenlos überlassen worden waren (u.a. Osthofen, Dachau, Kemna, Oranienburg, Sachsenburg). Weitere wurden in Schlössern (Colditz, Kislau, Lichtenburg), Festungen (Landau, Kuhberg), Militäreinrichtungen (Columbia-Haus in Berlin), einem ehemaligen Kriegsgefangenenlager des Ersten Weltkrieges (Breslau-Dürgoy), auf einem Truppenübungsplatz (Heuberg), in einem ehemaligen Kloster, das zuvor als Frauengefängnis gedient hatte (Gotteszell, das erste Konzentrationslager für Frauen), in Sportstätten (Mylau) und Sportheimen (Hainichen), in einer Burg (Hohnstein) sowie auf einem Schiff (Bremen-Ochtumsand) eingerichtet. Oftmals wurden die Lager auch als zusätzliche Abteilungen in schon vorhandenen „Arbeitshäusern" oder „Erziehungsanstalten" (Breitenau, Moringen, Brauweiler) oder als ‚Schutzhaftabteilungen' in Polizei- und Justizgefängnissen (Brandenburg, Fuhlsbüttel, Sonnenburg und andere bis dahin bestehende Gefängnisse) betrieben.[34] Die genaue Zahl dieser „frühen Konzentrationslager" ist bis heute unbekannt, regionalhistorische Forschungen entdecken immer wieder derartige Folterstätten, die bisher dem Vergessen oder der Verdrängung anheim gefallen waren.[35]

Parallel zu der meist auf lokale Initiativen der SA zurückgehenden Errichtung solcher „frühen Konzentrationslager" suchte das preußische Innenministerium ab März 1933 nach weiteren Haftstätten, die größere Zahlen von Gefangenen aufnehmen und möglichst abseits von Industriegebieten liegen sollten. Die Häftlinge wurden zur Zwangsarbeit in Steinbrüchen, im Straßenbau sowie bei der Nutzbarmachung von Moor- und Ödlandflächen eingesetzt. Ziel war es, die Häftlinge durch einfache, meist manuell auszuführende Arbeiten zu zermürben und auszubeuten. So mußten Gefangene aus den schnell überfüllten „frühen Konzentrationslagern" ab Juni 1933 in den Moorgebieten im Nordwesten des Deutschen Reichs die „Moor"- oder Emslandlager (Börgermoor, Esterwegen und Neusustrum) aufbauen, deren Gesamtkomplex zu diesem Zeitpunkt neben dem Konzentrationslager Dachau zu den größten Lagern in Deutschland zählte.

Die Planung, Errichtung und der Betrieb der „frühen Konzentrationslager" war das *„Ergebnis (eines) arbeitsteiligen Zusammenspiels"* von lokalen nationalsozialistischen Parteiformationen, Ministerien, untergeordneten regionalen Behörden sowie von Polizeiorganen.[36] Die Errichtung der Konzentrationslager war dementsprechend nicht das Resultat *„einer zentral gesteuerten Aktion der neuen Reichsregierung"* und wurde in den einzelnen Ländern unterschiedlich durchgeführt.[37] Die Initiativen, die zu ihrer Gründung führten, waren vielfältig. Bürgermeister, Stadträte, Polizeioffiziere und -prä-

---

33 Klaus Drobisch, Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 11.

34 Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., Tabelle 12, S. 63-71, S. 73-75; Guido Fackler, „Des Lagers Stimme" - Musik im KZ, a.a.O., Tabelle 1, S. 50-51. Karin Orth geht von *„mindestens 70 Lager(n), 30 sogenannten Schutzhaftabteilungen in Justiz- und Haftanstalten sowie 60 Haftstätten der Gestapo, der SA und der SS"* aus; vgl. dies., Das System der nationalsozialistischen Konzentrationslager, a.a.O., S. 23.

35 Vgl. Wolfgang Benz (Hg.), Herrschaft und Gewalt. Frühe Konzentrationslager 1933 - 1939, Berlin 2002.

36 Klaus Drobisch, Frühe Konzentrationslager, a.a.O., S. 44.

37 Johannes Tuchel, Konzentrationslager, a.a.O., S. 38.

sidenten sowie Landräte verhängten „Schutzhaft" über die Betroffenen. In den Jahren 1933 und 1934 können fünf Formen von „frühen Konzentrationslagern" unterschieden werden, wobei es zu einzelnen zeitlichen und strukturellen Überschneidungen kommt: 1. Schutzhaftabteilungen in den Polizei- und Justizgefängnissen, 2. regionale Lager unter staatlicher Kontrolle, 3. Konzentrationslager regionaler Herrschaftsträger, 4. Konzentrationslager von Parteigruppen, 5. staatliche Konzentrationslager.[38]

Die Dauer der Inhaftierung blieb für die Gefangenen ungewiß und ihr Ende war von der für den jeweiligen Häftling zuständigen Gestapostelle abhängig. Zwischen 1933 und 1934 erfolgten sowohl regional als auch zentral verfügte Entlassungen. Sie fanden nicht aus den von der nationalsozialistischen Propaganda hervorgehobenen „humanitären Gründen" statt, sondern mit dem Blick auf das Ausland und die dort teilweise vorhandene Empörung über die Festnahmen sowie über die Zustände in den Konzentrationslagern.[39] Die Entscheidungen über die Entlassungen fielen oft willkürlich, die größeren Freilassungsaktionen vor Weihnachten 1933 wurden als ‚Amnestie' ausgegeben.[40] Die Häftlinge wurden jedoch nur unter der Bedingung entlassen, daß sie eine Erklärung unterschrieben, in der sie sich verpflichteten, nicht über die Geschehnisse im Lager zu berichten und sich dem nationalsozialistischen System gegenüber nunmehr loyal zu verhalten. Bei Verstößen gegen diese Auflagen drohte die erneute Inhaftierung. Sofern ihnen nicht die Flucht ins Ausland gelang, mußten sich die ehemaligen Gefangenen zu bestimmten Zeiten bei der Polizei oder anderen Behörden melden.[41] Entlassene Häftlinge, die im Ausland über die Zustände im Deutschen Reich berichteten, mußten nicht nur Rücksicht auf inhaftierte Bekannte nehmen, sondern auch auf im Deutschen Reich zurückgebliebene Familienangehörige. Dies führte dazu, daß eine große Zahl von Veröffentlichungen über die Konzentrationslager unter Pseudonymen erfolgte.[42]

Entscheidend für die weitere Entwicklung der Konzentrationslager war die Vorgehensweise in den Ländern Preußen und Bayern. Im Gegensatz zu Bayern gelang es in Preußen nicht, die Emslandlager als „Musterlager" zu etablieren. Heinrich Himmler

---

38 Vgl. Johannes Tuchel, Konzentrationslager, a.a.O., S. 44.

39 Vgl. Lee Kersten, „The Times" und das KZ Dachau. Ein unveröffentlichter Artikel aus dem Jahr 1933, In: Dachauer Hefte 12/1996, S. 104-122; Sybil Milton, Die Konzentrationslager der dreißiger Jahre in der in- und ausländischen Presse, in: Ulrich Herbert u.a. (Hg.), Die nationalsozialistischen Konzentrationslager - Entwicklung und Struktur, Bd. 1, a.a.O., S. 135-147; Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 178-182.

40 Vgl. Hirne hinter Stacheldraht. Kollektivbericht des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands, Basel 1934, S. 33.

41 Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 132-140.

42 Der sozialdemokratische Redakteur der „Münchner Post", Julius Zerfaß, der vom 30. Juni 1933 bis zum 16. Dezember 1933 als „Schutzhäftling" im Konzentrationslager Dachau inhaftiert war, benutzte für die Veröffentlichung einer Artikelserie und seiner Dachauer Chronik das Pseudonym Walter Hornung. Zerfaß floh in die Schweiz und war gezwungen, seine Familienangehörigen im Deutschen Reich zurückzulassen. Er mußte allerdings seine Autorenschaft auch aufgrund der strengen Schweizer arbeitsrechtlichen Bestimmungen für politische Flüchtlinge verbergen, die eine schriftstellerische Arbeit lange Zeit nicht tolerierten, sowie wegen der drohenden Ausweisung und Auslieferung an das Berliner Sicherheitshauptamt wegen des Vorwurfs „Greuelpropaganda gegen das Dritte Reich" betrieben zu haben. Vgl. Hajo Knebel, Nachwort, in: Julius Zerfaß (Walter Hornung), Dachau 1933 - Eine Chronik. Herausgegeben von Hajo Knebel, Kirn 1988 (Nachdruck der Ausgabe 1936), S. 225-234.

konnte durch die mit seiner Ernennung zum Chef der deutschen Polizei verbundene Machtausweitung die Aufsicht über alle Konzentrationslager in den deutschen Ländern erreichen. Ab 1934 begann er, das vom Dachauer Lagerkommandanten Theodor Eicke bezeichnenderweise in einem von der SS geführten Lager entwickelte „Dachauer Modell" reichsweit auszudehnen.[43]

Systematischer und zentralisierter Terror

Zwischen Anfang 1934 und dem Sommer des selben Jahres, parallel zu der politischen Festigung des nationalsozialistischen Regimes, das mehrheitlichen Zuspruch aus der Bevölkerung erfuhr, und der fortschreitenden Isolierung des verbliebenen entschlossenen Widerstandes, erfolgte unter der Federführung der Gestapo und der SS-Verbände die organisatorische Zentralisierung der Konzentrationslager, die zu einer Systematisierung und Intensivierung des Terrors führte. Am 10. Dezember 1934 wurde die Dienststelle des „Inspekteurs der Konzentrationslager" (IKL) eingerichtet, die unter der Kontrolle von Himmler stand und von Eicke mit einem Stab von mehreren Mitarbeitern geleitet wurde. Eicke, der an der Ermordung des SA-Stabschefs Ernst Röhm beteiligt war, veranlaßte, daß in den Konzentrationslagern das Bewachungspersonal der SA von SS-Totenkopfverbänden abgelöst wurde. Außerdem löste er - gemäß dem Auftrag von Himmler, die bestehenden „frühen Konzentrationslager" zu systematisieren, zu zentralisieren und umzustrukturieren - die der SA unterstehenden kleineren Konzentrationslager auf. In den der IKL unterstellten Konzentrationslagern (Columbia-Haus in Berlin, Dachau, Esterwegen, Lichtenburg und Sachsenburg) wurde die von Eicke schon am 1. Oktober 1933 in Dachau erlassene „Disziplinar- und Strafordnung" eingeführt. Sie sah für die Gefangenen ein abgestuftes System von Strafen vor, das vom Essensentzug bis zu Arrest reichte und auch Prügel- und die Todesstrafe umfaßte.[44] Der Paragraph 11 sah unter der Überschrift „Aufwiegelung" die Todesstrafe für einen Häftling vor, wenn dieser *„aufreizende Reden hält, sich mit anderen zu diesem Zwecke zusammenfindet, Cliquen bildet, oder umhertreibt, wahre oder unwahre Nachrichten zum Zwecke der gegnerischen Greuelpropaganda über das Konzentrationslager oder dessen Einrichtungen sammelt, empfängt, vergräbt, weiter erzählt, an fremde Besucher oder an andere weitergibt, mittels Kassiber oder auf andere Weise aus dem Lager hinausschmuggelt, Entlassenen oder Überstellten schriftlich oder mündlich mitgibt, in Kleidungstücken oder anderen Gegenständen versteckt, mittels Steine usw. über die Lagermauer wirft, oder Geheimschriften anfertigt".*[45]
Mitte 1935 befanden sich etwa 4.300 Häftlinge in den Konzentrationslagern. Ihre Zahl wuchs trotz zwischenzeitlich erfolgter Entlassungen langsam aber stetig an. Neben den politischen Gefangenen wurden nun verstärkt „Asoziale" (Bettler, Nichtseßhafte, Arbeitsverweigerer) und „Arbeitszwangshäftlinge" inhaftiert. Deutsche jüdischen Glau-

43 Vgl. Klaus Drobisch, Frühe Konzentrationslager, a.a.O., S. 53.
44 Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S.185-198.
45 Zit. n. Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof, Bd. 26, Nürnberg 1947, Dokument 778-PS, S. 294.

bens wurden unter der Beschuldigung der „Rassenschande" gefangengenommen.[46] Die Zeugen Jehovas wurden, sofern sie ihren Überzeugungen nicht abschworen, oft als „Wiederholungstäter" direkt aus der Polizeihaft in die Konzentrationslager überführt. Homosexuellen Männern drohte nach der Verschärfung des § 175 wegen *„schwerer Unzucht mit Männern"* ein Strafmaß von bis zu zehn Jahren, das sowohl in Justizgefängnissen als auch in Konzentrationslagern vollstreckt wurde.[47]
Ab 1936 ist die Entwicklung des Systems der Konzentrationslager von den verstärkten Kriegsvorbereitungen geprägt. Das System der Konzentrationslager und der arbeitsteilig aufgebaute nationalsozialistische Repressionsapparat entsprangen dem Bestreben, vom *„künftigen Kriegsschauplatz Innerdeutschland"* (Himmler) aus die proklamierte Expansions- und Aggressionspolitik ungestört durchführen zu können.[48]
Während sich das Deutsche Reich anläßlich der Olympischen Spiele im Juli 1936 als weltoffen präsentieren konnte, wurde gleichzeitig in der Nähe von Berlin, am Stadtrand von Oranienburg, das Konzentrationslager Sachsenhausen von Gefangenen aus den Emslandlagern aufgebaut. Es war von Beginn an als „Musterlager" geplant und erfüllte diese Funktion in der Folgezeit insbesondere deswegen, weil es den SS-Totenkopfverbänden als „Ausbildungslager" diente. Es folgte der Bau des Konzentrationslagers Buchenwald, an der Peripherie von Weimar auf dem Ettersberg gelegen. Das Konzentrationslager Dachau wurde durch die Zwangsarbeit von Häftlingen erweitert. In dem Konzentrationslager Lichtenburg wurden ab Dezember 1937 vorwiegend weibliche Gefangene aus dem Frauen-Konzentrationslager Moringen inhaftiert. Drei Kilometer von der Grenze zur Tschechoslowakei wurde das Konzentrationslager Flossenbürg in der Oberpfalz errichtet; nach der Annexion Österreichs folgte im August 1938 das Konzentrationslager Mauthausen. Als letztes großes Konzentrationslager vor dem Überfall auf Polen entstand ab Ende 1938 das Frauenkonzentrationslager Ravensbrück. Mit dem Konzentrationslager Neuengamme entstand in der Nähe von Hamburg zur gleichen Zeit ein erstes größeres Außenlager von Sachsenhausen. Die Außenlager waren für die weitere Entwicklung des Konzeptes der „Vernichtung durch Arbeit" charakteristisch.

Die Bekämpfung der „Asozialen"

Die direkte Verfolgung der politischen Gegnerinnen und Gegner wurde ergänzt durch ein umfassendes Präventionskonzept. Zwar sollten weiter Kommunistinnen und Kommunisten sowie andere politische Aktivistinnen und Aktivisten verhaftet werden, da es

46 Der Straftatbestand des § 2 des „Gesetzes zum Schutz des deutschen Blutes und der deutschen Ehre", das sogenannte „Blutschutzgesetzes", bildete einen Teil der „Nürnberger Gesetze". Es wurde am 15. September 1935 auf dem „Reichsparteitag der Freiheit" in Nürnberg verabschiedet und stellte Eheschließungen und außerehelichen Geschlechtsverkehr zwischen Juden und „Deutschblütigen" unter Strafe.

47 Vgl. Klaus Drobisch, Frühe Konzentrationslager a.a.O., S. 56; Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 199-204; John C. Fout, Homosexuelle in der NS-Zeit: Neue Forschungsansätze über Alltagsleben und Verfolgung, in: Burkhard Jellonnek/Rüdiger Lautmann (Hrsg.), Nationalsozialistischer Terror gegen Homosexuelle, a.a.O., S. 163-172.

48 Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 262-277.

„unbedingt erforderlich" sei, ihnen *„besondere Aufmerksamkeit zu schenken und für ihre schärfste Bekämpfung zu sorgen"*, wie der Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes Reinhard Heydrich im Juli 1935 formulierte. Da aber *„illegale Bewegungen mit Strafgesetzen allein niemals bekämpft werden können"*, seien auch Personen in Haft zu nehmen, deren *„Verhalten erkennen läßt, daß sie nach wie vor staatsfeindlich eingestellt sind"*, und bei denen *„der Verdacht besteht, daß sie in versteckter Form gegen den Staat hetzen"*.[49] Deshalb stieg die Zahl der politischen Gefangenen in Folge von Verhaftungsaktionen zwischen 1935 und 1938 weiter an. Gleichzeitig wurde der von der Internierung in den Konzentrationslagern bedrohte Personenkreis in Folge der forcierten Umsetzung des sozialhygienischen und gesellschaftsbiologischen Verfolgungskonzeptes der Politischen Polizei und der Kriminalpolizei ausgeweitet.[50]

Diese Ausweitung führte zu einer verstärkten Verfolgung der Gruppe der „Asozialen". Zu ihr gehörten im Rahmen der nationalsozialistischen Gegnerdefinition all jene, die von der Norm der *„Volksgemeinschaft"* auch nur geringfügig abwichen. Dabei konnten schon *„kleinste"* Vergehen ausreichen, um von der Polizei willkürlich als *„asozial"* abgestempelt und verhaftet zu werden.

Durch die radikale *„Ausmerze"* aller *„Minderwertigen"* sollte die deutsche Gesellschaft innerhalb kurzer Zeit von den sozialen Problemen, die dem Kapitalismus inhärent sind, befreit werden. Reichsinnenminister Wilhelm Frick drückte dies am 28. Juni 1933 auf der ersten Sitzung des „Sachverständigenbeirats für Bevölkerungs- und Rassepolitik" in einer im Rundfunk übertragenen und oft publizierten Rede aus, in der er einen *„idealen"* Gesellschaftszustand beschwor, in dem die bisher verfolgte *„Wohlfahrtspflege in Zukunft unnötig wird"*.[51] An ihre Stelle sollte eine *„aufbauende Volkspflege"* treten. Bestehende gesellschaftliche Probleme sollten nun mit biologischen Mitteln, z.B. der beabsichtigten Zwangssterilisation von *„Minderwertigen"* gelöst werden.[52] Mitglieder der nationalsozialistischen Volksgemeinschaft sollten nicht einfach nur *„deutschblütige"* sein, sondern nur die *„erbgesunden"* und damit *„wertvollen"* Deutschen. Diese erfuhren den Schutz der *„Volksgemeinschaft"* und konnten von den *„positiven"* Maßnahmen der nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik profitieren. Diese beinhalteten gleichzeitig die Ausgrenzung aller als *„unwürdig"* klassifizierten Menschen. Ziel war nicht die autoritär durchzusetzende Reintegration der *„Unangepaßten"* und *„Abweichenden"*, sondern ihre *„Ausmerzung"*. *„Minderwertige"* und *„Asoziale"* sollten aus dem konstruierten *„Volkskörper"* zur *„Vermei-*

---

49 Zit. n. Johannes Tuchel, Planung und Realität des Systems der Konzentrationslager 1934-1938, in: Ulrich Herbert u.a. (Hg.), Die nationalsozialistischen Konzentrationslager - Entwicklung und Struktur, Bd. 1, a.a.O., S. 48.

50 Vgl. Patrick Wagner, „Vernichtung der Berufverbrecher". Die vorbeugende Verbrechensbekämpfung der Kriminalpolizei bis 1937, in: Ulrich Herbert u.a. (Hg.), Die nationalsozialistischen Konzentrationslager - Entwicklung und Struktur, Bd. 1, a.a.O., S. 87-110.

51 Die Rede Fricks ist abgedruckt in: „Gemeinschaftsfremde". Quellen zur Verfolgung von „Asozialen" 1933-1945. Bearbeitet von Wolfgang Ayaß, Koblenz 1998, Dokument Nr. 5, S. 6-12.

52 Vgl. das „Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" vom 14. Juli 1933, abgedruckt in: „Gemeinschaftsfremde". Quellen zur Verfolgung von „Asozialen" 1933-1945, a.a.O., Dokument Nr. 8, S. 15-18; vgl. auch die Filmdokumentation „Was hat Hamburg nur mit euch Frauen gemacht? Staatliche Fürsorge und ihre Folgen von der Weimarer Republik bis in die Gegenwart", BRD 1992, Realisation: Frauen des Medienpädagogischen Zentrums Hamburg.

dung des Volkstods in einem unumgänglichen Akt völkischer Notwehr beseitigt werden".[53] Der *„Asoziale"* und *„Gemeinschaftsfremde"*, meist synonym verwendete Bezeichnungen, galt als direkter Gegentyp zum *„wertvollen, produktiven Volksgenossen"*.

„Asoziale" stellten jedoch keine festumrissene Gruppe dar. *„Asozial"* war eine von außen auferlegte Sammelbezeichnung für abweichendes Verhalten unterschiedlichster Form. Vielfältige und dauernd erweiterte Definitionsversuche durch Fürsorgebehörden, Gesundheitsverwaltung, Polizei und Justiz ließen ungeklärt, wer zu den *„Asozialen"* und *„Gemeinschaftsfremden"* zu zählen sei. Für die Verhängung kriminalpolizeilicher Vorbeugungshaft war eine Definition in den zum „Grunderlaß vorbeugende Verbrechensbekämpfung" vom Chef der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes Heydrich erlassenen „Richtlinien" vom 4. April 1938 grundlegend.[54]

Die Verfolgung von „Asozialen" nach 1933, die auf bereits bestehende Diskriminierungsmaßnahmen aufbauen konnte, begann mit einer vom „Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda" initiierten Verhaftungswelle gegen Bettler, Landstreicher und Straßenprostituierte. In deren Verlauf verhaftete die von der SA und SS unterstützte Ordnungspolizei zehntausende Menschen. Sie wurden auf der Grundlage von polizeilichen Strafbefehlen, amtsrichterlichen Urteilen oder durch Verhängung von „Schutzhaft" in Gefängnisse und kurzfristig errichtete Bettlerlager eingesperrt, die ab Herbst 1933 überfüllt waren. Deshalb wurden Arbeitshausgefangene zeitweise in das Konzentrationslager Dachau verlegt.[55]

In der folgenden Zeit lag die Initiative zu der sich durch vielfältige Einzelmaßnahmen stetig verschärfenden Verfolgung der „Asozialen" bei den Stadtverwaltungen und den ihnen übergeordneten Institutionen: dem „Deutschen Gemeindetag", den Gremien der öffentlichen und privaten Fürsorge,[56] den Gesundheitsämtern und Erbgesundheitsge-

---

53 Wolfgang Ayaß, Einleitung, in: „Gemeinschaftsfremde". Quellen zur Verfolgung von „Asozialen" 1933-1945, a.a.O., S. XII.

54 Vgl. „Gemeinschaftsfremde". Quellen zur Verfolgung von „Asozialen" 1933-1945, a.a.O., Dokument Nr. 62, S. 120-126. Als *„asozial"* wurde dort bezeichnet, *„wer durch gemeinschaftswidriges, wenn auch nicht verbrecherisches Verhalten zeigt, daß er sich nicht in die Gemeinschaft einfügen will"*. Darunter fielen *„a) Personen, die durch geringfügige, aber sich immer wiederholende Gesetzesübertretungen sich der in einem nationalsozialistischen Staat selbstverständlichen Ordnung nicht fügen wollen (z.B. Bettler, Landstreicher [Zigeuner], Dirnen, Trunksüchtige, mit ansteckenden Krankheiten, insbesondere Geschlechtskrankheiten, behaftete Personen, die sich den Maßnahmen der Gesundheitsbehörden entziehen); b) Personen, ohne Rücksicht auf etwaige Vorstrafen, die sich der Pflicht zur Arbeit entziehen und die Sorge für ihren Unterhalt der Allgemeinheit überlassen (z.B. Arbeitsscheue, Arbeitsverweigerer, Trunksüchtige)"*. Die *„polizeiliche Vorbeugungshaft"* gegenüber diesem Personenkreis sollte *„in den Besserungs- und Arbeitslagern (Konzentrationslagern) vollstreckt"* werden. Zitate ebd., S. 125 und 126.

55 Vgl. „Gemeinschaftsfremde". Quellen zur Verfolgung von „Asozialen" 1933-1945, a.a.O., Dokument Nr. 27, S. 52 und Wolfgang Ayaß, „Asoziale" im Nationalsozialismus, Stuttgart 1995, S. 19-41.

56 Am 1. Februar 1934 schrieb Oskar Martini, Jurist und Fürsorgeexperte, der seit 14 Jahren in Hamburg die Fürsorgebehörde leitete, im „Hamburger Fremdenblatt": *„Wer sich der Pflicht der Gemeinschaft gegenüber entzieht, wird als* ***Unwirtschaftlicher*** *(Hervorheb. i. Org.) und* ***Asozialer*** *(Hervorheb. i. Org.) kräftig angepackt, nur mit dem Allernotwendigsten versehen oder in der Regel Anstalten, in denen er zu arbeiten hat, überwiesen... Im nationalsozialistischen Staat... können die Beamten die Fürsorge wieder mit der nötigen Autorität ausüben: sie können Unwürdige abweisen, Asoziale mit Zwang anpacken. Wohlfahrtsschwindel ausmerzen. Sie können es, weil hinter ihnen eine starke Staatsgewalt steht. Die Zeiten sind vorbei, wo die Wohl-*

richten, der Arbeitsverwaltung, nationalsozialistischen Parteigliederungen und dem der Partei angeschlossenen Rassenpolitischen Amt, dem Reichssicherheitshauptamt mit Ordnungspolizei, Gestapo und insbesondere der Kriminalpolizei, den Strafverfolgungsbehörden, Reichsministerien und Landesregierungen sowie universitären und außeruniversitären rassenhygienischen Forschungseinrichtungen. Über das Ziel der Eliminierung der „Asozialen" herrschte allerorten Einigkeit, wenngleich auch diesbezüglich kein einheitlicher Plan vorherrschend war und die beteiligten Stellen untereinander konkurrierend agieren konnten. Die Verfolgung der als „asozial" bezeichneten Menschen verschärfte sich während der nationalsozialistischen Herrschaft immens, allerdings fand diese Verschärfung oft in kleinen Schritten statt.

1938 begann eine neue Phase der „Asozialen"-Verfolgung. Sie war gekennzeichnet durch die umfassende rassenhygienische Erfassung der „Asozialen", die Verhängung von Vorbeugungshaft, die Entwürfe für ein „Gemeinschaftsfremdengesetz", die Errichtung von Jugendschutzlagern und durch die in Österreich geschaffenen „Asozialenkommissionen".

Den Wendepunkt für die neue Phase der Verfolgung bildeten die Massenverhaftungen im Rahmen der „Aktion Arbeitsscheu Reich". Diese wurde im Frühjahr 1938 zunächst von der Gestapo organisiert und im Sommer 1938 von der Kriminalpolizei im Rahmen der „vorbeugenden Verbrechensbekämpfung" fortgeführt. Etwa zehntausend männliche „Asoziale" wurden im Sommer 1938 innerhalb weniger Wochen in Vorbeugungshaft genommen und in die Konzentrationslager verschleppt.[57]

Die ab dem Sommer 1938 praktizierte Inhaftierung in Konzentrationslager bedeutete für die Mehrzahl der Gefangenen den Tod. Die mit dem „Schwarzen Winkel" gezeichneten „asozialen" Häftlinge bildeten zumindest bis zum Kriegsbeginn die größte Häftlingsgruppe. Dagegen blieb ihr Einfluß auf das Lagerleben gering. Es gelang den in dieser Häftlingsgruppe aus unterschiedlichen, oftmals beliebigen Gründen in Haft genommenen Gefangenen wegen ihrer Vereinzelung nicht, eine schützende Organisationsformen aufzubauen, wie sie zum Beispiel die „Politischen" entwickelten.

Innerhalb der von der SS bewußt geförderten Häftlingshierarchie rangierten die „Asozialen" auf der untersten Stufe. Nur Juden und Homosexuelle standen in dieser Hierarchie noch unter ihnen. Die Erinnerungen von Mithäftlingen an die „asozialen" Vorbeugungshäftlinge sind häufig negativ und reproduzieren teilweise unter den Bedingungen der Konzentrationslagerhaft die gesellschaftliche Stigmatisierung.[58]

Zu den „Asozialen" zählten die Nazis entsprechend ihrer rassistischen Kriterien auch Sinti und Roma.[59] Deren kriminalpolizeilich präventive Verfolgung hat eine weit

---

fahrtsstellen Tummelplätze schlimmster Ausschreitungen waren, wo Polizeischutz notwendig war, wo die Beamten vielfach unter dem Druck der Masse ihre Entscheidungen treffen mußten. Die Zeiten sind überstanden, wo kommunistische Elemente ihren Terror ausübten, wo die Beamten bespuckt, mit Tintenfässern und Stühlen bombardiert wurden." Zit. n. „Gemeinschaftsfremde". Quellen zur Verfolgung von „Asozialen" 1933-1945, a.a.O., Dokument Nr. 26, S. 51.

57 Vgl. „Gemeinschaftsfremde". Quellen zur Verfolgung von „Asozialen" 1933-1945, a.a.O., Dokumente Nr. 50, 57, 59, 60, 62, 66-73; Wolfgang Ayaß, „Asoziale" im Nationalsozialismus, a.a.O., S. 138-164.

58 Vgl. Wolfgang Ayaß, „Asoziale" im Nationalsozialismus, a.a.O., 165-170; Wolfgang Sofsky, Die Ordnung des Terrors: Das Konzentrationslager, Frankfurt am Main 1999, S. 145.

59 Vgl. „Gemeinschaftsfremde". Quellen zur Verfolgung von „Asozialen" 1933-1945, a.a.O., Dokument Nr. 62, S. 125.

zurückreichende Geschichte, in der sie oftmals zu Sündenböcken der Mehrheitsgesellschaft gemacht wurden sowie Diskriminierungen und Beschränkungen unterworfen waren. Die SS begann ab 1931 mit der Erfassung der aufgrund ihrer *„Rasse"* als *„Untermenschen"* geltenden *„Zigeuner"*. Seit 1933, verstärkt seit 1936, wurden Sinti und Roma auf dem Gesetzesweg systematisch ausgegrenzt und in „Zigeuner-Lagern" interniert. Diese Lager entstanden meist auf Initiative von lokalen Behörden oder Organisationen der NSDAP, nachdem sich Anwohnerinnen und Anwohner über nahe gelegene „Zigeunerrastplätze" beschwert hatten. Es handelte sich dabei um von der Polizei bewachte und umzäunte Lager, die nur zur Arbeit verlassen werden durften und in denen die Sinti und Roma unter *„KZ-ähnlichen Bedingungen"* konzentriert und vom Wachpersonal drangsaliert wurden.[60] Im Schriftverkehr der Behörden wurden diese Lager häufig als „Konzentrationslager" bezeichnet. Sie entstanden meist in Stadtteilen an der Peripherie von Großstädten, unter anderem in Berlin-Marzahn, Köln-Bickendorf, Frankfurt am Main und Magdeburg.[61] Sinti und Roma wurden seit 1936 nach Razzien, die zur Umsetzung des Konzepts der *„vorbeugenden Verbrechensbekämpfung"* stattfanden, von der Polizei verhaftet und in die bestehenden Konzentrationslager verschleppt.[62]

Pogrome gegen die jüdische Bevölkerung

Am 1. April 1938, direkt nach dem Einmarsch in Österreich, stellte die Gestapo in Wien erste Transporte mit meist politischen Gegnern und jüdischen Menschen zusammen, die in das Konzentrationslager Dachau deportiert wurden. Dabei kam es unter der aktiven Beteiligung der Bevölkerung zu brutalen öffentlichen Demütigungen der Betroffenen. Unter den Verhafteten befanden sich viele bekannte antifaschistische und dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstehende Journalisten.[63]
Nach der Annexion der tschechischen Grenzgebiete wurden Anfang Oktober 1938 zirka 750 Menschen in das Konzentrationslager Dachau verschleppt, bei denen es sich zumeist um politische Gegnerinnen und Gegner des Nationalsozialismus handelte.[64]
Die größte Verhaftungsaktion inszenierte das nationalsozialistische Regime in Folge des Novemberpogroms 1938. Vor Mitternacht des 9. Novembers befahl Himmler fernmündlich, die Festnahme von rund 30.000 Juden vorzubereiten und dabei vor allem vermögende jüdische Menschen auszuwählen. Während der deutsche Mob Geschäfte und Wohnungen von jüdischen Menschen plünderte und sie mit brutalen Mißhandlungen verfolgte, organisierten die Gestapo und SS die Verschleppung einer nicht genau bekannten Zahl von jüdischen Männern und Jugendlichen in die für sie zentral bestimmten Konzentrationslager Sachsenhausen, Buchenwald und Dachau. Schon während der Transporte wurden die Menschen besonders gedemütigt und geschlagen.

---

60 Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 286; Wolfgang Wippermann, Konzentrationslager, a.a.O., S. 74.
61 Vgl. Michael Zimmermann, Rassenutopie und Genozid, a.a.O., S. 93-100.
62 Vgl. ebd., S. 112-124.
63 Vgl. Wolfgang Neugebauer, Der erste Österreichertransport in das KZ Dachau 1938, in: Dachauer Hefte 14/1998, S. 17-31.
64 Vgl. Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 281.

Viele starben infolge von körperlichen und psychischen Schikanen oder von Medikamentenentzug. Durch die Inhaftierung in Konzentrationslager sollte zudem die beabsichtigte Vertreibung der jüdischen Bevölkerung verstärkt werden. Die Gefangenen und ihre Angehörigen blieben lange Zeit in Ungewißheit über die weitere Entwicklung ihrer Vertreibung. Die meisten inhaftierten Juden kamen erst frei, nachdem sie ihrer Auswanderung und dem Verzicht auf ihr Eigentum zugestimmt hatten und mußten das Deutsche Reich fluchtartig verlassen.[65]

Charakterisierung der Texte über Konzentrationslager

Die Literatur über die nationalsozialistischen Konzentrationslager entstand entweder schon während der Haft oder erst nach der Freilassung. Während der Haft hielten die Gefangenen das Erlebte in Form von Briefen oder in Tagebüchern und Gedichten, die im Verborgenen geschrieben werden mußten, fest.[66] Außerdem bestand teilweise die Möglichkeit, in den Gefängnissen und Konzentrationslagern eine offizielle Schreiberlaubnis zu bekommen. Die hierzu verteilten Schreibhefte wurden allerdings in regelmäßigen Abständen kontrolliert und erst durch entsprechende Vermerke wieder zum weiteren Gebrauch freigegeben.[67] Die weit größere Zahl der Texte wurde nach der Entlassung aus der Haft bzw. nach der gelungenen Flucht aus den Haftstätten an den weltweit verstreuten Orten des Exils verfaßt. Dabei wurden vielfältige Schreibformen verwendet, die von fiktionalisierten Formen, wie Erzählungen und Romane, über Autobiographien bis zu autobiographisch gefärbten Romanen, Chroniken und zu berichtenden und lyrischen Formen reichen. Diese Texte erlangten nur einen begrenzten Bekanntheitsgrad. Durch eine rasche Veröffentlichung in der Exilpresse oder - in der exklusiveren Variante - durch das Erscheinen als Broschüre oder Buch in einem Exilverlag erreichten sie einen zusätzlich durch Sprachbarrieren begrenzten Leserinnen- und Leserkreis. Ein geringer Teil der Texte konnte durch Übersetzung eine weitere Verbreitung finden. Noch kleiner war der Anteil der Texte, die auf lebensgefährlichen Wegen als Tarnschriften in den Herrschaftsbereich des Nationalsozialismus geschmuggelt wurden und dort einzelne Leserinnen und Leser fanden.
Die Verfasserinnen und Verfasser waren von den Nationalsozialisten verschleppte und in Haft gehaltene Menschen unterschiedlicher Nationalität. Die Mehrzahl der Texte stammt von deutschen, österreichischen und tschechischen Menschen, aber es gibt auch Texte von Gefangenen anderer Nationalitäten sowie von Staatenlosen. Die Schreibenden waren gezielt verfolgt und inhaftiert worden oder auch willkürlich durch die verschiedenen nationalsozialistischen Repressionsapparate, die wechselnden Par-

---

65 Vgl. die entsprechenden Dokumente in: Kurt Pätzold (Hg.), Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung. Dokumente des faschistischen Antisemitismus 1933 bis 1942, Leipzig 1991, S. 164-229; Michael Wildt, Gewalt gegen Juden 1933 bis 1939, in: Werkstatt Geschichte 18/1997 (6. Jg.) S. 59-80; Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 284.

66 Bei den folgenden Charakterisierungen wird auf jeweilige Beispiele verzichtet und im Ganzen auf die Bibliographie der Primärtexte verwiesen.

67 Dadurch war die schriftliche Fixierung der Verhältnisse in den Gefängnissen und Konzentrationslagern ausgeschlossen und die Gefangenen griffen zum Beispiel bei dem Verfassen von Gedichten auf Naturmetaphern zur Umschreibung ihrer jeweiligen Haftsituation zurück.

teigliederungen und Bürokratien, wie die SA, die SS sowie die Polizei und die Justizbehörden, aber auch aufgrund von Denunziationen aus der Bevölkerung, in die verschiedenen Haft- und Folterinstitutionen geraten. Die Autorinnen und Autoren kamen aus unterschiedlichen sozialen Milieus und verfügten über unterschiedliche Bildungsgrade. Sie waren Arbeiterinnen und Arbeiter oder gehörten dem Bildungsbürgertum an, aber auch Adelige und Menschen aus Randgruppen waren vertreten. Ihr politischer und weltanschaulicher Hintergrund konnte von kommunistischer, sozialdemokratischer und anarchistischer bis hin zu zionistischer oder unterschiedlicher religiöser Orientierung reichen. Unter ihnen befand sich ein hoher Anteil von Intellektuellen, Journalistinnen und Journalisten sowie Schriftstellerstellerinnen und Schriftsteller, die unterschiedlichen künstlerischen Gruppierungen, Programmen und Kunstrichtungen verpflichtet waren. Diese Autorinnen und Autoren waren teilweise geübt im Schreiben und nutzten ihre Erfahrungen zur aufklärenden Aufdeckung über die „Welt" der Konzentrationslager. Gleichzeitig wurden Briefe, Tagebücher und Gedichte verfaßt, die zwar eher der privaten Kommunikation mit der Außenwelt des Lagers dienten, aber trotzdem oft über persönlich begrenzte Mitteilungen hinausgingen.

Die Familienangehörigen, Freundinnen und Freunde, die mit den Inhaftierten in Briefkontakt standen und sich für deren Freilassung einsetzten, mußten unter den Bedingungen der Zensur schreiben.[68] Viele mußten ins Exil gehen. Sie berichteten von dort über ihre Aktivitäten, mit denen sie versuchten, die Freilassung ihrer Angehörigen zu erwirken oder verfaßten Rückblicke auf das Geschehene. Zu beachten sind auch Texte von Autorinnen und Autoren, die nicht selbst inhaftiert waren, aber auf Grundlage von Berichten entlassener oder geflüchteter Gefangener ihre Werke schrieben, Dokumentationen erstellten oder in Texten über das nationalsozialistische Deutschland die Realität der Konzentrationslager einfließen ließen.[69]

Unter dem Zwang der extremen Lebensbedingungen entstand eine äußerst heterogene Literatur. Sie steht im Zusammenhang mit der Exil- und Widerstandsliteratur sowie mit einer sich dezidiert als „antifaschistisch" verstehenden Literatur und muß sowohl als subjektive Äußerung als auch als mehr oder weniger deutliche politische Stellungnahme betrachtet werden.

Diese Literatur über und aus den Konzentrationslagern ist bis heute nicht systematisch gesammelt und bibliographisch verzeichnet. Sie teilt das Kennzeichen des Flüchtigen der Literatur von verfolgten und exilierten Menschen. International verstreut, ist diese Literatur in wenigen Bibliotheken oder unpubliziert als Manuskript in den Archiven verschiedener Gedenkstätten und wissenschaftlicher Institute gesammelt, die die Erinnerung an die verschiedenen Verfolgten des Nationalsozialismus wach halten.[70] Sofern sie in Buch- und Broschürenform gedruckt wurde, ist sie in universitären Archiven und Bibliotheken, die als Forschungsschwerpunkt die deutschsprachige Exilliteratur der Jahre 1933 bis 1945 erforschen, zu finden. Manuskripte liegen in Institutionen, die lite-

---

68 Die Möglichkeit der Inhaftierten Briefe zu schreiben und zu empfangen war in den Gefängnissen und Konzentrationslagern teilweise unterschiedlich reglementiert. Sie hing beispielweise vom Haftstatus ab und wurde in den Konzentrationslagern besonders restriktiv beschnitten.

69 Zum Beispiel Anna Seghers und André Malraux; vgl. die Nachweise im bibliographischen Anhang.

70 Vgl. Thomas Rahe, Die Bedeutung der Zeitzeugenberichte für die historische Forschung zur Geschichte der Konzentrations- und Vernichtungslager, a.a.O., S. 84-98.

rarische Nachlässe sammeln sowie in bekannten und unbekannten Privatnachlässen. Die veröffentlichten Bücher und Broschüren sind teilweise in den geographisch orientierten Bibliographien oder den Inventarverzeichnissen der Exilliteraturforschung,[71] in thematisch orientierten Bibliographien,[72] aber auch in Bibliographien zur deutschsprachigen sozialistischen Literatur[73] verzeichnet. Texte, die in Zeitschriften und Zeitungen erschienen, sind in den Bibliographien der Exilzeitschriften und -zeitungen aufgeführt.[74] Sie sind zum Teil online über die Internetseite der Deutschen Bibliothek Frankfurt am Main zugänglich.[75] Kleinere Textformen wie Kurzerzählungen und Gedichte erschienen bereits in Exil-Anthologien.
Die literaturwissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Texten begann schon unter den schwierigen Bedingungen des Exils, ehe sie für mehrere Jahrzehnte versiegte und erst durch die Initiative der Überlebenden neu belebt wurde.

Literaturwissenschaftliche Forschung im Exil

Noch im Exil oder kurz nach der Rückkehr verfaßten emigrierte Schriftsteller und Literaturwissenschaftler die ersten literaturwissenschaftlichen, bibliographischen und biographischen Annotationen und Überblicksdarstellungen. Sie geben erste Überblicke über Texte, literarische Gattungen, inhaltliche Schwerpunkte und Wirkungsabsichten.
Walter A. Berendsohn weist in seinem schon 1939 abgeschlossenen ersten Teil der „Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur" auf die Schwierigkeiten der Gestaltung des Erlittenen in den Konzentrationslagern hin.[76] In einer zeitgenössischen Überblicksrezension in der literarischen Exilzeitschrift „Das Wort" hebt er diese Literatur dadurch hervor, daß mit der literarischen Darstellung der Konzentrationslager *„ein großer, viel umfassender, neuer Stoff in die Literatur gekommen"* sei.[77] Über die Konzentrationslager bemerkt er, daß sie den *„Gefangenen- und Internierungslagern... nachgebildet sind"*. Sie beleuchten deshalb *„grell den Wandel der Ethik"*. Vor dem Ersten Weltkrieg sei eine doppelte Ethik vorhanden gewesen, *„die eine für den Feind, die andere für den Volksgenossen"*. Sie sei jetzt dahingehend vereinfacht worden, daß *„die Kriegsethik... auf die politischen Gegner im eigenen Lande übertragen"* worden

71 Deutsches Exilarchiv 1933-1945. Katalog der Bücher und Broschüren. Redaktion: Mechthild Hahner, Stuttgart 1989; Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933, Bd. 4. Bibliographien. Schriftsteller, Publizisten und Literaturwissenschaftler in den USA, Teil 1-3, Herausgegeben von John M. Spalek, Konrad Feilchenfeldt und Sandra H. Hawrylchak, Bern/München 1994.

72 Wolf Dieter Rothe, KZ und Juden. Bibliographie. Mit Schwerpunkt für die Zeit von 1933 - 1953 (Ms.), Frankfurt am Main 1997.

73 Brigitte Melzwig, Deutsche sozialistische Literatur 1918-1945. Bibliographie der Buchveröffentlichungen, Berlin (DDR) u.a. 1975.

74 Analytische Bibliographien deutschsprachiger literarischer Zeitschriften, Bd. 1-6, 8. Herausgegeben von der Akademie der Künste der Deutschen Demokratischen Republik, Berlin (DDR)/ Weimar 1975 ff.

75 „Exilpresse digital. Deutsche Exilzeitschriften 1933-1945" http://deposit.ddb.de/online/exil/exil.htm.

76 Walter A. Berendsohn, Die humanistische Front. Einführung in die deutsche Emigranten-Literatur. Teil 1: Von 1933 bis zum Kriegsausbruch 1939, Worms 1978 (Nachdruck der Erstausgabe Zürich 1946), S. 83.

77 Walter A. Berendsohn, Das Nationalzuchthaus, in: Das Wort 4/5-1937 (2. Jg.), S. 44-50, Zitat S. 50.

sei und die *„Vernichtung... auch im Inneren das Ziel* (sei), *das mit allen Mitteln erstrebt"* werde.[78]
Friedrich Timm nimmt in derselben Ausgabe der Zeitschrift „Das Wort", die unter dem Motto „Vier Jahre freie deutsche Literatur" steht, eine andere Position ein.[79] Es sei nicht zutreffend, daß die *„antifaschistische Literatur... sich bis jetzt fast nur mit dem Thema Konzentrationslager und Terror befaßt habe, wie das manchmal im Tone des Vorwurfs behauptet wird"*.[80] Zwar sei dies nicht selten der Fall und dieser Themenbereich stelle *„in der Tat einen sehr bedeutenden Teil der antifaschistischen Literatur dar"*, weil *„diese Literatur gerade* ***alle*** (Hervorheb. i. Org.) *Menschen gepackt"* habe und durch diese Literatur *„der Haß gegen den Faschismus recht eigentlich geweckt"* werde. Es gebe aber *„viel zu wenig dieser Literatur, die den Haß schürt gegen die Feinde des Friedens und der Menschheit, die das Gewissen rüttelt und uns nicht ruhig schlafen läßt unter dem Eindruck peinigender Visionen aus der faschistischen Hölle"*. Der Autor zählt zahlreiche Wirkungsweisen der Texte auf. *„Diese Literatur stieß durch, klärte auf, rüttelte auf."* Sie zwang nicht nur *„zum Nachdenken und Mitfühlen"*, sondern *„auch zum Handeln"*. Die antifaschistische Literatur habe dabei geholfen *„den Faschismus an(zu)schauen"* und zu *„begreifen"*, weil sie *„das Furchtbare, Unverstandene und vielfach Unverständliche"* den Leserinnern und Lesern nahe brachte und *„die tiefe Kluft des Entsetzens zwischen den Vorgängen im Dritten Reich und der übrigen Welt durch Gefühle des Hasses"* schloß. Diese Literatur habe darüber hinaus damit begonnen *„für den Frieden, gegen die faschistische Unkultur und Kriegsanstiftung"* zu mobilisieren.[81]
Ernst Bloch diskutiert 1938 in dem Aufsatz „Der Nazi und das Unsägliche" die Frage der Möglichkeiten der sprachlichen und literarischen Intervention im Kampf gegen die Nazis und die Wege und Mittel, ihnen *„sprachlich nahe- und nachzukommen"*.[82] Das *„rechte Wort"* zur Kennzeichnung der Verbrechen des Nazi-Regimes fehle, die *„antifaschistische Sprache"* drohe zum *„Klischee"* zu werden. Die historischen Vorbilder versagen gegenüber der antisemitischen Mobilisierung: *„Am ‚Stürmer' bleibt ein Rest, den kein Prophet vorhergesagt hat, und gegen den noch keiner geeifert hat."*[83] Blochs Befund bezieht sich auf eine Auseinandersetzung, die sich schon im Oktober 1933 in einem achtzeiligen Gedicht von Karl Kraus ankündigte. Dort bilanziert der *„am wenigsten verlegene Satiriker vor Hitler"*[84] das eigene Verstummen nach der Machtübergabe an die Nazis. *„Kein Wort, das traf"*, schreibt er dort und gesteht: *„Das Wort entschlief, da jene Welt erwachte."*[85] Mit dem Blick auf die *„Stehsärge und Physiogno-*

---

78 Ebd., S. 48.
79 Friedrich Timm ist ein ungeklärtes Pseudonym, dessen Zuordnung zu Willi Bredel nicht gesichert ist. Der Aufsatz erschien unter dem Titel „Zu den Fragen der antifaschistischen Literatur", in: Das Wort 4/5-1937 (2. Jg.), S. 37-43.
80 Friedrich Timm, Zu den Fragen der antifaschistischen Literatur, a.a.O., S. 38.
81 Ebd.
82 Ernst Bloch, Der Nazi und das Unsägliche, in: Das Wort 9/1938 (3. Jg.), S. 110-114. Zitat ebd. S. 110.
83 Ebd., S. 113.
84 So die Charakterisierung Kraus' durch Ernst Bloch in: Ebd., S. 110.
85 Karl Kraus, Man fragte nicht, in: Die Fackel 888/1933 (35. Jg.), S. 4. Zur zeitgenössischen Diskussion und der Reaktion von Bertolt Brecht vgl. Silvia Schlenstedt, Debatte um die „schweigenden Intellektuellen" und den „Fall" Karl Kraus, in: Dies. (Hg.), Wer schreibt, handelt, Berlin (DDR)/Weimar 1983, S. 218-232.

mien dieses Regimes schien Kraus das Unaussprechliche nach unten offenbar erreicht".[86] Bloch verwirft verschiedene literarische Strategien wie die Groteske, den Witz und die pathetische Sprache zur Darstellung des Unsäglichen, weil sie *„vor dem Nazi-Phänomen ungenau"* seien. *„Besser als die ätzende, auch glühende Sprache ist die beschreibende dran, erst recht die wissenschaftliche."*[87] *„Wissenschaftlich"* meint hier auch die Reportage, *„sofern sie nicht auf Oberfläche und bloße Symptome beschränkt"* ist, und die *„Montage"*, in der ausgesucht treffende Momente die Realität erleuchten.[88] Die Berichte über die Konzentrationslager haben die *„Wirklichkeit ausgepackt und haben die unsägliche wenigstens bezeichnet, wenn auch nicht erschöpft".*[89] Der Vorteil der deskriptiven Darstellung sei, daß sie, *„mit der Feuerzange, wie es sich hier gehört"*, in das *„volle Nazileben"* hineingreife. Bloch bleibt allerdings skeptisch gegenüber den sprachlichen Möglichkeiten und ihrer Umsetzung in Literatur. *„Die Schwierigkeit hat immer denselben Grund: es war möglich große Verbrechen mit ihrer Aura haarscharf abzubilden, aber die sprachlichen Verkehrsmittel reichen nicht oder noch nicht bis zu gigantisch gewordenen Kellerasseln. Daher wird die bisher vorliegende antifaschistische Literatur nicht vieles hinterlassen, woraus spätere Zeiten sich deutlich vorstellen können, was in der heutigen grassiert hat. Sie werden Dokumente und Einzelzüge vorfinden, auch Material für Kolportageromane großen Stils..., aber wahrscheinlich kein Gemälde des Inferno insgesamt... Der Wortgewaltige, der die heutigen Objekte adäquat darstellen wollte, müßte irr und verbrecherisch sein wie Céline, souverän wie Tolstoi."*[90]

Bertolt Brecht stellt an den Anfang seiner *„Erörterungen"*, die er auf dem „Ersten Internationalen Schriftstellerkongreß zur Verteidigung der Kultur" in Paris am 23. Mai 1935 im Saal der Mutualité vortrug, den sprachlichen Abnutzungsprozeß der literarischen Berichte über die nationalsozialistischen Terrormethoden. Weder *„großes literarisches Talent"* noch *„echter Zorn"* machen seiner Ansicht nach die sehr wichtigen Schilderungen eindringlich. Die ersten Berichte über die Torturen in den Gefängnissen und Konzentrationslagern riefen in der Öffentlichkeit noch Schreie des Entsetzens und der Hilfe hervor. Diese brachen jedoch ab, *„als tausend geschlachtet waren und des Schlachtens kein Ende war"*. Statt dessen *„breitete sich Schweigen aus, und es gab nur mehr wenig Hilfe"*. Daraus ergibt sich für Brecht die Frage, warum sich der Mensch abwendet. Er tut dies ihm zufolge, *„wenn er keine Möglichkeit des Eingreifens sieht"* und er verweilt *„nicht bei dem Schmerz eines anderen, wenn er ihm nicht helfen kann".*[91] Deshalb schlägt Brecht vor zu fragen: *„Warum fällt der Schlag"* auf die Op-

---

86 Ernst Bloch, Der Nazi und das Unsägliche, a.a.O., S. 110, Bloch verwendet hier den Ausdruck *„Stehsärge"* aus der Lagersprache, der eine spezielle Tortur innerhalb der Lagerhaft bezeichnen sollte. In der veränderten Fassung dieses Textes in der Gesamtausgabe der Schriften Blochs, deren Quelle nicht nachgewiesen ist, ist nach *„Stehsärge"* das Wort *„Todeslager"* eingefügt. Vgl. Ernst Bloch, Der Nazi und das Unsägliche, in: Ders., Politische Messungen, Pestzeit, Vormärz (Gesamtausgabe Band 11), Frankfurt am Main 1985, S.185-192, hier S. 185.

87 Ebd., S. 113.

88 Ebd., S. 114.

89 Ebd.

90 Ebd.

91 Bertolt Brecht, Eine notwendige Feststellung zum Kampf gegen die Barbarei, in: Ders., Werke. Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe. Herausgegeben von Werner Hecht, Jan Knopf, Werner Mittenzwei, Klaus-Detlef Müller, Bd. 22, Frankfurt am Main/Berlin/Weimar 1993, S. 141-146, Zitate S. 142-143.

fer[92] und wo liegt die *„Wurzel der Rohheit"?*[93] Er fordert dazu auf, sich mit dem *„Grundübel"*, den *„kapitalistischen Eigentumsverhältnissen"*, zu beschäftigen.
Franz Carl Weiskopf räumt in seinem 1948 veröffentlichten „Abriß der deutschen Literatur im Exil 1933-1947" der Literatur über die Konzentrationslager einen breiten Raum innerhalb der frühen Emigrationsliteratur ein. Er hebt ihre Funktion hervor und weist auf die spezifischen Rezeptionsprozesse dieser Literatur hin. Sie habe *„Millionen von Menschen"* erreicht und wie kein anderes Aufklärungsmittel geholfen, *„den Begriff der braunen Barbarei anschaulich zu machen"*.[94] Weiskopf zählt zu dieser Gruppe von Exiltexten sowohl die Texte von ehemaligen Gefangenen als auch die Texte von Nicht-Inhaftierten.
Diese literaturhistorisch und analytisch angelegten, teilweise konträren Äußerungen aus dem aktivistisch orientierten antifaschistischen Spektrum des Exils sind durch weitere Äußerungen aus dem allgemein politisch heterogen zusammengesetzten Exil zu erweitern und zu kontrastieren.

Die literaturwissenschaftliche Forschung nach 1945

Michael Moll faßt in seiner 1987 abgeschlossenen Dissertation über die Lyrik, die zwischen 1933 bis 1945 in den Gefängnissen, Ghettos und Konzentrationslagern entstand, den Forschungstand dahingehend zusammen, daß ein wissenschaftliches Interesse *„im deutschsprachigen Raum noch kaum vorhanden"* sei.[95] Dreizehn Jahre später sieht Constanze Jaiser in ihrer Dissertation über die Gedichte aus dem Frauenkonzentrationslager Ravensbrück die Forschung zur Kunst und Literatur aus den Konzentrations- und Vernichtungslagern *„bislang noch immer in den Anfängen stehend"*.[96] Diese Befunde über das Forschungsinteresse an der Lyrik, die in der Gesamtzeit der zwölfjährigen Herrschaft des Nationalsozialismus in Lagern und Gefängnissen verfaßt wurde, sind auch für die verschiedenen anderen Literaturformen, die während der Periode zwischen 1933 bis 1939 entstanden, gültig. Selbständige literaturwissenschaftliche Arbeiten zu diesem Themenbereich und auf diesen Zeitraum bezogen, sind rar. Sofern die Literaturwissenschaft sich mit diesem Thema beschäftigt, geschieht dies meist im Rahmen der Exilliteraturforschung. Durch deren Aktivitäten ist auch der Zugang zu den Texten möglich.

---

92 Ebd., S. 143.
93 Ebd., S. 145.
94 Franz Carl Weiskopf, Unter fremden Himmeln. Ein Abriß der deutschen Literatur im Exil 1933-1947, Berlin 1948, S. 78; vgl. auch ders., „Hier spricht die deutsche Literatur!", in: Gegen-Angriff 15/1935; der Artikel erschien aus Anlaß des zweiten Jahrestages der nationalsozialistischen Bücherverbrennung zum 10. Mai 1935 und wurde wieder abgedruckt in: Zur Tradition der deutschen sozialistischen Literatur. Eine Auswahl von Dokumenten, Bd. 1: 1926-1935, Berlin (DDR)/Weimar 1979, S. 833-838. Weiskopf erwähnt in diesem Artikel die *„Konzentrationslager-Romane"* von Willi Bredel, Karl Billinger, Heinz Liepmann und Wolfgang Langhoff, s. ebd. S. 837.
95 Michael Moll, Lyrik in einer entmenschlichten Welt. Interpretationsversuche zu deutschsprachigen Gedichten aus nationalsozialistischen Gefängnissen, Ghettos und KZs, Frankfurt am Main 1988, S. 42. Die in den siebziger Jahren einsetzende Forschung in den Vereinigten Staaten durch Anglisten und Judaisten faßt Andrea Reiter zusammen. Vgl. dies., „Auf daß sie entsteigen der Dunkelheit". Die literarische Bewältigung von KZ-Erfahrung, Wien 1995, S.11-16.
96 Constanze Jaiser, Poetische Zeugnisse, a.a.O., S. 15.

Die bibliographische Exilliteraturforschung konzentriert sich bisher auf die Inventarisierung der Exilliteratur, die Erfassung der Exilperiodika und die Rekonstruktion der Biographien der Autorinnen und Autoren.[97]
In der DDR bestand in der Deutschen Bibliothek Leipzig eine Sammlung zur Exilliteratur, die ständig erweitert wurde. In der Bundesrepublik wurde die systematische Sammlung von Exilliteratur und von Quellen zur Exilforschung erst Mitte der sechziger Jahre in Form der Forschungsstelle für Exilliteratur der Deutschen Bibliothek in Frankfurt/Main institutionalisiert.[98] Seit dem Beginn der achtziger Jahre verbesserte sich die Quellenlage durch die Sammlung von Originalveröffentlichungen in der „Hamburger Arbeitstelle für deutsche Exilliteratur", die 2001 in „Walter-A.-Berendsohn-Forschungsstelle für deutsche Exilliteratur" umbenannt wurde, wesentlich. Durch den Katalog der Bücher und Broschüren des Deutschen Exilarchivs und das Nachlaßinventar der „Quellen zur deutschen politischen Emigration 1933-1945" ist ein begrenzter Zugang zu den Texten möglich.[99] In Anthologien sind Textauszüge über die Konzentrationslager sowohl aus der Perspektive des Exils[100] als auch aus der der Gefängnisliteratur versammelt.[101] Sie bündeln Textausschnitte von antifaschistischen Schriftstellerinnen und Schriftstellern bzw. schreibenden politischen Gefangenen. In jüngerer Zeit sind Textsammlungen zu verschiedenen Konzentrationslagern erschienen. In einer Sammlung zum Konzentrationslager Oranienburg ist der erste authentische Bericht des aus diesem Konzentrationslager geflohenen SPD-Abgeordneten Gerhart Seger wieder abgedruckt.[102] Ihm werden Auszüge aus dem „Anti-Braunbuch" des damaligen Lagerkommandanten Werner Schäfer gegenübergestellt, einem Beispiel für die nach der Veröffentlichung des „Braunbuchs über Reichstagsbrand und Hitler-Terror" ausgelöste kurzzeitige Gegenpropaganda der Nationalsozialisten.[103] Eine Antholo-

---

97 Vgl. Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933. International Biographical Dictionary of Central European Émigrés. Herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte München und von der Research Foundation for Jewish Immigration, Inc., New York. Gesamtleitung: Werner Röder und Herbert A. Strauss, 3 Bde., München u.a. 1980-1983; Renate Wall, Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen im Exil 1933-1945, 2 Bde., Freiburg i. Br. 1995; Siglinde Bolbecher/Konstantin Kaiser, Lexikon der österreichischen Exilliteratur, Wien u.a. 2000.

98 Vgl. Heinz Boberach, Quellen zur Exilforschung. In: Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945. Herausgegeben von Claus-Dieter Krohn u.a., Darmstadt 1998, Sp. 1209-1222.

99 Deutsches Exilarchiv 1933-1945. Katalog der Bücher und Broschüren, a.a.O.; Quellen zur deutschen politischen Emigration 1933 - 1945. Inventar von Nachlässen, nichtstaatlichen Akten und Sammlungen in Archiven und Bibliotheken der Bundesrepublik Deutschland. Herausgegeben im Auftrag der Herbert und Elsbeth Weichmann Stiftung von Heinz Boberach u.a., München u.a. 1994.

100 Die bisher umfassendste Anthologie von literarischen und politischen Texten gab der jüdische Emigrant Ernst Loewy heraus: Exil. Literarische und politische Texte aus dem deutschen Exil 1933-1945. Bd. 1: Mit dem Gesicht nach Deutschland, Frankfurt am Main 1981, Kapitel E: Hinter Stacheldraht, S. 226-255. Vgl. auch Bd. 3: Perspektiven, Frankfurt am Main 1981, Kapitel D: Zeit der Bewährung - der deutsche Widerstand.

101 Kurt Kreiler (Hg.), Sie machen uns langsam tot. Zeugnisse politischer Gefangener in Deutschland 1780-1980, Darmstadt/Neuwied 1983.

102 Gerhart Seger, Oranienburg. Erster authentischer Bericht eines aus dem Konzentrationslager Geflüchteten. Mit einem Geleitwort von Heinrich Mann, in: Hans Biereigel, Mit der S-Bahn in die Hölle, a.a.O., S. 25-114.

103 Werner Schäfer, Konzentrationslager Oranienburg. Das Anti-Braunbuch über das erste deutsche Konzentrationslager, Berlin o. J. (März 1934). Schäfer gehörte zwischen 1921 und 1925 dem völkischen Bund „Olympia" an und trat am 1. November 1928 der NSDAP bei. 1932

gie mit Texten ehemaliger Häftlinge des Konzentrationslager Buchenwald versucht aus den Berichten, Erinnerungen und Gedichten den Alltag der Häftlinge und die Geschichte des Konzentrationslagers zu rekonstruieren. Im Vorwort wird als Motivation für die Erstellung des Lesebuchs hervorgehoben, daß viele *„Darstellungen von überlebenden Häftlingen, die Zeugnis ablegen, weithin in Vergessenheit geraten und aus dem öffentlichen Bewußtsein verschwunden sind"*.[104]

Die bisherige wissenschaftliche Erforschung der zeitgenössischen Literatur über die Konzentrationslager beschränkt sich sowohl in Darstellungen zur Exilliteratur als auch in den entsprechenden Kapiteln meist sozialgeschichtlich orientierter Literaturgeschichten auf die Erwähnungen schon bekannter Texte.[105] Diese werden auch im Zusammenhang mit der *„antifaschistischen Widerstandsliteratur"*, die innerhalb Deutschlands entstand, wahrgenommen. Wolfgang Emmerich spricht den *„authentischen Erfahrungsberichten aus faschistischen KZs und anderen Haftanstalten"* eine *„aufklärerische, das Deutschlandbild des Auslands erhellende und korrigierende Funktion"* zu.[106]

Wolfgang Brekle geht in seiner umfassenden Untersuchung über die „Schriftsteller im antifaschistischen Widerstand 1933-1945 in Deutschland" sowohl auf die illegale Arbeit von Mitgliedern des „Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller" (BPRS) in Deutschland als auch auf die antifaschistische literarische Arbeit in Haftanstalten und Konzentrationslagern zwischen 1933 und 1939 ein.[107] Die Veröffentlichungen von Texten jüdischer Häftlinge, die nach den Pogromen im November 1938 inhaftiert wurden, werden in Brekles Darstellung nicht erwähnt. In einzelnen Portraits zeichnet er die Aktivitäten der Mitglieder des BPRS nach. Die Zeit bis zur Auflösung des BPRS um 1935, in der fast alle in Deutschland verbliebenen BPRS-Mitglieder in die Mühlen der nationalsozialistischen Repression gerieten und in Gefängnissen und Konzentrationslagern inhaftiert waren, wird allerdings nur kursorisch behandelt. Diesen Mangel beheben auch neuere biographisch ausgerichtete Veröffentlichungen über den BPRS

---

wurde er Mitglied der SA, 1934 Sturmbahnführer, von April 1933 bis zum 31. März 1934 war er Kommandant des Konzentrationslagers Oranienburg, vom 1. April 1934 bis 1942 Kommandeur der Strafgefangenenlager im Emsland, zuletzt im Rang eines Regierungsdirektors. 1942 wurde er in die Wehrmacht eingezogen. Im September 1945 wurde er von der britischen Militärregierung verhaftet und 1949 wegen Haftunfähigkeit entlassen. 1950 wurde er unter Anrechnung seiner Internierungs- und Untersuchungshaft vom Schwurgericht beim Landgericht Osnabrück wegen *„Verbrechen gegen die Menschlichkeit in Tateinheit mit Körperverletzung im Amt... zu einer Gefängnisstrafe von vier Jahren verurteilt"*. 1953 wurde er vom Vorwurf der *„Verbrechen gegen die Menschlichkeit"* freigesprochen. Vgl. Hans Biereigel, Mit der S-Bahn in die Hölle, a.a.O., S. 115-116; Elke Suhr, Die Emslandlager, Bremen 1985, S. 61-63.

104 Holm Kirsten/Wulf Kirsten im Auftrag der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora (Hg.), Stimmen aus Buchenwald. Ein Lesebuch. Mit einem Vorwort von Wulf Kirsten, Göttingen 2002, S. 7.

105 Vgl. Jan Hans, Literatur im Exil, in: Jan Berg u. a., Sozialgeschichte der deutschen Literatur von 1918 bis zur Gegenwart, Frankfurt am Main 1981, S. 417-466, hier S. 437; Erwin Rotermund, Deutsche Literatur im Exil 1933-1945, in: Victor Žmegač (Hg.), Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Bd. III/1: 1918-1945, Frankfurt/M. 1984, S. 186-317, hier S. 220-222, S. 225.

106 Wolfgang Emmerich, Die Literatur des antifaschistischen Widerstandes in Deutschland, in: Horst Denkler/Karl Prümm (Hg.), Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen-Traditionen-Wirkungen, Stuttgart 1976, S. 427-458, Zitat ebd. S. 440.

107 Wolfgang Brekle, Schriftsteller im antifaschistischen Widerstand 1933-1945 in Deutschland, Berlin (DDR)/Weimar 1985.

nicht, da ihr Forschungsinteresse eher auf die Zeit der Weimarer Republik gerichtet ist.[108]

Florian Vaßen schließt in seiner Untersuchung über die „antifaschistische Widerstandsliteratur in Deutschland" diejenigen literarischen Texte, die von Autorinnen und Autoren nach ihrer Flucht im Ausland bzw. nach dem Ende des Nationalsozialismus geschrieben wurden, aus. Dies begründet er durch deren Entstehung und zwar durch die Kriterien der Schreibsituation, der Wirkungsabsicht und der Rezeption. Darunter fallen auch die Texte, *„die zwar während des Faschismus geschrieben wurden, aber nicht einmal einer reduzierten Widerstandsöffentlichkeit (Konzentrationslager, Gefängnis, illegale Gruppe) bekannt waren, sondern erst nach dem Krieg veröffentlicht wurden"*.[109] Er faßt unter die Rubrik *„KZ-Literatur"* primär Gedichte und Lieder, die unter den Bedingungen der Kerker und Konzentrationslager sowie der Isolation und Folter die Identität bewahren helfen sollten. Die unter diesen Umständen entstandenen Prosaformen haben dagegen wegen der besonderen Merkmale dieser Literatur - der Gefahr bei illegaler Produktion und Rezeption - kaum eine zeitgenössische Bedeutung erlangt, weil sie erst nach der Befreiung veröffentlicht werden konnten.[110]

Genauere Analysen zur zeitgenössischen Literatur über die Konzentrationslager sind bisher nur im Zusammenhang mit einzelnen, mittlerweile kanonisierten Texten zu finden, zum Beispiel zu Anna Seghers „Das siebte Kreuz" (1942)[111] oder zu Willi Bredels autobiographisch gefärbtem Roman „Die Prüfung" (1934). Hierbei ist zu berücksichtigen, daß Anna Seghers nicht selbst inhaftiert war, sondern ihren Roman auch aufgrund von Gesprächen mit entlassenen Häftlingen geschrieben hat.[112] Willi Bredels Roman wurde bisher primär aus der Perspektive der antifaschistischen Widerstandsliteratur analysiert.[113] Hermann Boeschenstein bezieht in seine „Bemerkungen" über „Das Konzentrationslager in der deutschen Literatur" ebenfalls Willi Bredels „Die Prüfung" sowie Wolfgang Langhoffs Tatsachenbericht „Die Moorsoldaten" (1935) ein.[114] Beide

---

108 Christoph M. Hein, Der „Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands". Biographie des kulturpolitischen Experiments in der Weimarer Republik, Münster u.a. 1991.

109 Florian Vaßen, „Literatur unter dem Schafott". Die antifaschistische Widerstandsliteratur in Deutschland, in: Thomas Bremer (Hg.), Europäische Literatur gegen den Faschismus 1922-1945, München 1986, S. 33-52, Zitat ebd. S. 34.

110 Vgl. ebd., S. 42-44.

111 Mit einem Vorabdruck des Romans wurde in der Zeitschrift „Internationale Literatur" (Moskau), Heft 6-8/1939, begonnen. Die angekündigte Fortsetzung blieb ohne eine Begründung der Redaktion aus. Alexander Stephan interpretiert die Einstellung des Abdrucks als Folge des am 23. August 1939 unterzeichneten deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes. Vgl. Alexander Stephan, Anna Seghers. Das siebte Kreuz. Welt und Wirkung eines Romans, Berlin 1997, S. 25-26.

112 Vgl. Alexander Stephan, Anna Seghers, a.a.O., S. 23-24.

113 Manfred Hahn, „Dokumentarische Wahrheit erzählend gestalten." Willi Bredel: Die Prüfung. Roman aus einem Konzentrationslager, in: Sigrid Bock/Manfred Hahn (Hg.), Erfahrung Exil. Antifaschistische Romane 1933-1945. Analysen, Berlin (DDR)/Weimar 1979, S. 94-138; Katrin Pallowski, Überfälliger Hinweis auf eine antifaschistische Arbeiterliteratur. Willi Bredels Roman Die Prüfung, in: Lutz Winckler in Zusammenarbeit mit Christian Fritsch (Hg.), Antifaschistische Literatur Bd. 3, Königsstein/Ts. 1979, S. 19-33; Lutz Winckler, Willi Bredel *Die Prüfung*: Oder von den Schwierigkeiten literarischer Selbstprüfung, in: Christian Fritsch/Lutz Winckler (Hg.), Faschismuskritik und Deutschlandbild im Exilroman, Berlin (West) 1981, S. 119-131.

114 Hermann Boeschenstein, Das Konzentrationslager in der deutschen Literatur. Einige Bemerkungen, in: Jörg Thunecke (Ed.), Formen realistischer Erzählkunst. Festschrift for Charlotte Jolles. In Honour of her 70th Birthday, Nottingham 1979, S. 66-78.

Texte bedienen sich zur Vermittlung der *„Wahrheit"* realistischer und naturalistischer Stilmittel.[115]
Verschiedene Lehrbücher,[116] Darstellungen[117] und Handbuchartikel[118] zur Exilliteratur weisen auf die spezifische *„Form der KZ-Berichte"* hin und heben hervor, daß diese einen eigenen Literaturtypus herausgebildet haben.[119] Diese allgemeine Bestimmung wird jedoch nicht anhand einzelner Texte nachgewiesen. Außerdem wird auf die Intentionen der Veröffentlichungen und die durch sie ausgelösten Rezeptionsprozesse hingewiesen, wobei diese aber nicht selbst untersucht werden.[120]
Die literaturwissenschaftliche Grundlagenforschung und motivgeschichtliche Forschungen stellen die Haftzeit in den Konzentrationslagern als einen Teil der Gesamtbiographie der Autor(inn)en dar. Die sich aus den Texten ergebenden spezifischen inhaltlichen Fragestellungen oder Fragen der Rezeption werden dabei nicht untersucht. Teilaspekte dieser Fragenkomplexe finden bisher nur bei Forschungen über einzelne ‚prominente' inhaftierte Schriftsteller Beachtung, z.B. zu Erich Mühsam[121] und zu Carl von Ossietzky.[122] Marian Malet zeichnet in einem Aufsatz die Aktivitäten von Irmgard Litten zur Rettung des später von den Nationalsozialisten ermordeten Rechtsanwaltes Theodor Litten und die Entstehung des von ihr hierüber in England geschrieben Buches nach.[123] Beachtung fand auch der österreichische Journalist Bruno Heilig. Er schrieb im englischen Exil seine Erlebnisse während der Massenfestnahmen nach dem „Anschluß" Österreichs im März 1938 nieder, bei denen es zu besonders brutalen Demütigungen der jüdischen Bevölkerung kam und berichtete über seine Erfahrungen während der Inhaftierung in den Konzentrationslagern Dachau und Buchenwald.[124] Obwohl in deutscher Sprache verfaßt, wurde der Text 1941 zunächst in englischer Sprache veröffentlicht, während die deutsche Fassung erst 1947 erschien.
Ein 1987 von Rolf D. Krause publizierter Aufsatz stellt das Verhältnis von „KZ-Wirklichkeit und KZ-Darstellung zwischen 1935 und 1940" in den autobiographischen KZ-

115 Vgl. ebd., S. 66-68.
116 Frithjof Trapp, Deutsche Literatur im Exil, Bern u.a. 1983.
117 Alexander Stephan, Die deutsche Exilliteratur 1933 - 1945. Eine Einführung, München 1979.
118 Alexander Stephan, Die intellektuelle, literarische und künstlerische Emigration, in: Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945, a.a.O., Sp. 30-46.
119 Frithjof Trapp, Deutsche Literatur im Exil, a.a.O., S. 15.
120 Alexander Stephan, Die intellektuelle, literarische und künstlerische Emigration, a.a.O., Sp. 39.
121 Hubert van den Berg, Die Ermordung Erich Mühsams. Stellungnahmen und Diskussionen deutscher Emigranten 1934 bis 1935, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd. 12, München 1994, S.174-190. Zu Zensl Mühsam vgl. Charles Jacquier, Ein Brief von Jean-Paul Samson an Romain Rolland über Zensl Mühsam, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16/2001, S. 503-512.
122 Charmain Brinson/Marion Malet (Hg.), Rettet Ossietzky! Dokumente aus dem Nachlaß von Rudolf Olden, Oldenburg 1990; Frithjof Trapp/Knut Bergmann/Bettina Herre, Carl von Ossietzky und das politische Exil. Die Arbeit des `Freundeskreis Carl von Ossietzky´ in den Jahren 1933-1936 (Ausstellungskatalog), Hamburg 1988.
123 Marian Malet, Beyond Dachau. Irmgard Litten in England, in: Charmain Brinson/Richard Dove/Anthony Grenville u.a. (Hg.), Keine Klage über England? Deutsche und österreichische Exilerfahrungen in Großbritannien 1933-1945, München 1998, S. 124-136.
124 Andrea Reiter, Autobiographical reports of former concentration camp immates written in exile in Great Britain: Bruno Heilig, Ella Lingens-Reiner, Kitty Hart, in: Siglinde Bolbecher (Hg.), Literatur und Kultur des Exils in Großbritannien, Wien 1995, S. 74-85.

Berichten der Exilliteratur dar.[125] Er gibt gleichzeitig einen ersten Überblick über die Primärtexte und faßt seine *„Beobachtungen"* in sechs Thesen zusammen. Krause geht davon aus, daß erstens das Bild der Konzentrationslager in den Veröffentlichungen bis zum Kriegsbeginn *„fast ausschließlich"* von den Lageranfängen 1933/34 beherrscht und deshalb verkürzt sei. Zweitens seien die Konsolidierung des nationalsozialistischen Regimes sowie der politische und ökonomische Funktionswandel der Konzentrationslager Vorgänge gewesen, die sich teilweise *„außerhalb der Wahrnehmungsreichweite der Gefangenen abspielten"*. Drittens gebe es einen *„Mangel an autobiographischen Berichten nach 1935/36"*. Der *„Grundgestus"* der autobiographischen Texte über die Haft in Konzentrationslagern sei viertens ohne Unterschied ihrer politischen und sozialen Herkunft objekt- und abbildorientiert. Die KZ-Autobiographik sei fünftens in *„eigentümlicher Weise subjektlos"*. Der Autor bzw. die Autorin als Subjekt in den Texten garantiere *„vor allem"* die Authentizität des Erzählten und die Faktizität des Geschilderten. Die Vor- und Nachgeschichte der Inhaftierung bleibe ausgeblendet. Sechstens hätten die Autorinnen und Autoren aus der *„Präsentation von Fakten"* in einer *„idealisierten Gerichtssituation"* Konsequenzen für die Zukunft erwartet und somit ein *„zutiefst idealistisches Weltbild eines gesamtgesellschaftlich gewendeten naiven Empirismus"* offenbart.[126]

Dieser aus der Perspektive der literarischen Gattung Autobiographie aufgestellte erste Aufriß über die Texte ist nicht nur aufgrund der Beschränkung der ins Blickfeld gerückten Textsorten begrenzt. Krause stützt sich in erster Linie auf Autorinnen und Autoren, die aus politischen Gründen inhaftiert wurden. Verfasser und Verfasserinnen, die aus sozialen und rassistischen Gründen verfolgt wurden, werden von ihm nicht berücksichtigt. Diese schmale und homogene Zusammensetzung der Textbasis von Krauses Untersuchung mißachtet somit die Mehrdimensionalität der Verfolgungsgründe. Aber auch über diese Kritik hinaus ist seinen Thesen entschieden zu widersprechen. Die zweite These, die eher aus historiographischer Perspektive von Bedeutung ist, wird durch den in die Untersuchung einbezogenen Autor Bruno Bettelheim widerlegt. Denn Bettelheim schließt aus dem Wechsel der sozialen Zusammensetzung der Häftlinge in den Konzentrationslagern auf die Veränderung der Gruppen, die in das Visier der nationalsozialistischen Verfolgung gerieten. Die erste und dritte These, die sich auf die Entstehungszeit der Texte beziehen, sind durch den Verweis auf unveröffentlichte Autobiographien von jüdischen Häftlingen, wie die Manuskripte, die für den Wettbewerb „Mein Leben in Deutschland vor und nach 30. Januar 1933" entstanden, sowie durch Texte, die an fernen Exilorten geschrieben und veröffentlicht wurden, zu relativieren. Die Objekt- und Abbildorientiertheit der Texte und die hieraus von Krause konstatierte Subjektlosigkeit ist erst im Detail zu erweisen und zu belegen. Der Vorwurf des idealistischen *„naiven Empirismus"* erscheint eher als ein „Richtspruch" des Forschenden, denn als eine Beschreibung und Darstellung des Geschriebenen.

---

125 Rolf D. Krause, KZ-Wirklichkeit und KZ-Darstellung zwischen 1933 und 1940, in: Edita Koch/Frithjof Trapp (Hg.), Realismuskonzeptionen der Exilliteratur zwischen 1935 und 1940/41, Maintal 1987, S. 176-188.

126 Rolf D. Krause, KZ-Wirklichkeit und KZ-Darstellung zwischen 1933 und 1940, a.a.O., S. 177-183.

Verallgemeinernd ist zu fragen, warum aus literaturwissenschaftlicher Perspektive bisher keine weitere, vertiefende Auseinandersetzung mit diesen Texten stattgefunden hat. Schon zu Beginn der achtziger Jahre mahnte Sigrid Weigel in ihrer Untersuchung über die „Theorie und Gattungsgeschichte der Gefängnisliteratur" an, daß die Beschäftigung mit der Literatur von Gefangenen des nationalsozialistischen Regimes auf einer *„Analyse der Auslese- und Vernichtungspläne der Nazis aufbauen"* müsse. Folglich seien diejenigen Menschen in das Blickfeld der Forschung zu rücken, *„die das nationalsozialistische Bild einer politischen und rassischen Volksgesundheit störten"*.[127]
Während die Literaturwissenschaft die vielfältigen literarischen Erinnerungsformen, die unter dem Eindruck des Vernichtungskrieges, der damit verbundenen Ausweitung des Lagersystems sowie der Errichtung der Vernichtungslager entstanden, intensiv dokumentiert und erforscht, ist eine Untersuchung der Texte aus der Anfangszeit der *„Lagerisierung"*[128] des gesamten Lebens im Nationalsozialismus bisher ausgeblieben. Die Forschung über Texte aus der und über die Zeit ab 1938 wird unter dem Themenkomplex „Literatur und Holocaust" weitergeführt.[129] Dagegen wurden Texte jüdischer Menschen über ihre Verfolgung und Haft in den „frühen Konzentrationslagern" bisher nicht beachtet.

Andere Forschungsbereiche

Soziologische, historiographische und volkskundliche Forschungen zum Themengebiet sind für eine sozialhistorisch und interdisziplinär orientierte Untersuchung literarisch-dokumentarischer Texte unablässig einzubeziehen. Die historische Erforschung des Lagersystems, des Alltags in den Lagern und der Situation der verschiedenen Häftlingsgruppen hat zusammenfassende und vergleichende Gesamtdarstellungen hervorgebracht.
Wolfgang Sofsky baut seine soziologische Studie über die Konzentrationslager auf der spezifischen Textsorte der *„littérature de témoignage"* von Häftlingen auf, weil diese die mikroskopische Beschreibung des Lageralltags mit theoretischer Reflexion verbinde und so einen Zugang zur Bedeutungswelt der Gefangenen eröffne, den historiographische Darstellungen nicht bieten können.[130]
Die historiographische Forschung zum Nationalsozialismus und über das Exil hat seit langem auf den Quellenwert von autobiographischen Texten aufmerksam gemacht. Schon Anfang der achtziger Jahre wurde deutlich, wie groß der Anteil der exillierten

127 Sigrid Weigel, „Und selbst im Kerker frei...!" Schreiben im Gefängnis. Zur Theorie und Gattungsgeschichte der Gefängnisliteratur (1750-1933), Marburg 1982, S. 96-97.
128 Gudrun Schwarz, Die nationalsozialistischen Lager, Frankfurt am Main 1996, S. 30.
129 Vgl. Auswahlbibliographie, in: Nicolas Berg/Jess Jochimsen/Bernd Stiegler (Hg.), Shoah - Formen der Erinnerung. Geschichte, Philosophie, Literatur,Kunst, München 1996, S. 285-307, speziell zu Literatur S. 304-307; Sem Dresden, Holocaust und Literatur, Frankfurt/Main 1997; Jan Philipp Reemtsma, Die Memoiren Überlebender. Eine Literaturgattung des 20. Jahrhunderts, in: Mittelweg 36 4/1997 (6. Jg.), S. 20-39; Sven Kramer, Auschwitz im Widerstreit. Zur Darstellung der Shoah in Film, Philosophie und Literatur, Wiesbaden 1999; Text und Kritik, Heft 144, Literatur und Holocaust, München 1999; Thomas Taterka, Dante Deutsch. Studien zur Lagerliteratur, Berlin 1999.
130 Wolfgang Sofsky, Die Ordnung des Terrors, a.a.O. S. 25.

Schriftstellerinnen und Schriftsteller an der Produktion und Veröffentlichung von zeitgenössischen Berichten über nationalsozialistische Konzentrationslager zwischen 1933 und 1939 ist. Klaus Drobisch würdigte die Texte der deutschsprachigen Exilliteratur und -publizistik der Vorkriegsjahre als *„historische Dokumente"*. Sie erreichen ihm zufolge eine relativ geschlossene zeitgenössische Beschreibung der Konzentrationslager und stellen somit *„die erste Phase der Geschichtsschreibung über die faschistischen Konzentrationslager"* dar.[131]
Literaturwissenschaftliche Aspekte wie Motivik, Gattungen, Ästhetik und Rezeption spielten in der historischen Betrachtung der Erinnerungsberichte jedoch keine Rolle. Erst neuere biographische Quelleneditionen heben die literarische Qualität dieser Texte hervor. In ihnen wird das bloß ‚Geschehene' nicht allein abgebildet oder reproduziert, sondern sie weisen durch die Fülle der erzählten Erlebnisse und die Vielzahl der dargestellten Personen über die Berichtsform hinaus.[132]
Aus volkskundlicher Perspektive wurde die Bedeutung der Musik im Konzentrationslager für den Alltag und die Häftlingskultur, speziell in den ersten Jahren des Aufbaues des System der Konzentrationslager, eindrucksvoll dokumentiert und untersucht.[133]

Ausblick

Die Beschäftigung mit Exilliteratur wurde in den sechziger Jahren programmatisch als Modell für die Analyse von Gegenwartsliteratur verstanden. Die Verflechtung von Literatur und Gesellschaft, Kunst und Politik sei herauszuarbeiten sowie die Dominanz des Realismus und der engagierten Literatur in den Vordergrund zu stellen.[134] Diese Prioritäten werden in neueren Forschungsberichten als „Mythen" charakterisiert. Neue methodische Impulse für die Exilliteraturforschung seien dagegen von strukturanalytisch orientierten Ansätzen zu erwarten, die *„an Vergleichen, an Ambivalenzen und offenbleibenden Widersprüchen"* interessiert seien. Ihr Gegenstand sind Forschungen über Minderheiten sowie *„die Analyse historischer und zeitgenössischer Ausgrenzungs- und Vernichtungsdiskurse"*, so Lutz Winckler in einem Artikel über die Wirkungsgeschichte der Exilforschung.[135] Bei derartigen Strukturanalysen sei die immer wieder postulierte und bisher in geringem Maße umgesetzte Interdisziplinarität fruchtbar zu machen. Beispielsweise sei das Exil der „kleinen Leute" sowie die jüdische Massenemigration in den Blick der Forschung zu rücken. Diesen Vorschlägen ist ebenso zuzustimmen, wie der von Guy Stern 1994 formulierten Forderung nach einer

131 Klaus Drobisch, Zeitgenössische Berichte über Nazikonzentrationslager 1933-1939, in: Jahrbuch für Geschichte 26/1982, Berlin (DDR), S. 103-133, Zitat ebd., S. 103. Vgl. auch Klaus Drobisch/Günther Wieland, System der NS-Konzentrationslager 1933-1939, a.a.O., S. 165-172, S. 327-336.
132 Michael Wildt, Einleitung, in: Hans Reichmann: Deutscher Bürger und verfolgter Jude: Novemberpogrom und KZ Sachsenhausen 1937 bis 1939, München 1998, S. 40.
133 Guido Fackler, „Des Lagers Stimme" - Musik im KZ, a.a.O.
134 Hans-Albert Walter, Emigrantenliteratur und deutsche Germanistik, in: Colloquium Germanica 3/1971, S. 313-320.
135 Lutz Winckler, Wirkungsgeschichte, in: Handbuch der deutschsprachigen Emigration 1933-1945, a.a.O., Sp. 1144-1156, Zitat ebd. Sp. 1150.

vergleichenden Erforschung marginalisierter Gesellschaftsgruppen und ihrer Unterdrückung sowohl anhand der von ihnen selbst als auch der über sie verfaßten Texte.[136] Die bisherigen bibliographischen und biographischen Ergebnisse der Exilliteraturforschung sind als Grundlage für die Untersuchung der inhaltlichen Thematiken der in der Haft und im Exil geschriebenen Texte zu nutzen. Zu fragen ist auch, inwieweit in den literarischen Texten des Exils die rassistische und antisemitische Realität im nationalsozialistischen Deutschland einen Ausdruck findet. Nimmt das literarische Exil die verschiedenen konkreten Ausgrenzungs- und Terrormaßnahmen im nationalsozialistischen Deutschland wahr und inwieweit spielen sie in den Texten, politischen Aktionen und Äußerungen eine Rolle? Wir wissen inzwischen zwar viel über die Autobiographik, die in den Konzentrationslagern während des Holocaust entstand, über Texte, die die Haft in den Konzentrationslagern vor dem Holocaust darstellen, wissen wir dagegen sehr wenig. Bei den wenigen vorhandenen Untersuchungen dominieren Texte, die von „prominenten" Häftlingen verfaßt wurden. Wenig bekannt ist hingegen über die Berichte von unbekannten Häftlingen und die Haft der „kleinen Leute" sowie über Texte, die an entlegenen Orten des Exils veröffentlicht wurden und sowohl von der Forschung als auch von der Öffentlichkeit bisher nicht rezipiert worden sind.

Zeitgenössische Literatur über nationalsozialistische Konzentrationslager 1933 bis 1939. Eine Auswahlbibliographie

Die Bibliographie verzeichnet vorwiegend selbständig erschienene Primärtexte, die zwischen 1933 und 1939 geschrieben und veröffentlich wurden. In Auswahl sind auch Texte aufgeführt, die nach 1945 über die Haft in diesem Zeitraum verfaßt wurden.

Abraham, Max: Juda verrecke. Ein Rabbiner im Konzentrationslager. Teplitz-Schönau: Druck- und Verlagsanstalt 1934

Als sozialdemokratischer Arbeiter im Konzentrationslager Papenburg. Moskau/Leningrad: Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR 1935

„Angeklagter Hitler". Protokolle, Augenzeugen- und Tatsachenberichte aus den faschistischen Folterhöllen Deutschlands. Zürich/Paris: Mopr-Verlag o. J. (ca. 1933)

Balk, Theodor (d.i. Fedor Dragutin): Ein Gespenst geht um. Einleitung von Egon Erwin Kisch. Paris: Combat o.J. (1934)

Ball, Fritz: „Dreimal verhaftet". Auszugsweise veröffentlicht in: Ball-Kaduri, Kurt Jacob: Das Leben der Juden in Deutschland im Jahre 1933. Ein Zeitbericht. Frankfurt/Main 1963, S. 59-60

Becher, Johannes R.: Deutscher Totentanz 1933. In: Johannes R. Becher: Gedichte 1926 bis 1935. Berlin (DDR)/Weimar 1966 (=Gesammelte Werke, Bd. 3)

Beimler, Hans: Das Mörderlager Dachau - Vier Wochen in den Händen der braunen Banditen. Moskau/Leningrad: Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in

136 Vgl. Guy Stern, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Exilliteratur?, in: Ders., Literarische Kultur im Exil. Gesammelte Beiträge zur Exilforschung (1989-1997), Dresden 1998, S. 12-23, hier S. 13.

Karl Billinger

Schutzhäftling Nr. 880

TANZ MAL JUDE!

VON
DACHAU
BIS
SHANGHAI

Meine Erlebnisse in den Konzentrationslagern
DACHAU - BUCHENWALD - GETTO SHANGHAI
1933–1948

Hugo Burkhard

der UdSSR August 1933. Neuausgabe Berlin/DDR 1980; englische Ausgabe London 1935

Billinger, Karl (d. i. Paul Massing): Schutzhäftling 880. Aus einem deutschen Konzentrationslager. Paris: Edition du Carrefour 1935; Nachdruck München: Roger und Bernhard 1978

Bilz, Brigitte; Bilz, Fritz: Diesen Menschen hat man mir erschlagen. Briefe aus Gestapohaft und KZ. Köln: Emons 1999

Bonhoeffer, Dietrich: Auf dem Wege zur Freiheit. Gedichte und Briefe aus der Haft. Berlin 1954

Braunbuch über Reichstagsbrand und Hitler-Terror. Basel: Universum Bücherei 1933

Brecht, Bertolt: An die Kämpfer in den Konzentrationslagern. In: Lieder, Gedichte, Chöre. Paris: Edition Carrefour 1934

Bredel, Willi: Die Prüfung. Roman aus einem Konzentrationslager. London: Malik 1934; Moskau/Leningrad: Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR 1935

Ders.: Der Antifaschist Edgar André vom Tode bedroht. Strasbourg: Éditions Prométhée o.J. (1936)

(Bund proletarisch revolutionärer Schriftsteller Deutschlands): Rückfall in die Barbarei! In: Stich und Hieb. Nr. 1/1933 und in: Arbeiter Illustrierte Zeitung Nr. 38/1933, wieder in: Zur Tradition der deutschen sozialistischen Literatur. Eine Auswahl von Dokumenten. Bd. 1: 1926-1935. Berlin (DDR)/Weimar 1979, S. 583-585

Bund proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands: Hirne hinter Stacheldraht. Kollektivbericht des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands. Basel: Universum-Bücherei 1934

Burger, Felix (d.i. Kurt Grossmann): Juden in brauner Hölle. Augenzeugen berichten aus SA-Kasernen und Konzentrationslagern. Prag: Die Abwehr o. J. (Herbst 1933)

Bürger, Kurt (d.i. Karl Ganz) (Hg.): Aus Hitlers Konzentrationslagern. Moskau, Leningrad: Verlagsgenossenschaft ausländischer Arbeiter in der UdSSR 1934

Burkhard, Hugo: Tanz mal Jude! Von Dachau bis Shanghai. Meine Erlebnisse in den Konzentrationslagern Dachau - Buchenwald - Getto Shanghai 1933-1948. Nürnberg: Reichenbach o. J. (1965), 2. Aufl. 1967

Deutsch für Deutsche. (Tarnschrift. Herausgeber und Vorwort: Schutzverband Deutscher Schriftsteller und Deutsche Freiheitsbibliothek, Paris. Mit 4 Fotomontagen von John Heartfield) Leipzig: Verl. für Kunst und Wissenschaft Albert Otto Paul (1935) (=Miniaturbibliothek. Bd. 481/483)

Deutsche Frauenschicksale. Stimmen und Dokumente. (Hg.) Deutsche Union für Recht und Freiheit. London 1937

Das deutsche Volk klagt an. Hitlers Krieg gegen die Friedenskämpfer in Deutschland. Ein Tatsachenbuch. Paris: Editions du Carrefour 1936

Deutschland vom Feind besetzt. Die Wahrheit über das Dritte Reich. Bilder und Dokumente. Zusammengestellt und herausgegeben vom Internationalen antifaschistischen Archiv. Paris 1935

Ecker, Fritz: Die Hölle Dachau. Betrachtungen eines Gemarterten nach sieben Monaten Dachau. Karlsbad 1934

Eise, Albert: Briefe aus dem Konzentrationslager. Hrsg. und bearbeitet von Anne-Bärbel Blaes. Vallendar-Schönstatt: Patris-Verlag, 1997

Fechenbach, Felix: Mein Herz schlägt weiter. Briefe aus der Schutzhaft. St. Gallen: Kultur-Verlag; Nachdruck der Ausgabe St. Gallen 1936. Mit einem Vorwort v. Heinrich Mann, einem Beitrag v. Robert M. W. Kempener und einem Nachwort v. P. Steinbach. Passau: Andreas Haller 1987

Ferber, Walter: 55 Monate Dachau. Ein Tatsachenbericht. Mit einem Geleitwort von Barbara Distel und einer biographischen Würdigung von Reinhard Bockhofer. Bremen: Donat 1993

Finkenstein, Kurt: Brief aus der Haft 1935-1943. Herausgegeben, kommentiert und eingeleitet von Dietfried Krause-Vilmar. Kassel: Verlag Winfried Jenior 2001

Folterhölle Sonnenburg. Tatsachen- und Augenzeugenbericht eines ehemaligen Schutzhäftlings. Zürich, Paris: MOPR o. J. (1934)

Frauen unter faschistischem Terror! - Frauen in der Solidaritäts- und Kampffront. Material des EK der Internationalen Roten Hilfe für die Delegierten des Internationalen Frauen-Welttreffens gegen Krieg und Faschismus vom 4.-6. August 1934 in Paris. Bearbeitet von E. Winter. Zürich, Paris: MOPR-Verlag 1934

Freund, Julius: O Buchenwald. Klagenfurt: Verlag Ferdinand von Kleinmayr 1945

Fučík, Julius: Reportage unter dem Strang geschrieben. Wien: Globus-Verlag 1946; vollständige deutsche Ausgabe Bonn: Pahl-Rugenstein 2000

Der gelbe Fleck. Die Ausrottung von 500.000 deutschen Juden. Zusammengestellt v. Lilly Becker. Paris: Edition du Carrefour 1936

Goetzoff, Paul: Als Schutzhaftjude zehn Wochen in Dachau. (Palästina 1940). In: Sinn und Form 1/1995 (47. Jg.), S. 76-96

Grünwiedl, Martin: Dachauer Gefangene erzählen. München 1934

Haag, Lina: Eine Handvoll Staub. Mit einem Vorwort von Oskar Maria Graf. Erstveröffentlichung 1947; wieder Frankfurt am Main: Röderberg 1985 (=2. Aufl.)

Hackel, Franz: Auf Kerkerwände gekritzelt. Gedichte eines Gefangenen. Zittau: Selbstverlag 1951

Hartheim wohin unbekannt. Briefe & Dokumente. Herausgegeben von Johannes Neuhauser und Michaela Pfaffenwimmer. Weitra: Bibliothek der Provinz 1992 (= publication PNo1)

Heiden, Konrad: Der Pogrom. Dokumente der braunen Barbarei. Das Urteil der zivilisierten Welt. Vorwort Heinrich Mann. Zürich/Paris: Verlag für soziale Literatur 1939. Amerikanische Ausgabe: The New Inquisition. Tr. Heinz Norden. (Intro. by Hendrik Willem van Loon) New York: Starling Press, Alliance Book Corporation (1939); Französische Ausgabe: Les vêpres hitleriennes. Nuits sanglantes en Allemagne. Tr. de l`allemand. Paris: F. Sorlot (1939)

Heilig, Bruno: Menschen am Kreuz. Berlin: Neues Leben 1947. Zuerst englische Ausgabe: Men Crucified. London: Eyre and Spottiswoode 1941

Henschke, Heinz: Gedichte aus den Lagern Esterwegen und Aschendorfmoor 1937-1939. Berlin o. J. (Ms.)

Henze, Wilhelm: „Hochverräter raus!“ Geschichten, Gedichte und Zeichnungen eines Moorsoldaten. Herausgegeben von Habbo Knoch. Bremen: Temmen 1992

Herz, Gabriele: Das Frauenlager von Moringen und Schicksale in der frühen Nazi-Zeit. o. J., o. O. (New York 1940-1941)

Hesse, Hans (Hg.): Hoffnung ist ein ewiges Begräbnis. Briefe von Dr. Hannah Vogt aus dem Gerichtsgefängnis Osterrode und aus dem KZ Moringen 1933. Bremen 1997

Hiller, Kurt: Schutzhäftling 231. In: Neue Weltbühne Nr. 49-52/1934; Nr. 1-7/1935

Hiob, Hanne; Koller, Gerd (Hg.): „Wir verreisen...“ in die Vernichtung. Briefe 1937-1944. Hamburg: Konkret 1993

Hirne hinter Stacheldraht. Kollektivbericht des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller Deutschlands. Basel: Universum-Bücherei 1934

Hirsch, Werner: Sozialdemokratische und kommunistische Arbeiter im Konzentrationslager. Straßbourg: Ed. Prométhée 1934 (= Schriften der proletarischen Einheit; 5)

Ders.: Hinter Stacheldraht und Gitter. Erlebnisse und Erfahrungen in den Konzentrationslagern und Gefängnissen Hitlerdeutschlands. Zürich/Paris: Mopr-Verlag 1934

Hitlers Geisel. Paris 1938

Hochhäuser, Abraham: Unter dem gelben Stern. Ein Tatsachenbericht aus der Zeit von 1933 bis 1945. Koblenz: Humanitas 1948

Die Hölle Sonnenburg. Tatsachen- und Augenzeugenbericht eines ehemaligen Schutzhäftlings. Zürich/Paris o. J.

Hornung, Walter (d.i. Julius Zerfaß): Dachau. Eine Chronik. Zürich: Europa-Verlag 1936; Nachdruck in: Julius Zerfaß (Walter Hornung): Dachau 1933. Eine Chronik. Herausgegeben von Hajo Knebel. Kirn: Stadt Kirn 1988 (= Werkausgabe Julius Zerfaß; Bd. 3)

Ibach, Karl: Kemna : Wuppertaler Lager der SA; 1933. Wuppertal-Barmen: Vereinigung d. Verfolgten d. Nazi-Regimes 1948; Nachdruck Wuppertal: Hammer 1981

„Ihr seid nicht vergessen!“ Deutsche Opferchronik. Hrsg.: Rote Hilfe Deutschland. Paris o. J.

Jacob, Berthold (Hg.): „Warum schweigt die Welt?“ Paris: Éditions du Phénix 1936 (= Phoenix-Bücher; Nr. 225)

Katz, H. W. (d.i. Herz Wolff Katz): Schloßgasse 21. Roman. Frankfurt am Main: Fischer 1986; Amerikanische Erstausgabe: Nr. 21 Castle Street. New York 1940

Kisch, Egon Erwin: In den Kasematten von Spandau. Aus den ersten Tagen des Dritten Reiches. In: Arbeiter Illustrierte Zeitung Nr. 11-17/1933 (12. Jg.), Prag; wieder in: Ders.: Mein Leben für die Zeitung 1926-1947. Journalistische Texte Bd. 2. Berlin (DDR)/Weimar: Aufbau 1983 (= Gesammelte Werke in Einzelausgaben, IX), S. 320-337

Klausch, Hans-Peter: Jakob de Jonge. Aus deutschen Konzentrationslagern in den niederländischen Untergrund. Bremen: Edition Temmen 2002

Klinger, Max (d.i. Geyer, Curt Theodor): Volk in Ketten. Deutschlands Weg ins Chaos. Karlsbad: Graphia 1934

Kolbenhoff, Walter: Untermenschen. Roman. Kopenhagen: Trobris 1933; Nachdruck: Berlin (West): Verlag europäische Ideen, Klaus Guhl 1979

Konzentrationslager. Ein Appell an das Gewissen der Welt. Ein Buch der Greuel. Die Opfer klagen an. Dachau, Brandenburg, Papenburg, Königstein, Lichtenburg, Colditz, Sachsenburg, Moringen, Hohnstein, Reichenbach, Sonnenburg. Bearb. Fritz Ecker, Irene Herzfeld, Arthur Müller. Karlsbad: Verlagsanstalt Graphia 1934 (Probleme des Sozialismus 9)

Kopp, Guido: Ich aber habe leben müssen... Die Passion eines Menschen des 20. Jahrhunderts. Salzburg: Ried-Verlag 1946

Kowollik, Paul: Das war Konzentrationslager Buchenwald. Waldkirch i. Br.: Waldkircher Verlagsgesellschaft 1946

Kreglinger, Paul: Judenverfolgung in Deutschland! Juda verrecke! Mißhandlungen - Ächtung – Boykott. Dokumente die die Kulturwelt erschüttern! Utrecht 1933

Kulisiewicz, Aleksander: Adresse Sachsenhausen. Literarische Momentaufnahmen aus dem KZ. Herausgegeben von Claudia Westermann. Aus d. Polnischen v. Bettina Eberspächer. Gerlingen: Bleicher 1997

Landau, Lola; Wegner, Armin T.: Welt vorbei. Abschied von den sieben Wäldern. Die KZ-Briefe 1933/34. Berlin: Verlag Das Arsenal 2000

Langhoff, Wolfgang: Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager. Unpolitischer Tatsachenbericht. Zürich: Schweizer Spiegel Verlag 1935

Lernen Sie das schöne Deutschland kennen. Ein Reiseführer, unentbehrlich für jeden Besucher der Olympiade. (Tarnbroschüre, mehrsprachig), o. O., o. J. (1936)

Lewy, Jizchak Baruch: Erlebnisse eines Rabbiners im Konzentrationslager. Jerusalem: Erez Israel Press 1940

Liepman, Heinz: Das Vaterland. Ein Tatsachen-Roman aus dem heutigen Deutschland. Amsterdam. van Kampen & Zoon 1933; Frankfurt am Main: Fischer 1981

Ders.: „...wird mit dem Tode bestraft“ Zürich: Europa 1935; Nachdruck der Ausgabe Zürich 1935, mit einem biographischen Abriß zu Heinz Liepman von Ruth Liepman und einem Nachwort v. Hans-Albert Walter, Hildesheim: Gerstenberg 1986 (= Exilliteratur 19), engl.: Fires Underground. A Narrative of the Secret Struggle Carried on by the Illegal Organizations in Germany under Penalty of Death. Tr. R.T. Clark. Philadelphia: Lippincott 1936, London: Harrap (1936)

Ders.: Ein Alltag im Konzentrationslager. In: Neue Weltbühne, Nr.38 (21. Sept. 1933), S. 1179-1182

Litten, Irmgard: Die Hölle sieht dich an. Der Fall Litten. Mit einem Vorwort von Rudolf Olden. Paris: Editions Nouvelles Internationales 1937

Dies.: Eine Mutter kämpft. Rudolstadt 1947; wiederveröffentlicht unter dem Titel: „Eine Mutter kämpft gegen Hitler“, 1984, zuerst London, Paris, New York, Shanghai, Mexiko 1940

Lorant, Stefan: I Was Hitlers Prisoner. Leaves from a prison diary. Translated from the German by James Cleugh. London: Gollancz 1935; deutsche Ausgabe: Ich war Hitlers Gefangener. Ein Tagebuch 1933. München 1985

Lorbeer, Hans: Die Gitterharfe. Gedichte 1933-1945. Berlin: Dietz 1948

Lubbe, Marinus van der: De Brieven uit de Gevangenies te Berlijn. Dordrecht 1933

Lux, Albert: Von Görings Kriegsflugstaffeln in Görings Zuchthäuser. Selbsterlebnisse eines elsässischen Soldaten des Weltkriegs. Strasbourg 1938

Majewski, Witold: Six Months in a German Prison. London 1942

Malraux, André: Die Zeit der Verachtung. Novelle. Übersetzt von Alfred Kurella. Paris: Editions du Carrefour 1936

Marum, Ludwig: Briefe aus dem Konzentrationslager Kislau. Karlsruhe: Müller 1988 (=2. Aufl.)

Mord im Lager Hohenstein. Berichte aus dem Dritten Reich. Moskau/Leningrad 1933. Englische Ausgabe: Murder in Camp Hohenstein and other stories. A cross current of the Hitler Regime. By Johannes R. Becher, G.P. Ulrich, Peter Conrad, A.S. Gles, Hans Scheer. Illustrations by Griffel. London: Lawrence (1933)

Mühsam, Erich: Briefe an Zeitgenossen. Eingeleitet und herausgegeben von Gerd W. Jungblut. Berlin (West): Verlag Klaus Guhl 1978; darin: Verse für Kreszentia Mühsam. Gefängnis Plötzensee 28.7.1933, S. 247-248 und Postkarte an Kreszentia Mühsam, Oranienburg 22.6.1934, S. 249

Mühsam, Kreszentia: Der Leidensweg Erich Mühsams. Zürich/Paris: MOPR-Verlag 1935; Neuausgabe Berlin 1994

Nansen, Odd: Von Tag zu Tag. Ein Tagebuch. Aus dem Norwegischen. übertragen. von Ingeborg Goebel. Hamburg : Dulk, 1949

Nazi-Bastille Dachau. Schicksal und Heldentum deutscher Freiheitskämpfer. (Hg.) v. Internationalen Zentrum für Recht und Freiheit in Deutschland. Paris 1939

Niemöller, Martin: Briefe aus der Gefangenschaft. Konzentrationslager Sachsenhausen (Oranienburg). Hrsg. von Wilhelm Niemoeller, Bielefeld : Bechauf, 1979

Nuntius (d.i. Louis Fürnberg): Hölle, Haß und Liebe. Gedichte. (Mit einem Vorwort von Arnold Zweig) London: Lofox 1943

Papers concerning the Treatment of German Nationals in Germany 1935-1939. London: His Majesty's Stationerey Office 1939

La Peste Brune sur l' Allemagne. (Dreisprachig). Paris 1933

Petersen, Jan: Gestapo Trial. A Novel about the German State Police. Translated by Cyrus Brooks. London: Gollancz 1939

Ders.: Und ringsum Schweigen. Erzählungen aus der deutschen Widerstandbewegung 1933/35. Berlin: Dietz o. J. (1949)

Pol, Heinz: After four years. German Concentration Camps. In: Living age. 1936 (März)

Pollatschek, Ernst: Die Kunst des Überlebens: Erinnerungen eines Wiener Juden 1938-1945. Herausgegeben von Walter Grab und Elfie Eckel. Bremen: Donat 1996

Raedt de Canter, Eva; Ernst, Helen: Vrouwengevangenis. Utrecht 1935

Reichmann, Hans: Deutscher Bürger und verfolgter Jude. Novemberpogrom und KZ Sachsenhausen 1937 bis 1939. Bearbeitung: Michael Wildt. München: Oldenbourg 1998 (= Biographische Quellen zur Zeitgeschichte 21)

Reinowski, Hans Johann: Terror in Braunschweig. Aus dem ersten Quartal der Hitlerherrschaft. Bericht. Zürich: Sozialistische Arbeiter-Internationale 1933

Robert, Pierre: Dreißig Monate Z. Hrsg. v. Internationalen Sozialistischen Kampfbund. London: Internationale Verlags-Anstalt, 1937

Röder, Karl: Nachtwache. 10 Jahre KZ Dachau und Flössenburg. Wien/Köln/Graz: Böhlau 1985 (= Dokumente zu Alltag, Politik und Zeitgeschichte 8)

Rost, Nico: Een concentratiekamp in het Derde Rijk. De brouwerij van Oranienburg. Links-Richten 1933

Rote Hilfe Deutschland (Hg.): Material über den Terror in Hitlerdeutschland. o. O. Februar 1936

Rubinstein, Hilde: „Ich wollte nichts als glücklich sein...". Gefängnistagebücher unter Hitler und Stalin. Erzählungen, Gedichte und Essays. Herausgegeben von Maria Empting, Stefan Greif. Paderborn 1994

Schödler, Heinrich: Im Dritten Reich gefangen. 24. September 1934 bis 12. November 1938. Wettingen 1939

Schönstedt, Walter: Auf der Flucht erschossen. Ein SA-Roman. Paris: Editions du Carrefour 1934, Basel: Universum-Bücherei 1934

Schulz, Arnold: Schutzhäftling 409. Essen 1947

Das Schwarzbuch. Tatsachen und Dokumente. Die Lage der Juden in Deutschland 1933. Hrsg. Vom Comité des Delegations Juives, Paris 1934; Nachdruck: Frankfurt am Main/Berlin/Wien: Ullstein 1983

Seger, Gerhart Heinrich: Oranienburg. Erster authentischer Bericht eines aus dem KZ Geflüchteten. Mit einem Geleitwort v. Heinrich Mann. Karlsbad 1934 (= Probleme des Sozialismus); als Tarnschrift unter dem Titel: „Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit". Leipzig-Plagwitz: Harmonie-Verlag, o. J. (ca. 1934) (= Volk und Führer, H. 5); Nachdruck: Berlin (West): Guhl 1979

Seghers, Anna: Das siebte Kreuz. Ein Roman aus Hitlerdeutschland. Mexiko: Editorial El Libro Libre 1942; erste Teilabdrucke in: Internationale Literatur. Moskau 1939, H. 6-8

Siegelberg, Mark: Schutzhaftjude Nr. 13877. Shanghai: The American Press 1940

Sokollik, Jupp: Ein Lichtstrahl im Kerker. Gedichte aus dem Konzentrationslager Esterwegen. Berlin: Frieling 1998

Solmitz, Fritz: Aufzeichnungen von Dr. Fritz Solmitz im Konzentrationslager Fuhlsbüttel vom 15. bis 18. 9. 1933. In: Timpke, Henning: Das KL Fuhlsbüttel. In: Studien zur Geschichte der Konzentrationslager. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1970, S. 26-28

Solmitz, Walter: Bericht über Dachau (1939). In: Grolle, Joist: Bericht von einem schwierigen Leben: Walter Solmitz (1905 bis 1962) Schüler von Aby Warburg und Ernst Cassierer. Berlin, Hamburg 1994, S. 89-126

The Sonnenburg torture camp. By an escaped prisoner. New York: Workers International. Relief (u.a.), 1934

Soyfer, Jura: Dachau-Lied. In: Aufbau. New York 15.03.1940

Stimmen aus Buchenwald. Ein Lesebuch. Mit einem Vorwort von Wulf Kirsten. Herausgegeben von Holm Kirsten und Wulf Kirsten im Auftrag der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora. Göttingen: Wallstein 2002

Der Strafvollzug im III. Reich. Denkschrift und Materialsammlung. Herausgegeben von der Union für Recht und Freiheit. Prag 1936

Thälmann, Ernst: Zwischen Erinnerung und Erwartung. Autobiographische Aufzeichnungen. Frankfurt/Main: Röderberg 1977

Theodor Eike. Aus dem Leben eines der größten Sadisten und Mörders aller Zeiten. o. O., 1939; als Tarnschrift unter dem Titel: Der Geist des neuen Staates. Dokumente zur Zeitgeschichte

Trotz alledem! Sammelband antifaschistischer deutscher Erzähler. (Mit einem Vorwort von Erich Weinert: Moskau, im Juli 36) Erich Weinert (Redaktion). Kiew: Staatsverlag der nationalen Minderheiten der USSR 1938

Ueckert-Hilbert, Charlotte (Hg.): Fremd in der eigenen Stadt. Erinnerungen jüdischer Emigranten aus Hamburg. Hamburg: Junius 1989

Ullmann, Hans: Das Konzentrationslager Sonnenburg. In: Dachauer Hefte 13/1997, S. 80-91

Utsch, Bert: Gestapo-Häftling 52478 aus dem KZ Oranienburg - Sachsenhausen. Vorwort von Bert Irvin. Ottobeuren: Selbstverlag 1945

Valtin, Jan (d.i. Richard Krebs). Out of the Night. 1941. Deutsche Ausgabe: Tagebuch der Hölle. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1957 und Nördlingen: Greno 1986

Verse der Emigration. Gesammelt von Heinz Wielek (d.i. Franz Osterroth. Mit einem Nachwort des Herausgebers). Karlsbad: Verlagsanstalt „Graphia" 1935 (= Braunes Deutschland. Nr.1)

Vogt, Hannah: Hoffnung ist ein ewiges Begräbnis. Briefe von Dr. Hannah Vogt aus dem Gerichtsgefängnis Osterode und dem KZ Moringen 1933. Hrsg. v. Hans Hesse. Bremen: Edition Temmen 1998

Walter, Hermann (d.i. Kurt R. Grossmann): Der gelbe Fleck. Ein Bericht vom Frühjahr 1933 mit Bildbeilage. Prag: Liga gegen den Antisemitismus 1933

Was bleibt ist Hoffnung. Eine Briefdokumentation aus Brandenburger Konzentrationslagern, Zuchthäusern und Gefängnissen der NS-Zeit 1933-1945. Eingeleitet und bearbeitet v. Kurt Adamy u.a. Potsdam: Brandenburgische Landeszentrale für politische Bildung 1994

Weiskopf, F.C.: Die Stärkeren. Episoden aus einem unterirdischen Krieg. Prag: Neue Deutsche Blätter 1934 (= Schriftenreihe der Neuen Deutschen Blätter Nr.2)

Whatley, Monika: Woman behind Nazi Bars. London: British Non-Sectarian Anti-Nazi Council 1935

Wiechert, Ernst: Der Totenwald. Ein Bericht. Tagebuchnotizen und Briefe. München: Desch 1945

Willmann, Heinz (Ps. Robert Hammer, Roha): Hölle Fuhlsbüttel. Prag 1934
ders.: Edgar Andre. Moskau 1935

Winkel, Emil: Gestapo. Aus der Tätigkeit der Geheimen Staatspolizei. Zürich 1934

„Wir Haben uns als Deutsche gefühlt". Lebensrückblicke und Lebenserinnerungen jüdischer Emigranten und Lagerhäftlinge. Herausgegeben von Andreas Kruse und Eric Schmitt. Darmstadt: Steinkopff 2000

Wittfogel, Karl A. (u. d. Ps. Hinrichs, Klaus): Staatliches Konzentrationslager VII. Eine „Erziehungsanstalt" im Dritten Reich. Roman. London: Malik 1936; Neuausgabe (Hg. F. Ausländer), Bremen: Edition Temmen 1991

Zarniko, Wilhelm: Neun Jahre lebendig begraben. Ein Tatsachenbericht aus der Hölle der Nazi-KZ. Hamburg: Morawe u. Scheffelt 1946

Jacques Wajnsztejn

Teilbewegungen und ihre Folgen[1]

I. Der momentane Verlauf der Teilbewegungen

Der folgende Text[2] wurde im Januar 1999 als Beilage zu Heft 11 der Zeitschrift „Temps Critiques" veröffentlicht. Er wurde von Jean-Louis Rocca und mir nach Vorfällen bei den „Drei Tagen" des libertären Buchladens „La Gryffe" in Lyon, die aus einem zumindest provokativen Auftreten einer Gruppe von Radikalfeministinnen resultierten, das die Abschlußdebatte brutal unterbrach, ad hoc geschrieben. Da auch die französische antispeziesistische Bewegung[3] ihr Zentrum in Lyon hat und im großen und ganzen mit den Positionen der Feministinnen übereinstimmt, haben wir uns entschlossen, unsere Kritik an den neuen Formen der Teilbewegungen näher auszuführen. Dieser Text wurde von mir für diese neue Ausgabe leicht überarbeitet.

Die polemische Diskussion um die besonderen Kämpfe ist nicht neu. Man findet sie bereits Anfang der siebziger Jahre in der Frauenbewegung („Mouvement pour la libération des femmes", MLF), in der Schwulenbewegung („Front homosexuel d'action révolutionnaire", FHAR), aber auch in revolutionären Gruppen (Gründung der Zeitschrift „Tout" in der „Mao-Sponti"-Bewegung,[4] heftige Polemik in den letzten Ausgaben der ultralinken Zeitschrift „Information et Correspondance Ouvrières" [ICO]). Diese Debatten entwickelten sich im Rahmen einer breiten Protestbewegung gegen die herrschende Ordnung und für die Befreiung der Wünsche. Damals bestand das Problem darin, ob und inwieweit diese Kämpfe Bestandteil des sozialen Krieges gegen den Kapitalismus sind und wenn ja, auf welcher Prioritätsstufe sie eingeordnet werden sollen (gleichauf mit den proletarischen Kämpfen oder untergeordnet) und ob sie eine besondere Organisationsform brauchen. Im selbsternannten revolutionären Milieu leugnet fast niemand, daß es sich um reale Kämpfe handelt, doch es herrschen Zweifel und unterschiedliche Meinungen über die Bedeutung dieser Kämpfe. Was die Frauenbewegung betrifft, so fragen manche nach der Fähigkeit dieser Bewegung, den Stillstand zu überwinden, den ihre Institutionalisierung mit sich bringt. Sie kritisieren auch den unmittelbaren Charakter der Praktiken, die auf die Befreiung von der „kapitalistisch-patriarchalischen" Gesellschaft nur per Zugehörigkeit zum beherrschten Geschlecht abzielen. Trotz all ihrer Beiträge haben sich die Bewegungen tatsächlich in-

---

1 Der folgende Beitrag umfaßt den ersten und den dritten Teil von Jacques Wajnsztejn, Capitalisme et nouvelles morales de l'intérêt et du goût, Paris 2002 (AdÜ).

2 Diese Bemerkung bezieht sich auf „I. Der momentane Verlauf der Teilbewegungen" (AdÜ).

3 Der Begriff „Speziesismus" wird von Peter Singer wie folgt definiert: *„Ähnlich* (wie Rassisten) *messen jene, die ich ‚Speziesisten' nennen möchte, da, wo es zu einer Kollision ihrer Interessen mit denen von Angehörigen einer anderen Spezies kommt, den Interessen der eigenen Spezies größeres Gewicht bei. Menschliche Speziesisten erkennen nicht an, daß der Schmerz, den Schweine oder Mäuse verspüren, ebenso schlimm ist wie der von Menschen verspürte."* Peter Singer, Praktische Ethik, Stuttgart 1984, S. 73/74 (AdÜ).

4 Zur „Mao-Sponti"-Bewegung in Frankreich s. Der Westen wird rot. Die „Maos" in Frankreich: Gespräche und Reportagen. Eingeleitet von Jean-Paul Sartre, München 1973 (AdÜ).

stitutionalisiert (offizieller Feminismus, Ökologie auf Regierungsebene, Apologie des Alltagslebens, Einrichtung des PACS[5]). Unsere Hypothese ist, daß die Renaissance dieser Bewegungen unter radikalisierten Formen ihren zutiefst reformistischen und legalistischen unpolitischen Charakter verbirgt.

1. Was der „Radikalfeminismus" heute „Kämpfe" nennt, entspricht in Wirklichkeit der Behauptung von Positionen. Es herrscht eine Verwechslung zwischen „Kämpfen", die in Wirklichkeit nur Positionen sind, die sich auf Aktivitäten stützen, und Bewegungen, die wie die Frauenbewegung eine historische Dynamik beinhalten, auch wenn ihre Bedeutung nicht sofort gegeben war. Es geht heute einfach darum, Gläubige oder Individuen um sich zu scharen, die dasselbe „Interesse" haben.[6]

Was sich heute als Radikalisierung des Feminismus darstellt, ist die Entscheidung für nicht-gemischte Gruppen als angeblich politische Ablehnung der sozialen Beziehung zwischen den Geschlechtern. Die Frauen könnten demzufolge in einer solchen Beziehung keine Eigenaktivität entwickeln, sich nicht selbst behaupten, auch nicht auf widersprüchliche Weise. Darin kommt zum einen der Gedanke zum Ausdruck, daß die kapitalistischen gesellschaftlichen Verhältnisse die Beziehungen zwischen den Geschlechtern umfassend gestalten, und zum anderen der Wille, den Einfluß des Individualisierungsprozesses auf die zwischenmenschlichen Beziehungen zu negieren. In Wirklichkeit kann man sagen, daß einerseits die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht gänzlich determiniert sind, weil die Individuen heute hinsichtlich dieser Verhältnisse eine gewisse Freiheit haben, und daß andererseits die gesellschaftlichen Verhältnisse nicht die einzige Determinierung der Individuen sind. Es gibt natürliche Determinierungen, die menschlich aufgefaßt werden müssen, das heißt in einer politischen Perspektive der Nicht-Herrschaft, die aber nicht im Rahmen unserer Menschheit überwunden werden können. Das impliziert die Anerkennung der Begrenztheit des menschlichen Lebens und die Tatsache, daß die Existenz der Geschlechter nicht auf eine einfache soziale Konstruktion zurückgeführt werden kann. Wenn man also denkt, es sei möglich, die Begrenztheit des Lebens oder die Geschlechterdifferenzierung zu überwinden, so stellt man sich die menschliche Erfahrung außerhalb der Menschheit vor, wie wir sie kennen. Der Lesbianismus ist eine wichtige Form dieses „Radikalfeminismus", denn er vermittelt die Illusion, die Unterdrückung der Frau bereits hinter sich gelassen zu haben. Abgesehen vom „sexuellen Interesse" findet sich hier ein Wille, eine Welt von Frauen und nicht eine menschliche Gemeinschaft zu schaffen. Selbst der Begriff „pro-feministisch", der manchmal von Männern übernommen wird, zeigt zum einen, wie weit diese Entscheidung rationalisiert wird und zum anderen auch den Grad an Erweckung von Schuldgefühlen, den es bei den Männern voraussetzt, die Beziehungen zu „Radikalfeministinnen" haben möchten.

Beim „Pro-Feministen" verschwindet das Individuum, denn es geht darum, gegen sich selbst zu kämpfen, weil das „Selbst" als herrschendes Wesen definiert wird. Der Akti-

---

5 Pacte Civil de Solidarité Social (Ziviler Solidaritätspakt): *„Der PACS ist ein Vertrag, der zwischen zwei erwachsenen Menschen unterschiedlichen oder gleichen Geschlechts geschlossen wird, und der ihr gemeinsames Leben regelt. Er begründet Rechte und Pflichten für die Partner, vor allem eine gegenseitige materielle Hilfe."* - Aus der Eigendarstellung (AdÜ).

6 S. Yves Bonnet, Réactions, in: La Griffe 12/Winter 1999; wieder abgedruckt in: Jacques Wajnsztejn, Capitalisme et nouvelles morales de l'intérêt et du goût, a.a.O., S. 31-34.

vist verschmilzt mit dem Objekt seiner Aktivität und verliert seine geschlechtsspezifische Identifikation. Es genügt nämlich nicht, antisexistisch zu sein, denn das ist noch eine Position, die die Männlichkeit nicht negiert und daher machistisch bleibt. Wie der Antirassismus ist der Antisexismus in seinen Augen nur eine Gefälligkeit, denn er verpflichtet zu nichts. Er erlaubt es den Individuen, ein gutes Gewissen zu haben und dabei Herrschende zu bleiben. Man muß also jede besondere Position aufgeben, um sich für etwas anderes zu entscheiden, dafür, beherrscht zu werden. Es erstaunt zu sehen, wie weit der Neofeminismus versucht, seinen Materialismus und seinen Anti-Naturalismus auf der Basis des Marxismus zu begründen, und dabei dessen sämtliche Vereinfachungen übernimmt.[7] So bei Christine Delphy, die in ihrer Vorstellung von Hausarbeit fälschlicherweise Produktion und Produktionsweise, Hausarbeit und häusliche Tätigkeit gleichsetzt. Nun ist letztere aber nicht strikt vom ökonomischen Verhältnis strukturiert und bestimmt, sondern ist Teil einer allgemeineren Produktion der menschlichen Existenz. Hier werden die anthropologischen Arbeiten von Maurice Godelier dazu benutzt, alle gesellschaftlichen Verhältnisse, also auch die Geschlechterverhältnisse zu „ökonomisieren", um sie in einer häuslichen Produktionsweise funktionieren zu lassen. Doch auch hier gilt, wie für die gesellschaftlichen Verhältnisse und die zwischenmenschlichen Beziehungen, daß die Geschlechterverhältnisse zwar mit den gesellschaftlichen Verhältnissen zusammenhängen, aber nicht direkt vom ökonomischen Verhältnis bestimmt werden, das das kapitalistische Sozialverhältnis beherrscht. Dieses ökonomische Verhältnis ist nämlich gleichzeitig Selbstverwertung des Kapitals und Absaugen menschlicher Zeit. Für dieses gesellschaftliche Verhältnis kommt es in erster Linie nicht darauf an, daß das Geschlechterverhältnis zur Produktion des Lebens gehört, sondern auf die Art und Weise, wie es sich die menschliche Zeit aneignet und sie rentabel macht. Zur Erläuterung dieser Unterscheidung kann darauf verwiesen werden, daß die Ausbeutung der Zeit, die die Hausfrau damit verbringt, um für ihren Mann das Geschirr zu spülen, nicht viel mit der Ausbeutung der Arbeit durch den Kapitalisten zur Schaffung von Mehrwert zu tun hat. Leider (oder vielleicht glücklicherweise) erweisen sich Versuche wie die von Christine Delphy[8] zur Begründung einer „feministischen Wissenschaft" gegen die männliche Soziologie als ebenso fruchtlos wie die von Stalin und Lyssenko beim Projekt der Schaffung einer „proletarischen Wissenschaft".

Wenn wir das Schema der Klassenkämpfe wieder aufgreifen, stellt sich der Geschlechterkampf folgendermaßen dar: Entweder in der Perspektive der Affirmation des beherrschten Geschlechts; auf dieselbe Weise, wie die Arbeiterklasse versuchte, sich gegen die Bourgeoisie zu behaupten, bestätigt sich das weibliche „Geschlecht", indem es seinen Feind - das „männliche Geschlecht" - benennt, und die Pro-Feministen spielen so die Rolle der kleinbürgerlichen Intellektuellen, die ihre Klasse (ihr Geschlecht) verraten. Oder in einem Versuch zur Abschaffung der Geschlechter als soziale Katego-

---

7 Man kann eine Ähnlichkeit der Überlegungen mit dem leninistisch-stalinistischen Denken feststellen, das vom Intellektuellen oder Künstler forderte, jede eigene Position aufzugeben, um sich in strammer Haltung hinter der Arbeiterklasse, dem Vaterland des Sozialismus oder dem Volk einzuordnen.

8 Christine Delphy, L'ennemi principal, Paris 1998, Vorwort.

rien, was an die radikale Minderheitenposition der Ultralinken erinnert, die behauptet, das Proletariat sei die Klasse zur Abschaffung aller Klassen.
In beiden Fällen wird die Beziehung zu den natürlichen Determinierungen und somit auch die Besonderheit der Geschlechter in der Produktion und Reproduktion der Existenz negiert. Die Produktion der Existenz ist im Hinblick auf die natürlichen Determinierungen ein Zwangsverhältnis, und die Unterwerfung der Frau unter den Mann war einerseits ein notwendiges und nicht willkürliches Element, das aber dem guten Willen (der guten Macht!) der Männer überlassen war. Das rechtfertigt absolut nicht diese Unterwerfung, erlaubt aber, sie als untrennbare menschliche Produktion von Männern und Frauen zu verstehen. Ein Beweis für den historischen Charakter der Unterwerfung der Frau liegt gerade in deren unbestreitbarer Schwächung im Rahmen einer radikalen Veränderung der Existenzbedingungen seit dem letzten Jahrhundert.[9]
Man kann festhalten, daß die Neudefinition der Beziehungen zwischen Männern und Frauen nicht über eine Emanzipation von den natürlichen Determinierungen verläuft, indem man sich auf Biotechnologien und faustische Wahnideen stützt. Sie verläuft auch nicht über Christine Delphys Versuch, den Begriff der sozialen Konstruktion der Klassen von Alain Touraine aufzugreifen, um die Trennung zwischen den Geschlechtern gesellschaftlich zu begründen. Die Geschlechter wie auch die sozialen Klassen sind demzufolge nicht natürlich, sondern von den „Akteuren" produziert bzw. erfunden. Der Begriff der „Geschlechterrolle"[10] dient ihr dazu, die natürliche Determinierung des Verhältnisses zwischen den Geschlechtern zu „sozialisieren". Die Praxis der Vergeschlechtlichung der Orthographie verweist auf diesen Willen, alles zu demokratisieren, dafür zu sorgen, daß jeder, als von seiner sozialen Identität determiniertes Wesen, seinen Platz hat und seine eigenen Codes wiedererkennen kann. Nichts erlaubt uns jedoch zu sagen, daß die sozialen Beziehungen, die wir heute eingehen können, welcher Art sie auch sein mögen (beherrscht oder „nicht-beherrscht"), die Anfänge einer zukünftigen menschlichen Gemeinschaft sein können, die von Gleichheit, Freiheit und dem Ende der Entfremdung gezeichnet sind.
2. Die Kritik des Alltagslebens, die in den Jahren 1968-1975, ebenso wie die Frauenbewegung und die Umweltbewegung, eine kritische Praxis war, beinhaltete manche Verwirrung, die man heute im „Radikalfeminismus" findet:
- Gleichsetzung des Privatlebens mit dem Leben des Individuums; ein Leben, das damals als „banal und beschränkt" bezeichnet wurde. Da das Individuum getrennt von seinen sozialen Beziehungen betrachtet wurde, ging es also darum, es zu resozialisieren, es aufzuwerten, im Rahmen von Klein-Kommunen außerhalb der Gesellschaft sein Leben öffentlich und sein Handeln politisch zu machen. Bei diesem Vorhaben wollte man nicht sehen, daß es kein Individuum außerhalb seiner sozialen Beziehungen gibt. Die sozialen Beziehungen sind nur ein allgemeiner Rahmen, innerhalb dessen der Individualisierungsprozeß den Individuen die Möglichkeit gibt, sich zu bestimmen. Der

---

9 Ebenso ist es vollkommen verrückt, wie die „Radikalfeministinnen" zu behaupten, daß Homosexualität von der gesamten Gesellschaft bestenfalls als Zeichen sexueller Unreife betrachtet werde.

10 Im Französischen gibt es zwei Begriffe für Geschlecht: „sexe" und „genre". „Sexe" meint das Geschlecht im biologischen Sinne, „genre" steht für Geschlechterrolle im sozialen Sinne (AdÜ).

Individualisierungsprozeß ist nicht die Negierung der sozialen Beziehungen, sondern das, was deren Anordnung im Verhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft erzeugt. Dies zu verkennen führte zur Tyrannei der Intimität im Namen der Gemeinschaft.
- Verwechslung von kollektiv und gesellschaftlich. Die Kommunebewegung glaubte sich unmittelbar in die sozialen Kämpfen einbezogen, während ihre sektiererischen Abweichungen eher gezeigt haben, daß sie weitgehend davon abgeschnitten war.
- Verwechslung von öffentlich und politisch. Man behauptet, „das Privatleben ist politisch", doch in der Praxis geht es einfach nur darum, das Privatleben öffentlich zu machen. Diese „Kämpfe" sind unpolitisch, weil sie immer nur einen besonderen Aspekt der Realität erfassen. Die politische Dimension muß die Realität in einer universellen Perspektive angehen, selbst wenn das von einer Besonderheit aus geschieht. Wenn man nun aber sagt, das Private (oder Persönliche) ist politisch, dann sieht man das Politische überall und nirgendwo. Die auf die verschiedenen „Alltäglichkeiten" abzielenden „Kämpfe" ersetzen die Politik durch die Öffentlichkeit des Privatlebens. Alles muß sichtbar werden und bestimmten Verhaltensregeln entsprechen, was gerade das politische Moment auslöscht, das die Konfrontation mit den Regeln der Organisation der Welt und den Grundlagen für ein mögliches Gemeinsames herausstellen könnte.
Diese Öffentlichkeit des Privatlebens, die als radikale politische Intervention verkauft wird, betont die heutige Autonomisierung der Individuen und legitimiert sie als Errungenschaft und als Emanzipation von den alten Determinierungen der Klassengesellschaft (autoritäre Familien, bürokratische Organisation der Arbeit, Einfluß traditioneller Religionen).
Seitdem müssen die Lebensentscheidungen all dieser autonomen Individuen - einschließlich der erratischsten und perversesten - eine Legitimation, eine soziale Anerkennung und ein neues besonderes Recht finden. Wir befinden uns hier in der Kontinuität des Rückzugs auf die Subjektivität der achtziger Jahre (Cocooning, Rehabilitierung des Geheimen, des Intimen, Proklamation der „Rückkehr des Subjekts"), doch während jener Rückzug sich als unterhalb des Politischen (das Private gegen das Öffentliche) oder gar jenseits der Politik (Apologie der „Stämme") verstand, und schließlich sogar zu einer Kollektivierung der Subjektivitäten tendierte, wollen die heutigen „Ismen" überpolitisch sein und in jedem Verhältnis ein Herrschaftsverhältnis entlarven.
Das intime Leben der Individuen regeln zu wollen, ist übrigens das Ziel aller autoritären Theorien. Der „Radikalfeminismus" schließt sich hier der maoistischen Variante an, die den Extrempunkt des totalen Kontrollwahns über die Individuen darstellte. Im sozialistischen China war die Identität der Individuen auf den Status einer unauslöschlichen Klasse reduziert. Der Sohn eines Grundbesitzers hatte automatisch eine Grundbesitzerseele und mußte also vom Volk umerzogen werden. Diese Umerziehung bedeutete eine vollständige Unterwerfung unter die ehemals beherrschten Klassen und eine ständige Selbstgeißelung des früheren Herrschenden. Alles in ihm war zwangsläufig böse. Bei den „Radikalfeministinnen" ist der Mechanismus derselbe. Die Männer oder die Heterosexuellen verkörpern vollständig ihre soziale Identität und können nicht außerhalb von ihr handeln. Es handelt sich um eine Art von Apartheid. Man definiert und klassifiziert die Individuen entsprechend ihrer Zugehörigkeit. Ob diese Zugehö-

rigkeit natürlich oder gesellschaftlich („erworben") ist, ändert nichts daran, abgesehen von der Tatsache, daß für die „sozialen Untermenschen" eine Erlösung durch Umerziehung möglich ist. Wie bei den Maoisten geht es also darum, die Reue bis zum Verschwinden jeglichen identitären Bezugs zu treiben.
Abgesehen vom polizeilichen Charakter dieses Verwirrspiels kann man heute sagen, daß der geringe kritische Gehalt dieser Positionen durch die Tatsache bewiesen wird, daß die Bewegung der Welt diese Verwirrungen als ihr aktuelles Programm ausgibt. Einerseits entspricht die „Öffentlichmachung" des Privatlebens dem Eindringen des kapitalistischen Sozialverhältnisses in alle Bereiche des Lebens, vermittelt durch die Massenmedien, die Technik und das Recht. Andererseits, aber in derselben Bewegung, wird versucht, das Privatleben öffentlich und sichtbar zu machen, um eine Existenz zu beweisen, die keine Zugangsmöglichkeit zum Bereich des Politischen (das heißt zur tatsächlichen Macht) hat. Weil es nichts Politisches mehr gibt, versucht das Private, sich öffentlich zu machen (political correctness, Reality Shows, Geschmack als Politik oder Moral als allgemeine Norm). Daher auch der ständige Appell an den Staat oder an die Gesetze, die „Differenzen" zu regeln. In einem diffusen Sozialen würde die Einheit nur noch über den Staat realisiert, eine Einheit auf der Basis des kleinsten gemeinsamen Nenners. Und jede(r) behauptet dann seine oder ihre Rechte: die Rechte der Frau, die Rechte der Kinder, der Homosexuellen, der alten Menschen, der Tiere usw. Immer mehr Rechte, immer mehr Statuten, wie es die Polemik um den PACS zeigt. Was dieser Radikalismus des Privaten zeigt, ist der Wille, jede Trennung, jede Entfremdung, jeden Widerspruch moralisch zu beseitigen. Es geht darum, die Individuen gegenüber sich selbst transparent und unmittelbar gesellschaftlich zu machen. Es mußte auch das beseitigt werden, was nicht beherrschbar ist, was geheim ist, was nicht rational ist (siehe die ständigen Bezüge der Antispeziesisten auf das Interesse), auch der Schmerz (der „unnötige Schmerz", sagen die Antispeziesisten). Und warum nicht auch den Tod beseitigen, wo es doch darum geht, sich den natürlichen Determinierungen zu entziehen! Also die Begrenztheit des menschlichen Lebens und seine Tragik beseitigen, um in einer grenzenlosen Welt zu landen. Das heißt, man hält sich für allmächtig!
Was bedeutet aber nun „das Persönliche ist politisch", wenn die Entscheidungen über die grundlegenden Dinge im allgemeinen jenseits der Individuen und aufgrund sozialer Interessen getroffen werden, auf die die politische Kritik ziemlich wenig Einfluß hat? Wenn das „Persönliche" zur Sache des Staates (siehe wieder den PACS) und der Wissenschaft (siehe die Biotechnologien) wird, dann zerstört man durch die völlige Vergesellschaftung und Öffentlichmachung des Privatlebens jenen Spielraum, der den Individuen eine Möglichkeit gibt, ihre Existenz zu schaffen und nicht nur, sie zu erdulden. Eine Möglichkeit, sich zum Beispiel trotz einer sexistischen Erziehung anti-sexistisch zu verhalten.
Ebenso wie die Frauenbewegung sich im Feminismus institutionalisiert hat, behauptet sich die Bewegung der Kritik des Alltagslebens heute in einer Alltäglichkeit, die unter dem Deckmantel der Befreiung der Besonderheiten dazu tendiert, eine Art Sittenpolizei zu entwickeln. Sie schließt sich in unerwarteter Weise dem spießbürgerlichen Eifer der christlichen und moslemischen Fundamentalisten an.
3. Diese Kämpfe für Teilziele erscheinen als Sammlung von Forderungen gegen spezifische Herrschaftsverhältnisse gleichwertiger Bedeutung, aber sie münden in nichts,

außer im Gedanken, daß sie in einem „System“ verbunden sind. Nun wird dieses aber nie anders charakterisiert als durch die Summierung der verschiedenen Herrschaftsverhältnisse. Es ist patriarchal, sexistisch, hetero, speziesistisch, weiß... Eben nicht! Nicht alle Emanzipationen haben denselben Wert, wie es der Text „Anarchie et mouvement des femmes“[11] andeutet. Manche haben mit Autorität zu tun und existieren nur vorübergehend oder sind durch den Willen der Individuen rückgängig zu machen, andere gehören zur Ausbeutung oder zur Aneignung. Zum Beispiel hat das Verhältnis Lehrer - Schüler (oder Jünger) nicht viel mit dem Verhältnis Herr - Knecht zu tun.
Das Apriori von „Temps critiques“ besteht darin, von der Universalität auszugehen.[12] Wir stellen die Universalität den Besonderheiten entgegen, was nicht heißt, daß wir jedem besonderen oder Teilbereichskampf die Möglichkeit absprechen, Universalität zu erlangen, jene Universalität der Tat, den die „Orgasmen der Geschichte“ wie die Pariser Kommune, die Russische Revolution in ihren Anfängen und die Spanische Revolution von 1936 erlangten. Es ging dort nicht nur um das Ende eines besonderen Herrschaftsverhältnisses, was meistens dazu führt, anfangs diese Besonderheit mit Gewalt zu behaupten (siehe die nur zu berühmte „Diktatur des Proletariats“) oder Rechte zu fordern, wenn eine reale Bewegung wie die Frauenbewegung dann einen offiziellen Feminismus hervorbringt. Es ging auch nicht darum, abstrakt das Ende aller Herrschaftsverhältnisse zu erklären, was das aktuelle Leitmotiv aller radikalen Teilbewegungen ist, sondern darum, einen revolutionären Prozeß zur Vergesellschaftung aller sozialen Beziehungen in die Wege zu leiten. In dieser Perspektive, die die unsere bleibt, muß die eventuelle Behauptung von Besonderheiten, in ein und derselben Bewegung, zugleich auf deren Überwindung abzielen. Jede Festlegung ist ein Rückschritt.
Ohne eine bestimmte abstrakte Idee von der Einheit der Menschheit ist keine Universalität möglich. Die Universalität ist das, was es erlaubt, die Dimension der Gemeinschaft zu erfassen, auch wenn sie historisch eine Ideologie des Bürgertums darstellte, während der Internationalismus (bis 1914) sein Pendant auf proletarischer Seite repräsentierte. Was diese Konzepte definiert und ihnen einen positiven Inhalt verleiht, ist die Tatsache, daß sie einen Prozeß, eine Spannung anzeigen, während die Affirmation von Differenzen Kategorien fixiert und ihnen einen bestimmten Platz einräumt. Von der Universalität auszugehen heißt auch, von der Gleichheit auszugehen, während von den natürlichen Determinierungen und den Besonderheiten auszugehen bedeutet, unmittelbar eine Differenz zu behaupten, die außerhalb des Feldes der politischen Intervention liegt. So wie Christine Delphy prägnant sagt, daß nur dann, wenn die Frauen die sexuelle oder Geschlechterdifferenz behaupten, das weibliche soziale Wesen seine Einheit bewahren kann. Mit der Gleichheit als Projekt würde man ihr zufolge in das zurückfallen, was sie eine Klassenproblematik nennt, da die Frauen untereinander weniger gleich sind als sie dies im Hinblick auf ihre soziale Herkunft oder ihre Ideologie gegenüber den Männern sind. Einfacher, aber deutlicher und politischer schreibt das Annie Le Brun in „A Distance“: *„Was soll man von dieser zwanghaften Schwesternschaft halten, die unterstellt, daß Gudrun Ensslin Farah Dibah näher steht als Baa-*

---

11 Collectif La Gryffe, Anarchie et mouvement des femmes, in: La Griffe 11/Oktober 1998.
12 Vgl. Temps critiques, Là où nous en sommes, in: Temps critiques 11/Winter 1999, S. 5-20.

der? Was soll man von dieser verdummenden Schwesternschaft halten, die schlicht und einfach die Geschichte, die sozialen Kämpfe, aber auch die umstürzlerische Tradition eines spürbaren, sowohl von Männern wie von Frauen praktizierten Widerstands auslöscht... ?"[13] Man muß einer solchen Position gegenüber also auf einem Unterschied bestehen, gehöre er zur Natur oder zur Unterdrückung, und dazu ist es notwendig, die Unterscheidung in öffentlich und privat zu sprengen.

4. Auf den Differenzen zu bestehen und Besonderheiten zu behaupten kann nur zu zersplitterten Kämpfen führen. „Radikalfeministinnen" und Antispeziesisten sind sich dessen wohl bewußt, wenn sie von der Transversalität der Kämpfe sprechen, wenn sie der Meinung sind, daß die Einheit dieser Besonderheiten das Interesse und die Bedürfnisse sind. Nicht damit zufrieden, daß sie sich hier einer Verbraucher-Ideologie anschließen, die auf den Bedürfnissen beruht, greifen dieselben „Radikalfeministinnen" und Antispeziesisten ihrerseits auf die soziologische Methode des „methodologischen Individualismus" zurück.

Die Gesamtbewegung des Protests gegen das Existierende wird hier als Ergebnis einer Summierung von Kämpfen verstanden. Die kritische Tätigkeit reduziert sich also auf einen Aktivismus der Existenz. Hier wird der zum Beruf gewordene Aktivismus rehabilitiert, doch in einer anderen Form als bei den linken Gruppen der sechziger und siebziger Jahre. Nicht mehr der Aktivismus überflutet und verschlingt das Private, sondern das Privatleben überflutet und schafft diesen totalen Aktivismus. Gegen diese Tendenz der Addierung der Kämpfe scheint es uns unabdinglich, die Notwendigkeit einer Kritik der Herrschaft als globalem Herrschaftssystem zu bekräftigen, das zur Produktion und Reproduktion der gesellschaftlichen Verhältnisse beiträgt. Es geht also nicht darum, all das um sich zu sammeln, zu vereinen oder „zusammenzufassen", was besondere Herrschaftsverhältnisse hervorbringt oder als solche angesehen wird, noch darum, das eine gegenüber dem anderen zu bevorzugen. Es geht darum, zu unterscheiden, was aus dieser zum System gewordenen Herrschaft hervorgeht, was aus Beziehungen zwischen Individuen resultiert, die sich im Laufe des Individualisierungsprozesses verändern; Beziehungen, die Ungleichheit beinhalten können und die man „De-facto-Herrschaftsverhältnisse" nennen könnte.[14] Sexuelle Praktiken, Ernährungspraktiken, Organisation des Alltagslebens, Paarbeziehungen sind gewiß Schauplatz von ideologischen Pressionen, von Gewalt, von überkommener Entfremdung, doch sie verweisen überhaupt nicht auf eine Apparatur von gesetzlichen Zwängen. So kann man der Meinung sein, daß die Frauenbewegung eine universelle politische Dimension besaß, in der sie sich einer institutionalisierten Herrschaft über die Frauen als Bestandteil eines globalen Herrschaftssystems widersetzte. Heute, da dieser institutionelle und legale Aspekt verschwunden ist, bleiben im wesentlichen nur noch De-facto-Herrschaftsverhältnisse in den Beziehungen zwischen den Individuen und übriggebliebene gewohnheitsmäßige Diskriminierungen, die die neuen Gesetze zu vereiteln versuchen. Da diesbezüglich der Sieg fast gesichert ist, wie die strahlenden Aussichten der zu-

---

13 Annie Le Brun, A Distance, Paris 1985, S. 48.

14 Die Filme Rainer Werner Faßbinders beschreiben auf ergreifende Weise diese Defacto-Herrschaftsverhältnisse in homosexuellen sowie in Paar- und sonstigen Beziehungen. Einer seiner Filme bringt dies übrigens sehr gut in seinem Titel zum Ausdruck: „Faustrecht der Freiheit". Bei diesen Fragen handelt es sich nämlich nie um Recht im juristischen Sinne des Wortes.

künftigen Soldatinnen zeigen, ist es das Böse, das sich in jedes herrschende Individuum verkrochen hat, das es auszulöschen gilt. Daher der psychosoziologische Aspekt der heutigen „Kämpfe". Es ist das Individuum, das verändert werden muß, da es der Modernisierung der gesellschaftlichen Rollen widersteht.
Für uns heißt eine Kritik des Herrschaftssystems hingegen, sich für das zu interessieren, was die Individuen gemeinsam haben, das heißt für das, was über die zwischenmenschlichen Beziehungen und ihre unmittelbaren Identitäten, über den Zusammenschluß der Individuen in gesellschaftlichen Zwangszusammenhängen oder identitätsstiftenden Kämpfen hinausgeht. Trotzdem geht es nicht um die Vorstellung, daß die Individuen über ihren sozialen Beziehungen schweben, sondern darum, daß die politische Intervention einen allgemeinen Rahmen der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse schaffen kann und nicht den Inhalt der gegenwärtigen und zukünftigen zwischenmenschlichen Beziehungen bestimmen muß. Die Gleichheit, die wir fordern, zielt nicht darauf ab, die natürlichen Determinierungen abzuschaffen oder die Geschmäcker zu vereinheitlichen, sondern darauf, jedem einzelnen zu erlauben, in Gleichheit mit anderen die Regeln und die Funktionsweise einer Welt zu bestimmen, die uns gemeinsam ist.

II. Die Grundlagen der Teilbewegungen und ihre Folgen

Die politische Kritik der neuen Moral, die wir im ersten Teil formuliert haben, entsprang einem ad hoc und mit heißer Feder geschriebenen Text. Im folgenden erscheint es uns notwendig, die Basis unserer Kritik näher zu erläutern. Wir mußten also auf die Grundlagen dieser Teilbewegungen und, genauer gesagt, auf deren theoretische Quellen zurückgehen, aus denen heraus sich ihre „Radikalisierung" entwickelte.

Mai '68 und die Entfaltung der neuen Subjektivität

Die Bewegung der Dialektik der Klassen führte die Individualisierung und die Durchkapitalisierung der Gesellschaft an einen Punkt, an dem die Widersprüche, die das kapitalistische Produktionssystem zu integrieren glaubte, neu auftauchten. Der Prozeß der Selbstproduktion der Menschheit erfolgte, wenigstens in ihrer historischen Entwicklung, d.h. seit der Auflösung der primitiven Gesellschaften, auf der Basis der Produktion und der Transformation nur der *äußeren Natur* (das, was gemeinhin Natur genannt wird) durch die Arbeit, obwohl zu den Voraussetzungen der Menschheit im Hinblick auf ihre menschliche Entwicklung, was Marx die *Gattungstätigkeit* nennt, ebenso ihre *innere Natur* (innere Determinierungen der Gattungsnatur, die als „*Privatsphäre*" erscheint) gehört. Indem die Arbeit sich als Produktion setzt, die nicht direkt die Menschheit, sondern die *äußere Natur* zum Ziel hat, entfremdet sie deshalb das Verhältnis des Menschen zur Natur, die zum reinen Produktionsmittel wird. Die Natur erscheint dann tatsächlich als dem Menschen äußerlich, fremd und manchmal gar als eine antagonistische Kraft, die er zu beherrschen hat. Auf die gleiche Art, in der er sich die natürlichen Bedingungen seiner Subsistenzproduktion noch nicht auf menschenwürdige Weise angeeignet hat (Entfremdung von der *äußeren Natur*), sieht er sich seiner *inneren Natur* entfremdet, insofern er sich die natürlichen Bedingungen der Repro-

duktion der Gattung noch nicht auf menschenwürdige Weise angeeignet hat. Dies führt zur gesellschaftlichen Definition des Mannes als Arbeiter und der Frau als Zuständige für die physische Reproduktion. Die *innere Natur* der Menschheit, die von erlebten natürlichen Faktoren abhängt, spaltet sich in einen der Frau zugeteilten passiven Pol und einen dem Mann zugeteilten aktiven Pol auf. Die Entfremdung der *inneren Natur* in der Arbeit äußert sich im Gegensatz zwischen Mann und Frau in der Familie. Es ist die Arbeit, die Mann und Frau gleichzeitig vereint und gegeneinander stellt, indem sie letztere zum *„Raub und der Magd"* des Arbeiters macht.[15] Diese Entwicklung hat sich übrigens nicht auf einmal verwirklicht. Bis zum Beginn des Kapitalismus erscheint die häusliche Tätigkeit direkt als gesellschaftliche Produktion, und die Verhältnisse in der Familie sichern gleichzeitig Produktion und Reproduktion. Das bürgerliche Recht setzt sich erst nach und nach ab dem 16. Jahrhundert mit der juristischen Unmündigkeit der Frau durch, und die moderne Kleinfamilie etabliert sich erst nach dem Verbot der Nachtarbeit für Frauen und Kinder und der Begrenzung der Arbeitszeit. Schließlich setzt die Schulpflicht, die das Kind unproduktiv macht, die rigorose Trennung zwischen der Beziehung zur *inneren Natur* und der Beziehung zur *äußeren Natur* durch.
Erst in diesem Stadium kann eine feministische Bewegung auftauchen und sich entwickeln, die diese als Verstümmelung empfundene Trennung in Frage stellt. Dieser Feminismus wird *„bürgerlich"* genannt, denn nur Frauen aus dieser Klasse besitzen das unmittelbare Bewußtsein dieses Widerspruchs zwischen der Möglichkeit, ihre freie Individualität zu betonen und der Begrenzung, die die Verbannung in bestimmte Tätigkeiten darstellt. Sie ist eine Klassenbewegung, da sie aus der bürgerlichen Klasse hervorgeht, doch sie kann nicht darauf reduziert werden, weil sie einen Widerspruch des Individualisierungsprozesses offenlegt. Deshalb wird sie weder von ihrer eigenen Klasse anerkannt (Ideologie der Frau am Herd; keine Anerkennung politischer Rechte), noch vom Proletariat (Proudhons Anti-Feminismus; der Vorrang, den Aktivistinnen wie Louise Michel den sozialen Forderungen einräumen). Das bringt sie in Bezug auf den zentralen Konflikt zwischen den antagonistischen Klassen in eine schwierige Situation. Ihre Entwicklung wird dadurch gehemmt, vor allem in den Ländern, wo dieser Antagonismus besonders stark ist, wie in Südeuropa.
Die feministische Bewegung der sechziger und siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts versucht, eine der Grundlagen ihres ursprünglichen Kampfs, den Kampf für Gleichheit, zu überwinden. Sie führt ihren Kampf vor allem mit der Forderung nach spezifischen Rechten in Fragen wie Verhütung und Abtreibung. Dieser Kampf ermöglicht ein breites Bündnis mit gemischten Gruppen und integriert sich in die sogenannten „Befreiungsbewegungen des Alltagslebens" nach '68. Doch nach der „Loi Veil"[16] gewinnt der Kampf gegen die Herrschaft der Männer, mit der Hauptrichtung gegen Männergewalt und besonders gegen Vergewaltigungen, zunehmende Bedeutung. Die Notwendigkeit der Bildung nicht-gemischter Gruppen sprengt das bisherige Bündnis und weist den Männern die Position von Feinden zu. Das männliche Individuum sei von Natur aus dominant und - ob es will oder nicht - zwangsläufig sexistisch, wie Christine Delphy in ihrem Artikel „Nos amis et nous: le néosexisme ou le féminisme masculin" schreibt:

---

15 Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke (MEW), Ergänzungsband. Erster Teil, Berlin 1968, S. 465-588, hier S. 535.
16 Reformiertes Abtreibungsgesetz von 1975 (AdÜ).

„Die Unterscheidung in gute Männer und böse Männer ist illusorisch: Vergewaltiger und Ehemann gehen Hand in Hand.“[17] Christine Delphy fragt sich: *„Wo liegt dann der Unterschied zwischen diesen Freunden und unseren erklärten Feinden? Es ist ein Unterschied in den Mitteln und nicht in den Zielen. (Unsere Feinde) greifen uns frontal an und geben ihr Ziel offen zu. Unsere Freunde zielen auf nichts anderes ab, als ihre Macht zu erhalten, bis hinein in die kleinste Bastion des Widerstandes gegen diese Macht.“* Und weiter: *„Es gibt einen objektiven und wichtigen Grund für ihren Versuch, die Führung der Bewegungen zu kontrollieren: die Angst, die sie nicht gegen sich richten; doch obendrein ist eine Tendenz, die ihnen von Geburt an eingeprägt ist und ihnen zur zweiten Natur wird, stärker als sie: dieser Platz muß ihr Platz sein, und ihr Platz ist vorn.“*[18]

Das Bestehen auf der typisch männlichen Gewalt und der Gedanke, den zum Beispiel Serge Moscovici in „La societé contre nature“ geäußert hat,[19] demzufolge die Unterdrückung der Frauen keine andere Ursache hat als die Feindseligkeit der Männer, konnte nur zu einem Krieg der Geschlechter nach dem Modell des Klassenkrieges führen. Nebenbei kann der Vorrang, der der Herrschaft der Männer von Natur aus zugeschrieben wird, nicht mehr zur geringsten Kritik dessen führen, was die alltägliche Entfremdung erzeugt, d.h. der Herrschaft des Kapitals. Nach dieser Optik ist nämlich jede beliebige Frau prinzipiell stärker unterdrückt als der am meisten beherrschte und ausgebeutete Mann. Nach dem Niedergang der Frauenbewegung seit Mitte der siebziger Jahre setzt sich mit dem „Radikalfeminismus“ eine vollkommene Partikularisierung durch. Daraus folgt offensichtlich, daß die weibliche Rolle selbst wenig kritisiert wird, da sie als einfache Folge der Herrschaft des Mannes aufgefaßt wird.[20]

Die gesellschaftlichen Klassen im Vergleich zu anderen Formen der Spaltung der Menschheit

Im Verhältnis zur *äußeren Natur* wie im Verhältnis *zur inneren Natur* ist die Arbeit Selbstproduktion des Menschen in der Entfremdung. Dieser abstrakte Widerspruch (die Arbeit als Widerspruch der Gattungstätigkeit[21]) geht einher mit einem konkreteren

---

17 Zit. nach Michèle Solat, Les féministes et le viol: le temps de la méfiance, in: Le Monde, 19.10.1977.

18 Christine Delphy, Nos amis et nous: le néosexisme ou le féminisme masculin, in: Questions féministes 1/November 1977, S. 23/24.

19 Serge Moscovici, La Société contre nature, Paris 1994.

20 „Das andere Geschlecht“ von Simone de Beauvoir stellt die bekannteste Ausnahme dar; aber wenn sie die weibliche Rolle kritisiert, dann nur, um die männliche und herrschende Position zu übernehmen, die die Ökonomie und die Produktion zwecks Durchsetzung des stalinistischen Sozialismus verherrlicht.

21 *„Der Mensch ist ein Gattungswesen, nicht nur indem er praktisch und theoretisch die Gattung, sowohl seine eigne als die der übrigen Dinge, zu seinem Gegenstand macht, sondern - und dies ist nur ein andrer Ausdruck für dieselbe Sache -, sondern auch indem er sich zu sich selbst als der gegenwärtigen, lebendigen Gattung verhält, indem er sich zu sich als einem* universellen, *darum freien Wesen verhält... Das Tier ist unmittelbar eins mit seiner Lebenstätigkeit. Es unterscheidet sich nicht von ihr. Es ist* sie. *Der Mensch macht seine Lebenstätigkeit selbst zum Gegenstand seines Wollens und seines Bewußtseins. Er hat bewußte Lebenstätigkeit. Es ist nicht eine Bestimmtheit, mit der er unmittelbar zusammenfließt... Eben nur dadurch ist er ein Gattungswesen.“* (Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844, a.a.O., S. 515/516)

Widerspruch (dem Widerspruch der Arbeit), der die Form des Klassenantagonismus annimmt, wobei sich Eigentümer der Produktionsmittel und Nichteigentümer gegenüberstehen. Ihr Charakter als Motor der Transformation der *äußeren Natur* hat dazu geführt, daß die Klassenkämpfe und die Theorie des Proletariats sich auf diese Aktivität und somit auf die Auflösung des Widerspruchs der Arbeit als Grundlage der Revolution konzentrieren.[22] Mit dieser spezifischen Form, die die Lohnarbeit im Kapitalismus darstellt, vermischt sich ein überlieferter und allgemeiner Widerspruch der Arbeit. Die logische Reihenfolge wurde verdreht und die Befreiung der Arbeit von ihrem Lohnaspekt wurde zum Ziel. Jede grundlegende Kritik der Arbeit wurde in den Hintergrund gedrängt.

Deshalb konnte die Spaltung der Menschheit in Form von Klassen als erster wirklicher Universalismus und eben nicht als weitere Spaltung erscheinen, und zwar sowohl in seiner bürgerlichen Gestalt des Humanismus als auch in der proletarischen des Internationalismus. Aus diesem Grund werden alle anderen Spaltungen sekundär, und die Widersprüche, die sie aufdecken, können nur überwunden werden, wenn - und nur dann - der Hauptwiderspruch überwunden wird. Die ersten ökologischen und feministischen Kämpfe sowie die Kämpfe im Alltagsleben wurden noch bis Anfang der siebziger Jahre unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, wenigstens in den Ländern, die stark von der Theorie des Proletariats geprägt waren. Einige Strömungen, die diese Kämpfe trugen, waren sich ihres partikularistischen Charakters bewußt. Im Versuch, ihn zu überwinden, hat Françoise d'Eaubonne mit dem Öko-Feminismus eine Synthese gewagt, die die Herrschaft der Männer über die Natur und die Herrschaft der Männer über die Frauen gleichstellt. Doch reale Menschen und die Natur zu vergleichen, bedeutet tatsächlich, den abstrakten Mensch als menschliches Wesen und die Natur als zwei unterschiedliche, sich gegenüberstehende Größen zu vergleichen, so wie Männer und Frauen als sich gegenüberstehend angesehen werden. Wie wir weiter oben gezeigt haben, sind diese Kategorien jedoch nur innerhalb von Beziehungen denkbar, Beziehungen zur Natur, die das menschliche Wesen der Männer und der Frauen sowohl mit sich selbst (seiner *inneren Natur*) als auch mit der Welt (seiner *äußeren Natur*) unterhält. Die „Natur" außerhalb dieser Beziehung gibt es nicht; sie ist nur das Ergebnis eines Nominalismus.

Die Bewegungen der siebziger Jahre, die mit solchen Widersprüchen wie dem Geschlechterverhältnis und dem Verhältnis zwischen Mensch und Natur zu tun hatten, haben darauf hingewiesen, was durch die Vorherrschaft der materiellen Produktion und dann allgemeiner durch die Herrschaft der Ökonomie außer Sicht geraten war. Die Ausbeutung und die entfremdete Arbeit sind nicht die beiden einzigen Pole, von denen aus man das Kapital kritisieren kann. Sie haben uns auch gezeigt, daß sich aus dem In-

---

22 Marx hat zwar in den „Ökonomisch-philosophischen Manuskripten" eine kommunistische Perspektive antizipiert und entworfen, indem er die Widersprüche der Selbstproduktion der Menschheit offengelegt hat, doch er hat diesen Teil seines Werks vom zentralen Stellenwert aus, den die Theorie des Arbeitswerts in seinen Schriften einnahm, nach und nach der Beschreibung der Entwicklungen des Kapitalismus und des Phänomens der Ausbeutung geopfert. Zu einer Kritik dieser Position vgl. unsere Texte in Jacques Guigou/Jacques Wajnsztejn (éds.), La Valeur sans le travail. Anthologie et textes de Temps critiques, Paris 1999.

nern des Reproduktionsbereichs[23] neue Subjektivitäten und Individualitäten entwickeln lassen. Die neuen Kampfformen, die in diesem Bereich hervorgebracht wurden,[24] haben gezeigt, daß die Bewegung gegen die Entfremdung bereits vor einer hypothetischen finalen Wirtschaftskrise beginnen konnte, weil die Krise des Kapitals eine allgemeine ist. Es ist eine Krise, die alle gesellschaftlichen Verhältnisse und die gesamten menschlichen Aktivitäten betrifft. Deshalb tauchen alle Widersprüche wieder auf, sowohl diejenigen, die das Verhältnis zur *äußeren Natur* betreffen als auch diejenigen, die das zur *inneren Natur* betreffen. Dennoch ist nicht alles gleichwertig. Wir denken weiterhin, daß die Arbeit als abstrakter Widerspruch der Gattungstätigkeit der Kern des ganzen Systems ist und nicht das Patriarchat oder die Erdkruste. Wenn man nämlich zum Beispiel die Betonung auf die Frage des Patriarchats legt, dann führt das dazu, daß man die Geschlechterverhältnisse betont. Wenn nun aber dieses Patriarchat, wie wir denken, als Resultante der fehlenden Beherrschung der natürlichen Bedingungen der Reproduktion der Gattung durch die Menschen analysiert wird, was die natürliche Asymmetrie der Geschlechter hervorbringt, dann muß gerade der Begriff der Geschlechterverhältnisse kritisiert werden, weil diese natürlichen Bedingungen heute tendenziell beherrscht werden. Dasselbe gilt für die ganze anthropo-feministische Polemik oder vielmehr den feministischen Versuch, auf der Unterscheidung zwischen Matriarchat und Patriarchat eine eigene Anthropologie zu schaffen, die zusammenbricht und als das erscheint, was sie ist: ein Gründungsmythos derselben Art wie die des Urkommunismus in der Theorie des Proletariats.

Die Bewegung des Mai '68 in Frankreich wie auch der „schleichende Mai" und die Bewegung von 1977 in Italien, in denen sich neue Subjektivitäten und Hoffnungen in einer menschlichen Gemeinschaft getroffen haben, die noch im wesentlichen als Kommunismus gesehen wurde, haben die Voraussetzungen für diese Krise geschaffen. Der Mai '68 stellte auch die Frage nach einer revolutionären Aktivität, die nicht nur von einem Klassenschicksal bestimmt ist, das auf das Erwachen des Bewußtseins des revolutionären Subjekts oder auf den Moment wartet, in dem die Produktivkräfte schließlich für die kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu eng sein würden.

Aus diesem Grunde haben wir diese Bewegung als das gleichzeitige Produkt des Alten, als Dialektik der Klassenkämpfe, und als das Produkt des Neuen analysiert, als Anspruch einer menschlichen Revolution[25] zur Überwindung aller Spaltungen, als ei-

---

23 Für eine Definition dieses Bereichs und seiner Rolle in dem, was wir „kapitalistisches Reproduktionssystem" genannt haben vgl. Jacques Wajnsztejn, Quelques précisions sur le „système de reproduction capitaliste", in: Temps Critiques 9/1996, S. 11-42 (Übersetzung unter dem Titel „Einige Präzisierungen zum Begriff des ‚kapitalistischen Reproduktionssystems'" in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 15/1998, S. 419-440) und ders., Avec le recul, mise en perspective et remarques sur les luttes récentes, in: ebd., S. 111-118.

24 Je stärker Fragen der Reproduktion der Gattung (Sicherung nach Subsistenz und Aufzucht der Kinder) betont werden, desto mehr sichert die Arbeitsteilung, die sich daraus ergibt, die Herrschaft der Männer wegen ihrer körperlichen Fähigkeiten und ihrer Mobilität. Selbst wenn man den Mythos der Amazonen für wahr hält, betrifft das nur eine kleine Anzahl von Individuen und nicht die Tatsache, daß die Jagd und der Krieg ein den Männern vorbehaltenes Gebiet war. Heutzutage gibt es überhaupt keine objektiven Gründe mehr für den Fortbestand dieser natürlichen Asymmetrie der Geschlechter.

25 Genauere Ausführungen zu unserem Verständnis des Mai '68 finden sich in: Jacques Guigou/ Jacques Wajnsztejn (éds.), L'individu et la communauté humaine. Anthologie et textes de Temps critiques, Paris 1998.

nen neuen Horizont, in dem sich der ganze Reichtum unserer Besonderheiten ausdrücken kann.

Die Umkehr der kritischen Praktiken

Die Frauenbewegung, die Ökologiebewegung und die Bewegungen zur Kritik des Alltagslebens - um uns auf diese zu beschränken - reihen sich zwar in ein Denken der Einheit der Welt und der menschlichen Gemeinschaft ein, doch es bleibt nicht aus, daß sie nur schwerlich ein theoretisches Bewußtsein erlangen, das ihre Grenzen und ihre Widersprüche begreifen kann. Sie entwickeln vielmehr Formen eines unmittelbaren Bewußtseins, die man als ihnen immanent definieren könnte. Diese Formen laufen daher nicht Gefahr, sich von Bewegungen kritischer Praktiken zu verselbständigen, doch dafür geraten sie mangels jeglicher radikalisierenden Bewegung in einen doppelten Prozeß der Positivierung ihrer Praktiken und der Fixierung ihres Bewußtseins. So gibt es zum Beispiel in der Frauenbewegung, insofern sie die Frage des Geschlechterantagonismus als ausschlaggebend behauptet, bewußt oder unbewußt den Willen, einem der Pole der Beziehung eine Positivität zuzuschreiben, nämlich dem weiblichen Pol, während doch die allgemeine Ebene, die von den verschiedenen kritischen Praktiken erreicht wurde, die Infragestellung aller Rollen umfaßt, wie es die Kommunebewegung gezeigt hat. Der Kampf zielt dann nur noch auf eine reine Umkehrung der Rollen ab. Was im herrschenden Modell als passiv gesehen wurde (der weibliche Pol) wird aktiv und umgekehrt. Die Kritik der Rollen ist nicht auf die Rollen selbst zentriert, wie zum Beispiel in den kritischen Praktiken des Alltagslebens, sondern auf den Antagonismus der Rollen. Unter dem Vorwand einer Asymmetrie zwischen den Rollen kann die Frauenbewegung nicht das Elend der Männer und ihre Abhängigkeit von den Frauen erkennen. Dies verstärkt die Unmöglichkeit einer Interaktion zwischen Männern und Frauen, und das kann den umgekehrten Effekt dessen erzeugen, was angestrebt wird, denn in der Fixierung auf den Antagonismus liegt die Gefahr einer Reaktivierung der gesellschaftlichen Repräsentationen. Damit öffnet man einem Feminismus die Tür, der seine Praxis und sein Bewußtsein außerhalb des Verhältnisses zwischen Männern und Frauen, in der weiblichen Intersubjektivität „radikalisiert". Die Tendenz, die Beziehung zwischen Mann und Frau rundum abzulehnen, führt dazu, die Beziehungen zwischen Frauen - und besonders lesbische Beziehungen - zu positiv zu besetzen. Wie bereits gesagt, bleibt dem Mann nur noch die Wahl, *pro-feministisch* zu sein, eine degenerierte Form der ehemaligen Kritik der männlichen Rolle in der Kommunebewegung. Dieser Widerspruch und jede Perspektive zu seiner Überwindung werden verschleiert, denn dies führt zur Verherrlichung der Geschlechtertrennung und letztlich zu einer Reaktivierung des Gedankens der natürlichen Determinierung und zur Betonung der Unterschiede. Diese natürliche Determinierung wird gerade nicht als Widerspruch zur Humanisierung und Individualisierung der Frauen gesehen, was zu einigen Strömungen des Feminismus geführt hat, die dies verherrlichen.[26]

---

26 Für Shulamith Firestone z.B. lebt die Frau auf ästhetische Weise und der Mann auf rationale Weise. Der technische Fortschritt ist die Grundlage des Patriarchats. (Shulamith Firestone, Frauenbefreiung und sexuelle Revolution, Frankfurt am Main 1975). Für Annie Leclerc liegt die Überlegenheit der Frau darin, daß sie zuerst da war: *„Am Anfang war also die Frau, denn*

Allerdings versuchte eine Frau, diesen Widerspruch zu äußern, doch außerhalb der feministischen Bewegung. Annie Le Brun erwähnt in ihrer Kritik der gesellschaftlichen Rollen - aller gesellschaftlichen Rollen - den Widerspruch auf der Ebene des Individualisierungsprozesses, der das Verhältnis zwischen Mann und Frau einschließt und der die Lösung der anderen Widersprüche, einschließlich des Klassenwiderspruchs, bestimmt. Sie sieht in dieser Befreiung der „Parole de femme" („Stimme der Frau") nur das finstere „*Gefängnis der Geschlechter*".[27]
Diese ideologische und praktische Form der weiblichen Identität ist die genaue Kopie dessen, was in der Theorie des Proletariats als partikularisierte Form der kommunistischen Theorie existierte. Der Pol der Arbeit versucht, sich gegen den Pol des Kapitals zu behaupten und sich in der Diktatur des Proletariats außerhalb dieses Pols des Kapitals zu etablieren, als ob die Arbeit ohne das Kapital (und die Frau ohne Mann!) existieren könnte, was zu widerlegen die traurigen Beispiele der verschiedenen sozialistischen Länder übernahmen. Die Mitglieder der anderen Klassen und vor allem die Deklassierten (Künstler oder Intellektuelle) haben dann nur noch die Rolle, diese Affirmation des Pols der Arbeit zu verherrlichen. Der „engagierte" Künstler und der intellektuelle „Weggefährte" haben heute den „pro-feministischen" Mann als Nachfolger. Die Geschichte wiederholt sich, aber als Farce!
Dieser Positivierung der Praktiken entspricht eine Fixierung des unmittelbaren Bewußtseins, wie es die Positionen gegenüber dem vom Kapital entwickelten Prozeß der Denaturalisierung zeigen. Dieser wird nicht als eine Bewegung der Selbstproduktion der Menschheit begriffen, die eine Distanz zu manchen ihrer Determinierungen schafft; dies erklärt die Aufsplitterung der feministischen Positionen zu dieser Frage. In ihnen äußert sich das ganze Spektrum der Möglichkeiten, von der Rückkehr zur Mutter Natur und zur „weiblichen Natur" bis zur Apologie der Methoden der Verkünstlichung des Lebens als Gelegenheit zur Ablösung von den Zwängen der Natur.
Die Überwindung dieser Tendenz zur Positivierung und Fixierung hätte nur aus einer Verschärfung der antikapitalistischen Kämpfe der sechziger und siebziger Jahre resultieren können, die leider nicht eingetreten ist. Nachdem der Sturm vorbei war, hat sich mit dem Aufkommen eines offiziellen Feminismus und einer offiziellen Ökologiebewegung, deren Forderungen in die gesellschaftlichen Rechte (Freiwilliger Schwangerschaftsabbruch, juristische Gleichheit der Frauen, Umweltgesetze, allgemein sich durchsetzender Hedonismus) und deren politisch-technische Umsetzung (Umweltminister, Einführung der Gleichstellung von Frau und Mann in den „modernsten" Ländern wie Frankreich) integriert wurden, der Hang zur Verwaltung der kapitalistischen Entwicklung durchgesetzt. Auch wenn diese Bewegungen zwar einen Fortschritt darstellen, so doch in dem Sinne, daß sie unmittelbare „gesellschaftliche Bedürfnisse" als Möglichkeiten des kapitalistischen Systems zum Ausdruck bringen. Möglichkeiten, die in dem Maße zufällig bleiben, in dem es keinen großen Organisator des Kapitals gibt,

---

damals stand nichts höher als das Gebären, der heiligste, furchtbarste und wunderbarste Akt des Lebens." (Annie Leclerc, Parole de femme, Paris 1995, S. 124). Luce Irigaray schließlich kann es mit Hilfe ihres Spekulums einrichten, ihr „*Geschlecht aus zwei Lippen*" zu betrachten, „*die sich unaufhörlich aneinander schmiegen*", was die fehlende Aggressivität bei der Frau begründet. Luce Irigaray, Das Geschlecht, das nicht eins ist, Berlin 1979, S. 23.

27 Annie Le Brun, Lachez tout!, Paris 1977, S. 110 (deutsche Übersetzung: Annie Le Brun, Laßt alles fahren, Berlin 1982, AdÜ).

der imstande wäre, über die zukünftigen Bedürfnisse zu entscheiden. Dieser Fortschritt trägt also ganz klar den Stempel des Kapitals und des Staates. Manche Bündnisse oder Gruppen (Schwule, Anti-Aids-Gruppen, Feministinnen) schließen sich so eng an die Behörden an (z.B. beim PACS), daß man letztendlich nicht mehr weiß, wer wen benutzt. Diese Aktionen verlieren dann ihren Charakter als Bewegung, und das was anfänglich nur eine Besonderheit war, wird zur Identität.

Der diffuse Staat und das Ende der Zivilgesellschaft

Die moderne demokratische Gesellschaft versteht sich als kollektiver politischer Körper, der die akzeptierten Klassenkonflikte integrierte, aber die Frage der Unterscheidungen und der Unterschiede dem Privatleben der Individuen überließ. Wie immer auch das Staatsverständnis war, liberal oder interventionistisch, es vermittelte den Eindruck, der Staat würde von außen auf die bereits existenten gesellschaftlichen Verhältnisse einwirken. Diese Situation erklärt übrigens teilweise die Unschlüssigkeiten und die Probleme der Staatsinterpretationen der Marxisten (der Staat als Überbau, als Staat der herrschenden Klasse) und Anarchisten (der Staat als reine Repressionsmaschine), mitsamt den bekannten Folgen in der Praxis: dem politischen Voluntarismus und Putschismus bei ersteren, der Gleichgültigkeit gegenüber der Politik und den Veränderungen des Staates bei letzteren. Heute ist der Staat nur noch ideologischer und organisatorischer Repräsentant der Einheit der Gesellschaft und somit der gesellschaftlichen Beziehungen. Indem er auf gewisse Weise die ehemalige Zivilgesellschaft verarbeitet, wird er zum Objekt dieser gesellschaftlichen Beziehungen, auch wenn er in anderer Hinsicht noch deren Subjekt ist. Der heutige Staat, der sich ins Gesellschaftliche ausweitet, verliert seine Einheit und das, was die Stärke und Funktionalität seiner Institutionen ausmachte. Er äußert sich zunehmend durch Vermittlung besonderer Organisationen, die immer unabhängiger eingreifen, und zwar im Rahmen von Kräfteverhältnissen und unter sozialen Bestimmungen, die in Abhängigkeit von Sonder- und Teilinteressen entstanden sind.[28]
Die Bedeutung des Staates ist im Laufe des Individualisierungsprozesses gewachsen, doch nicht im Sinne von Emile Durkheim, das heißt als Staat, dessen Dimension wegen der Tatsache monströs wird, daß er sich an die Stelle aller ehemaligen Vermittlungen und Solidaritäten setzen muß (das entsprach nur einem bestimmten historischen Abschnitt), und auch nicht im Sinne von Henri Lefebvre, der in der *staatlichen Produktionsweise* die Konvergenz der beiden großen konkurrierenden ideologischen Systeme in ein staatliches Ganzes sah. Es ging auch nicht um einen totalitären Staat im Sinne Orwells. Orwell hat den Prozeß der Totalisierung (der moderne Staat überzieht und kontrolliert alles) und den Totalitarismus miteinander verwechselt. Er hat nicht den Erfolg der modernen Demokratie vorhergesehen, die eine Durchkapitalisierung der

28 Diese besonderen Organisationen haben wenig mit dem zu tun, was Louis Althusser und Nicos Poulantzas als *„ideologische Staatsapparate"* bezeichnet und vor allem von ihrer politischen (die Institutionen der Demokratie) oder ideologischen Dimension (Familie, Schule) her verstanden haben. Wenn der Staat sich in eine Gesellschaft auflöst, die nur aus Partnern, Konsumenten und Kunden zu bestehen scheint, dann hat das technische Management der verschiedenen Bereiche und Kräfteverhältnisse die Vorherrschaft: Landwirtschaftsministerium gegen Umweltministerium und Gesundheitsministerium, Jäger gegen Umweltschützer usw.

Gesellschaft ermöglicht, ohne daß es nötig wird, eine oberste politische Einheit (Big Brother) zu schaffen, die gewaltsam die Welt dominiert. Die Bedeutung des Staates ist zwar gestiegen, doch gerade zu Lasten einer aus großen Institutionen (Justiz, Erziehung, Armee) bestehenden einheitlichen Struktur, die in die Krise geraten sind und umstrukturiert werden mußten. Die vereinheitlichte Form der Staatsnation verschiebt sich immer mehr in Richtung fragmentierter Formen, denen neue Spaltungen in den gesellschaftlichen Beziehungen entsprechen.
Der Staat konzentriert sich schließlich auf alles, was auf ihn abgestimmt war, und die „privaten" Kräfte, die er kontrollierte, verlieren ihren privaten Charakter, ohne deswegen öffentlich zu werden.[29] Umgekehrt verlieren die Staatsinterventionen zunehmend ihren öffentlichen Charakter, während sie in das Leben der Individuen eindringen, doch ohne deshalb privaten Charakter anzunehmen. Plötzlich öffnet sich die ganze Privatsphäre dem Feld der Politik um dort ihre Autonomie zu verlieren. Alles kann von dem Moment an zur Identität werden, an dem man sie mit einer Reihe von anerkannten Bedürfnissen oder mit solchen, die nach ihrer Anerkennung suchen, kurzschließen kann. Zum gleichen Zeitpunkt, an dem diese Privatsphäre „politisiert" wird, wird die Politik auf Privates reduziert (Clinton-Lewinsky-Affäre in den USA, Bewegung der *political correctness* überall, politische Klasse und Homosexualität in Großbritannien). Die traditionelle Unterscheidung in öffentlich und privat wird unwirksam.
Es ist also sehr schwer, die neuen Formen des Staates zu verstehen. Wenn er die Gesellschaft vollständig erobert und sich wie eine zweite Haut in ihren Poren festgesetzt hätte, dann wäre kein Widerstand mehr möglich, was nicht der Fall ist. Doch gleichzeitig ist es nicht länger möglich, die traditionelle anarchistische Auffassung eines Staates, der einseitig die Unterwerfung durchsetzt, oder gar eine modernisierte libertäre Sicht, die im „neoliberalen Staat" einfach ein „Super-Innenministerium" sieht, aufrecht zu erhalten.[30]

Die Affirmation der Besonderheiten

Die Individuen haben sich, soweit sie gesellschaftliche Individuen sind, immer auf eine Norm bezogen, konkret in den traditionellen Gesellschaften (in der Form des mehr oder weniger direkten Bezugs auf eine Natur, die noch nicht als äußere betrachtet wurde), abstrakt in der bürgerlichen Gesellschaft (Humanismus, Universalismus), aber vertreten durch die Institutionen des Staates oder durch Vermittler wie die Gewerkschaften. Es ist gerade die Krise dieser Institutionen, und letztlich die Krise des Staates im modernen Sinn der laizistischen Transzendenz,[31] die zu einem Auseinanderfallen

---

29 Zu sehr wichtigen und interessanten theoretischen Entwicklungen über diese Fragen, denen es allerdings an politischer Kraft mangelt, s. Michel Freitag, Dialectique et Societé, Bd. 2, Lausanne 1986.

30 Diese Sichtweise wird von einer recht breiten libertären Bewegung geteilt, die von Gruppen wie „No pasarán" und „Reflex" ziemlich gut repräsentiert wird. Zu einer Kritik dieser Position s. die drei Artikel über die neuen Gesichter des Staates („Les nouveaux visages de l'État") in: Jacques Guigou/Jacques Wajnsztejn (éds.), L'individu et la communauté humaine, a.a.O., S. 275-312.

31 Daher die wiederkehrenden Appelle an den „Bürgersinn", an eine „gute juristische, zivile und soziale Schulbildung", kurz gesagt an den Kampf gegen die Unzivilisiertheit.

von Praktiken führt, die nicht mehr nach dem Modell einer Praxis, sondern einzig empirisch und pragmatisch verstanden werden. Die Identitäten lösen sich auf, geraten in Konflikt, stoßen sich ab oder ziehen sich an, und diese empirischen Momente der Subjektivität der Individuen erbetteln sich eine Anerkennung von anderen Elementen aufgelöster Identitäten, eine Anerkennung, die schließlich durch einen Staat legitimiert werden muß, der die Aufgabe hat, die Konflikte zu verwalten und die Widersprüche zu verdauen. Die wichtige Vermittlung der Gewerkschaft folgte ebenfalls dieser Bewegung vom Universalismus zum Besonderen: Umwandlung der Berufsgewerkschaften in Branchengewerkschaften und Vermehrung der Berufsgruppen, wodurch die Klasse in verschiedene Bereiche aufgespalten wurde. Die Auseinandersetzungen zwischen antagonistischen Klassen wurden zu einfachen Konflikten zwischen Protagonisten und schließlich, bei Verhandlungen, zwischen Sozialpartnern. Die Vermittlung wird zum Vermittler, zum Verwalter von Vermittlern, und jeder Konflikt wird als Kommunikationsproblem[32] in einem System kapitalistischer Reproduktion gesehen, das sich scheinbar dem Modell des von den neuen Informationstechnologien propagierten Netzwerks angepaßt hat. Es bleibt also nur noch eine funktionelle Auffassung der Macht als Relais und Getriebe. Auflösung der Politik, Konsens und weiches Denken erzeugen so die verschiedenen Praktiken des Rückzugs des ego-geleiteten Individuums der *Stadt der Egos*.[33] Man hat den Eindruck, daß die Gesellschaft nicht mehr existiert und daß eine Ideologie sie wieder neu erschaffen muß: die Ideologie der Menschenrechte, des Humanitären oder die Ideologie der Identitäten. Man kehrt zu einem Problem von Durkheim zurück: Wie kann man den gesellschaftlichen Zusammenhang schaffen (heute geht es eher um einen Neuaufbau) und reproduzieren. Die Rückkehr zu moralischen Ansprüchen, die sich modernisiert unter der Form ethischer Ansprüche darstellen, wird verständlicher. Die „Restos du cœur",[34] SOS Racisme und DAL[35] sind Unternehmungen, die das „Wir" wiederherstellen und nicht nach einer theoretischen oder politischen Begründung suchen, sondern eher nach einer direkten Beziehung zum Leiden und zur Diskriminierung.

Das Spannungsverhältnis zwischen Individuum und Gemeinschaft scheint seinen Tiefpunkt zu erreichen und äußert sich nur noch in Teilforderungen oder in Gemeinschaftsideologien, mit Ausnahme von Bewegungen wie „Tous ensemble" („Alle zusammen") von 1995,[36] auch wenn der Bezug auf die Gemeinschaft so weit weg erscheint, daß er nur in der Form eines „Kollektiv"-Anspruchs auftaucht.

Der Staat greift also zunehmend in die Mikro-Konflikte eines ausgeweiteten „Sozialen" ein, das aber in Wirklichkeit der ehemaligen Privatsphäre entspricht, wobei er Kräfteverhältnisse und potentielle Konflikte offenlegt, die bisher von der Prägnanz der abstrakten Prinzipien des Universalismus und der Gleichheit unter Kontrolle gehalten

---

32 Vgl. die Angriffe auf das Vorgehen von Alain Juppé während der Bewegung von 1995 sowie die Angriffe auf das Vorgehen von Claude Allègre im Bildungssystem.

33 Vgl. Jacques Guigou, La Cité des ego, Montpellier 1987.

34 Obdachlosenspeisung (AdÜ).

35 Droit Au Logement: Organisation zur Unterstützung von Obdachlosen (AdÜ).

36 Vgl. Temps critiques, Le sens du Tous ensemble. Le mouvement de l'automne 95, Supplément au No. 8 von Temps critiques, Januar 1996 (AdÜ).

wurden. Rechte ersetzen dann das Recht,[37] Vereinbarungen und Verträge ersetzen das Gesetz.[38] Ohne die Idee einer Totalität, ohne Objektivität, an der man gemeinsame Normen festmachen könnte, werden alle Praktiken - instrumentell gesehen - gleich notwendig oder/und - deutlich gesagt - gleich „willkürlich".[39] Der Kampf gegen Ungleichheiten ersetzt dann den Kampf gegen Ungleichheit, der Kampf gegen Abhängigkeiten ersetzt den Kampf gegen die Herrschaft. Der Kampf für Gleichheit der Identitäten ersetzt den Kampf für Gleichheit. All das geht oft einher mit einer Indifferenz gegenüber ungleichen Bedingungen (was zum Beispiel in den Schwulenbewegungen ganz klar wird, während sie in der feministischen Bewegung ständig Gegenstand von lebhaften Diskussionen waren).

Ich muß hier etwas präzisieren. In meiner Kritik der partikulären Identitäten halte ich mich nicht nur an die Kritik der „besonderen Kämpfe", an die Kritik der „Anti"-Kämpfe. Sie schließt auch alles mit ein, was sich heute um den Gedanken einer anarchistischen Identität und, allgemeiner gesagt, um den Gedanken einer revolutionären Identität entwickelt. Diese „Identitäten", die entweder auf Identifikationen (die Che-Guevara-Mode, die Faszination des Subcomandante Marcos im libertären und „Anti"-Milieu) oder auf der ideologischen Konstruktion einer avantgardistischen revolutionären Reinheit als Träger eines Projekts der tabula rasa und des „Neuen Menschen" beruhen, erledigen auf sehr künstliche und effektive Weise die Frage der Determinierungen und die Tatsache, daß das Individuum kein weißes Blatt ist, auf das sich die Revolution einschreiben kann.

Das Individuum kann sich zwar von einer Bezugsgemeinschaft (einer Sprache, einer Kultur) aus definieren, das führt aber nicht zwangsläufig zu einer Identifikation (das „Wir" gegen das „Euch"), sondern bedeutet, daß sie noch eine Rolle bei seiner persönlichen Strukturierung - sowohl individuell als auch gesellschaftlich - spielte und spielt. Auf dieser Grundlage kann es sie kritisieren und eine Synthese mit anderen Formen der Gemeinschaft versuchen, wie es das Proletariat bei seiner Konstitution als Klasse (Bauer - Arbeiter) tun konnte. Wenn die Gemeinschaften, auf die man sich bezieht, mit der Vergangenheit und der Geschichte in Verbindung gebracht werden, dann stehen die gemeinschaftlichen Bezüge in Kontakt mit der Gegenwart und den individuellen und sozialen Entwicklungen. Seinerzeit gab es viele solcher Bezüge. Die Gemeinschaft der Arbeiter zum Beispiel fand sie sowohl in manchen bäuerlichen kollektiven Traditionen als auch in den individualistischen Werten der Französischen Revolution sowie den bürgerlichen Werten der Stadt und der an den Fortschritt angepaßten Moderne. Diese interaktive Vielfalt der Bezüge verhindert jede Verdinglichung der Gemeinschaft in Form einer Gemeinschaftsideologie. Doch wenn einer der Pole des Span-

---

37 Die USA, wo jeder Sonderrechte einfordert, während er seine Grundrechte vergessen hat, die er dennoch rezitieren muß (vgl. die übliche Formel bei einer Festnahme), bieten eine Karikatur dieser Situation.

38 *„Gerade die Allgemeinheit der Rechtsform im Kapitalismus, die Verdrängung aller organisch gewachsenen, traditionellen Beziehungen durch rationelle, rechtlich geregelte Verhältnisse ist ein Ausdruck der Verdinglichung."* Franz Jakubowsky, Der ideologische Überbau in der materialistischen Geschichtsauffassung, Frankfurt am Main 1968 (Nachdruck der Ausgabe Danzig 1936, mit einer Einleitung von Arnhelm Neusüss), S. 85/86.

39 Das Willkürliche läßt sich, vielleicht ungeschickt, aus den Folgen erklären: der Geschmack wird zur Moral erhoben und manchmal die Moral zum politischen Prinzip.

nungsverhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft geopfert wird, dann wird aus diesem Spannungsverhältnis die Unterwerfung des einen Pols unter den anderen.
Das Verschwinden oder die Aufgabe des Bezugs auf die Arbeiter und den wesentlichen Wert, den die Arbeit in diesem Bezugssystem darstellte, führte auf Grund des Mißerfolgs der Bildung einer menschlichen Gemeinschaft, die die Arbeit und auch den Lohn als grundlegende Werte aufgegeben hätte, zu Vorstellungen von einer „pluralen" Realität und zum Multikulturalismus. Nehmen wir die Geschichte des Kommunismus in seinen Anfängen! Zur Zeit der Ersten Internationale begegneten sich Kommunisten, Anarchisten, Anti-Autoritäre, Syndikalisten, Individualisten und Utopisten, ohne daß sie einheitliche Bezugssysteme hatten, ohne daß der eine wirklich Vorrang vor dem anderen hatte. Natürlich widersprachen sich *wissenschaftlicher Sozialismus* und *utopischer Sozialismus* (nach einem Bonmot von Engels) ebenso wie Nationalisierung und Kollektivierung, doch es war noch nichts entschieden und alle Werte blieben problematisch, erzeugten ein gigantisches Ideengemisch. Nur eine solche historische Synthese und nicht eine organisatorische Synthese wie bei Sébastien Faure oder Volin ermöglicht es, daß in bestimmten historischen Momenten große Massen von Individuen zusammenkommen, ohne daß jedes einzelne an der Bewegung beteiligte Individuum sich im nachhinein die gesamte Vergangenheit der anderen aneignen muß.
Im Gegensatz dazu existiert in den neuen Formen des Universalismus (und besonders in der Ideologie der „multikulturellen Gesellschaft") alles nebeneinander und alle fühlen sich wohl. Anstelle der Interaktionen haben wir nur Vereinigungen (vgl. das Beispiel der „Anti"), die nicht Träger einer neuen Gemeinschaft sind. Ihr Ziel ist vielmehr die Beseitigung jeglicher Spannung: die versöhnte Gemeinschaft in ihrer Partikularisierung und mit ihren Rechten (Gleichheit der Identität, Status). Die neue kulturelle Sensibilität löscht die alte *soziale Frage* aus und präsentiert sich öffentlich in vereinfachter und verzerrter Gestalt: Es gibt kein Hauptkampfterrain mehr.[40]

Die theoretischen Grundlagen der Teilbewegungen

Utilitarismus und Interesse

Die neo-moderne - immer moderner werdende - Gesellschaft, d.h. die Gesellschaft der demokratischen Individuen ist eine Gesellschaft, die aus ihren Differenzen und sogar aus ihren Vorlieben politische Einsätze zu machen versucht. Dazu greift sie sowohl auf alte als auch auf aktuelle Bezüge zurück.
Besonders gerne wird zum Beispiel auf die Philosophie von Jeremy Bentham zurückgegriffen. Bentham trennt Nützlichkeit und Gebrauch, indem er die Nützlichkeit jedes Bezuges zur Welt entleert, um sie mit dem Ich zu verbinden. Weiter gedacht heißt dies, daß den Menschen weder die Welt noch die Gegenstände dieser Welt gemeinsam sind,[41] sondern die Identität ihrer Natur, die bewirkt, daß alle rechnen und ihre Freude und ihr Leid auflisten. In Anwendung dieser Philosophie auf jedes Lebewesen, also

40 Zu einer Kritik dieser Sichtweise s. Temps critiques, Là où nous en sommes, a.a.O.
41 Entgegen der weitverbreiteten Ansicht ist Bentham kein Utilitarist im vulgären Sinn des Wortes, was dazu führt, daß sich Menschen mit recht unterschiedlichem Horizont auf ihn beziehen können.

auch auf die Tiere, haben es die Antispeziesisten und andere Verfechter der „Tierbefreiung" nicht versäumt, diese Quelle auszubeuten, wie Peter Singer, der sich in „Animal liberation"[42] klar zu den utilitaristischen Grundlagen seiner Thesen bekannte. Die Leidensfähigkeit sei der Beweis dafür, daß ein Lebewesen ein Interesse hat, und Singer verteidigt gerade den Gedanken der Interessensgleichheit. Da Tiere aber ihre Interessen nicht selbst verteidigen können, wenigstens nicht in der menschlichen Gemeinschaft, wird die Tierbefreiung eine verteidigenswerte Sache und erfordert Vertreter dieser Interessen, von denen man nicht weiß, wer sie kontrolliert, und deren Handlungen nicht von ihren eigenen Interessen gerechtfertigt werden. Zur Bestimmung der Grenzen, die diese Bewegung nicht überschreiten darf, führt Singer daher die Vernunft an, die voraussetzt, daß keine Gewalt angewandt wird, denn die Bewegung wird durch ihre ethische Überlegenheit siegen! Doch wenn wir auf der einfachen Ebene der Interessensvertretung bleiben, gibt es keine Möglichkeit, daß eine Harmonisierung der verschiedenen Interessen eintritt, außer wir akzeptieren den liberalen Gedanken[43] der berühmten *unsichtbaren Hand* von Adam Smith. Wir können auch nicht verstehen, warum die Menschen plötzlich das Interesse der Tiere über ihr eigenes Interesse stellen sollen. Wir können gerade noch hoffen, daß es zu Gesetzen gegen Tierquälerei und gegen absurde Tierversuche kommt. Ist dies in Wirklichkeit nicht ein Rückfall in eine Frage des Geschmacks? Und im weiteren Sinne in eine Frage der Toleranz? Wer wird den Mindestwert der Sensibilität und somit der Interessen genau bestimmen? Die These von der Empfindsamkeit der Pflanzen findet bereits mehrere Anhänger, nicht nur bei den Aktivisten der „Deep Ecology"-Bewegung, sondern auch in einer gewissen Öffentlichkeit, die - wie Yves Bonnardel schreibt - daran glaubt, weil sie daran glauben möchte. Dieses Problem ist ihm zufolge so faszinierend, daß es dazu verleitet, einen Teil unserer Kenntnisse und unseres kritischen Geistes zu unterdrücken. Den Pflanzen Bewußtsein und Sensibilität zuzuschreiben, ermöglicht es, die Vorstellung einer uns völlig fremden Natur aufzugeben.[44] Besser kann man nicht zum Ausdruck bringen, daß es sich hier um Geschmacksfragen handelt, die mit der Natur begründet werden! Im Utilitarismus ist das, was die Menschen gemeinsam haben, nicht die Welt, sondern die Natur, hier die empfindsame Natur. Von dieser Einstellung aus kann man sich allen möglichen Schlußfolgerungen und Hirngespinsten hingeben. Dies führt bei Yves Bonnardel dazu, daß er Gründe dafür anführt, warum Frauen eher zu Vegetariern werden als Männer, oder warum sie zumindest mehr weißes Fleisch essen als rotes, woraus man wohl schließen soll, daß rotes Fleisch schlimmer ist.[45] In seiner

---

42 Peter Singer, Animal liberation. A new ethics for our treatment of animals, New York 1975 (deutsche Übersetzung: Befreiung der Tiere. Eine neue Ethik zur Behandlung der Tiere, München 1982/Reinbek bei Hamburg 1996, AdÜ).

43 Die Aktivisten der Teilbewegungen sind nur gegen das, was sie neoliberale Ansichten nennen, aber nicht gegen die liberalen Ansichten als solche. Das erlaubt ihnen ganz beiläufig, sich aus allen Futternäpfen zu bedienen, denen der „angesagten" Universitäten oder der Institutionen der EU für Gleichheit und gegen Diskriminierung (Tendenz Achtbarkeit) und denen des libertären Milieus (Tendenz Radikalität).

44 Yves Bonnardel, Quelques réflexions au sujet de la sensibilité que certains attribuent aux plantes, in: Cahiers antispécistes lyonnais 5/1992, S. 37.

45 Yves Bonnardel, Antisexisme et antispécisme: rapport d'un dominant, in: Daniel Welzer-Lang (éd.), Nouvelles approches des hommes et du masculin, Toulouse 2000. Andererseits schreibt

Beweisführung verwechselt er beständig einerseits Vorstellungen, die symbolisch und/oder konkret Auswirkungen haben können oder haben könnten, und andererseits eine Art guter Natur, eine ursprüngliche Harmonie, der die Frau treuer geblieben ist. Diese Argumentation ist alles andere als kohärent. Entweder haben Frauen eine mehr oder weniger unbewußte Ethik, die sie leichter auf rotes Fleisch als Symbol von Gewalt und Mord verzichten läßt, und dann verweist das auf eine „Natur", was Antispeziesisten und Radikalfeministinnen im allgemeinen denunzieren („*Die Natur lügt*", so der Titel einer Ausgabe der „Questions féministes"[46]); oder dieser Unterschied zu den Männern resultiert aus der Besonderheit der Rollen und wenn dann die dominante Rolle positiv gesehen wird, gibt es keine Möglichkeit mehr, diese Rolle zu kritisieren.
Ein anderer Gedanke Bonnardels ist der, daß Frauen oft von Männern „animalisiert" werden, was ihre Solidarität mit den Tieren hervorrufen und das Bündnis zwischen Antispeziesismus und Antisexismus stärken soll. Doch wann hat man je gesehen, daß Beherrschte sich mit noch stärker Beherrschten verbünden, um die Herrschenden zu bekämpfen? Leider geschieht fast immer das Gegenteil, wie es das Beispiel des Rassismus zur Genüge zeigt, wenn man sich die Mühe macht, dessen Grundlagen zu erforschen. Weder das Leben noch die Revolution sind ein Roman oder eine Verknüpfung von Projektionen. Wenn es wirklich ideologische Brücken zwischen den verschiedenen Teilbewegungen gibt, dann verweist das nicht automatisch auf gemeinsame Interessen. Es geht dann vielmehr darum, die Dinge in guter linker Tradition durch Aktivismus zu forcieren: die Antispeziesisten Schulter an Schulter mit dem Schafzüchter José Bové[47] und dem Hammelzüchter René Riesel,[48] das bereitet in der Ära des Zapping und der sozialen Schizophrenie niemandem Probleme.
In einem weiteren Gedankenflug führt uns Bonnardel zu einer letzten Parallele zwischen dem Fleisch der Tiere und dem Fleisch der Frauen, die gleichermaßen von den Männern konsumiert werden.[49] Die Männer betrachteten demnach Tiere und Frauen nicht als Individuen, sondern als Konsumgegenstände. Man wundert sich, daß hier ein alter Plunder wieder auftaucht, den man überwunden glaubte: die christliche Trennung in Materie und Geist, in Fleisch und Seele, und den reaktionären und sexistischen Gedanken, daß die Frau keine Sexualität hat, sondern nur Objekt von Sexualität ist. Hier wird die ganze jüngere Geschichte der Frauenbewegung und ihr Anteil an der Befreiung der Sitten und sexuellen Praktiken negiert. Das mündet in einer extravaganten Position: Alles kann auf das Geschlechterverhältnis und also auf die Sexualität zurückgeführt werden, aber gleichzeitig sollen die Frauen nichts damit zu tun haben! Das Gesetz gegen sexuelle Belästigung in den USA ist beispielhaft dafür. Bonnardel liefert uns ein weiteres Beispiel, indem er Colette Guillaumin zitiert, die ein Zusammentreffen zwischen ehemaligen Geliebten beschreibt, bei dem der Mann nicht eher ruht, bis

---

Bonnardel, daß Frauen nicht nur Fleisch essen, sondern auch die Gewohnheit haben, zu töten, zumindest Geflügel! Ist das eine Frage von Geschmack und der Farben des Fleischs?

46 Nature elle ment: Questions féministes 3/März 1978.

47 Vgl. José Bové/François Dufour/Gilles Luneau, Die Welt ist keine Ware. Bauern gegen Agromultis, Zürich 2001; Paul Ariès/Christian Terras, José Bové. Die Revolte eines Bauern, Hamburg 2001 (AdÜ).

48 René Riesel war in den späten sechziger Jahren Mitglied der „Situationistischen Internationale" (AdÜ).

49 Haustiere verweisen dann darauf, daß wir nur Monster sind, die nach Haut und Blut dürsten.

es ihm gelingt, wieder mit seiner ehemaligen Partnerin zu schlafen. Wie in jeder puritanischen Moral findet sich bei all dem viel, sehr viel Heuchelei.
Tom Regan, neben Peter Singer einer der Theoretiker der antispeziesistischen Bewegung, ist sich der theoretischen Probleme bewußt, mit denen die Tierbefreiungsbewegung konfrontiert ist. Er bemüht sich, die These der Tierbefreiung von einem einfachen vulgären Utilitarismus zu trennen.[50] Für ihn berücksichtigen diese vulgären Utilitaristen nur die Befriedigung der Interessen, nicht aber die Individuen selbst; das Individuum besitzt dieser Auffassung zufolge keinen eigenen Wert. Es ist gewissermaßen nur ein Gefäß von Interessen und Verhaltensweisen, die selbst einen Wert besitzen, den das Individuum zu befriedigen sucht. Insofern läßt sich leicht nachvollziehen, daß die Befriedigung dieser Interessen schlimme Aktionen gegen bestimmte Individuen zugunsten anderer oder auch eines einzigen nach sich ziehen kann. Der Zweck heiligt die Mittel. Dagegen wendet sich Regan, indem er auch den Individuen einen inhärenten Wert zuweist, einen Wert, den er auf die Tiere ausweitet. Das mündet in einer Theorie der Rechte, die für alle gelten, die leiden können.[51] Doch Regan ist unfähig, die vitalistische Position zu überwinden, die ihn dazu führt, die Rechte nicht nur den menschlichen Individuen, sondern auch allen nicht-menschlichen Wesen zu gewähren, die Subjekte eines Lebens sind und also eine Individualität besitzen.
Wenn es für uns einen den menschlichen Wesen inhärenten Wert gibt, dann weil sie eben nicht nur als bloße Manifestation des Lebens existieren. Sie existieren nur in ihren sozialen Beziehungen, die ihnen in einer jeweils bestimmten historischen Periode einen spezifischen Wert verleihen. Das kann David Olivier, einer der Gründer der „Cahiers antispécistes lyonnais" nicht akzeptieren, für den jeder Andere stets ein Objekt ist; selbst wenn ich dies als wahr akzeptieren würde, stellt sich die Frage, ob das Objekt ein Mensch oder kein Mensch ist![52] Doch der Wert ist eine soziale Konstruktion, er ist kein ursprüngliches Gattungsmerkmal. Der Begriff *inhärenter Wert* hat nur Sinn in einer essentialistischen Sichtweise, da dieser Wert sich auf chaotische Weise im Kontext des menschlichen Abenteuers entwickelt, das gleichermaßen auf Tätigkeit und Freiheit basiert und nicht als Ausdruck eines wesentlichen Interesses gelten kann.
Bei den Tieren verhält sich alles anders. Ihr Verhältnis zur Natur garantiert ihnen keinerlei Wert, ob inhärent oder nicht, weder gegenüber ihren Artgenossen noch gegenüber den Menschen. Die Jagd scheint sich, wenigstens in ihren Anfängen, in einen allgemeinen Zyklus der Reproduktion der Arten einzureihen, der zum Erhalt eines Gleichgewichts tendiert. Der Wert des Bisons ist ihm nicht inhärent, er ist in seinem Lebenszusammenhang begründet. Der Bison wird auf Grund seiner Stellung in diesem Lebenszusammenhang mit entsprechender Ehrerbietung und in angemessenen Ausmaßen getötet. In einer zweiten Phase waren die Menschen insofern in die Transformation der Natur eingebunden, als sie durch Aufzucht zunehmend Tiere für ihre Zwecke züchteten, später sogar Tiere, die in der Natur nicht vorkommen. Diese existieren nur

---

50 Tom Regan, Pour les droits des animaux, in: Cahiers antispécistes lyonnais 5/1992.
51 So zitiert Peter Singer gleich zu Anfang seines Werkes „Befreiung der Tiere. Eine neue Ethik zur Behandlung der Tiere", a.a.O., Benthams Satz „*Die Frage ist nicht: können sie verständig* denken*? oder: können sie* sprechen*? sondern: können sie* leiden*?*"(S. 27).
52 David Olivier, Luc Ferry ou le rétablissement de l'ordre, in: Cahiers antispécistes lyonnais 5/1992, S. 30.

durch den Menschen und für den Menschen, und es kann in Bezug auf sie keine Rede von inhärentem Wert sein. Das rechtfertigt nicht, daß man alles mögliche mit ihnen tun kann, doch sie sind Teil der menschlichen Erfahrung. Der Begriff „Tierbefreiung" ist in diesem Fall übrigens nicht korrekt, weil dies das Verschwinden dieser Tierart bedeuten würde. Dennoch ist dieser Begriff nicht unwichtig, denn er bezieht sich auf alle anderen Befreiungsbewegungen für die Rechte der Frauen, der Minderheiten, der Arbeiter, der kolonisierten Völker. Regan will aus einer Moral (er ruft Gott um Hilfe für die Umsetzung seiner Aufgaben an[53]) Politik machen. Er sagt uns nicht, warum es für ihn unerträglich ist, Fleisch zu essen, und er sieht sich gezwungen, ein von außen kommendes erklärendes philosophisches Prinzip dazwischenzuschieben. Er stellt die humanistischen Grundlagen der sozialpolitischen Ordnung nicht in Frage, doch er zielt darauf, die Vorrechte der menschlichen Wesen auf die Tiere auszuweiten.[54]

Eine praktische Ethik, die sich für Politik hält

Eine solche Position wird sehr gut von Paola Cavalieri formuliert, wenn sie versucht die Verbindungen zwischen Feminismus und Antispeziesismus und zwischen Feminismus und Ökologismus zu bestimmen: „*Nach einer langen Zeit der Trennung von Politik und Ethik wird auch in Italien, antizipiert und begünstigt durch die Veröffentlichung von John Rawls' ‚Eine Theorie der Gerechtigkeit', wieder der Versuch unternommen, im Zentrum der politischen Philosophie eine systematische Prüfung derjenigen Prinzipen und ethischen Werte vorzunehmen, die die Grundlage der guten oder gerechten Gesellschaft bilden sollten. Gleichzeitig entwickelte sich, langsam, aber beständig, die praktische Ethik, d.h. die von Studenten an amerikanischen Universitäten zu Beginn der siebziger Jahre geforderte und erreichte Anwendung der Ethik auf konkrete moralische Probleme, in eine damit übereinstimmende Richtung. In der Tat umfaßt die praktische Ethik nicht nur Bereiche der Forschung wie die Bioethik oder die Unternehmensethik, sondern auch solche authentischer politischer Bewegungen. Die stärkste und am meisten verwurzelte unter ihnen ist vielleicht die feministische Bewegung. Der Feminismus existierte natürlich lange bevor die praktische Ethik aufgetaucht ist. Und dennoch verdankt er in seinen jüngsten Ausprägungen sehr viel dem philosophischen Klima der letzten zwanzig Jahre. Der neuere Feminismus hat seine Waffen in der bioethischen Diskussion über die Abtreibung geschärft und gründet sich zudem auf wichtige ethische Positionen wie die Ablehnung einer hierarchischen und dualistischen Sicht der moralischen Gemeinschaft und das Zurgeltungbringen von Begriffen wie dem der Sorge (*care*) und dem der Verantwortung aus Opposition gegen abstrakte und universelle Normen aus der Welt der männlichen Ethik. Von dieser Grundlage aus haben die neuen ‚Autorinnen' eine globale Kritik der menschenzentrierten Sichtweise der Welt entwickelt und dabei so unterschiedliche Bereiche angesprochen wie die Umweltethik, die sie sich in der Form dessen, was man heute 'Ökofeminismus' nennt, auf holistische und organizistische Weise neu angeeignet haben, oder die Geschichte der Wissenschaft, die sie, ausgehend von der angeblichen wissen-*

53 Tom Regan, Pour les droits des animaux, a.a.O., S. 16.
54 Zu einer libertären Kritik des Antispeziesismus s. Daniel Colson, Anarchisme et antispécisme, in: La Griffe 11/1998, S. 12-14.

schaftlichen Objektivität, die nur noch die ideologische Funktion hat, die theoretischen Grundlagen dieser wissenschaftlichen Aktivität zu verschleiern, dekonstruiert haben.
Natürlich traf der Feminismus im Laufe einer solchen Entwicklung auf eine andere politische Bewegung, die der Reflexion über praktische Ethik viel verdankt: die Tierbefreiungsbewegung. Aus einer Verfeinerung des Gleichheitsgedankens entstanden und von da an im Kontext angelsächsischer philosophischer Tradition verwurzelt, stellt die theoretische und praktische Opposition zur aktuellen Behandlung von Tieren eine Realität dar, die... dabei ist, sich in Ländern wie Italien oder Frankreich auszubreiten. Das Zusammentreffen beider Bewegungen hat jedoch nicht nur zufällige Gründe: die Infragestellung dessen, was Harriet Taylor Mill im letzten Jahrhundert als die 'entwürdigende Unterscheidung' *bezeichnete, vereinigt in einem tiefen Sinn den Kampf für die Rechte der Frauen und den Kampf für die Rechte der Tiere.*
Dieser natürlichen Affinität hat der neueste Feminismus die starke politische Konnotation hinzugefügt, die ihn kennzeichnet. Wie Norma Benney schreibt: 'Der Sturz des Patriarchats ist der Daseinsgrund des Feminismus... Doch wenn wir bei der Verfolgung dieses Ziels nicht das Leiden der nichtmenschlichen Wesen berücksichtigen, dann fürchte ich, daß wir den Begriff Freiheit nicht verstanden haben.' Die ideologischen Verbindungen, die die doppelte, auf dem Geschlecht und auf der Gattung begründete Ausbeutung umfassen, werden also von der von vielen neueren feministischen Schriften entwickelten kritischen Theorie offengelegt und vertieft. Während Carol Adams insbesondere im Gebrauch der instrumentellen Gewalt und im Entzug der lebendigen Individualität grundlegende Parallelen zwischen der Tatsache des Tötens von Tieren zur Nahrungsproduktion und der sexuellen Gewalt gegen Frauen ausmacht, schreiben andere 'Autorinnen' dem 'patriarchalen Blick' *nicht nur die Reduzierung von Frauen auf Reproduktionsmaschinen, sondern auch die bedingungslose Unterwerfung der Tierindividuen und der Natur zu. Zudem wird der männlichen Kultur insgesamt die Verantwortung für das Verschwinden jener Empathie und* 'biologischen Weisheit' *von der westlichen Bühne zugeschrieben, die alleine die derzeitige totale Verdinglichung der nicht-menschlichen Wesen in den Labors und den Zuchtfarmen hätten verhindern können."*[55]

Wenn ich diesen Artikel so ausführlich zitiert habe, dann weil er für diese Positionen typisch ist. Alles, was die Grundlagen dieser Teilbewegungen ausmacht, findet sich hier verdichtet: die Moralphilosophie und der Kampf für Rechte, die Ethik als Politik, die Ablehnung des Universalismus, der postmoderne Gedanke der Dekonstruktion, die den Weg zu den *cultural studies* öffnet, die Naturalisierung der weiblichen Persönlichkeit („*Empathie und ,biologische Weisheit'*"), die Verbindung von Herrschaft über die Natur und Herrschaft über die Frauen, die Verbindung von Fleischkonsum und Sexismus (ein Tier töten ist das gleiche wie eine Frau zu vergewaltigen). Wir haben all diese Punkte bereits kritisiert, doch letzterer verdient eine genauere Betrachtung, insofern er in der Tendenz merkwürdige Ableger erzeugt. Per ideologischer Assoziation - das ist etwas anderes als eine Gedankenassoziation eines inkonsistenten Denkens - können Fleischkonsum und Sexismus mit Rassismus und Nazismus gleichgestellt werden. So

55 Paola Cavalieri, La nouvelle alliance du féminisme: en Italie aussi une marche commune avec le mouvement de libération animale, in: Cahiers antispécistes lyonnais 8/1993.

kann man bei Jean-François Leménicier, dem Vertreter der Vegetariervereinigung „Vegan" lesen: *„Ich ignoriere es nie, wenn ein vergangenes, gegenwärtiges oder zukünftiges Wesen leidet. Ich habe den Mut, mich gegen alle Massaker aufzulehnen, die der Rassisten wie die der Fleischkonsumenten. Die 1943 an Juden und Jüdinnen begangenen Greueltaten und die heute in Vivisektionslabors, in Industriefarmen, in 'bio-ökologisch-handwerklichen' Hühnerhöfen und auf Schiffen an nichtmenschlichen Wesen begangenen Greueltaten sind speziesistische Verbrechen und entspringen derselben Logik der Herrschaft bestimmter Menschen und multinationaler Konzerne sowie der Gleichgültigkeit und der Mitschuld der Leute."* Unser Autor, der spürt, daß die Sache anrüchig ist und sich unter Beschuß wähnt, präzisiert, über seine eigene Kühnheit erschrocken: *„Ich möchte ganz bestimmt nicht, daß die Shoa vergessen wird, die zeigt, wie weit die Grausamkeit mancher Menschen gehen kann. Allein durch meine vegetarischen und antispeziesistische Propaganda bin ich bereits Gegner des Revisionismus."*[56] Lassen wir die armselige Argumentation beiseite, da wir wissen, daß auch Hitler Vegetarier und Antispeziesist war. Erstaunlich ist, daß hier eine praktische Moral, die lange Zeit politisch nicht klar einzuordnen war (es finden sich sowohl bei den Individualanarchisten an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als auch in den Gruppen der extremen Rechten viele Vegetarier), plötzlich zu einer Art Paß für libertäre Radikalität wird! Doch diese Moral psychologisiert die gesellschaftlichen Verhältnisse, indem sie nach den Grundlagen der Neigung Böses zu tun und des Hangs zur Grausamkeit sucht. Christophe Dejours, Spezialist für das „Leiden in Frankreich", definiert zum Beispiel die Virilität („virilité") als Maßstab der Gewalt, die man gegen andere, vor allem gegen Unterdrückte, begehen kann, angefangen bei den Frauen: *„Er ist ein Mann, er ist ein wirklich viriler Mann, einer, der ohne mit der Wimper zu zucken, Leiden verursachen kann... Virilität ist sozial konstruiert und muß von der Männlichkeit („masculinité") unterschieden werden, die sich von den Stereotypen der Virilität unterscheidet."*[57] Das Böse soll demzufolge grundlegend mit der männlichen Virilität zusammenhängen, wobei Dejours die diesbezüglichen Arbeiten von Daniel Welzer-Lang zitiert.[58] Wohin diese Fragestellungen führen können, zeigt uns die jüngste Polemik um die Yanomani-Indianer.[59] Diese besonders *„primitive"* Population soll von bestimmten Soziobiologen als ideal betrachtet worden sein, um ihre Hypothesen über die *„Genetik der Führer"* und das Modell der *„herrschenden Männer"* zu testen. Sie stellten eine klare Verbindung zwischen sexueller Aggressivität und allgemeiner Aggressivität der Yanomani-Männer her, und zwar in einer eugenistischen Sichtweise mit rassistischem Charakter. Der Anthropologe Jacques Lizot, ein Yanomani-Spezialist, vermittelt uns eine Ahnung von der Art der Debatte: *„Aber Chagnon (einer der inkriminierten Biosoziologen) ging zu weit. Ich habe schon immer seine Thesen bekämpft; mit seinen Geschichten von Männern, die sich der Frauen mit Gewalt bemächtigten, ist er entgleist. Er sah darin den Beweis für ihre Überlegenheit, während sie nur gehörn-*

---

56 Jean-François Leménicier, Lettre du 4.7.1992 à la commission femmes de la „Fédération Anarchiste", in: Le Monde Libertaire. (Revisionismus meint hier die Leugnung der Shoah, AdÜ).

57 Christophe Dejours, Souffrances en France. La banalisation de l'injustice sociale, Paris 1998, S. 100.

58 Daniel Welzer-Land (éd.), Nouvelles approches des hommes et du masculin, a.a.O.; ders., Violence et masculinité, Lyon 1998 (AdÜ).

59 S. Le Monde, 1./2.Oktober 2000, S. 10/11.

ter als andere waren, mehr nicht!"[60] Es ist bemerkenswert, daß die Soziobiologie, die in Frankreich stark kritisiert wird, in der angelsächsischen Welt hoch verehrt wird, wo zum Beispiel bestimmte Aktivisten der Schwulenbewegung glauben, daß ihr Kampf durch die Anerkennung eines Homosexuellen-Gens gefördert würde.

Das rationale Individuum und seine Funktion der Optimierung

Ganz allgemein sollen die einzigen Gründe unserer Entscheidungen dem positiven Wunsch der Bedürfnisbefriedigung und dem negativen Wunsch der Vermeidung von Leiden entsprechen, was im Rahmen einer individuellen Ethik gewürdigt werden muß. Das paßt zur neoklassischen Auffassung der Sozialwissenschaften, die, ausgehend vom Modell des *homo oeconomicus*, tendenziell „*Verhaltensökonomien*" erzeugt. Wie bei den amerikanischen Libertären findet man eine asoziale Auffassung vom Individuum, oder genauer eine Auffassung von einem Individuum ohne Gesellschaft. Das abstrakte Individuum des Humanismus und Universalismus wird im Namen des als empfindsamen Wesens definierten konkreten Individuums und Trägers von Interessen in einem die Werte relativierenden Rahmen kritisiert. Dieser *homo oeconomicus* ist übrigens nichts anderes als ein von der Ökonomie geleitetes oder beherrschtes Individuum. Die neoklassische Auffassung versucht nämlich, das ökonomische Modell des Produzenten, das die Grundlage der klassischen Theorie von Adam Smith und David Ricardo ist, und das Marx trotz seiner Kritik der politischen Ökonomie wiederaufgreift, zu übergehen. Sie versucht, ausgehend vom Modell des Konsumenten und der Bedürfnisse, ein vollkommenes Individuum neu zusammenzusetzen (was also weiterhin Ökonomie ist: materielle Produktion im Hinblick auf die Bedürfnisse, aber auch Produktion von Bedürfnissen). Das ist eine Mischung aus Max Stirners „Der Einzige und sein Eigentum" (in seiner libertären Version, wie die Bedeutung des Begriffs der Aneignung im Antisexismus und im Antispeziesismus zeigt) und der Theorie der Entscheidungen von Friedrich August von Hayek (in seiner liberalen Version).
Fast zur gleichen Zeit, als Georg Lukács im Kielwasser von Max Weber den Verlust der Totalität analysierte, die nur das Proletariat zurückerobern könne, wenn es sein Bewußtsein in der Praxis wirksam werden läßt, wollten die Liberalen hingegen diese Totalität durch die Interaktion der rationalen Individuen herstellen - ohne auf den Staat zurückzugreifen! Ist es diese theoretische Möglichkeit, den Staat zu übergehen, die dazu führt, daß so viele Libertäre von dieser direkten Demokratie der Interessen verführt werden? Das ist gut möglich, aber dies ist dann auch eine Niederlage der libertären Theorien, denn es handelt sich dann nur um eine „*falsche Wiederherstellung der Totalität als Diktatur des Fragments*",[61] die in keinerlei Einheit münden kann. Eine Einheit, die doch aus dem Verhältnis zwischen Besonderheit und Totalität hergestellt werden muß und die das Spannungsverhältnis zwischen Individuum und menschlicher Gemeinschaft sicherstellt.

---

60 Jacques Lizot, zit. in: Ebd.
61 Vgl. Anselm Jappe, Guy Debord, Marseille 1995.

Wunsch und Vitalismus

Dieser Utilitarismus des Geschmacks und der Freuden mündet in eine Lebensphilosophie, die ihre modernen Herolde bei den Theoretikern des „*Bio-Politischen*" findet, die sich im Kampf gegen die „*Bio-Mächte*" befinden.[62] Die Macht ist nun angeblich nirgendwo, weil die Mächte überall sind. Es geht nicht mehr darum, die Staatsmacht zu belagern, sondern die Mächte aufzulisten, um die Herrschaftsverhältnisse anzugreifen, die sie hervorbringen.

Man darf also nicht eine Herrschaft oder gar ein Herrschaftssystem angreifen, sondern nur besondere und konkrete Herrschaftsverhältnisse. Ein solcher Angriff habe nur noch Sinn auf der Ebene des Erlebten, und die bedeutenden Praktiken seien die der konkreten Individuen. Um diese bedeutenden Praktiken in das Soziale einzufügen, muß man sie also als Identität der Individuen stärken oder im gegensätzlichen Fall als reine Rollen bekämpfen, was darauf hinausläuft, die Individuen auf diese Rollen zu reduzieren. Das heißt zum Beispiel, die Individuen eines bestimmten Geschlechts von Geschlechts wegen auf ihre gesellschaftlichen Rollen zu reduzieren. Der Begriff der *Geschlechterrolle* wird von Christine Delphy[63] analog zum Klassenmodell von Alain Touraine entwickelt. Da Gruppen nicht sui generis existieren, geht es also um die Entdeckung der Praktiken, die auf Grund der Spaltung in Geschlechter die Geschlechtergruppen, d.h. die *Geschlechterrolle* bilden. Demzufolge kann man sich auf die Asymmetrie in der Entfremdung der Individuen stützen, die es erlaubt, einen herrschenden Pol und eine herrschende Rolle, einen beherrschten Pol und eine beherrschte Rolle zu erkennen. Indem der Antagonismus zwischen den Rollen in den Mittelpunkt der Frage gerückt wird, kann man dann den beherrschten Pol des Geschlechterverhältnisses positiv besetzen, ohne sich die Frage nach der Entfremdung zu stellen, die der weiblichen Rolle eigen ist.

Für Raoul Vaneigem, aber auch für John Zerzan - wie wir später sehen werden - führt das zu einer Mystifizierung der Frau und des Kindes im Namen des Kampfes des Le-

---

62 „*Das Leben wird zum Widerstand gegen die Macht, wenn die Macht das Leben zu ihrem Objekt macht.*" Gilles Deleuze, Foucault, Frankfurt am Main 1987, S. 129.

63 Christine Delphy, L'ennemi principal, a.a.O., Vorwort. Man kann den mittlerweile zurückgelegten Weg zwischen dieser Position der derzeitigen Chefredakteurin der Zeitschrift „Nouvelles questions féministes" und der von Emmanuelle de Lesseps, der Gründerin von „Questions féministes", an den folgenden Zitaten aus der Nr. 5 von „Questions féministes" vom Februar 1979 ermessen: „*Der Versuch, die Gleichheit der Geschlechter einzuführen, bedeutet nicht, eine Konditionierung durch eine andere zu ersetzen, sondern im Gegenteil, die Undurchlässigkeit der Reihen abzuschaffen. Indem man a priori den größten gemeinsamen Nenner wählt, geht man das geringste Risiko für die Freiheit ein. Die politische Entscheidung, die sich uns stellt, ist die des Vorrangs des Individuums über die Gruppe. Die Unterstützung der Gruppenunterschiede ist eine Aufgabe, die der Unterstützung der individuellen Unterschiede genau entgegengesetzt ist.*" Und weiter: „*Die Betonung der Subjektposition bedeutet aufzuhören, sich vom Standpunkt des anderen aus, d.h. in der Differenz, zu definieren. Wir können nur dann Subjekte der Geschichte sein, wenn wir aufhören, uns als besondere Fälle der menschlichen Gattung zu betrachten: Es ist notwendig, daß wir uns zuallererst als Vertreter der menschlichen Gattung denken, mit allen Fähigkeiten, die ihr eigen sind. Es gibt nur eine Gattung.*" (S. 25) Diese Position leidet jedoch unter der Tatsache, daß sie die Überwindung der Vermittlungskategorien nur in der Geschlechterordnung berücksichtigt und nicht auch zum Beispiel in den Klassenverhältnissen (auch wenn dies angesichts der Argumentation implizit ist), was dazu führt, daß man nicht recht versteht, warum sich diese Forderung jetzt und nur jetzt aufdrängt.

benden gegen den Tod: „*Es gibt ein sichtbares Zeichen einer Gewißheit, die zu verbergen sich alle zusammentun: die - an allen Fronten, wo der Tod bekämpft wird, bezeugte - Präsenz der Frau, des Wesens par excellence, das der Menschheit das Modell ihrer eigenen im Entstehen befindlichen Realität liefert: das Leben schaffen und die Welt zu ihren Gunsten neu erschaffen.*"[64] Wenn Vaneigem sich über den Niedergang der patriarchalen Werte freut, die von Eroberern, Chefs, Militärs und Bullen geschaffen werden, dann um umgekehrt „*die sensible, sensitive und scharfe Intelligenz des Kindes und der Frau*" zu mystifizieren.[65] Genau so, wie er 1968 nicht verstanden hat, daß der Pol Arbeit nicht ohne den Pol Kapital existieren kann (seine Apologie der Selbstverwaltung),[66] begreift er heute nicht, daß die Charakteristiken des weiblichen Pols nicht ohne die des männlichen Pols existieren können, daß es also nicht letzterer ist, den man ins Visier nehmen muß, sondern die Zerstörung der Arbeit und der Rollen, wenn man Arbeit als untergeordnete Tätigkeit und Rollen als soziale Konstruktion definiert, die zum größten Teil aufgezwungen sind.
Der angeblich abstrakten Kritik des „*alten Aktivismus*" eine Praxis der Begierden entgegenzuhalten, in der sich der Wille zur Macht in einen Willen zum Leben auflösen soll und „*gegen die Sorgen des Überlebens einen wirklichen Lebensstil durchzusetzen*",[67] ist also schlichtweg abwegig.

Falsche Totalität und plurales Denken

Das Denken des Widerspruchs (Dialektik der Klassen) sei, so heißt es, nur noch Sehnsucht nach der Synthese und dem abstrakten Universalismus. Doch Vorsicht, nicht nur, weil „*das Ganze das Unwahre (ist)*", wie Adorno nach der Auschwitz-"Erfahrung" in „Minima Moralia" schrieb,[68] sondern weil das Ganze zu hegelianisch, zu sehr negatives Denken ist. Es muß durch ein affirmatives Denken (Gilles Deleuze und Félix Guattari) und im vorliegenden Fall durch die Affirmation der Unterschiede ersetzt werden. Diese Affirmation der Unterschiede ist Teil der Kritik der Totalität, denn die Totalität kann für Deleuze und Guattari nur repressiv sein, wie ihre Analyse der Familie und ihre Ablehnung des ödipalen Dreiecks sowie des Status als die Persönlichkeit strukturierend zeigt. Im weiteren Sinne sind alle diese Rollen repressiv und Teil der Herrschaftspraktiken. Das erlaubt Deleuze und Guattari, die „*Entwicklung eines verallgemeinerten Faschismus*" anzukündigen. Dieser „*paranoisch-reaktionäre*" Typ erfaßt jeden Diskurs und respektiert die alten Spaltungen in rechts und links nicht mehr.[69] Michel Foucault greift das auf und präzisiert, daß die in der Allgemeinheit des Sozialen aufgelöste politische Macht nicht mehr lokalisierbar ist und gar unsichtbar wird. Man muß sie also im kleinsten Verhalten, im kleinsten Diskurs aufspüren. Die

---

64 Raoul Vaneigem, Nous qui désirons sans fin, Paris 1996, S. 108.
65 Ebd., S. 140.
66 Vgl. Ratgeb (Raoul Vaneigem), Vom wilden Streik zur generalisierten Selbstverwaltung, Hamburg 1975 (AdÜ).
67 Raoul Vaneigem, Nous qui désirons sans fin, a.a.O., S. 168.
68 Theodor W. Adorno, Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben, Frankfurt am Main 1969, S. 57.
69 Vgl. Gilles Deleuze/Félix Guattari, L'anti-Œdipe, Paris 1972, S. 309 (deutsche Übersetzung: Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie I, Frankfurt am Main 1974, S. 336, AdÜ).

Theorie kann das alles nicht mehr erklären, denn dann wäre sie nur eine andere Form von Macht. Sie muß bescheiden werden, sie darf nur eine „*Werkzeugkiste*" (Deleuze) sein, die zu jedem spezifischen Kampf paßt.[70] Wir sehen schon, warum und worin unsere französischen Philosophen einen so hohen Bekanntheitsgrad in den USA erlangt haben. Sie gehören zur Grundlage der *cultural studies* und der Bewegung der *political correctness*. Manche Feministinnen greifen diese Analyse auf und machen das Patriarchat zum ersten Faschismus: „*Der Faschismus repräsentiert die natürliche Entfaltung der Werte des patriarchalen Regimes, angewandt auf die Bedingungen (und Widersprüche) der ‚Massen'-Gesellschaft des 20. Jahrhunderts. In dieser Hinsicht hatte Virginia Woolf recht, als sie in einem bemerkenswerten Text, den sie kurz vor dem Zweiten Weltkrieg unter dem Titel ‚Drei Guineen' schrieb, behauptete, daß der Kampf für die Befreiung der Frauen ein Kampf gegen den Faschismus sei.*"[71] Wenn der Faschismus zur wirklichen Natur des modernen Staates im Dienst eines patriarchalen Systems wird, dann greifen - in einer einfachen Verkürzung - die Frauen und Schwulen mit ihrem Kampf gegen das Patriarchat das Herz des Staates an und erhalten so ihren Marschallstab der Revolution. Bereits in der Zeitschrift „Tout" verfolgte man die „*abscheuliche Bestie*", die man übrigens überall sah, und der später gaullistische Maoist André Glucksmann beschrieb in der damaligen „Temps Modernes" diesen kommenden Faschismus.[72]

Die Ideologie der Herrschaftsverhältnisse

Die Ideologie der Herrschaftsverhältnisse greift zwar marxistische Schemata auf (nicht gerade die glücklichsten!) und verdreht sie, entsprechend der Spaltung der Realität, in eine Ebene des Unterbaus, die hier von der Wunschproduktion repräsentiert wird, und eine (sozialpolitische) Ebene des Überbaus, doch die dialektische Auffassung wird zugunsten einer manichäischen Auffassung aufgegeben, die Herrschende und Beherrschte, Herrschaftssystem und Opfer gegenüberstellt. Im höchsten Stadium der verfeinerten Analyse spielt sich diese Gegenüberstellung zwischen herrschend und beherrscht auch in den Individuen selbst ab, die in einem Bereich herrschend und in einem anderen beherrscht sein können.
Dieses Denken, das alle gesellschaftlichen Verhältnisse um das Paar Herrschende/Beherrschte zu strukturieren versucht, ist ein Denken des Verstreutseins, das den Gedanken der Koexistenz der Besonderheiten in einer multiplen („*pluralen*" sagen die Akademiker und Journalisten) Realität entwickelt. Es entspricht zudem einem Verständnis von Herrschaftsverhältnissen mittels Empathie und Mitleid mit den Opfern.

---

70 Diese Sprache wird heute in Zeitschriften wie „Alice", „Vacarme" und „Multitude" reichlich benutzt; sie greifen mit einem Hang zu brandneuer Modernität den Gedanken der Mikro-Konfliktualität wieder auf. Die Topologie der molekularen Revolutionen (Guattari) und der Wunschmaschinen geht einher mit der Just-in-Time-Produktion der Unternehmen und der kommunikativen Verirrung der Zeichenmanipulateure, ohne daß sie ihrem Schicksal als Affirmationsbewegung im Innern des Kapitals entkommen zu können scheint.

71 Susan Sontag, Réflexions sur la libération des femmes, in: Les Temps Modernes 317/Dezember 1972, S. 907-944.

72 André Glucksmann, Der alte und der neue Faschismus, in: Michel Foucault/Alain Geismar/André Glucksmann, Neuer Faschismus, Neue Demokratie. Über den Faschismus im Rechtsstaat, Berlin 1972 (AdÜ).

Pierre Bourdieu liefert uns hierfür ein Beispiel mit seinen jüngsten Werken „Das Elend der Welt", was die beschreibende Ebene angeht, und „Die männliche Herrschaft", wenn man es theoretischer haben möchte.[73] Es stimmt, daß Bourdieus Theorie der Interessens-"*Felder*" und -kämpfe und der sich daraus ergebenden spezifischen Herrschaftsverhältnisse nur auf diese Bewegung der Besonderheiten treffen kann, und das um so mehr, als dies sehr gut zu seiner Interpretation der von der Logik der Interessen geleiteten sozialen Verhaltensweisen und dem paßt, was er „*allgemeine Ökonomie der Praxis*" nennt.[74] Die männliche Herrschaft ist demnach das Produkt des vom zeitlosen Kampf der Geschlechter erzeugten „Feldes". Doch Bourdieu hat ein politisches Gespür und weiß, daß aus dem Verstreutsein nichts entstehen kann. Man muß also die Beherrschten der verschiedenen „Felder" vereinen; aber Vorsicht, da nicht alle Felder gleich wichtig sind und nicht alle Beherrschten im selben Grad beherrscht sind, muß man hier taktisch vorgehen. Weit davon entfernt wie die „Radikalfeministinnen" zu denken, daß den Beherrschtesten unter den Beherrschten die Ehre zukommt, den Kampf anzuführen und dabei den Weg zu zeigen, appelliert er - stets im Einklang mit seiner Theorie der unterschiedlichen Arten von Kapital - an eine Kategorie der „*herrschenden Beherrschten*", die Homosexuellen, die auf Grund ihres bedeutenden durchschnittlichen kulturellen Kapitals den „*beherrschten Beherrschten*" ohne geringstes Kapital ihre Dienste (theoretische Arbeit und symbolische Aktion) anbieten müssen. Das endet in einer Art strukturalistischer Alchimie, die das ganze Feld (kein Wortspiel!) des Möglichen einschließt. Es gibt keinen Ausweg, denn die Herrschaft ist somit allgemein! Das sehr reelle Spannungsverhältnis zwischen den Geschlechtern wird nur unter seinem asymmetrischen Aspekt gesehen, während es doch auch ein Element ihrer Gleichheit ist, das eine Interaktion zwischen den Individuen voraussetzt, die nicht auf ihre Geschlechter und auf ihre Funktionen reduziert werden können.
Diese Kritik der Totalität ist ein Aspekt, der den postmodernen Theorien und den Praktiken gemeinsam ist, die auf die „Dekonstruktion" und auf den Relativismus zielen. Doch bei dem, was uns beschäftigt, d.h. den Positionen mit radikalem Anspruch, äußert sich diese Totalität in der Auffassung, daß alles Herrschaft ist, weil alles Macht ist. Der Foucault der siebziger Jahre ist der Hohepriester dieser Interpretation des Politischen als einer Strategie, die bestenfalls in Gegenmächten und somit früher oder später bei den Mächten enden kann. Die Politik ist das Übel, denn sie will alles umfassen, um alles zu beherrschen.[75] Sie muß also zugunsten eines maßvollen und punktuel-

---

73 Pierre Bourdieu et al., Das Elend der Welt. Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft, Konstanz 1997; Pierre Bourdieu, Die männliche Herrschaft, Frankfurt am Main 2002 (AdÜ).

74 Eine Kritik an Bourdieus Utilitarismus findet man bei Alain Caillé, Critique de la raison utilitaire. Un manifeste anti-utilitariste, Paris 1989, S. 42-43 und - präziser - bei Alain Caillé, Esquisse d'une critique de économie générale de la pratique, in: Cahiers du LASA (Laboratoire de sociologie anthropologique de l'université de Caen) 1991.

75 Wie oft in der jüngsten Ideengeschichte nehmen die französischen Philosophen nur das auf, was deutsche Philosophen lange vor ihnen gesagt haben, und leider machen sie meistens, trotz der verflossenen Zeit, schlechten Gebrauch davon. In diesem Fall greifen Foucault und dann die „nouveaux philosophes" die berühmte Formel Adornos auf, derzufolge heute das Ganze das Falsche sei; doch während Adorno eine Feststellung traf, die ihn und Horkheimer auf das Gebiet der reinen Kritik und schließlich zum politischen Rückzug führte, wollen erstere zu Extremisten des Relativen und des Besonderen werden („*molekulare Revolutionen*").

len Engagements aufgegeben werden, das der Vorläufer des politischen Minimalismus[76] ist, den wir heute kennen. Für uns ist aber nicht alles Macht und daher auch nicht alles Herrschaft. Diese beiden Begriffe müssen den Beziehungen vorbehalten bleiben, die von einem juristisch-repressiven Apparat geregelt werden, sowohl bezüglich des öffentlichen als auch des privaten Lebens. In diesem Rahmen können die Herrschaftsbeziehungen als meistens institutionalisierte Fixierung der Kräfteverhältnisse definiert werden, die in historisch spezifischen Gesellschaftsverhältnissen erzeugt werden. In dieser Konstellation können die Positionen nicht übertragen werden. So hat im Rahmen der Produktion die beherrschte Klasse nie die herrschende Klasse ausgebeutet, auch nicht in der sogenannten Diktatur des Proletariats. Dies muß von Situationen unterschieden werden, in denen ein ganzer symbolischer und kultureller Apparat ins Spiel kommt, wobei Traditionen, Mythen, kollektive Gebräuche sowie Phantasmen in die Beziehungen zwischen den Individuen eingreifen. In letzterem Fall ist die Übertragbarkeit der Positionen möglich und sogar geläufig, wie man es in Liebesbeziehungen sieht; unterscheiden muß man es auch von den bio-psychologischen Beziehungen, die Einflüsse und Autorität hervorbringen wie Beziehungen zwischen Eltern und Kind.
Bei diesen wie auch bei anderen Fragen stößt man auf etwas, was diese verschiedenen Teilbewegungen vereint: Sie nehmen ihren Aufschwung seit dem Ende der vorhergehenden revolutionären Periode. So wird das, was in den sechziger und siebziger Jahren eine revolutionäre Kritik der Familie war, zur Kritik im Namen der Natur, denn wenn das Erworbene das Angeborene tötet, wird jede Erziehung repressiv.[77] Jede historische Perspektive wird aufgegeben (wie übrigens auch in der Analyse des Patriarchats!). Unter dem Vorwand, daß es sich, da es den Begriff der Zeit noch nicht kennt, auf gewisse Weise außerhalb der Zeit und somit nahe einer primitiven Harmonie, eines ursprünglichen Zustandes der Freude befindet, der nie hätte aufgegeben werden dürfen, wird eine Ideologie der Reinheit des Kindes entwickelt.[78] Diese Argumentation kann auch auf die Tiere ausgeweitet werden, wie es die Aktivisten der Tierbefreiung auch tun.
Man kann in dieser Suche nach einem reinen Ursprungszustand eine der Quellen für die anthropologischen Polemiken um das Matriarchat und den ursprünglich vegetarischen Charakter der Menschen sehen. Nehmen wir z. B. die „Methode" von John Zerzan.[79] Sie besteht darin, eine Anthropologie zu konstruieren, die sich im Einklang mit den moralischen Prinzipien und den persönlichen Geschmäckern befindet. Zerzan ist gewaltfrei, Vegetarier und Feminist, also muß die Sammlerkultur dem natürlichen Zustand der guten Menschheit entsprechen. Jagd und Fleischkonsum sind unmoralisch, schlecht für die Gesundheit und erfordern eine komplexe Organisation, die zur geschlechtlichen Arbeitsteilung führt, was Zerzan verurteilt. Er sucht also nach Beweisen

---

76 Jacques Wajnsztejn, Du minimalisme politique, la nature actuelle de l'État, in: Lignes 31/Mai 1997.

77 Vgl. die Positionen in der Zeitschrift „Invariance", Série V, Nr. 1/1997 und meine Kritik daran: Jacques Wajnsztejn, Individu, rapport à la nature et communauté humaine, in: Temps Critiques 11/Winter 1999, S. 131-138.

78 Vgl. John Zerzan, Aux sources de l'aliénation, Paris 1999.

79 Ich übernehme hier weitgehend die sehr gute Kritik an Zerzans Buch „Futur primitif" (Paris 1998) in „John Zerzan et la confusion primitive", eine Broschüre der Zeitschrift „En attendant" (5 rue du Four, 54000 Nancy), 2001.

dafür, daß vor der Ankunft der Neandertaler, die alles Übel mit sich brachten, keine Tiere geschlachtet wurden. Im Rahmen seines Feminismus konstruiert sich Zerzan auch eine Theorie der Reduktion der geschlechtlichen Zweigestaltigkeit und insbesondere des Verschwindens der großen Eckzähne bei den Männchen, die von den Weibchen aufgrund ihres geselligen und teilenden Charakters ausgewählt worden sein sollen, zum Nachteil der bösen Männchen mit den großen Zähnen. Das Problem dieser *cultural studies* ist, daß sie gezwungen sind, die wissenschaftlichen Arbeiten der Anthropologen zu berücksichtigen, dabei aber deren Interpretationen auszublenden, in diesem Fall die Verlängerung der Dauer der Kindheit und Jugend unter dem Schutz der Erwachsenen. Für Zerzan zählt nur, daß er seine Auffassung anbringen kann, die er für feministisch hält und die doch nur seine Phantasie eines ewigen Krieges zwischen den Geschlechtern zum Ausdruck bringt, wodurch er die Realität einer komplexen sozialen Entwicklung seit Anbeginn der Menschheit verschleiert. Seine Hypothese bezüglich einer Beherrschung der Natur durch die Menschen seit dem Neolithikum ist auch nicht fundierter. Die Beherrschung der Natur ist nicht das Los der Menschen. Sie streben nicht danach, eine „natürliche Umwelt" zu beherrschen, die für sie sowieso nicht existiert. Tatsache ist, daß an einem bestimmten Moment die Reproduktion ihrer sozialen Beziehungen über ein neues Verhältnis zur *äußeren Natur* abläuft, und zwar aufgrund eines demographischen Wachstums. Es spielt sich also nicht alles als Herrschaft ab!

Doch Zerzan stellt in „Aux sources de l'aliénation" vereinfachte Gleichungen auf vom Typ: Landwirtschaft/Aufzucht = Beherrschung der Natur = soziale Herrschaft. Es geht darum, das „absolute Böse" zu suchen, das, wodurch das Unheil geschehen ist. Die Praxis der Landwirtschaft wird also für alles Übel verantwortlich gemacht, weil sie eine Arbeitsorganisation, ein Zeitbewußtsein und eine Lagerhaltung als Vorform der Kapitalakkumulation (!), Seßhaftigkeit und die Entwicklung großer Gruppen von Menschen erfordert. Die menschliche Gemeinschaft wird nicht als Überwindung bestehender Verhältnisse, sondern als Wiederherstellung vorkapitalistischer Verhältnisse aufgefaßt. Das ist stets die Suche nach diesem angeblich goldenen Zeitalter, das man in den mythischen Urgesellschaften finden will, wo Matriarchat und Harmonie geherrscht haben sollen.

Da der Begriff Herrschaft in allen Zusammenhängen benutzt und auf immer zahlreichere Herrschaftsverhältnisse ausgeweitet wird, ist es nötig darauf hinzuweisen, daß er andere Aspekte, die in den Beziehungen zwischen Individuum und Gemeinschaft vorkommen, nicht berücksichtigt: den der Entfremdung[80] (*ursprüngliche Entfremdung* in

---

80 Was wir *ursprüngliche Entfremdung* nennen (vgl. Charles Sfar/Jacques Wajnsztejn, Activité humaine et travail, in: Temps Critiques 4/1991, S. 1-28) ist die Tatsache, daß der Mensch in seiner Tätigkeit die Natur und sich selbst umgestaltet. Die Tätigkeit wird für ihn zum bevorzugten Ziel. Sie verselbständigt sich auf gewisse Weise von ihrem menschlichen Subjekt zugunsten ihrer sozialen Dimension. Der Mensch unterscheidet nicht mehr die Tätigkeit von ihrem Produkt; er verliert sich in ihr, ohne sich damit zu identifizieren, wodurch die Entfremdung unumgänglich wird. Die Tätigkeit hat in dieser ursprünglichen Entfremdung die Struktur einer Leidenschaft, was dieses permanente Ungleichgewicht der menschlichen Wesen im historischen Verlauf des menschlichen Abenteuers erklärt. Diese Tätigkeit, die sich als erste Entfremdung darstellt, nimmt nicht zwangsläufig die Form der Arbeit an. Die Arbeit ist nämlich eine besondere historische Form, eine entfremdete Form der Gattungstätigkeit, die die Tätigkeit als erzwungen, als „befohlen", und das Produkt als Eigentum eines anderen Menschen als des Arbeiters erlebt. Diese Entfremdung verschmilzt bei Marx über das Wertgesetz mit der Ausbeu-

der Leidenschaft der Tätigkeit, *historische Entfremdung* im Widerspruch der Arbeit zwischen den Klassen, *allgemeine Entfremdung* in der Arbeit als Widerspruch der Gattungstätigkeit) und den der Verdinglichung der sozialen Beziehungen. Wenn man diese Verknüpfung der verschiedenen Ebenen nicht begreift, kann man die Phänomene nicht verstehen, die dann als Regression oder als Produkt der Ideologie und Propaganda der Herrschenden interpretiert werden. So war die *Magd* der traditionellen Gesellschaft von einem Ensemble gesellschaftlicher Verhältnisse beherrscht, die paradoxerweise weniger verdinglicht waren als die einer modernen *Angestellten*. Tatsächlich wird letztere, indem sie zu einer Art *Unternehmerin der Lebensweise* wird, von weitaus verdinglichteren gesellschaftlichen Verhältnissen beherrscht. Der Widerspruch ist dann in der Tatsache begründet, daß das häusliche Leben im Verhältnis zu den Risiken der Arbeitswelt manchmal als recht angenehm erscheint, was jedem klaren Verständnis der Verhaltensweisen in Begriffen von *Fortschritt* oder *Rückschritt* Grenzen zieht.[81] Die von der englischen Regierung im Herbst 2000 ergriffenen Maßnahmen gegen Diskriminierung, die eine mögliche Beteiligung von Frauen im Nahkampf in der Infanterie vorsehen, sowie das (auf Druck der nördlichen EU-Länder zustande gekommene) französische Gesetz, das Nachtschichten für Frauen in der Industrie erlaubt, stellen die letzten vom Zeitgeist verursachten Verirrungen dar. Das revolutionäre Prinzip der Gleichheit, das in Frankreich wegen des historischen Bezugs noch ein bestimmtes Gewicht hat, wird tendenziell von der puritanischen Moral der Gleichheit (gleich in der Arbeit und im Leiden) abgelöst.

Teilbewegungen und Politik: Das Persönliche als Ersatz für Politik

Naturalismus und Psychologie: eine Verbindung der schlimmsten Art!

Wenn wir unser kritisches Modell auf die feministischen Theorien anwenden, stellen wir fest, daß das Patriarchat als Untersystem verschiedener sozialer Beziehungen funktioniert und auf ein juristisch-repressives Arsenal zurückgreift, vor allem von dem Moment an, als es in die staatlichen Regulierungsmechanismen integriert wurde. Nun hat sich dieses juristisch-repressive Arsenal zunehmend aufgelöst, bis es in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts sehr plötzlich zusammengebrochen ist. Doch was sagen unsere heutigen „Radikalfeministinnen" dazu? Sie behaupten, daß dieses Patriarchat auf den anderen beiden Ebenen, der symbolisch-kulturellen und der bio-psychologischen, fortdauert, und daß die Herrschaft dort noch perverser ist, weil sie von einer formalen Gleichheit, von angeblichen Liebesbeziehungen usw. verdeckt wird. Unter

---

tung und äußert sich als spezifische Entfremdung im Kapitalismus. Das, was wir *die Arbeit als Widerspruch* nennen, resultiert aus der Form, die der Prozeß der Selbstproduktion der Menschheit angenommen hat, indem er für den Menschen eine Natur schafft und reproduziert. Doch es war die Umgestaltung der *äußeren Natur*, die in diesem Prozeß überwog und auf widersprüchliche Weise die Umgestaltung der *inneren Natur* des Menschen bestimmte. Es ist somit offensichtlich, daß dieser abstrakte Widerspruch der Arbeit nicht auf die Phase des Kapitalismus reduziert werden kann, daß er die ganze Selbstproduktion der Menschheit abdeckt und das Projekt des Kommunismus vor Probleme stellt.

81 Vgl. Max Horkheimer, Notizen 1949-1969, in: Ders., Gesammelte Schriften. Band 6, Frankfurt am Main 1991, S. 187-425.

dem Vorwand, daß die Beziehungen zwischen Mann und Frau problematisch bleiben - aber sind das nicht auch die Beziehungen zwischen Männern oder zwischen Frauen? -, wird jede historische Besonderheit geleugnet, was im Gegenzug jede Analyse wertlos macht. Wenn die verschiedenen Gesellschaften, auch die primitiven Gesellschaften, jeweilige Rollen und einen jeweiligen Status für die Frauen erzeugen und sich diesen anpassen konnten, so ist die heutige Gesellschaft die einzige, in der es für die Frau keine festgelegte Rolle gibt - und für den Mann auch nicht. Dieses neue Phänomen erzeugt eine Krise in den Geschlechterverhältnissen und ist Teil einer allgemeinen Krise des Wertesystems.

Wir verstehen nun besser, warum diese Bewegungen um das „Persönliche" das Juristisch-Repressive in alle Beziehungen und bis in die Schlafzimmer hinein zurückholen wollen.[82] Da die patriarchale Herrschaft als System nicht mehr nachweisbar ist, müssen alle Praktiken von Individuen, die diese Herrschaft tatsächlich ausüben, aufgestöbert und bestraft werden. Die Existenz von *Machos* wird dann zum Beweis für die Fortdauer des Patriarchats. Die psychologische Konstruktion der Geschlechterrolle führt zur radikalen Trennung der Geschlechter und definiert diese nur über ihre Affekte. Die Männlichkeit ist aggressiv, die Weiblichkeit ist Mitleid!

Um dahin zu gelangen, muß man den „bösen Teil", die Männlichkeit, mit ihren pathologischen Aspekten in Verbindung bringen (Gewalt, Vergewaltigung) und folgendes vollkommen unterdrücken, nämlich erstens die Tatsache, daß beiden Geschlechtern Aggressivität innewohnt, wie es die Zahlen über Gewalt in den Beziehungen zwischen Eltern und Kindern zeigen, und zweitens, daß Aggressivität nicht nur einen zerstörerischen Trieb darstellt, sondern auch Quelle von Aktion und Kreation ist. Dennoch ist die Vorgehensweise erstaunlich, weil sie ein oft als sexistisch denunziertes Vorurteil billigt, nämlich die Behauptung, daß Frauen sanfter, zerbrechlicher usw. seien. Diese Naturalisierung von gefühlsbetonten Charakteren (die zu gefühlsbetonten Eigenschaften gemacht werden) kann auch zu einer „Wissenschaft der Geschlechterrollen" führen, so wie es zu Zeiten des Stalinismus eine „proletarische Wissenschaft" gab. Was soziologische Untersuchungen über Gewalt betrifft, stößt man auf seltene Perlen: „*Der qualitative Ansatz ist eine feministische Methode schlechthin, denn er bringt das von Frauen Erlebte und Empfundene zur Geltung und verabreicht uns jene Ohrfeige, die uns Zahlen (die quantitative Methode der Männer, versteht sich! Anm. d. Autors) nicht geben können.*"[83] Die Zweideutigkeit des Themas läßt, ob gewollt oder nicht, sehr wohl erkennen, worum es bei diesem „Radikalfeminismus" geht. Hinter dem angeblichen Kampf für Gleichheit zeichnet sich ein Kampf der Geschlechter ab, der nicht immer nur einen einzigen Sieger zurücklassen muß, der aber auch verstecktere Formen

---

82 So wie die Dinge laufen, werden die zukünftigen Privatdetektive bald „Vergewaltigungen in der Ehe" feststellen, so wie ihre Vorgänger Ehebruch feststellen mußten. Wird die Tatsache, daß der Kläger nicht mehr demselben Geschlecht angehört, die Sache weniger niederträchtig machen?

83 Léo Vidal, Domination et violence envers la femme dans le couple, in: La Griffe 12/1998, S. 18. Es ist bemerkenswert, daß unser Autor nicht von weiblicher, sondern von feministischer Methode spricht! Der neue Feminismus will sich also auf die Qualitäten der Weiblichkeit stützen und gleichzeitig den Unterschied zwischen den Geschlechtern als Etablierung der Geschlechterrollen durch das patriarchalische System denunzieren! Wenn man zuviel beweisen will...

annehmen kann als diejenigen, die vor einiger Zeit von Valérie Solanas in „Scum“[84] theoretisch formuliert worden sind.
Dieses Schema könnte auf jede Art von Herrschaft ausgeweitet werden und es könnte eine ganze Abstufung von „*Verbrechen*“ aufgelistet werden, die letztendlich die Gruppe der Superschweine ausmachen: die der weißen, christlichen, fleischessenden heterosexuellen Männer. Diese Logik der Auslese muß absolut sein, um jede Ansteckung mit allem zu verhindern, was quasi nicht mehr menschlich ist, und sie muß auch einen klar erkennbaren Gegner angeben. Die Verschiebung vom Begriff *Feminismus* hin zum Begriff *Antisexismus* ist nicht unbedeutend. Das Verschwinden des ersten Begriffs markiert den gleichzeitigen Niedergang der Frauenbewegung und den Sieg der Frauen, die endlich als Frauen anerkannt wurden, wie es der rituelle Diskurs der Politiker über „*die Männer und die Frauen*“ zeigt. Die Propagierung des zweiten Begriffs verweist auf den Machtzuwachs aller potentiellen „Wachhunde“. Die Problematik des „*Anti*“ wird äußerst wichtig - wie beim Antispeziesismus, Antifaschismus usw. Es geht nicht darum, im Rahmen der gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse Stellung zu beziehen, sondern darum, die Positionen zu verteidigen und dabei das ganze zur Verfügung stehende juristische Arsenal einzusetzen oder damit Druck zu machen, um sich mit neuen Waffen auszurüsten.
Das ist eine radikale Methode, jene Probleme zu „lösen“, auf die die Alltagsgruppen um die Zeitschrift „Tout“ in den siebziger Jahren gestoßen waren; Gruppen, die mit der Tatsache konfrontiert waren, daß man unter den „sozial Beherrschten“ die meisten „kulturell Beherrschten“ findet, die alle Schlacken hinter sich herschleppen, derer sich das Kapital in seiner unaufhörlichen Emanzipationsbewegung gegenüber jeglichem Zwang gegen seine Entwicklung und seine Reproduktion entledigt. Das „juristische Ganze“ ist für unsere neuen Zensoren um so notwendiger, als die Krise des Wertesystems ein Verschwinden der informellen gesellschaftlichen Sanktionen und der metaphysischen oder imaginären Zwänge mit sich bringt. Sie wollen also paradoxerweise alles und sein Gegenteil, einerseits Befreiung (PACS, Verfügbarkeit über den eigenen Körper), andererseits Repression (Gesetz gegen sexuelle Belästigung, Kontrolle der Werbung, Gesetz gegen Homophobie). Die Folge ist eine allgemeine Zunahme der „Unsicherheit“ in einer Welt, in der die positiven Weisungen der Gesellschaft unklar oder verschwommen werden und die negativen Weisungen stark und unverstanden sind. Ein Gefühl, das durch ein allgemeines Klima von individualisiertem Hedonismus, der Rollen in einfache Verhaltensweisen auflöst, verstärkt wird.
Ausgehend von der Feststellung, es gäbe derzeit keine mögliche Repräsentation eines historisch-politischen Subjekts,[85] begründen diese Theorien ein Individuum, das nur

---

84 Valerie Solanas, Manifest der Gesellschaft zur Vernichtung der Männer. SCUM, Darmstadt 1969 (weitere Auflagen: Frankfurt am Main 1975, Augsburg 1996, AdÜ).

85 Luc Ferry und Alain Renaut werfen in völligem Unverständnis in „La pensée 68. Essai sur l'anti-humanisme contemporain“ (deutsche Übersetzung: Antihumanistisches Denken. Gegen die französischen Meisterphilosophen, München/Wien 1987, AdÜ) Deleuze, Foucault und anderen vor, diesen Tod des Subjekts theoretisch forciert und einen Antihumanismus, einen Anti-Demokratismus im Sinne von Nietzsche und Heidegger hervorgebracht zu haben. Das ist eine Interpretation von guten kantianischen Demokraten. Sie verdeckt völlig die theoretische Anstrengung von aktivistischen Philosophen, die Grenzen der Dialektik zu denken und sich von einem Denken der reinen Negation abzukoppeln. Daß dieses Unternehmen riskant ist und Irrtümer oder Abwege hervorbringt, schmälert nicht seinen Mut.

noch ein empirisches Ensemble von Interessen und von Motivationen ist. Die Bedürfnisse werden durch Wünsche ersetzt (vgl. „*die Wunschmaschinen*" von Guattari und Deleuze);[86] dies bedeutet auch das Verschwinden jeder Unterscheidung zwischen Objektivität und Subjektivität. Nun sind die Wünsche aber auch gesellschaftliche Wünsche, denn sie sind die der zwangsläufig gesellschaftlichen Individuen mit all ihren Determinierungen, auch wenn diese Determinierungen das Ergebnis von entfremdeten sozialen Beziehungen sind. Die Revolution bleibt eher eine gesellschaftlich-politische Angelegenheit als eine persönlich-politische oder „bio-politische".
Der Wunsch muß tatsächlich in seiner Zweideutigkeit gesehen werden: Er ist immer von Ambivalenz und Unvollkommenheit gekennzeichnet, was jede Überlegung auf der Basis von Begriffen wie Herrschaft, Repression und äußerer Konditionierung vernachlässigt. Alles wird dann mit Hilfe des Begriffs Normierung analysiert, wie es Foucault in seiner Geschichte der Einsperrung ausführlich entwickelt. In seiner Sichtweise muß man jeden Ort dieser Einsperrung aufbrechen und die Wünsche befreien, die ihrem Wesen nach oder weil sie unterdrückt werden, als gut definiert werden. Dieser Relativismus, der eine Kritik des an die Norm der herrschenden Klasse, an die Norm des herrschenden Westens angepaßten Universalismus äußert, kennzeichnet besonders die Länder mit einer schwachen (USA, Kanada) oder nicht existenten politischen Linken (Schweiz, Niederlande), in denen der politische Protest in den sechziger Jahren im wesentlichen kulturellen Charakter hatte. Es sind diese Länder, aus denen die verschiedenen Erscheinungsformen kommen, die man neue Teilbewegungen nennen könnte.

Anmerkung zu Foucault

„*Das grundlegende Ziel (der Bewegungen zur sexuellen Befreiung) verdient Bewunderung: die Schaffung freier und aufgeklärter Menschen. Doch gerade die Tatsache, daß sie sich anhand von sexuellen Kategorien - Befreiung der Frau, Befreiung der Homosexuellen - organisiert haben, ist extrem schädlich. Wie kann man denn Menschen befreien, die zu einer Gruppe gehören, welche die Unterordnung unter spezifische Ideale und Ziele verlangt?*"[87] Abgesehen von der Kritik, die ich an Foucault geäußert habe, zeigt dieses Zitat deutlich, wie sehr er den Fragen der Identität und der Übertragung sexueller Verhaltensweisen in Identitäten mißtraute. Dennoch hat das Foucault nicht daran gehindert, in einigen amerikanischen Interviews sehr multikulturalistische Positionen zu entwickeln.[88]

Die Kritik des Alltagslebens degeneriert zur Tyrannei der Intimität

Die politische Dimension verschwindet angesichts der medial integrierten kulturellen Identitäten, die sich dann einfach als politische präsentieren: „*Das Persönliche ist po-*

---

86 Wir hatten bereits das historische Beispiel einer Polemik um die Auflösung des Subjekts und des Körpers im Konflikt zwischen Georges Bataille (Auflösung) und André Breton (Einheit).

87 Michel Foucault, La vie des hommes infâmes, in: Ders., Dits et écrits 1954-1988. III. 1976-1979, Paris 1994, S. 237-253, hier S. 242.

88 Vgl. Didier Eribon, Michel Foucault und seine Zeitgenossen, München 1998.

litisch", wie es in dem Sammelband „Au-delà du personnel"[89] entsprechend heißt, wobei die Kritik, die Henri Lefebvre und die „Situationistische Internationale" in den sechziger Jahren entwickelt haben, verfälschend auf den Kopf gestellt wird. Diese Kritik, die sich an alle richtete und alle Individuen betraf, wird an die Soße der Identitäten angepaßt. Diese Kritik, die politisch war, verwandelt sich in juristische Spitzfindigkeiten mit dem Ziel von Gerichtsverfahren. Sie zielt im wesentlichen auf die Anerkennung von Rechten oder auf die Gleichheit von Rechten oder auch auf die Möglichkeit, Gemeinschaftsideologien zu entwickeln (zum Beispiel die der schwulen Gemeinschaft). Allerdings reiht eine Forderung nach Rechten - die Forderung, wiederzufinden, was man ist, was man sein kann, unter völliger Vernachlässigung dessen, was das persönliche Leben ausmacht - die Individuen immer in die Staatsordnung ein. Die revolutionäre Kritik des Privatlebens in dem Sinne, wie sie in den sechziger und siebziger Jahren verstanden wurde, das heißt im Sinne eines von allem beraubten Lebens,[90] weicht der Tyrannei der Intimität, die unter dem Deckmantel des Liberalismus oder der Befreiungen sowie über den Umweg der Ideologie und der Praxis der „political correctness" („cultural studies" in den USA), der Gesetzestreue à la PACS und des „Outing"[91] von „Act Up" in Frankreich, zu neuen Formen von Konformismus[92] und Zensur führt. Schweden scheint an der Spitze dieser Bewegung zu stehen, ein Land, das wegen seiner - wie man sagt - sehr großen Permissivität „in Sachen Sex" bereits von sich reden machte (verdankt man ihm nicht die ersten „pornographischen" Videokassetten?) und das dennoch in den neunziger Jahren eine originelle Form des feministischen Kampfes zur Mode machte, nämlich die Beschuldigung von Ehegatten wegen inzestuöser Pädophilie, um somit die Scheidung zu erwirken und sich das Sorgerecht über die Kinder zu sichern. Es kam noch besser, als einige schwedische Neo-Feministinnen die Einrichtung einer Ausgangssperre für Männer nach 22 Uhr befürworteten! Wenn man weiß, daß dieselben Feministinnen steigende Zahlen über männliche Gewalt im Haushalt vorweisen, dann darf man wohl die Logik ihrer Forderung hinterfragen!
Wir sind also weit vom Beginn der siebziger Jahre entfernt, als die Zeitung „Tout" wegen Verstoß gegen die guten Sitten beschlagnahmt und verfolgt wurde, weil sie die Schwulen von FAHR zu Wort kommen ließ. Die ehemals Verfolgten tendieren dazu, in einer Welt, die sich ausreichend revolutioniert, damit der Positionswechsel (in Sachen Identifikation) nicht als Verrat, sondern als positives Ergebnis der Entwicklung der pluralen Identitäten erscheint, zu neuen Verfolgern zu werden. Gesellschaftlicher

---

89 Léo Vidal/Corinne Monnet, Au-delà du personnel. Pour une transformation politique du personnel, Lyon 1998.

90 Wortspiel mit „la vie privée" (das Privatleben) und „la vie privée de tout" (das von allem beraubte Leben) (AdÜ).

91 Aktionen, mit denen die Homosexualität bestimmter Politiker öffentlich bekannt gemacht wird, um sie dazu zu bringen, die Frage der Homosexualität angeblich politisch zu behandeln, während sie in Wirklichkeit nur medienwirksam behandelt wird.

92 So schreibt z.B. Caroline Fourest, Vorsitzende des „Centre gay et lesbien", in „Le Monde" vom 14.10.1999: *„Die Ehe ist ein unveräußerliches Recht, das uns vorenthalten wird."* Wir erreichen hier den Gipfel eines Neusprechs, das mit alten Worten ermöglicht, einen Inhalt zu transportieren, der die Worte tatsächlich jeglichen Sinns entleert. Was Caroline Fourest von der Institution Ehe hält, werden wir nie erfahren, denn sie glaubt, sie sei ein Recht! Angesichts des hier entwickelten „Reflexions"-Niveaus kann man davon ausgehen, daß die Verteidiger der gesellschaftlichen Ordnung und der *„wahren Werte"* nichts besonderes dagegen einzuwenden haben werden.

Austausch ersetzt die soziale Revolution! Das alte Spiel wiederholt sich immer wieder. Die Arbeit an der sozialen Veränderung, so wird postuliert, verläuft über die Anpassung der Individuen an ihre „wirkliche Natur" (ökologische Mystik) oder an ein höheres Stadium der Wachsamkeit (Antisexismus, Antispeziesismus, Antifaschismus, Antirassismus). Der Rückgriff auf das Recht ist unabdingbar für die Durchsetzung einer neuen Lebensethik. Das politische Bewußtsein wurde in das Bewußtsein eines Klägers transformiert, vom Protest ging man zur Anschuldigung über.
Das stört ein kapitalistisches Reproduktionssystem, das fähig ist, sich teilweise von der Arbeit und gar vom Wert zu emanzipieren, überhaupt nicht.[93] Aus ideologischer Sicht emanzipiert es sich sogar in dem Maße vom Gedanken der Normalität, in dem es sich fast ebenso gut auf der Basis des Anormalen wie des Normalen, des Amoralischen wie des Moralischen entwickeln kann. Die Dynamik der kapitalistischen Gesellschaft verwirklicht Foucaults Programm! Wir müssen dennoch auf den widersprüchlichen Charakter dieses Prozesses hinweisen, denn alles scheint miteinander zu koexistieren, wie man in den USA sieht, wo die beiden Tendenzen sich gegenseitig nähren und verschärfen: ein ausuferndes Ansteigen von Gewalt und Sex auf der einen Seite, neue Tugendvereine auf der anderen Seite? Ein Unentschieden in jeglichem Sinn des Wortes! Es ist gar nicht einfach, das Verhältnis zwischen Puritanismus und Hedonismus zu analysieren. Sehr oft funktioniert der heutige Hedonismus im Sinne einer auf den Kopf gestellten Logik der Sittenstrenge, wie es der besondere Moralismus gezeigt hat, der die sexuelle Revolution in den Ländern Nordeuropas und vor allem in den USA begleitete. Die „Pflicht" zur Befreiung und zum Genuß geht einher mit einem verallgemeinerten Utilitarismus, der früher oder später nur den Rückgriff auf eine neue Sittenpolizei hervorbringen kann.
Diese ganze Bewegung führt zu einer neuen Dynamik und stimuliert die Erneuerung, die sich auf diese verallgemeinerte „Mobilität" stützt. Vermischungen folgen auf Stereotypen, die sich dennoch als positive oder negative Bezüge (die *Sexbombe*, der *Macho* aus dem Fitness-Studio) halten, und zwar in einer steigenden Tendenz im Verhältnis zur Vereinheitlichung der Geschlechter. Die Repräsentation gewinnt in der Konstruktion der Identitäten zunehmend an Bedeutung und die Individuen werden mehr und mehr zu einem schizophrenen Verhalten gedrängt, das die von der Gesellschaft des Kapitals erzeugte Bewegung der Spaltungen widerspiegelt. Die konkreten Situationen und Verhaltensweisen können in der Folge schauerlich sein. Die Haushaltstätigkeit und die Küchenarbeit sind dermaßen ideologisiert, daß sich ihr niemand mehr widmen möchte. Sie werden als reiner Zwang oder als abwertend gesehen. Bei den heutigen Paaren ist nicht mehr die Teilung der Aufgaben das Problem, sondern die Aufgaben selbst sind *das* Problem. All dies geschieht zum großen Nutzen der Fast Food-Läden, der Supermärkte und der Haushaltsgeräteindustrie! Es ist furchtbar, daß man wirklich nicht mehr wissen kann, für welche anderen Tätigkeiten - so verlockend, daß man sie kennenlernen möchte - dieser selbstzerstörerische Kampf für Freiheit und Gleichheit eigentlich geführt wird. Dieselben Personen werden ohne Zweifel ihren Kindern vorwerfen, sich für nichts zu interessieren und „unbeweglich zu sein". Doch alles verbleibt im Bereich des Alltags, das heißt der Routine, des Banalen, so banal,

93 Vgl. Jacques Guigou/Jacques Wajnsztejn (éds.), La Valeur sans le travail, a.a.O.

daß man sich nicht jeden Tag damit beschäftigen wird! Die erworbene Freiheit scheint angesichts dessen, was einem zuvor verweigert worden war, gegenstandslos und leer zu sein. Sie scheint auch ohne Verankerung zu sein, wenn zum Beispiel die einzige Antwort auf die Anti-Abtreibungsbewegung die Verkündung des absoluten Rechts auf Abtreibung im Rahmen der freien Verfügung über den eigenen Körper ist. Sieht man denn nicht, daß diese sicherlich notwendige „Errungenschaft" ganz anderer Art als die des bezahlten Urlaubs ist?

Die „radikale" Haltung ersetzt die politische Position

Die „radikale" Haltung manifestiert sich insbesondere in einer extremen Version, die von „Radikalfeministinnen", „pro-feministischen Männern" (von der EU kontrollierte und subventionierte Bezeichnung) und manchen Tendenzen in einer libertären Sammelbewegung[94] vertreten wird, welche die schlichte Existenz ihrer Forderungen zum Beweis der Existenz ihrer Kämpfe machen, während die involvierten Individuen tatsächlich sehr oft nur eine alles in allem vorübergehende Haltung zum Ausdruck bringen. Der Gewaltakt der Vertreter dieser Tendenz, die vor allem in den USA, in Québec, in der Schweiz und in Frankreich in Städten wie Lyon und Toulouse vorkommt, besteht darin, daß sie eine enge und unauflösbare Verbindung zwischen Kapitalismus und Patriarchat sowie zwischen Kapitalismus und Heterosexualität ziehen. Das erlaubt es ihnen, sich an das revolutionäre Milieu anzuschließen und ihren Kampf als ebenso antikapitalistisch darzustellen wie die traditionelleren antikapitalistischen Kämpfe.[95] Und das funktioniert, wie die Häufigkeit entsprechender Themen in libertären Zeitschriften und die heute in diesem Milieu fast obligatorische Praxis der Feminisierung der Orthographie zeigt. Das führt zu einer Lesart, die die Welt auf den Kopf stellt und die Schwierigkeiten der anarchistischen Bewegung vergrößert, ihren Platz in der Geschichte, besonders im Hinblick auf alles, was unmittelbar nach 1968 geschehen ist, zu finden. Oft führt dies dazu, alle „Angelegenheiten", die die „Mao-Spontis" in den Debatten der frühen siebziger Jahre („Vive la Révolution", „Front de Libération de la Jeunesse", „Tout") in der Hitze des Gefechts thematisiert haben, emotionslos wieder aufzugreifen. Bei der Lektüre der libertären Presse hat man daher oft den Eindruck, sich in einer anderen, vollkommen ideologisierten, und dabei gleichzeitig enthistorisierten Welt zu befinden, was die Koexistenz von sehr widersprüchlichen Diskursen ermöglicht. Heft 17 der Zeitschrift „La Griffe" bietet dafür ein gutes Beispiel, mit einem einleitenden Text libertär-kommunistischer Richtung von Paul Boino, der uns unter Abstreitung jeglicher Veränderung der von der kapitalistischen Gesellschaft hervorgebrachten sozialen Verhältnisse und offenbar unter Vernachlässigung einer aufmerksamen Lektüre der französischsprachigen libertären Presse verkündet, daß die aktuellen Kämpfe und die Themen der libertären Gruppen sich auf den Klassenkampf

---

94 Wir sagen das hier etwas unverblümt, während Gilles Deleuze es in „Pourparlers" (Paris 1990; deutsche Übersetzung: Unterhandlungen. 1972-1990, Frankfurt am Main 1993, AdÜ) eleganter verkleidet, wo er den ihm zufolge positiven Gedanken eines Anarchismus als Einheit des Vielfältigen entwickelt, der seine Stärke in dieser Bewegung der Vielfalt wiederfinden soll, indem er sich in das sehr vage politische Modell der Abwesenheit des Staates auflöst.

95 Vgl. Nr. 12/1998 der Zeitschrift „La Griffe", die den „sozialen Geschlechterverhältnissen" gewidmet ist.

konzentrieren, der im Mittelpunkt der Analyse und des revolutionären Prozesses bleiben müsse. Nun folgen aber auf diesen Artikel Texte, die das genaue Gegenteil zeigen und deutlich auf eine libertäre kulturelle Strömung ausgerichtet sind, die bis zu den Antispeziezisten reicht.[96] Man könnte denken, daß die heutige Entwicklung der Gewerkschaft „Confédération Nationale du Travail" (CNT) Boinos Argumente stärkt, doch wir sind keinesfalls sehr überrascht, wenn wir im letzten Absatz des Interviews mit dem Gründer der „CNT PTT" (La poste de la région du Lyon) von Lyon - einer Gewerkschaft, die keine reine anarchosyndikalistische Seifenblase ist, sondern wirklichen Einfluß hat und täglich harte Kämpfe führt - lesen, daß heute ihr größtes Problem darin besteht, daß die „CNT 69" im wesentlichen eine Gewerkschaft weißer Männer ist, was die Zusammensetzung unserer Gesellschaft nicht wirklich widerspiegelt![97] Zur Zeit treten nur die wenigen Zeitschriften mit ultralinkem oder situationistischem Einfluß dieser Anhäufung von Teilbewegungen entgegen. Außer wenn sie sich offen als Lebensentscheidung der jeweiligen Individuen präsentieren,[98] sind die „radikalen Teilbewegungen" selten von Dauer, denn der Widerstand, den sie möglicherweise gegenüber alten Normen (die sie mit Herrschaft verwechseln) beweisen, hat im wesentlichen nichts mit einer sozialhistorischen, sondern ausschließlich mit einer persönlichen Erfahrung zu tun.[99] Wie läßt sich das erklären? Die durchkapitalisierte Gesellschaft

---

96 Paul Boino, Les anarchistes et la métamorphose de la question sociale, in: La Griffe 17/2000. Vgl. meine Kritik in „L'identité libertaire, un drôle de conception du renouveau", in: La Griffe 15/1999, S. 5-8 (wieder abgedruckt in: Jacques Wajnsztejn, Capitalisme et nouvelles morales de l'intérêt et du goût, a.a.O., S. 59-67).

97 Une histoire de l'anarcho-syndicalisme et du syndicalisme révolutionnaire à Lyon de 1971 à 1999, in: La Griffe 17/2000, S. 14.

98 Auch hier entgehen wir nicht einer Zweideutigkeit, wenn der Eindruck vermittelt wird, es gäbe eine wirkliche Entscheidungsmöglichkeit. Heute zum Beispiel werden homosexuelle Praktiken oft als eine Verhaltensvariable wie jede andere dargestellt. Die neue Legitimität, die diese Praxis oder Lebensweise beim Staat erlangt hat, zieht eine zufriedene Selbstdarstellung nach sich und man ist bereit, im Rahmen der „Rangkämpfe" mit jeder anderen Praxis zu konkurrieren. Vor einiger Zeit gab es ein entsprechendes Beispiel in Italien, als am selben Tag eine internationale „Gay Pride"-Veranstaltung und ein Treffen mit dem Papst stattfinden sollte - in Wirklichkeit ein schreckliches Dilemma für die betroffene Gemeindeverwaltung! Doch nicht nur der Staat und seine Unterabteilungen sind betroffen, denn wie „Le Monde" vom 14.3.2000 berichtet, werben die großen amerikanischen High Tech-Unternehmen verstärkt homosexuelle Führungskräfte an! Was dabei vergessen wird ist, daß Homosexualität gesellschaftlich vorherbestimmt ist. Auch wenn es einen allgemeinen homosexuellen Trieb gibt, was Freud ungern zugegeben hat, genießt er keine sexuelle Präferenz. Jede Bemerkung zu diesem Thema läuft Gefahr, als homophob beschuldigt zu werden, wie der „arme" Dr. Bounan nach den Reaktionen auf sein Buch „Le Temps du sida" (Michel Bounan, Le Temps du sida, Paris 1990) feststellen mußte. Und da Homosexualität kein „Vergehen gegen die Natur" und auch keine Krankheit mehr ist (die Natur ist Schuld, also ist niemand schuld, sang Charles Aznavour in seinem berühmten Chanson, wobei er sicherlich unabsichtlich die Position des berühmten Sexualforschers Havelock Ellis übernahm), kann es nur eine individuelle Verhaltensentscheidung sein oder das berühmte Gen, wie schwule Aktivisten behaupten. Schlußfolgerung: Der Homophobe ist krank und als einziger vom durch die Entfremdung in den heutigen sozialen Beziehungen erzeugten sozialen und sexuellen Elend betroffen. Für einige Personen geht es sogar darum, nach den Wurzeln dieser Homophobie in der Familienstruktur zu suchen, die von Gewalt beherrscht ist, die der Männlichkeit eigen ist. (vgl. Daniel Welzer-Lang, Violence et masculinité, a.a.O.). Zudem erlaubt das, eine Verbindung zum antipatriarchalen Kampf herzustellen.

99 *„In meiner Kindheit wurde ich von meinem Vater geschlagen, also habe ich begriffen, daß es das Patriarchat und der Machismus war..."* Wie ermüdend und wenig politisch diese Litanei sein kann, wurde schon vor fast dreißig Jahren beschrieben. *„Auch wenn Du Deinen persönlichen Weg zurückgelegt hast, mußt Du Deine Geschichte erneut erzählen. Ein erheblicher Teil*

weist das Paradox auf, daß sie als gänzlich gesellschaftlich erscheint und gleichzeitig als Gesellschaft der persönlichen Freiheit der Individuen. „*Die atomisierten Individuen neigen also dazu, sich nur ausgehend von dem zu bestimmen, durch das sie etwas außerhalb ihrer abstrakten Existenz, ihres Körpers sind, und nur von ihren Besonderheiten aus soziale Beziehungen einzugehen. Unter Körper müssen wir den physischen Körper (das Geschlecht, die Ernährung, das Bewußtsein, nur ein Teil des Universums zu sein) verstehen, aber auch den vorgestellten und auf seine biologischen Wurzeln (die Rasse, die Ethnie) bezogenen Körper.*"[100] Dennoch sind historische und soziale Erfahrung und persönliche Erfahrung nicht unvereinbar und gehören zur globalen Erfahrung der Individuen - unter der Bedingung, daß man gerade die sozialhistorische Erfahrung nicht leugnet, eine Leugnung, die es dann erlaubt, ein unbewegliches und stets präsentes patriarchales System zu rekonstruieren. Das „Persönliche" hat nichts kritisierenswertes an sich, wenn es nicht isoliert wird oder wenn es nicht nur vorgebracht wird, um es im Kreise der Gruppe um so leichter in einer trügerischen Einheit aufzulösen.[101] Es ist dann ein Element der Kritik des Aktivismus und insbesondere eines Aktivismus für „Sachen" (die Sache des Volkes, die Sache der Frauen, die Sache der Tiere usw.), die im Hinblick auf das aktive Individuum, das sich gerade die Sache von... zu eigen macht, allesamt etwas Äußerliches darstellen.[102]

---

der Erzählung wird der Wiederholung nicht standhalten. Sie erweist sich als eine Aneinanderreihung von Fälschungen. Die Erzählung Deiner Erlebnisse läßt sich nicht als politische Erzählung weitergeben." (Corrine Wegler, Je suis une affreuse renégate, in: Le temps des femmes 12/1976). Wie aber soll man daraus Konsequenzen ziehen, wenn jede historische Dimension geradezu geleugnet wird?

100 Jean-Louis Rocca, La politique contre la morale, in: Temps Critiques 10/Winter 1999, S. 21-44, hier S. 35/36.

101 „*Wir jagen uns Angst ein! Wir spionieren uns aus! Wir verfolgen uns! Wir locken uns gegenseitig in die Falle!... Ich fordere auch das Recht, mich zu irren, Dummheiten zu sagen und dafür nicht VERURTEILT, BEURTEILT, BEWERTET, sondern UNTERSTÜTZT und VERSTANDEN zu werden, auch und vor allem mit meinen Fehlern*" (Mes petites sœurs du MLF j'en ai marre de me faire chier la peau avec vous!!!, in: Le Torchon brûle, Nr. 6). Heute wiederholt sich die Geschichte wie üblich als Farce, so z.B. in einer im April 2000 von Madivine herausgegebenen Broschüre (Madivine [éd.], Racisme, Sexisme, Homophobie, Lyon 2000), mit Fotos von Frauen der Black Panther auf dem Titelblatt, in der man lesen kann, daß diese Broschüre den Rassismus in der Schwulen- und Lesbenbewegung denunzieren will. Mit der Moral wird immer jemand beherrscht. Wer ist der nächste?

102 In „Notes sur une théorie de l'identité" auf S. 130 ihres Werkes „Odysée d'une amazone" (Paris 1975), bemerkt Ti-Grace Atkinson: „*Wenn eine politische Gemeinschaft sich aus der Unterdrückung heraus gruppiert, heißt das gleichzeitig, daß nicht nur dieser Zusammenschluß die Natur des Individuums zeitweilig erfaßt, sondern bedeutet zusätzlich, daß sich die Natur dieses bestimmten Individuums bereits in einem Zustand der Enteignung befindet... Sinnvoller erscheint es, anzunehmen - wenn wir schon davon ausgehen, daß eine persönliche Identität erstrebenswert ist -, daß die Menschen, denen Identität verweigert wird, sich als Individuen zusammenschließen, um gemeinsam, als vereinte Individuen, gegen jeden bedeutenden politischen Zusammenschluß zu kämpfen, der ihnen die eigene politische Identität verweigert. Die Frauenbewegung geht genau in die entgegengesetzte Richtung... Der Trend geht in Richtung einer kollektiven Identität, die ein Widerspruch ist, da sie sich auf Individuen beziehen soll. Wie kann ein Individuum, dem die Individualität dadurch abgesprochen wurde, daß es einer Klasse zugeordnet und deshalb eingeschränkt wurde, einen besonderen Sinn für Individualität entwickeln, wenn es sich noch mehr in jene Klasse einordnet, durch die ihr die Individualität genommen wurde?*" (hier zit. nach der deutschen Übersetzung: Amazonen Odyssee, München 1976, S. 102, AdÜ). Abgesehen von der identitären Begrifflichkeit können wir der Argumentation nur zustimmen.

In „Le Monde" konnte man auch lesen, daß die PACS für die Vereinigung „Aides"[103] ein Hinweis darauf ist, daß aus der Frage der Sexualität eine soziale Frage geworden ist. Hier möchte man so tun, als ob aus einer persönlichen Angelegenheit eine politische wird, auch wenn dieser Vereinigung angesichts ihres besonders gemäßigten Charakters der Begriff sozial lieber ist. Es ist eine gemeinsame Eigenschaft aller modernen Gemeinschaftsideologien, daß sie aus ihren Bestimmungen der Geschlechterrolle und der Religion eine soziale Frage machen. Das erlaubt ihnen, ihre Identität über eine Zugehörigkeit abzusichern. Die ursprüngliche individuelle Unterschiedlichkeit wird schließlich durch die Gleichheit in der Gruppe ersetzt. Die Väter werden durch Seinesgleichen ersetzt.[104] Die betreffende Gruppe muß sich von anderen Gruppen und vor allem von der Gesellschaft isolieren, die als Sache der Herrschenden gesehen wird. Praktische Konsequenz: das Aufblühen der „*nicht-gemischten*" Gruppen.[105]

Kampf für Rechte und vertragliche Regelungen

Die Forderung nach dem Recht auf Besonderheit bleibt nicht ohne Folgen. Die Rechte ebnen alles ein und nehmen den eventuellen *molekularen Kämpfen* jede ideologische und historische Dichte.[106] Der Gedanke einer Anhäufung von kleinen Konfliktsituationen, einer Koexistenz unterschiedlicher Rechte in einer vielschichtigen Realität, entspricht einer mikro-gesellschaftlichen Analyse liberalen Typs, die die Einheit der Elemente eines Ganzen nur als einfache Zusammenballung dieser Elemente begreift, und zwar von Elementen, deren Beziehungen von den neoklassischen (d.h. liberalen) Regeln der Nützlichkeit bestimmt werden. Feministinnen stoßen hier unmittelbar auf Gary Becker, einen der Päpste der Mikro-Ökonomie, der auf die Hausarbeit dieselben Kriterien anwendet wie auf die Ökonomie allgemein. So ist ihm zufolge die Familie Produzentin von Nützlichem und nicht mehr nur ein Ort von Ausgaben und Konsum. Die Familie ist Ort eines Austauschs von Dienstleistungen, wo jede Dienstleistung sich bezahlt machen muß; dies ist nichts anderes als der Versuch der Durchsetzung des Modells eines neuen Unternehmens. Der flexible und zeitlich begrenzte Vertrag kann in allen Bereichen angewendet werden. Diese Tendenz zur vertraglichen Regelung der sozialen Beziehungen kann nicht als einfache und reine Rückkehr zu Verhältnissen feudalen Typs interpretiert werden, denn diese bedürfen der konkreten Vermittlung zwischen Individuum und Gemeinschaft. Die heutige Tendenz zur vertraglichen Regelung basiert im Gegenteil dazu auf der Austauschbarkeit der Individuen, zum Beispiel im Hinblick auf das Geschlecht (PACS oder homosexuelle Ehe in den „fortge-

---

103 Aides: Vereinigung zum Kampf gegen Aids, die im Oktober 1984 von mehrheitlich homosexuellen Aktivisten gegründet wurde, von denen einige zehn Jahre zuvor an der Seite von Michel Foucault am Kampf gegen die Gefängnisse beteiligt waren (AdÜ).

104 Wortspiel: „*Les pairs remplacent les pères.*" (AdÜ).

105 Wir sind Lichtjahre vom Aufstand von 1968 entfernt, als die Forderung nach Zugang der Studenten zu den Schlafräumen der Studentinnen im Studentenwohnheim von Nanterre den ersten Funken lieferte. Das war allerdings eine Zeit, in der die Individuen noch versuchten zusammenzukommen, abseits vom Blick der Eltern, Richter und Bullen jeglicher Art, eine Zeit, die auf Veränderungen ohne Verträge hoffen ließ.

106 Vgl. Félix Guattari, La révolution moléculaire, Paris 1977. Gilles Deleuze gibt dies übrigens in „Pourparlers" (a.a.O.) zu, wenn er die Überlegenheit der Geographie und der räumlichen Dimension über die historische Dimension behauptet.

schrittensten" Ländern), aber auch insofern als der Vertrag jederzeit widerrufen werden kann. Nicht das Individuum zählt, sondern der Vertrag. Das Individuum ist in der Abstraktion des Verhältnisses gefangen. Diese Situation existiert bereits im Bereich der Produktion, insofern sie durch die abstrakte Unterordnung des Lohnabhängigen unter das Kapital und nicht unter einen einzelnen Kapitalisten definiert und bestimmt ist. Sie ist im Begriff, auf alle Beziehungen ausgeweitet zu werden, und die Antisexisten werden nicht die letzten sein, die das fordern. Für sie wird die Gleichheit zwischen den Geschlechtern erst durch eine völlige vertragliche Regelung der Beziehungen hergestellt, das heißt, wenn man sich nicht auf Wortspielereien einlassen will, durch eine völlige Umwandlung der Paarbeziehung in eine Warenbeziehung. Was man selbst und was der andere gibt, ist nur noch ein Verkauf, weil es sonst stets einseitig und zu Lasten der Frau ginge, wie Simone de Beauvoir bereits andeutete, als sie von der „*sexuellen Arbeit der verheirateten Frau*" sprach.[107] Es ist klar, daß diese Logik die Infragestellung aller (zumindest der heterosexuellen) Liebesbeziehungen zur Folge haben kann, da die Frage der Gleichheit dort fehl am Platz ist und immer sein wird. Eine Liebe auf demokratischem Wege vertraglich zu regeln ist in der Tat eine Methode, die Beziehungen zwischen Privatem und Politischem auf eine Weise zu regeln, die Gefahr läuft, viele von vorneherein davon abzuhalten! Diese Logik endet in lesbischen Beziehungen, wie uns Louise Vandelac erklärt: „*Wohin wollen wir denn mit all dem kommen? Vielleicht dahin, daß, wenn Frauen ihren Geschäftssinn systematisch nicht nur auf die Analyse der Hausarbeit, sondern auch auf ihre Beziehungen zu Männern und oft auch auf die Schwangerschaft anwenden würden, sie sowohl von der Hausarbeit als auch der Heterosexualität und der Mutterschaft desertieren würden... Das machen übrigens viele von ihnen.*"[108] Schließlich wäre Liebe nur noch „*mit einem anderen Selbst*" möglich.[109] Das ist die Ablehnung der Andersheit, also eine Infragestellung unserer Gewißheiten durch Gegenüberstellung unserer Besonderheiten, unserer „*Subjektivitäten*". Es ist auch die Ablehnung der menschlichen Begrenztheit, die uns zwingt, Beziehungen zum Anderen einzugehen. Wenn Monique Wittig in „Questions féministes" erklärt, daß „*die lesbischen Beziehungen uns derzeit die einzige Gesellschaftsform liefern, in der wir frei leben können*", dann glaubt sie sich angeblich jenseits der Unterdrückung.[110] Allerdings „*führt die Aufwertung der lesbischen Beziehun-*

---

107 Vgl. Simone de Beauvoir, Das andere Geschlecht, a.a.O. Man findet diese Besessenheit von der Unentgeltlichkeit auch in den modernen Polemiken zur künstlichen Befruchtung. So sprechen sich Robert und Élisabeth Badinter in „Le Quoditien de Paris" vom 17.1.1985 eindeutig für einen „*Mietvertrag*" bezüglich des Uterus der Leihmütter aus. Wenn es von männlicher Seite eine unentgeltliche Spermaspende gibt, dann muß dies auf weiblicher Seite nicht genauso sein, denn „*die Arbeit des Uterus*" ist ihnen zufolge eine richtige, langwierige und schwierige Arbeit. Ihre Unentgeltlichkeit verweist also auf dieselbe Entwertung, wie sie die Hausarbeit erfährt, weil sie nicht bezahlt wird. Jedenfalls gibt es für die Fanatiker der Neomoderne nie ein Problem und der Rückgriff auf Leihmütter gleicht „*einer einfach vorweggenommenen Adoption*". (Robert und Elisabeth Badinter, in: „Le Débat", Nr. 36/1985, S. 10).

108 Louise Vandelac, L'economie domestique à la sauce marchande, in: Louise Vandelac (éd.), Du travail et de l'amour. Les dessous de la production domestique, Montréal 1985, S. 255. Das verdient eine Antwort von Marguerite Yourcenar, die in „Les yeux ouverts. Entretiens avec Matthieu Galey" (Paris 1980) sinngemäß sagt: „*Gegen die Männer zu denken, heißt wie die Männer zu denken.*"

109 Maternité esclave. Les Chimères, Paris 1974, S. 312.

110 Monique Wittig, in: Questions féministes 8/Mai 1980.

gen gegenüber der Heterosexualität nicht zu sexuellen 'Interessen' bestimmter Individuen, sondern zu der Schwierigkeit, ein Verständnis zu überwinden, das den Feminismus als Schaffung einer Welt von Frauen und nicht einer Welt freier gesellschaftlicher Individuen begreift."[111]

In Ergänzung zur politischen Kritik, die man gegen diese Tendenzen vorbringen kann, geht es auch darum, ihre methodologischen Sackgassen zu enthüllen. Was passiert eigentlich, wenn bestimmte Rechte anderen Rechten entgegenstehen? Ein Beispiel für die Zwiespältigkeit dieses Kampfs für Rechte findet man in der feministischen Forderung nach gleichen Rechten in Bezug auf die Arbeit, wo es doch gerade, da die Arbeit ideologisch noch im Mittelpunkt unseres Systems steht, aus biologischen und historischen Gründen keine Gleichheit geben kann. Da das Modell der Lohnarbeit in den meisten entsprechenden Funktionen tatsächlich männlich ist, wird die Gleichheit für Frauen darin bestehen, dieses Modell zwar zu reproduzieren, doch nicht im Hinblick auf die Geschlechterrolle, sondern nur auf individueller Ebene, da sie sich in diesem Modell nicht wiedererkennen können und ihm nur durch Identifikation, Opportunismus oder „Zwang" angehören können. Manche Feministinnen sind sich dessen übrigens sehr wohl bewußt und analysieren zum Beispiel die gegenseitigen Entsprechungen zwischen Frauen und der Institution, die sie eingestellt hat.[112] Die Art und Weise, wie die Frauen sich anpassen müssen, um ihre Kompetenzen zu rechtfertigen, bedarf keiner Kommentare. Interessant ist auch, daß im selben Artikel (S. 24) die Autorinnen auf den Widerstand hinweisen, den Frauen auch leisten, doch in gewisser Weise im Voraus; das heißt, daß sich manche selbst absondern, um Entscheidungen zu vermeiden, die sie nicht mehr treffen könnten, sobald sie sich in den Institutionen befinden. Das ist eine Möglichkeit, die in der Tat einzelne Frauen, aber nicht *die* Frauen, eine kritischere Position - in jeglichem Sinne des Wortes - einnehmen läßt, aber das ist auch die Position von Männern, die heute ein Modell ablehnen, das nicht mehr ein männliches, sondern ein abstraktes und verwaltungstechnisches Modell ist, das der durchkapitalisierten Gesellschaft, an die sich anzupassen auch sie zunehmend Probleme haben.

Die Kritik der Arbeit ist nicht die Sache eines bestimmten Geschlechts!

Es gibt keine Lösung ohne Aufhebung der Arbeit und die Anerkennung einer getrenntgeschlechtlichen Menschheit, die sowohl traditionelle als auch neue offene Tätigkeiten und Rollen entwickeln wird; Tätigkeiten, in denen die Fragen der gegenseitigen Ergänzung und der Nicht-Unterscheidbarkeit der Tätigkeiten bewußt beherrscht werden können, ohne zwangsläufig den Gedanken der Berechnung oder der buchhalterischen Erfassung zwischenzuschalten, auf die der Begriff der Gleichheit heute oft reduziert wird. Dann könnte der fruchtlose Gegensatz zwischen dem Phantasma einer sexuell neutralen Menschheit und einem in einem Meer von Besonderheiten ertrinkenden Feminismus überwunden werden. In anderen gesellschaftlichen Verhältnissen, die von Grund auf Gleichheit erzeugen, wird auch die Besonderheit der Individuen und also auch das, was zu den Zeiten, in denen gesellschaftliche Rollen bestimmend waren, ihre

111 Dominique Fauquet, Pouvoir, désir, individu, in: Revue d'en face 8/1981, S. 77; wieder abgedruckt in: Léo Vidal/Corinne Monnet, Au-delà du personnel, a.a.O.

112 Collectif de la revue, in: Flagrant délit 10/1999.

„*Differenzen*" genannt wurde, zum Ausdruck kommen. In vielen Bereichen werden andere Dinge als Gleichheit oder Ungleichheit wieder zum Vorschein kommen, weil sie sich außerhalb jeder Vergleichbarkeit und jedes Utilitarismus befinden. Entgegen dem, was Joëlle Wiels in „Le Monde" vom 25.2.1999 schreibt,[113] wird die Aufhebung der Geschlechterrollen nicht auf eine absolute Gleichheit hinauslaufen, denn es gibt objektive Ungleichheiten. Es wird genügen, sie zu begreifen, was nicht heißt, daß in der besten aller Welten alles besser wird. Die Berücksichtigung dieser objektiven Ungleichheiten wird es auch erlauben, die Irrwege des Feminismus zwischen Affirmation und Negation einer weiblichen Natur zu verstehen.
Das heutige Herrschaftssystem ist insofern einmalig, als es die globale Vermittlung der gesellschaftlichen Verhältnisse auf der Basis von Determinierungen durchsetzt, die sich als antagonistische präsentieren. Das Projekt der menschlichen Gemeinschaft ist hingegen das von Beziehungen, die zwischen einzelnen Individuen, deren Besonderheiten und natürliche Bestimmungen nur Elemente der Verschiedenheit bilden, frei gestaltet werden. Es wäre demnach nicht mehr notwendig, sich auf die Verschiedenheit zu beziehen, um, in welchem Grad auch immer, seine Menschlichkeit zu beweisen; aber das heißt nun auch wieder nicht, daß sie verschwinden würde.
Auf einer anderen Ebene - aber in denselben gedanklichen Zusammenhängen - sehen wir, wie in der Erziehung die neuen *Kinderrechte*, die internen Regeln der Schulen und die Autorität der Eltern aufeinanderstoßen. Auf der Ebene der Abstraktion, die die kapitalistischen gesellschaftlichen Verhältnisse erreicht haben, wird die Institution immer weniger fähig, Vermittlungen herzustellen, doch sie muß in der verlorengegangenen immanenten Richtung weitergehen, Vermittlungen zu anderen Vermittlungen aufbauen oder Scheinbegriffe wie den der „Meta-Vermittlung" einführen. In dieser Hinsicht wird es also im wesentlichen nicht darum gehen, zu lernen, sondern „lernen zu lernen"! Konkret muß jedes Mitglied einer Gesamtheit nach dem Modell des Marktes und des Verbrauchers bzw. Konsumenten individualisiert werden können. Jeder Schüler muß ein „Projekt" haben und einen „Vertrag" vorschlagen. Es geht also nicht mehr darum, eine gemeinsame Regel zu respektieren (die nicht mehr bekannt ist oder nicht mehr verstanden bzw. akzeptiert wird, wobei sich die verschiedenen Fälle ergänzen können), sondern darum, den Inhalt von abweichenden und „personalisierten" Verträgen zu respektieren, die alle Individuen verändern, und zwar in so vielen „Fällen" wie es Individuen gibt.[114] Man wird weiterhin von dem ausgehen, was die Individuen sind und nicht von dem, was sie sein könnten, was im Rahmen der Erziehung mindestens paradox ist. In dieser Sichtweise zeigen individuelle Besonderheiten Verhaltensstörungen medizinischer oder psychologischer Art an; das entspricht der liberalen Auffassung, die von Determinierungen aufgrund der Herkunft ausgeht. Die Psychologie macht eine umfassende Kehrtwendung und vertreibt mit derselben Bewegung die marxistischen Strömungen (Bourdieu und die „Reproduktion") und die Schuldgefühle erweckende Psychoanalyse (Freud und der Ursprungsmythos).

---

113 Joëlle Wiels, in: Le Monde vom 25.2.1999.
114 Die Schule wird zu einer Schule, die Fälle behandelt, wie wir in einem Artikel anläßlich der Streiks im nationalen Bildungswesen von 1999/2000 schrieben; vgl. Temps critiques, L'Etat-nation n'est plus éducateur, in: Temps critiques 12/Winter 2001, S. 89-101.

Wir erleben einen Versuch der vertraglichen Regelung aller gesellschaftlichen Beziehungen, auch derjenigen der Arbeit. Diese Art der vertraglichen Regelung hatte in der fordistischen Regulationsweise bereits ein fortgeschrittenes Stadium erreicht, doch möglicherweise haben wir nun eine andere Ebene erreicht. Im Fordismus war der Vertrag Teil eines kollektiven Verhandlungssystems, das einem Gesetz nahe kam. Die heutigen Verträge sind individualisiert und Gegenstand einer einfachen und wechselnden Regelung. Die Zersplitterung der Verträge verweist auf die Ideologie der vielschichtigen Identitäten. Das, wovon unsere neuen Revolutionäre des Alltagslebens träumen, ist auf gewisse Weise vom „*Unternehmen der dritten Art*" verwirklicht worden, das von Le Goff in „Le mythe de l'entreprise" beschrieben wurde.[115] Stellen wir jedoch klar, daß dieser Traum in Wirklichkeit nur von den „Gewinnern" realisiert wird.

Begrenztheit der *menschlichen Natur* oder Allmacht der *zweiten Natur*?

Die neuen Rechte verwandeln unsere „Natur", das heißt nicht einfach unsere biologische Natur, sondern diejenige, die wir uns gegeben haben, die wir geerbt haben, in eine einfache gesellschaftliche Funktion. Indem sie vergesellschaftet wird, wird sie verfälscht. Allerdings ist die menschliche Natur nicht vollkommen gesellschaftlich. Sie hat biologische Eigenschaften, so zum Beispiel die Tatsache, daß der junge Mensch nicht vollendet ist (die angeborene Neotenie) und daß die Anhänglichkeit an die Eltern durch Beziehungen zu anderen Wesen tiefgehend verändert wird. Das führt dazu, daß die Kinder zuallererst Kinder konkreter Frauen und Männer sind, bevor sie Kinder der Gesellschaft werden, und zwar auch unter der Annahme, daß das Individuum gesellschaftlich ist. Auch wenn jedes Individuum gesellschaftlich ist, impliziert das nicht, einen ursprünglichen Dualismus zu leugnen, der mit der Wahrheit des Körpers zu tun hat.[116] Er entwickelt sich auf der Basis unterschiedlicher psychischer Erfahrungen im Kontext der Beziehungen zur Mutter, die nicht zur Erziehung und Bildung gehören, sondern zum komplexen Prozeß der sexuellen Identitätsbildung. Diese Identitätsbildung hat historisch und allgemein zu einer Ausbildung sexueller Identitäten geführt (aber ist das ein Zwang?), die ihrerseits Quelle asymmetrischer Verhältnisse zwischen den Geschlechtern sind.[117] Das hatte Auswirkungen auf die gesamte Organisation der Gesellschaft und offenbar auf die ursprüngliche Arbeitsteilung nach Geschlechtern. Ganz allgemein kann man die alle Individuen angehende Zugehörigkeit zur Gattung nicht leugnen, welche die eigentlichen gesellschaftlichen Beziehungen von der einzigen Beziehung aus begründet, die wirklich auf einer Naturnotwendigkeit beruht, die der Reproduktion der Gattung.[118]

---

115 Jean-Pierre Le Goff, Le Mythe de l'entreprise. Critique de l'idéologie managériale, Paris 1995.

116 Françoise Héritier, L'Africaine, sexes et signes, in: Cahiers du GRIF 29/Winter 1984/85, S. 10.

117 Da ich kein Spezialist und vor allem kein Anthropologe oder Psychoanalytiker bin, wage ich mich nicht weiter voran und verweise nur auf bestimmte Arbeiten, wie die von Margaret Mead (L'un et l'autre sexe, Paris 1975, S. 13/14 [deutsche Übersetzung: Mann und Weib, Frankfurt am Main 1992, AdÜ]) und Françoise Héritier.

118 Dominique Fauquet, Vingt ans après, comme toujours, ou Tant qu'il y aura des hommes et des femmes, Einleitung zur Neuauflage von „Scum" von Valerie Solanas, in: L'Unique et son ombre 3/1987, S. 48-70.

Die menschliche Natur in dem Sinne, wie ich sie weiter oben definiert habe, hat auch die Funktion, uns an unsere Grenzen, an die Begrenztheit unserer Lage zu erinnern, im Gegensatz zu allen ursprünglich religiösen Ideologien, doch auch im Gegensatz zu den wissenschaftlichen und manchmal auch sozialistischen Ideologien, die sich den Menschen alle nach dem Modell Gottes vorstellen, wenn auch manchmal in Form eines weltlichen Gottes. Wenn wir nun alle heutigen juristischen Veränderungen beobachten, die sowohl die künstliche Zeugung wie die Beziehungen zwischen Eltern und Kind betreffen, so stellen wir fest, daß sie ebenso Teil dieser Flucht nach vorne sind. Wann ist eine Vaterschaft ohne Mutter streng legal? Wann widersprechen die persönlichen Rechte des Fötus den Rechten der Frauen, über ihre Zeugung zu bestimmen? Man trifft hier weniger auf Modernität, sondern auf Paarungs- und Familienformen der primitiven Gesellschaften. Wenn dort fast alle Konstellationen möglich waren, zum Beispiel, daß ein Lebender einen Toten heiratet, eine Frau eine Frau, daß ein Vater dies nur biologisch ist, während ein anderer das Familienoberhaupt sein kann, ohne der Erzeuger zu sein usw., dann darf nicht vergessen werden, daß diese „Freiheit" die der Gemeinschaft war und nicht die der Individuen, die unter eben diesen Umständen nur ihre gesellschaftlichen Rollen einnahmen. Weil sie in einem engen Verhältnis zur Natur - auch in einem Abhängigkeitsverhältnis - stehen, sind die ersten Gemeinschaften paradoxerweise einfallsreich und komplex und entwickeln differenzierte Kulturen, zum Beispiel in den Verwandtschaftssystemen. Die physische Person nimmt eine Funktion ein, die unabhängig von ihrer „Natur" ist, und dabei entspricht das Geschlecht tatsächlich einer *Geschlechterrolle*. Es gibt keinen Geschlechterwiderspruch, weil es eine sexuelle Einzigartigkeit gibt, in der der Mann der Herrschende ist. Heute ist die Situation völlig anders. Wir leben in der Illusion, die Natur zu beherrschen und eine *„zweite Natur"* geschaffen zu haben. Wir sind in der Vorstellung und der Idee einer Allmacht gefangen, die angeblich dafür sorgt, daß die grenzenlosen Wünsche jede beliebige Wirkung haben können. Es geht also gerade nicht darum, in den Zustand der primitiven Gemeinschaften zurückzukehren, denn der Individualisierungsprozeß hat die Bedingungen für die Freiheit der Individuen geschaffen; das Spannungsverhältnis zur Gemeinschaft ist auf gewisse Weise umgekehrt worden, indem der Pol des Individuums zum Antriebspol des Spannungsverhältnisses wurde. Manchmal wird mit der Ablehnung des Anderen sogar jede Spannung zurückgewiesen. Es ist erstaunlich, daß oft diejenigen, die die Herrschaftsverhältnisse als einzig von den gesellschaftlichen Rollen bestimmt kritisieren, zum Beispiel von den *gesellschaftlichen Geschlechterrollen*,[119] aber auch von der Familie, zugleich die persönlichen Rechte zu fördern versuchen, die doch in Wirklichkeit so viele Siege der durchkapitalisierten Gesellschaft dar-

---

119 Wir leugnen nicht, daß es historisch ein Patriarchat gegeben hat, doch abgesehen von der Tatsache, daß es als System nicht mehr existiert, ist es etwas völlig anderes, einerseits von gesellschaftlichen Geschlechterrollen zu sprechen, und andererseits allgemein von gesellschaftlichen Verhältnissen, die unter anderem Diskriminierung und Ungleichheit zwischen den Geschlechtern beinhalten. Außerdem verschleiert - wie Margaret Maruani jüngst gezeigt hat (Les nouvelles frontières de l'inégalité. Hommes et femmes sur le marché du travail, Paris 1998) - diese Phobie vor dem anderen Geschlecht, das als das herrschende betrachtet wird, größtenteils die Ungleichheiten, die sich weiterhin in einer Gruppe gleichgeschlechtlicher Individuen und also auch unter Frauen auftun. Das deckt sich mit dem, was wir zum Verhältnis der Frauen zur Arbeit bereits erwähnt haben.

stellen, mit ihrer Fähigkeit, die Individuen unaufhörlich zu spalten, um sie dann besser in ihre Gesellschaft ohne menschliche Gemeinschaft eingliedern zu können.
Es nützt nichts, diesem Prozeß der Totalisierung ohne Totalität[120] unmittelbare kollektive Identitäten - „Stämme", „Wirs" - entgegenzusetzen, die eine libertäre politische Antwort auf die Auflösung des Subjekts sein wollen, denn wenn es hier der Politik bedarf, dann muß sie im Gegensatz dazu eine strukturierende Funktion haben, jenseits aller avantgardistischen oder parteimäßigen Problematik, und sie muß die Dimension der Totalität zum Vorschein kommen lassen und dabei jede konkrete Intensivierung des Spannungsverhältnisses der Individuen gegenüber der menschlichen Gemeinschaft fördern.

Eine politische Dimension wiederfinden, in der das *Politisch Korrekte* Karikatur ist

„Jetzt herrscht niemand über niemanden, und alle zittern vor der Macht."
Max Horkheimer[121]

Die Verwechslung von gesellschaftlicher Norm und Herrschaftssystem

Der extreme Justizwahn, der zur Zeit in den USA grassiert und der uns den Weg weisen soll, hängt mit der Krise der traditionellen Rollen, mit der Krise des Gesetzes im eigentlichen Sinne des Wortes zu einem gegebenen Zeitpunkt und in einem gegebenen Umfeld, und mit der Krise gemeinsamer Regeln, Prinzipien und Handlungen zusammen. Gerade weil es kein anerkanntes Gesetz mehr gibt, nehmen Gesetze und Rechte überhand. Wenn wir zum Beispiel das Gesetz gegen sexuelle Belästigung nehmen, das die USA, wenn nicht gar die Amerikaner allgemein besonders umtreibt, so kann man feststellen, daß dieses Gesetz in Wirklichkeit nichts mit dem Gedanken eines besonderen und zusätzlichen Schutzes von Frauen vor sexuellem Mißbrauch oder sexueller Diskriminierung zu tun hat. Dieses Gesetz ist die Verfügung einer Regel, die spontanen, zwangsläufig ungleichen Beziehungen[122] ein Ende setzen soll, um sie nach dem ökonomischen und juristischen Gesetz des Privateigentums - hier dem an unseren Körpern - zu organisieren. Vor jedem Austausch muß ein Vertrag geschlossen werden. Die Individuen sind dann auf Gedeih und Verderb an die Autorität und letztlich an den Staat gebunden. Auch dessen sind sich manche Feministinnen bewußt, wie Louise Turcotte von der Zeitschrift „Amazone d'hier, Lesbienne d'aujourd'hui" aus Quebec, die einen Artikel mit den folgenden kritischen Bemerkungen über die Bewegung der Homosexuellen und den Anstieg von Forderungen nach Rechten für Homosexuelle be-

---

120 Michel Freitag, Dialectique et société, a.a.O., S. 340.
121 Max Horkheimer, Notizen 1949-1969, a.a.O., S. 249.
122 „Le Canard enchaîné" vom 28.10.1993 zitiert einen Auszug aus der Hausordnung des Antioch College (Ohio): *„Sie müssen bei jeder Phase des Vorgangs die Erlaubnis einholen. Wenn Sie ihr die Bluse ausziehen wollen, müssen Sie sie fragen, wenn Sie ihre Brüste berühren wollen, müssen Sie sie fragen."* Die „National Organization for Women" (NOW), die größte feministische Organisation in den USA, trat dafür ein, daß diese Bestimmung alle sexuellen Beziehungen in den USA regeln sollte.

endet: *„Dieselben gesellschaftlichen Rechte wie Heterosexuelle zu fordern, trägt dazu bei, ein System zu stärken, das die Geschlechterverhältnisse aufrechterhält. So wie die Anerkennung von gleichgeschlechtlichen Ehepartnern nicht das Echo irgendeiner wirklichen sozialen Veränderung ist. Diese Art reformistischen Kampfes entspricht den historischen Forderungen vieler Schwuler, für die Homosexualität eine ebenso normale sexuelle Orientierung ist wie Heterosexualität. Weil sie die Heterosexualität nicht als Gesellschaftssystem in Frage stellt, sondern als soziale Norm, stützt sich diese Forderung um so mehr auf den Gedanken einer Differenz der Geschlechterrollen, ja gar auf eine Differenz in der sexuellen Identität. Nun ist aber die sexuelle Identität eine der wirksamsten Augenwischereien, um die Materialität der gesellschaftlichen Verhältnisse zu maskieren. Die Identität beruhigt nicht nur jedes Individuum, sondern auch die gesamte Gesellschaft, die eine vorgebliche Vielfalt zur Schau zu stellen scheint. Insgesamt ist der Rückzug auf die identitäre Individualität eine der wirksamsten Strategien, um uns daran zu hindern, an langfristige gesellschaftliche Veränderungen zu denken."*[123] Die Kritik ist richtig, doch die Grundlage der Analyse, von der aus die Kritik geäußert wird, wird gerade von der Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse widerlegt. Die Heterosexualität war nie ein Gesellschaftssystem, sondern ein Pfeiler einer bestimmten Gesellschaftsordnung. Allerdings ist sie heute nur noch eine Norm, was die Aktivität jeder Lobby legitimiert, die an der Veränderung der Norm oder wenigstens an der Vielfalt der Normen interessiert ist. Dies ist der Fall beim Kampf um Rechte!

Das Paradoxe einer Ideologie der Rechte in einer Zeit, in der der Mensch „überflüssig" ist und wir uns am Ende eines wirklichen Humanismus befinden, besteht darin, daß sich im Recht der einzelnen Personen oft die Freiheit der Besonderheiten im Gegensatz zur Freiheit des Ganzen manifestiert; durchgesetzt wird dies über eine Verschiebung der Kritik an der Herrschaft als Herrschaftssystem (nie wird das Kapital kritisiert) zu einer Kritik der herrschenden Individuen. Die Bestimmung dieser herrschenden Individuen erfolgt nach einer Art von soziokulturellem Biologismus, demzufolge das soziale Sein zum Ausgangspunkt und zur Ursache von Beschuldigungen, oder, umgekehrt, zur Ursache der entsprechenden Auswahl gemäß einer von vorneherein determinierten Position wird. Das herrschende Individuum ist von Geburt an ein Halunke, dessen zwangsläufig wiederkehrenden krankhaften Äußerungen verfolgt werden müssen. Das Beste, was er tun kann, ist, dies zuzugeben und sich selbst zu überwachen, um zu verhindern, daß bei ihm Sexismus, Homophobie, Rassismus, Eurozentrismus usw. wieder an die Oberfläche kommen. Der Schlüsselbegriff dieses Vorgangs scheint die *„Rechenschaftsablegung"*[124] zu sein, ein ursprünglich christlicher Begriff, der sich auf die öffentliche Beichte bezieht, der aber mit seiner entehrenden Praxis auch an die „Selbstkritik" nach stalinistisch-maoistischer Manier erinnert. Es geht dabei darum, eine persönliche Arbeit, eine Arbeit an sich selbst zu leisten, um sich aller Herr-

---

123 Zit. nach Sortir de l'ombre. Histoire des communautés lesbiennes et gaie de Montreal (Samuel), in: La Griffe 12/1998, S. 23.

124 Vgl. Léo Vidal, Anarchisme, féminisme et la transformation du personnel, in: Léo Vidal/Corinne Monnet, Au-delà du personnel, a.a.O., S. 123/124: *„Angesichts meiner Erfahrung erscheint es mir zunehmend notwendig, daß die männlichen Gruppen unter der Aufsicht von feministischen Gruppen handeln und daß sie diesen gegenüber eine Politik der 'Rechenschaftsablegung' annehmen."*

schaftsmöglichkeiten zu entledigen. Und niemand ist davor sicher, wie es eine „*feministische lesbische Mulattin*" in Richtung zwangsläufig rassistischer[125] „*weißer feministischer Lesben*" verkündet.
Wie Alain Brossat schreibt,[126] muß man nicht mehr Nietzsche gelesen haben, um zu begreifen, daß eine Welt aus Opfern und Schuldigen, das heißt aus „*Menschen des Ressentiment*", alle Kampffronten unklar werden läßt. Sie verhindert auch jede politische Dimension jenseits dieses ärmlichen Politisch Korrekten, das einen Rückfall in die bürgerliche Auffassung der Freiheit als Ensemble von Eigentum darstellt, das gegenüber den anderen und sogar gegen die anderen verteidigt werden muß. Die Freiheit als Begrenzung! Deshalb enthalten Tendenzen, die sich oft als Äußerungen eines modernen Hedonismus präsentieren, in sich auch, als eine Art Doppelgänger, eine puritanische Dimension, was dazu führt, daß alles sehr schnell sexistisch, pornographisch[127] oder rassistisch wird. Die USA, ein Land, das in einem unglaublichen Grad Prüderie und extreme Freizügigkeit vermischt, sind ganz sicher das Land, in dem diese Tendenzen am deutlichsten aufgegriffen und entwickelt werden. Die Universitäten, einst Hochburgen des *Make love not war*, sind zu Orten der Denunziation geworden, mit „Schandmauern", an denen die Namen derer ausgehängt werden, die gegen diese neue moralische und politische Ordnung verstoßen. Die Dozenten, die besonders im Visier stehen, sind dazu gezwungen, die Studenten bei offenen Türen zu empfangen! Hedonismus und Sittenstrenge sind hier nicht voneinander zu trennen. Der Hedonismus bildet im Sinne des im Alltag praktizierten egozentrierten Verhaltens den Pol der Freiheit,[128] während die Sittenstrenge den militanten Pol bildet (im maoistischen Sinne des Wortes, der angesichts der ideologischen Übereinstimmungen und der wichtigen Praktiken, die diese „Bewegung" mit der „chinesischen Kulturrevolution" verbinden, vollkommen übernommen wurde). Im hedonistischen Rahmen der Individualisierung führt dies dazu, daß eine Freiheit ohne Konsequenzen gewünscht wird, eine Freiheit des Ego und nicht eine Freiheit von Gleichen, eine Freiheit der Besonderheiten im Gegensatz zu einer Freiheit in einer Gemeinschaft - mit allen Spannungen, die das voraussetzt und immer beinhalten wird.[129]

Eine Gemeinschaft der Gleichen statt Verträge zwischen Egos!

Dem stellen wir keinen abstrakten Universalismus, dieses traditionelle Klischee der *Aufklärung*, oder seine modernisierte Version in Form der Menschenrechte entgegen,

---

125 Vgl. Magali Cechet, Le racisme: c'est toujours celui des autres, in: Madivine (éd.), Racisme, Sexisme, Homophobie, a.a.O., S. 9-11. Im selben Band kann man andere Perlen finden wie auf S. 13 die „Conseils pour la féministe (lesbienne) blanche la première fois qu'elle rencontre une femme noire/juive/immigrée/réfugiée/du Tiers-monde" („Ratschläge an die weiße (lesbische) Feministin, wenn sie zum ersten Mal eine schwarze/jüdische/eingewanderte/geflüchtete/aus der Dritten Welt stammende Frau trifft").

126 Alain Brossat, Le corps de l'ennemi. Hyperviolence et démocratie, Paris 1998.

127 Vgl. die Hysterie, die der Film „Romance" von Catherine Breillat ausgelöst hat.

128 Vgl. Jacques Guigou, La Cité des Ego, Paris 1987.

129 Das Gesetz gegen sexuelle Belästigung und das Gesetzesvorhaben gegen Homophobie liefern uns zwei Beispiele dieser ärmlichen Auffassung von Freiheit. Sie ist auch Zeichen einer nicht als solche begriffenen Verachtung gegenüber den Beherrschten, deren mundtot gemachte Stimme sehr oft den Weg der Selbstverspottung und des reflektierten Humors einschlägt. Von diesen Leuten würde der jüdische Humor als revisionistisch diffamiert!

sondern etwas konkreteres, das Ergebnis der Tätigkeit der Menschen ist. Diese Tätigkeit ist übrigens keine Tätigkeit, die aus irgendeiner Substanz resultiert, die das menschliche Sein, seine Klassennatur oder sein gesellschaftliches Wesen definiert, das dabei als zu verwirklichendes Schicksal aufgefaßt wird; sie geht von unseren Determinierungen aus, die noch voller gemeinschaftlicher Bezüge sind,[130] um gemeinsame Normen - und eben nicht besondere Rechte - zu finden, die die Individuen in den immer empirischeren und zufälligeren Entscheidungen verloren haben. Es geht übrigens nicht darum, zu alten Normen und Gewohnheiten eines früheren Zustandes der Individualisierung und des Verhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft zurückzukehren, sondern darum, eine neue gemeinsame Welt aufzubauen, die jenseits ihrer wenigen Regeln Raum für Äußerungen und Entwicklungen der Besonderheiten und der Privatleben läßt, die nicht mehr „*von allem beraubt sind*", ohne sich deswegen einem Staat auszuliefern, der jedenfalls als Struktur, die die Aufrechterhaltung des zentralen Herrschaftssystems garantiert, verschwinden muß.

Es geht auch nicht darum, ein unmittelbar gesellschaftliches Individuum (eines der Vorhaben von Marx) zu schaffen und auf die Abschaffung aller Spaltungen abzuzielen (das Programm der Situationisten), denn das würde nicht den heutigen Zustand des Spannungsverhältnisses zwischen Individuum und Gemeinschaft und auch nicht den unserer „*Natur*" berücksichtigen, das heißt einer menschlichen „*Begrenztheit*" jenseits der Allmachtsphantasien, ein Punkt, an dem sich Linke und Wissenschaftler jeglicher Couleur treffen.

Auch wenn Individuen diese Forderungen bereits gestellt haben - und zwar im Kontext revolutionärer Erfahrungen[131] und nicht im Sinne einer einfachen Moral des Gemeinwohls, die heute, vermittelt über Kant oder die angelsächsischen Philosophen, verstärkt aktualisiert wird -, kann derzeit tatsächlich nur eine Bilanz der historischen Niederlagen der revolutionären Versuche sowie der theoretischen und politischen Grenzen des Marxismus und des Anarchismus gezogen werden.

Wir haben den proletarischen Millenarismus und die Idee einer „zielgerichteten Geschichte" hinter uns gelassen, aber das bedeutet nicht, daß wir die Geschichte und die Kämpfe für eine menschliche Gemeinschaft aufgegeben haben.

Übersetzung aus dem Französischen: Andreas Löhrer

---

130 Man darf gemeinschaftliche Bezüge, von denen es viele geben kann und die den Individuen Beständigkeit verleihen (zum Beispiel die Gemeinschaft von Arbeitern) nicht mit Bezugsgemeinschaften verwechseln, die Quelle regressiver Identifikation sind („wir" gegen „sie"). Zu diesem Thema s. Phil Agri/Léon Milhoud, Sur les rapports individus-communauté: le temps des confusions, in: Temps critiques 9/Herbst 1996, S. 125-134.

131 So z.B. Raoul Brémont Ende der dreißiger Jahre in „La Communauté" (Neuauflage Paris 1975) und vor allem André Prudhommeaux, der 1947 in „L'effort libertaire" (Neuauflage unter dem Titel „Le principe d'autonomie", Paris 1978, AdÜ) schrieb: „*Wäre es nicht nötig, sich von heute an über die ethischen Grundlagen der Gesellschaftlichkeit und der libertären Gesellschaft zu einigen und die wesentlichen Normen des Gewohnheitsrechts zu formulieren, das als Basis für die menschlichen Beziehungen dienen wird, wenn dieses lebendige Gesetz den willkürlichen und im wesentlichen verbrauchten Mechanismus der statischen Gesetze der Unterdrückung oder des Privilegs ersetzt? Wäre es schließlich nicht angebracht, die Prinzipien dieser Gesetzgebung einer Selbstregierung, dieses Ehren- und Gleichheitskodex, dieser Justiz ohne Strafsanktionen mittels staatlicher Verfolgung, sondern basierend auf dem Gewissen des Einzelnen, im Anschluß an eine breite Umfrage schriftlich genau festzuhalten und den Menschen vorzuschlagen?*" (S. 94).

Eleftherios Carayannis

Studenten gegen Diktatoren. Autonomie und Widerstand in Griechenland 1972/73

I. Der Aufstand vom November 1973

Es besteht weitgehend Einigkeit darüber, daß mit den sechziger Jahren in Griechenland eine Wirtschaftsentwicklung einsetzte, die durchaus mit dem Aufschwung in den USA und dem japanischen und zentraleuropäischen „Wirtschaftswunder" seit Mitte der fünfziger Jahre vergleichbar ist. Ähnlich wie die im Zustand der Unterakkumulation gehaltenen Länder der sogenannten Dritten Welt verblieb das griechische Kapital jedoch in einem permanenten Stagnationszustand. Das 1956 unterzeichnete Assoziationsabkommen Griechenlands mit der EWG markierte den Übergang von einer Ausplünderungs- zu einer Kapitalisierungsstrategie; als assoziiertes Land war Griechenland nun gleichberechtigter Handelspartner. Allerdings blieben die der EWG assoziierten Länder de facto günstige Absatzmärkte für die Produkte der EWG-Länder, ein Ventil für deren Überakkumulation, das die Realisierungsschwierigkeiten als Folge der Überakkumulation solange kompensieren konnte, wie die Märkte der assoziierten Länder zahlungskräftige Bedürfnisse aufzuweisen hatten und die inneren Schranken der Kapitalproduktion noch nicht jenseits der Realisierungsproblematik zum Durchbruch gekommen waren. Hinter den bi- und multilateralen Assoziationsabkommen stand also der entsprechende Zwang zur Erweiterung der Kapitalakkumulation; das griechische Kapital war gezwungen, seine eigene Industrie derart zu entwickeln, daß es durch die ständig negative Handelsbilanz als Folge des Assoziationsabkommens nicht noch mehr als zuvor ruiniert wurde, während das EWG-Kapital unprofitable Akkumulationszweige exportierte. Daß ausgerechnet kapitalintensive Industriezweige sich in Griechenland niederließen, ist also kein Wunder; denn erstens waren mittlerweile die Arbeitskräftereservoire der europäischen Peripherieländer zunehmend erschöpft, so daß das finanzkräftige griechische Kapital (die Oligarchie à la Onassis etc.) arbeitsintensive Zweige nicht profitabel betreiben konnte und diese daher dem griechischen Kleinkapital zufielen, das durch diesen Umstand nicht expandieren konnte und bezüglich der kapitalintensiven, von der Oligarchie betriebenen Branchen sogar einer relativen Schrumpfung unterlag; und zweitens mußte das griechische Kapital als Kapital expandieren, um nicht bloß Opfer des Assoziationsabkommens zu werden. Da es aber die notwendigen Kapitalvorschüsse für den Aufbau einer so gearteten Produktion und zur Aufrechterhaltung einer Akkumulation unter den Bedingungen der dritten reellen Subsumtion nicht als nationales Kapital aufbringen konnte, muß das Assoziationsabkommen als Absprungbasis und Einleitungsbedingung für diesen Prozeß gesehen werden. Die sechziger Jahre waren also alles in allem der Zeitraum, in dem in Griechenland eine nachholende kapitalistische Akkumulation unter den Bedingungen einer niedergehenden dritten reellen Subsumtion stattfand; Träger und Motor dieser Entwicklung waren von Anfang an die griechische Oligarchie und das ausländische mul-

tinationale Konzernkapital, besonders das der EWG - der indifferente Feind dieser Entwicklung war von Anfang an die griechische Kleinbourgeoisie.[1]
Anfang der sechziger Jahre war eine liberale Regierung bestrebt, alle gesellschaftlichen Kräfte und die sie repräsentierenden Parteien an der kapitalistischen Entwicklung zu beteiligen. Die „Volksfront des Kapitals", die die Oligarchie und die Kommunisten traditionellen Typs unter einen Hut bringen wollte, war allerdings bald aktionsunfähig; dies nicht etwa deshalb, weil die letzteren sich gegen diesen Versuch gewehrt hätten, sondern weil die Kleinbourgeoisie sich durch die Kommunistische Partei Griechenlands („Kommunistiko Komma Ellados") und die Oligarchie gleichermaßen bedroht fühlte, weshalb man zuerst auf den linken Flügel dieser liberalen Koalition verzichten konnte, zumal dieser das Vertrauen der Arbeiter weitgehend verloren hatte.[2] Der Oligarchie und ihren multinationalen Bündnispartnern im Ausland erschien wiederum die griechische Kleinbourgeoisie als nicht genügend starker und expansionsfähiger Faktor. Aus diesen Gründen und vor allem deshalb, weil Massenaufstände ohne Organisation und Führung für unmöglich gehalten wurden, entschloß man sich 1967 zur Bildung einer Regierung der Oligopole und multinationalen Konzerne, die auf der Armee als Kontrollorgan über die Massen basierte.[3] Diesem Vorgehen lag eine Ungeduld über den Fortgang der Kapitalakkumulation ebenso sehr zugrunde wie die Annahme, daß

---

1 Vgl. Marios Nikolinakos, Widerstand und Opposition in Griechenland. Vom Militärputsch 1967 zur neuen Demokratie, Darmstadt/Neuwied 1974, S. 110. Die Analyse von Nikolinakos basiert allerdings weitgehend auf einem positivistischen Verständnis der Klassenbeziehungen, indem er zum einen die fetischistischen Indikatoren der Kapitalentwicklung wie Währungsstabilität, Preis- und Lohnentwicklung, Inflation u.ä. untersucht und miteinander korreliert, und zum anderen im Hinblick auf eine Klassenanalyse nicht über eine Aneinanderreihung von soziologischen Anmerkungen zu schichtenspezifischen Differenzierungen und zu einem bloß oberflächlich verstandenen Arbeiterbewußtsein hinauskommt. Es finden sich keinerlei Hinweise zur Arbeitsorganisation in den verschiedenen Betrieben, die sich als kapitalistische Initiative zur Formierung des Arbeiterbewußtseins interpretieren lassen, und zur Zusammensetzung der Arbeiterklasse auf der Basis der jeweiligen Arbeitsorganisation, deren genaue Analyse einen Einblick in die Spaltungsstrategien als politischer Ausdruck der Ausbeutungsstrategien ermöglicht; es fehlen auch Hinweise auf die spezifische kapitalistische Anwendung der Maschinerie als Methode der Auspressung von relativem Mehrwert und schließlich sucht man auch vergeblich nach einer Analyse des Verhältnisses von kapitalistischer Krise und Planstaat, ein Verhältnis, das die Beziehungen zwischen Arbeiterkampf und entsprechender revolutionärer Organisierung verdeckt. Im Gegensatz zu einer bloß positivistischen Ansammlung von Daten und Fakten gilt es darauf zu bestehen, daß das Kapital in jedem einzelnen zu untersuchenden Fall nicht mehr ist, als eine bestimmte fetischistische Existenzweise der von ihm ausgebeuteten Arbeiterklasse. Diese ist Glied und Grund der kapitalistischen Entwicklung; es gibt keine Kapitalentwicklung ohne eine entsprechende Modifikation der Existenzform der Arbeiterklasse, keine Kategorie des kapitalistischen Produktionsverhältnisses, die nicht Existenz und Wandel der jeweiligen Existenzweise ihres inneren Feindes, der Arbeiterklasse, ausdrückt und den Antagonismus von Kapitalproduktion und Arbeiterkampf nicht resümiert.

2 Zur Kommunistischen Partei Griechenlands s. Dimitrios George Kousoulas, Revolution and Defeat. The Story of the Greek Communist Party, London 1965; Heinz A. Richter, Griechenlands Kommunisten und die Europäische Gemeinschaft (Berichte des Bundesinstituts für Ostwissenschaftliche und Internationale Studien 17/1980), Köln 1980.

3 Zu den Hintergründen des Putsches vom 21. April 1967 s. Jean Meynaud, Bericht über die Abschaffung der Demokratie in Griechenland. Parteien, Kapital, Königshaus, Armee - vor und nach dem Putsch. Mit einer Analyse der griechischen Klassenstruktur von C. T. Aris: Geschichte, Gegensätze, revolutionäre Alternative, Berlin 1969; Marios Nikolinakos/Kostas Nikolaou (Hrsg.), Die verhinderte Demokratie. Modell Griechenland, Frankfurt am Main 1969; Pavlos Bakojannis, Militärherrschaft in Griechenland. Eine Analyse zu Parakapitalismus und Spätfaschismus, Stuttgart/Berlin/Köln/Mainz 1972; Andreas Georgiu Papandreu, Griechische Tragödie. Von der Demokratie zur Militärdiktatur, Wien/München/Zürich 1971.

die Arbeiterautonomie, die einzige Gefährdung dieses Projekts, noch genügend stark unter die Institutionen der traditionellen Arbeiterbewegung subsumiert und im übrigen ein Problem Italiens sei. Für den Fall, daß diese Einschätzung sich als falsch herausstellen sollte, wäre es immer noch möglich gewesen, zu einer weniger offen gewaltsamen Regierungsform überzugehen, die zwar das Potential der Arbeiterautonomie schwächen würde, allerdings den Nachteil hätte, daß der Weg, den Griechenland als kapitalistischer Juniorstaat gehen mußte, langsamer, kostspieliger und letztlich mit nicht viel größerer Sicherheit gegangen werden könnte.
Die einzige relativ unbekannte Variable in diesem Kalkül war also die autonome Arbeiterinitiative, die sich sowohl gegen die kapitalistischen und staatlichen, als auch gegen die gewerkschaftlichen Herrschafts- und Verteilungsmechanismen des gesellschaftlichen Reichtums hätte richten können. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die im April 1967 installierte Junta die Situation durch wirtschaftswunderähnliche Lohnsteigerungen zu entschärfen suchte. Ergänzend wurde versucht, die griechische Arbeiterklasse durch die gezielte Beschäftigung von afrikanischen und asiatischen Arbeitsimmigranten zu spalten und somit zur Zerstörung kollektiv-solidarischer Mentalitäten beizutragen. Eine weitgehend staatlich gegängelte Wirtschaftslenkung sollte die Krise des griechischen Arbeiterkampfes zu einem Motor der Wirtschaftsentwicklung umfunktionieren; der fast grundbesitzlose griechische Staat führte eine breite Enteignung des Gemeindegrundbesitzes durch und überließ die enteigneten Gebiete zwecks Kapitalisierung der griechischen Arbeitskraft zu Spottpreisen ausländischen Konzernen. Die somit in Angriff genommene regionalisierte Industrialisierung war nicht nur für das sich ansiedelnde Kapital besonders profitabel, weil es keine Infrastrukturkosten zu tragen brauchte, sondern trug auch zur Spaltung der Arbeiterklasse bei, da sie ein erhebliches Privilegierungsgefälle mit sich brachte.
Der Widerstand gegen die ökonomische Entwicklung und schließlich gegen die Junta äußerte sich in den sechziger Jahren zumeist in spontanen Streiks mit durchweg rein ökonomischen Forderungen und in Kämpfen von Bauern gegen die Enteignung ihres Landes, so z.B. im Aufstand der Bauern von Megalon Kalibion im Jahre 1968; studentische Gruppen standen zu dieser zeit weitgehend unter dem Einfluß der Kommunistischen Partei. Seit Anfang der sechziger Jahre traten neben und als Kritiker der Kommunistischen Partei verschiedene trotzkistische Organisationen sowie die maoistische Gruppe „Anagennesi" („Wiedergeburt") und die neoleninistische Gruppe „PANDIK" („Pandimokratiki Kinesi" =„Pandemokratische Bewegung") auf. Die einzige Gruppe, die in diesen Jahren den autonomen Arbeiterkampf propagierte, war die Gruppe „Proletariako Metopo" („Proletarische Front") mit ihrem Organ „Neo Xekinima - Gia Tin Ergatiki Exusia!" („Neuer Anfang - für die Arbeitermacht!"), die in engem Kontakt zur französischen Gruppe „Socialisme ou Barbarie" um Cornelius Castoriadis stand.[4] Die Einflüsse der weltweiten Studentenkämpfe Ende der sechziger

4 Die Gruppe „Proletariako Metopo" („Proletarische Front") stand in der Tradition der 1935 aus einer Spaltung der trotzkistischen Gruppe „Vierte Internationale" entstandenen Gruppe „Kommunistikh Diethnistik Enosi" („Kommunistische Internationale Union") mit ihrer Zeitschrift „Ergatiko Metopo" (Arbeiterfront"). Ende 1942 wurde Cornelius Castoriadis als junger Student Mitglied dieser Gruppe, in der er bis zu seiner Emigration nach Frankreich im Jahre 1945 aktiv war. In diesen Jahren entwickelte Castoriadis eine enge politische und ideologische Beziehung zu A. Stinas (Spiros Priftis), einem alten Kader der Kommunistischen Partei Griechenlands in

Jahre sowie die Spaltung der griechischen Kommunistischen Partei im Februar 1968 boten erneut Anlässe zur Diskussion der Rolle der Partei in den ökonomischen und wirtschaftlichen Auseinandersetzungen. Die Wurzeln der autonomen Bewegungen in Griechenland liegen jedoch nicht allein in den sechziger Jahren; um sie aufzuspüren, muß man bis in die dreißiger Jahre zurückgehen. Bereits damals gab es starke Kämpfe gegen die bürgerliche Herrschaft, die allerdings meist unter der Führung der Kommunistischen Partei standen. Der Widerstand gegen die deutsche Besatzung während des Zweiten Weltkrieges sowie der daran unmittelbar sich anschließende Bürgerkrieg gegen die Restauration der bürgerlichen Herrschaft in den Jahren 1944 bis 1949 sind wichtige Phasen, in denen sich autonome revolutionäre Kräfte entwickelten.[5] Die linken Abweichungen vom offiziellen Kurs der Kommunistischen Partei und die Austritte von Partisanen- und Guerillagruppen, wie z.B. der Gruppe um Aris Veluchotis, können als Morgendämmerung der Autonomie bezeichnet werden. Auch in den Nachkriegsjahren sind immer wieder autonome Organisationsformen zu beobachten, so z. B. die Basisvereinigungen linker und linksliberaler Wähler in den Jahren 1965/1966.
Es war aber letztlich die sich seit 1972 radikalisierende Studentenbewegung, in der die Autonomie im Kontext des sich verallgemeinernden Widerstandes gegen das Regime einen zunehmend wichtigen Stellenpunkt einnahm und die schließlich mit dem Aufstand vom November 1973 in eine offene autonome Massenbewegung umschlug, an der sich breite Schichten der Bevölkerung beteiligten und die das Ende des Regimes einläutete. An den Universitäten hatten sich in den ersten Jahren des Militärregimes jenseits der parteigebundenen Widerstandsorganisationen kleine studentische Gruppen gebildet, die sich auf dem Hintergrund der repressiven Verhältnisse im eigenen Land an den Protestbewegungen der französischen und bundesdeutschen Studenten orientierten und sich zudem mit den Theorien und Praktiken der lateinamerikanischen Guerillabewegungen beschäftigten. Die Auseinandersetzungen an den Universitäten, bis dahin weitgehend auf inneruniversitäre Angelegenheiten beschränkt, brachen erstmals im Frühjahr 1972 offen aus. Im März gab es einen Streik an den Technischen Fachhochschulen, im April folgten anläßlich des fünften Jahrestages des Putsches von 1967 spontane Versammlungen, die sich zu Straßendemonstrationen ausweiteten, wobei es zu zahlreichen Verhaftungen kam. Einen weiteren Höhepunkt erreichten die Auseinandersetzungen im Oktober 1972 anläßlich der Wahlen der Studentenvertreter. Als sich auf einer Vollversammlung an der Athener Universität die von den Vertretern der regierenden Junta vorgeschlagenen Studentenvertreter nicht durchsetzen konnten, lösten diese die Versammlung eigenmächtig auf. Als auf der illegal fortgesetzten Vollversammlung ohne Beteiligung der Vertreter der Junta Wahlausschüsse gewählt worden

---

den Jahren 1920 bis 1931 und wichtigen Mitglied der „Kommunistischen Internationalen Union". In seinem 1977 erschienenen Buch „Anamnisis" („Erinnerungen") schreibt Stinas, daß *„diese Gruppe bis heute für eine Kontinuität steht, die an der Autonomie festhält. Sie ist eine der wenigen alten revolutionären Gruppen, die mit Hilfe von Castoriadis fähig war, sich der traditionellen theoretischen Einflüsse zu entledigen, die im Hinblick auf die Erkenntnis der Differenz zwischen sozialistischer Revolution und stalinistischer Konterrevolution hinderlich waren. So konnte diese Gruppe ohne Probleme den Geist des Pariser Mai '68 integrieren."*

5 Heinz A. Richter, Griechenland im Zweiten Weltkrieg, Bodenheim 1997; ders., Griechenland zwischen Revolution und Konterrevolution (1936-1946), Frankfurt 1973; André Kedros, La Résistance greque (1940-1944), Paris 1966.

waren, wurde die Vollversammlung gewaltsam aufgelöst; weitere Vollversammlungen wurden durch den Einsatz von Militär verhindert.
Im Januar und Februar 1973 folgten Proteste, Streiks und Demonstrationen gegen diverse reglementierende Maßnahmen der Kultus- und Universitätsbürokratie; am 26. Januar ordnete das Rektorat die Schließung der Universität in Athen an, am 14. Februar drang die Polizei gewaltsam in das Universitätsgebäude ein, wobei es wieder zu zahlreichen Verhaftungen und zu Einberufungen in die Armee kam. Als am 21. Februar die Universitätsbürokratie für eine studentische Vollversammlung keinen Raum zur Verfügung stellte, eskalierte die Situation. Etwa 3.000 Studenten besetzten die Juristische Fakultät und forderten u.a. die Freilassung der Verhafteten und die Entlassung der zum Militär Einberufenen; fast gleichzeitig kam es in der Innenstadt von Athen zu einer Demonstration gegen das Regime, an der 15.000 Menschen teilnahmen. Die Demonstration, bei der es zu schweren Auseinandersetzungen mit der Polizei kam, wurde am nächsten Tag, obwohl die Polizei die Innenstadt besetzt hatte, fortgesetzt; zugleich kam es auch in anderen griechischen Städten, z.B. in Saloniki, zu Protesten. Die Presse, die bis zur Besetzung relativ frei berichten konnte, wurde jetzt der Zensur unterstellt und ausländischen Korrespondenten wurde mit Repressalien gedroht. Am 2. März zitierte der Juntachef Papadopoulos die Professoren zu sich und verlangte von ihnen die Wiederherstellung der Ordnung an den Universitäten. Da die Forderungen der Studenten jedoch nicht erfüllt wurden, gingen die Streiks weiter. Am 20. März kam es erneut zu Besetzungen; diesmal wurden seitens der Studenten jedoch keine Verhandlungen mehr geführt, sondern es wurden Forderungen gestellt. Daraufhin griffen auf Veranlassung der Professorenschaft Polizei und Militär mit massiver Gewalt ein, wobei hunderte von Studenten während der Räumung der Gebäude verletzt wurden.
Die einzig gültigen und anerkannten Organe der Studentenbewegung waren zu dieser Zeit die jeweils bis zur nächsten Vollversammlung gewählten Ausschüsse. Gleichzeitig war die Bewegung insofern autonom, als sie unabhängig von jeder Führung oder Beeinflussung seitens politischer oder gewerkschaftlicher Apparate war; dies unterschied sie von der organisierten Studentenbewegung vor dem Putsch von 1967, die unter dem Einfluß der Kommunistischen Partei stand. Die dynamische Entwicklung der Auseinandersetzungen zuerst mit der Universitätsbürokratie, dann mit der Polizei und dem Militär, führte zu einer zunehmenden Politisierung, auch über die Universitäten hinaus; aus den anfänglichen Forderungen nach mehr Autonomie und Mitbestimmung an den Universitäten, nach Freiräumen im Rahmen der Diktatur also, entwickelten sich Forderungen, die explizit auf die Abschaffung des politischen Systems abzielten. Die Bedeutung der Studentenbewegung lag insbesondere auch darin, daß sie zum erstenmal bewies, daß eine Massenbewegung gegen das System möglich war und somit den Mythos von der Unbesiegbarkeit der Junta unterlief.
Im Herbst 1973 kam es schließlich zu entscheidenden Auseinandersetzungen. Am fünften Todestag von Georg Papandreou am 3. November 1973 fand eine große Demonstration statt, bei der mehrere Beteiligte verhaftet und später vor Gericht gestellt wurden. Noch während das Verfahren lief, kam es aus Solidarität mit den Angeklagten zu weiteren kleineren Demonstrationen. Am 14. November wurde nach einer Versammlung der Studenten an der Technischen Hochschule und an der Universität das

Polytechnikum der Technischen Hochschule eingenommen und für besetzt erklärt. Das Polytechnikum wurde unmittelbar danach von der Polizei umstellt und die Besetzer wurden von einem anwesenden Staatsanwalt aufgefordert, das Gebäude innerhalb von wenigen Minuten zu verlassen. Als deutlich wurde, daß die Besetzer sich mit Gewalt gegen eine Räumung wehren würden, wurde die Polizei aus Angst vor einer Zuspitzung der Situation zurückgezogen. Von diesem Moment an wurde das Polytechnikum zum Zentrum der Widerstandsbewegung, die auch die umliegenden Straßen unter ihre Kontrolle brachte; durchfahrende Busse und Straßenbahnen wurden mit Parolen beschrieben und transportierten auf diese Weise die Forderungen der Besetzer in die Stadt. Innerhalb des Polytechnikums fanden permanente Versammlungen statt; es wurden ein Koordinationsausschuß der Studenten, Wachkomitees, Sanitätsdienste, Proviantkomitees sowie - von anwesenden Arbeitern - ein Arbeiterausschuß gebildet. Der letztere verabschiedete in der Nacht eine Resolution, derzufolge der Charakter der griechischen Revolution sozialistisch ist, die gesellschaftliche Basis dieser Revolution von den Arbeitern, den Unter- und Mittelschichten der Städte und des Landes sowie den Studenten gebildet wird und die Organisationsform der revolutionären Bewegung die Kampfkomitees am Arbeitsplatz sind. Die Resolution wurde allerdings nicht vervielfältigt, da der Koordinationsausschuß der Studenten die Forderungen für zu radikal hielt.

Am folgenden Tag folgte eine quantitative und qualitative Ausweitung der Kämpfe. Es wurden zahlreiche Flugblätter verteilt und zugleich wurde ein freier Radiosender in Betrieb genommen, der für die weiteren Kämpfe eine wichtige Rolle spielen sollte. Außerhalb der Technischen Hochschule manifestierte sich der Protest in größeren Versammlungen, wobei es auch zu kurzfristigen spontanen Besetzungen öffentlicher Gebäude in verschiedenen Stadtteilen Athens kam, einhergehend mit ständigen Auseinandersetzungen mit der Polizei; im Laufe des Tages nahmen Delegationen von außerhalb, u.a. von der Universität Patras und der Bauern von Megara, Kontakt mit den Besetzern auf. Eine Delegation von Arbeitern schloß sich den Besetzern an und ein neu gebildeter „Arbeiterausschuß zur Stärkung und Verbreitung der Bewegung" rief mit politischen und ökonomischen Forderungen zum Generalstreik und zur Bildung von Arbeiterkomitees in Betrieben und Stadtteilen auf. Im Anschluß an eine Demonstration außerhalb des Polytechnikums wurde folgende Resolution verabschiedet: *„Die Versammlung der Arbeiter gibt bekannt: Der Charakter des heutigen Kampfes, der von Studenten begonnen wurde, ist ein Kampf gegen die Diktatur und gegen die ausländischen und inländischen Monopole, die die Diktatur geschaffen haben und sie unterstützen. Es ist ein Kampf um die Arbeitermacht und nicht für die Demagogen, die das Volk seit mehreren Jahrzehnten mit allgemeinen demokratischen Parolen manipulieren. Wir nehmen das von Studenten und Arbeitern besetzte Polytechnikum als Basis unseres momentanen Kampfes und schlagen die Fortführung der Besetzung vor. Gleichzeitig schlagen wir die Schaffung gemischter Arbeiter-Studenten-Ausschüsse vor, die die Arbeiterräte am Arbeitsplatz propagieren werden, um die Voraussetzungen für einen ökonomischen und politischen Streik der Arbeitenden zu schaffen."* Allerdings stieß auch diese Resolution wegen zu weitgehender Forderung wieder auf Widerstände im studentischen Koordinationsausschuß, was allerdings nicht verhinderte, daß es wiederholt zu gemeinsamen Demonstration von Arbeitern und Studenten

kam. Die Versuche der Polizei, die Proteste auf das Polytechnikum zu beschränken, um damit den Eindruck zu erwecken, daß es sich um Aktionen einer unzufriedenen studentischen Minderheit handele, scheiterten.
Am frühen Morgen des 17. November stürmten Panzer und Sturmeinheiten der Marineinfanterie die Technische Hochschule; die Studenten, die Wache hielten, wurden erschossen. In den folgenden Stunden fanden nicht nur in Athen, sondern auch in anderen Städten, z.B. in Patras und Saloniki, wo ebenfalls die dort besetzten Technischen Hochschulen von Armeeeinheiten gestürmt wurden, gewalttätige Auseinandersetzungen statt, bei denen es viele Tote, Verwundete und Verhaftete gab. Noch am gleich Tag wurde eine Ausgangssperre für alle Städte über 5.000 Einwohner für die Zeit von 16 Uhr nachmittags bis 7 Uhr morgens verhängt und Versammlungen mit mehr als fünf Personen wurden verboten: *„Jeder Bürger"*, so wurde verkündet, *„der den Befehlen der Polizei und der Armee nicht blind gehorcht, begibt sich in Lebensgefahr."*
An den folgenden Tagen, am 18. und 19. November, fanden trotz der Drohungen weitere Demonstrationen und Auseinandersetzungen statt, während Panzer durch die wichtigsten Straßen Athens patrouillieren; die zahlreichen Verhafteten, neben Studenten vorwiegend Arbeiter, wurden in einem Fußballstadion interniert - ähnlich wie in Chile, wo gut zwei Monate zuvor, am 11. September, die Regierung Salvador Allendes unter aktiver Mithilfe der Regierung der USA gewalttätig gestürzt worden war.
Wenn man die Entwicklung der zuerst - im Frühjahr des Jahres 1972 - nur studentischen, dann zunehmend weit über studentische Kreise hinausreichenden Proteste betrachtet, läßt sich der Prozeß der Entstehung, aber auch der Möglichkeit zur Manipulierung von Autonomie gut nachvollziehen. Der Novemberaufstand verlegte das nicht existierende griechische Parlament für einige Tage gewissermaßen auf die Straße; an dem Aufstand waren in unterschiedlichem Maße nahezu alle Bevölkerungsschichten beteiligt. Die Ursachen dafür liegen sicherlich nicht zuletzt in den Auswirkungen der mit inflationären Tendenzen verbundenen ökonomischen Umstrukturierungen, die für breite Kreise der Kleinbourgeoisie Verunsicherung und zum Teil Proletarisierung und für viele Arbeiter Reallohnsenkungen mit sich brachten. Die in ihrer grundsätzlichen Stoßrichtung gegen das Regime gemeinsamen Aktionen unterlagen jedoch, sobald unterschiedliche Gruppeninteressen und Ideologien ins Spiel kamen, einer zunehmenden Fraktionierung. Das betrifft insbesondere auch die Organisationsfrage; sogar die gewählten Ausschüsse und Räte wurden im Prozeß der Radikalisierung der Auseinandersetzungen teilweise nicht akzeptiert, ersetzt und bisweilen sogar grundsätzlich in Frage gestellt. Bemerkenswert in diesem Zusammenhang ist sicherlich die Tatsache, daß offensichtlich gerade das Fehlen jeglicher fester Organisationen im Sinne eines Instrumentes der Kontrolle über die Massenaktivitäten und -initiativen ein wichtiger Aspekt im Hinblick auf Radikalisierung, Militanz und damit verbundene Lernprozesse gewesen ist. Der Aufstand vom November hat ohne Zweifel entschieden zur Freisetzung revolutionärer Potenzen beigetragen, über deren Ausweitung zu einem revolutionären Umsturz sich angesichts der militärischen Niederschlagung des Aufstandes nur spekulieren läßt. Die Gefährlichkeit einer solchen Situation nicht nur für das damals herrschende Militärregime hatte Konstantinos Karamanlis, der von 1956 bis 1963 mit Unterbrechungen Ministerpräsident gewesen und im November 1963 nach einer Wahlniederlage seiner ERE („Ethniki Rizopastiki Enosis" = „Nationale Radikale

Union") ins Exil gegangen war, bereits im Frühjahr 1973 erkannt, als Studenten der Athener Universität zwei Tage lang die juristische Fakultät besetzt hielten. In der französischen Tageszeitung „Le Monde" hatte er damals darauf hingewiesen, daß es angesichts der Unruhen in Griechenland nötig sei, zur parlamentarisch-demokratischen Regierungsform zurückzukehren, um der „Anarchie" den Boden zu entziehen. Auch wenn der von ihm geforderte Putsch gegen die Junta damals nicht stattfand, war deren Zeit nach den Ereignissen vom November 1973 abgelaufen. Am 23. Juli 1974 kehrte Griechenland zur parlamentarischen Demokratie zurück, einen Tag später übernahm Karamanlis die Führung einer „Regierung der nationalen Rettung" - die autonomen Bewegungen hatten zu dieser Entwicklung entscheidend beigetragen und sich selbst damit zugleich den eigenen Boden entzogen.

II. Anmerkungen zum Begriff der Autonomie

Im ersten Teil der Arbeit wurde herausgearbeitet, daß der Widerstand gegen die politische und ökonomische Entwicklung in Griechenland in den frühen siebziger Jahren die zentrale Bedeutung der Autonomie als seinerzeit aktuelle Form dieses Widerstandes verifiziert hat. Um über die griechischen Verhältnisse hinauszugehen und die Bedeutung der Autonomie in einen größeren Zusammenhang zu stellen, soll im folgenden in einem kursorischen Abriß die westeuropäische Kapitalbewegung seit den späten zwanziger Jahren als widersprüchliche Einheit von organisierten und unorganisierten Kämpfen und kapitalistischen Gegenangriffen skizziert werden.
Das Jahr 1929 markierte mit der ausbrechenden Weltwirtschaftskrise insofern einen Bruchpunkt, als es sowohl den Standpunkt der Arbeiter als auch den des Kapitals und insbesondere die Formen, in denen sich die Kollision zwischen beiden abspielt, in aller Deutlichkeit zum Vorschein kommen ließ: Auf der einen Seite der archaisch verknöcherte Traditionalismus der Arbeiterorganisationen leninistisch-gewerkschaftlichen Typs, auf der anderen Seite eine sich zunehmend durchsetzende gigantische Umstrukturierung der Ausbeutung, die in ihrem Kern als keynesianistisch bezeichnet werden kann und die die Loyalität der Arbeitermassen herausfordern sollte. Die Weltwirtschaftskrise von 1929 stellte also auf globaler Ebene einen Wendepunkt dar, der gleichermaßen das Ende der spontanen Kapitalentwicklung und ihren Umschlag in eine politisch geplante Entwicklung markierte, wie er andererseits das Ende der Illusion einer proletarischen Revolution nach den Vorstellungen und Schemata der Kommunistischen Internationale bedeutete. Die Strategie des Kapitals zeichnete sich durch die Fähigkeit aus, die soziale Basis der Kommunistischen Parteien und der Gewerkschaften, den Facharbeiter,[6] dessen politische Ambitionen auf Grund seiner professionellen

6 Zur theoretischen und praktischen Bedeutung der „Facharbeiterthese" vgl. u.a.: Sergio Bologna, Zusammensetzung der Arbeiterklasse und Theorie der Partei an den Anfängen der Rätebewegung, in: Sergio Bologna/Massimo Cacciari, Zusammensetzung der Arbeiterklasse und Organisationsfrage, Berlin 1973, S. 9-52; Arbeiterkampf in Deutschland. Klassenzusammensetzung und Kampfformen der Arbeiter seit dem Nationalsozialismus (Proletarische Front 10), München 1973, S. 30-34; Karl Heinz Roth, Die „andere" Arbeiterbewegung und die Entwicklung der kapitalistischen Repression von 1880 bis zur Gegenwart. Ein Beitrag zum Neuverständnis der Klassengeschichte in Deutschland, München 1974; Erhard Lucas, Zwei Formen von Radikalismus in der deutschen Arbeiterbewegung, Frankfurt am Main 1976; Erhard Lucas/James Wick-

Identifikation mit seiner Arbeit auf die Leitung der Produktion abzielten, in entscheidenden Produktionsbereichen sukzessive aus dem Arbeitsprozeß zu entfernen und auf breiter Ebene eine Spaltung zwischen qualifizierten und unqualifizierten Arbeitern herbeizuführen und somit zugleich das politische Programm der Kommunistischen Internationale objektiv wie subjektiv wirkungslos werden zu lassen. Da die Kommunistische Internationale unter der Leitung der Bolschewiki nie mehr gewesen ist als eine internationale Agentur zwecks Ausbreitung der bolschewistischen Form der Sozialdemokratie[7] und da die westeuropäischen Kommunistischen Parteien nie etwas anderes als Vereine zur Propaganda einer Nachahmung der russischen Oktoberrevolution gewesen sind, unfähig, statt der Programmatik der Kommunistischen Internationale den kommunistischen Charakter der konkreten Arbeitskämpfe zum Ausgangspunkt ihrer Interventions- und Organisationshypothesen zu nehmen,[8] mußte die Herausforderung von 1929 von Seiten der politisch impotenten Arbeiterorganisationen unbeantwortet bleiben und in einer tragischen Niederlage enden,[9] da die Kommunistischen Parteien es ablehnten, sich zum Instrument einer bewaffneten Arbeitermacht zu machen, die alleine die Krise des proletarischen Kampfes hätte überwinden können. Selbst dort, wo die Kommunistischen Parteien bewaffnete Gruppen unterstützten, kanalisierten sie diese Macht nicht gegen das kapitalistische Produktionsverhältnis, sondern funktionalisierten sie für ein antifaschistisches Volksfrontbündnis mit der Perspektive, die faschistische bzw. nationalsozialistische Form der Kapitalentwicklung in eine demokratische Form zu transformieren. Dadurch, daß sie die Machtfrage auf der militärischen Ebene nicht ebenso rigoros stellten wie der Staat des Kapitals und dadurch, daß sie den Kampf gegen die Ausbeutung in einen Kampf um die Mitverantwortung der Arbeiter an ihrer Ausbeutung umwandelten, gingen sie den Weg der überkommenen sozialdemokratischen Illusionen „heroisch" zu Ende, überließen die

---

ham/Karl-Heinz Roth, Arbeiterradikalismus und die „andere" Arbeiterbewegung. Zur Diskussion der Massenarbeiterthese, Bochum 1977.

7 Dazu bemerkte Paul Mattick, einer der profiliertesten Vertreter des Rätekommunismus, bereits 1939: *„Weder die Sozialdemokratie noch die Bolschewiken konnten oder können sich eine Bewegung vorstellen, die sie nicht kontrollieren. Die Bolschewiken sind nie etwas anderes gewesen als* radikale *Sozialdemokraten."* (Paul Mattick, Die Unvermeidbarkeit des Kommunismus, in: Ders., Kritik der Neomarxisten und andere Aufsätze, Frankfurt am Main 1974, S. 13-71, hier S. 48).

8 Es klingt makaber, daß die Unfähigkeit der Kommunistischen Parteien sich nicht nur darin ausdrückte, daß sie keine strategische Orientierung zu geben vermochten, wenn spontane soziale Bewegungen revolutionäre Züge annahmen, sondern daß sie, wo sie es konnten, alles daransetzten, diese Bewegungen zu blockieren: *„Die wenigen wirklichen revolutionären Bewegungen, auf die Deutschland beispielsweise verweisen konnte, entstanden gegen den Willen der verschiedenen Parteien, selbst gegen den Willen der Kommunistischen Partei (vgl. als klassisches Beispiel die Märzbewegung von 1921). Wenn die Kommunistische Partei an diesen Aktionen teilnahm, so nur deswegen, weil ihr nichts anderes übrig blieb; in keinem Falle entstanden sie aus der Initiative dieser Partei - die Initiative kam ständig von den Massen selbst. Erst als die Partei durch ihre Größe entscheidend geworden war, konnte sie es ablehnen, dem Zwang der Masseninitiative zu folgen, und die Bewegungen des Proletariats verhindern - und sie verhinderte sie in der Tat, obwohl sie dadurch als Partei notwendigerweise zusammenbrechen mußte."* (Paul Mattick, Die Unvermeidbarkeit des Kommunismus, a.a.O., S. 67/68).

9 *„Es war nicht der Demagoge Hitler, der die deutsche Kommunistische Partei und die Sozialdemokratie zerstörte, sondern die Massen selbst, zum Teil aktiv und zum anderen Teil durch Inaktivität... Es stellte sich heraus, daß die Rolle dieser Parteien lediglich die Rolle war, die ihnen die Bourgeoisie gestattete."* (Paul Mattick, Die Unvermeidbarkeit des Kommunismus, a.a.O., S. 68).

Arbeiter ihrem Schicksal, demoralisierten sie zutiefst und bereiteten den Boden für eine weitgehend widerstandslose Kapitalentwicklung nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges vor.
Wesentlich determiniert durch das Verhalten der Kommunistischen Internationale wurde die Zeit zwischen 1929 und 1945 zu einem Experimentierfeld des internationalen Kapitals in Sachen Modernisierung und Perfektionierung der Organisation der Ausbeutung, der Fesselung des Arbeiterkampfes an die Entwicklungsperspektive des Kapitals (Vollbeschäftigungsprogramme zwecks Loyalitätssicherung) und der blutigen Demütigung: Die Neuaufteilung der Welt auf der Konferenz von Jalta bürdete der Sowjetunion unwidersprochen die Hauptlast des Krieges auf und zerstörte damit den Mythos der Kommunistischen Internationale. Diese Niederlage der Arbeiterklasse in den Metropolen des Kapitals mußte von ihr in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit niedrigsten Löhnen und maximaler Arbeitsleistung bezahlt werden. Gleichzeitig hatte sich die Programmatik der Kommunistischen Internationale auf fatale Weise durchgesetzt. Ihre Hoffnung, durch einen Kampf für die Entwicklung der Demokratie bis zur höchsten Stufe eine Situation der Machtübernahme zu schaffen, war vom Kapital, das ein elementares Interesse daran hatte, die bedrohliche Situation von 1929 nicht ein zweites Mal entstehen zu lassen, auf eine ihm eigene Art weiterentwickelt worden.[10] Der einige Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg einsetzende ökonomische Aufschwung des Kapitals bediente sich demokratischer Formen in der Politik und, darüber vermittelt, zunehmend einer zentralisierten Planung ökonomischer Prozesse; die Ausdehnung des öffentlichen Sektors des Kapitals erweckte schließlich Zweifel daran, ob die Verstaatlichung des Privateigentums überhaupt noch als kommunistisches Programm angesehen werden konnte.
Der demokratische Planstaat, der zunehmend zum Hauptcharakteristikum des westeuropäischen, aber auch des nordamerikanischen und des japanischen Kapitalismus wurde, trug gerade soviel „sozialistische" Züge, daß der Arbeiterreformismus, der spätestens seit Bebels Zeiten als Zielvorstellung der sozialistischen und später auch kommunistischen Bewegung herhalten mußte, sich in ein Kampfprogramm eines kapitalistischen Reformismus verwandelt zu haben schien. Angesichts dieser neuen Form kapitalistischer Vergesellschaftung zeigte sich das Lager der Marxisten mehr oder weniger verzweifelt darüber, daß die Arbeiter in diese scheinbar perfekte Maschinerie des Spätkapitalismus mit ihren vordergründig domestizierten Widersprüchen integriert zu sein schien. Es war nun endgültig klar geworden, daß der Marxismus-Leninismus nicht mehr gewesen war, als die Theorie und Praxis der russischen Oktoberrevolution. Die Folge war, daß diese Nachkriegsentwicklung des Kapitals entweder Zustimmung oder Verwirrung und Ratlosigkeit hervorrief, daß die Arbeiterkämpfe der vierziger und fünfziger Jahre durchweg einen defensiven und resignativen Charakter hatten und daß das Kapital ungestört eine Expansion inszenieren konnte, der gegenüber die Arbeiterklasse weitgehend in Ohnmacht verharrte. Die Nachkriegsrekonstruktion des Kapitals ging in der Mitte der fünfziger Jahre in eine zweite Phase über, die gut zehn Jahre andauerte. Es brach eine Periode an, in der das Kapital die technologisch ausgereiften Er-

10 Vgl. „Potere Operaio", Was ist Arbeitermacht? Materialien zur Kaderbildung, Berlin 1972, S. 7ff.

rungenschaften der Rüstungsforschung als Ausbeutungsinstrumente in den Produktionsprozeß integrierte und ihn total revolutionierte (sogenannte dritte Phase der reellen Subsumtion, die in den USA etwa zehn Jahre früher als in Westeuropa und in Japan einsetzte), in der der Wohlfahrts- und Sozialstaat seine blendende Seite entwickelte und in der das Kapital erste Anstalten traf, seine nationalstaatlichen Beschränkungen hinwegzufegen, um sich der Bewegungsform multinationaler Konzerne anzupassen.
Der den Arbeitern während dieses Wirtschaftswunders bescherte Wohlstand wurde jedoch durchweg mit einer geisttötenden monotonen Arbeit des repetitiven Teilarbeiters - des Massenarbeiters - erkauft. Dies war schließlich der Punkt, an dem die Maschinerie des Kapitalismus ihre häßliche Seite zeigte, an dem sich offenbarte, daß sich nicht alle Widersprüche domestizieren ließen, an dem das Programm des Reformismus seine verwundbare Stelle hatte und an der es angegriffen werden sollte, als sich seit Mitte der sechziger Jahre zeigte, daß das Kapital sehr wohl innere (Akkumulations-) Schranken seiner Entwicklung besaß und daß es gezwungen war, mit Rationalisierungen, Lohnkürzungen, Entlassungen, Repressionen und Inflation zu reagieren. Die Arbeiter entwickelten neue Kampfformen und ein neues Selbstbewußtsein, so daß sogar den Traditionsmarxisten klar wurde, daß es dem Reformismus nicht gelungen war, den entscheidenden Widerspruch zu zähmen: den zwischen Kapital und Arbeit. Es blieb auch der Linken nicht verborgen, daß das Arbeiterverhalten gegenüber der Produktion einen revolutionären Antagonismus enthielt, *„der im Produktionsverhältnis, d.h. innerhalb der Fabrik, in der Tatsache enthalten (war), daß der Arbeiter ständig und durch jede Form seines Verhaltens versucht, die Arbeit abzulehnen"*.[11] Die Arbeiter können, so läßt sich daraus schließen, mit dem System nur noch brechen, wenn sie die Arbeit verweigern, das Kommando über ihre Arbeitskraft angreifen und den gesellschaftlichen Konsens, auf den der Reformismus angewiesen ist, durchbrechen. Das Kampfverhalten der Arbeiter in den sechziger Jahren beinhaltete mehr als die Suche nach einer Fortsetzung der reformistischen „Befriedigung" ihrer Bedürfnisse, gleich ob der Reformismus von „ihren" eigenen Organisationen oder von Seiten des Kapitals lanciert wurde.
Sowohl für die Avantgarden der Kämpfe der sechziger Jahre als auch für diverse intellektuelle linke Gruppierungen kristallisierte sich angesichts der neuen Formen und Inhalte der Kämpfe immer deutlicher heraus, daß die (Arbeiter-) Autonomie das entscheidende Charakteristikum dieser Kämpfe war. „Potere operaio" erkannte die Autonomie zunächst im Bruch der Arbeiter mit den Mechanismen der Reformen und in den Angriffen auf den schwachen Punkt des Reformismus: *„Und dieser schwache Punkt bestand darin, daß der Reformismus, daß der reformistische Plan sich notwendig... auf den Konsensus der Arbeiterklasse stützen mußte. Das war der schwache Punkt, hier mußte man kämpfen, und zwar kam es darauf an, daß die Arbeiter den Konsensus und die Zustimmung zum Reformismus verweigerten."*[12] Diese „Entdeckung der Autonomie" könnte man „geschichtsphilosophisch" als Formulierung der anarchistischen Position vom Standpunkt des modernen Arbeiters aus verstehen, oder, wenn man so will, als Aktualisierung des Marxismus, d.h. als aktuelle Formulierung der Marxschen

11 „Potere Operaio", Was ist Arbeitermacht?, a.a.O., S. 10.
12 Ebd., S. 10/11.

Analyse der Gesetzmäßigkeit der Kapitalakkumulation als Gesetzmäßigkeit, Unvermeidbarkeit und Notwendigkeit der proletarischen Revolution. Marx hatte die Implikationen des Wertgesetzes als „objektiv" im Sinne von „gesellschaftlich gültig" bezeichnet; die neue Marxrezeption in Italien um die Zeitschriften „Quaderni Rossi" und „Classe operaia"[13] seit Anfang der sechziger Jahre konkretisierte diese „gesellschaftliche Gültigkeit" als letztlich durch die Bewegungsformen der Arbeiterklasse determiniert. Dies bedeutete, daß die scholastische Objektivität, in der die Marxschen Kategorien von der Linken begriffen worden waren, als Resümee des Antagonismus von toter und lebendiger Arbeit, als widersprüchliche Einheit von Kapital und Arbeitskraft, als unaufhebbarer Gegensatz zwischen Herrschaftsinteressen der assoziierten Kapitalistenklasse und Emanzipationsinteressen der Arbeiterklasse gefaßt wurde - Antagonismen, die sich auf alle Momente der Produktion und des gesellschaftlichen Lebens erstrecken und die in letzter Instanz nicht durch die kapitalistische Initiative, sondern durch die proletarische Aktion bestimmt sind. Alle Begriffe, die zur Beschreibung der Situation des Kapitals verwendet wurden, sind daher als Kategorien zur Analyse der Geschichte und Bewegung der Arbeiterklasse aufzufassen. *„Arbeiterautonomie bedeutete zu erkennen und sich dessen bewußt zu sein, daß die gesamte Geschichte des Kapitals, die gesamte Geschichte der kapitalistischen Gesellschaft in Wirklichkeit die Geschichte der Arbeiterklasse ist. Geschichte der Arbeiterklasse, der Kämpfe der Arbeiterklasse, und das läßt sich beweisen - die Fabrikarbeiter können es mit Händen greifen: die Geschichte der Technik ist in Wirklichkeit die Geschichte der kapitalistischen List, den Arbeitern Informationen zu entreißen; d.h. die Geschichte der Technik ist die Geschichte des ständigen Bemühens der Kapitalisten mehr Arbeit aus den Arbeitern herauszupressen; die Geschichte des kapitalistischen Staates ist die Geschichte des Versuchs der Unternehmer, eine ständige, eine totale Kontrolle über die Arbeitskraft auszuüben. Die Geschichte der kapitalistischen Gesellschaft ist die Geschichte eines aus Herrschaft bestehenden Gefängnisses, das um die lebendige Arbeit, um die Arbeitskraft, um die Arbeiter herum errichtet worden ist zu dem Zweck, Arbeit aus ihnen herauszupressen."*[14]

Aus dieser Auffassung der Arbeiterautonomie leitet sich eine Konzeption des proletarischen Klassenkampfes ab, deren Grundsätze lediglich den theoretisch reflektierten Ausdruck einer Diskussion bilden, die von Seiten der Anarchisten schon vor Marx, wenn auch nicht mit dessen Bewußtsein der historischen Dimension, geführt wurde. Das eigentümlich Unhistorische an der anarchistischen Theorie, der Glaube daran, daß Herrschaft immer die von Menschen über Menschen sei und daher auch die Formen ihrer Existenz und Abschaffung lediglich proklamiert werden müßten und daß Freiheit immer nur aus dem Kampf gegen Herrschaft resultiert, hat sehr zur Leichtgläubigkeit

---

13 Vgl. Spätkapitalismus und Klassenkampf. Eine Auswahl aus den 'Quaderni Rossi', Frankfurt am Main 1972; „Quaderni Rossi", Arbeiteruntersuchung und kapitalistische Organisation der Produktion, München 1972; Romano Alquati, Klassenanalyse als Klassenkampf. Arbeiteruntersuchungen bei FIAT und OLIVETTI, Frankfurt am Main 1974; Mario Tronti, Arbeiter und Kapital, Frankfurt 1974. Hingewiesen sei in diesem Zusammenhang auch auf die Arbeit von Wolfgang Rieland, Organisation und Autonomie. Die Erneuerung der italienischen Arbeiterbewegung, Frankfurt 1977, die sich mit der frühen Geschichte des italienischen Operaismus beschäftigt.

14 „Potere Operaio", Was ist Arbeitermacht?, a.a.O., S. 11.

der Anarchisten gegenüber ihren Gegnern beigetragen und war der Grund für ihre mangelhafte konzeptionelle Antizipationsfähigkeit und für die meisten ihrer Niederlagen. Demgegenüber konnte der Bolschewismus mit seinem taktischen Verständnis für historische Gelegenheiten den Anarchismus und insbesondere dessen Rezeption weitgehend und für lange Zeit ersticken. Größeres Unheil jedoch hat der Bolschewismus durch seine spezifisch leninistische Lesart des Marxschen Werkes angerichtet. Nach der Oktoberrevolution wurde es zu einer Mode und für die im Bannkreis der Kommunistischen Internationale sich befindlichen Personen zu einem stillschweigenden Übereinkommen, daß Lenin der orthodoxe Weiterentwickler der Marxschen Analysen sei, daß er den Marxismus um eine zeitgemäße Revolutionstheorie bereichert habe und daß man Marx durch Lenins Mund verstehen könne. Tatsächlich geht es, wie Paul Mattick bereits frühzeitig feststellte, darum, den leninschen Revisionismus im Namen von Marx abzulehnen: *„Ein orthodoxer Marxist muß die ‚Orthodoxie' der Kautskyschen und leninistischen Schule ablehnen... Die Pseudo-Orthodoxie der Sozialdemokraten und der Bolschewiken hat mit orthodoxem Marxismus nichts zu tun. Früher begegnete man der Kautskyschen ‚Orthodoxie' mit dem Slogan ‚Mit Lenin zurück zu Marx'. Heute muß man sich mit dem orthodoxen Slogan ‚Zurück zu Marx' gegen Lenin wenden."*[15] Und weiter: *„Man muß beide, den Sozialdemokratismus und den Bolschewismus, ebenso wie alle ihre Ableger, ganz und gar ablehnen, um sich auf eine marxistische Basis zu stellen."*[16]

Zwar hatte die in den zwanziger und dreißiger Jahren beginnende marxistische Kritik des Leninismus, die stark mit der seit Rosa Luxemburg aufkommende Diskussion über die Spontaneität der Klassenkämpfe verquickt war, schon starke Tendenzen in Richtung Arbeiterautonomie aufzuweisen; die Vorstellungen, die in dieser Diskussion hinsichtlich der Arbeiterautonomie entwickelt wurden, waren jedoch von einem nahezu durchgängigen Mißverständnis der Marxschen Kritik der politischen Ökonomie begleitet, besonders im Hinblick auf die Bedeutung der Akkumulations- und Zusammenbruchstheorie für die Entwicklung des Klassenkampfes. Die entscheidenden Begründungselemente für eine Arbeiterautonomie, die als Prozeß der Zerstörung des Kapitals - der Herrschaft der toten über die lebendige Arbeit - aufzufassen ist, konnten nicht aufgespürt werden; die Diskussion blieb weitestgehend auf eine Rekonstruktion der Marxschen Vorstellungen über eine alternative, nicht auf dem Tauschwert beruhenden Organisation der Produktion und der Verteilung beschränkt, so wie sie im Abschnitt über den „Fetischcharakter der Ware" umrissen wurde.[17] So sehr die unzureichenden Überlegungen von Rosa Luxemburg, Henryk Grossmann, Anton Pannekoek, Paul Mattick und anderen auch dazu beigetragen haben mögen, den Kern der Marxschen Methode und Analyse gegen die bolschewistische Deformation zu verteidigen, so wenig waren sie in der Lage, das „linke Lager" mit einem authentischen Marx zu konfrontieren. Diese Tatsache war u.a. ausschlaggebend dafür, daß viele Marxisten und auch nicht marxistische Linke immer wieder den Versuch unternommen haben - hauptsächlich in Bezug auf Fragen einer zeitgemäßen revolutionären Organisation -,

15 Paul Mattick, Die Unvermeidbarkeit des Kommunismus, a.a.O., S. 57.
16 Ebd., S. 59.
17 Karl Marx, Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie. Erster Band, in: Karl Marx/Friedrich Engels, Werke Band 23, Berlin 1971, S. 85-98.

entweder unter Ablehnung nur der Leninschen oder auch unter Ablehnung sowohl der Leninschen als auch der Marxschen Analysen, Konzepte zu Form und Organisation des Arbeiterkampfes zu entwickeln, die durchaus als Vorläufer der Theorie der Arbeiterautonomie angesehen werden können.
Zu diesen Linken gehörten auch Cornelius Castoriadis, der 1945 aus Griechenland nach Frankreich emigrierte und dort Mitbegründer und führender Theoretiker der 1949 gegründeten und 1966 aufgelösten Gruppe „Socialisme ou Barbarie" war, sowie die 1957 gegründete und 1971 aufgelöste „Situationistische Internationale", die in ihrer Auseinandersetzung mit Castoriadis' Theorie der Übergangsgesellschaft - die von der gleichzeitigen Existenz und Nicht-Existenz des Staates auf der Basis von Arbeiterräten ausging[18] - die Position vertrat, daß es ohne die Abschaffung der Arbeit lediglich zur Auswechslung von Herrschaftsgarnituren, aber nicht zur Abschaffung der Herrschaft selbst kommen könne; Castoriadis' Arbeiterräte würden demzufolge bloß an die Stelle der alten herrschenden Klasse treten. Die Situationisten verbanden ihr Programm der Abschaffung der Arbeit zudem mit einer radikalen „Kritik des Alltags", beschränkten sich dabei jedoch weitgehend auf das kulturelle Milieu, was nichts daran ändert, daß der von ihnen propagierte Kampf gegen die Arbeit auch unter vordergründig sich ändernden gesellschaftlichen Bedingungen weiterhin aktuell bleibt.[19]

---

18 *„Woraus würden ‚Staat', ‚Politik' und ‚Parteien' in einer solchen Gesellschaft bestehen? Es würden Relikte eines ‚Staates' insofern weiterbestehen, als nicht unmittelbar die einfache und direkte ‚Verwaltung von Dingen' möglich wäre, sondern Mehrheitsentscheidungen vorherrschen und deshalb bestimmte Beschränkungen der individuellen Freiheit bestehen bleiben würden. Es bestände nicht länger ein ‚Staat' insofern, als die Organe, die Macht ausüben, identisch wären mit den Produktionseinheiten oder lokalen Organisationen der gesamten Bevölkerung, als die Institutionen, die das soziale Leben organisieren, nichts anderes als ein Aspekt dieses Lebens selbst wären und insofern als, was dann noch an zentralen Gremien übrig bleibt, unter der direkten und permanenten Kontrolle der Basisorganisationen stehen würde. Dies wäre der Anfang. Die soziale Entwicklung müßte notwendigerweise das rapide Verschwinden zentraler, herkömmlicher Aspekte der sozialen Organisation mit sich bringen: die Gründe für die Ausübung von Zwang würden allmählich verschwinden und die Bereiche individueller Freiheit würden sich erweitern. (Es ist unnötig, noch darauf hinzuweisen, daß wir hier nicht von formalen ‚demokratischen Freiheiten' sprechen, die eine sozialistische Gesellschaft sofort und weitgehend ausdehnen würde, sondern von ‚essentiellen' Freiheiten: nicht nur das Recht zu leben, sondern das Recht, mit seinem Leben das zu tun, was man will.)"* Cornelius Castoriadis, Arbeiterräte und selbstverwaltete Gesellschaft, Frankfurt 1974, S. 113/114. Vgl. auch Cornelius Castoriadis, Sozialismus oder Barbarei. Analysen und Aufrufe zur kulturrevolutionären Veränderung, Berlin 1980; Paul Cardan (Cornelius Castoriadis), Postskript zur Neudefinition der Revolution, Hamburg1974; Cornelius Castoriadis, Die Frage der Geschichte der Arbeiterbewegung, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 15/1998, S. 15-68; Harald Wolf, *„Die Revolution neu beginnen."* Über Cornelius Castoriadis und „Socialisme ou Barbarie", in: Ebd., S. 69-112.

19 Vgl. Situationistische Internationale 1958-1969. Gesammelte Ausgaben des Organs der Situationistischen Internationale, 2 Bände, Hamburg 1976/1977; Der Beginn einer Epoche. Texte der Situationisten, Hamburg 1995; Situationistische Internationale, Die wirkliche Spaltung der Internationalen, Düsseldorf 1973; Guy Debord, Die Gesellschaft des Spektakels, Berlin 1996; René Viénet, Wütende und Situationisten in der Bewegung der Besetzungen, Hamburg 1977; Roberto Ohrt (Hg.), Das große Spiel. Die Situationisten zwischen Politik und Kunst, Hamburg 2000; Yves Le Manach, Halunken! Eure Fabriken, Parteien und Gewerkschaften kennen wir, Düsseldorf 1974.

Egon Günther

Der beredte Fund. Eine Anekdote.

Immer schon ging mein Verlangen danach, einen Schatz zu heben. Der Fund brauchte keinen sonderlich großen und allgemein gültigen Wert darzustellen. Er sollte nur sprechen. Am besten von halb vergessenen Zeiten, die große Furcht und zugleich ein Versprechen bergen. Er sollte sich möglichst zufällig ereignen und von Außergewöhnlichem Zeugnis ablegen.

Ich hatte nicht vor, eigens eine Reise anzutreten, die mich auf Dachböden und in Asservatenkammern führen würde. Die willkürliche Konzentration von altem Ramsch und Gerümpel auf Flohmärkten und in Geschäften, die mit Antiquitäten handeln, hat mich stets genauso verstört wie nur irgendein Gang durch ein Warenhaus.

Das heißt nicht, daß ich mich nicht einigermaßen geärgert hätte, als ausgerechnet ein Kunsthändler, nahezu vor meinen Augen, einen Band mit Originaldrucken der von der Galerie Maeght vertretenen Künstler auf einem Dorfbasar für ein Handgeld von einem leider Ahnungslosen erstand.

Meine Freude über die Entdeckung eines solchen Fundes wäre bestimmt auch nicht geringer gewesen als das Erstaunen des Schriftstellers W. G. Sebald, der, nach dreißig Jahren wieder zu Besuch im Allgäuer Ort seiner Kindheit, auf dem Dachboden der Kaffee- und Weinstube „Alpenrose“ auf die rare Bibliothek einer der drei Schwestern, deren zwei das Café betrieben hatten, stieß, die, vermischt mit geistigen Schriften, mehrere Traktate von Bakunin, Fourier, Bebel, Eisner, Landauer sowie den autobiographischen Roman der Lily von Braun enthielt.[1]

Der alte, abgestoßene Koffer, vollgepackt mit ethnographischer Literatur, den ich unter dem Dach eines Cottage im westirischen County Clare aufstöberte, verhalf mir nicht nur dazu, ungefähre Rückschlüsse auf die Person des jungen Priesters zu ziehen, der sich damit vermutlich auf seine Mission im damaligen Rhodesien vorbereitet hatte, sein Inhalt ließ mich zudem am Torffeuer die Kriegszüge von Shakas Zulukriegern oder die Reisen des Laurens van der Post in das Innere der Kalahari nachempfinden, während draußen der Orion seine Bahn über den Himmel zog und an der Küste Seehunde bellten.

Lange Jahre wohnte ich in einem verwunschenen Haus am Gestade des bayerischen Ammersees, ohne jemals die Tür zu einer verschlossenen Kammer aufzusperren, hinter der, in unzähligen Schachteln aufgetürmt, die Habseligkeiten einer verflossenen Epoche, sich selbst und den Mardern überlassen, ihre Geheimnisse wahrten.

In diesem Haus, das ein aus der Gegend von Feltre stammender italienischer Auswanderer errichtet hat, der sich offenbar, im Verlauf seiner Beschäftigung beim Bau der am Westufer des Sees entlang führenden Eisenbahnlinie von Weilheim nach Augsburg, in eine Riedener Bäuerin verliebte, mit der er einen eigenen Hausstand in R. be-

1 W. G. Sebald, Schwindel. Gefühle, Frankfurt a. M. 1990. Mathild, so hieß die Eignerin der Bibliothek, hatte im Dorf als eine überspannte Person gegolten. In der *„roten Zeit“* hatte sie sich einige Monate lang in München aufgehalten, von wo sie in einem arg derangierten und sprachlosen Zustand nach Hause nach W. zurückgekehrt war.

gründete, sammelten sich mit der Zeit zwangsläufig etliche merkwürdige Stücke an, die mir bei meinen Streifzügen und Tätigkeiten zugefallen sind.
Neben einer antiken Münze, die einen pausbäckigen Lockenkopf zeigt, der in zwei Flöten bläst, gefunden bei der eigenhändig ausgeführten Ausschachtungsarbeit für die Verlegung eines einer byzantinischen Arbeit in Tabgha bei Kapernaum am See Genezareth nachempfundenen Mosaiks, oder etwa einem Geschoßfetzen aus den absurden Stellungskämpfen um den Dolomitenfelsen Paternkofel im Ersten Weltkrieg sowie einer Nummer des legendären Berliner Kampfblatts „agit 883", die ich von einem fröhlichen, mit einer Schirmmütze ausgestatteten, uniformierten Verkäufer der Nachtausgabe Münchner Lokalzeitungen vor gut 30 Jahren am vereisten Sendlinger Torplatz erstand, verdient eine kleine rote Zigarettenschachtel, auf der, zusammen mit dem Wort Freiheit, drei schräg nach unten weisende, parallel laufende weiße Pfeile aufgedruckt sind, besonders hervorgehoben zu werden.
Ich fand diese Schachtel, die einmal, neben dem noch darin vorhandenen Sammelbild 28 der Serie I des Eifro-Zigarettenvertriebs, München, das als *„Vorkämpfer des Sozialismus"* den 1814 in Torschok (Rußland) geborenen und am 1. Juli 1876 in Bern verstorbenen Michael Bakunin zeigt, auch sechs Drei-Pfeil-Zigaretten enthalten hatte, an einem unwahrscheinlichen Ort.
Ich verdiente mir gelegentlich meinen Lebensunterhalt als Maurer. Mit dem Umbau einer Villa in dem südlichen Münchner Vorort Solln wurde mir ein größerer Auftrag zuteil. Bei dem mit einer Fachwerkfassade im heimeligen Stil aufgeführten Haus handelte es sich um einen Bau, der 1933, im Jahr der Machtergreifung Hitlers, für den Münchner Reichsbahndirektionspräsidenten Wilhelm Emrich errichtet und wohl auch von der Deutschen Reichsbahngesellschaft finanziert worden war.
Die einstige Künstlerkolonie Solln war, wie viele über dem Isartal vor München gelegene Dörfer, auch schon im Tausendjährigen Reich ein bei Funktionseliten beliebter Wohnort. Bereits der völkische Esoteriker Ludendorff hatte ihm, zumindest bis zu seinem Umzug an den Starnbergersee, den Vorzug gegeben. Das wußte ich von meinem Onkel, der, wie ich selbst, unmittelbar am Fuß des Isarhochufers, nämlich in Thalkirchen, aufgewachsen war und in seiner im Dritten Reich verlebten Jugend oft genug die hochklassigen Karossen, vom höhergelegenen Pullach oder von Solln zum Fluß oder zur Stadtmitte fahrend, an seinem am Schmiedberg gelegenen Geburtshaus vorbei chauffieren sah. Doch auch Hofschranzen und bodenständige Künstler wie der Humorist und Coupletsänger Weiß Ferdl, der sich nicht bloß mit den Machthabern arrangiert hatte, sondern bereits seit 1921 bei den Veranstaltungen der NSDAP aufgetreten war, hatten dort im Süden Münchens ihr Domizil. Ihn konnte man beinahe täglich sehen, wie er zu einer bestimmten Zeit in seinem offenen roten Mercedes gemächlich zum Kabarett „Platzl" kutschierte, wo er sich dann abends verharmlosend über die allenfalls *„kleine Luftveränderung in konzentrierter Form"* ausließ, die mit der Verbringung nach Dachau in Kauf nehmen mußte, wer über die *„Großkopfat'n"* Witze riß.
Anzeichen für den heimeligen Geist des vormaligen Eigentümers der Villa fanden sich bei den Umbauarbeiten zur Genüge. Bunker, Kaninchenställe, Löschsand und dergleichen mehr ließen manche Deutungen zu. Wer so sein Haus zur prekären Schanze macht, den mag gerade die wohl gefügte Anordnung eines jeden Dinges an das

ringsum Raum greifende Grauen erinnern. Der Leiter der Münchner Reichsbahndirektion kannte wohl den Fahrplan und die Bestimmung seiner Züge.
Als ich in einem der hohen Räume, beim Abklopfen des etwas maroden Putzes auf meinem Gerüst stehend, kaum eine Handbreit unter der Decke einen kleinen Hohlraum von der Dicke eines halben reichsformatigen Ziegelsteins mit dem Hammer freilegte, segelte im Geprassel der Putzbrocken diese rote Schachtel zu Boden, aus der sich, bereits im Fallen, eine kleine braune Karte löste und ihr, etwas langsamer fallend, hinterher trudelte. Ich erkannte in derselben Sekunde, in der die Bildseite kurz nach oben zeigte, das Porträt Bakunins, sprang, von diesem blitzartigen Erkennen seltsam berührt und über alle Maßen erregt, vom Gerüst und klaubte Schachtel und Sammelbildchen aus dem Schutt. Tatsächlich, da war er, der alte Kämpe, der *„zur Revolutionierung der Massen"*, wie es in dem rückseitigen Text des Zigarettenbildchens heißt, so oft *„selbst sein Leben in die Schanze"* schlug. Über Jahrzehnte hinweg in seinem Geheimversteck im Haus eines Nationalsozialisten verborgen und vom Schlag nicht irgendeines Maurers, sondern akkurat von dem eines stark mit der anarchistischen Idee Sympathisierenden ans Tageslicht befördert! Es gibt keine Zufälle, es sei denn objektive!
Wer mochte jener Mensch gewesen sein, der diese Botschaft, diese Geste, denn um eine solche handelte es sich zweifellos, ausgerechnet in einem solchen Haus der Nachwelt übermittelt hat? Ein aufrecht gebliebener sozialdemokratischer Handwerker? Ein Genosse, den die Niederlage der Arbeiterorganisationen, den deren Mutlosigkeit und Schwäche zwar deprimiert, aber längst nicht zum Mitläufer gemacht hatten? Ein gänzlich unpolitischer Mensch vielleicht, der sich bereits in der damaligen schrecklichen Gegenwart des künftigen dokumentarischen Werts dieser „Sendung" bewußt war? Ein Mensch, der an der tausendjährigen Dauer der Naziherrschaft seine Zweifel hatte? Der jedoch ahnte, wieviel selbst in nur wenigen Jahren in Vergessenheit geraten würde und deshalb vorsätzlich Spuren auslegte, um damit auf seine Weise der braunen Flut zu trotzen?
Nach Abklingen des ersten Schauders betrachtete ich die Zigarettenschachtel eingehender: Drei von den Lettern des Wortes Freiheit ausgehende Pfeile deuteten auf der einen Seite auf den Hinweis Konzern- und Trustfrei – auf der anderen hatte jemand, hatten die Usurpatoren von einst im Jargon der LTI[2] einen zusätzlichen Text aufgeklebt: *„Zur Deckung marxist. Steuerschulden vom Reiche gepfändet. Verkauf durch die politische Polizei genehmigt. Verschleiß: A. Schäfer, Müllerstraße 56."*
Drei Pfeile? War das nicht dieser späte Versuch der in einer „Eisernen Front" zusammengefaßten Organisationen des Reichsbanners, der Freien Gewerkschaften, der Arbeitersportvereine und der SPD, den Nazis auf dem Gebiet der Symbole entgegenzutreten, das Hakenkreuz mit den Pfeilen zu kontern? Standen diese Pfeile nicht für den Kampf gegen Kapitalismus, Faschismus und Reaktion? Später sollte ich erfahren, daß diesem Symbol noch mehrere Deutungen zugeschrieben wurden. Ruhe, Ordnung und Disziplin beispielsweise, wie die Anarchisten höhnten, die der SPD ihren Reichswehrminister Noske nicht verzeihen konnten und die drei weißen Pfeile nicht als Pfeile, sondern als die drei Pfeiler Partei, Gewerkschaft und Reichsbanner interpretierten, die dem Kapitalismus gar nicht schaden, sondern in Wahrheit dessen System

2 Lingua Tertii Imperii. Vgl. Victor Klemperer, LTI. Das Notizbuch eines Philologen, Halle (Saale) 1957.

stützen wollten. Empfahl doch im Wahlkampf 1932 die „Eiserne Front" ihren Anhängern sogar die Wiederwahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten. Die ständige Erpressung also, dem dräuenden Unheil das scheinbar kleinere Übel vorzuziehen. Sollte es manchem Wähler bei der Stimmabgabe für den greisen Generalfeldmarschall doch schlecht werden, riet man ihm dazu, am Wahltag einen Schnaps zur Brust zu nehmen. Nach einer weiteren Lesart markierten die drei Pfeile die Adelskamarilla, die Nationalsozialisten und die Kommunisten als die Gegner der Sozialdemokratie und standen für solch sozialistische Grundprinzipien wie proletarische Einigkeit, erwachte Aktivität und eiserne Disziplin. Tatsächlich konkurrierte die zur antifaschistischen Symbolpropaganda eigens geschaffene Dreipfeil-Zigarettenmarke mit der NS-Marke „Trommler" (Stückpreis 3 1/3 Pf.). Der Zigarettenvertrieb der „Eisernen Front" hatte drei Sorten im Angebot: „Aktivität" (2 ½ Pf.), „Freiheit" (3 ½ Pf.) und „Disziplin" (5 Pf.).
Doch in diesem glücklichen Moment, dort im Schutt der Baustelle, wußte ich noch nichts von der „Eisernen Front", von dem russischen Emigranten Sergej Tschachotin und dessen psychologisch - „wissenschaftlichem" Propagandasystem, mit dem das Gefühl der Massen erregt werden sollte, um die Nazis auf deren ureigenem Feld, dem der knappen, expressiven Parolen und der inszenierten, bedrohlich-obszönen Aufmärsche, zu schlagen.
Allenfalls brachte ich die Pfeile mit dem hessischen Sozialdemokraten Carlo Mierendorff in Verbindung, von dem ich einmal in einer Zeitungsrezension gelesen hatte, er sei der *„Erfinder der Drei Pfeile"* gewesen. Die Besprechung von Richard Albrechts Biographie des *„militanten Sozialdemokraten"*[3] hatte ich mir genauer durchgelesen, da ich bei meiner rebellischen Nachsozialisation im Winter 1970 in einer von mir in der Folge verklärten Berliner Wohngemeinschaft am Mierendorffplatz Station gemacht hatte, um mit meinen gerade siebzehn Lenzen die Chancen „proletarischer" Politik in der mir seinerzeit besonders bewegt erscheinenden Stadt auszuloten. Tatsächlich hatte ein dort hausender Koch, der schon mal zur See gefahren war, einen bleibenden Eindruck auf mich hinterlassen, da er nicht nur unentwegt die Scheibe „Hot Rats" von Frank Zappa hörte, sondern auch zeichnete und malte. Zudem warf ich in dieser Wohnung in einer unvergessenen, eiskalten Winternacht mit meinem Münchner Begleiter den ersten LSD-Trip meines Lebens, während das Radio gerade vermeldete, daß die Kälte in Sizilien die Wölfe veranlaßt habe, die Nähe der Dörfer aufzusuchen. Wir saßen, in dicke Mäntel gehüllt, nah am erloschenen Bullerofen, froren entsetzlich, starrten in den Himmel über dem Mierendorffplatz und diskutierten völlig esoterische Marxauslegungen. Wenn ich heute etwas von Toni Negri oder Paolo Virno über Souveränität und Multitude oder die Individuation des general intellect lese, beschleicht mich manchmal das Gefühl: Die sind immer noch auf ihrem „Grundrisse"-Trip. Wir hatten damals leider nur das Kapitel über die Ware abrufbar. Kein Wunder, daß ich heute bei werttheoretischen Ableitungen so leicht auf den Horror komme. Der Acid-Test, dem sich Leute wie die Musiker von Grateful Dead in Kalifornien unterzogen haben, war natürlich etwas anderes.
Doch zurück zum roten Schachtelfund. Ich wüßte nur zu gerne, wer, neben Bakunin,

3 Richard Albrecht, Der militante Sozialdemokrat. Carlo Mierendorff 1897 bis 1943. Eine Biographie, Berlin/Bonn 1987. Die Rezension von Volker Ullrich erschien in der „Süddeutschen Zeitung" vom 2. August 1988.

Vorkämpfer des Sozialismus

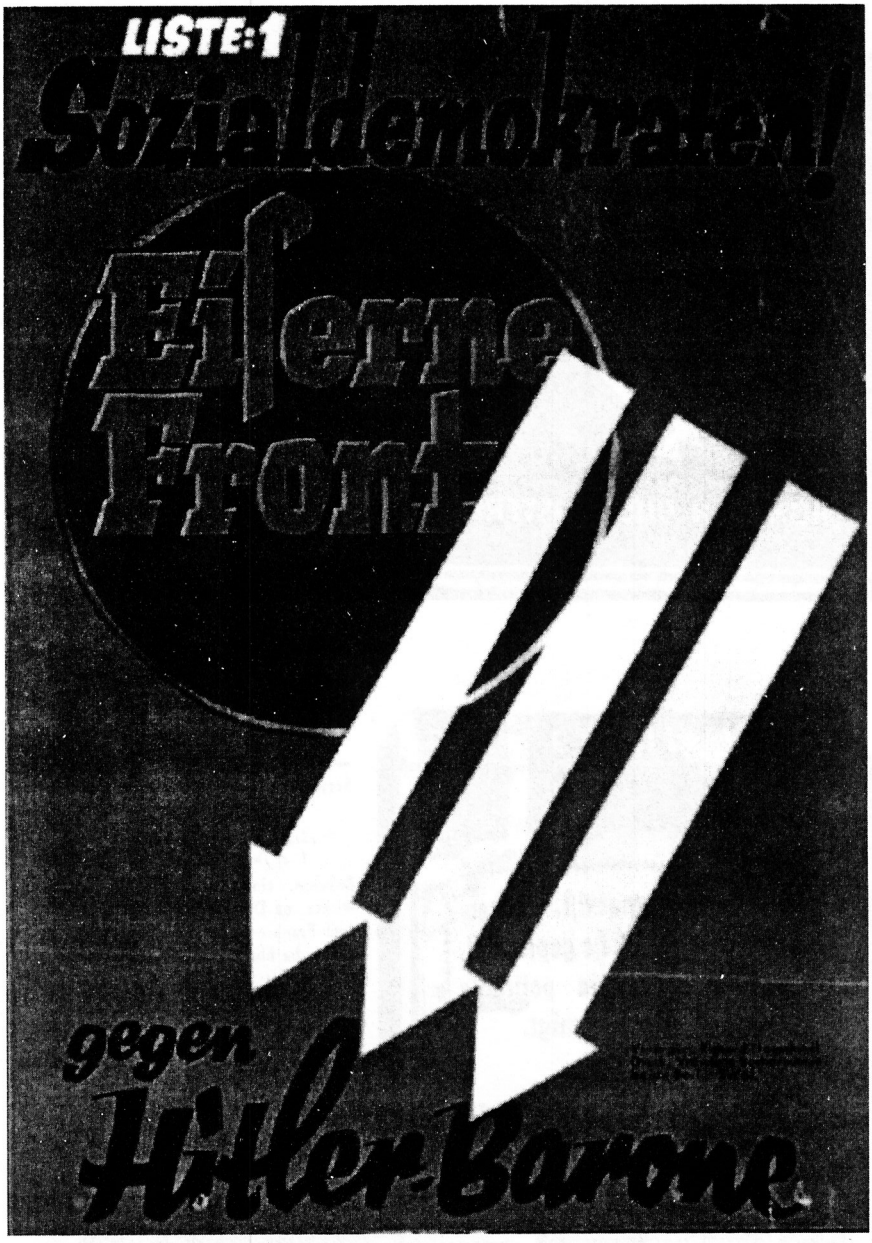
Serie I — Bild 28

MICHAEL BAKUNIN

** 1814 in Torschok (Rußland).*
† 1. Juli 1876 in Bern.

Bakunin, ein ehemaliger Offizier, wirkte von Deutschland, der Schweiz und Frankreich aus nicht nur durch zahlreiche Flugblätter auf die Revolutionierung der Massen, sondern schlug auch selbst sein Leben in die Schanze. So kämpfte er bei der Februarrevolution in Paris, bei den revolutionären Erhebungen in Sachsen, Oesterreich und Rußland persönlich mit. Die Russen verbannten ihn schließlich nach Ostsibirien, von wo ihm 1860 die Flucht nach London glückte.

Eifro-Zigarettenvertrieb, München


LISTE:1
Sozialdemokraten!
Eiserne Front
gegen
Hitler-Barone

Gegen Papen, Hitler,
Thälmann
LISTE 2
SOZIALDEMOKRATEN

in der Zigarettenbilderserie des Eifro-Zigarettenvertriebs noch zu den Vorläufern des Sozialismus zählte. Womöglich Auguste Blanqui, Filippo Buonarroti, Gracchus Babeuf und vielleicht sogar Georges Sorel. Als der von Mierendorff beeinflußte Teil des sozialdemokratischen Apparats in den politischen Auseinandersetzungen des Frühjahrs 1932 in seinem „Abwehrkampf um die Republik" auf Betriebsebene oder nach Berufsgruppen organisierte Verbände, sogenannte „Hammerschaften", sowie uniformierte Abteilungen des Reichsbanners aufmarschieren ließ und die Ortsgruppen anwies, die Hakenkreuzsymbole, die Nazis auf die Mauern geschmiert hatten, mit Kreidestrichen in eine Hitlerfratze abzuwandeln und durch die drei Pfeile zu vernichten, schätzte man für einen kurzen Moment wahrscheinlich wieder Ausstrahlung und Pathos von Revolutionären und Verschwörern, deren Einfluß auf die Arbeiterbewegung die Enkel von Lassalle längst abgetan hatten: den moralisch bestimmten Willen zur Tat, zur revolutionären Aktion.

Dabei war Mierendorff durchaus ein „Rechter". Nicht nur, weil er, was im Rückblick nicht mehr als Oxymoron erscheint, „moderne", der Massengesellschaft konforme Propagandamethoden befürwortete, also Stimmungen, Erregungen und Leidenschaften mit Mitteln, die denen der Hitlerbewegung gleichkamen, zu mobilisieren versuchte. Sondern weil er als Angehöriger der jungen Führergeneration der Sozialdemokratie den Staat nur mehr als Veränderungsinstrument wahrnahm und nicht länger als Unterdrückungsorgan. Sein Lebenslauf ist nämlich, trotz aller in ihm enthaltenen Brüche, exemplarisch für das Aufkommen einer neuen Aristokratie „geistiger Arbeiter", deren Typus sich in allen autoritären Formen sozialistischen Parteiwesens finden läßt und vor deren machiavellistischen Ambitionen und elitistischem Machtwillen, die es zu den Kommandohöhen des „Volksstaates" drängt, Proudhon frühzeitig gewarnt und von denen gerade Bakunin im Anhang seines Spätwerkes „Staatlichkeit und Anarchie" eine leise Ahnung vermittelt hatte.

Mierendorffs Entwicklung zum sozialdemokratischen Führer sei in knappen Stichpunkten skizziert: Vom Wandervogel bündisch inspirierter Aufbruch in der Jugendzeit, der zur freiwilligen Kriegsteilnahme in den Schützengraben und zur Verleihung des Eisernen Kreuzes I. Klasse führt. Danach aktivistischer Idealismus, der sich in künstlerisch-expressionistischen Zirkeln auslebt. Anschließend auf den Boden der Tatsachen bezogene politische Publizistik. Studium der Volkswirtschaftslehre, Verknüpfung von Wissenschaft und Politik nach dem erklärten Vorbild Max Webers. Der Anspruch ist, so Mierendorff in seinem Nachruf auf Weber, *„aus dem menschlichen Beieinander Staat zu formen"*. Folgerichtig die Funktionärslaufbahn: Mierendorff wird erst Angestellter des „Deutschen Transportarbeiterverbandes" und dann, 1925, Journalist des sozialdemokratischen „Hessischen Volksfreundes". Als Pressesprecher des Innenministers im Volksstaat Hessen und als jüngstes Mitglied der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion bekämpft er die Nationalsozialisten mit öffentlichkeitswirksamen Mitteln und stellt 1931 ihre putschistischen Blutpläne bloß. Zugleich gehört er zur als „Neuen Rechten" bezeichneten Gruppe der Fraktion, die sich unter der Parole „Heran an den Staat" selbstbewußt mit Innen-, Verfassungs- und vor allem Wehrpolitik beschäftigt.

Gemeinsam mit dem bereits erwähnten exilierten russischen Biologieprofessor und Pawlowmitarbeiter (Reflextheorie!) Tschachotin veröffentlichte Mierendorff eine Bro-

Hitler, tu dich ja beeilen
Vor den Eisernen drei Pfeilen

schüre zur Anleitung der Parteifunktionäre: „Grundlagen und Formen politischer Propaganda". Sergej Tschachotin war ebenfalls ein charakteristischer, abenteuerlicher Vertreter der wissenschaftlichen Intelligenz, der als Menschewik zuerst im Sowjet der geistigen Arbeiter unter der Regierung Kerenskis tätig gewesen war, dann nach der Oktoberrevolution zur Freiwilligenarmee Kornilows ins Don-Gebiet flüchtete, dort als Leiter der Informations- und Propagandaabteilung des Generals Bogajewski gegen Trotzkis Rote Armee kämpfte, bis er schließlich, moralisch und politisch zermürbt, nach Westeuropa ging, wo er sich im Rahmen der nationalbolschewistischen „Smena-Vech"- Bewegung[4] dem Sowjetkommunismus annäherte.[5] Die Broschüre der beiden Propagandisten wurde freilich eingestampft, da der Parteivorstand der Ansicht war, die Nazis könnten sogar noch etwas daraus lernen.

Tatsächlich war der gefühlsmäßige antifaschistische Symbolkampf „Freiheitspfeile vs. Hakenkreuz", in dem sich das Abwehrkartell der „Eisernen Front" („Nichts für uns - Alles für Deutschland") im Reichstagswahlkampf 1932 engagierte, keine zimperliche Sache. Selbst abwegige Behauptungen, wie das auf Röhms SA gemünzte homophobe Argument, das Hakenkreuz sei ein indianisches Homosexuellenzeichen und werde bei primitiven Völkern als Viehbrandstempel gebraucht, kamen zum Einsatz. Mierendorff zeichnete offenbar selbst für den geschmacklosen Spottvers der „Eisernen Front" verantwortlich (*„Schlagt Hitler den Gendarmen/Und Hauptmann Röhm den Warmen"*) und war, seinem langjährigen Freund, dem Schriftsteller Carl Zuckmayer zufolge, sogar noch stolz darauf.[6] Tschachotin erhoffte sich von einer erfolgreichen Propaganda, daß sie *„nicht auf Zufall beruhen und sich als Ziel die Beeinflussung nur dieses oder jenes Triebes setzen (darf), sondern sie muß danach trachten, alle wesentlichen Triebe der menschlichen Seele in gewollte Schwingungen zu versetzen: nur die Totalität der Erfassung aller Triebe gewährleistet den Erfolg".*[7]

Die Nazis selbst beunruhigte der Symbolkrieg merklich. Noch Jahre später führte ein gewisser Dr. Georg Usadel in seiner nationalsozialistischen Bewegungsgeschichte „Vom Alten zum Neuen Reich" die „Drei Pfeile" als ein negatives, sinnloses Symbol auf, *„das Zerstörung bedeuten sollte und nichts enthielt, was den Handarbeiter mitreißen und zukunftsfreudig stimmen konnte".*[8]

---

4 Smena Vech: Richtungswechsel.

5 S. Richard Albrecht, Sergej Tschachotin oder „Dreipfeil gegen Hakenkreuz". Eine biographisch-historische Skizze, in: Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Band 4: Das jüdische Exil und andere Themen, München 1986, S. 208-228. S. auch Richard Albrecht, Symbolkampf in Deutschland 1932: Sergej Tschachotin und der ‚Symbolkrieg' der Drei Pfeile gegen den Nationalsozialismus als Episode im Abwehrkampf der Arbeiterbewegung gegen den Faschismus in Deutschland, in: Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 4/1986 (22. Jg.), S. 498-533.

6 Hitler sollte zuerst, um als österreichischer Bürger überhaupt in der Weimarer Republik kandidieren zu können, im thüringischen Hildburghausen in den Polizeidienst gestellt werden. Er wurde dann pro forma Landrat im nationalsozialistisch regierten Braunschweig.

7 Carlo Mierendorff (und) Sergej Tschachotin, Grundlagen und Formen politischer Propaganda, Magdeburg (Bundesvorstand des Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold) 1932; hier zit. nach Herbert Exenberger: Zeichen, Symbole der Partei. Drei Pfeile, in: Der Sozialdemokratische Kämpfer (Wien) Nr. 3/4 - 1993, S. 6-7.

8 Georg Usadel, Vom Alten zum Neuen Reich. Zeitgeschichte in Wort und Bild, Oldenburg 1942 (2. Aufl.), S. 218.

Schwabinger Brauerei in München (1932)

Doch auch in der „Arbeiterzeitung" der österreichischen Sozialdemokratie wurde darüber diskutiert, ob die drei Pfeile nicht besser aufwärts[9] statt abwärts weisen sollten. Der Genosse Eduard Lindner aus Krems meinte dazu, *„dass unsere Drei Pfeile ein Kampfzeichen gegen Kapitalismus, Faschismus und Reaktion sind und jeder klassenbewußte Arbeiter hoch über den bürgerlichen Sumpf hinausragt. Nachdem wir das zum Ausdruck bringen wollen, richten wir unsere Pfeilspitzen nach unten, da unser Feind nur in den Niederungen der Menschheit zu suchen ist."*[10]
Die Partei stoppte im März 1932 die Methoden der „Eisernen Front", allerdings nicht, weil sie den gefährlichen nationalen Strich, auf dem diese sicheren Schritts zu marschieren schien, anrüchig fand, sondern weil ihr die „illegale" Form der Propaganda nicht ganz geheuer war. Schließlich hätte ja die Polizei etwas dagegen haben können. Viele Mitglieder sozialistischer Gruppen, die dem sich entfaltenden Straßenterror und der drohenden Diktatur der Nationalsozialisten aktiv entgegentreten wollten, waren von der passiven Rolle der „Eisernen Front" schwer enttäuscht. Der in München-Neuhausen geborene Sepp Schober war beispielsweise in der „Sozialistischen Arbeiterjugend" organisiert und bildete 1933 nach der „Machtergreifung" mit Josef Linsenmeier und Hans Fried einen Kreis zur Verteilung illegaler Literatur. In seiner nachträglichen Schilderung der kläglichen Kapitulation einer von ihren Führern getäuschten Arbeiterschaft vor den Nationalsozialisten im Münchner Gewerkschaftshaus äußerte er zugleich seine Enttäuschung über das vorausgehende Versagen der Eisernen Front: *„Sie (Severing, Braun, Auer usw.) haben wohl große Reden gehalten, haben versprochen, daß sie nun die Weimarer Republik verteidigen wollten usw. Aber dann mußten wir sehen, wie eben weder ein Generalstreik noch sonst irgendwelche Maßnahmen gegen diese Diktatur der Nationalsozialisten und des Straßenterrors und politischen Terrors ergriffen wurden, wie dies immer schlimmer weiterging, ohne daß man dem irgendwie ernstlich Einhalt geboten hat."*[11] Immerhin hatte Hindenburg endlich seine Unterschrift unter das Verbot von SA und SS gesetzt. Allerdings mit der Ankündigung des Verbotes aller militanten Verbände der anderen Parteien. Bereitwillig löste sich daraufhin die „Eiserne Front" selbst auf.[12] Im Gegenzug kritisierte Tschachotin die Führung der deutschen Sozialdemokratie, vor allem Otto Wels, der im Parteivorstand für die gesamtpolitische Leitung der „Eisernen Front" einstand, als *„veraltert und verrostet"*[13] und propagierte einen *„aktiven Sozialismus"* unter Einbeziehung der Kommu-

---

9 Die drei allerdings schräg sich kreuzenden Pfeile im niederländischen Geusenwappen, dem Zeichen der Aufständischen gegen die spanische Bevormundung, zeigen beispielsweise nach oben und versinnbildlichen Einigkeit, Freiheit und Gleichheit.

10 Zit. bei Herbert Exenberger, Zeichen, Symbole der Partei. Drei Pfeile, a.a.O.

11 Sepp Schober, Kapitulation im Gewerkschaftshaus, in Sabine Asgodom (Hrsg.), „Halt's Maul - sonst kommst nach Dachau!" Frauen und Männer aus der Arbeiterbewegung berichten über Widerstand und Verfolgung unter dem Nationalsozialismus, Köln 1983, S. 83-105, hier S. 91.

12 Nach dem Sturz der Regierung Brüning hob der neue Kanzler von Papen das Verbot der SA und SS wieder auf, deren frisch gerüstete Trupps nunmehr die Straße beherrschten. S. Oskar Maria Graf, Gelächter von außen. Aus meinem Leben 1918 bis 1933, München, 1980, S. 469/70. Es gab damals übrigens auch eine durch den Fabrikanten Abeles eingeführte Oskar-Maria-Graf-Zigarette. Jeder Zwanzigerpackung lag eine aus dem „Bayrischen Lesebücherl" abgedruckte Schnurre bei. Auf der Rückseite waren die beim Drei-Masken-Verlag erschienenen Bücher Grafs angekündigt.

13 Diese in einem undatierten Bericht, der wahrscheinlich von dem damaligen SOPADE-Grenzsekretär Richard Hansen (1887-1976) stammt, überlieferte Bemerkung Tschachotins auf einer

nisten.[14] Tschachotin versuchte weiterhin, seine Strategie der Drei Pfeile in Dänemark, England und in Frankreich, wo er die Trois Flèches als ein Signet für die Volksfront vorschlug, durchzusetzen. Seine Avancen an Trotzki, den er um ein Vorwort zu seiner 1933 in Kopenhagen erschienenen Broschüre „Trepil mot Hagekors" („Dreipfeil gegen Hakenkreuz") bat, beantwortete dieser sehr nüchtern damit, daß die Niederlage der Arbeiterbewegung in Deutschland keine Symbolfrage, sondern Folge opportunistischer Politik ihrer beiden Hauptparteien KPD und SPD gewesen sei. Bloße Koinzidenz oder gar eine Folge von Tschachotins Wirken in Frankreich: Im Oktober 1937 formulierte „Contre - Attaque", ein kurzlebiger Kampfverband von Intellektuellen, der unter der maßgeblichen Führung von André Breton und Georges Bataille außerhalb der Richtlinien der stalinistischen Kommunistischen Partei agierte, in einer Entschließung: *„Wir stellen fest, daß die nationalistische Reaktion es in anderen Ländern verstanden hat, die von der Arbeiterbewegung hervorgebrachten politischen Waffen nutzbringend für sich einzusetzen: Umgekehrt gedenken wir uns der Waffen zu bedienen, die der Faschismus geschaffen hat, der es versteht, den fundamentalen Drang der Menschen nach Gefühlsüberschwang und Fanatismus für sich auszunutzen."*[15] Nach der Besetzung von Paris durch die Deutschen wurde Sergej Tschachotin von den Nationalsozialisten ins Konzentrationslager Compiègne gebracht, aus dem er jedoch dank der Intervention einiger deutscher Professoren entlassen wurde, so daß ihm der Weg nach Buchenwald oder Mauthausen erspart blieb. Mit achtzig Jahren erhielt der vielfache Emigrant endlich die Erlaubnis, nach Rußland zu remigrieren, und starb 1973 neunzigjährig in Moskau.

Carlo Mierendorff war weniger vom Glück begünstigt. Der mit einprägsamen Symbolen und Parolen an eine nationalistisch orientierte deutsche Gesellschaft angelehnte Widerstand gegen die nationalsozialistische Machtergreifung hatte keinen Erfolg. Im Gegenteil, nachdem ihnen der Sieg letztlich leicht in den Schoß gefallen war, rächten sich die Nationalsozialisten an dem Sozialdemokraten dafür, daß er sie auf eigenem Terrain angefochten hatte.[16] Das *„Presseschwein"* mußte nicht nur für die frühe Ent-

---

öffentlichen Versammlung am 18.9.1933 in Kopenhagen ist zit. bei Richard Albrecht, Sergej Tschachotin oder „Dreipfeil gegen Hakenkreuz", a.a.O., S. 217.

14 Sergej Tschachotin, Dreipfeil gegen Hakenkreuz, Kopenhagen (Aktiver Sozialismus) 1933; ders., Trepil mod Hagekors, København (Fremd-Forlag) 1933. Der linksliberale Schriftsteller Carl von Ossietzky kam im Januar 1932 in der „Weltbühne" ebenfalls zu dem Schluß, daß die Führerkaste ihre eigene Mutlosigkeit auf die ganze Klasse projiziere. Nur einige Abschnitte der Front, wo die Arbeiter stünden, könnten eisern genannt werden. Das Schwächste an der Eisernen Front seien die Kommandohöhen. S. Carl von Ossietzky, Eiserne Front, in: Die Weltbühne 2/12.1.1932, jetzt in: Carl von Ossietzky, Sämtliche Schriften, Band VI: 1931-1933, Reinbek bei Hamburg 1994, S. 292-295.

15 Contre - Attaque. Kampfverband der revolutionären Intellektuellen, in: Es brennt! Pamphlete der Surrealisten. Übersetzt, herausgegeben und mit einem Vorwort versehen von Heribert Becker, S. 118-124, hier S. 123.

16 Zum Beispiel hielt Mierendorff, Golo Mann zufolge, eine starke und drohende Rede auf einer sozialdemokratischen Versammlung, die Mann besucht hatte, und schloß mit der an Hitler gerichteten Warnung: *„Wir können nicht nur Demokratie, wir können auch Diktatur! Es wird anders werden, verlaßt euch drauf!"* Golo Mann, Erinnerungen und Gedanken. Eine Jugend in Deutschland, Frankfurt/Main, 1986 S. 389. Hätten die „Eiserne Front" auf der Straße und in den Sälen und die SPD an den Wahlurnen und im Parlament die Hitlerbarbaren gestoppt, wäre demnach womöglich eine nationale sozialdemokratische Diktatur, statt der nationalsozialistischen erfolgt? Eine Frage, deren Beantwortung für Schreiber von Romanen aus Parallelwelten reizvoll sein dürfte. Neben dem bekannteren „Fatherland" von Robert Harris sind weitere Beispiele aus

larvung ihrer verfassungsfeindlichen Umsturzpläne durch die spektakuläre Veröffentlichung der alle späteren Terrormaßnahmen der Hitlerregierung ankündigenden „Boxheimer Dokumente" büßen, sondern insbesondere auch für die rhetorische Demütigung, die Mierendorff dem NS-Propagandisten Goebbels zugefügt hatte, als er diesen, der sich zum Sprecher der Weltkriegsgeneration machen und die Sozialdemokraten zu Deserteuren und Landesverrätern stempeln wollte, im vollbesetzten Plenarsaal des Reichstages nach seinem „Eisernen Kreuz I. Klasse" fragte, während er seinen eigenen Orden aus der Hosentasche zog und den brüllenden Nationalsozialisten entgegenhielt.
Terrorisiert, geschlagen und gedemütigt, allerdings nicht gebrochen, wurde Carlo Mierendorff 1938 nach langen Jahren der Qual in Konzentrationslagern und im Gestapo-Gefängnis in der Berliner Prinz-Albrecht-Straße entlassen. Als sei es des staatlichen Terrors nicht genug, hatte zudem der Heidelberger Physikprofessor und Nobelpreisträger Philipp Lenard (1862-1947) aus privater politischer Rache gegen die geplante Entlassung des Regimegegners opponiert. In seiner Heidelberger Studienzeit war Mierendorff an der Besetzung des bereits deutschvölkisch ausgerichteten Physikalischen Instituts des fanatischen Judenhassers und späteren Schöpfers einer von den abstrakten Zumutungen der Relativitätstheorie freien „Deutschen Physik" maßgeblich beteiligt gewesen. Lenard hatte sich damals, am 27. Juni 1922, gegen die Staatstrauer und die Beflaggung des Lehrgebäudes mit den Farben der Republik gesperrt, die von der Staatsregierung nach der Ermordung von Walter Rathenau[17] angesetzt worden war.
1939/40 knüpfte Carlo Mierendorff Kontakte zum bürgerlich-militärischen und nationalkonservativen Widerstand des Kreisauer Kreises um Peter Graf Yorck von Wartenburg und Helmut James von Moltke, dessen schmale soziale Basis er vermutlich, zur Abstützung des elitären Umschwungs von oben durch eine Mobilisierung der Massen, um den sozialdemokratischen Widerstand um Wilhelm Leuschner und Julius Leber bis in die Arbeiterschaft hinein erweitern sollte. 1943 befand er sich im innersten Kreis der Konspirateure, für die er am 14.6.1943 einen Aufruf zur „Sozialistischen Aktion" verfaßte,[18] in dem die Verwirklichung der sozialistischen Ordnung der Wirtschaft gefordert und für eine Sammlung sämtlicher oppositioneller Kräfte gegen Hitler plädiert wird.
In diesem Programmaufruf zur *„überparteiliche(n) Volksbewegung zur Rettung Deutschlands"* vor *„politischem, moralischem und wirtschaftlichem Verfall"* und zur *„Wiederherstellung von Recht und Freiheit"* empfahl Mierendorff nicht nur die Bildung eines Aktionsausschusses aus Vertretern *„der christlichen Kräfte, der sozialistischen Bewegung, der kommunistischen Bewegung und der liberalen Kräfte"*; er schlug zudem für den Kampf erneut den Einsatz eines verbindenden Symbols vor. Der Kampf

---

diesem Genre: Ronald M. Hahn, Die Socialdemokraten auf dem Monde. Eine Weltraumclamotte; Yerry Yulsmann. Elleander Morning oder Der Krieg der nicht stattfand; Norman Spinrad, Der stählerne Traum. Alle Romane sind im Münchner Heyne Verlag erschienen.

17 Der von nationalen Aktivisten als *„Erfüllungspolitiker, Freimaurer und Jude"* gebrandmarkte und schließlich ermordete deutschjüdische Patriot, im Ersten Weltkrieg Leiter der „Kriegsrohstoffabteilung" im preußischen Kriegsministerium und später Reichsminister, hatte in der „Vossischen Zeitung" kurz vor Kriegsende sogar noch eine leveé en masse gegen die Kapitulation in Deutschland vorgeschlagen, um dadurch die Alliierten zu erträglichen Friedensbedingungen zu bewegen.

18 Der Aufruf ist abgedruckt in: Richard Albrecht, Der militante Sozialdemokrat, a.a.O., S. 222-224.

sollte nunmehr *„unter dem Banner der ‚Sozialistischen Aktion'"* geführt werden: *„der roten Fahne mit dem Symbol der Freiheit: dem mit dem Kreuz vereinten sozialistischen Ring als Zeichen der unverbrüchlichen Einigkeit des arbeitenden Volkes"*.
Im Dezember 1943 starb Carlo Mierendorff während eines britischen Luftangriffs auf Leipzig in einem Luftschutzkeller. *„Entweder es geht aufwärts an die Macht oder an den Galgen"* ist ein Ausspruch, der angeblich aus seinem Munde überliefert ist. Der Tod durch eine alliierte Fliegerbombe ersparte ihm die Hinrichtung, von der die meisten seiner Mitverschwörer ereilt wurden.
Soweit einige dürre Fakten, die bei der Betrachtung der aus dem Häufchen Bauschutt vom Zimmerboden der einstigen Sollner Reichsbahndirektorenvilla geklaubten, kleinen roten Dreipfeilzigarettenschachtel unerläßlich sind. Stoff für viele Romane, die wahrscheinlich keiner je schreiben wird. Die bei der Entstehung der „industriellen Demokratie" aufgetretenen gesellschaftlichen Verwerfungen und sich mit Gewalt äußernden politischen Zustandswechsel zeitigten viele tragische, facettenreiche Helden und Abenteurer, die meist in Vergessenheit geraten sind. Hätte Mierendorff die Hitler-Ära überstanden, wäre er vielleicht der erste Vorsitzende der SPD nach dem Krieg geworden. Dies soll Kurt Schumacher, der die Torturen der nationalsozialistischen Jahre überlebte und dann tatsächlich dieses Amt bekleidete, einmal bestätigt haben. Heute kennt kaum noch jemand seinen Namen.
Leute wie Tschachotin und Mierendorff oder wie der Kommunist Karl Radek,[19] waren im Grunde rebellische Priester und mitunter Landsknechte einer eigenen Kaste, „Rebellen und Renegaten" - so taufte der ehemalige Anarchosyndikalist Max Nomad[20] den Typus sozialistischer Intellektueller in seinem gleichnamigen Buch, das ebenfalls 1932 gerade in New York erschienen war -, die im Verlauf weiterer Transformationen des Staatskapitalismus von einer bis heute nicht abreißenden Kette blasser Parvenus abgelöst worden sind. Als letzter dieses verbrauchten Schlages konnte beispielsweise Herbert Wehner gelten. Im Alter Zuchtmeister der SPD geworden, hatte der Mann, der Stalins Emigrantenhotel Lux als Informant überlebte und der dem Volkskommissariat für Inneres für die Betroffenen folgenreiche Meldungen über oppositionelle Elemente machte, in seiner jugendlichen Sturm- und Drangphase bekanntlich eine Lobrede auf Michael Bakunin verfaßt, bevor er mit der Kasse von Erich Mühsams Anarchistenzirkel zu den Kommunisten überlief.
Ich habe mir mein beredtes Souvenir von der Baustelle, das kleine Sammelbild mit Bakunins Kopf, mitsamt der Schachtel als kleinen Blickfang vor dessen Schriften und anderen anarchistischen Inkunabeln im Regal plaziert. Daneben liegen einige un-

---

19 Als galizischer Jude in den sozialistischen Bewegungen Galiziens, Polens, Deutschlands und Rußlands zugleich aufgewachsen, betrieb das Mitglied des „Erweiterten Exekutivkomitees der Kommunistischen Internationale" (EKKI) Karl Bernadowitsch Radek im Jahre 1923 mit seiner „Schlageter"-Taktik der Annäherung der deutschen KP an die Deutschvölkischen ein Spiel mit dem Feuer. Leo Schlageter war ein nationalistischer Agitator und Saboteur, der von französischen Truppen bei der Besetzung des Ruhrgebietes standrechtlich erschossen worden war. Radek wurde in einem sowjetischen Gefängnis ermordet. Zum Nationalkommunismus in Deutschland vgl. Fritz Keller, Von Lenin zu Stalin. Kontinuität und Bruch in der russischen Deutschlandpolitik, in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 12/1992, S. 9-40.

20 Max Nomad, Rebels and Renegades, New York 1932. Zu Max Nomad (d. i. Max Nacht) vgl. die Beiträge von Giovanni Borgognone, Paul Mattick und Nomad selbst in diesem ARCHIV, S.127-224.

scheinbare Steine vom Monte Verità. Sooft mein Blick darauf fällt, wundere ich mich wieder, wer wohl am anderen Ausgang des Zeitkorridors diese aufschlußreiche „Sendung" präpariert haben mag, deren unerwarteter Erhalt mir wiederholt zu ausgedehnten Besuchen in verschiedenen linksnationalistischen Sackgassen der Vergangenheit verholfen hat, in denen die Gegner der Nationalsozialisten mit diesen darum konkurrierten, wer die besseren Deutschen seien.

Drei Pfeile[21]

Brennen euch nicht
Drei Pfeile in eurem Fleische?
Ruhe, Ordnung, Disziplin -
Für wen? -
War nicht Noske
Geist von eurem Geist?
Ihr wollt ja weiter hungern,
ihr wollt ja Ruhe und Ordnung!!!
Eure glitzernden Pfeile
Sind keine Pfeile –
Es sind Grundpfeiler des Systems:
Ruhe, Ordnung, Disziplin.
Eure Disziplin gegen die Revolution
Gefällt den Kapitalisten.
Ihr seid die Stützen dieses Systems!!
Partei - Gewerkschaft - Reichsbanner:
Drei Pfeiler!!!

Drei Pfeile[22]

Drei Pfeile. Was künden die drohenden Drei?
Wir wollen es schaffen: Die Menschheit sei frei!
So treffe des ersten gesammelte Kraft
Den Kapitalismus, der aussaugt und rafft;
Denn wird nicht der uralte Erzfeind gefällt,
Bleibt uraltes Unrecht die Geißel der Welt.
Drei Pfeile. Was künden die drohenden Drei?
So schlage des zweiten geballte Gewalt
Den Schädling Faszismus in jeder Gestalt,
Den Götzen der über die Völker sich setzt,
im Innern sie knechtet, nach außen verhetzt.

Drei Pfeile. Was künden die drohenden Drei?
Wir wollen es schaffen: Die Menschheit sei frei!
So jage des dritten vernichtende Wucht
Das finst're Gespenst Reaktion in die Flucht;
Wo immer es auftaucht, ein Hemmnis dem Licht,
dort halte der dritte der Pfeile Gericht.

Kapitalismus, Faszismus, Reaktion;
Schlaget die drei und die Menschheit ist frei.

---

21 Hellmuth Socke, Drei Pfeile, in: Der Syndikalist 30 (Beilage)/30. Juli 1932 (Antikriegsnummer) (14. Jg.).

22 Karl Schneller, Drei Pfeile. Für Männerchor komponiert von Heinrich Schoof. Der Sozialdemokratischen Partei Österreichs zur Eröffnung des Parteitags vom 13. November 1932 gewidmet vom Komponisten.

Günther Gerstenberg

Bewegung, eingefroren. Die bayerische Revolution im Fernsehen

„Die Massenmedien sind dadurch charakterisiert, daß sie anti-mediatorisch sind, intransitiv, dadurch, daß sie Nicht-Kommunikation fabrizieren - vorausgesetzt, man findet sich bereit, Kommunikation als ***Austausch*** *zu definieren, als reziproken Raum von Rede und* ***Antwort*** *(parole et réponse), als Raum also einer Verantwortung (responsabilité), - und zwar nicht im Sinne psychologischer oder moralischer* ***Verantwortung****, sondern als eine von einem zum anderen im Austausch sich herstellende persönliche Korrelation. Anders gesagt: vorausgesetzt, man definiert Kommunikation anders denn als bloße(n) Sendung/Empfang einer Information, und sei sie auch umkehrbar durch Feed-Back. Die gesamte gegenwärtige Architektur der Medien gründet sich jedoch auf diese letztere Definition:* ***die Medien sind dasjenige, welches die Antwort für immer untersagt****, das, was jeden Tauschprozeß verunmöglicht (es sei denn in Form der* ***Simulation*** *einer Antwort, die selbst in den Sendeprozeß integriert ist, was an der Einseitigkeit der Komunikation nichts ändert). Darin liegt ihre wirkliche Abstraktheit. Und in dieser Abstraktheit gründet das System der sozialen Kontrolle und der Macht."*[1]

Am 12. März 2001 ist von 22.45 bis 0.15 Uhr im Bayerischen Fernsehen der erste Teil eines Films über die Revolution in München 1918/19 zu sehen. Ein Sprecher leitet ein: *„Bayern unter sozialistischer, gar kommunistischer Führung, nicht vorstellbar. Aber das gab es einmal... Der schwere Weg zum demokratischen Freistaat. In unserer großen, zweiteiligen Dokumentation heute und in einer Woche können Sie ihn noch einmal nachvollzieh'n."* Dann überschwemmen wogende Massen mit wehender Fahne den Bildschirm, untermalt von dramatischer Symphonik, und jetzt der Titel, knallrot und fetzig: *„Revolution und Rätezeit in Bayern. Ein historisches Protokoll."*
Zunächst beschreibt der Film das Grauen des großen Völkerschlachtens, die Spaltung der Arbeiterbewegung in ihren staatstragenden und kriegsfeindlichen Teil SPD und USPD, die letzten Kriegstage und das Brodeln bei den Matrosen und im Volk.
Mit dem Datum 5. November 1918 erfährt der Zuhörer: *„Die revolutionäre Bewegung weitet sich wie ein Flächenbrand auf das ganze Reich aus. Wie soll das neue Deutschland aussehen? Wird es eine parlamentarische Republik?"* Der Zuschauer erkennt Fotos von marschierenden Soldaten, eine militärische Sperre und eine kurze

1 Jean Baudrillard, Requiem für die Medien, in: Ders., Kool Killer oder Der Aufstand der Zeichen, Berlin 1978, S. 91.

Filmsequenz: Über den Köpfen eines Demonstrationszuges flattert eine mit der Aufschrift *„Hoch die Weltrevolution"* bestickte Fahne.
Seltsam, dieses Bild paßt nicht in die Wochen, in denen sich die staatlichen Strukturen auflösen und neue gesellschaftliche Gruppen eher zögernd die Angebote registrieren, das Machtvakuum zu besetzen. Wenn überhaupt, ist in diesen Tagen ab und an ein roter Stoff-Fetzen, entweder ein alter Vorhang, ein abgetragenes Kleid oder ein Inlett-Bezug, zu entdecken. Erst mit der Konsolidierung der Republik entstehen aufwendig und liebevoll gestaltete Fahnen und Embleme. In der Filmsequenz sehen wir in Wirklichkeit einen Ausschnitt aus einem Streifen, der die Beerdigung des bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner vom Februar 1919 zeigt.
Ein erstes Mißverständnis bei der Schilderung der Vorgeschichte der Münchner Revolution fällt auf. Das aus Thomas Manns 1902 erschienener Novelle „Gladius Dei" zusammenhanglos zitierte und immer wieder gebetsmühlenhaft wiederholte *„München leuchtete. Über den festlichen Plätzen und weißen Säulentempeln... spannte sich erstrahlend ein Himmel von blauer Seide"* belegt gerade nicht die im Kontext des Films erwünschte positive Charakterisierung einer lebendigen, weltoffenen und modernen Stadt, sondern weist ironisch auf deren Eitelkeiten, Selbstbeweihräucherung und epigonalen Kulissenzauber hin. Manns Sentenz dient bis heute einer Legendenbildung, der sich bevorzugt Politiker, Tourismusexperten und münchentümelnde Nostalgiker bedienen.
Fast schwärmerisch zeichnet der Film die Münchner Bohème und illustriert liebevoll das offene, freie Leben in den Schwabinger Kneipen; hierauf meint der Sprecher im gleichen Atemzug: *„In München versammeln sich die Vordenker einer neuen Gesellschaft, die überkommene Strukturen abstoßen wollen und erstaunlicherweise: Den Worten folgen Taten. Schriftsteller und Journalisten sind die Protagonisten auf der neuen Weltbühne im ersten Akt der Revolution in München."* Es folgen als Beispiele die Anarchisten Erich Mühsam und Gustav Landauer, der Schriftsteller Ernst Toller und der Sozialdemokrat Kurt Eisner. Die Schwabinger Bänkelgesänge als entscheidende Vorzeichen einer gesellschaftlichen Umwälzung anzusehen, ist wagemutig; Eisner, Toller und Landauer freilich sind nicht einmal Teilnehmer der geschilderten Münchner Szenerie. Wenn der Autor des Films tatsächlich das Café Stephanie als eine Keimzelle der Münchner Revolution ansieht, hätte er, um nur ein Beispiel zu nennen, mit größerer Berechtigung den dort verkehrenden Psychoanalytiker Otto Gross erwähnen können.
Eisner wird vorgestellt. Der Sprecher: *„Er lebt seit 1910 in München-Großhadern."* Im Bild ist ein beliebiges Gründerzeithaus zu erkennen, das mit größter Sicherheit irgendwo in Großhadern aufgenommen wurde. Ein Bild, das vorgibt, Eisners Wohnhaus gewesen zu sein.

Fehlende Informationen, falsche Eindrücke

Nicht nur in München häufen sich ab Januar 1918 Proteste und Streiks gegen Hunger und Krieg. Als einer der führenden Köpfe der Bewegung wirkt Eisner, der einen raschen Friedensschluß fordert. Die Polizei verhaftet ihn.

Es entsteht der Eindruck im Film, als ob ausschließlich die Träger der Staatsgewalt gegen den beginnenden Aufruhr eingeschritten seien. Verschwiegen wird, daß die Führung der Münchner SPD unter Erhard Auer die Belegschaften zur Wiederaufnahme der Arbeit überredete und damit den Streiks die Spitze nahm. Verschwiegen wird, daß staatstreue Funktionäre der Metallarbeitergewerkschaft Teilnehmer der Streiks an die Behörden meldeten, die jene daraufhin einziehen und an die Front schicken ließen. Genauso wenig erinnert der Film an die widersprüchliche Rolle, die führende Sozialdemokraten in den letzten Wochen des großen Völkermordens in der Reichsregierung spielten. Philipp Scheidemann zum Beispiel, Sozialdemokrat und kaiserlicher Staatssekretär, erließ noch am 18. Oktober 1918 - drei Wochen vor der Revolution - im „Reichsanzeiger" den Aufruf zur Zeichnung einer Kriegsanleihe.
Ein auf den ersten Blick wenig wichtig erscheinendes Beispiel für Fehler: Geschildert wird der Beginn der Revolution am 5. November 1918. Auf der Münchner Theresienwiese findet eine Kundgebung statt. Der Zuschauer erfährt: *„Der Kieler Matrosenaufstand hatte sich bereits herumgesprochen. Eisner kündigte den Umsturz für die nächsten 48 Stunden an."* Gleichzeitig sieht der Zuschauer ein Bild von der Demonstration vom 16. Februar 1919. Diese steht in einem völlig anderen Kontext. Ihr Protest richtet sich gegen zunehmende Tendenzen in der Revolutions-Regierung, sich vom Rätemodell abwendend der formalen Demokratie zuzuneigen.
Schließlich richtet sich das Interesse auf die entscheidende Demonstration vom 7. November. Während der Augenzeuge Friedrich Burschell davon spricht, daß sich auf der Wiesn immer mehr Menschen um Eisner drängen, ist ein weiteres Bild von der Demonstration vom 16. Februar 1919 zu sehen, auf dem neben Eisner Gustav Landauer erscheint. Landauer aber kam erst nach München, als ihn Eisner am 14. November 1918 zur Mitarbeit hierher einlud.
Filmsequenzen oder Fotos werden vielfach nicht authentisch im inhaltlichen Zusammenhang, sondern als beliebige Illustrationen verwendet. Dies führt beim Betrachter, der sich ein wenig mit dem Ablauf der Ereignisse auskennt, zu Irritationen.
Darauf folgen mehr als peinliche Verwechslungen. Während die Mehrheitssozialdemokraten hinter einer Musikkapelle her friedlich durch die Stadt gehen, sammeln sich um Eisner USPD-Anhänger, die zu den Kasernen marschieren wollen, um die Revolution auszulösen. Wilhelm Hoegner, Sozialdemokrat, bayerischer Ministerpräsident nach 1945 und interviewter Zeitzeuge, erwähnt richtig, daß bei der Abschlußkundgebung der SPD am Friedensengel der Landtagsabgeordnete Franz Schmitt spricht. Das Bild zeigt dagegen den späteren Arbeitsminister Albert Roßhaupter. Fiktionen, Widersprüche und Fehler häufen sich. Der Sprecher zitiert den von der Theresienwiese neben Eisner einhergehenden Felix (nicht *„Erich"*) Fechenbach. Die erste Station einquartierter Soldaten, die zu den Revolutionären überlaufen, ist nicht die *„Gulden-Schule"*, sondern die Guldein-Schule in der Guldeinstraße im Westend, einem nahegelegenen Münchner Arbeiterviertel.
Einen nicht unwesentlichen Teil nimmt die Schilderung der Einstellung der Familie Thomas Manns zur neuen Regierung ein. Zuerst kommen Thomas Mann, nach ihm der junge Klaus und zuletzt Golo Mann zu Wort. Thomas Mann reagiert eher angewidert, Klaus Mann findet Eisner als neuen Ministerpräsidenten lächerlich, Golo Mann versucht, positiv zu argumentieren. Für ihn ist Eisner ein guter Mensch, ein ideenreicher

Literat, aber halt auch ein Narr: Das mit der Revolution hätte er nicht tun sollen! Zudem behauptet er, der neue bayerische Ministerpräsident habe den Begriff *„Freistaat"* geprägt. Nicht nur das ist blanker Unsinn. Im ausgehenden 18. Jahrhundert hat Friedrich Daniel Schubart den Zusammenschluß der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden englischen Kolonien in Nordamerika und damit auch den hier entstehenden republikanischen Verfassungsstaat als jungen *„Freistaat"* bezeichnet. Mit Sicherheit ist der Begriff *„Freistaat"* noch um einiges älter.

Auf entscheidende Informationen, ohne die die Ereignisse unklar bleiben, wartet der Zuschauer im übrigen vergebens:

1. Die alteingesessene Münchner Arbeiterschaft ist im wesentlichen von Handwerk und Kleingewerbe geprägt. Ihre politische Präferenz liegt bei der eher konservativen *„kgl. bayerischen"* Sozialdemokratie. Die neuen großen Industrien, die sich während des Krieges im Münchner Norden angesiedelt haben, haben eigene, klassenbewußte Belegschaften nach München importiert. Hier und unter den demobilisierten Soldaten und Matrosen finden sich viele Anhänger der USPD.
2. Ihre revolutionäre Tat gründet nicht nur in der Ablehnung der Vergangenheit, im Kampf gegen ein Regime, das aufs Engste mit Hunger und Elend des Krieges verknüpft ist; sie ist genauso angewiesen auf die Umsetzung von Utopie, auf einen Weg in eine politische und soziale Neuordnung der Gesellschaft.
3. Am 13. November 1918 verkünden Eisner und der bayerische Vorsitzende der Metallgewerkschaften Hans Unterleitner den seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts zunächst von den Arbeitern in den USA geforderten 8-Stunden-Tag, und dieser wird bei vollem Lohnausgleich festgesetzt. Im Gefolge der Revolution werden außerdem erreicht: das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht für Männer und Frauen, volle Presse- und Versammlungsfreiheit, die Rentenversicherung für Künstler, die Beseitigung der kirchlichen Schulaufsicht, Reformen im Bildungs- und Kulturbereich, die Aufhebung noch bestehender Beschränkungen in der Koalitionsfreiheit und die Beseitigung der noch immer halbfeudalen Gesindeordnung. Während reichsweit die 48-Stunden-Woche festgelegt wird, kann im ersten bayerischen Tarifvertrag in der Metallindustrie am 14. April 1919 bereits die 44-Stunden-Woche durchgesetzt werden.
4. Der Umsturz ist auch die Folge eines Generationenkonflikts. Kaum einer der Revolutionäre ist älter als 35 Jahre. Die Väter haben versagt; die Jungen machens besser!
5. Viele Bauern, Handwerker, Kleingewerbetreibende, Angestellte und Beamte lassen sich in ihrer Sehnsucht nach Brot und Arbeit, Ruhe und Ordnung mitreißen. Die emotionale Unterstützung der neuen Ordnung dauert jedoch nicht lange an.
6. Zur Periodisierung der Ereignisse:

8.11.1918 bis 21.21919: Provisorische Regierung unter Kurt Eisner in Abstimmung mit den Arbeiter- und Soldatenräten;

21.2.1919 bis 7.4.1919: Zentralrat der Bairischen Republik; zugleich Bildung einer neuen Staatsregierung im Landtag am 18. März; Flucht der Staatsregierung in Ermangelung einer Machtbasis am 7. April nach Nürnberg und von dort nach Bamberg;

7.4.1919 bis 13.4.1919: Räterepublik des Zentralrats (SPD, USPD, Anarchisten)

13.4.1919 bis 1.5.1919: Räterepublik der Betriebs- und Soldatenräte (SPD, USPD, KPD.

Stimmung

Unter dem 6. Dezember 1918 wird das Porträt Max Leviens eingeblendet. Eine alte Aufnahme der Internationale ertönt. Der Zuhörer vernimmt: *„Der bekannteste Vertreter der radikalen Linken in München ist Max Levien... Er tritt für die Zerschlagung des bürgerlichen Staates ein."* Zunächst sieht man, wie Levien auf einer Massenversammlung auf dem Oberwiesenfeld am 7. April 1919 spricht. Das darauf folgende Bild zeigt indessen die Demonstration der Kriegsbeschädigten vor dem Ministerium für soziale Fürsorge am Promenadeplatz am 5. Januar 1919.
Weiter heißt es: *„Nach einer Versammlung im Schwabingerbräu besetzt die Gruppe 'Revolutionäre Internationalisten' einige Zeitungsverlage in München."* Zu sehen sind der „Schwabingerbräu", das Verlagshaus der sozialdemokratischen Tageszeitung „Münchener Post" am Altheimer Eck und das Flugblatt der Zeitungsbesetzer.
Was passiert tatsächlich? Nach Versammlungen im „Schwabingerbräu", im „Mathäserbräu" und im „Odeon" ziehen mehrere Tausend zu den Verlagshäusern des „Bayerischen Kurier", der „Münchner Neuesten Nachrichten", der „München-Augsburger Abendzeitung" und der „Münchner Zeitung" und besetzen deren Redaktionsräume. Nur die „Bayerische Staatszeitung" und die „Münchener Post" bleiben unbehelligt.
Man hört: *„Als Eisner davon erfährt, stoppt er die Aktion."* Zugleich überlagert ein neues Bild den Text. Man sieht in einem Schwenk nach unten, wie ein asiatisch aussehender Unhold mit einer Brandfackel München entzündet, Motiv eines bekannten Plakats der Bayerischen Volkspartei.
Der Sprecher: *„Mit dem Näherrücken der Landtagswahl ändert sich die anfangs positive Berichterstattung über Eisners Politik."* Nicht zum ersten Mal vertauscht die Dramaturgie der Erzählung Ursache und Wirkung. *„Selbst bürgerliche Blätter beginnen mit einer Treibjagd auf Eisner."* Es entsteht beim uninformierten Zuschauer der Eindruck, als ob die Besetzungen der Zeitungsredaktionen eine negative Berichterstattung über die Regierung Eisner zur Folge haben. Das Gegenteil ist richtig.
Die Hetze gegen Eisner setzt viel früher ein. Der „Bayerische Kurier", das Organ des Zentrums bzw. der späteren Bayerischen Volkspartei, berichtet bereits am 13. November 1918, Eisner sei *„jüdisch-galizischer Abstammung"*, und betont, daß *„israelitische Damen mit fremdländischem Akzent die Staatsmaschinerie in Gang halten"* wollen und es *„in den Büros der neuen Gewalthaber von Juden und Jüdinnen sozusagen wimmelt"*.
Der SPD scheinen die häufigen Diffamierungen Eisners nicht unwillkommen zu sein. Ihre Redakteure korrigieren es nicht, wenn ein bürgerliches Blatt Artikel des „Vorwärts" über Eisner nachdruckt und dabei Verunglimpfungen wie *„Ostjude"* und *„Kosmanowsky"* gebraucht.
Obwohl von einer Flut unablässiger Invektiven aus den Stuben der schreibenden Zunft bedrängt, macht Eisner die Besetzung der Zeitungen rückgängig. Er denkt nicht an staatliche Zensur.
Der weitere Ablauf zählt die Gegner Eisners auf: Es sind dies die bürgerlichen Zeitungen, die Deutsch-Nationalen, die sich über die Veröffentlichung der Kriegsschulddokumente empören, dann natürlich die völkischen Antisemiten und schließlich die katholische Kirche.

Elf Minuten vor dieser Passage meinte der Sprecher unvermittelt: *„Am 23. November erteilt Erzbischof Faulhaber seinen Geistlichen Richtlinien für ihr Verhalten gegenüber der Revolutionsregierung. Der geistliche Stand kann und darf nicht daran denken, der tatsächlich bestehenden öffentlichen Gewalt gewalttätigen Widerstand entgegenzusetzen."*
Erst im Dezember, so der Sprecher jetzt, reihe sich die Kirche angesichts der Aufhebung der geistlichen Schulaufsicht und der Beseitigung des konfessionellen Charakters der Lehrerbildungsanstalten in die Fronde gegen Eisner ein. Dies sind die einzigen Hinweise auf das Wirken des Münchner Oberhirten.
Der Zuschauer erfährt nicht, daß der Kirchenfürst in einem Hirtenbrief verlautbart, die Verordnung, den Religionsunterricht in bayerischen Schulen als Wahlfach zu installieren, *„wiege vor dem Richterstuhl Gottes schwerer als der Blutbefehl des Herodes, der die unschuldigen Kinder von Bethlehem hinschlachten ließ"*. Eltern läßt er von den Kanzeln androhen, sie von den heiligen Sakramenten auszuschließen, sollten sie *„eine Willenserklärung im Sinne der neuen Verordnung abgeben"*.
Am 27. Dezember sichert er dem alldeutschen Verleger Julius Friedrich Lehmann zu, beim Alarm der konterrevolutionären Bürgerwehr die Glocken der Münchner Kirchen läuten zu lassen. In seiner Silvesterpredigt empört er sich über den neuen Ministerrat des Freistaates als eine *„Regierung von Jehovas Zorn"*.[2] Nach der Ermordung Eisners weigert er sich, Trauergeläute anzuordnen. Viele Revolutionäre' vermuten folglich treibende Kräfte zum Sturz der neuen Ordnung im Erzbischöflichen Palais.
Dem Film fehlen sensible Informationen, die die Interessenlogik der Kontrahenten durchleuchten. Der selektive und zugleich suggestive Blick auf ein oder zwei Details spart zugleich den kritischen Blick auf den Zusammenhang aus. Was der Film sagt, ist halb wahr, aber auch nicht falsch. Der Film biegt sich die Wirklichkeit zurecht.
Schließlich wird berichtet, wie Eisner dafür sorgt, daß Erhard Auer seinen von erbosten Arbeitern erzwungenen Rücktritt vom Posten des Innenministers zurücknimmt, und daß Auer den Ingenieur Oskar von Miller für den Bau des Walchenseekraftwerks gewonnen hat. Wir sollen verstehen: Eisner ist ein Phantast, Auer hingegen besitzt Weitblick.
Im zweiten Teil des Films wird der Erzbischof nur noch einmal erwähnt: Am 13. April planen revolutionäre Arbeiter scheinbar aus Jux und Tollerei die Verhaftung Faulhabers. Wieder vernimmt man kein Wort zur Vorgeschichte dieser angeblich mordlustigen Absichten.

Zeitzeugen

Die Aussagen berichtender Zeitzeugen klingen authentisch: Maurus Graf, der Bruder Oskar Maria Grafs, phantasiert, Eisner habe *„keine Ahnung von Politik gehabt"*, Golo Mann schwadroniert oberflächlich, Eisner habe *„gepaßt wie die Faust aufs Auge"*. Gymnasialprofessor Josef Hofmiller fragt erregt ausgerechnet dort, wo der weitsichtige Eisner am 6. Dezember Auer aus den Händen empörter Arbeiter befreit und seinen

2 Vgl. Ludwig Volk, Kardinal Michael von Faulhaber (1869 - 1952), in: Oberbayerisches Archiv. Hg. vom Historischen Verein von Oberbayern, Bd. 103, München 1978, S. 218 f.

BERLIN
MÜNCHEN
BAYERN, DER BOLSCHEWIK GEHT UM!
HINAUS MIT IHM AM WAHLTAG!
BAYERISCHE VOLKSPARTEI

Rücktritt annulliert: *„Weiß Eisner selbst, was er will?"* Wilhelm Hoegner unterstellt, Eisner sei ein *„Literat mit dem Hauch des Schwabingertums"*.
Ein Wust von Gemeinplätzen, die Stimmung machen! Schubladen, die nicht auszuräumen sind! Eisner hat sich selber darüber amüsiert: *„Ich bin mir darüber nicht im mindesten im Zweifel, ein deutscher Staatsmann, der im Verdacht steht, ein Gedicht machen zu können, ist hinreichend verdächtig, von Politik keine Ahnung zu haben."*[3]
Man könnte sich mit der Person Kurt Eisner durchaus kritisch auseinandersetzen und zum Beispiel fragen, inwieweit und ob überhaupt ein ethisch motivierter Sozialist notwendig scheitern muß, wenn er - jetzt ganz verkürzt gesagt - aus der Prämisse heraus agiert, daß der, der sich die Waffen des Gegners zu eigen macht, sich zwangsläufig auf das Niveau des Gegners begibt und schließlich keinen Deut besser ist als dieser.
Sowohl der Sprecher als auch die Augenzeugen, die natürlich ein Interesse haben, ihn als solchen zu bezeichnen, charakterisieren Eisner wiederholt als *„Idealisten"*. Diese sind nach gängiger Sprachregelung auch heute noch nicht ernst zu nehmen, naiv, gutmütig und weltfremd und gelten daher für die praktische Politik als ungeeignet, wenn nicht gar gefährlich. Der *„Idealist"* projiziert seine Weltanschauung auf die Wirklichkeit und vergewaltigt sie damit.
Genau das Gegenteil trifft auf Eisner zu. Seine Synthese von psychologischen und ökonomischen Faktoren als Fundament seiner politischen Konzeption, seine Initialzündung der bayerischen Revolution am richtigen Ort zur richtigen Zeit und seine kluge Integration gegenrevolutionärer Akteure während seiner Regierungszeit lassen ihn, den Realisten, für die Vertreter des vorherrschenden Idealismus als so gefährlich erscheinen, daß nicht wenige ihn ermorden wollen. Einer schließlich schreitet zur Tat. Eisners politische Vernunft wird nur für ihn selbst gefährlich.
Heute wird angesichts neonazistischer Exzesse zum *„Aufstand der Anständigen"* aufgerufen. Eine bürgerliche Chimäre! Damals war es der Anstand der Aufständischen, der dem Bürgertum alle Freiheiten ließ und damit in eine Tragödie mündete!
Um auf den Film zurückzukommen: Jedes einzelne Zitat für sich allein mag nicht viel bedeuten. Zudem halten sich - formal gesehen - positive und negative Wertungen die Waage. Dennoch ergibt die Summe mehr als die reine Addition des Einzelnen. Auch wenn die Beiträge von Friedrich Burschell und Erich Wollenberg sowie der vom Sprecher gelesene redaktionelle Text vermitteln sollen, daß Eisners Handeln zumindest ehrenwert war, bleibt bei den Zuschauern der gegenteilige Eindruck haften, den die Zeitzeugen Graf, Mann und Hoegner hinterlassen. Es wäre klüger gewesen, die albernen Einwürfe der zuletzt Genannten, die dann vielleicht für Kenner in guter Erinnerung geblieben wären, nicht mehr aus dem Archiv hervorzuholen.

Selektiver Blick

Der nächste grobe Schnitzer: Josef Breitenbach, USPD-Mitglied und Fotograf, spricht über die für die USPD verlorene Landtagswahl vom 12. Januar 1919. Das dazu gehörende Bild zeigt den Parteitag der SPD in München 1902 (!!). Zu sehen sind promi-

3 Kurt Eisner, Die Stellung der revolutionären Regierung zur Kunst und zu den Künstlern. Rede in der Sitzung des provisorischen Nationalrats vom 3.1.1919, in: Ders., Sozialismus als Aktion. Ausgewählte Aufsätze und Reden, hg. von Freya Eisner, Frankfurt/Main 1975, S. 113 f.

nente Sozialdemokraten, darunter Georg von Vollmar mit breitrandigem schwarzem Hut und neben ihm der 1913 verstorbene August Bebel mit Schirmmütze. Auch dieses deplaziert eingesetzte Gruppenporträt erscheint nur wie ein unwichtiges Mosaiksteinchen. Verrät es trotzdem im Konzert der vielen fragwürdigen Einzelheiten die Bedeutung des großen Ganzen?

Am 11. und 12. Januar 1919 kommt es in Berlin zum, wie der Sprecher sagt, *„Spartakistenaufstand"*, der alles andere als eine geplante und durchorganisierte Aktion oder gar ein Heldenepos ist.

Das Ereignis wurde zum Mythos, den die KPD genauso gepflegt hat wie die Konservativen. Die KPD als heroische Führerin eines verzweifelt-tapferen Aufstands bedient die eine Seite. Die andere Seite beharrt auf dem unumschränkten Lehrsatz: Der Staat mußte sich gegen einen zu allem entschlossenen, gefährlichen Gegner mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln verteidigen.

Die komplizierten Ursache-Wirkung-Beziehungen dieser Tragödie können hier nur angedeutet werden: Nach dem 1. Reichsrätekongreß vom Dezember 1919 wird die Legitimationsfrage zwischen dem Rat der Volksbeauftragten (SPD/USPD) und dem Vollzugsrat (SPD) akut. Der Kongreß hat den Vollzugsrat dem Rat der Volksbeauftragten übergeordnet. Mit dem Austritt der Vertreter der USPD kommt es zur Krise zwischen sozialdemokratisch organisierten Befürwortern der Selbstorganisation von Räteorganen und sozialdemokratisch organisierten Verfechtern eines repräsentativ gewählten Parlaments. Der der USPD angehörende Berliner Polizeichef Emil Eichhorn hätte seiner Entlassung durch Friedrich Ebert zugestimmt, wenn der Vollzugsrat diese bestätigt hätte. Ebert will indessen unter allen Umständen den Einfluß des Vollzugsrats brechen. Spontane Massendemonstrationen marschieren zum Polizeipräsidium, um die Rücknahme der Absetzung des Polizeipräsidenten zu erzwingen. Es kommt zum offenen Kampf.

Der selektive Blick auf den scheinbaren Zusammenhang, ohne auf deutliche, den Zusammenhang relativierende bzw. korrigierende Details einzugehen, läßt vermuten, daß der Autor die unangenehme Wahrheit umgehen will, im günstigsten Fall aber das herrschende Vorurteil einfach reproduziert. Der Begriff *„Spartakistenaufstand"* folgt der Sprachregelung derjenigen, die aus ideologischen Gründen die Deutungshoheit über die Historikerseminare des letzten Jahrhunderts beanspruchten.

Der Sprecher erwähnt, daß Albert Roßhaupter den *„antibolschewistischen Volksheimatschutz"* gründen wollte und daß sich die Demonstration vom 16. Februar dagegen formiere. Nicht erwähnt wird, daß Auer schon am 18. November eine *„Bürgerwehr"* um die rechtsnationalistischen Exponenten Rudolf Buttmann, Christian Roth und Julius Friedrich Lehmann aufzubauen versucht, daß Roßhaupter am 26. November diese *„Bürgerwehr"* wohlwollend empfängt und daß Auer und sein Parteifreund Johannes Timm am 27. Dezember gegen die Intentionen Eisners zur Gründung einer *„Bürgerwehr mit ehrenamtlichem Charakter"* aufrufen. Der Text verfälscht durch Verschweigen.

Emil Holzapfel (nicht *„Erwin"*, wie er im Film genannt wird) als Augenzeuge der Ermordung Eisners auftreten zu lassen, ist gelinde gesagt abenteuerlich. Holzapfel vermengt sicher nicht aus böser Absicht, aber vielleicht aus Geltungssucht wenig selbst

Erfahrenes mit einem Wust von Gehörtem, Angelesenem und immer wieder Erzähltem, und er glaubt selbstverständlich fest daran, daß es so war.
Sollte der damals sechzehnjährige Lehrling tatsächlich am Freitag, dem 21. Februar 1919, gegen 10 Uhr vormittags gemeinsam mit seinem Großvater, der von Eisner angeblich zwei Karten für die Zuhörertribüne im Landtag bekam, in der Promenadestraße gewesen sein!? Zumindest seine Erinnerung widerspricht allen anderen Augenzeugenberichten und Dokumenten. Nicht Carl Croepelin, sondern Benno Merkle war der zweite Begleiter Eisners; Hans Unterleitner war beim Attentat nicht anwesend, es gab zwei Schüsse - eine irre Räuberpistole!
Immer wieder verharmlost der Film die Rolle mancher Prominenter. Ernst Müller-Meiningen berichtet von der Schießerei im Landtag nach der Ermordung Eisners und daß er Angst um sein Leben hatte.
Der Abgeordnete könnte auch anders zitiert werden. Nach einem Bericht des „Bayerischen Kurier" vom 16. November 1918 hat *„in einer liberalen Ausschußsitzung am 9. November der bekannte fortschrittliche Abg. Dr. Müller mit der Faust auf den Tisch geschlagen und geschrien: 'Von dem galizischen Juden Kurt Eisner lassen wir uns nicht regieren!'"* - eine der Äußerungen, deren Müller-Meiningen sich noch 1923 in seinem Werk „Aus Bayerns schwersten Tagen" rühmte.

Belagerungszustand

Im zweiten Teil der Dokumentation, der am 19. März 2001 von 22.45 bis 0.15 Uhr gesendet wurde, finden sich ebenfalls viele Beispiele dafür, wie Fotos oder Filmsequenzen aus ihrem historischen Zusammenhang gerissen und als kontextunabhängige Illustration des Geschehens verwendet werden. Dies dürfte dort noch legitim sein, wo keine Gegensätze zwischen Wort und Bild deutlich werden. Sicher sind Bilder einer demonstrierenden Masse ohne besondere Merkmale für Demonstrationen zu verschiedenen Zeiten und Anlässen einsetzbar. Bilder, die als Quellen mit dokumentarischem Charakter dienen können, beliebig zu verwenden, ohne ihre besonderen Aussagen wahrzunehmen, erscheint allerdings zumindest fahrlässig gehandelt. Sogar dem historisch nicht vorbelasteten Zuschauer fällt auf, daß die Wiederholung von nicht different erkannten, gleich gültig eingesetzten Fotos und Filmen lediglich zur folkloristischen Hintergrundfolie einer Erzählung taugt; der Zuschauer wird mißtrauisch.
Einige besonders auffallende Widersprüche und Irrtümer:
Der Text spricht vom Belagerungszustand und der Bewaffnung des Proletariats durch den Zentralrat am 21. Februar 1919, das Bild offeriert die Schutzwache des Arbeiter- und Soldatenrats vor dem Landtagsgebäude im November 1918.
Weiter handelt der Text von den Gegensätzen zwischen Otto Neurath, dem Leiter des Zentral-Wirtschaftsamtes, und dem neu gewählten bayerischen Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann (SPD) im März 1919. Es heißt: *„Die Planspiele des Dr. Neurath bleiben ohne praktische Auswirkungen. In Massenversammlungen verlangen Arbeiter, Soldaten und Arbeitslose immer drohender die Ausrufung einer Räterepublik. Sie erschien ihnen als Heilmittel gegen die unerträglichen wirtschaftlichen und politischen Schwierigkeiten."*

Im Bild erscheint zunächst eine Versammlung auf einem heute bebauten Grundstück im Westend. Im Hintergrund ist der mächtige Bau der Ridler-Schule zu sehen. Es handelt sich um eine Fotografie der Maifeier von 1912 aus der Sammlung von Karl Stehle! Das darauf folgende Bild zeigt die Demonstration der Kriegsbeschädigten vor dem Ministerium für soziale Fürsorge am Promenadeplatz am 5. Januar 1919.
Text und Bild verhalten sich in ihrer komplexen Syntax häufig asynchron zueinander. Es sieht so aus, als geschehe das zufällig. Diese Absichtslosigkeit bildet einen wesentlichen Baustein der Struktur der Filmsprache, in der sich optische Anmutung, Musik, Geräusche und Aussprache genauso vermischen wie Meinung und Information, ineinander fallen und zu einem undurchdringlichen Gestrüpp werden, in dem sich der uninformierte Zuschauer verheddern muß. Wer genauer hinsieht, merkt, wie mit Hilfe der Proportionierung von Bild- und Sprachsequenzen Markierungen, Gewichtungen und Wertungen verbunden sind.
Schließlich wird es tendenziös. Die Kommentare zu Neuraths Sozialisierungsplänen sind ausschließlich negativ. Warum verschweigt der Film die positiven Anmerkungen des späteren Reichsaußenministers Walther Rathenau, die dieser gegenüber Ernst Niekisch äußerte?
Dann gruselt einen: Am 21. März 1919 werden die Kommunistische Internationale und die Räterepublik Ungarn gegründet. Der Sprecher: *„Eine neue bolschewistische Bedrohung steht im Raum."* Jetzt wird der Kommunist aktiv! Oder sollte das Wort *„Bedrohung"* auch im Manuskript in Anführungsstrichen gestanden sein? Denn eigentlich streiten sich gerade in diesen Tagen die beiden wichtigsten Exponenten der KPD Max Levien und Eugen Leviné. Letzterer ist gegen die Ausrufung einer Räterepublik.
Der Film verschweigt, daß führende Sozialdemokraten, am nachdrücklichsten Militärminister Ernst Schneppenhorst, am 4./5. April vor dem Zentralrat die sofortige Proklamation der Räterepublik fordern. Leviné spricht dagegen. Schneppenhorst wirft ihm *„Feigheit"* vor und schreit: *„Haut dem Juden eine hinter die Ohren!"*[4]
Der Film verschweigt auch, daß in der Versammlung vom 4./5. April die Minister Martin Segitz, Josef Simon und Hans Unterleitner als Volksbeauftragte der Räterepublik vorgeschlagen werden, um die gleichen Ressorts zu übernehmen, die sie in der Regierung Hoffmann innehaben.
Der Film macht weiter deutlich, daß nach der Ausrufung der ersten, von SPD, USPD und Anarchisten getragenen Räterepublik am 6. April lediglich Ankündigungen und Absichtserklärungen z.B. zur Sozialisierung der Banken, zur Beschlagnahme von Wohnraum, zur Entwaffnung der Bürger etc. auftauchen, aber von der Räteregierung keine durchgreifenden Maßnahmen getroffen werden. Der Sprecher meint, daß Ministerpräsident Hoffmann am 9. April die Bevölkerung zum Durchhalten gegen den roten Terror auffordere. Ist im Manuskript die Floskel *„roter Terror"* in Anführungsstrichen gestanden, ohne daß diese mitgesprochen wurden?
Bereits am 8. April verlautbart das nach Bamberg ausgewichene Ministerium Hoffmann im regierungsamtlichen „Freistaat": *„Unverantwortliche landesfremde Hetzer...*

---

4 Rosa Meyer-Leviné, Leviné. Leben und Tod eines Revolutionärs. Erinnerungen, München 1972, S. 129.

wollen ihre... Wahnsinnsideen... mit neuem Blutvergießen und neuen Kriegen durchsetzen, um so Chaos und Terror über Bayern zu bringen."
Im Nürnberger Aufruf vom 8. April heißt es, *„eine meist von Nichtbayern geführte, skrupellose Minderheit"*, ein *„haßerfüllter und grausamer Feind"* versuche, mit *„bolschewistischem Terror und kommunistischer Diktatur"*, durch *„Bürgerkrieg, Mord und Plünderung"* nach *„russischem Muster"* den *„Volkswillen"* zu *„vergewaltigen"*.
Von der wochenlangen Hetzkampagne, die wider besseren Wissens (die KPD hat sich der Ausrufung der Räterepublik verweigert) zu einer Pogromstimmung aufpeitscht, erfährt der Zuschauer nichts.

Barrikaden

Noch mehr Widersprüche fallen auf. Am 13. April 1919 kommt es zum konterrevolutionären *„Palmsonntagsputsch"*. Zunächst erfahren wir, daß der Erzbischof verhaftet und aufgehängt werden soll. Dann meint der Sprecher: *„In dieser Nacht startet die Regierung Hoffmann ihren ersten Versuch, die Räteregierung zu stürzen."* Der uninformierte Zuschauer vermutet, die geplante Verhaftung Faulhabers sei der Auslöser für die ruchlose Tat. Genau andersherum verhält es sich. Die Verhaftungskommission, über den geplanten Putsch informiert und empört, dringt in das Erzbischöfliche Palais ein, um den Kirchenfürsten als Geisel zu nehmen. Faulhaber aber wird telephonisch gewarnt und kann flüchten. Es kommt in den folgenden Stunden zu Kämpfen zwischen Räteanhängern und der putschenden „Republikanischen Schutztruppe".
Wenn ein Zeitzeuge im Brustton der Überzeugung ganz offensichtlich die Unwahrheit behauptet, um seine politische Botschaft unterzubringen, darf er dann, egal, ob er ein Linker oder ein Rechter ist, so unkommentiert loslegen wie Karl Retzlaw, der behauptet, die drei unbewaffneten Parlamentäre, die die Roten in den Hauptbahnhof schicken, um zu verhandeln, seien die ersten Todesopfer der Räterepublik in München gewesen.
Tatsache ist: Der erste Tote ist ein Matrose im „Restaurant Petershof", dann gibt es mehrere Tote bei Gefechten vor dem Bahnhof, und erst dann kommt es zur Episode mit den Parlamentären.[5]
Schließlich: Das Bild zeigt nicht die auf Befehl des Bahnhofskommandanten Emil Aschenbrenner ermordeten drei unbewaffneten Unterhändler der Rotgardisten, sondern von Regierungstruppen in Starnberg in den letzten Apriltagen 1919 getötete Rotgardisten.
Weiter heißt es: *„In Ingolstadt steht Schneppenhorst mit 600 Mann zum Eingreifen bereit und wartet auf die Nachricht, daß die Hauptstadt eingenommen sei."* Das Foto jedoch zeigt den Einmarsch der Regierungssoldaten durch die Plinganserstraße im Münchner Vorort Sendling am 1. bzw. 2. Mai. Schließlich sagt der Sprecher, der Kurier der Palmsonntagsputschisten sei abgefangen worden. Dazu erscheint ein Foto von Willy Römer, das zeigt, wie Frauen und Kinder einmarschierende Regierungstruppen am 3. Mai begrüßen.

---

5 Vgl. Michael Seligmann, Aufstand der Räte. Die erste bayerische Räterepublik vom 7. April 1919, Grafenau-Döffingen 1989, S. 515 ff.

In diesen Tagen hektischer Dramatik und des heftigen Meinungsstreits in der Münchner Linken meint Eugen Leviné in den Versammlungen nachdenklich: *„Ich fürchte, wir sind verloren, so oder so. Es gilt nur, in Ehren unterzugehen."*[6] Sonst schließen sich bei Marxisten nüchterne politische Analyse und Moral angeblich aus, jetzt schleicht sich die „Ehre" ein, eine spannende Kontroverse, die anzusprechen sich gelohnt hätte!

Ein weiteres, simplifizierendes Klischee: Während die Kämpfe um den Bahnhof andauern, versammeln sich am 13. April die Arbeiter- und Soldatenräte im „Hofbräuhaus", um den alten, von Anarchisten und USPD dominierten Zentralrat abzusetzen und eine neue *„kommunistische Räterepublik"* zu proklamieren. Leider verschweigt der Text, daß der neu gewählte Aktionsausschuß aus neun Sozialdemokraten und Vertretern der USPD und sechs Mitgliedern der KPD besteht, der Vollzugsrat von Eugen Leviné, Max Levien und Willi Budich (KPD) sowie von Emil Maenner und Wilhelm Duske (USPD) besetzt wird. Den größten Anteil der Arbeiter- und Soldatenräte bilden immer noch Mitglieder der SPD!

Die Räterepublik wird von überwiegend sozialdemokratisch organisierten Arbeitern gestützt. Die nordbayerische Intervention gegen München erfolgt unter der Verantwortung prominenter Sozialdemokraten. Ohne den tragischen Widerspruch zwischen einer Identifikation mit der Selbstorganisation der Räteorgane und einer Karriere in einer notgedrungen hierarchisch organisierten Partei bürgerlichen Zuschnitts zu benennen, bleibt das Verhalten einzelner, z.B. das von Schneppenhorst, wie auch der Gang der Ereignisse unverständlich.

Der Text des Films verschweigt, daß in den zwei Wochen vor dem 27. April, dem Tag des Rücktritts des Aktionsausschusses, dieser dreimal anbot, sein Mandat zurückzugeben, dieses Angebot jedoch von den versammelten Münchner Arbeitern nicht angenommen wurde. Eugen Leviné: *„Alle diese Leute waren auf ihrem Posten nur aus Pflichtgefühl und empfanden ihr Amt als schwere Bürde, und ich weise es zurück, daß auch nur einer Machtgefühl oder Machtrausch empfunden hätte."*[7]

Golo Mann dagegen tituliert Leviné als *„Landfremden, der Lenin spielen wollte"*. Als ob sich nicht schon Heinrich Heine amüsiert hat über die alte Leier der Herrschenden, die den Aufstand ihrer Untertanen oft der Wühlarbeit ausländischer Hetzer und Agenten zuschreiben:

„Ausländer, Fremde, sind es meist,
die unter uns gesät den Geist
Der Rebellion. Dergleichen Sünder,
Gottlob! sind selten Landeskinder."[8]

Es wird behauptet, der Generalstreik stürze München ins Chaos. Im Text heißt es, Stadtkommandant Rudolf Egelhofer ordne am 15. April *„die Sperrung sämtlicher Zufahrtsstraßen an. Der Verkehr kommt zum Erliegen. Die Telefonverbindungen sind unterbrochen. Die Stadt ist von der Außenwelt weitgehend abgeschnitten. Es gibt we-*

---

6 Tankred Dorst (Hg.), Die Münchner Räterepublik. Zeugnisse und Kommentar, Frankfurt/Main 1966, S. 140.

7 Levinés Rede vor Gericht, in: Rosa Meyer-Leviné, Leben und Tod eines Revolutionärs, a.a.O., S. 267.

8 Heinrich Heine, Erinnerung aus Krähwinkels Schreckenstagen, in: Ders., Letzte Gedichte und Nachlese, Leipzig o.J., S. 46.

der Kohle noch Lebensmittel für die Bevölkerung. Plünderungen sind an der Tagesordnung."
Der Zuschauer soll begreifen: Nicht die Regierungstruppen, sondern die Roten riegeln die Stadt ab. Und dann ist auf den Bildern zu sehen: eine Straßensperre der Regierungstruppen in der Karlstraße im Mai/Juni 1919, bewaffnete Bürgerwehr der weißen Truppen hinter einer Barrikade in der Corneliusstraße am Gärtnerplatz Anfang Mai 1919 und noch einmal eine Straßensperre der Regierungstruppen in der Karlstraße im Mai/Juni 1919.
Falscher Augenschein, denn der Fotograf Heinrich Hoffmann, ursprünglich ein scheinbar standpunktloser Beobachter und Bild-Chronist des Geschehens, wird mit der sich abzeichnenden Niederlage der Republik parteiisch! Durch geschickte Arrangements und einen bewußt gewählten Standpunkt deklariert er die Straßensperre der Regierungstruppen zur imposanten *„roten"* Barrikade und arbeitet damit am Mythos eines bedeutenden revolutionären Widerstandes gegen die Eroberer, um nachträglich die Greuel durch die Soldateska zu legitimieren.
Das naive Vertrauen auf den überliefert behaupteten Aussagegehalt der Bilder, die nicht in ihrem Kontext entschlüsselt wurden, läßt die chiffrierte Tendenz ungebrochen bis heute wirken.
Heinrich Hoffmann, später *„Reichsbildberichterstatter der NSDAP"*, Leibfotograf und persönlicher Freund Hitlers, beginnt mit Hilfe der inflationären Reproduktion seiner Produkte die Bildmächtigkeit des Mediums einzusetzen, um Stimmung zu erzielen. Er wird zum Motor der gegenrevolutionären Foto-Propaganda, die nahtlos durch die zwanziger Jahre über die Tage des braunen Regimes bis heute das herrschende Bild von der Münchner Revolution und ihrem Ende prägt.

Gewalt

Der später steckbrieflich gesuchte Münchner Polizeipräsident Johann Dosch nimmt eine unerhörte Beschlagnahmung vor - natürlich zu seinem privaten Vorteil!. Angeblich handelt es sich um Wäsche, Lebensmittel, Wein, Rauchwaren und Wertgegenstände im Gesamtwert von etwa 100.000 Mark. Zitiert wird aus einem unüberprüfbaren Bericht der „Bayerischen Staatszeitung" vom 14. Mai. (In den ersten Maiwochen nach der Niederschlagung der Räterepublik tauchen in den Zeitungen die phantastischsten Schauermärchen auf).
Die *„Bamberger"*, wie der Münchner die geflohene Exilregierung abschätzig nennt, lassen ein Flugblatt erscheinen, in dem es heißt: *„In München rast der russische Terror..."* Flugblätter, die in München als Gegenaufklärung gedruckt werden, verschweigt der Film. Es fänden sich viele:
„An das werktätige Volk Baierns! Baiern ist Räterepublik! Tolle Gerüchte werden von denen in die Welt gesetzt, welche eure Interessen schädigen wollen. In München ist alles ruhig..." „2. Flugblatt. Soldaten! Proletarier im Waffenrock! Ihr sollt angeblich für Ruhe und Ordnung kämpfen! In München herrscht Ruhe und Ordnung! Darum: Die Waffen nieder!..." „An das Volk Baiern!... Die Gerüchte, welche dahin gehen, eine Herrschaft der Schrecken werde ansetzen, sind Machenschaften derer, welche den Nutzen aus der Entzweiung des schaffenden Volkes ziehen wollen..." „Kamera-

den! Die Münchener Garnison und das werktätige Volk in München und Umgebung ist von der geflohenen Regierung Hoffmann in ungeheuerlicher Weise verleumdet worden. Es wurde behauptet, wir seien Plünderer und Räuber... Kein Wort davon ist wahr... " *„Brüder und Kameraden! Wir wissen, wie sehr ihr irregeführt worden seid ... München ist vollkommen ruhig!"*[9]

Marschierende Freikorps sind zu sehen. Der Sprecher meint, bei ihrem Vormarsch komme es zu ersten Gewaltakten. Der Zuschauer erwartet gespannt nähere Informationen über Gewaltakte der Regierungstruppen, erfährt aber als unmittelbar folgende Erläuterung von Wilhelm Hoegner, daß es in München *„Terror, Plünderungen, ein Revolutionstribunal, Verhaftungen..."* gegeben habe. Unvermittelt ist aus dem *„weißen Terror"* ein *„roter"* geworden, oder war ein *„weißer Terror"* gar nicht angedacht!?

Der Sprecher leitet über auf die Stärke der Roten Armee. Er berichtet: *„Der Aktionsausschuß erfährt (am 21. April) von der Einnahme Augsburgs durch die weißen Truppen."* Das Bild zeigt die große Demonstration vom 16. Februar, auf der Eisner eine Rede hält. Die prägnante Symbolik der Transparente ist für die Februartage typisch; in den hektischen Apriltagen sind diese plakativen, liebevoll gestalteten Embleme nicht mehr zu sehen.

Josef Hofmiller findet die rote Räteherrschaft ganz furchtbar und fährt erregt fort: *„Hat es jemals eine Regierung gegeben, die fortwährend die schärfsten Befehle und Verbote erläßt, um die sich kein Mensch kehrt, wie die jetzige?"* Welcher Logik soll man folgen? Die grausamen Befehle sind ein Schmarrn, die Nichtbefolgung derselben auch?

Seltsam, daß Hofmiller so oft zu Wort kommt, ohne daß seine Geisteshaltung verdeutlicht wird. Er hat mit seinem 1932 bearbeiteten „Revolutionstagebuch", das seine Witwe 1938 herausbrachte, das eingetrübte Bild der Revolutionszeit maßgeblich geprägt. Seine ressentimentgeladenen Stimmungen erwecken den Eindruck der vorherrschenden Stimmung seiner Zeit. 1918 meint er in einem seiner Briefe an Ludwig Thoma: *„Die Versauung unserer Literatur durch die Herren Ehrenstein, Einstein, Hasenstein, Wolfstein, Friedländer, Sternheim usw. usw. macht mich schon lange grimmig und ich suchte immer nach einer Gelegenheit loszulegen."*[10]

Unter dem 1. Mai 1919 schreibt er: *„Ich muß mich sehr über den General Ludendorff wundern, von dem ich heute las, daß im Juni seine Kriegserinnerungen herauskommen als Buch. Ich finde, der Mann hätte etwas Würdigeres zu tun, nämlich ein kleines Häuflein um sich zu sammeln, zu schauen, ob sich dieses Häuflein nicht zur Armee auswächst, und die Ordnung wiederherzustellen. Nötigenfalls als Diktator."*[11]

Äußerungen Hofmillers, die seine Position klarer werden lassen!

Hin und wieder kommen dem Betrachter manche redaktionellen Textpassagen eigentümlich bekannt vor. Er blättert in der älteren Literatur, wird schnell fündig und entdeckt die nicht seltene freundliche Übernahme der Recherchen anderer in leicht verän-

---

9 Alle zitierten Flugblätter befinden sich in der Flugblattsammlung des Bayerischen Hauptstaatsarchivs, München.

10 Josef Hofmiller, Briefe. Erster Teil: 1891 bis 1921, Leipzig (1940), S. 177.

11 Josef Hofmiller, Revolutionstagebuch 1918/19. Aus den Tagen der Münchner Revolution, Leipzig (1938), S. 212.

derter Diktion. Hier als Beispiel ein Kommentar zum 25. April: *„Nun dürfen laut Beschluß der Betriebsräteversammlung auch Kleinkunstbühnen, Weinlokale und Cafés wieder bis zur Sperrstunde offen halten. Das Kuchenverbot in den Cafés besteht jedoch weiter.“*[12]

Standrecht

Ganz selbstverständlich übernimmt der Film die Sprachregelung der Sieger vom *„Geiselmord“*. Geiseln sind üblicherweise unbeteiligte Zivilisten, die als Druckmittel eingesetzt werden. Die festgenommenen Mitglieder der Thule-Gesellschaft dagegen sind alles andere als das; sie sind antisemitische Hetzer, horten Waffen, spionieren, fälschen Mitgliedskarten des Spartakus-Bundes und Eisenbahn-Inspektoren-Ausweise, was der Film auch nicht verschweigt. Und deshalb sind sie Kombattanten und werden als solche festgenommen.[13]
Der Film negiert die Vorgeschichte. Die ersten Nachrichten des Weißen Terrors gelangen nach München. In den letzten Apriltagen werden ermordet: zwölf Rotgardisten, die in Starnberg unbewaffnet beim Essen überrascht werden, drei Sanitäter, die in Possenhofen einen Verwundetentransport begleiten, neun Soldaten der Roten Armee, die sich im Kloster Schäftlarn einem württembergischen Freikorps ergeben, fünf Rotarmisten, die in Dachau nach dem Abzug den Weißen in die Hände fallen... Die Erregung darüber führt zum spontanen Vergeltungsakt.
Das Bild soll die *„Geiselerschießung“* durch Rotarmisten dokumentieren, wie der Text unterstellt. Wir sehen auf der linken Seite zwei feldgrau Uniformierte breitbeinig stehen, der eine auf dem linken Oberarm eine langläufige Pistole im Anschlag. Der andere schwingt den Kolben seines Gewehrs über den Kopf, um zuzuschlagen. Auf die rechte Seite sind drei dunkle Gestalten komponiert. Die den Soldaten nächste liegt erschlagen am Boden, die zweite kauert sich sitzend an die Mauer, angespannt die Hände hinter dem Kopf verschränkt; aus ihrer Tasche ragt Papier, ein Flugblatt oder ein Plakat. Die dritte ist am äußersten rechten Rand gerade noch zu erkennen.
Das Bild zeigt eine im Mai 1919 nachgestellte Szene der Tötung von Räteanhängern durch Regierungssoldaten. Dieses theatralisch inszenierte Arrangement sollte ursprünglich unter der Vorspiegelung von Authentizität den heroischen Einsatz der *„Befreier vom russischen Terror“* suggerieren.
Weitere Widersprüche: Der Sprecher meint, Justizminister Fritz Endres sei am 25. April in Bamberg der Auffassung, daß die bestehenden Volksgerichte bei der Verfolgung politischer Verbrechen versagen würden. Das Standrecht wird eingeführt. Auf dem dazu gezeigten Foto von Heinrich Hoffmann ist zu sehen: Reichspräsident Friedrich Ebert und Reichswehrminister Gustav Noske im Kreis bayerischer Militärführer und Politiker bei der Übernahme des Bayerischen Heeres in die Reichswehr im Hof der Marsfeldkaserne am 25. August 1919.

---

12 *„Laut Beschluß der Betriebsräteversammlung dürfen die Kleinkunstbühnen, Cafés und Weinlokale wieder bis zur Polizeistunde offen halten. Bars und Animierkneipen bleiben geschlossen, das Kuchenverbot besteht weiter.“* Ludwig Morenz, Revolution und Räteherrschaft in München. Aus der Stadtchronik 1918/19, München/Wien 1968, S. 82.

13 Zur Frage des „Geiselmords“ vgl.: Hermann Gilbhard, Die Thule-Gesellschaft - Vom okkulten Mummenschanz zum Hakenkreuz, München 1994, S. 123 ff.

Während von der blutigen Eroberung Münchens durch die weißen Truppen am 1. Mai berichtet wird, sind die Umzüge der stramm defilierenden weißen Truppenteile mit jubelnder Staffage vom 4. und 6. Mai zu sehen. Es macht sich die dekorative Ästhetik des Aufmarsches als prachtvolle Kulisse für die Eroberung der Stadt breit, als ob die Paraden die entgangenen Siegesfeiern des schmählich verlorenen Krieges nachzuholen haben. Nur wer hinter die Fassade von Glanz und Gloria blickt, entdeckt, daß das Bayerische Fernsehen die Legendenbildung des letzten Jahrhunderts weiter fortschreibt.

Ende

Der Fülle der Bilddokumente aus den Ateliers bürgerlicher Berufsfotografen stehen nur spärliche Beispiele aus der Sicht der linken, proletarischen Öffentlichkeit entgegen. Wie auch können Revolutionäre, die mit ihrem Anspruch der Umgestaltung der Gesellschaft in bedrückender wirtschaftlicher Not und angesichts der Intervention der Weißen mit dem Rücken an der Wand stehen, Zeit und Geld aufbringen, um Bilddokumentationen in Auftrag zu geben. Die Werke der Berufsfotografen hingegen bedienen den Markt.
Wer diesen bedient, dem fällt das Täuschen nicht mehr schwer. Ein Augenzeuge berichtet im Film, wie Rädelsführer gefangengenommen, vors Standgericht gestellt und erschossen werden. Das Bild jedoch zeigt den an den Kämpfen völlig unbeteiligten Eisendreher Johann Lehner, der irrtümlich als *„Spartakist“* gefangen genommen, mißhandelt, fotografiert und ermordet wird.
Vieles läßt der Autor unerwähnt: Die höchst moderne Umgestaltung der Universität, wie sie Gustav Landauer plante, oder den außergewöhnlich hohen Anteil von Frauen an der Revolution. Schon im Zusammenhang mit den Januarstreiks 1918 werden neben Eisner und zwei weiteren Männern Emilie und Babette Landauer und Sarah Sonja Lerch verhaftet. Neben der im Film als einzige erwähnten Anita Augspurg engagieren

Der an den Kämpfen unbeteiligte 18jährige Eisendreher Johann Lehner vor seiner Ermordung durch Angehörige des Bataillons Ulm

sich führende Pazifistinnen wie Lida Gustava Heymann, Lucy Hoesch-Ernst oder Sora Max. Gertrud Baer leitet das neu geschaffene Referat für Frauenrecht im Ministerium für soziale Fürsorge. Hedwig Kaempfer, Rosa Aschenbrenner und Mathilde Baumeister wirken im Revolutionstribunal. Thekla Egl, USPD, Mitglied des „Bundes sozialistischer Frauen", Krankenschwester in der Roten Armee, reist am 30. April mit zwei Arbeitern als Parlamentärin nach Dachau.
Der Film erzählt viel und versäumt zugleich, vieles zu berichten. Abertausende Münchnerinnen und Münchner befinden sich Anfang Mai in Gefangenensammelstellen. Über 5.000 Menschen werden in den folgenden Monaten verurteilt; bis zum 1. Oktober 1919 bleibt München unter Kriegsrecht gestellt.
Eugen Leviné wird am 3. Juni zum Tode verurteilt. Am 4. Juni verhaften Polizei und Militär weitere 150 Arbeiter; ein Aufruhr soll vermieden werden. Die sozialdemokratischen Minister der Koalitionsregierung verhindern die Vollstreckung des Todesurteils nicht. Ernst Schneppenhorst weist später darauf hin, gegen das Urteil gestimmt zu haben. Schämt er sich? Nicht nur hier fände sich Stoff, der interessiert und zu Fragen motiviert!
Der Film beansprucht Gültigkeit für ganz Bayern, beendet aber die Kämpfe zwischen „Rot" und „Weiß" in München. Tatsächlich ziehen sich Teile der Roten Armee nach Rosenheim zurück, gefolgt vom Freikorps Oberland. Erst in der Nacht vom 3. auf den 4. Mai kapitulieren die Rotgardisten. Bürgermeister Schumann und sein achtzehnjähriger Sekretär werden danach bestialisch mißhandelt und ermordet.
Die einseitige Einordnung der Ereignisse setzt mit der Niederschlagung der Räteherrschaft in München Anfang Mai 1919 ein. Die Sieger legitimieren ex post ihr grausames Vorgehen damit, daß sie in ihrer „Geschichtsschreibung" ein Zerrbild der Münchner Revolution malen. Diese interessengeleitete Sicht mündet nahtlos in die Propaganda der Nazis, die nach 1945 latent weiter wirkt.

Werkzeuge

Während der Film die Ereignisse um die Mitte des April 1919 schildert, ist ein Porträt von Towia Axelrod zu sehen, das in der Polizeidirektion München nach Mitte Mai 1919 angefertigt wurde. Immer wieder erscheinen erkennungsdienstliche Aufnahmen von Protagonisten der Ereignisse, ohne diese vermeintlich realistischen Abbilder zumindest im Insert zu kommentieren. Dieser Kommentar könnte auf die Zusammenhänge von Porträt, Entstehungskontext, subjektiver Wirkungsfunktion und Rezeptionsgeschichte hinweisen.
Einige der „Verbrechervisagen" (Revolutionäre sehen dich an!) dienen später Otto von Kursell als Vorlagen für antisemitische Propaganda-Zeichnungen. Menschen werden in gestellten Bildern vorgeführt, die sie erniedrigen, entwürdigen, entmenschlichen und beleidigen. Das Merchandising der Sieger wirkt noch im Jahr 2001.
Die eindrückliche, sezierende Bildanalyse von Rudolf Herz und Dirk Halfbrodt hat akribisch auf diese Zusammenhänge hingewiesen: *„Sie wirken wie miese Charaktertypen, bloßgestellt auf einem Stuhl vor heller Wand, und lassen in dunkle Machenschaften verwickelte Gestalten vermuten, die dem Betrachter etwas zu verbergen haben, vermeiden sie doch den Blickkontakt. Die Inszenierungen wurden nicht einheitlich*

vorgenommen. Im Gegensatz zu Leviné und Axelrod bekam Toller für dieses Porträt keine Kopfbedeckung aufgesetzt und wirkt vergleichsweise bieder. Der polizeilich arrangierte Leviné gibt das Bild einer zwielichtigen Gestalt mit Schiebermütze und unkorrekter Kleidung ab. Das Haupt ist kahl geschoren, das unrasierte Gesicht wirkt schmutzig. Der Hemdkragen ist viel zu weit, Levinés Hals kann ihn nicht füllen und ragt aus der Kleidung."[14]

Wer Fotografien und Filme als originäre historische Quellen gering schätzt, verschließt sich einen außergewöhnlichen Zugang zur Geschichte. Bilder berichten bei genauerer Betrachtung anders als das geschriebene Wort vom Vorher und Nachher, sie lassen in Prozesse hineinsehen und diese begreifen und sie streichen verborgene Aspekte heraus. Sie erzählen auch von der besonderen Situation ihres Schöpfers, schildern seine Weltsicht, seine Ängste, seine Absichten. Treten sie als Beiwerk auf, geraten sie entweder in eine neutralisierende Konkurrenz zum Text oder erfüllen zum wiederholten Mal die Aufgaben, die ihnen bereits zur Zeit ihrer Entstehung mitgegeben wurden. Indessen ist die einmalige Möglichkeit, jenseits von wortreichen Beschreibungen und Interpretationen einen komplexen Blick in die Vergangenheit zu werfen, vertan.

Die Protagonisten des Geschehens tauchen nur schemenhaft auf und verschwinden gleich Marionetten in einer Welt am Draht. Sie würden gerne von sich erzählen, aber sie bleiben sprachlos, sie werden erzählt. In einer Welt am Draht - abgeschlossen, vollständig, zeitlos - darf nichts anderes thematisiert werden als ihre Simulation.

Nicht nur die Protagonisten haben ihr Leben verwirkt und ihre vereisten Rollen zu spielen, auch Objekte und Quellen erfüllen lediglich Zwecke. Es überrascht nicht, daß weder der erste noch der zweite Teil des Films in einem Nachspann auf die Fundorte der Quellen hinweist; er bewegt sich hier in einer Grauzone. So gehört zum Beispiel der USPD-Ausweis von Karl Ruhland zu den Beständen des „Archivs der Münchner Arbeiterbewegung". Nicht nur diese Archivalie wurde offenbar ohne Genehmigung des Leihgebers verwendet.

Schließlich verhindert die narrative, tagebuchartige Aneinanderreihung der Ereignisse nachgerade die Einordnung des Geschehens in Zusammenhänge. Der nicht informierte Zuschauer ist verwirrt, und da kommt Wilhelm Hoegner gerade recht. Er erörtert: *„Das Aufkommen des Nationalsozialismus und der Anhang, den Hitler dann fand, der läßt sich nur erklären, wenn man bedenkt, daß diese Räteherrschaft die geistigen Grundlagen, wenn man von solchen sprechen kann, dazu gelegt hatte. Einmal Empörung gegen den Bolschewismus im Allgemeinen, zweitens Identifizierung des Judentums mit dem Bolschewismus, weil zufällig eine Anzahl von Führern der Rätezeit Juden gewesen waren. Darauf gründete Hitler seine Agitation."*

Dieses bizarre Resümee beschließt an prominenter Stelle den Film. Sollte das wirklich die einzig gültige Erkenntnis aus der Geschichte sein: Die Kommunisten sind die Geburtshelfer des Nationalsozialismus?

Mit Verlaub sei darauf verwiesen: Die KPD wird am 1. Januar 1919 gegründet, politisch motivierten Antisemitismus, völkischen Irrationalismus und deutschnationalen Chauvinismus gibt es schon im 19. Jahrhundert!

---

14 Rudolf Herz/Dirk Halfbrodt, Revolution und Fotografie - München 1918/19, Berlin 1988, S. 247.

Nachwirkung

Daß wir mit Vorliebe hören, was uns gefällt, und sehen, was wir sehen wollen, daß den Rezipienten selektive Wahrnehmung auszeichnet, daß er in der Regel das Kunstwerk vollendet, läßt genauso wenig zwingende Schlußfolgerungen zu wie eine kleine, nicht repräsentative Umfrage unter Bekannten: Diejenigen, die sich in den Ereignissen ein wenig auskennen oder gar der Zunft der Historiker angehören, ohne jedoch über den Stand der aktuellen Forschung informiert zu sein, ziehen häufig ein positives Resümee: Gut, daß das Thema umfassend behandelt wird; Kompliment, daß sich der Bayerische Rundfunk der schwierigen Materie annimmt; prima, daß alle parteiischen Seiten zu Wort kommen.
In der anderen Gruppe der „Nichtfachleute" herrschen neben Verwirrung auch Beurteilungen vor. Die häufigsten sind: Die Wurzeln des Nazismus liegen in der Rätezeit. Viele Juden haben sich bei der radikalen Linken engagiert. Das hätten sie nicht tun sollen; Auschwitz war ihr Schicksal; Fanatismus zahlt sich naturgemäß nicht aus!
Es ist zu vermuten, daß der Film seinen sozialtherapeutischen Auftrag erfüllt hat.

Zielsetzung

Das Bayerische Fernsehen hat dem Autor des Films ganz offensichtlich eine parteiische Supervision zur Seite gestellt. Auch die vier im Abspann erwähnten Redakteurinnen und Redakteure schienen unfähig zu sein, die Fülle der Mißverständnisse, Fehlinterpretationen und Flüchtigkeitsfehler wahrzunehmen. Vermutlich haben Autor und Redakteure nicht einmal die neueren, zentralen Veröffentlichungen über Revolution und Rätezeit in Bayern zur Kenntnis genommen.
Der außerakademische Spezialist forscht am Detail. Seine zumeist um Gotteslohn erarbeiteten Ergebnisse kann er, wenn er einen Sponsor findet oder gar geheime Zugänge zum verwinkelten Wissenschaftsbetrieb kennt, zumindest veröffentlichen, meist als Aufsatz oder in einem Heft - natürlich in winziger Auflage. Auf dem Humus jener vielen Einzelstudien wachsen Werke, die das Urmaterial zusammenfassen und verallgemeinern. Diese Schriften dienen wiederum einer erneuten generalisierenden Zusammenfassung, die sich unendlich wiederholt. Die Hierarchie in der Historiographie filtert und schematisiert unter ideologischen Prämissen. Ein Prozeß, der sogar bewirken kann, daß alle das eine behaupten und am Ende das Gegenteil dieser Behauptung „wahr" geworden ist.
Der journalistisch tätige Filmautor sieht sich einer verwirrenden Vielzahl von Äußerungen zum Thema gegenüber. Er ist auf Hilfestellungen und Wegweiser im Gestrüpp der Tatsachen und Meinungen angewiesen. Natürlich wendet er sich, wenn er Unterstützung braucht, an den, der ihm am häufigsten empfohlen wird, und er landet bei dem, der aufgrund seiner Stellung in der Hierarchie der Historiographie oben steht und daher über Definitionsmacht verfügt.
Der Journalist, häufig ein „freier" Mitarbeiter, muß sein Werk bei der Redaktion der Zeitung oder des Senders verkaufen. Wenn er nicht lernt, die Erwartungen seines „Arbeitgebers" zu erfüllen, landet er schnell wieder auf dem „freien Markt". Diese Per-

spektive lähmt, und um funktionieren zu können, bleibt ihm nichts, als sich mit den Prämissen dieser Existenz freudig zu identifizieren.
Der alte Vers *„Wes' Brot ich ess', des' Lied ich sing'"* greift hier zu kurz. Es ist nicht direkter Druck, der Wohlverhalten erzwingt. Es ist vielmehr die freiwillige Selbstaufgabe dessen, der sich weigert, die ökonomische Logik zur Kenntnis zu nehmen und Konsequenzen daraus zu ziehen.
So erklärt sich, daß eine Meinung durchschlägt, daß ein angeblich ausgewogenes, aber von vornherein feststehendes Geschichtsbild vermittelt wird. Alle Bilder, alle Dokumente und Aussagen werden diesem Geschichtsbild eingepaßt und dienen nur einem Zweck, ununterbrochen Mythen über die bestehenden Verhältnisse zu produzieren, damit keine Fragen mehr aufkommen. *„Die Mythen sind nichts anderes als das unaufhörliche, unermüdliche Ersuchen, die hinterlistige und unbeugsame Forderung, die verlangt, daß alle Menschen sich in dem ewigen und doch datierten Bild erkennen, das man eines Tages von ihnen gemacht hat, als ob es für alle Zeiten sein müßte. Denn die Natur, in die man sie unter dem Vorwand, sie ewig zu machen, einsperrt, ist nur eine Gewohnheit."*[15]

Nachspiel

Der Autor dieser Zeilen verfaßte einen Brief an den Bayerischen Rundfunk, in dem er ausgewählte Fehler und Versäumnisse im Film auflistete. Er rechnete mit einem freundlichen Dankschreiben und erwartete im übrigen, daß alles beim Alten bleibt. Oder doch nicht?
Für den 10. Juli 2001 lud das „Archiv der Münchner Arbeiterbewegung"[16] zu einer Diskussion in den Zenzl-Mühsam-Saal in der Schwabinger „Seidlvilla". Auf dem Podium saßen eine Vertreterin des Bayerischen Rundfunks, zwei Rundfunkräte und Mitglieder des Archivs. Im überfüllten Saal gingen die Wogen hoch. Eine anwesende Kollegin meinte: *„Wer nicht weiß, was in jüngerer Zeit geforscht und veröffentlicht wurde, ist vom Film vielleicht begeistert, die anderen schütteln hilflos den Kopf und vermuten: Wenn die Filme mit Themen, in denen man sich auskennt, so katastrophal sind, und die Uninformierten finden diese gut, ist es mit anderen Filmen nicht anders. War der Streifen über den Dreißigjährigen Krieg ähnlich miserabel, und man hat nichts gemerkt?"* Die Vertreterin des Rundfunks verteidigte, was nicht zu verteidigen war, und gegen Ende der Veranstaltung meinte ein Herr aus dem Publikum: *„Ich weiß, was Manipulation ist, denn ich mach' seit 34 Jahren Fernsehen."*
Schließlich kam es am 30. Juli 2001 in den Räumen des Bayerischen Fernsehens in Freimann zu einer kontroversen Aussprache. Neben dem Autor des Films, einem Gutachter und mehreren Redakteuren waren wiederum zwei Rundfunkräte und einige Filmkritiker anwesend. Eine Konsequenz hatte dieses Treffen: Der Film, so wurde versichert, wird nicht noch einmal ausgestrahlt.

---

15 Roland Barthes, Mythen des Alltags, Frankfurt/Main 1964, S. 147.
16 Das überparteiliche Archiv sammelt und archiviert Zeugnisse der Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. Mit Ausstellungen und einer eigenen Schriftenreihe tritt es regelmäßig an die Öffentlichkeit. Die Abbildungen zu diesem Text entstammen den Beständen des Archivs. Kontakt: Archiv der Münchner Arbeiterbewegung, Ebenböckstraße 11, 81241 München, Tel.: 089 - 83 44 683.

Die Frau als Anarchistin

Redaktionelle Vorbemerkung

Am 10. September 1901 berichtete die „Castroper Zeitung" über das am 6. September von dem Anarchisten Leon Czolgosz verübte „Mordattentat auf den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika" William McKinley. *„Seit Lincoln"*, hieß es in dem Artikel, *„hat Niemand mehr für die Größe und die Macht der Vereinigten Staaten gethan als MacKinley. Vom europäischen Standpunkte aus erscheint seine imperialistische Politik vielfach bedenklich und verhängnisvoll, vom amerikanischen ist sie trotz aller ihrer Miß- und Übergriffe hoher Bewunderung werth. Ob das Attentat des anarchistischen Meuchelmörders, eines Polen Namens Czolgosz, sich gegen diese Politik im Allgemeinen richtete oder bloß der Niederschlag der durch den großen Eisenarbeiter-Ausstand erhitzten Leidenschaften war, bedarf noch der Aufklärung."*[1] In der folgenden Ausgabe hieß es in einem Artikel „Zum Mordanschlag auf McKinley", Czolgosz habe erklärt, *„daß er lediglich unter dem Einfluß anarchistischer Schriften gehandelt"* und *„keinen Mitwisser (habe)"*. Das angesprochene anarchistische Milieu wurde direkt im Anschluß in einem kurzen Artikel „Die Anarchisten" ausgeleuchtet: *„Schon wieder hat ein fluchwürdiger Verbrecher die Hand gegen ein Staatsoberhaupt erhoben, und uns vor die bange Frage gestellt, wohin der furchtbare Wahnwitz führen soll, der in den letzten Jahren die Welt so oft mit Entsetzen erfüllt hat. Seit der verbrecherischen That des Anarchisten Caserio gegen den Präsidenten Carnot vor wenig mehr als 7 Jahren hat dieser Abschaum der Menschheit so furchtbar oft Beispiele seiner jeden Vorstellungsvermögens spottenden Gesinnung gegeben, daß die anarchistische Gefahr thatsächlich als die größte für ein Staatswesen und ihre Bekämpfung als die erste Pflicht jedes Volkes und jedes einzelnen seiner Glieder angesehen werden muß. Dem Anarchisten Luccheni fiel die Kaiserin Elisabeth von Österreich in Genf, dem Anarchisten Bresci König Humbert von Italien in Monza zum Opfer. Die That in Buffalo ist einfach unbegreiflich. Läßt der verbrecherische Wahnwitz, der den Mordgedanken gegen gekrönte Häupter gebiert, noch eine Spur von Logik erkennen, insofern es sich um ein Staatsoberhaupt handelt, das durch das Recht seiner Geburt und für die Zeit seines Lebens Herr im Landes ist, so entbehrt die Ermordung eines Präsidenten, der doch nach kurzer Amtsthätigkeit sowieso wieder von dem Gipfel verschwindet, jede Möglichkeit, auch nur eine einzige Erklärung für sie zu finden. Es ist eben nicht anders, die Anarchisten sind reißende Thiere, jeder menschlichen Regung bar, und daher ist es ein Gebot der Selbsterhaltung, daß die Staaten gegen diese Verbrecherbande mit den schärfsten Ausnahmegesetzen vorgehen. Wenn Anarchisten, die doch ohne Ausnahme zu den Königs- und Präsidentenmördern in mehr oder weniger nahen Beziehungen stehen, öffentliche Versammlungen veranstalten, eigene Zeitungen herausgeben und sich gebärden dürfen, wie jeder andere Staatsbürger eben nur auch, dann begeht der Staat, der dies duldet, bereits eine Unterlassungssünde, die sich unter Umständen in furchtbarster Weise strafen kann. Internationale Bekämpfung zersplittert nur die Kräfte, jeder Staat fege vor seiner Thür, aber so gründlich, daß von dem verbrecherischen Geschmeiß auch nicht ein einziges Individuum übrig bleibt. In*

1 Castroper Zeitung (Castroper Anzeiger). Amtliches Organ für den Landgerichtsbezirk Dortmund und amtliches Organ für die Aemter Castrop und Mengede, Nummer 108/10. September 1901, Erstes Blatt.

Deutschland ist die Zahl der Anarchisten ja gottlob noch verhältnismäßig gering und hier wäre es wohl möglich, das Gesindel, das so wenig eine Existenzberechtigung hat wie das schlimmste Ungeziefer, vollständig auszurotten."[2] Zwei Tage später wurde in der folgenden Ausgabe aus den „*von dem Mordbuben zu Protocoll gegebenen Aussagen*" zitiert: „*Ich bin vor 29 Jahren in Detroit geboren, meine Eltern waren russische Polen, die vor 42 Jahren nach Amerika kamen. Ich habe viele Bücher über Socialismus gelesen und viel mit Socialisten verkehrt, bin auch selbst in den westlichen Staaten als Socialist ziemlich gut bekannt. Ich habe ebenfalls unter den Anarchisten im Osten viele Freunde, und nachdem ich persönlich viel Unglück gehabt hatte, wurde ich verbittert und neidisch, und als ich schließlich den anarchistischen Vorlesungen der bekannten Emma Goldmann wiederholt beigewohnt hatte, wurde der wüthende Drang, Jemand zu tödten, übermächtig in mir. Diese Dame enthusiasmirte mich mit der Doctrin, daß alle Herrscher der Welt vertilgt werden müßten, und ich war schließlich fest überzeugt, daß ich berufen sei, etwas Heroisches für die Sache zu thun, der ich zugeschworen hatte. Ich kam vor acht Tagen von Chicago nach Buffalo mit dem festen Entschluß, den Präsidenten zu erschießen, ohne jedoch einen festen Plan betreffs der Ausführung dieser Idee zu haben. Der Entschluß, den Präsidenten zu tödten, wurde mit jedem Tage fester in mir, und ich kaufte schließlich den Revolver und die nöthigen Patronen.*" „*Die verhaftete Anarchistin Emma Goldmann*", so hieß es in

Der Präsidentenmörder Czolgosz.

dem Artikel weiter, „*leugnete zuerst, die Gesuchte zu sein. Als sie von der Polizei vernommen wurde, erklärte sie, daß sie den Attentäter Czolgosz nur einmal gesehen habe, und zwar am 7. Juli, als er im Hause der Familie Isaaks in Chicago, wo Emma Goldmann war, gewünscht hatte, sie zu sprechen; sie sei aber gerade fortgegangen, um sich zur Eisenbahn zu begeben. Er habe sie dann zum Bahnhofe begleitet und nur einige Worte mit ihr ausgetauscht. Sie leugnete, daß sie irgend etwas gesagt habe, was darauf berechnet gewesen sei, Czolgosz zu dem von ihm begangenen Verbrechen zu verleiten. Isaaks, der bereits in Haft sich befindet, ist angeblich der Herausgeber anarchistischer Schriften. Morris, in dessen Hause Emma Goldmann angetroffen wurde, wurde ebenfalls verhaftet. Emma Goldmann wird angeklagt, mit Isaaks und*

2 Castroper Zeitung (Castroper Anzeiger). Amtliches Organ für den Landgerichtsbezirk Dortmund und amtliches Organ für die Aemter Castrop und Mengede, Nummer 109/12. September 1901.

anderen bereits Verhafteten sich verschworen zu haben, McKinley zu ermorden."[3] Nachdem in der folgenden Ausgabe der „Castroper Zeitung" der Tod McKinleys gemeldet worden war, folgte eine Ausgabe später ein Artikel „Bestien in Menschengestalt", in dem die *„internationale Solidarität der Völker gegenüber den Bestien in Menschengestalt"* beschworen und anschließend gefordert wurde, *„daß man in Nordamerika, wo man lange viel zu schwach den Bestrebungen des Anarchismus gegenüberstand, nun endlich Einsehen haben und Menschen, die keine Menschen sind, auch so behandeln möge, wie sie es verdienen". „Es gibt nur wenige Thiere"*, so hieß es weiter, *„die zwecklos, aus reinem Blutdurst morden. Und sie werden schonungslos vernichtet. Ist ein Mensch, der Sinn, Vernunft und Verstand hat, etwa geringer einzuschätzen und milder zu behandeln, weil er weiß, was er thut, während ein unvernünftiges Geschöpf davon keine Ahnung hat? Doch just im Gegentheil. Wer auf Mitleid Anspruch erheben will, der muß doch mindestens eine Spur von mildernden Umständen beibringen, und die fehlen im vorliegenden Falle geradeso, wie in den früheren. Seltsame, excentrische Leute reden von einem politischen Verbrechen. Aber das ‚politische' ist hier nichts wie Redensart. Im ‚classischen' Alterthum Griechenlands war der Tyrannenmord eine lobenswerthe That, aber wo sind die heutigen Staatsoberhäupter Männer, die den freien Volkswillen irgendwie wehren können? Doch nicht einmal in der Einbildung. Und nun gar alle diese anarchistischen Opfer: McKinley, König Humbert, die Kaiserin Elisabeth, Präsident Carnot usw. Es ist traurig, daß man es überhaupt für möglich halten muß, daß gegen sie diese Schandthaten in Scene gesetzt wurden. Mit eisernem Besen muß dieser Verbrecherwinkel ausgekehrt werden, rücksichtslos muß mit diesen Elementen Abrechnung gehalten werden, und Abrechnung heißt Vernichtung. Man sollte - ohne der Gerechtigkeit vorzugreifen - auf ein endlos langes Gerichtsverfahren sich gar nicht einlassen, welches die Wirkung des Urtheils schließlich verblassen läßt. Kurz und scharf, wie die That, so auch die Rechtsprechung, und diese sollte nur auf den Tod lauten. Wir leben in einem Zeitalter der Humanität, wir erkennen Jedem sie zu, aber es ist doch selbstredend, daß sie da nur am Platze ist, wo auch Jedem gegenüber Humanität geübt werden soll. Wer sich unter das Vieh mit seinen Leidenschaften herabwürdigt, der soll sich auch nicht wundern, und darf sich vor Allem nicht wundern, wenn er entsprechend behandelt wird. - Und so muß er behandelt werden, gerade zum Schutze der Humanität, die sonst leeres Phrasenthum wird!"* Abschließend wird noch gemeldet, daß *„der Anarchist Johann Most dem Gerichte vorgeführt (wurde). Der Richter erklärte, er glaube nicht, daß der in Most's Blatt erschienene Hetzartikel mit dem Verbrechen in Buffalo in Verbindung stehe. Most wurde darauf gegen eine Bürgschaft von 500 Dollars freigelassen."*[4] In der nächsten Ausgabe der „Castroper Zeitung" erschien dann der im folgenden dokumentierte Artikel „Die Frau als Anarchistin".[5]

---

3 Castroper Zeitung (Castroper Anzeiger). Amtliches Organ für den Landgerichtsbezirk Dortmund und amtliches Organ für die Aemter Castrop und Mengede, Nummer 110/14. September 1901. Die Abbildung des „Präsidentenmörders Czolgosz" ist der Ausgabe 116/28. September 1901 der „Castroper Zeitung" entnommen, in der berichtet wurde, daß *„der Gerichtshof in Buffalo erkannte..., daß Czolgosz des Mordes im ersten Grade schuldig sei"*.

4 Castroper Zeitung (Castroper Anzeiger). Amtliches Organ für den Landgerichtsbezirk Dortmund und amtliches Organ für die Aemter Castrop und Mengede, Nummer 112/19. September 1901. Erstes Blatt.

5 Castroper Zeitung (Castroper Anzeiger). Amtliches Organ für den Landgerichtsbezirk Dortmund und amtliches Organ für die Aemter Castrop und Mengede, Nummer 115/26. September 1901, Zweites Blatt. Für die Redaction verantwortlich: Heinrich Schmitz in Castrop.

Emma Goldmann, die vielgenannte Anarchistin, die den Verüber des Attentats auf den Präsidenten McKinley zu diesem Verbrechen inspirirt haben soll, deren Bild wir vorstehend bringen, ist der Typus der russischen Nihilistin, die, aus ihrem Heimathlande entwichen, auch im neuen Vaterlande den wahnwitzigen Grundsätzen ihres Glaubens getreu bleibt. Es ist zwar ursprünglich zwischen Nihilismus und Anarchismus ein gewaltiger Unterschied. Aber der erstere führt leicht zum letzteren, wie die Thatsache zeigt, daß die Anarchisten sich vorzugsweise aus den Reihen der Nihilistinnen rekrutiren.

Man ist im allgemeinen sehr wenig darüber unterrichtet, was denn eigentlich eine richtige Anarchistin ist, wie sie das geworden ist, was sie ist, womit sie ihre Zeit verbringt, wie sie sich mit ihrem Gewissen abfindet, mit den Lehren der Religion, der Sitte, den Staatsgesetzen und den Gesetzen ihres Geschlechtes. Viele halten sie für etwas wie eine wild gewordene Art Apostel der Frauenemancipation. Sie ist aber nichts weniger als das. Die echte Anarchistin ist zum Theil Enthusiastin, zum Theil Mystikerin und Fanatikerin, zum Theil Verbrecherin. Sie gibt sich ganz und gar ihrer Sache hin, opfert dieser alles und sieht den kommenden Leiden und dem Tod mit der Ruhe einer religiösen Märtyrerin entgegen. Diese Eigenschaften, die man in ihrer ganzen Vollendung fast nur bei der Sklavin findet, machen die echte Anarchistin aus. Sie ist, wie Apostel gewöhnlich, ganz urplötzlich „bekehrt“ worden. Sie hat irgend etwas irgendwo gelesen oder gehört, das ihr die neue Welt eröffnet. Und von der Stunde dieser Erleuchtung an ändert sie ihr Dasein, ihre Lebensziele. Von nun an widmet sie sich mit einem Eifer, der eines besseren Zieles würdig wäre, mit der ganzen Hingebung, deren das Weib, und nur das Weib, fähig ist, der Förderung ihres neuen Ideals. Ihr glühender Haß wendet sich gegen alles, was sie über Bord geworfen; sie unternimmt fortan jedes, auch das todtbringende Wagniß, um ihre Ueberzeugung zu bethätigen. Vor allem aber wird sie eine begeisterte Priesterin, eine Predigerin, Inspiratorin, eine Art Jeanne d'Arc, die mit der „Oriflamme“ ihre Truppen zum Kampfe führt. Eine der hervorragendsten und bekanntesten Anarchistinnen dieser Art war Sophie Perovskaya, die Mitmörderin des Zaren Alexander II. Sie war nicht, wie so viele ihrer anarchistischen Mitschwestern, aus einer niedrigen Volksclasse hervorgegangen, im Gegentheil eine

Dame von Geburt und Erziehung. Ihr Vater, ein russischer General, war Militärgouverneur von Petersburg. Den ersten Anstoß zu ihrer Verirrung gab ihr die Lectüre berühmter Socialisten, wie Marx und Lassalle, aber auch englische Schriftsteller, John Stuart Mill und Buckle, hatten auf sie den tiefsten Eindruck gemacht. Nun drängte es sie, ihre Idee auch anderen mitzutheilen. Ohne sich um die socialen Folgen zu kümmern, die ein Schritt, wie sie ihn plante, in Rußland haben würde, verließ sie ihr Elternhaus und stieg zur gemeinsten Menge hernieder. Ihr Ziel war die Wiedergeburt ihres Volkes; die Mittel, die sie hierfür wählte - es waren dieselben, die nachher zu so fürchterlichem Erfolge führten.

Dieses junge und verwöhnte Mädchen, der Stern ihrer Gesellschaftskreise, der Abgott ihrer Eltern, kleidete sich fortan dem armseligsten Weibe gleich; nicht einmal einen Hut setzte sie mehr auf, sondern wickelte einen Shawl um ihren Kopf, wie die Frauen der untersten russischen Classen das thun. Ihre Genossen waren grobe, handfeste, junge Kerls, die von keinen höflichen Sitten etwas wußten, und denen Sittlichkeit ein hohler Begriff war. Nicht daß sie gerade die Unsittlichkeit offen auf ihr Panier geschrieben hätten! Aber kleinbürgerliche Fragen kamen bei Leuten, die höhere Dinge erstrebten, überhaupt nicht in Betracht, sie waren ihnen Nebendinge, über die man garnicht nachdenkt und spricht. Sophie galt unter ihnen als die Frau irgend jemands, gleichgiltig wessen. Man las Bücher miteinander, plante und complottirte. Sie war von Haus aus ein zartes Geschöpf, und dieser Umstand bereitete ihr viel Unannehmlichkeiten. Denn bei ihrer jetzigen rohen Sippe galt Kränklichkeit, galten weiße, gepflegte Hände als etwas unsäglich Verächtliches. Und nun gar körperliche Sauberkeit! Die wurde fast absichtlich auf das äußerste verpönt, ein Punkt, über den Sophie nicht so leicht hinwegzukommen vermochte. Sie trainirte sich deshalb in jeder Weise, um sich zu vergröbern. Sie schleppte die schwersten Lasten auf ihren schwachen Schultern, auf Kopf und Rücken, und brachte sich so nach und nach ganz auf das Niveau ihrer Umgebung. Sie führte mit ihren Spießgesellen ein Zigeunerleben. Viele von ihnen hatten weder Schlafstätte noch Behausung. Am Tage von der Polizei gehetzt, schmiedeten sie des Nachts ihre Complotte. Einige gaben Sophie bei sich Unterschlupf, andere sandten sie zu Freunden. Verbotene Bücher und Schriften, die sie mit einander lasen, mußten von Ort zu Ort geschmuggelt werden. Ein Gelöbniß band diese Gesellschaft nicht. Es war auch überflüssig; denn Niemand wurde zugelassen, der nicht von zuverlässigen Genossen als feste Hand und ganzer Kerl eingeführt worden war.

Einige Tage vor der Ausführung des Complottes gegen den Zaren wurde Tscheljabow, einer der Hauptverschworenen dieser Gesellschaft, ins Gefängniß geschleppt. Ihm war die Aufgabe geworden, den Mordgesellen das Nahen des Kaisers anzuzeigen.

Sophie sprang sofort für ihn ein und übernahm seinen Platz. So wartete die Anarchistin auf dem Kai ihres Opfers. Ruhig schritt sie auf und nieder, bis plötzlich der Schlitten des Zaren sichtbar wurde. Da gab sie das verabredete Signal und sah mit eigenen Augen die That gethan: den Kaiser in der fürchterlichsten Weise zerschmettert. Und dieses selbe Weib starb, da sie wenige Wochen später hingerichtet wurde, als sähe sie die lieben Englein und sich auf ihren Flügeln ins Elysium getragen. Sie, die an nichts glaubte, als an den Anarchismus.

Die Perovskaya ist der echte Typus des anarchistischen Weibes. Man findet freilich Frauen genug in Anarchistenkreisen, aber sie sind meist keine Typen, sie gehen eben

nur so im Gros der Partei mit. Ihnen fehlt alles, was die Wahnwitzigen auszeichnet: der perverse Enthusiasmus für ihre Sache, die Hingebung, und der wohl im Grunde pathologische Drang zum Märtyrerthum. Denn nur diese Eigenschaften kennzeichnen das echte, zum Anarchismus verirrte Weib.

Da war einmal eine andere Anarchistin, gleich Sophie Perovskaya, wohlerzogen, tugendhaft - ehe sie in Anarchistenkreise gerieth - und voll Enthusiasmus für die Sache der „Erzfeinde des Menschengeschlechts". Befragt, wie sie diesen Lehren gewonnen wurde, gab sie frank und frei die Geschichte ihrer „Bekehrung" zum Besten. „Das kam so ganz allmählich", - gestand sie. „Ich hatte Freunde, die man verhaftete, auf bloßen Verdacht hin, und verurtheilte sie für unbegangene Verbrechen. Das schmerzte mich tief. Warum fragte ich, ist so etwas möglich? Das System, sagte man mir, bringt so etwas zu Wege. Das System? So muß man das System über den Haufen werfen. Ja, aber das System ist eng mit dem ganzen Bau der menschlichen Gesellschaft verknüpft, und wer ihr System angreift, der stürzt diese.... So stürze sie, war meine Antwort. Und weiter – als ich sah, wie kalt und herzlos die Menschen an dem grenzenlosen Elend ihrer Brüder und Schwestern vorübergingen, da verlor ich alles Mitgefühl mit dem hartherzigen Geschlecht, mit seinen Lehren und seinem Glauben, und – und wurde Anarchistin. Freilich – unser Erfolg mag noch lange, lange ausbleiben. Jahrhunderte mögen darüber hingehen, zuletzt bricht der Morgen der Erlösung doch an. Ich selbst werde jenen Tag nicht erleben. Ich werde im Gefängniß oder auf dem Henkerblock enden, aber das schreckt mich nicht; mich tröstet die Zuversicht, daß andere nach mir ernten werden, was ich zu säen geholfen habe."

Auf die etwas delicate Frage, wie ein sonst edeldenkendes Weib sich zu den anarchistischen Begriffen über Moral und Keuschheit stelle, erwiderte unsere Anarchistin, nicht ohne Erröthen: „Solche Dinge stürzen das eine mit dem andern. Das sind alles Satzungen, von Menschen gemacht, und man darf sie zum Besten der Menschheit wohl brechen. Wenn ein Mädchen Anarchistin wird, so begräbt sie schon ihren guten Ruf - was braucht da noch anderes ihren Austritt aus der Gesellschaft zu überleben?"

Dieses arme, verlorene Kind, das solchergestalt sich über die edelsten Güter des Weibes und der Menschheit hinwegsetzen konnte, sie endete, wie sie gelebt hatte, als Anarchistin. Ins Gefängniß gerathen, zeigte sie sich renitent, revoltirte gegen das Reglement, wurde in der entehrendsten Weise gezüchtigt, und an einen Karren gekettet. Es gelang ihr zu entkommen, sie wurde aber von neuem wieder eingefangen. Diesmal entrann sie ihrem Häscher durch einen selbstgewählten, grausigen Tod. Man fand sie eines Morgens, halb verbrannt, todt in ihrer Zelle vor. Die Aerzte erklärten, sie müsse mindestens zwei qualvolle Stunden gebraucht haben, um sich mittels eines winzigen Lämpchens, das sie benutzte, zu Tode zu brennen. Nur der ungeheuerste Wille, die übermenschlichste Standhaftigkeit vermochte das auszuführen.

Sie wollte wahrscheinlich damit der Welt beweisen, daß eine Anarchistin entsetzliche Thaten nicht nur gegen Andere, sondern auch gegen sich selbst zu verüben im Stande sei.

Wie beklagenswerth, daß die edelsten Eigenschaften des Weibes an eine so unwürdige Sache verschwendet, zu so grauenhaften, fluchwürdigen Verbrechen gemißbraucht werden können!

Rezensionen und Hinweise

Peter Wende (Hrsg.), Große Revolutionen der Geschichte. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart, München: Verlag C.H. Beck, 2000, 391 S.

Die Revolution: Sie war, sie ist und sie wird sein. Einerseits haben sich ihrer heutzutage vor allem die Werbeagenturen angenommen, um alle paar Tage eine neue zu verkünden, sei es im Internet, in der Autoindustrie oder bei der Damenoberbekleidung. Andererseits muß sie periodisch auch immer wieder exorziert werden, wenn etwa einer ihrem „Mythos" noch nachrennen sollte, was meint: die geschichtliche Wirklichkeit radikaler und bewußter gesellschaftlicher Umwälzungen, die auf Befreiung zielen, reflektieren und als geschichtliche Möglichkeit weiterhin in Betracht ziehen will.

Der vorliegende Band will diese geschichtliche Wirklichkeit dem breiteren Lesepublikum näher bringen. Er enthält, neben der Einleitung des Herausgebers, die einen allgemeinen Revolutionsbegriff skizziert, zwanzig Aufsätze von Historikern und Politikwissenschaftlern, die sich, auf durchschnittlich 15 bis 20 Seiten, der Darstellung jeweils einer *„großen Revolution"* widmen. Ein Schwerpunkt liegt mit sieben Beiträgen auf den (früh-) bürgerlichen Revolutionsbewegungen vom Bauernkrieg bis 1848/49, ein anderer auf den Umwälzungen in der sogenannten Dritten Welt, von Mexiko über Kuba bis zum Iran. Drei Beiträge befassen sich mit sozialistischen Revolutionen (oder Revolutionsversuchen): der Pariser Kommune, der Russischen Revolution und der Revolution von 1918/19 in Deutschland. Daneben finden sich einerseits einige Aufsätze zu historischen Ereignissen, bei denen es teilweise sehr fragwürdig ist, ob sie, auch nach den in der Einleitung dargelegten formalen Kriterien des Herausgebers (rascher, gewaltsamer, illegal bewirkter institutioneller Umbruch, bei dem die subjektiven Orientierungen der Revolutionsakteure vom mit Freiheitsvorstellungen verbundenen Pathos des Neubeginns geprägt sind) überhaupt als Revolutionen bezeichnet werden können: die altorientalische „Revolution", die „große proletarische Kulturrevolution" oder auch die 68er „Revolution". Andererseits fehlen auch wichtige revolutionäre Bewegungen und Umbrüche, etwa die Spanische Revolution von 1936-1938 oder auch die Entstehung der griechischen Demokratie, die als Voraussetzung und Bezugsfeld fast aller Folgerevolutionen wirksam geworden ist.

Gleichwohl bieten die meisten Beiträge solide erste Einführungen in die Revolutionsgeschichte. Es wird im wesentlichen Ereignisgeschichte geschrieben, angemessen unterfüttert mit Darlegungen zu sozioökonomischen, politischen und kulturellen Rahmenbedingungen. Deutung und Erinnerung der Revolution indes sind kaum Gegenstand, obwohl hier ein zentraler Problemkomplex liegt. Denn Erinnerungsbilder, Projektionen und Bewertungen vergangener Revolutionen prägen (und hemmen) selbst die historische Erkenntnis und den weiteren historischen Verlauf. Selten als bewußte Tradition, sondern meist als - auf traumatische Erfahrungen zurückgehende – unbewußte „Krypta" im kollektiven Gedächtnis wirksam, verhindern sie oft gerade die bewußte Reflexion und Verarbeitung der geschehenden Geschichte. Die Bedeutung dieser Dimension drückt sich zum Beispiel auch im Titelmotiv des Bandes aus, das einen faustreckenden und Slogans skandierenden chinesischen Rotgardisten aus der „großen proletarischen Kulturrevolution" zeigt. Symbol des Revolutionärs? Oder nicht doch eher des modernen Konterrevolutionärs? Nicht nur die Revolutionen der Ereignis- und Strukturgeschichte bleiben also weiter zu erforschen und zu vermitteln. Auch die Ge-

dächtnis- und Verdrängungsgeschichte der Revolutionen muß in die Betrachtung einbezogen werden.

Harald Wolf

Malcolm Lambert, Häresie im Mittelalter. Von den Katharern bis zu den Hussiten, Darmstadt: Primus Verlag, 2001, 533 S.
Malcolm Lambert, Geschichte der Katharer. Aufstieg und Fall der großen Ketzerbewegung, Darmstadt: Primus Verlag, 2001, 408 S.

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte sich Franz Jung immer wieder mit der Geschichte der Albigenser. In einem Brief an Oskar Maurus Fontana vom 12. April 1948 erwähnte er einen von ihm geschriebenen *„Essay über die Albigenser"*, in dem er *„die damalige Krise zwischen Individuum und Kollektiv mit der heutigen in Parallele"* setzt und vierzehn Jahre später, am 14. Mai 1962, nannte er in einem Brief an Adolph Weingarten einen Essay über Wilhelm Reich *„eine Vorarbeit für das Albigenser Buch: die gerade Linie von Mani, Marcius, Frühchristentum zu den mittelalterlichen Mystikern und Dämonologen über Swedenborg, die Naturphilosophie, Fuhrmann, Reich, Jung und Freud zur Analyse der heutigen Gesellschaft, ihre Negierung, ihre Auflösung und den letzten Fußtritt gegen Politik, gegen Frieden etc - weil das alles Quatsch ist, einfach aufzuzeigen den Weg (und die Erlösung) zur Selbstzerstörung"*. Am 21. Mai 1952 kam auch Karl Korsch in einem Brief an seine Tochter Sibylle auf die Albigenser zu sprechen: *„Der wirkliche Ursprung der Vorstellung von Stufen und Phasen mit verschiedenen Aufgaben, deren Durchführung dann den Übergang zur nächsten Stufe einleitet, - die eigentliche Geheimquelle auch für Hegel und durch seine Vermittlung auch bei Marx, ähnlich aber wiederum etwas anders, direkter aber oberflächlicher, auch bei Engels -, sind nach meiner lange gefaßten Meinung die großen deutschen Mystiker des Mittelalters, etwa im 12. Jh. (von wo ich bekanntlich (?) überhaupt die Entwicklung des bürgerlichen Bewußtseins durch die Troubadours bzw. die dahinterstehenden und von ihnen mitgemachten ketzerischen Bewegungen der Albigenser usw. rechne)."* Ist es Zufall, daß zwei Häretiker der damals, in der Hochzeit des Kalten Krieges, noch als mächtig eingeschätzten sogenannten kommunistischen Weltbewegung in fortgeschrittenem Lebensalter auf die Albigenser stießen? Für beide, das geht aus den kurzen Hinweisen hervor, war die Beschäftigung mit den Albigensern kein historiographischer Selbstzweck. Der Einzelmensch, so Franz Jung in der in Band 9/2 seiner Werke veröffentlichten Fassung seines Albigenser-Essays, hat *„mit dem ganzen Theater, das die Geschichtsschreibung um ihn herum aufführt, eigentlich wenig oder nichts zu tun"*; eingebunden in einen vom *„technische(n) Fortschritt"* gegen alle *„Lebenstechnik"* überwucherten Zivilisationsprozeß hat der Einzelne *„Angst. Die Angst vor dem Leben, die Lebensangst"*: *„In dieser Welt muß etwas nicht richtig sein... Irgend etwas ist verloren gegangen... Nach diesem Verlorenen sucht der Mensch."* Man darf vermuten, daß die Hinweise Jungs und Korschs auf die ketzerischen Albigenser mit ihren eigenen Erfahrungen im Kontext der kommunistischen Bewegungen in den zwanziger und dreißiger Jahren, mit dem zweifellos auch in diesen Bewegungen zum Ausdruck kommenden Wunsch nach *„Erlösung"*, nach Befreiung von der *„Lebensangst"*, nach einem *„Garantieschein für die Erlösung"*, zu tun hatten und darauf abzielten, diese Erfahrungen in einem größeren historischen Kontext zu verorten.

Als im Jahre 1957 der englische Historiker Norman Cohn sein Buch „The Pursuit of the Millennium. Revolutionary messianism in medieval and Reformation Europe and its bearing on modern totalitarism movements" veröffentlichte, das vier Jahre später

unter dem Titel „Das Ringen um das Tausendjährige Reich. Revolutionärer Messianismus im Mittelalter und sein Fortleben in den modernen totalitären Bewegungen" in einer deutschsprachigen Übersetzung erschien, machte schon der Untertitel deutlich, daß Cohn ein historisches Werk mit explizit politischem Anspruch geschrieben hatte. Dies stieß in der Historikerzunft auf erheblichen Widerspruch und als 1988 eine deutschsprachige Übersetzung der 1970 erschienenen überarbeiteten zweiten Auflage des Werkes von Cohn erschien, konnte Achatz von Müller im Nachwort erfreut festhalten, daß Cohn *„von der problematischen Analogie zwischen mittelalterlichem Millenarismus und modernem Totalitarismus deutlich"* abgerückt war und daß *„ein schöner Nebeneffekt der Neuausgabe"* darin bestehe, *„diesen Teil der Debatte über ‚The Pursuit of the Millennium' für das deutsche Publikum zu beenden"*. Wenn Historiker mit ihrer Arbeit fertig sind, so darf man daraus wohl einmal mehr schließen, fangen die Probleme erst an.

Die beiden hier anzuzeigenden Werke von Malcolm Lambert erheben zweifellos keinerlei Anspruch auf eine irgendwie geartete Anbindung an politische Gegenwarts- oder Zukunftsprobleme; im Gegenteil, Lambert gehörte diesbezüglich zu den Kritikern von Cohn und in dem *„Meinungsstreit zwischen den Wissenschaftlern..., in dem die einen die religiösen, die anderen die sozio-ökonomischen Faktoren als entscheidende Antriebskräfte bei der Entstehung der Häresie hervorheben"*, zählt er zu den *„Vertreter(n) einer ‚religiösen' Sichtweise"*, auch wenn er eingesteht, *„dass hierzu noch nicht das letzte Wort gesprochen ist"*. *„Damit Häresie entsteht"*, schreibt er im ersten Kapitel von „Häresie im Mittelalter", *„braucht man zweierlei: zum einen den Häretiker mit seinen abweichenden Glaubensauffassungen und Praktiken, zum anderen die Kirche, die seine Sichtweise verurteilt und festlegt, was eine orthodoxe Lehrauffassung darstellt."* Als *„wichtigste(n) Beweggrund"* der Häretiker erkennt Lambert *„das Streben nach Erlösung, verbunden mit der Überzeugung, dass die Kirche nicht mehr länger einzig und allein über Wege und Mittel zum Heil verfügte, dass sie die Lehre Christi entstellte und dass diese sich zeitweilig in den Händen verwerflicher Menschen befand"*. Im Hinblick auf die jeweils konkreten Entwicklungsmöglichkeiten häretischer Bewegungen sind zudem die *„lokalen und regionalen Bedingungen"* sowie *„die jeweiligen politischen, gesellschaftlichen oder wirtschaftlichen Rahmenbedingungen einer Region entscheidend"*. Entsprechend seinem hier kurz dargelegten Ansatz rekonstruiert Lambert die Geschichte der volkstümlichen Ketzerbewegungen (unter Ausschluß der Häresien der Gebildeten, die *„ein eigenes Buch erforderlich gemacht"* hätten) durchgehend als innerreligiöse Auseinandersetzungen zwischen katholischer Orthodoxie und unterschiedlichen, von dieser Orthodoxie abweichenden Lehrmeinungen; ins Blickfeld geraten ihm dabei insbesondere die Katharer (Albigenser), die Waldenser, die Lollarden, die Hussiten, aber auch „franziskanische Spirituale" und „häretische Joachimiten". Speziell den Katharern, die, vermittelt über die aus dem Osten (Bulgarien) kommenden Bogomilen, Anschluß an die Traditionen der frühchristlichen Gnosis fanden, ist das zweite hier anzuzeigende Buch gewidmet. Lamberts Darstellungen - insbesondere natürlich die ausführliche zu den Katharern - vermitteln einen ausgezeichneten Einblick in das religiöse Selbstverständnis der jeweiligen Häresien, in die daraus abgeleiteten Lebensweisen und nicht zuletzt auch in die Auseinandersetzungen, welche die Häretiker mit der katholischen Orthodoxie und den diese vertretenden religiösen und weltlichen Mächten oft genug gewaltsam auszutragen hatten; am Ende, so resümiert er, *„ging die Häresie des Mittelalters in der protestantischen Reformation auf"*. Lambert bewegt sich mit seiner Interpretation zweifellos in der klassischen Tra-

dition der Aufklärung, derzufolge jede Häresie gegen den monolithischen Block einer autoritären römisch-katholischen Kirche einer Etappe auf jenem Weg gleich kommt, den als Fortschritt zu theoretisieren seit der Aufklärung lange Zeit zum guten Ton bürgerlicher Salons und sozialistisch-kommunistischer Kneipenstuben gehörte.
Dieser Traditionspflege stand Franz Jung zweifellos äußerst kritisch und grundsätzlich zweifelnd gegenüber. Was sich den Aufklärern als Material für ihre Theorie des Fortschritts anbietet, stellte sich für Jung als gewissermaßen exemplarische Aufführung eines Grundfragen des menschlichen Zusammenlebens zwischen *„Lebensangst"* und *„Lebenstechnik"* aufrührenden Dramas dar, das sich in unterschiedlichen Konstellationen und wechselnden Kostümierungen stets aufs neue wiederholt. Die anfangs zitierte Frage nach dem von *„Lebensangst"* bestimmten Verhältnis *„zwischen Individuum und Kollektiv"* brachte in dieser Sichtweise nicht nur das den häretischen Bewegungen zugrundeliegende existentielle Grundproblem in der Übergangszeit zwischen Mittelalter und Neuzeit zum Ausdruck, sondern auch das der sozialen und sozialrevolutionären Bewegungen im industriellen Zeitalter; und insbesondere stellt sich dieses Grundproblem angesichts des für Jung - und auch für Korsch - offensichtlichen Scheiterns der sozialistischen und kommunistischen Arbeiterbewegungen im ausgehenden Industriezeitalter *„an der zweiten Jahrtausendwende"* erneut und auf neuer Stufe. Wenig interessant und eher oberflächlich erscheint in dieser Perspektive die These, daß es sich bei den erwähnten modernen Bewegungen linker Provenienz, aber auch bei den faschistischen und nationalsozialistischen Massenbewegungen um säkularisierte Varianten des tradierten religiösen Messianismus gehandelt habe. *„Wir sind schon in Bewegung"*, hatte Jung 1921, als er selbst im linkskommunistischen Milieu aktiv war, in „Die Technik des Glück" geschrieben. *„Wir haben nichts zu finden und zu entdecken, sondern uns nur bewußt zu machen."* Einige Jahrzehnte später konstatierte er in seinem „Albigenser"-Essay nicht nur - explizit - das Scheitern der Revolte der Albigenser, sondern auch - implizit - das derjenigen Bewegung, der er sich in seiner politisch aktiven Zeit zugehörig gefühlt hatte: *„Der Versuch ist gescheitert."* Was bleibt, ist die *„Revolte des Einzelnen"*: *„An der zweiten Jahrtausendwende stehen wir wieder vor einer Revolte gegen die Lebensangst, aber unter grundsätzlich veränderten Bedingungen. Der Existenzkampf der Gattung Mensch hat sich geändert. Das Kollektivitätsbekenntnis des mittelalterlichen Menschen ist zur Selbstbehauptung des Individuums gegen den Kollektivmenschen umgewandelt."*

Anton Panner

Sabine Rahmsdorf, Stadt und Architektur in der literarischen Utopie der frühen Neuzeit, Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 1999, 345 S.

Die postmodernen wie postkommunistischen Vorbehalte, die heutzutage jedem utopischen Denken entgegengebracht werden, gründen im Universalismus, in der Totalität von Utopien - von ihrem Anspruch her müssen Utopien allumfassende Entwürfe für die Regelung des utopischen Daseins geben, und sie tun dies ebenso eindeutig wie variantenreich. Ernst Bloch hat in diesem Zusammenhang bekanntlich von der Dialektik von „Freiheit und Ordnung" in Utopien, so das diesbezügliche Kapitel in seinem „Prinzip Hoffnung", gesprochen. Der bis ins Detail durchgeplante und individuelle Initiativen selten vorsehende Tagesablauf der Utopier bezeugt oft genug den Ordnungs- gegenüber dem Freiheitsprimat. Daß die Utopier dieser Ordnung wiederum frei und freiwillig folgen - so jedenfalls will es doch die utopische Konstruktion -, wird dabei rasch als Manipulation abgetan. Ernster wiegt der Vorwurf des Zentralistischen

und Symmetrischen. Statt fröhlichem chaotischem Gewimmel der Einzelnen bestimmen strikt geordnete, geometrische Strukturen des Allgemeinen die Utopie - als Ausdruck anti-individueller Prämissen und Ziele, die dann doch nicht Herrschaftslosigkeit, sondern strikte Herrschaft und Autorität in Utopia signalisieren und „Modelle totaler Sozialplanung" seien, wie einmal eine Utopieanalyse tituliert worden ist.[1] So mag es naheliegen, sich einmal Raumstrukturen in Utopien näher anzusehen.

Die vorliegende literaturwissenschaftliche Studie untersucht Utopien in ihrer Frühphase, also aus der Zeit der Renaissance und der Frühen Neuzeit, als diese, mit dem namengebenden Prototypen der „Utopia" (1516) von Thomas Morus an der Spitze, eine bis weit in die Aufklärung und darüber hinaus reichende Konjunktur sondersgleichen erfuhren. Es geht dabei nicht, das verdeutlicht die Autorin ausdrücklich, um die recht gut erforschten sogenannten Idealstädte und Idealstadtplanungen der Renaissance, in denen sich frühneuzeitlicher Herrscher-, oft aber auch Harmoniewille manifestiert hat. Es geht vielmehr um Raumgestaltung, Raumimagination in den literarischen Utopien selbst.

Das Pensum, das die Autorin bearbeitet, ist nicht gering. Die Studie beginnt, wie könnte es anders sein, mit der „Utopia" von Morus, die zwar eine uferlose Forschungsliteratur gezeitigt hat, die aber hinsichtlich der Raumdarstellung noch weiße Flecken zeigt. Es wird deutlich, daß Morus zwar eine ausgeprägte Topographie seiner „Utopia" entwirft, die sich auch auf das England seiner Zeit und die Kapitale London beziehen läßt. Eine Verbindung zu Architekturtheorien seiner Zeit, eine in sich geschlossene Raumkonzeption findet sich bei Morus nicht oder noch nicht. Sodann folgt die Diskussion von zwei hierzulande auch bei Spezialisten kaum bekannten Texten, einmal Anton Francesco Donis „Il mondo savio e pazzo" (1552), dann Kaspar Stiblins „Commentariolus de Eudaemonesium Republica" (1555), der Text eines allgäuischen Lateinlehrers, der als erste deutsche Utopie gilt. Beide Verfasser konzipieren ihre utopischen Entwürfe bereits mit Blick auf zeitgenössische Architektur- und Städtemodelle, insbesondere die Radialstadt. Zeitgenössische Architekturtraktate und Stadtentwürfe zeigen hier Wirkungen.

Mit Tommaso Campanellas berühmter „Civitas Solis" (1623) und der „Christianopolis" (1619; eigentlich „Reipublicae christianopolitanae descriptio") des schwäbischen Theologen Johann Valentin Andreae[2] werden dann wieder zentrale Epochentexte untersucht, bei denen Stadt und Architektur nun zu einem *„wesentlichen Gestaltungsmittel der utopischen Welt"* avancieren. Den Abschluß bildet ein von seiner Machart her anders gearteter Text, der utopische Roman „L'Histoire des Sévarambes" (1677-1679) des französischen Hugenotten Denis Veiras, der nun bereits in der Tradition der imginären Reisen, der voyages imaginaires steht und Traditionswege zu „Gullivers Reisen", „Robinson Crusoe" und anderen Erzählwerken weist. Übrigens machen auch die einschlägigen, sehr gut ausgewählten rund zwei Dutzend Abbildungen in dem vorliegenden Band derartige Entwicklungen sinnfällig.

In Morus „Utopia" sind Stadt und Architektur ganz der utopischen Sozietät zugeordnet, sie spiegeln die Institutionen des Gemeinwesens und auch ihre intendierte Schön-

---

1 Ferdinand Seibt, Utopica. Modelle totaler Sozialplanung, Düsseldorf 1972.

2 Diese interessante Utopie protestantischen Ursprungs ist in deutscher Übersetzung leicht greifbar als Reclam-Band 9786; darin finden sich auch die Reproduktionen von Ansichten des knallhart zentralistisch-systematisch angelegten Christianopolis. Die beiden genannten klassischen Utopien von Morus und Campanella sowie Francis Bacons „Neu-Atlantis" sind u.d.T. „Der utopische Staat" als Rowohlt Klassiker (Bd. 68) leicht zugänglich.

heit - *„Morus verwendet die Stadtarchitektur vornehmlich als Transporteur von Bedeutungen, als sprechend bildhaftes Ausdrucksmittel"*, ohne daß sie, ebenso wie die Insel selbst, die Utopia darstellt, *„nicht aus sich selbst heraus die Qualität eines eigenständigen Ideals"* gewönne. Dagegen stehen die „Civitas Solis", die Sonnenstadt, und „Christianopolis" jeweils in festen räumlichen Strukturen, beide Utopien beginnen nicht zufällig mit genauen Stadtbeschreibungen (die ihre Herkunft aus den Planstädten der Renaissance erkennen lassen). Interessanterweise zielen diese geometrisch-symmetrisch strukturierten Grundrisse auf einen eindeutigen Mittelpunkt: das zentrale Gebäude ist der Tempel als das geistlich-ideelle Zentrum der utopischen Gemeinschaft. Sei es die *„deistisch-wissenschaftliche Solarreligion"* in Campanellas Sonnenstadt oder die *„Versinnbildlichung praktischen Christentums"* in Andreaes Christenstadt - in beiden Fällen markiert die religiöse Orientierung eine Zentralisierung der Stadt, die *so* im übrigen nicht unbedingt das stadtplanerische Ziel der Renaissance darstellte. Das letzte Beispiel der Autorin, der utopische Reiseroman von den Seravamben, verdeutlicht schließlich einen Paradigmenwechsel: nun sind es nicht mehr Planstädte und geplante Städte, sondern Landschaften, die mit dem Wechsel von der sogenannten Staats- zur Romanutopie auch einen Raumwechsel signalisieren. Der enge Zusammenhang zwischen Raumgestaltung und sozialer Ordnung des Utopischen lockert sich damit. Er war Charakteristikum gerade der frühneuzeitlichen Utopie mit ihrem Interesse auch an den zeitgenössischen Städteentwürfen der Renaissance. Das Problem der utopischen Symmetrie und Geometrie als Inbegriff von Herrschaft und Unterdrückung in der Utopie ist damit freilich noch nicht gelöst - das Diktum, nach dem *„die freie Entwicklung eines jeden die Bedingung für die freie Entwicklung aller ist"*, bedarf noch seiner Raumgestaltung und seiner Architektur.

Walter Fähnders

Wolfram Fischer, Expansion, Integration, Globalisierung. Studien zur Geschichte der Weltwirtschaft, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1998, 286 S.

Eine Kritik jenes seit einigen Jahren grassierenden Globalisierungsschubs, der seine Dynamik aus der Liberalisierung und Deregulierung des Geld- und Kapitalverkehrs bezieht und der Internationalisierung des kapitalistischen Produktionsverhältnisses damit eine neue Qualitätsstufe verleiht, ist die Sache des liberal gesinnten Wirtschaftshistorikers Wolfram Fischer nicht. Immerhin zeigen die in dem Sammelband zusammengestellten Aufsätze, daß Globalisierung, ökonomische Expansion und Integration der Weltwirtschaft keine neuen Phänomen sind. Der zwischen 1910 und 1913 registrierte Außenhandelsanteil der deutschen Wirtschaft wurde z. B. erst in den 1960er Jahren wieder erreicht. Allerdings war die Weltwirtschaft vor dem Ersten Weltkrieg vorrangig eine europazentrierte Angelegenheit.

Zu welchem Zeitpunkt sich überhaupt globale Handelsverbindungen herausbildeten, ist noch nicht abschließend geklärt. Während einige Wirtschaftshistoriker von einer mittelalterlichen Weltwirtschaft sprechen, gehen andere Autoren davon aus, daß weltwirtschaftliche Strukturen erst um die Mitte oder seit dem Ende des 19. Jahrhundert zu existieren begonnen haben, nachdem ein erdumspannendes Handels- und Finanznetz entstanden war. Über einen längeren Zeitraum bildeten die westeuropäischen Länder und die USA die eigentlichen Kerngebiete des Welthandelsnetzes. Zu diesem Kernkreis, der seither die Weltwirtschaft dominiert, kam seitdem lediglich Japan hinzu. Infolgedessen scheint Kontinuität eines der wesentlichen Merkmale des Welthandels bzw. der Weltwirtschaft zu sein. Das Zentrum des Handels verlagerte sich allerdings

mehrfach. Im 15. Jahrhundert waren es die italienischen „merchant bankers", die über die Devisenmesse in Lyon einen Großteil des Welthandels lenkten. Im 16. Jahrhundert entwickelten sich dann die Amsterdamer und Antwerpener Börsen zu den zentralen internationalen Finanzplätzen. Seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert bis ins 19. Jahrhundert hinein übernahm London diese Position. Großbritannien behauptete seine dominante Stellung als Finanzstandort selbst dann noch, als die realen Wachstumskräfte in den USA und in den anderen Zentren der Welt das inzwischen kriselnde Land längst überholt hatten. Parallel zur Expansion der europa-zentrierten Weltwirtschaft vollzog sich eine Europäisierung des lateinamerikanischen, chinesischen und japanischen Handelsrechts. Dies war Voraussetzung für die Integration Japans in das von Europa dominierte Weltwirtschaftssystem. Nach dem Ersten Weltkrieg wuchs die Bedeutung der USA, wo die Finanzmetropole New York zur *„Hauptschlagader des internationalen Kapitalverkehrs"* avancierte und die dort ansässigen Großbanken als die Kapitalgeber der gesamten Welt auftraten.

Insgesamt zeigen die Entwicklungsprozesse der Weltmarktstrukturen jedoch, daß Prognosen auf der Grundlage kurzfristiger Abläufe wegen der Komplexität der verschiedenen Einflußfaktoren (Industrialisierung, technischer Fortschritt, Entwicklung der Realeinkommen usw.) in der Regel an den letztlich eintreffenden Realitäten vorbeigehen. Auch ist die Beziehung *„zwischen ökonomischen Zwangslagen und Rahmenbedingungen auf der einen und politischem Handeln auf der anderen Seite eng"*. Die Art und Weise, wie die Politik auf die sich verändernden Gegebenheiten jeweils reagierte, waren (und sind) höchst unterschiedlich. Während viele Regierungen ihr Heil in protektionistischen Maßnahmen suchten, setzten andere auf möglichst unbeschränkte Außenhandelsbeziehungen und/oder verzichteten auf direkte oder indirekte Subventionen der Binnenwirtschaft. Um die Währungs- und Finanzturbulenzen in der Zwischenkriegszeit zu bewältigen, bestand die Option einer inflationären oder deflationären Geldwertpolitik. Auch was die Rolle des Staates als prädestinierter Einflußfaktor zugunsten von Wissenschaft und Technik angeht, fällt der Befund eher unbestimmt aus. Die historische Perspektive zeigt, daß der technische Fortschritt zwar als Ferment des wirtschaftlichen Wachstums fungierte, der Staat aber keineswegs in jedem Fall als Motor des wissenschaftlichen Fortschritts wirkte oder zu wirken bereit war.

Im Gegensatz zu früheren Zeiten setzen die meisten Länder heute - teilweise nicht ganz freiwillig und unter dem Druck des „Internationalen Währungsfonds" - auf die Kontrolle der Inflation und der Konsolidierung der Staatshaushalte. In vielfach gewandelter Form bleibt der einstmalige Kolonialismus als strukturelles Element weiter bestehen. Multinationale Konzerne besitzen spätestens seit der Erosion des Ostblocks die Potenz, ihre Interessen bei den herrschenden Klassen der verschiedenen Länder durchsetzen zu können. Um die internationale Konkurrenzfähigkeit des nationalen Wirtschaftsstandortes aufwerten zu können, werden die Löhne gedrückt, die Lebensbedingungen verschlechtert und die politischen Rechte gering gehalten. Diejenigen Länder, die in der Lage sind, auf den technologischen Fortschritt zu setzen, sind weiterhin an umfassender Qualifikation ihrer Bevölkerung (auch wenn Bildung einen stetigen Bedeutungsverlust erfährt, bleibt sie andererseits doch eine essentielle Vorbedingung der Konkurrenzfähigkeit auf dem Arbeitsmarkt) und an einem sozialen Kompromiß zwischen den Klassen interessiert. Beide Faktoren bedingen sich gegenseitig und sorgen gemeinsam dafür, daß die billige Arbeitskraft der Peripherie durch die Metropolen ausgebeutet werden kann. Der Grad der Liberalisierung des transnationalen Kapitalverkehrs und die länderübergreifende Integration der Finanzmärkte sind dabei

ohne historisches Beispiel. Dafür, daß die Werte der grenzüberschreitenden Aktien- und Fondstransaktionen in den letzten Jahrzehnten geradezu explodieren konnten, sorgte vor allen Dingen der rapide Fortschritt der Informations- und Telekommunikationstechnologie. Zudem sind die Transport- und Kommunikationskosten derart gesunken, daß die „Wertschöpfungskette" heute noch stärker transnational strukturiert werden kann: Arbeitsintensive Tätigkeiten werden in Billiglohnländer ausgelagert, die Gewinnakkumulation bleibt den multinationalen Großkonzernen überlassen, die ihre nur noch in Spurenelementen existierenden Steuern wiederum in den um die Firmenstandorte konkurrierenden Staaten abführen können. Diejenigen, die von einer „strukturellen Dauerkrise des Kapitalismus" ausgehen und in den Anhängern der Tobinsteuer nur die neueste Abart des Versuchs einer Systemstabilisierung durch transnationale Marktregulierung am Werk sehen, haben gewichtige Argumente parat.
Eine Diskussion über aktuelle Globalisierungsprozesse und die damit verbundene soziale Destabilisierung großer Bevölkerungsteile auf diesem Planeten findet in dem vorliegenden Buch nicht statt. Der Erkenntniswert der Lektüre kann demnach auch nur ein rein historischer sein. Und selbst unter diesem eingeschränkten Kriterium hält der Inhalt - aufgrund der geringen analytischen Tiefe sowie einer fehlenden Distanz und Kritik gegenüber dem globalen Kapitalismus - nicht das ein, was der Titel zu versprechen scheint.

Hartmut Rübner

Stefan Berger/Angel Smith (ed.), Nationalism, Labour and Ethnicity 1870-1939, Manchester/New York: Manchester University Press, 1999, 292 S.

Nationalismus wie Internationalismus haben eine lange Tradition in der organisierten Arbeiterbewegung. Von daher ist es kein Zufall, daß sich zahlreiche Sozialwissenschaftler mit der Frage des Zusammenhangs von nationaler und klassenbezogener Identitätsbildung der Arbeiter beschäftigt haben. Die augenscheinliche Fragmentierung und Auflösung der sozialen und kulturellen Milieus der Arbeiter in der Gegenwart hat die postmodernen Philosophen zwar zu einer Abkehr vom Konzept der Identitätspolitik veranlaßt, ohne historische Perspektive sind die heutigen Problemfelder allerdings kaum interpretierbar.
Die Hintergrundfolie dieses Sammelbandes bilden die komplexen Beziehungen zwischen Arbeiterklasse, nationalen Bewegungen und ethnischen Zugehörigkeiten. Insgesamt neun Autoren untersuchen die historischen Entwicklungslinien dieser komplexen Beziehungsstruktur an Einzelbeispielen in fünf Kontinenten: Großbritannien, Spanien, Frankreich, Polen, Rußland, USA, Australien, Südafrika, Indien und Deutschland. Ungeachtet aller Unterschiedlichkeiten ermöglichen diese Einzeldarstellungen eine komparative Ableitung und weiterführende Typologisierungen.
Festzuhalten ist, daß die Arbeiterbewegungen nahezu aller Länder ein gemeinsames Erbe teilen: den liberalen Nationalismus, wie er sich zwischen 1780 und 1840 als antiabsolutistische Bewegung vor allem in Europa formierte und dessen Ideen schließlich auch die Kolonien erreichten. Nationalismus und Sozialismus wurzelten beide im Aufklärungsgedanken, der wiederum einen universalen Fortschritt versprach. Deshalb eignete sich der liberale Nationalismus in dieser Zeit als populäres Trägerelement sowohl für politische und soziale Reformen als auch für antikolonialistische Befreiungsideen. Selbst der föderalistisch eingestellte Anarchist Michael Bakunin begann seine konspirative Karriere als revolutionärer Panslawist. In der Realität vermochte der liberale Nationalismus jedoch die geweckten emanzipatorischen Ansprüche und auch den ega-

litären Einheitsgedanken nicht einzulösen. Die horizontalen und vertikalen Trennungslinien in den einzelnen Gesellschaften existierten in der Regel weiter, so daß die interkulturellen, interethnischen und klassenübergreifenden Ansprüche dieser nationalen Ideen wenig mehr als das Wunschdenken ihrer liberalen Mittelstandsprotagonisten blieben. Es zeigte sich bald, daß die imperiale und sozialdarwinistische Rhetorik im „offiziellen" Nationalstaat selbst große Teile der jeweiligen Arbeiterklassen überzeugte. So wie die Bildungssysteme und die Militärpflicht den nationalen Gedanken im Bewußtsein der Arbeiterschaft verankern halfen, gingen die erstarkenden sozialistischen Bewegungen nur allzu gern auf die Zugeständnisse der konservativen Funktionseliten ein. In der Folge integrierten sich in der Periode zwischen 1890 und 1920 die Arbeiterbewegungen in die Nationalstaaten. In Deutschland waren es die Bismarckschen Sozialreformen, die diesen nationalen Einbindungsprozeß der Sozialdemokratie und deren Ausrichtung auf den Parlamentarismus beschleunigten. Dabei darf nicht vergessen werden, daß die Marxsche Theorie im Hinblick auf das Problem der Nationalstaatlichkeit durchaus ambivalente Züge besaß. Wenn auch im Grundsatz abzuschaffen, galt der Nationalstaat dennoch als unvermeidbare Übergangserscheinung auf dem Weg zum klassenlosen Kommunismus. Friedrich Engels sprach von *„geschichtslosen"* und *„geschichtlichen"* Nationen, letztere mit einer genügenden Population, einem ausreichenden Territorium und den dazu gehörigen Rohstoffressourcen ausgestattet, um im progressiven Sinne eine geschichtsmächtige Wirkung entfalten zu können. Nationale Kämpfe wurden von orthodoxen Marxisten unter dem Gesichtspunkt bewertet, ob sie für die Entwicklung des proletarischen Klassenbewußtseins hinderlich oder förderlich sein könnten. Der nationalistische Glaube von der untergeordneten Bedeutung ethnischer Minderheiten und der Überlegenheit nationaler Mehrheiten konnte sich unter anderen auch auf sozialistische Gedankengänge berufen. Trotzdem: für Sozialisten war die Klassenbildung in der Regel weitaus bedeutsamer als eine Einbindung in den Nationalstaat. Ein markantes Beispiel für den sozialistischen Internationalismus sind die im „Kommunistischen Manifest" enthaltenen Passagen.

In der Debatte um die nationale Frage waren im ersten Drittel des 20. Jahrhundert in der Arbeiterbewegung zwei sich auf den Marxismus berufende Theoriekomplexe relevant: der Austromarxismus und der Marxismus-Leninismus. Aus taktischen Erwägungen heraus benutzte Lenin vor 1917 das Prinzip der nationalen Selbstbestimmung als willkommenes Instrument gegen den großrussischen Imperialismus. Nach der bolschewistischen Revolution profitierten die Sowjetrepubliken zunächst noch von einer politischen Autonomie. Stalins Machtantritt bedeutete jedoch die Rückkehr zum großrussischen Nationalismus in der Sowjetunion. Von den dreißiger bis in die siebziger Jahre diente das nationalistische Staatsmodell der „Kommunistischen Internationale" als internationales Vorbild. Die nationalen Befreiungsbewegungen im Trikont galten nunmehr als Vorreiter für die weltweite Revolution des Proletariats.

Für den Austromarxisten Otto Bauer war die Nation keineswegs ein Instrument der Klassenherrschaft, sondern zunächst einmal gleichbedeutend mit einer Schicksalsgemeinschaft des gesamten Volkes. Während dem Bürgertum vorrangig daran gelegen war, die Arbeiter als voll anerkannte Angehörige von dieser Gemeinschaft fernzuhalten, sei es die Aufgabe der Sozialisten, die Integration der Arbeiterschaft in den Staat zu gewährleisten. Um eine hegemoniale Stellung einer der verschiedenen ethnischen Gruppen zu verhindern, sollten alle Nationalitäten innerhalb des Staates eine kulturelle Autonomie beanspruchen dürfen. Bauer sah sich darin ganz der marxistischen Tradition verhaftet, hatte doch die marxistische Theorie stets zugunsten von zentralen

Staatsgebilden und gegen die „Kleinstaaterei“ votiert. Mit dem Konzept der Kulturgemeinschaft gelang es dem Austromarxismus, den ökonomischen Reduktionismus des orthodoxen Marxismus ein Stück weit zu überwinden.
Diese theoretischen Postulate bewahrten die Arbeiterbewegungen nicht vor xenophoben Reaktionen gegenüber den Migranten, die z. B. in die europäischen Industriezentren strömten. Die Wurzeln dieser Feindseligkeit waren komplexer Natur. Zum einen war es das Mißtrauen gegenüber den fremden “Anderen“, deren Gebräuche und Sprache sich von der eigenen Kultur deutlich unterschieden. Andererseits hatte diese Ablehnung auch einen ökonomischen Aspekt. Es war die Furcht vor der verschärften Konkurrenz auf dem Arbeits- und Wohnungsmarkt (und nicht zuletzt auch bei der Partnerfindung), die zu Diskriminierungen führten. Viele Gewerkschaften wandten sich von den hehren Zielen des Internationalismus ab, weil sie auf Grund des Zuzugs ausländischer Arbeitskräfte negative Effekte auf die inländischen Lohnniveaus erwarteten. Infolgedessen war in vielen Ländern sowohl eine Hinwendung der Gewerkschaften zu einer exklusiven Arbeitsmarktpolitik, als auch eine protektionistische Politik der Arbeiterparteien zu beobachten. Eine weitere Rolle bei der Xenophobie der Arbeiter spielten die religiösen Unterschiede bzw. Vorurteile, die sich besonders im protestantischen Nordeuropa zu Ungunsten der Migranten auswirkten. Ausgehend von der Reformation glaubte man an progressive Entwicklungslinien hin zu einer aufgeklärt linken Kultur. Demgegenüber galt die katholische Kirche, personifiziert durch den Papst, als Hort der Reaktion. Dies trug zumindest zur Verschärfung der ablehnenden Haltung gegenüber polnischen Arbeitern in Deutschland und gegenüber irischen Arbeitsmigranten in Großbritannien und in den USA bei. Hinzu kam in den Kolonien und in den USA das Überlegenheitsgefühl der weißen Bevölkerungsteile (besonders auch der angelsächsischen Siedler) gegenüber den nichtweißen Nichteuropäern. Sehr evident trat dies während des Ersten Weltkrieges in Frankreich zu Tage, wo die ins Land gebrachten Chinesen, Indochinesen und Türken mit einem extremen Rassismus konfrontiert waren.
Um Nischen in den Aufnahmeländern zu finden, verfolgten nationale Minoritäten in den USA und in Europa oftmals ethnische Strategien. Dorf, Familie und später „nationale“ Netzwerke dienten dazu, Arbeit, soziale Sicherheit und Vorwärtskommen bewerkstelligen zu können. Manche Minderheiten entdeckten ihre nationale Identität erst dann, wenn sie mit den für sie fremden Kulturen in den Gastgesellschaften in Kontakt kamen. Die war z. B. bei den italienischen und irischen Einwanderern in den USA oder den polnischen Minderheiten in Deutschland der Fall. Ethnische Zugehörigkeitsgefühle erwiesen sich zuweilen als anschlußfähig an den antiimperialistischen Nationalismus. Dies traf z. B. für die irischen und britischen Einwanderer in Australien zu.
Trotz aller Komplexitäten zeigt ein Vergleich der in diesem Band versammelten Aufsätze, daß die Reaktionen der dominanten Volksgruppen gegenüber den Migranten typische Muster aufwiesen. Qualifizierte Arbeiter waren meist dazu in der Lage, Nischen auszufüllen und sich von ärmeren Arbeiterschichten abzusetzen. So die indigenen Arbeiter in Europa oder die weißen Westeuropäer in den außereuropäischen Siedlerkolonien. In den USA gab es jedoch durchaus Versuche von Industriegewerkschaften wie dem „Congress of Industrial Organizations“ (CIO), die „alten“ und die „neuen“ Immigranten innerhalb einer gemeinsamen Organisation zusammenzuschließen. In Europa waren es die Sozialisten, Kommunisten und Anarcho-Syndikalisten, die sich dieser Aufgabe widmeten.

Abschließend ist zu fragen, inwieweit solchen „Super-Paradigmen" wie „Nation" und „Klasse" bei der Identitätsbildung von ethnisch marginalisierten Gesellschaftsgruppen überhaupt noch eine Bedeutung zukommt. Nationalismus ist schließlich kein natürlicher „Zustand", sondern abhängig von vielgestaltigen Bedingungen historischer und kultureller Art. Ebensowenig kann „Klasse" eine objektive Beschreibung einer sozialen Position eines Einzelnen in der Gesellschaft gewährleisten. Für Berger und Smith ist die Konstruktion jedweder Art von Identitäten abhängig von der Existenz einer Elite, die ein hohes Maß an Kommunikations- und Verhandlungsfähigkeiten besitzt. Die entscheidende Frage ist, ob die traditionelle „Linke" noch dazu in der Lage ist, solche zur kollektiven Identitätsbildung erforderlichen Integrationsfiguren bereitzustellen.

Hartmut Rübner

Uwe Puschner, Die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich. Sprache - Rasse - Religion, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2001, 464 S.

Allen anders lautenden Gerüchten zum Trotz ist der Nationalsozialismus kein aus dem sozialen und ideologischen Nichts heraus entstandenes Projekt der zwanziger und dreißiger Jahre. Er verfügt insbesondere im Hinblick auf seine ideologische Fundierung, gerade auch was das Projekt „Endlösung der Judenfrage" betrifft, über eine lange Vorgeschichte. Bereits der erste vehemente, von berühmten Aufklärern und weniger berühmten Professoren und Studenten mit zu verantwortende deutsch-völkische Aufbruch zur Zeit der sogenannten „Befreiungskriege" gegen das napoleonische Projekt konnte an entsprechende, noch weitgehend über intellektuelle Debatten zu Fragen nationaler Kultur vermittelte Traditionen sowie an den kirchlich-volkstümlichen Antijudaismus anknüpfen. Diese Tendenzen sind weder im zumeist unter emanzipatorischen Vorzeichen erforschten Vormärz noch in der anschließenden, in der Gründung des Deutschen Kaiserreichs kulminierenden Restaurationsphase verschwunden, auch wenn der zunehmend sich verdichtende ideologische Komplex aus nationalen, völkischen, rassistischen und antijudaischen bzw. antisemitischen Argumentationen wenig ins Blickfeld der Forschung geraten ist. In seiner Berliner Habilitationsschrift über die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich widmet sich Uwe Puschner einem trotz des Bruchs durch den Ersten Weltkrieg zur unmittelbaren Vorgeschichte des nationalsozialistischen Projekts gehörenden und in weite Bevölkerungskreise ausstrahlenden ideologisch-organisatorischen Beziehungsgefüge, das den Boden für die späteren Ereignisse entscheidend vorbereitete. Beispielhaft sei auf die für dieses Netzwerk wichtige Zeitschrift „Hammer" verwiesen, die seit 1905 erschien und erst im Frühjahr 1940 eingestellt wurde; ihre Leserschaft organisierte sich in lokalen Hammer- oder Thor-Gemeinden, die sich 1912 im „Reichshammerbund" zusammenschlossen, aus dem noch im gleichen Jahr der „Germanenorden" hervorging", aus dessen Münchener Filiale wiederum gegen Ende des Ersten Weltkrieges die „Thule-Gesellschaft" mit später führenden Nationalsozialisten entstand. Auch wenn über die wesentlichen Komponenten und diverse Protagonisten völkischer Ideologien dieser Zeit, z.B. Paul de Lagarde oder Julius Langbehn, schon längst geforscht und geschrieben wird, ist die Frühgeschichte der völkischen Bewegung im engeren Sinne, deren organisierten Beginn Puschner in den neunziger Jahren des 19. Jahrhunderts ansetzt, in ihren Entstehungszusammenhängen, ihren organisatorischen Strukturen und ihrem Erscheinungsbild nach wie vor *„ein weitgehend unberührtes Forschungsfeld"*. Dieses Desinteresse mag dadurch mit verursacht worden sein, daß führende Nationalsozialisten, insbeson-

dere auch Hitler selbst, sich seit Mitte der zwanziger Jahre immer wieder recht abfällig über mancherlei völkische Absonderlichkeiten geäußert und umgekehrt sich auch nicht alle völkischen Protagonisten der nationalsozialistischen Bewegung angeschlossen haben; nichtsdestotrotz war das traditionelle völkische Element auch im Herrschaftsgefüge des nationalsozialistischen Regimes mit solchen Figuren wie Heinrich Himmler, Richard Walther Darré oder Alfred Rosenberg in führenden Positionen vertreten.
Angesichts der Tatsache, daß es sich bei der völkischen Bewegung insgesamt um eine äußerst heterogene und oft genug extrem sektiererische Sammelbewegung handelte, die *„von informellen Stammtischen über Vereine und Verbände bis hin zu Gemeinden, Logen und Orden strukturell sehr unterschiedliche Gesinnungsgemeinschaften mit einem vielfältigen weltanschaulichen Spektrum (integrierte)"*, konzentriert sich Puschner in seiner Studie auf drei *„Schlüsselbegriffe der völkischen Weltanschauung"* - Sprache, Rasse und Religion -, die *„das Koordinatensystem (beschreiben), in dem sich die völkische Bewegung im wilhelminischen Kaiserreich bewegt"* und denen jeweils ein eigenes Kapitel gewidmet ist. Die Arbeit basiert, da die archivalische Überlieferung sowohl im Hinblick auf Personen als auch Organisationen äußerst bruchstückhaft ist, im wesentlichen auf der Auswertung von *„etwa vierhundert Bücher(n), Sammelbände(n), Broschüren, Flugblätter(n) und Zeitschriften"* - von den letzteren, denen in der völkischen Bewegung eine *„Schlüsselrolle"* zukam, allein mehr als sechzig -, wobei es sich dabei jedoch nur um einen allerdings wohl repräsentativen *„Bruchteil der völkischen Produktion"* handelt.
Das erste, relativ kurze Kapitel zur Sprache basiert auf der Annahme, daß von der schon in den Anfängen des neuen Kaiserreichs einsetzenden nationalen Sprachbewegung mit *„der von ihr entfachten Verdeutschungskampagne"* wichtige Impulse für die völkische Bewegung ausgingen. 1885 wurde ein „Allgemeiner Deutscher Sprachverein" gegründet, aus dessen Reihen schon bald eine *„Gruppe von Radikalverdeutschern"* um Adolf Reinecke hervorging, *„die seit der Mitte der 1890er Jahre das Adjektiv ‚völkisch' zum Weltanschaungscode erhob"* und deren Organ die 1896 von Reinecke gegründete und bis 1930 erscheinende Zeitschrift „Heimdall" war, die sich im Untertitel als „Zeitschrift für reines Deutschtum und All-Deutschtum" bezeichnete; 1898 gründete diese Gruppe den „Alldeutschen Sprach- und Schriftverein". Die ideologische Ausrichtung ergibt sich aus den 1896 in „Heimdall" veröffentlichten „Deutsche(n) Glaubens-, Grund- und Leitsätze(n)": *„Erbfeinde des deutschen Volkes und seines Volkstums sind wälsche, slawische, madjarische und semitische Art... Die Germanen waren... die eigentlichen und alleinigen Arier... die anderen Rassen sind minderwertig."* Ähnlich deutlich schrieb Reinecke fünf Jahre später: *„Wie unser Volk unter dem Joche der Verjudung und Verpfaffung schmachtet, liegt die deutsche Sprache in den Banden der Verwälschung."* Die Verbindung von Volk und Sprache deutet darauf hin, daß hier einem alldeutschen Nationalismus gehuldigt wird, der über die Grenzen des Kaiserreichs hinaus auf das *„Deutschtum"* im allgemeinen zielt und zudem im Hinblick auf die Polemik gegen *„Verwälschung"* auf zu diesem Zeitpunkt bereits seit Jahrhunderten, speziell seit der Reformation tradierte Polemiken gegen den lateinischen und französischen Kulturbereich zurückgreifen konnte; es handelte sich bei diesem völkischen Kampf um die deutsche Sprache, so Puschner, *„um eine fundamentale Auseinandersetzung mit christlichen, vor allem römisch-katholischen Traditionen und damit grundsätzlich mit dem diese Traditionen begründenden Wertesystem"*.
Schon diese wenigen Hinweise und Zitate machen deutlich, daß die drei mit den Schlüsselbegriffen Sprache, Rasse und Religion bezeichneten Themenkomplexe in den

sozialen und ideologischen Lebenswelten der völkischen Szenerie fließend ineinander übergingen und allenfalls zur analytischen Differenzierung taugen. Im Kontext des Begriffs Rasse erschließt sich ein gleichermaßen wirres wie verwirrendes Weltbild, das zutiefst antisemitisch geprägt war und sich auf einen Germanenmythos stützte, der wiederum von einem antirömischen Effekt lebte. Theodor Fritsch, seit den achtziger Jahren einer der wichtigsten und widerlichsten antisemitischen Ideologen, hatte eigenen Worten zufolge *„die Schwarzen, die Roten ... (und) die Goldenen"* ins Visier seiner vielfältigen Aktivitäten genommen, während der ehemalige Sozialdemokrat Ludwig Woltmann sich in Phantasien einer *„blonden Internationale"* erging. Der Antisemitismus war eingebettet in eine allgemeine rassistische Weltanschauung, die nicht nur Rassenlehre betrieb und demzufolge zwischen höher- und minderwertigen Rassen unterschied, sondern auch *„positive"* Rassenpflege und Rassenzüchtung in geistiger und körperlicher Hinsicht einerseits und negative Eugenik andererseits. *„Das Rassenheil ist zugleich das Seelenheil und das Leibesheil"*, proklamierte Fritsch und der 1906 gegründete „Mittgartbund" zielte *„auf die Errichtung umhegter Zuchtstätten (Mittgart-Dörfer)..., in denen unserem Volke neue germanische Reserven heranwachsen sollen"*. Der *„Lebensraum"* des germanisch-deutschen Volkes bezog sich dabei nicht nur auf die engen Grenzen des Deutschen Reiches, sondern auf alle deutschen Siedlungsgebiete; Heimatideologie und Erziehungsprogramme, die Luther und den Protestantismus feierten, da sie das *„Germanentum von Roms Herrschaft"* befreit und den Bruch *„mit der geschichtlichen Entwicklung des Christentums"* herbeigeführt hatten, sorgten für die entsprechende ideologische Fundierung. Zahllose „Schutzvereine" trugen darüber hinaus zu praktischer Unterstützung bei, darunter der „Verein für das Deutschtum im Ausland", der unter anderem Namen noch heute existiert und entscheidend an der in den letzten Jahren erfolgten „Heimholung" deutschstämmiger Staatsbürger aus den Ländern der ehemaligen Sowjetunion beteiligt war. Über den Siedlungsgedanken gab es vielfache Anbindungen an die allgemeinen lebensreformerischen Bewegungen der Jahrhundertwende; Stadtflucht, Körperkultur, vegetarische Ernährung, *„Bekämpfung der wissenschaftlichen Thierfolter"*, *„planmäßige Züchtungspolitik"*, *„Germanisierung der Familie"*, prüde Nacktkultur, die sich zum Beispiel in einer „Wissenschaftlichen Nacktloge A.N.N.A." („Aristokratische Nudo-Natio Allianz") organisierte, und ähnliche obskurantistische, regressive und antimodernistische Ideologien und Bewegungen verdichteten sich zu einem Beziehungsgeflecht, in dessen Rahmen an der gezielten *„Aufartung"* des deutschen Volkes gearbeitet wurde. Es ist schließlich wenig verwunderlich, daß der gemeine Germane einer *„arteigenen Religion"* bedurfte, da, so Puschner, das *„Christentum in seiner tradierten Form... zwei grundlegenden Dogmen völkischer Religiosität nicht folge: dem der Ausrichtung auf das Diesseits und dem alles Sein bestimmenden Rassenparadigma"*. *„Alles Hebräische und Römische"*, so der völkische Ideologe Adolf Bartels, sollte aus der germanischen Gegenwart und Zukunft ausgeschlossen werden. Der römischen Kurie, so schrieb Albrecht Wirth 1912, *„wird der Plan zugeschrieben, einen großen Ring, von der Adria anfangend über Österreich nach Polen auf der einen, über die Schweiz und Lothringen bis nach Belgien auf der anderen Seite um das neue Deutsche Reich zu legen, einen Ring der Erdrückung, in dem die Begünstigung der Franzosen in den Reichslanden, der Polen in Posen und den Rheinlanden nur weitere Glieder bilden würden. Der Plan kann nicht bewiesen werden, aber möglich ist er schon."* Der nationalprotestantisch fundierte germanische Wahn, ob antirömisch oder antisemitisch, hatte wahrlich System, auch wenn es ein Wahnsystem war. Während auf die germanische Mythologie, aber auch auf antirömi-

sche Sektenbewegungen zurückgreifende synkretistische und neuheidnische Bestrebungen eher marginal blieben, waren, so Puschner, *„die Verbindung des Nationalismus mit dem Protestantismus und das protestantische deutsche Kaisertum... unverkennbare Wurzeln völkischer Religiosität und vor allem des Deutschchristentums"*; nicht von ungefähr präsentierten sich die „Deutschen Christen" später als Apologeten des nationalsozialistischen Regimes.
In seinem Resümee verweist Puschner unter den Stichworten Bewegung, Partei und Vernetzung nicht nur auf die organisatorischen Diskussionen, Strategien und Probleme des völkischen Gefüges, sondern insbesondere auf dessen tragende soziale Schichten. Die völkische Bewegung, so läßt sich diesbezüglich zusammenfassen, hat insbesondere *„bei den an Schulen und Universitäten Lehrenden viele Anhänger gefunden"*, sie verfügte demzufolge über einen *„hohen Anteil akademisch Gebildeter"*, so daß *„die zentrale Bedeutung von Lehrern und Studenten für die Verbreitung und Etablierung des völkischen Gedankens und der völkischen Bewegung"* außer Frage steht. Ausgehend von *„einem harten Kern völkischer Vordenker, Führer und Agitatoren, in deren Händen die Fäden des völkischen Netzwerkes zusammenliefen"*, schlußfolgert Puschner, *„kann davon ausgegangen werden, daß weite Teile der deutschen Bevölkerung mit völkischem Gedankengut konfrontiert wurden bzw. damit in Berührung kamen"*. Der Boden für das, was später kam, war also längst zuvor bereitet und vor allem der Hinweis auf die verantwortlichen sozialen Trägerschichten verweist auf tradierte und sich weiter tradierende soziale und ideologische Mentalitäten, die möglicherweise in jeweils zeittypisch variierter Form von den frühen *„antiwälschen"* Humanisten über protestantisch-pietistische Aufklärer und völkische Ideologen bis zum von der akademischen, postmodernen, friedensbewegten und natürlich besserverdienenden „Neuen Mitte" des vor einiger Zeit von einem sozialdemokratischen Bundeskanzler proklamierten neuen „deutschen Weges" reichen.

Anton Panner

Claudia-Regine Nerius, Johannes Lehmann-Hohenberg (1851-1925). Eine Studie zur völkischen Rechts- und Justizkritik im Deutschen Kaiserreich, Frankfurt am Main: Peter Lang Verlag, 2000, 278 S.

Der Titel der von der Verfasserin vorgelegten Studie über Johannes Lehmann-Hohenberg verspricht, in biographischer Form einen Beitrag zur Erforschung der *„völkischen Rechts- und Justizkritik"* im wilhelminischen Kaiserreich zu liefern. Es wäre dies ein gewichtiger Beitrag, denn die rechtshistorische Forschung hat sich bislang der völkischen Bewegung im allgemeinen sowie der völkischen Rechtsreformer im besonderen nur selten oder allenfalls am Rande angenommen. So ist Uwe Puschners Studie zur völkischen Bewegung vor dem Ersten Weltkrieg, das neue Standardwerk, erst vor kurzem (Sommer 2001) veröffentlicht worden, während der Verfasserin lediglich der von Uwe Puschner, Walter Schmitz und Justus H. Ulbricht herausgegebene Sammelband „Handbuch zur ‚Völkischen Bewegung' 1871 bis 1918" (München 1996) vorlag. Rechtshistoriker haben inzwischen zwar mehrere Sammelbände zum Thema Recht bzw. Rechtsgeschichte und Nationalsozialismus sowie Einzelstudien zu Leben und Werk bedeutender Juristen des 19. Jahrhunderts und zum Gegensatz zwischen Germanisten und Romanisten im Vorfeld der Kodifikation des Bürgerlichen Gesetzbuches publiziert, doch die völkischen Rechtsdenker wurden als „populärwissenschaftlich" kaum eines Blickes gewürdigt. Insofern weckt der Untertitel der vorliegenden Studie die Hoffnung, daß nunmehr die Berührungspunkte der völkischen Rechtsdenker zur

akademischen Rechtswissenschaft des 19. Jahrhunderts aufgezeigt und die Bedeutung der völkischen Rechtsreformgedanken für das nationalsozialistische Rechtsdenken offengelegt werden.
Die Studie gliedert sich in sechs Teile, deren erster einen kurzen biographischen Überblick über das Leben Lehmann-Hohenbergs gibt und in dem der Leser den Wandel vom seriösen Naturwissenschaftler (Lehmann-Hohenberg durchlief eine akademische Laufbahn und war von 1886 bis 1903 ordentlicher Professor für Mineralogie und Geologie an der Christian-Albrechts-Universität Kiel) zum „Gesellschaftskritiker", um nicht die Züge des späteren reformistischen Eiferers und manisch-querulatorischen Sektierers hervorzuheben, nachvollziehen kann. Es wird der Bogen geschlagen vom Einfluß der christlich-ethischen Egidy-Bewegung auf Lehmann-Hohenberg (1890er Jahre) bis hin zu dessen Kampf gegen das römische Recht in der protofaschistischen „Deutschsozialistischen Partei" (DSP) um 1920.
Im zweiten Teil über die Anfänge Lehmann-Hohenbergs gesellschaftlichen Wirkens wird deutlich, daß in der Tat die Freundschaft mit Moritz von Egidy, den man als seinen ersten Mentor ansehen kann, dafür verantwortlich war, daß sich Lehmann-Hohenberg seit Anfang der 1890er Jahre zunehmend öffentlich engagierte, zunächst im Rahmen der Egidy-Bewegung, später, indem er sich sein eigenes Sprachrohr, die Tageszeitung „Kieler Neueste Nachrichten", und eine eigene Organisation, den „Deutschen Volksbund", schuf. Auf diesem Wege verbreitete er seine Ideen für ein *„geeinigtes Christentum"* und für eine umfassende, auf der Naturforschung beruhende Erziehungsreform.
Im dritten Teil wird die Hinwendung Lehmann-Hohenbergs zu Fragen des Rechts- und Justizwesens präsentiert. So wurde der „Deutsche Volksbund" in den „Deutschen Rechtsbund" überführt und das Vereinsorgan „Volksanwalt" (1898-1902) wurde durch den „Rechtshort" (1905-1909) ersetzt, wobei man insbesondere an den sich verändernden Untertiteln der Zeitschriften den neuen Schwerpunkt der Aktivitäten Lehmann-Hohenbergs ablesen kann. Gleichzeitig enthält das dritte Kapitel die Organisationsgeschichte von „Deutschem Volksbund", „Deutschem Rechtsbund" und „Allgemeinem Deutschen Kulturbund" und verdeutlicht damit das nunmehr planmäßig angelegte Vorgehen Lehmann-Hohenbergs, dessen propagandistische Aktivitäten einen immer größeren Teil seiner Zeit und seiner Mittel beanspruchten und der sich zusehends zum rastlosen Vorkämpfer einer „Germanisierung des Rechts" wandelte.
Die Ursachen für diesen Wandel zeigt die Verfasserin im vierten Teil auf, in welchem sie auf die Grundlagen und Quellen der Rechts- und Justizkritik Lehmann-Hohenbergs eingeht. Zunächst wird auch hier der Einfluß eines Freundes, des Juristen Bleick Bleickens, auf Lehmann-Hohenberg vor Augen geführt, den dessen Kampf gegen die allzu sehr auf römischem und damit *„undeutschem"* Recht beruhende Kodifikation des Bürgerlichen Gesetzbuches beeindruckte. Auch wird nachgewiesen, daß insbesondere eigene negative Erfahrungen Lehmann-Hohenbergs mit dem Rechts- und Justizwesen, so der Vermögensverlust, das wegen seiner *„gesellschaftspolitischen Aktivitäten"* gegen ihn anhängig gemachte Disziplinarverfahren und die von ihm in der Hoffnung auf die Möglichkeit der Bloßstellung der Justiz provozierten, gegen ihn gerichteten Strafverfahren, die Hinwendung zu einer radikalen Rechts- und Justizkritik bewirkten.
Daß Lehmann-Hohenberg als juristischer Laie kein in sich geschlossenes, auf germanischen Rechtstraditionen fußendes Rechtssystem propagierte, wie das Schlagwort von der *„Germanisierung des Rechts"* suggeriert, sondern zumeist, an eigene Erlebnisse anknüpfend, einzelne Mißstände des Zivil-, Straf-, Staats- und Verwaltungsrechts so-

wie die Mitglieder des Juristenstandes (Richter, Staatsanwälte, Rechtsanwälte) aufs heftigste anprangerte, analysiert der fünfte Teil. Im abschließenden sechsten Teil der Studie über Bedeutung und Wirkung der Rechts- und Justizkritik stellt die Verfasserin den eigenen Anspruch Lehmann-Hohenbergs der ernüchternden Wirklichkeit gegenüber, die von seinem Reformfuror gänzlich unbeeindruckt blieb.
Die vorliegende Studie präsentiert dem Leser faktenreich und in schlüssiger Interpretation das Leben und Werk Lehmann-Hohenbergs, einem der bekannteren Repräsentanten der völkischen Rechtsreformer. Sie leistet damit einen gewichtigen Beitrag zur Erforschung eines Teilbereichs der völkischen Bewegung, der noch lückenhafter erforscht ist als die Gesamtbewegung selbst.
Allerdings wird die Arbeit ihrem Untertitel nicht in vollem Umfang gerecht, was wohl dem Umstand geschuldet ist, daß sie in erster Linie eine rechtshistorische Untersuchung sein soll und will. Aus diesem Grund wurde Literatur zur völkischen Bewegung und damit zum geschichtlichen Kontext nur sehr vereinzelt herangezogen. Auch der Nachlaß Lehmann-Hohenbergs sowie die weiteren Archivmaterialien wurden sehr selektiv unter dem Gesichtspunkt der Rechts- und Justizkritik ausgewertet. Als Folge dieser Vorgehensweise ermangelt es der Studie an einer nachvollziehbaren Verortung Lehmann-Hohenbergs in der völkischen Bewegung, obwohl gerade seine redundanten Monographien und Aufsätze sowie insbesondere seine im Nachlaß befindlichen Manuskripte und Briefkorrespondenzen mit einer Vielzahl völkischer Protagonisten durchaus eine solche Einordnung zulassen würden.
Lehmann-Hohenberg übte nämlich nicht nur partielle und grundsätzliche Kritik am Rechts- und Justizwesen seiner Zeit, sondern seinem unermüdlichen Einsatz lag jedenfalls ein in sich geschlossenes Weltanschauungsprogramm zugrunde, in welchem jedem Teilbereich (Religion, Erziehung, Recht) ein ihm gebührender Platz eingeräumt wurde. Dieses typisch völkische, nämlich auf eine *„deutsche Kulturreform"*, eine *„deutsche Religion"* und die Vorherrschaft der *„germanischen Rasse"* hinzielende Programm zur *„geistig-sittlichen Neugeburt des deutschen Volkes"* muß immer als Subtext hinzugedacht werden, um Lehmann-Hohenbergs Kampf für eine *„Germanisierung des Rechts"* richtig deuten zu können.
Auch hätte ein naheliegender Vergleich mit Protagonisten der zeitgenössischen Rechts-geschichte und Geschichte und mit deren elaborierten Thesen zusätzliche Aufschlüsse zur Einordnung dieses völkischen Rechtsreformers und seiner Thesen liefern können.

Albrecht Götz von Olenhusen/Jens David Runge

Ernst Fuhrmann, Hieroglyphen und Prohibition. Vom ganz normalen Menschen. Herausgegeben und kommentiert von Rembert Baumann, Berlin: BasisDruck Verlag, 2002, 182 S.

Ernst Fuhrmann (1886-1956) zählt zu den vergessenen Dichter-Philosophen, Privatgelehrten und autodidaktischen Querdenkern, die in verschiedenen Bezügen der Geschichte der Literatur, der Wissenschaften, der Buchverlage und auch der Dokumentar-Fotografie auftauchen. Sein Schicksal gehört auch in die Geschichte der deutschen Emigration der dreißiger Jahre. Es ist die Geschichte eines Vergessenen. Für den Schriftsteller Franz Jung zählte Ernst Fuhrmanns Werk neben dem von Wilhelm Reich zu den *„Bausteinen zu einem neuen Menschen"*. Jung war es auch, der schon in der frühen Nachkriegszeit durch Gedenkartikel und durch die Herausgabe von Schriften des „Biosophen" wieder auf ihn aufmerksam machte. Es waren sicherlich unterschied-

liche Teile des ungewöhnlichen Gesamtwerkes, welche Autoren, wie Hans Hennecke, Werner Hellwig, Arno Schmidt oder Gert Mattenklott interessierten und faszinierten. Schon frühzeitig wurde Fuhrmann von Zeitgenossen wie Rainer Maria Rilke, Ernst Hardt, Rudolf Pannwitz und Karl Schmitt-Rottluff beachtet und anerkannt.
Der hier anzuzeigende Sammelband enthält Erstveröffentlichungen aus dem privaten Ernst-Fuhrmann-Archiv von Rembert Baumann. Die Texte stammen aus dem Zeitraum zwischen 1916 und 1930. Sie werfen ein sicherlich diffuses Licht auf die Biographie des Autors, aber vor allem auf seine autobiographische Wahrnehmung und Selbsteinschätzung. Das gilt besonders für die „Mémoires", die den Zeitabschnitt aus der Sicht Fuhrmanns betreffen, in dem er, von dem Hagener Mäzen Karl Ernst Osthaus gefördert, zum Direktor des dem „Folkwang-Museum" angegliederten „Deutschen Museums für Kunst und Gewerbe" avancierte. Fuhrmann war dann kurz darauf sogar Nachlaßverwalter von Osthaus. Wer die historischen Darstellungen über „Folkwang-Museum", „Folkwang-Verlag" und die Hagener Bohème kennt, dem wird die nur allzu leicht zu entschlüsselnde literarische Binnensicht des sensiblen beteiligten Beobachters auf andere Beteiligte, wie Osthaus, Hertwig, Jezek u.a. interessante Aufschlüsse geben. Sie charakterisiert auch Fuhrmanns egozentrischen und esoterischen Tief- und Eigensinn, seine aus einem egomanisch anmutenden Selbstbewußtsein gespeiste Menschen- und Weltanschauung. Sie erinnert in ihrer eklektizistischen Mixtur an den Typus der von Ulrich Linse charakterisierten *„Inflationsheiligen"* und anderer zeitgenössischer Charismatiker. Mit dem Unterschied, daß Fuhrmanns Sichtweise, wie Rembert Baumann in einem sehr einfühlsamen und informativen Nachwort zeigt, letztlich auf den Zweifel gegenüber jeglichen wissenschaftlichen oder weltanschaulichen Gewißheiten hinauslief.
Wenn man, wie das die neuere Rezeption anzudeuten scheint, das Werk als ein poetisches, die Forschungen als Poesie betrachtet, lassen sich naheliegende Irritationen, welche die zeitgenössische Wissenschaft zu heftigster Ablehnung und Polemik reizten, problemloser vermeiden. Zwischen Metaphern und akrobatischer Gedankenführung, aber auch zwischen einem hermetischen Universum des Nonkonformismus und einem mehr oder wenigen realen oder imaginären Museum der Weltkunst und der Weltkulturen entwickelte sich in verschiedenen, nur durch mäzenatische Unterstützungen möglichen Verlagsunternehmungen bis in die dreißiger Jahre ein höchst disparates Werk. Nach dem Zweiten Weltkrieg schlossen sich verdienstliche, wenn auch wenig erfolgreiche Bemühungen an, die Schriften Fuhrmanns der Öffentlichkeit erneut näher zu bringen. Für den Kulturhistoriker sind die erstmals publizierten Texte insofern aufschlußreich, als sich Fuhrmanns hochfliegende Ansprüche nicht nur in denkbar spekulativen und abseitigen Geschichtsanschauungen manifestierten, sondern auch in solchen, in diesen Jahren nicht seltenen pathetischen Aufrufen wie dem von 1919 mit seiner apodiktischen Mischung aus revolutionärem Impetus, eigenbrötlerischen „Analysen" und einer fundamentalistischen Kritik der Gegenwart oder wie in „Beschlüssen" über die Vergesellschaftung des Bodens in Mecklenburg. Wäre Ernst Fuhrmann, wie angedeutet wird, tatsächlich 1918/19 der erste Ministerpräsident des neu gegründeten Freistaates Strelitz gewesen, dann würden sich Parallelen zu der Rolle der Literaten in der Münchener Räterevolution ergeben. Daß der unentwegt schreibend und edierend sich selbst verwirklichende Autor als pädagogischer Schul- und Sozialreformer aktiv wurde, zeigen Briefe nach Sowjetrußland und - wegen einer Reformschule – an das Preußische Unterrichtsministerium. Unvermeidlich, daß die Vorschläge für eine geistig-philosophische elitäre Führung und ein nach allen Seiten hin offen angelegtes

Schulsystem zwar an Überlegungen des Zeitgeistes anknüpften, aber nicht auf positive Resonanz stießen. Fuhrmann scheint das damals jedenfalls kaum angefochten zu haben, wie seine vielfältigen Verlagsaktivitäten auch für seine eigene Publikationen zeigen. Reiner Stamm hat dazu in seiner Studie über den Folkwang-Verlag eine beispielhafte Bibliographie raisonnée vorgelegt.[1] Einer Rezeption der Werke Fuhrmanns stand letztlich auch die durch die Emigration bedingte Zerstreuung des Nachlasses nach dem Zweiten Weltkriege im Wege.
Der Titel der verdienstlichen Edition kennzeichnet treffend den vielfach hermetischen Charakter der Texte. Den Untertitel „Vom ganz normalen Menschen" wird man auch als ironischen Reflex auf jenes *„Experiment Mensch"* Fuhrmanns begreifen können, in welchem sich idealistische, von einem ganzheitlichen Denken geprägte Emanzipationsprozesse mit einer Lebenspraxis vermischen, in der die Methode des konstruktiven Zweifels auf eine einsame Spitze getrieben wurde.

Albrecht Götz von Olenhusen

Reiner Stamm, Der Folkwang-Verlag - Auf dem Weg zu einem imaginären Museum, Frankfurt am Main: Buchhändler-Vereinigung GmbH, 1999, 229 S.
Die interessante und folgenreiche Geschichte des Folkwang-Verlages wird in Rainer Stamms institutionengeschichtlicher Arbeit als Teil einer Kulturgeschichte verstanden. Der Vergleich zum Diederichs-Verlag mit seinen kulturreformerischen und jugendbewegten Wurzeln und Werken liegt nahe, auch wenn Karl Ernst Osthaus (1874 - 1921), der Mäzen und Hagener Museumsgründer, mit seiner Sammlung dem Geist der Kunsterziehungsbewegung eher verpflichtet war.
Kritische historische Spurensicherung, die gleichzeitige geistige Entwicklungen und Phänomene der Moderne wie deren Subgeschichte differenziert und mit höchst ertragreichem Sinn für abgelegenere Quellen einbezieht, folgt hier großen Vorbildern, wie sie in bekannten Arbeiten zur Kunst- und Kulturgeschichte vorliegen (Janos Frécot, Diethart Kerbs, Gert Mattenklott).
Das Folkwang-Museum konnte dank der Finanzkraft und auf der Grundlage der Idee einer *„Volksbildungsstätte"* durch Osthaus zwischen 1902 und 1922 zu einem Zentrum der europäischen Avantgarde, einem Museum für „Gegenwartskunst" sich entwickeln. Eine naturwissenschaftliche Sammlung, eine Kollektion orientalischen Kunstgewerbes und eine Gemäldegalerie wurden aufgrund des Einflusses Henry van de Veldes zu einem von Stamm so charakterisierten *„Folkwang-Netzwerk"*, innerhalb dessen verschiedene Projekte wie Lichtbad, Naturtheater und Tanzakademie ihren je eigenen Platz und Raum finden sollten.
Mit dem Buch-Verlag sollte das Museum ein eigenes Sprachrohr erhalten. Nach der Gründung des „Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe" (1909) als inspirierende *„Schule des guten Geschmacks"* hätten, zuerst in Kooperation mit Eugen Diederichs und Reinhard Piper, in Hagen bedeutende Künstlermonographien publiziert werden sollen. Weshalb sich die Verhandlungen, wie Piper sich 1950 erinnerte, komplizierten und schließlich endgültig scheiterten, wird allerdings nicht so recht klar. Vermuten kann man, daß Diederichs' Programmatik sich von der von Osthaus doch wohl fundamental unterschied und daß Piper in seinem Drang nach unabhängiger Verlagsproduktion sich letztlich auch durch ein noch so attraktives Finanzangebot nicht aus dem künstlerischen Zentrum von München weglocken ließ. Den Beginn der

1 Rainer Stamm, Der Folkwang-Verlag - Auf dem Weg zu einem imaginären Museum, Frankfurt am Main 1999.

Verlagstätigkeit bildeten Monographien bedeutender deutscher Reklamekünstler. Von Fritz Hellmut Ehmcke bis Emil Preetorius wurden modernste Werbe- und Buchkünstler präsentiert. Mit der Hagener Verlagsanstalt wollte Osthaus ein seit 1910 aufgebautes Fotoarchiv, alsbald zu einem Kunsthistorischen Bildarchiv erweitert, mit künstlerischen Verlagswerken verbinden. Aber erst mit der Umbenennung in Folkwang-Verlag gewann der Verlag unter der Leitung von Ernst Fuhrmann eine ganz eigene Kontur. Noch dem Einfluß des mittlerweile schwer erkrankten Osthaus verdankten sich Publikationen wie die über die utopisch-mystischen Arbeiten des Architekten Bruno Taut (1880-1938).
Stamms besonderes Verdienst ist es, in dem komplizierten Netz der Zusammenhänge die wichtige, wenn auch problematische Rolle Ernst Fuhrmanns und seine Bedeutung für diese Verlagsgeschichte erstmals eingehend und eindrucksvoll nachgezeichnet zu haben. Seine Berufung zum Direktor des „Deutschen Museums für Kunst in Handel und Gewerbe", zum stellvertretenden administrativen Leiter des Folkwang-Museums und zum Leiter des Verlages gehört allerdings bis heute zu den nur schwer erklärlichen Entscheidungen, weil Fuhrmann zwar ein in nahezu allen Disziplinen universaler Querdenker und Einzelgänger und doch gerade für die Zeit von 1919 mit ihren zahllosen Propheten und Heilsbringern eine zwar typische, jedoch auch fragwürdige Erscheinung des Kultur- und Geisteslebens war. *„Wie Goethe, Rudolf Steiner oder der Strindberg der Blaubücher beschäftigte er sich mit Medizin, biologischen Phänomenen, Anthropologie, Vor- und Frühgeschichte, kosmologischer Physik und Sprachwissenschaften, ohne jedoch in diesen Bereichen streng wissenschaftlich vorzugehen. Statt dessen lassen sich das Denken und die Schriften des Autodidakten Fuhrmann durch eine subjektive und poetische Zugriffsweise charakterisieren und übten als solche eine starke Anziehungskraft auf viele Zeitgenossen aus."*
Vermutlich beeinflußt durch die Fürsprache des Kunsthistorikers Botho Graef und durch einen schon in der Zeit des ersten Weltkrieges legendären Ruf als eine Art Universalgenie, dessen umfängliches, vergleichsweise esoterisches Werkschaffen von Lyrik über Dramen und Erzählungen bis zur Wissenschaft und Philosophie reichte, kam der von Oskar Loerke und Karl Schmidt-Rottluff hochgeschätzte Privatgelehrte, ursprünglich ein Hamburger Kaufmann, in diese Position. Für Hermann Bahr war Fuhrmann eine nie gesehene *„Verbindung von Genie (und im allerhöchsten Sinn, dessen dieses Wort überhaupt fähig ist) mit Albernheit"*, und er gewann den gewiß ambivalenten und nicht durchweg schmeichelhaften Eindruck, *„als wäre hier Unbildung einmal geradezu produktiv geworden"*.
Der Schriftsteller Franz Jung gehörte bekanntlich zu denen, die für Fuhrmanns spekulative, assoziative Forschungen zeitlebens ein besonderes, wenn auch nicht unkritisches Faible hatten - vermutlich wegen seines Interesse für biosophische Lehren und Forschungen und für abseitige, genialische Charaktere. Jedenfalls wurde Fuhrmann in diesen Jahren zur zentralen, charismatischen und egozentrischen Figur einer wunderlichen „Hagener Bohéme". Die Differenzen zwischen dem großbürgerlichen Mäzen und dem aktionistischen Nonkonformisten treten deutlich hervor. Fuhrmanns Nähe zum Anarchismus einerseits, zu esoterischen Zeittendenzen andererseits sind unübersehbar. Das Programm des Verlages verleugnete binnen kurzem nicht, daß Fuhrmanns gewagte sprachwissenschaftliche Spekulationen oder ganzheitliche Denkmodelle Eingang fanden in wissenschaftliche, zum Teil höchst umstrittene Publikationen, z.B. sein Chinabuch (1921). Mit Osthaus' frühem Tod entfiel die einigende Kraft, die Museumsgedanken, künstlerische Volkspädagogik und Verlag als Vermittlungsinstanzen

zusammengehalten hatte. Das „Deutsche Museum für Kunst in Handel und Gewerbe" wurde 1923 aufgelöst, die Bestände wurden nach Krefeld und die Sammlung des Museums nach Essen verkauft.
Der Verlag, dessen Publikationen sich auf Asien, Nordeuropa und die Werke Tauts konzentriert hatten, diente Fuhrmann nun weiterhin als Mittel, mit einer monumental konzeptierten Reihe „Kulturen der Erde" ein universalistisches Weltkulturerbe in Texten und Darstellungen zu präsentieren. Auch in der Folgezeit geriet Fuhrmann mit der akademischen Fachwissenschaft in heftige Konflikte. Seit 1922 fand das Unternehmen in Großherzog Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt einen neuen Mäzen. Dennoch ging der Verlag 1923 in Konkurs, die Konkursmasse übernahm der Verlag Georg Müller (München). Stamm hat auch die höchst bemerkenswerte Geschichte des Fotoarchivs des Verlages in Verbindung mit der wichtigen fotografischen Arbeit von Albert Renger-Patzsch dargestellt. Er liefert damit zugleich einen bedeutsamen Beitrag zur Fotografiegeschichte.
Das von Fuhrmann gegründete Nachfolgeunternehmen, der Auriga-Verlag (1923-1925), knüpfte an die bisherige Tradition an. In eigenen Schriften entwickelte Fuhrmann seine eigentümliche Biosophie, die Lehre vom Zusammenhang menschlicher und pflanzlicher Lebensprozesse. Sie wurde begleitet durch die bedeutenden Pflanzenfotografien von Renger-Patzsch. Fuhrmann wurde auch zum maßgeblichen Anreger für den Buchkünstler Johannes Molzahn (1892-1965). Erst die Verbindung zu dem Industriellen Paul Multhaupt (Düsseldorf), einem neuen Mäzen, ermöglichte die Weiterexistenz der bis dahin weitgehend mittel- und heimatlosen Lage des Verlages und seines Gründers. In Friedrichssegen an der Lahn existierte der Folkwang-Auriga Verlag von 1928 bis 1935. Hervorzuheben sind hier eine Reihe von Fuhrmanns Veröffentlichungen in der Zeitschrift „Gegner" aus dem Jahre 1931/32. Den Anschluß an diesen Kreis gewann Fuhrmann durch Franz Jung und Adrien Turel. Der Verlag wurde durch die Nationalsozialisten 1933 sofort verboten. Über das Bildarchiv kam nun der Kontakt zur Fotografin Lotte Jacobi (1896-1990) in Berlin zustande. Das Folkwang-Archiv wurde damit als selbständiges Bildarchiv und Bildagentur in Berlin tätig. Lotte Jacobi emigrierte 1935, Ernst Fuhrmann 1938. Er, der auch im amerikanischen Exil der eine kärgliche Existenz fristende Einzelgänger blieb, der er letztlich immer gewesen war, ist in der Exilliteratur bis heute kaum präsent; er kehrte auch nicht nach Deutschland zurück. Franz Jung, Werner Hellwig und Arno Schmidt haben sich für seine Schriften interessiert und eingesetzt. Im Kontext der Franz-Jung-Forschung und -Edition ist sein Werk wieder etwas sichtbarer geworden. *„Der Inhalt? Ein Versuch phantastischen Ausmaßes, die Bauformen, Funktionen, natürlichen und historischen Realitäten des Lebens aufzuschließen. Also Biologie, Psychologie, Urmenschheit, Sprache, Schrift und Symbolik, Religion nach rückwärts und nach vorwärts, der vorhandene Mensch nur als Vorstufe zu einem schöpferisch entwickelbaren künftigen. Dies aber ganz konkret, materiell bis ins Materialistische und seelisch bis zum Priestertum."* (Rudolf Pannwitz 1954). Fuhrmanns Werk blieb aber zumeist in hochfliegenden Ansprüchen, in Spekulationen und geistreichen Überlegungen, Visionen und Theorien stecken.
Stamm hat der in mehr als einer Hinsicht grundlegenden Arbeit ein mustergültiges Werkverzeichnis sämtlicher erschienener Publikationen des Folkwang-Verlages und seiner Nachfolger angefügt. Die Bibliographie, nach Verlagsstationen chronologisch geordnet, verzeichnet, was für die Rezeptionsgeschichte besonders wichtig ist, auch die Rezensionen.

Albrecht Götz von Olenhusen

Thomas Mergel, Parlamentarische Kultur in der Weimarer Republik. Politische Kommunikation, symbolische Politik und Öffentlichkeit im Reichstag, Düsseldorf: Droste Verlag, 2002, 530 S.

Im vergangenen Jahr feierte die Bonner „Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien" ihr fünfzigjähriges Bestehen. Das in dieser Zeit mit ihrer Unterstützung geschaffene und veröffentlichte Œuvre deckt nahezu jeden Aspekt des im Namen dieser Institution genannten Forschungsbereichs ab. Um so verwunderlicher ist es, daß es sich bei der vorliegenden Untersuchung, dem Band 135 der Reihe „Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien", um die erste Monografie des Reichstages in der Weimarer Republik handelt. Aber es ist eigentlich ein Glücksfall, daß das kommunikative Verhalten im Parlament der ersten deutschen Republik erst in dieser Zeit erforscht wurde. Das Buch kann so von mehr als dreißig Jahren sozialhistorischer Forschung ebenso profitieren wie von der intensiv geführten fachinternen Debatte über die Postmoderne und die kulturwissenschaftliche Wendung in der Geschichtswissenschaft, zu deren wichtigsten Protagonisten Thomas Mergel zählt.

Mergels Forschungsprogramm heißt „Kulturgeschichte der Politik" (siehe dazu auch seinen sehr instruktiven Aufsatz gleichen Titels in Band 4/2002 von „Geschichte und Gesellschaft"). Es handelt sich also nicht um eine politische Geschichte des Reichstags im Sinne einer Chronologie parlamentarischer Entscheidungen, sondern um eine soziologisch und diskurstheoretisch sensible Untersuchung darüber, wie derartige Entscheidungen überhaupt kommunikativ produziert worden sind. Zu den Hauptfragen zählen die beiden folgenden: „*Wie gestaltete sich... die parlamentarische Kommunikation im Reichstag vor dem Hintergrund der Fragmentierung der Weimarer Gesellschaft? In welchem Zusammenhang steht... die kommunikative Ordnung des Parlaments mit dem Kollaps der politischen Kultur am Ende der vierzehn Jahre?*". Daneben bildet die Untersuchung der öffentlichen Wahrnehmung des Reichstags einen weiteren Schwerpunkt.

Der Focus der Arbeit liegt also in der Beschreibung und Analyse der innerparlamentarischen Umgangsweisen. Mergel macht diese zum Teil an den unterschiedlichen Sprachstilen fest. So waren die Abgeordneten der Nationalversammlung von 1919 und der ersten Reichstage noch von den Formen des wilhelminischen Parlaments geprägt, dem ein Großteil von ihnen angehört hatte, und dessen Geschäftsordnung auch erst Ende 1922 den neuen Bedürfnissen angepaßt wurde. Dies zeigte sich vor allem darin, daß sie sich im Respekt vor der Institution Reichstag darum bemühten, von den Kollegen der anderen Fraktionen verstanden zu werden. Viele Reden in dieser Phase - sei es im Plenum oder in den Ausschüssen - bekundeten Respekt vor den Abgeordneten der anderen Fraktionen, deren politischen Positionen grundsätzlich Legitimität zugeschrieben wurde. Auf diese Weise konnten sogar erklärte Republikfeinde integriert werden. Das Einhalten der entsprechenden Regeln - z.B. die Anrede als „Kollege", der Verzicht auf in dieser Zeit noch streng geahndete Beleidigungen, das Bemühen um Verständigung („*Anschlußfähigkeit*") - war selbstverständlich; ein möglichst hohes Maß an Sachlichkeit galt als erstrebenswert. Der vorherrschende Sprachstil war die „*Sprache der Exekutive*", mit der man sich fraktionsübergreifend zu verständigen suchte, und die angesichts eines generellen Grundkonsenses über das politische System integrierende Kraft entfaltete.

Dies änderte sich in Folge der Krise ab 1928 fundamental. Mergel erklärt dies mit Rückgriff auf die Entwicklung der parteinahen Milieus, die zur Hegemonie der maxi-

malistischen Gruppierungen in den meisten Reichstagsparteien führte. Hinzu kam die starke Minorität der (jungen) Reichstagsneulinge aus NSDAP und KPD, die nicht gewillt war, die informellen Kommunikationsregeln weiterhin einzuhalten: „*Mit der Auflösung des Konsens über die parlamentarische Ordnung ging die Grundbedingung der Kommunikation in dieser Institution verloren.*" So waren etwa seit dem Spätherbst 1930 Beleidigungen im Reichstag an der Tagesordnung. Ein anderes Indiz ist der enorme Zeitaufwand, der nun für Diskussionen über Verfahrensfragen aufzubringen war, da sich insbesondere die NSDAP Mühe gab, die Schwachstellen der Geschäftsordnung aufzuspüren. An die Stelle der „*Sprache der Exekutive*" rückte vor allem bei der immer größer werdenden NSDAP-Fraktion die „*Sprache der Moral*", als eine den anderen gleichermaßen denunzierende wie exkludierende Sprache. Damit einher ging der Anspruch der Alleinvertretung der politischen Wahrheit; der Vorwurf der Lüge gegen den politischen Gegner wurde zum alltäglichen Phänomen. Sachlichkeit, Zuhören und Kooperation blieben dabei auf der Strecke.

Der Leser, der sich ganz allgemein für die Geschichte des Parlamentarismus in Deutschland interessiert, kommt hier aber auch nicht zu kurz. Wer immer schon wissen wollte, welchen historischen Ursprung einzelne Institutionen des Bundestages (Ältestenrat, Ausschüsse, Diäten, Fraktionen usw.) haben, bekommt es hier erklärt. Ein ums andere Mal spannt Mergel den historischen Bogen vom Kaiserreich zur Bundesrepublik, und zeigt eindrucksvoll, in welchem Maße der Bundestag in den Regeln und Institutionen, die er sich gegeben hat, von den Fehlern des Parlaments der ersten deutschen Demokratie gelernt hat. Der Weimarer Reichstag erscheint, betrachtet man ihn aus heutiger Perspektive, als großes und letztlich doch gescheitertes Experiment, das Parlament in das legislative Kernstück der repräsentativ verfaßten Demokratie umzuwandeln.

Insgesamt handelt es sich um eine äußerst instruktive Arbeit in einem neuen Forschungsfeld, dem eine bedeutende Zukunft vorausgesagt werden kann. Mergel gelingt es vorbildlich die verschiedenen Sphären sozialen Handelns im Parlament - wenn man so will: die Dialektik von Struktur und Kommunikation - zu durchdringen und zu veranschaulichen.

Ulrich Eumann

Peter Giersich/Bernd Kramer, Max Hoelz. Man nannte ihn: Brandstifter und Revolutionär, Robin Hood, Che Guevara, einen Anarchisten, den Roten General. Sein Leben und sein Kampf, Berlin: Karin Kramer Verlag, 2000, 174 Text- und 24 Bildseiten

Volker Ullrich, Der ruhelose Rebell. Karl Plättner 1893-1945. Eine Biographie, München: Verlag C.H. Beck, 2000, 272 S., 18 Abb.

Knut Bergbauer, Karl Plättner. Anmerkungen zur Biographie eines politischen Partisanen, in: Andreas G. Graf (Hg.), Anarchisten gegen Hitler. Anarchisten, Anarcho-Syndikalisten, Rätekommunisten in Widerstand und Exil, Berlin: Lukas Verlag, 2001, S. 266-280.

Neuerdings liegen die Biographien zweier kommunistischer Aktivisten aus der Weimarer Republik vor: Karl Plättner und Max Hoelz.

Max Hoelz, 1889 als Landarbeitersohn in Moritz bei Riesa (Sachsen) geboren, war als 16jähriger von zu Hause ausgerissen, hatte sich nach London durchgeschlagen, eine Technikerschule besucht und war als 20jähriger nach Sachsen zurückgekehrt. Dort arbeitete er als Tagelöhner, Hausdiener, dann als Landvermesser, der nebenher Stumm-

filme erklärte. Er wurde Mitglied im „Christlichen Verein Junger Männer" und im evangelischen Keuschheitsbund „Weißes Kreuz". Als er, der sich freiwillig zum Kriegsdienst gemeldet hatte, einen verhafteten Spartakisten bewachen mußte, öffnete ihm dieser die Augen für die politischen Verhältnisse. So kam Hoelz mit der Arbeiterbewegung erst am Ende des Ersten Weltkrieges in Kontakt. In der Novemberrevolution organisierte er in Falkenstein im Vogtland die Wahl des Arbeiter- und Soldatenrates und wurde einer seiner beiden Vorsitzenden. Zunächst Mitglied der USPD, seit Ende Januar 1919 der KPD, ließ er bei Fabrikanten und Rittergutsbesitzern Lebensmittel beschlagnahmen und erpreßte Geld, das Bedürftigen zu gute kam. Steckbrieflich gesucht mußte er fliehen und untertauchen. Bei den Aktionen gegen den Kapp-Putsch bildete und führte er eine Rote Garde. Als die KPD-Zentrale nach der Niederschlagung des Putsches Hoelz aufforderte, die Waffen niederzulegen, weigerte er sich und kämpfte auf eigene Faust weiter, worauf ihn die Partei wegen *„Disziplinlosigkeit"* ausschloß. Ende 1920 trat Hoelz in die KAPD ein. Während der „März-Aktion" (1921) führte er im Mansfelder Land eine mehrere hundert Mann starke bewaffnete Truppe revolutionärer Arbeiter. Im April 1921 verhaftet, wurde er - weil ihm die Ermordung eines Gutsbesitzers angelastet wurde - zu lebenslänglicher Zuchthaushaft verurteilt. Eine breite Solidaritätskampagne zur Befreiung der politischen Gefangenen und das Geständnis eines Arbeiters, den Gutsbesitzer erschossen zu haben, führte im Juli 1928 zur Entlassung von Hoelz. Er wurde nach einem großartigen Empfang durch die Arbeiterschaft von der KPD auf Vortragsreisen geschickt, schrieb sein Erinnerungsbuch „Vom ‚Weißen Kreuz' zur roten Fahne" und erhielt seine erste Einladung in die Sowjetunion, wo ihm zahlreiche Ehrungen zuteil wurden. Nach einem kurzen Deutschlandaufenthalt begann 1930 sein zweiter Besuch. Am 16.9.1933 wurde seine Leiche in der Nähe von Gorki im Fluß Oka aufgefunden.

Zu seinen Lebzeiten verehrt oder verteufelt, hat es Max Hoelz auch mit der Nachwelt nicht leicht. Der 100. Geburtstag des Revolutionärs, mitteldeutschen Bandenführers und Kommunisten fiel just in den Oktober 1989, also unmittelbar vor dem Zusammenbruch der DDR. Es fanden eine Gedächtnisausstellung und ein wissenschaftliches Kolloquium statt. Auch wurde in Falkenstein eine Büste des Arbeiterführers enthüllt, die nach dem Anschluß der DDR „klammheimlich" entfernt wurde und auf dem Dachboden des Heimatmuseums landete. Der Max Hoelz gewidmete Raum wurde geschlossen. Peter Giersich, der an der Realisierung der Ausstellung beteiligt war, und Bernd Kramer sind allerdings nicht etwa die alleinigen Autoren, sondern im wesentlichen die Herausgeber des anzuzeigenden Bandes. Ein Vorwort, in dem sie die Zielsetzung des Sammelbandes offenlegen, weist das Buch nicht auf.

Die Publikation ist in sechs Kapitel gegliedert. Das erste steht unter der Frage „Wer war Max Hoelz?" Doch der Einleitungsaufsatz von Peter Giersich „Max Hoelz - ein ehrlicher revolutionärer Kämpfer des deutschen Proletariats" bringt zwar einen biographischen Abriß, ist aber insgesamt enttäuschend. Denn der Autor präsentiert im wesentlichen lange, z.T. gar seitenlange Zitate aus verschiedenen Quellen. Läßt der Autor in seinem Text Hoelz in der Nacht vom 15. zum 16. September 1933 *„bei dem Versuch, mit einem Boot die hochwasserführende Oka zu überqueren, ums Leben"* kommen, so bezeichnet er in einer Anmerkung dazu dies als *„offizielle Version"* und fügt hinzu, daß *„alle Indizien"* darauf hindeuteten, *„daß er verschiedenen einflußreichen Funktionären mit seinen internen Kenntnissen und seiner vernichtenden Offenheit gefährlich wurde und deshalb ‚beseitigt' wurde"*. Immerhin gewinnt der Leser einen überblicksartigen Eindruck von der nonkonformistischen Person des Max Hoelz. Der

darauffolgende Beitrag von Eugen Steinert „Die Vorgänge in Falkenstein“ wirft zunächst die Frage auf, von wem er zu welcher Zeit geschrieben ist. Daß es sich um einen zeitgenössischen Text handelt, entnommen dem „Kämpfer“ aus dem Jahre 1919, herausgegeben von Peter Giersich, wird erst am Ende des Beitrages deutlich. Vollends ins Schleudern kommt der Leser bei der Lektüre des 2. Kapitels. Es umfaßt recht heterogene Beiträge von Bernd Kramer, der auf die Entstehung der Publikation eingeht. Kramer befindet sich offenbar noch im Stadium des Sammlers, der die unverarbeiteten Sammelergebnisse mit kurzen eigenen Zwischentexten präsentiert. Da folgen aufeinander: Anekdoten, ein Lesben-Protest gegen die Namensgebung eines Hoelz-Antiquariates wegen angeblich sexistischer Verhaltensweisen, ein Brief von Erich Honecker an Bernd Kramer und ein Bericht des Sekretärs der SED-Kreisleitung Auerbach über einen Besuch von Walter Ulbricht im Heimatmuseum von Falkenstein. Kramer präsentiert Kraut & Rüben, inhaltlich chaotisch und handwerklich - wie vieles in dieser Publikation - schludrig.
Im 3. Kapitel finden sich Erinnerungen von Zeitgenossen an Hoelz, darunter von Fritz Globig, Traute Hoelz-Slansa, Ariadne Hoelz-Tur und Rudolf Lindau. Das 4. Kapitel - überschrieben „Historiker und Historisches über Max Hoelz“ - wird eröffnet mit einem Beitrag von Günter Hortzschansky über die Bedeutung von Max Hoelz. Es folgen Auszüge aus Publikationen von Karl Retzlaw, Wilhelm Pieck, Franz Jung, Karl I. Albrecht, Fritz Heckert u.a. sowie Margarete Buber-Neumann. Beeindruckend sind die Beiträge von Manfred Gebhardt „Bolschewistische Amseln - Max Hoelz und die Frauen“ und von Karl I. Albrecht „Der Mord an Max Hoelz“. Unter dem Titel „Max Hoelz authentisch“ bringt das 5. Kapitel eine Auswahl von Original-Texten von Hoelz. Darunter befindet sich ein umfangreiches (Rechtfertigungs-) Schreiben an die Zentrale der KPD, in dem er seine Tätigkeit während der März-Aktion des Jahres 1921 beschreibt. Doch was ist hier Dichtung und was Wahrheit? Was ist Versagen, was Heldentat? Deutlich wird das übersteigerte Selbstbewußtsein von Hoelz, der der KPD-Zentrale rücksichtslos die „Leviten“ liest. Die „Anklageschrift gegen Max Hoelz vom 29. Mai 1921“ dürfte allerdings nicht von ihm verfaßt worden sein. „Gedichte und Lieder“ über Max Hoelz enthält das 6. Kapitel. Ein Anhang, eine Bibliographie, ein Bilder-Nachweis sowie ein Namensregister schließen das Buch ab. Die 24 Seiten umfassende „Bildgalerie“ mit historischen Fotos, Abbildungen von Plakaten und Postkarten, Faksimiles von Hoelzschen Schriftstücken, Fotos von Hoelz sowie seiner Frauen stellen einen erfreulichen Lichtblick dieser Publikation dar.
Im Anhang leistet sich Kramer noch eine überflüssige Absage an einen historischen Obskurantismus, den zwei andere Autoren vertreten, indem sie tiefsinnige Analogien zwischen Hitler und Hoelz anstellen, die beide im Jahr 1889 geboren sind, beide im Ersten Weltkrieg als Soldat gedient haben, der eine als Meldegänger, der andere als Meldereiter. Hitler erhielt das Eiserne Kreuz I. Klasse, Hoelz das der II. Klasse. Weswegen setzt Kramer sich mit solchem Unsinn auseinander ? Und wenn schon der Verlag oder die Herausgeber den Untertitel so aufblähen, dann möchte der Leser am Ende seiner Lektüre vielleicht doch wissen, wie er Hoelz einzuordnen hat, als *„Brandstifter oder Revolutionär, Robin Hood, Che Guevara, einen Anarchisten, den Roten General“*? Auch hierauf gibt Bernd Kramer im Anhang eine Art Antwort, indem er dem Leser eine Checkliste präsentiert, die ihm 21 Begriffe anbietet - von *„ein merkwürdiger revolutionärer Bandenführer“* bis zu *„eine problematische Erscheinung“* - und sogar drei Spalten freiläßt mit der Aufforderung: *„bitte selbst ausfüllen“*.

Für den Leser ist das Buch eine anstrengende und unbefriedigende Lektüre, da er sich immer wieder vergewissern muß, wer den jeweiligen Text eigentlich geschrieben hat und wann das geschehen ist. Zudem geben die beiden Herausgeber in der Regel (mit einer Ausnahme: Margarete Buber-Neumann) keine Informationen über die jeweiligen Verfasser der wiedergegebenen Texte. Ein Leser ohne Vorkenntnisse kann diese also kaum einordnen. Wenn „Ein nicht abgesandter Brief" von Wilhelm Pieck an Hoelz vom 27.12.1922 veröffentlicht wird, dann stellt sich die Frage: Welche Funktion bekleidete dieser zum Zeitpunkt, als er den Brief schrieb? Eine solche Nachlässigkeit bei der Herausgabe ist allerdings typisch; denn in dieser Publikation bleiben die historischen Rahmenbedingungen weitgehend ausgeblendet. Außerdem wäre es gerade bei einer so umstrittenen Persönlichkeit wie Max Hoelz notwendig gewesen, dessen unterschiedliche Einschätzung sowohl durch die Führung der KPD, später der SED sowie auch der SPD während ihrer unterschiedlichen Häutungsphasen als auch durch die Geschichtswissenschaft im Rahmen eines Forschungsberichtes zu skizzieren. Es erfolgt also keine systematische Auseinandersetzung mit der bereits über Hoelz erschienenen Literatur. Lediglich eine Bibliographie ermöglicht dem Leser einen weiteren Einstieg in die Thematik.

Bedienten sich die Autoren zeitgenössischer Texte manchmal politischer Schimpfworte wie *„Kaisersozialisten"* oder *„Noske-Jünglinge"*, so ist das aus der Härte der politischen Auseinandersetzungen zu verstehen (nicht unbedingt auch zu entschuldigen). Aber muß diese Tendenz auch heute fortgesetzt werden, indem vom *„Berlinbürgermeister Noske-Momper"* gesprochen wird? Das Belegverhalten in der Publikation ist unvollkommen und inkonsequent: Mal wird als Standort für den Nachlaß von Hoelz das IML (Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED), Zentrales Parteiarchiv angegeben (das war bis zur Wende auch richtig), mal der heutige Standort im Bundesarchiv, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR. Ein Verzeichnis der Abkürzungen fehlt; nur sehr selten werden diese in den Anmerkungen erklärt. Offen bleibt - zumal für den westdeutschen Leser - was sich hinter DSF, POS, VEB, HOG, BKK sowie HO (S. 50 f.) verbirgt.

Zusammenfassend läßt sich feststellen: Der Publikation fehlte ein kompetenter und resoluter Lektor. In der vorliegenden Form kann das Buch nicht als Biographie bezeichnet werden, sondern eher als Materialsammlung zu einer solchen. Es ist zu fragen, ob nicht eine Sammlung ausgewählter Quellen ehrlicher und sinnvoller gewesen wäre, wenn sich die Herausgeber mit der Abfassung einer Biographie überfordert fühlten. Mein Vorschlag: Aus dem von Giersich und Kramer vorgelegten Material sollte jemand, der auch wirklich dazu in der Lage ist, eine Biographie von Max Hoelz schreiben.

Erreichte Karl Plättner zu seinen Lebzeiten nicht die Publizität von Hoelz, so hat er es zumindest mit seinem Biographen entschieden besser getroffen als jener. Denn die von Volker Ullrich vorgelegte Arbeit kann sich in jeder Hinsicht sehen und vor allem lesen lassen. Sie erfüllt das, was man gemeinhin von einer Biographie erwartet, indem er die einzelnen Lebensabschnitte Plättners und seine Aktivitäten darstellt. Ein umfangreicher Anmerkungsteil, ein informatives und ebenfalls umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Namensregister schließen den Band ab.

Abgesehen von der Studie von Hans Manfred Bock[1] konnte Ullrich - im Unterschied zu Giersich/Kramer - auf so gut wie keine Vorarbeiten bei der Rekonstruktion der Bio-

1 Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus 1918-1923. Zur Geschichte und Soziologie der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (Syndikalisten), der Allgemeinen Arbeiter-

graphie Karl Plättners zurückgreifen. Ullrich war auf die Person Plättners bereits während seiner Arbeit über die Hamburger Arbeiterbewegung im Ersten Weltkrieg gestoßen und offensichtlich von ihr fasziniert. In der jetzt vorliegenden Biographie setzt er sich einfühlsam mit der Entwicklung dieses radikalen Aktivisten der deutschen Arbeiterbewegung auseinander, ohne dabei die notwendige kritische Distanz zu verlieren. Der Autor stellt die Sozialisationsbedingungen Plättners durch Herkunft und Milieu dar und untersucht die Entwicklung und Aktivitäten Plättners in der radikalen sozialistischen Jugendbewegung während des Ersten Weltkrieges. Nach deren Illegalisierung bemühte sich Karl Plättner, im ganzen Reich Kontakte zu oppositionellen Jugendgruppe zu knüpfen und diese gegen die Einflüsse der Spartakusgruppe im Sinne der Bremer Linksradikalen zu beeinflussen. Mißlang ihm die Initiierung von Massenstreiks, so attestierte ihm doch der Hamburger Polizeipräsident, *„die Seele der radikalen Jugendbewegung"* zu sein.
Nach der Niederschlagung der Bremer Räterepublik Anfang Februar 1919 war Plättner ständig auf der Flucht und mußte ein Leben in der Illegalität führen: *„Die Ruhelosigkeit, die ihn ohnehin umtrieb, wurde ihm nun zur zweiten Existenz."* Seine Revolutionserfahrungen faßte er in der Broschüre „Der Weg zur Rätediktatur" (April 1919) zusammen; als unabdingbare Voraussetzung für eine „Rätediktatur" wiederholte er die Forderung nach der Bewaffnung des Proletariats und der Bildung einer Kommunistischen Garde. Im August 1919 schrieb er eine weitere Broschüre mit dem Titel „Das Fundament und die Organisierung der sozialen Revolution", in der er unverhüllt zur Gewalt aufrief und unter anderem verlangte, daß die Mitglieder der Nationalversammlung in Weimar *„an der ersten besten Litfaßsäule"* aufgehängt werden sollten. Ullrich kommentiert dies zutreffend folgendermaßen: *„In solcher zügelloser Gewaltrhetorik offenbarte sich ein totalitäres Denken, das die humane Sache, der Plättner zu dienen beanspruchte, ad absurdum führen mußte."*
Der Wechsel in der VKPD-Führung im Frühjahr 1921 mit der Ablösung Paul Levis durch Heinrich Brandler und August Thalheimer brachte auch einen Kurswechsel der Partei. Die VKPD initiierte die Märzaktion des Jahres 1921, zu der sie die sogenannte „Offensiv-Strategie" nachlieferte. Plättner beteiligte sich an den bewaffneten Kämpfen wie auch viele andere KAPD-Mitglieder. Er wurde in die „Kampfleitung" gewählt und war Führer einer kleinen Kampftruppe, die u.a. neben der von Hoelz, den Ullrich als *„zentrale Figur in der militärischen Organisation des Aufstands"* bezeichnet, unabhängig operierte. Nach dem Scheitern der Märzaktion verließen Tausende enttäuschter Anhänger die linken Organisationen; Paul Levi charakterisierte die Märzaktion als den *„größten Bakunisten-Putsch der bisherigen Geschichte"* und kritisierte, daß sich die KPD-Führung auf ein solches Abenteuer eingelassen habe. Nach Plättner dagegen hatten - wie Ullrich feststellt - *„die kommunistischen Parteien im März 1921 nicht zu viel, sondern zu wenig revolutionäre Entschlossenheit an den Tag gelegt"*. Er zog daraus den Schluß, *„daß es zwar Revolutionäre, aber keine revolutionären Parteien gibt"*. Plättner nahm den Bruch mit der KAPD in Kauf und entwickelte sein neues politisches Konzept des *„organisierten Bandenkampfes"*. Dessen Grundgedanke ging davon aus, daß die *„individuellen Expropriatonen der Expropriateure"*, d.h. gewaltsame Enteignungen von Kapitalbesitzern, anders ausgedrückt: Raub aus politischen Motiven zu ge-

---

Union Deutschlands und der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands. Meisenheim am Glan 1969, S. 328-333. Aktualisierte und mit einem Nachwort versehene Neuausgabe mit dem Titel „Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik", Darmstadt 1993.

sellschaftsverändernden Zwecken, die Arbeiterschaft in Zeiten revolutionärer Flauten motiviere und aktiviere.
Nach seiner Verhaftung kämpfte Plättner dafür, daß seine Aktionen nicht als gewöhnliche Kriminalität gewertet würden, sondern er unter der Anklage des „Hochverrats" vor das Leipziger Reichsgericht gestellt würde. Die KPD-Führung distanzierte sich scharf von Plättner und die „Rote Fahne" kritisierte sein Konzept: *„Dieser Glaube ist kindlich, die ‚Theorie' primitiv, die Praxis gefährlich für das Proletariat, nicht für die Bourgeoisie. Auf diesem Boden wachsen keine Revolutionäre, sondern Abenteurer."* Trotzdem gewährte die KPD schließlich den Mitgliedern der Plättner-Gruppe Rechtsbeistand. Als es endlich zur Eröffnung der Hauptverhandlung kam, hielt Plättner dort über 18 Stunden an drei Verhandlungstagen seine Verteidigungsrede. Schließlich zog der Staatsgerichtshof das Verfahren an sich. In seiner Urteilsschrift räumte er ein, *„daß die Plättnerleute, insbesondere aber Plättner selbst, von der Richtigkeit ihrer revolutionären Ideen überzeugt waren und ihr Führer als eine Art Fanatiker für sie eingetreten ist und sie zu verwirklichen gesucht hat, ohne selbst besondere Vorteile daraus zu ziehen"*. Plättner wurde zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt.
Während seiner Haftjahre löste sich Plättner von seinem Konzept des *„organisierten Bandenkampfes"*. Der Sieg der SPD bei den Reichstagswahlen am 20. März 1928 brachte ein Amnestiegesetz und Plättner und seinen Genossen am 17. Juli 1928 die Freiheit. Als 35jähriger mußte er sich sowohl beruflich wie auch politisch neu orientieren. Er kehrte zur KPD zurück, ohne offenbar ihr formelles Mitglied zu werden, gab in ihrem Auftrag und dem der Roten Hilfe einen Sammelband über den Strafvollzug heraus („Gefangen", 1928), hielt für die KPD Vorträge, verfaßte dann „Eros im Zuchthaus" (1929) und schließlich den autobiographischen Bericht „Der mitteldeutsche Bandenführer" (1930). Dann verstummte Plättner und trat auch politisch nicht weiter hervor. Es gelang ihm, sich als Brennstoffhändler selbständig zu machen und damit seine Familie zu ernähren. Seine geschäftliche Rastlosigkeit als Kleinunternehmer könnte - so vermutet Ullrich - *„eine Kompensation der politischen Untätigkeit"* darstellen. Die Nationalsozialisten verhafteten Plättner nach ihrer Machtübernahme mehrmals und lieferten ihn bei Kriegsausbruch in das Konzentrationslager Buchenwald ein. Anfang 1944 nach Majdanek transportiert, mußte er bis zum Kriegsende noch mehrere Konzentrationslager durchlaufen und erlebte die Befreiung durch alliierte Soldaten im Salzkammergut. Er machte sich mit einem Genossen zu Fuß auf den Heimweg, erkrankte aufgrund der langjährigen Entbehrungen und kam ins Lazarett Freising, wo er sich nicht mehr erholte. Plättner starb am 4. Juni 1945.
Gab Plättner auch als Beruf Schriftsteller an, so ist die Bezeichnung als Berufsrevolutionär jedoch zutreffender. Ullrich benutzt zur Kennzeichnung von Plättners Charakter Bezeichnungen wie *„ungestümer Aktionsdrang"*, *„fieberhafte Aktivität"*, *„verbale Radikalität"*. Treffend ist die Formulierung des Titels: „Der ruhelose Rebell"! Im Vorwort räumt der Autor *„manche Parallelen"* mit der Baader-Meinhof-Gruppe ein, so z.B. den Anspruch *„Avantgarde einer kommenden sozialistischen Revolution zu sein"* und bei der Überwindung der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft Gewalt einzusetzen, doch betont er gleichzeitig die Faktoren, die einen Vergleich verbieten: die unterschiedliche soziale Rekrutierungsbasis - die akademische Mittelschicht bei der RAF, die Arbeiterschaft bei der Plättner-Gruppe; zudem gefährdete letztere keine Menschenleben. Der entscheidende Unterschied jedoch war nach der Auffassung von Ullrich der jeweils gänzlich andere gesellschaftlich-politische Kontext sowie die unterschiedliche regionale Verortung.

Wie Ullrich selbst eingesteht, war eine lückenlose Rekonstruktion von Plättners Biographie schwierig. Nicht nur das, sie scheint mir sogar kaum leistbar. So hat Ullrich zumindest eine Episode der Plättnerschen Aktivitäten übersehen: Die in Martin Gohlkes Magisterarbeit geschilderte Besetzung von Delmenhorst am 8./9. Januar 1919. Plättner erschien in der 14 km von Bremen entfernten Stadt mit dreißig Bewaffneten, besetzte die entscheidenden Punkte, hielt eine flammende Rede und erklärte die bisherigen Räteorgane für abgesetzt. Dann eilte er zu einem anderen Termin nach Bremerhaven weiter. Die Aktion, die einen Schritt zur Etablierung einer Nordwestdeutsche Räterepublik darstellen sollte, brach am folgenden Tag zusammen.[2] Eine kleine Unrichtigkeit, die dem Rezensenten aufgefallen ist, ist die Zuordnung Hamburgs zum Bezirk Nordwest der KPD (S. 78), tatsächlich aber war dieses Vorort des Bezirks Nord.
Ullrich bettet in die Biographie Plättners geschickt den Wechsel der zeitgenössischen Rahmenbedingungen ein und rekurriert an den relevanten Stellen auf die zeitgenössische Medienresonanz seines Protagonisten. Er weiß die in der Überlieferung existenten Defizite durch Analogieschlüsse bzw. begründete Vermutungen zu schließen, ohne diese zu kaschieren. Insgesamt 18 Abbildungen lockern den Text auf. Im vorliegenden Fall übertreibt die Werbung des Verlages auf der Umschlagrückseite nicht: *„Volker Ullrich holt in seinem brillant geschriebenen Buch den ‚mitteldeutschen Bandenführer' aus der Vergangenheit zurück und zeichnet das Lebensbild dieses Sozialrebellen."* Hingewiesen sei auch auf den Aufsatz von Knut Bergbauer, ursprünglich 1997 als Vortrag während einer Tagung gehalten, der „Anmerkungen" zur Biographie Karl Plättners macht und einige Details präsentiert, die von Ullrich (dessen Publikation Bergbauer noch nicht benutzen konnte) nicht erwähnt werden. So hatte Plättner mit seinem Material und den Erfahrungen seiner Haftzeit dem Regisseur Wilhelm Dieterle bei der Produktion des Tendenzfilms „Geschlecht in Fesseln. Die Sexualnot der Strafgefangenen" geholfen. Und Bergbauer führt Plättners zweite Verhaftung während der NS-Herrschaft auf ein angeblich geplantes Attentat auf Hitler zurück, worauf vorbeugend neben vielen anderen dem System mißbeliebigen Personen auch Plättner verhaftet und kurzfristig ins KZ eingeliefert wurde.
Bergbauer bedauert, daß Plättner, *„und erst recht nicht dessen namenlosen Genossen"*, im Vergleich zu Hoelz zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden sei. Er weist darauf hin, daß der „Plättner-Bewegung" nach den Angaben von Polizei und Justiz achtzig bis hundert Personen *„direkt"* angehörten. Die Behauptung von Franz Jung, wonach *„beachtlich viele Frauen in der Plättner-Bewegung aktiv gewesen seien"*, bedürfe jedoch noch der Verifizierung. (Der Rezensent erinnert sich in diesem Zusammenhang an ein Gespräch mit Marie Griesbach, der „Roten Marie", in den sechziger Jahren, in dem ihm diese erklärte, Plättner sei immer von einer Anzahl Frauen umgeben gewesen). Am Ende seines Aufsatzes resümiert Bergbauer: *„Eine über die Person Plättners hinausgehende, auch die ihn umgebenden Aktivisten einschließende kollektive Biographie steht noch aus."* Seine Ankündigung aus der IWK läßt hoffen, daß er demnächst eine solche vorlegen wird.[3]

Peter Kuckuk

---

2 Martin Gohlke, Die Räte in der Revolution 1918/19 in Delmenhorst. Magisterarbeit Oldenburg 1992. Neuerdings in einer gekürzten und überarbeiteten Fassung unter dem Titel „Der Delmenhorster Volks- und Soldatenrat in der deutschen Revolution von 1918/19, in: Arbeiterbewegung und Sozialgeschichte. Zeitschrift für die Regionalgeschichte Bremens im 19. und 20. Jahrhundert, Heft 8, Dezember 2001, S. 5-30.

3 Knut Bergbauer kündigte dort Anfang 1998 eine Veröffentlichung über „Karl Plättner und die Plättner-Bewegung" an. (IWK, 1/1998, S. 95).

Ernst von Waldenfels, Der Spion, der aus Deutschland kam. Das geheime Leben des Seemanns Richard Krebs, Berlin: Aufbau Verlag, 2002, 382 S.
Lars Borgersrud, Die Wollweber-Organisation und Norwegen, Berlin: Karl Dietz Verlag, 2001, 312 S.

1941 veröffentlichte Richard Krebs unter dem Pseudonym Jan Valtin seine Erinnerungen als Seemann und Funktionär der „Kommunistischen Internationale". „Out of the Night", so der Titel des zunächst in den USA erschienenen biographischen Romans, war im Stil einer antikommunistischen Enthüllungsstory geschrieben und erreichte binnen kürzester Zeit die Spitzen der us-amerikanischen Bestsellerlisten. Das Buch wurde in zwölf Sprachen übersetzt; eine deutsche Ausgabe erschien erst 1957 unter dem Titel „Tagebuch der Hölle", eine Neuauflage folgte 1986. Im „Tagebuch der Hölle" schildert Krebs seine Erfahrungen in der kommunistischen Seeleutebewegung und seine spätere Mitarbeit im Geheimapparat der „Kommunistischen Internationale". Diese beorderte Krebs ins nationalsozialistische Deutschland, wo er nach kurzer Zeit enttarnt und ins Hamburger Zuchthaus Fuhlsbüttel eingeliefert wurde. Im Auftrag des sowjetischen Geheimdienstes GPU ließ er sich in der Haft zum Schein als V-Mann der Gestapo anwerben; von dieser wurde er mit der Informationsbeschaffung über die internationale kommunistische Bewegung beauftragt und dazu auf die führenden Funktionäre der „Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter" (ISH) in Kopenhagen angesetzt. Als der Doppelagent vor allem aus privaten Gründen in Konflikt mit der geforderten Parteidisziplin geriet, kappte er die Kontakte zur Gestapo und flüchtete - nach dem Zerwürfnis mit seinem unmittelbaren Vorgesetzten Ernst Wollweber - vor dem Zugriff der GPU in die USA. Waldenfels dokumentiert die Lebensgeschichte von Richard Krebs, indem er eine Vielzahl bis dahin noch nicht berücksichtigter Quellen hinzuzieht. So hat er den Nachlaß von Krebs in der Mudd Library in Princeton sowie die entsprechenden Akten des FBI, der Einwanderungsbehörde und des „Counter Intelligence Corps" (CIC) ausgewertet. Zudem läßt er Informationen aus Interviews mit den Söhnen, der zweiten Ehefrau sowie der Nichte von Krebs einfließen. Zwar kann Waldenfels auf diese Weise einige der fiktiven Erzählungen von „Out of the Night" aufdecken, dennoch hält er das Buch für ein *„einzigartiges zeitgeschichtliches Dokument"*. Diese Einschätzung wäre jedoch besonders hinsichtlich der Spitzeltätigkeit von Krebs für die Gestapo kritisch zu hinterfragen. Auch was die Bedeutung der ISH, die Möglichkeiten der sowjetischen Auslandsgeheimdienste und nicht zuletzt seinen eigenen Stellenwert betrifft, neigt Krebs zu Übertreibungen bzw. bewußten Verfälschungen.

Die Auffassung, daß Krebs als Agent der Gestapo (V-Mann „Erka") bewußt zuarbeitete, hat bis zuletzt sein vormaliger Vorgesetzter Ernst Wollweber vertreten, der in den dreißiger Jahren eine illegale Widerstandsorganisation in Skandinavien aufgebaut hatte. Lars Borgersrud zeichnet die Geschichte der sogenannten Wollweber-Organisation nach, einer Sabotageorganisation, die im Auftrag des sowjetischen Geheimdienstes NKWD seit 1936 in vielen nordeuropäischen Hafenstädten operierte und bis 1940 über zwanzig spektakuläre Brand- und Sprengstoffanschläge auf deutsche, italienische und japanische Schiffe verübte. Borgersrud kann im Detail nachweisen, wie die Gestapo mit der Polizei in anderen Ländern, insbesondere in Dänemark, Schweden und Norwegen, kooperierte. Viele der etwa 200 Angehörigen der Wollweber-Organisation gerieten deshalb in die Hände der Gestapo, ohne daß die Organisation in Norwegen zerschlagen werden konnte. Bis zum Herbst 1944 führte die Wollweber-Organisation in Zusammenarbeit mit anderen Widerstandsgruppen als „Gruppe Osvald" über 109 Anschläge gegen die deutsche Okkupationsmacht durch. Während viele der überleben-

den Beteiligten später vergessen wurden, kehrte Wollweber nach dem Krieg in die DDR zurück, wo er nach dem Aufstand vom 17. Juni 1953 das Ministerium für Staatssicherheit leitete, bis er in Konflikt mit der Generallinie der SED geriet und 1958, vom Zentralkomitee der SED des Revisionismus bezichtigt, aller Ämter und Würden enthoben wurde. Ernst Wollweber, der schon führend am Kieler Matrosenaufstand im Jahr 1918 beteiligt gewesen war und der vor 1933 als KPD-Abgeordneter im Reichstag gesessen hatte, starb am 3. Mai 1967 in Ost-Berlin. Richard Krebs, der den literarischen Erfolg, den er mit „Out of the Night" hatte, mit anderen Werken nicht mehr wiederholen konnte, nahm nach seiner Einbürgerung auf us-amerikanischer Seite am Pazifikkrieg teil und kehrte im Auftrag des amerikanischen Armeegeheimdienstes noch einmal nach Deutschland zurück, bevor er - von Albträumen verfolgt - am 1. Januar 1951 mit 45 Jahren in Maryland an Lungenentzündung verstarb.

Hartmut Rübner

Karl Korsch, Briefe 1908 - 1939 (Gesamtausgabe Band 8). Herausgegeben von Michael Buckmiller, Michel Prat und Meike G. Werner. Mit einer Einleitung von Michael Buckmiller, Amsterdam/Hannover: Stichting beheer IISG/Offizin, 2001, 825 S.

Karl Korsch, Briefe 1940 - 1958 (Gesamtausgabe Band 9). Herausgegeben von Michael Buckmiller und Michel Prat, Amsterdam/Hannover: Stichting beheer IISG/Offizin, 2001, 914 S.

Karl Korsch, von dem man sagt, so Alexander Kluge kürzlich, *„er sei der einzige, der Sätze und Beobachtungen von Marx so fortsetzen könne, daß daraus neue Marx-Texte entstünden"*, hat zwar nicht wenige, aber längst nicht alle einmal von ihm geschriebenen Briefe hinterlassen. Vieles wird er in der Zeit zwischen der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten und seiner Emigration im Oktober 1933 aus Sicherheitsgründen selbst vernichtet haben; anderes ist aus unterschiedlichsten Gründen aus den Nachlässen seiner Briefpartner(innen) verschwunden oder gar, wie z.B. im Falle seiner langjährigen engen Mitarbeiterin Hanna Kosterlitz, bewußt so gut wie gänzlich vernichtet worden. Dabei mag der Gedanke, *„das ‚Geistige' von der privaten Person"* zu trennen, der, so Michael Buckmiller, offensichtlich auch Hedda Korsch bei der Sichtung und Ordnung des Nachlasses ihres Mannes bestimmt hat, gerade auch bei sonstigen engeren Freund(inn)en eine Rolle gespielt haben: *„Nur dem ‚Gehalt', dem ‚Wichtigen' und Eigenständigen sollte ein Überlebensrecht zugebilligt werden, nicht aber der Privatheit der Person."* Man kann dies unter Berücksichtigung der seinerzeit durchaus berechtigten Annahme, daß Korsch zu den Vergessenen einer in ihren originären Zielen gescheiterten sozialrevolutionären Bewegung gehörte - von seiner Wiederentdeckung Ende der sechziger Jahre konnte man damals nicht ausgehen -, auch als antibürgerlichen Effekt gegen das im klassischen bürgerlichen Erziehungs- und Entwicklungsroman eingeübte Konstrukt einer identitären Biographie lesen. Das *„Geistige"*, das theoretische Werk Korschs also, wäre in dieser Sichtweise - unabhängig und jenseits privater biographischer Zufälligkeiten - in den Gesamttext einer sozialistischen Theorie einzubinden, die einmal Revolutionstheorie sein wollte, ehe sie auf der einen Seite zwecks Staats- und Herrschaftsapologie im realsozialistischen Sinne mißbraucht und auf der anderen Seite zwecks akademischer Qualifizierungen und daraus resultierender Karrieren - wie man heute sagen würde - „dekonstruiert" wurde. Vielleicht sollte man die insgesamt 602 aufgefundenen und in der vorliegenden Ausgabe sorgfältig kommentierten Briefe aus den Jahren 1908 bis 1958, die immerhin zwei volumi-

nöse Bände der von Buckmiller in langwieriger geduldiger Arbeit edierten Gesamtausgabe der Schriften Korschs füllen, von der damit sechs von neun geplanten Bänden vorliegen, in eben diesem Sinne lesen, auch wenn sie unweigerlich hier und da Einblicke in private Konstellationen geben.
Die überlieferten Briefe lassen sich, zum Teil aus inhaltlichen, zum Teil aber auch aus formalen Gründen, in drei Konvolute aufteilen: zum ersten die erst kürzlich wieder aufgetauchten Jugendbriefe (rund 150), dann die in quantitativer Hinsicht am wenigsten umfangreiche Korrespondenz aus den Weimarer Jahren, die, von wenigen noch zum ersten Komplex gehörenden Briefen aus den Anfangsjahren der Republik, aufgrund der mangelhaften Überlieferung - abgesehen von einem Brief an Nikolai I. Bucharin vom Sommer 1924 - erst im Spätsommer 1926, zu einem Zeitpunkt also, als Korsch bereits aus der KPD ausgeschlossen worden war, einsetzt (rund 50) und schließlich die quantitativ dominierende Korrespondenz aus rund fünfundzwanzig Emigrationsjahren (rund 400). Wenn man von den Jugendbriefen absieht, die zum allergrößten Teil an Walter Fränzel, einen Freund aus der Studentenzeit und aus dem Umkreis der Freien Studentenschaft in Jena und zu einem kleineren Teil an seinen akademischen Lehrer Heinrich Gerlach gerichtet und im Hinblick auf das, was auch heute noch ein wohl begründetes Interesse an Korsch fundiert, seine Interpretation und Weiterentwicklung des Marxschen Denkens als Revolutionstheorie, weniger interessant sind, dokumentieren die überlieferten Briefe somit jene lange Phase von Korschs Leben, in denen er sein parteipolitisches Engagement hinter sich gelassen hatte und im Umkreis mehr oder minder häretisch gesinnter Diskussionszirkel und Einzelpersonen an der Frage arbeitete, wie *„die fundamentale Krise des Marxismus zu überwinden und der revolutionären Arbeiterbewegung eine neue Denk- und Handlungsperspektive jenseits der Kautskyschen Sozialdemokratie und des Leninschen Bolschewismus zu eröffnen"* (Buckmiller) sei, wobei er schon frühzeitig, wie in einem Brief an Hilbert Mehrens vom Dezember 1929 deutlich wird, davon ausging, *„daß der Marxismus ‚nicht die Ideologie des Proletariats'"* und „im Weltmaßstabe *nicht die einzige Theorie des proletarischen Klassenkampfes ist"*. Korsch hatte, nachdem die Zeitschrift „Kommunistische Politik" Ende 1927 eingestellt werden mußte und seine Versuche, durch Kontakte zu europäischen oppositionellen Kommunisten, z.B. zu Amadeo Bordiga, zu dem in Frankreich lebenden italienischen Bordigisten Michele Pappalardi, zu Boris Souvarine sowie zu Anton Pannekoek und Henriette Roland-Holst, einen Diskussionszusammenhang auf internationaler Ebene auf den Weg zu bringen von wenig Erfolg gekrönt waren, in seinen letzten Berliner Jahren einen eigenen Studienzirkel organisiert, in dessen Kontext er u.a. mit Bert Brecht und dem Amerikaner Sidney Hook und insbesondere mit seinen eigentlichen Schülern, dem jungen Ungarn Paul Partos sowie Herbert Levy und Heinz Langerhans zusammenarbeitete, mit denen er auch in den Emigrationsjahren weiterhin Kontakte pflegte. Auch die Beziehungen zum „Institut für Sozialforschung", die noch aus dessen Anfangsjahren resultierten, hielt er bis weit in die Emigrationszeit aufrecht; von dort wurde er auch bis 1951 finanziell unterstützt. Daneben wurden in den Emigrationsjahren die Kontakte zu rätekommunistischen Gruppen und Einzelpersonen wichtig, insbesondere die zu Paul Mattick, in dessen „International Council Correspondence", fortgesetzt als „Living Marxism" bzw. „New Essays", Korsch publizieren konnte und mit dem er über lange Jahre hinweg intensive briefliche Diskussionen führte. Die Versuche, sich in den Vereinigten Staaten beruflich und als kritischer Theoretiker zu etablieren, scheiterten jedoch; Korsch konnte, nachdem 1938 seine große Arbeit über Karl Marx in London erschienen war, trotz immer

wieder erneuerter Anläufe, die auch zu neuen Arbeitskontakten führten, z.B. zu Dwight McDonald, nur wenig publizieren, u.a. in der „Partisan Review" und in „Politics". Zum wichtigsten Diskussionspartner in den fünfziger Jahren wurde, abgesehen von den wieder aufgenommenen Kontakten zu Ruth Fischer, Roman Rosdolsky, wobei die Diskussion und Interpretation der seinerzeit noch kaum bekannten Marxschen „Grundrisse" einen zentralen Stellenwert in der Korrespondenz einnahm.
Es ist hier nicht die Stelle, um die zentralen Aspekte der entsprechend den Briefpartnern unterschiedlich akzentuierten theoretischen Diskussionen zusammenzufassen, aber die Briefe ließen sich ohne Zweifel, wenn man die entsprechenden „Stellen" zusammenfassen, sich also auf jenes anfangs erwähnte *„Geistige"* konzentrieren würde, zumindest als ein immer wieder neu formuliertes Arbeitsprogramm, wenn nicht sogar fast schon als ein eigenständiges - den Umständen entsprechend natürlich extrem fragmentarisches - Werk lesen, das zwar nicht unbedingt Lösungen, aber auch heute noch entscheidende und weiterhin aktuell bleibende Fragen und Probleme aufwirft. Von daher verweisen die Briefe nicht zuletzt auch auf den Band 7 der Gesamtausgabe, der unter dem Titel „Marxism, State and Counterrevolution" Korschs veröffentlichte und unveröffentlichte Texte aus den Jahren 1938 bis 1956 enthalten wird.
Korsch ist sich schon früh darüber im klaren gewesen, daß *„der Marxismus* eine vorübergehende Form der Verarbeitung *der Anfänge des proletarischen Bewußtseins"* (1929) war und daß demzufolge *„Marx nur noch ein Sozialist des 19. Jahrhunderts neben vielen anderen (ist)"* (1948); nur aus diesem hier bloß angedeuteten Zusammenhang und aus der Erkenntnis, daß *„die ganze vergangene Arbeiterbewegung in all ihren Formen wirklich nur den innerkapitalistischen Fortschritt vorbereitet (hat)"* (1939) läßt sich erschließen, was er anvisierte, wenn er im Dezember 1956 in einem Brief an Ruth Fischer darauf verwies, daß er weiterhin an (s)einem *„Traum"* festhalte: *„der theoretischen Wiederherstellung der heute nach dem Abschluß der Marx-Lenin-Stalin Episode* scheinbar *mit vernichteten ‚Ideen von Marx'"*.
Über dieses Projekt einer *„Wiederherstellung"* hinaus hatte Korsch jedoch bereits, ohne dies weiter auszuführen, offensichtlich in anderen Dimensionen zu denken begonnen. In einem Brief vom 10. Mai 1952 hatte ihm Roman Rosdolsky geschrieben, daß es *„mir immer wieder als seltsam (erscheint), daß sich auf den Marxismus - und wenigstens teilweise mit gutem Grunde - sowohl der deutsch-österreichische Reformismus, als auch Lenin und Trotzki, als auch Stalin, und schließlich auch die chinesischen etc. Kommunisten berufen konnten und können... Und ich glaube ernsthaft daran"*, so fuhr er fort, *„daß das nicht die letzte Gestalt ist, die der Marxismus annimmt, und daß es noch einmal - wie in 1917 - eine ‚Rückkehr' zum Marx geben wird, die eine Art Symbiose der bisherigen Erfahrungen bringt."* Korsch hatte daraufhin am 12. Mai geantwortet: *„Die Marx'sche Theorie verdankt wie Hegel das Meiste den großen Mystikern des frühen Mittelalters. Dazu gehört auch ihre sozusagen ‚zeitlose' oder in der Zeit nicht so leicht erschöpfte Geltung. Aber das braucht man den Kindern heute nicht unbedingt zu sagen, zumal nicht in dieser selbst mystischen Form."* Einige Tage später, am 21. Mai 1952, wurde er in einem Brief an seine Tochter Sibylle in einem Kontext, in dem er einmal mehr darauf verwies, *„daß die ‚Gegenrevolution' ein Teil der Revolution ist"*, etwas präziser: *„Der wirkliche Ursprung der Vorstellung von Stufen und Phasen mit verschiedenen Aufgaben, deren Durchführung dann den Übergang zur nächsten Stufe einleitet, - die eigentliche Geheimquelle auch für Hegel und durch seine Vermittlung auch bei Marx, ähnlich aber wiederum etwas anders, direkter aber oberflächlicher, auch bei Engels -, sind nach meiner lange gefaßten Meinung die*

großen deutschen Mystiker des Mittelalters, etwa im 12. Jh. (von wo ich bekanntlich (?) überhaupt die Entwicklung des bürgerlichen Bewußtseins durch die Troubadours bzw. die dahinterstehenden und von ihnen mitgemachten ketzerischen Bewegungen der Albigenser usw. rechne)." Dies verweist letztlich darauf, daß Marx und die marxistische Arbeiterbewegung nicht mehr nur als ein Teil der sozialen Bewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts gesehen, sondern in einen zeitlich weit darüber hinaus greifenden Kontext sozialrevolutionärer Bewegungen eingeordnet werden; und es ist in diesem Kontext vielleicht kein Zufall, daß sich fast zeitgleich Franz Jung, in dessen „Gegner" Korsch in den frühen dreißiger Jahren publiziert hatte, intensiv mit der Geschichte der Albigenser auseinandersetzte und daß z.B. auch in der DDR in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren eine ganze Reihe von historischen Arbeiten zum Komplex frühbürgerlicher ketzerischer und sozialrevolutionärer Bewegungen erschienen sind. Möglicherweise wäre es besser gewesen, *„den Kindern"* frühzeitig das eine oder andere mitzuteilen, ehe die von Rosdolsky angedeutete *„'Rückkehr' zum Marx"*, abgesehen davon, daß sie einmal mehr einen innerkapitalistischen Modernisierungsschub in Gang setzte, den Zugang zu bereits formulierten Fragen, Problemen und Denkansätzen erneut für lange Jahre verschloß; ob die „Rückkehrer" daraus allerdings entsprechende Lehren hätten ziehen können, darf durchaus bezweifelt werden, da sie ihren eigenen sozialen - durchaus nicht sozialrevolutionären - Regeln folgten; diese *„'Rückkehr' zum Marx"* hat zuletzt wohl mehr verschüttet als aufgedeckt.
Hinzuweisen bleibt schließlich noch darauf, daß der zweite Band einige Beilagen - durchweg neu aufgefundene juristische Texte aus den Jahren1908-1913 - sowie einen Anhang mit einem chronologischen Verzeichnis der Briefe, einem Register der Briefempfänger, einem Verzeichnis der Archivalien und Nachlässe, einem Siglen- und Abkürzungsverzeichnis, einem Bildnachweis sowie einem Personenregister enthält. Der erste Band wird, wie man dies von den anderen Bände der Gesamtausgabe kennt, von Michael Buckmiller mit einem den biographischen und problemgeschichtlichen Kontext der Briefe ausführlich erläuternden Beitrag sowie einem kurzen Text zur Edition eingeleitet.

Wolfgang Braunschädel

Der Thälmann-Skandal. Geheime Korrespondenzen mit Stalin. Herausgegeben von Hermann Weber und Bernhard H. Bayerlein (Archive des Kommunismus - Pfade des XX. Jahrhunderts, Band 2), Berlin: Aufbau-Verlag, 2003, 368 S.

Lange Jahre wurde diskutiert, ob die Weimarer Republik durch die Zusammenarbeit der beiden Arbeiterparteien SPD und KPD hätte gerettet werden können, auf die in den letzten fünf Jahren der Republik auf Reichsebene zwischen 36 und 40 Prozent der Wählerstimmen entfallen waren. Die Verantwortung dafür, daß es zu dieser Kooperation auf Spitzenebene nicht gekommen ist, lag in erster Linie bei den Kommunisten, die ab 1928 im Interesse der sowjetischen Staats- und Parteiführung eine Strategie befolgten, die sich stärker gegen die Sozialdemokratie als gegen den rasant aufsteigenden Nationalsozialismus wendete.
Auftakt zur Durchsetzung dieser Strategie war das Geheimabkommen zwischen den Delegationen der KPD und der KPdSU(B) im Exekutivkomitee der Kommunistischen Internationale (EKKI) vom 29.2.1928 (hier als Dokument 11 auf S. 111f. erneut abgedruckt). Eine unverhoffte Chance zur Korrektur dieses von vielen Kommunisten als verhängnisvollen Rückfall in die Zeiten der Parteiführung unter Ruth Fischer und Arkadi Maslow (1924/25) verstandenen Strategiewechsels boten die im Sommer 1928

allmählich durchsickernden Hinweise auf eine Verwicklung des Parteivorsitzenden Ernst Thälmann in eine Unterschlagungsaffäre in der Hamburger KPD-Bezirksleitung. Wie sich bei einer internen Kassenrevision in Hamburg herausstellte, hatte Thälmann schon spätestens im Mai 1928 erfahren, daß sein Freund John Wittorf, der seit März 1927 Leiter der Hamburger Partei war, 1.850 RM unterschlagen hatte, und dies nicht dem Zentralkomitee (ZK) der KPD gemeldet. In diesem Fehlverhalten Thälmanns sahen einige Mitglieder der Parteiführung einen entscheidenden Hebel, um über eine Bestrafung Thälmanns den wichtigsten Exponenten der Politik Stalins zu treffen, und damit auch den von Stalin verlangten Linienwechsel zu verhindern.
Daher erließ das ZK der KPD am 26.9.1928 einstimmig einen Beschluß, der Thälmanns Geheimhaltung der Unterschlagung *„als einen die Partei schwer schädigenden politischen Fehler"* schärfstens mißbilligte. Weiterhin beschloß das ZK, Thälmanns Funktionen ruhen zu lassen, bis ein Beschluß des EKKI, dessen Mitglied er war, über die Angelegenheit ergangen war. Außerdem einigte man sich gegen die Stimme von ZK-Kandidat Heinz Neumann darauf, den ZK-Beschluß umgehend im Zentralorgan der Partei, der „Roten Fahne", zu veröffentlichen, was am 27.9.1928 geschah (Dokument 25, S. 131f.).
In den folgenden Tagen erfuhren die leitenden Instanzen des EKKI und der KPdSU(B) von diesem ZK-Beschluß in Sachen Thälmann. Stalin selbst wurde in seinem georgischen Urlaubsort am 28.9.1928 durch ein Telegramm von EKKI-Sekretär Ossip Pjatnitzki (Dokument 27, S. 134f.) und einen Brief vom Sekretär des ZK der KPdSU(B), Wjatscheslaw Molotow, (Dokument 30, S. 146f.) informiert. Auf der Rückreise nach Moskau gab er Molotow in einem Telegramm vom 1.10.1928 erste Instruktionen. Darin wertete er die Veröffentlichung des Beschlusses des ZK der KPD als *„feindseligen Akt gegen die Partei und die KI"*, der *„vom hochgradigen Fraktionsgeist [Arthur] Ewerts und Gerharts [d.i. Gerhart Eisler] diktiert"* worden sei. Thälmann selbst sei für seinen Fehler durch den ZK-Beschluß vom 26.9.1928 genug bestraft (Dokument 39, S. 153f.).
Entsprechend dieser Entscheidung Stalins beschloß das EKKI-Präsidium auf seiner Sitzung am 6.10.1928, daß Thälmann aus lauteren Motiven einen Fehler gemacht habe. Ein größerer politischer Fehler aber sei die auf das Wirken *„von politischen Gegnern im ZK"* zurückzuführende Veröffentlichung des Beschlusses des ZK der KPD vom 26.9.1928 gewesen. Das EKKI-Präsidium sprach außerdem *„Thälmann das volle politische Vertrauen aus"* (Dokument 46, S. 166-171). Einen Tag darauf zogen 25 der 40 ZK-Mitglieder, die für den Beschluß vom 26.9. gestimmt hatten, unter Druck aus Moskau und aus Angst um ihre Positionen ihre Zustimmung durch eine in der „Roten Fahne" veröffentlichte Erklärung zurück (Dokument 47, S. 171f.).
Der Versuch, den von Stalin oktroyierten Linienwechsel zu verhindern, war damit klar gescheitert. Im folgenden wuchs sich die Affäre Thälmann zu einer groß angelegten Säuberungsaktion gegen die sogenannten „Versöhnler" und die „Rechten" in der Parteiführung und in den Bezirken aus.
Auf der Basis von 90 größtenteils bisher unveröffentlichten, sehr sorgfältig edierten Dokumenten aus den allmählich besser zugänglich werdenden russischen Archiven (45 Dokumente), z.B. aus dem Stalin-Fonds, und dem „Historischen Archiv der KPD" im Berliner Bundesarchiv (21 Dokumente) wird die Entwicklung der KPD-Spitzengremien und ihres Verhältnisses zum EKKI und zur KPdSU(B) im Zeitraum zwischen dem Juni 1927 und dem März 1929 aufgezeigt. Die Einleitungen der beiden seit langem als Kommunismusforscher ausgewiesenen Herausgeber erschließen die hier vor-

gelegten Dokumente auch dem Nichtfachmann. Dabei konzentriert sich Weber auf die Einordnung der Ereignisse in die Gesamtgeschichte der Partei, während Bayerlein kurz den Verlauf der Thälmann-Wittorf-Affäre auf Grundlage der von ihm in Moskauer Archiven aufgefundenen neuen Dokumente rekonstruiert, die Editionskriterien beschreibt sowie die gegenwärtige Situation hinsichtlich der russischen Archive beleuchtet. Im Anhang werden für jedes Dokument der Typ und der Fundort angegeben und dem interessierten Laien unklare Verweise oder historische Bezüge erläutert.
Leider haben die beiden Herausgeber darauf verzichtet, durch eine Aufnahme von Dokumenten unterer Instanzen der KPD die Entwicklung der Partei während der Thälmann-Wittorf-Affäre wirklich umfassend zu erhellen. Diese sind ebenfalls recht zahlreich im schon erwähnten „Historischen Archiv der KPD" zu finden - so kommt etwa im Protokoll der Parteiarbeitersitzung im Bezirk Berlin-Brandenburg vom 23.10.1928 die Stimmung an der Parteibasis relativ unmittelbar zum Ausdruck. Hermann Webers Charakterisierung der vorgelegten Quellensammlung als *„präzise Illustration des Stalinisierungsprozesses der KPD von der Spitze aus"* ist daher nicht ganz zutreffend. Die hier abgedruckten Dokumente geben nämlich keinen Aufschluß darüber, ob und auf welche Weise dieser Prozeß in den Ebenen unterhalb des ZK bis hin zur Parteibasis eine Fortsetzung fand.

Ulrich Eumann

Ulla Plener, Theodor Leipart. Persönlichkeit, Handlungsmotive, Wirken, Bilanz - Ein Lebensbild mit Dokumenten (1867-1947). Halbband 1: Biographie, Halbband 2: Dokumente, Berlin: Trafo Verlag, 2000/2001, 389 S. + 537 S.

Theodor Leiparts Name kann zweifellos mit der offiziellen Politik der deutschen Gewerkschaften in der Weimarer Republik gleichgesetzt werden. Als Vorsitzender des „Allgemeinen Deutschen Gewerkschaftsbundes" (ADGB) von Anfang 1921 bis 1933 formulierte er maßgeblich dessen Positionen, vertrat sie in so unterschiedlichen Gremien wie dem „Reichswirtschaftsrat" (dessen Vorsitzender er war), dem „Internationalen Gewerkschaftsbund" (IGB) (dessen Vizevorsitzender er war) und dem Verwaltungsrat bzw. der internationalen Arbeitskonferenz der „Internationalen Arbeitsorganisation" des Völkerbundes. Damit trug er aber auch die Verantwortung für das schmähliche Verhalten der Gewerkschaften am 1. Mai 1933. Dies hat sein Bild in der Geschichtsschreibung der deutschen Arbeiterbewegung zweifellos verdunkelt und, trotz seiner Bedeutung, auch nicht gerade dazu angeregt, ihn zum Gegenstand einer Biographie werden zu lassen.
Ulla Plener, vor 1989 an der Akademie der Gesellschaftswissenschaften der SED tätige Historikerin und spezialisiert auf die Geschichte der sozialdemokratischen Bewegung im weitesten Sinne, hat zum einen versucht, diese Forschungslücke zu schließen. Zum anderen will sie aber auch, trotz mancher Kritik, erklärtermaßen um Verständnis für Leiparts Entscheidungen werben.
Aus ärmlichen Verhältnissen stammend, machte Leipart eine Lehre als Drechsler und legte in einer für die Pioniere der Arbeiterbewegung typischen Weise einen großen autodidaktischen Eifer an den Tag. In den Arbeiterorganisationen fand er den ihm als einzigen in der bürgerlichen Gesellschaft offenstehenden Ort für seine Ambitionen. Er gehörte einer Generation an, die ihre ersten gewerkschaftlichen Erfahrungen noch unter dem Sozialistengesetz gemacht hatte, dann aber, nach dessen Fall und ungeachtet des heftigen, immer wieder Kämpfe provozierenden Widerstandes der Unternehmer und trotz der dadurch verursachten häufigen Rückschläge, vor allem einen Auf-

schwung der Gewerkschaftsbewegung und einen mehr oder weniger kontinuierlichen sozialpolitischen Erfolg erlebte. Seit 1890 hauptamtlicher Gewerkschaftsfunktionär, wurde Leipart zunächst Vorsitzender seiner Berufsorganisation, des „Deutschen Holzarbeiterverbandes", und spielte eine wichtige Rolle bei der Bildung der „Internationalen Holzarbeiterunion". Von seiner gewerkschaftlichen Position aus nahm er gewichtigen Einfluß auf die SPD im Sinne des rechten Flügels mit entsprechenden Folgen nach 1914. Nach einem kurzen Intermezzo als württembergischer Arbeitsminister in den Jahren 1919/1920 übernahm er nach dem Tod Carl Legiens den Vorsitz im ADGB. Die geplante Übergabe der ADGB-Führung - schließlich war er 1932 schon 65 Jahre alt - an Wilhelm Leuschner verhinderte Hitlers Machtübernahme. Den Nationalsozialismus überlebte Leipart in der „Überwinterung", vorsichtig Kontakt haltend zu einer Reihe von ehemaligen Gewerkschaftsführern. Obwohl gesundheitlich schon schwer angeschlagen und im eigentlichen Sinne nicht mehr aktiv, unterstützte er 1946 überraschend in einer Reihe von öffentlichen Erklärungen die Bildung der SED, von der er, unter Einschluß der Kommunisten, entsprechend hofiert wurde, was zu entsprechenden Animositäten auf Seiten der auf Schumacher ausgerichteten Sozialdemokraten führte. Doch starb er bald darauf, sonst hätte er sich vermutlich wieder von der SED wieder abgewandt, die ihn immerhin noch bis Anfang der fünfziger Jahre in „ehrendem Andenken" behielt.

Plener hat eine umfangreiche Lebensbeschreibung Leiparts vorgelegt, die um einen Dokumentenband mit zahlreichen Artikeln, Reden und Briefen - vieles davon bisher unveröffentlicht - ergänzt ist. Diese Biographie ist ganz auf seine gewerkschaftliche Aktivität ausgerichtet. Als „Privatmann" tritt er wenig in Erscheinung, auch wenn es einige kurze Erwähnungen seiner Frau und seiner Kindern gibt. Wie die Autorin in ihrer Einleitung betont, ist das nicht nur der Quellenlage geschuldet, wie sie für Gewerkschaftsfunktionäre typisch ist, deren schriftliche Überlieferung vor allem aus offiziellen Erklärungen - neben einigen erhalten gebliebenen Privatbriefen - besteht. Auch Leipart ging in der Gewerkschaftsarbeit völlig auf; das füllte seine Individualität aus.

Angesichts der Materialfülle, z. T. vielleicht auch auf Grund der schwierigen Quellenlage, verzichtet die Autorin auf eine minutiös dem Lebensablauf folgende Darstellung. Das hat zur Folge, daß in der Darstellung manche Entwicklungen ziemlich sprunghaft erscheinen. Z. B. diskutiert sie gar nicht erst, wie (und wieso) Leipart Anfang 1921 die Führung des ADGB übernahm, obwohl sich die USPD-Minderheit im Vorstand gegen ihn wandte, was nicht einmal Erwähnung findet.

Zwei große thematische Fäden sind es, für die sich die Autorin interessiert und auf die sie ihre Darstellung konzentriert. Zum einen die Entfaltung der gewerkschaftlichen Organisation, ihre Durchsetzung gegen die Opposition von Staat und Unternehmern und ihre schließliche Anerkennung in Weimar. Zum anderen die damit eng verbundenen Bemühungen um die Entwicklung der Sozialpolitik und schließlich die Konzeption der Wirtschaftsdemokratie. Wenig beleuchtet wird Leiparts Wirken in der internationalen Gewerkschaftsbewegung. Hier hätte die Autorin zusätzlich auf ausländische Gewerkschaftsarchive zurückgreifen müssen.

Leipart war ein entschiedener Reformist und stand somit in Opposition zur KPD, aber auch zur USPD (die mit dem Metallarbeiter-Vorsitzenden Robert Dißmann über einen charismatischen Wortführer verfügte, der in zahlreichen Fragen mit Leipart bis zu seinem frühen Tod 1926 über Kreuz lag, was praktisch keine Erwähnung findet). Dank der Strukturen der deutschen Gewerkschaftsbewegung, aber auch dank der Unfähigkeit der KPD zu einer authentischen Gewerkschaftsarbeit ab Ende 1923, konnte Leipart

den ADGB fest auf Kurs halten. Das brachte zwar einerseits auf dem Papier eine Reihe großer gesetzlicher Fortschritte, auf der anderen Seite aber wurde die Gewerkschafts*bewegung* zunehmend durch illusionäre Erwartungen demobilisiert. Als die Weltwirtschaftskrise sich mit Wucht durchsetzte, war das Mißverhältnis zwischen Organisationskraft und sozialer Zersetzung der Arbeiterklasse nur noch schönzureden.
Plener bemüht sich einerseits ständig, Leipart guten Willen zugute zu halten - nicht zuletzt aus Unbehagen an der simplen Verratsthese der SED-Historiographie. Andererseits kann sie aber auch nicht ganz die seinerzeitige Kritik seitens der KPD von der Hand weisen. Das spitzt sich vor allem bei ihrer Diskussion des Verhaltens von Leipart (und der gesamten ADGB-Führung) ab Januar 1933 zu, wobei sie sichtlich versucht, ihn von der politischen Verantwortung freizusprechen. Zwar ist die Ausformulierung insbesondere der nationalistischen Töne wohl nicht Leiparts Sache gewesen, sondern die seiner jüngeren Mitarbeiter aus der ‚Frontkämpfer-Generation'; doch insgesamt hat er diese Politik der versuchten Anpassung mitgetragen und sie auch im IGB, wie sich aus den Archivmaterialien rekonstruieren läßt, offensiv vertreten (wie Leipart überhaupt im IGB immer wieder die Initiative ergriffen hat, wenn es galt, diesen vor „linken Abenteuern" zu bewahren - etwa massiv bei seinen Bemühungen gegen den Transportarbeiterführer Edo Fimmen). Plener verzichtet auf die Diskussion gewerkschaftspolitischer Alternativen, die, wenn auch als Minderheitenposition und insbesondere in der Anfangszeit der Weimarer Republik, immer wieder artikuliert wurden; erst im Kontrast dazu könnten Leiparts Vorstellungen klarer bewertet werden.
Es ist vor allem Leiparts Eintreten für die SED gewesen, das ihn sein Renommee beim DGB und der ihm verpflichteten Historiographie gekostet hat. Tatsächlich, und das unterstreicht Plener zu Recht, unterschied er sich in der Haltung vor 1933 nicht von anderen, die nach 1945 im DGB führende Positionen einnehmen sollten. Insofern und angesichts seiner zentralen Bedeutung ist es zweifellos nützlich, daß dieses biographische Werk jetzt vorliegt. Ob Leipart mit seinen gewerkschaftlichen Strategien auch noch „Lehren" vermitteln kann, bleibt zu bezweifeln. Dazu war er zu sehr auf eine sozialverträgliche Strategie ausgerichtet: der Kapitalismus würde dieser zufolge immer weiter expandieren und Hand in Hand damit sollten sozial- und gewerkschaftspolitische Zuwächse erfolgen. Auch Leipart verwechselte den Ausbau der Organisation mit der Verbesserung der sozialen Kampffähigkeit - mit fatalen Folgen für die deutsche wie die internationale Arbeiterbewegung.

Reiner Tosstorff

Michael Kubina, Von Utopie, Widerstand und Kaltem Krieg. Das unzeitgemäße Leben des Berliner Rätekommunisten Alfred Weiland (1906-1978), Münster/ Hamburg/Berlin/London: LIT Verlag, 2001, 552 S.

Die Chance eines wenig bekannten, über Jahrzehnte hinweg in marginalisierten linksradikalen Milieus aktiven Rätekommunisten, hierzulande in einer akademischen Arbeit Beachtung und Würdigung zu finden, war und ist gering. Das hängt zum einen sicherlich damit zusammen, daß die kurzfristige Konjunktur, derer sich die akademische Beschäftigung mit der Arbeiterbewegung insbesondere in den siebziger und frühen achtziger Jahren erfreuen konnte, längst vorbei ist und die damaligen Konjunkturritter es ganz nebenbei auch nicht geschafft haben, entsprechende konjunkturunabhängige Institutionen zur Absicherung einer solchen Beschäftigung zu schaffen, zum anderen aber insbesondere damit, daß auch in dieser konjunkturellen Hochphase das Interesse, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen, vorwiegend auf die sozialdemokratische

und parteikommunistische Variante von Arbeiterbewegung ausgerichtet war, was wiederum zweifellos auch damit zusammenhängt, daß eine von Sozialdemokraten und Parteikommunisten unabhängige und diese radikal in Frage stellende sozialrevolutionäre Linke in deutschen Landen schon seit jeher marginalisiert war und immer dann, wenn sie sich bemerkbar machte, mit entsprechend heftiger Unterdrückung zu rechnen hatte. Die Tatsache, daß linksradikale Strömungen jeglicher Couleur hierzulande meist nur über relativ wenig Anhang verfügten, hatte auch zur Folge, daß die Quellenlage - von Publikationen über Organisationsmaterialien bis zu persönlichen Nachlässen - vielfach zu wünschen übrig läßt. So ist es auch wenig verwunderlich, daß Kubinas Interesse an Weiland letztlich nicht aus dessen politischer Selbstverortung als Rätekommunist resultiert, sondern aus seinem Interesse an der ganz speziellen politisch-historischen Konstellation der Berliner Nachkriegsjahre, in denen Weiland u.a. als dezidierter Kritiker des stalinistischen Systems in der sowjetisch besetzten Zone bzw. in der DDR auftrat, was schließlich im November 1950 zu seiner Entführung durch die sowjetische Staatssicherheit und einer achtjährigen Inhaftierung in der DDR führte. So weist Manfred Wilke vom „Forschungsverbund SED-Staat" an der FU Berlin, in deren Schriftenreihe „Diktatur und Widerstand" Kubinas Arbeit als Band 1 erschienen ist, in seinem Vorwort darauf hin, daß *„die wohl wichtigste Leistung der vorliegenden Dissertation darin (besteht), die Geschichte einer der ersten Widerstandsgruppen gegen die SED-Diktatur in all ihren Verzweigungen und mit möglichst genauen Biographien ihrer Teilnehmer geschrieben"* und damit *„Menschen vor dem historischen Vergessen bewahrt"* zu haben, *„die in der bisherigen Literatur über Opposition und Widerstand in der SBZ/DDR übersehen wurden"*. Wilke glaubt zu wissen, daß die *„antikapitalistische Arbeiterbewegung"* 1933 untergegangen sei, und er weiß tatsächlich, daß Weiland zu einer kleinen Gruppe gehörte, die vor 1933 *„am Rande dieser antikapitalistischen Arbeiterbewegung"* operierte und sich seiner Meinung zufolge *„der Suche nach dem ‚Millenium' verschrieben hatte"* und er weiß insbesondere auch, daß Weilands *„Gegnerschaft gegen den Bolschewismus"* in dem in dieser Tradition fundierten *„politischen Glauben (begründet) liegt"*. Dieser hier kurz skizzierte Rahmen bestimmt auch das Erkenntnisinteresse Kubinas: Weiland interessiert zuallererst als radikaler Opponent des sich etablierenden stalinistischen DDR-Systems und erst auf diesem Hintergrund als Rätekommunist; der Rätekommunismus im allgemeinen und der von Weiland im speziellen gerät insofern nur deshalb ins Blickfeld, weil er im konkreten Fall Weilands Widerstand inhaltlich begründet.

Unabhängig von dieser leitenden Fragestellung hat dies in positiver Hinsicht jedoch zur Folge, daß Kubina im Anschluß an eine umfangreiche Einleitung, in der er sich neben methodischen Problemen und Hinweisen zur Quellenproblematik insbesondere dem Forschungsstand widmet, im ersten Kapitel auf knapp hundert Seiten einen instruktiven Überblick über Weilands Herkunft und politische Sozialisation bis 1926, über seine politischen Tätigkeiten im rätekommunistischen Milieu in den Jahren von 1926 bis 1933 und über Verfolgung und Widerstand Weilands in den Jahren bis 1945 gibt. Dies ist, unabhängig und jenseits der individuellen Geschichte von Weiland, im Hinblick auf die Aktivitäten bis 1933 und in den ersten Jahren nach 1933 auch deshalb von Interesse, weil über die von Spaltungen und zunehmender Isolierung geprägte Geschichte der rätekommunistischen Gruppen und insbesondere ihrer führenden Köpfe in dieser Zeit wenig bekannt ist. Weiland war seit 1925/26 sowohl in der KAPD als auch der AAUD aktiv und stieg schnell in Führungspositionen auf, zuerst in Berlin, bald aber auch auf Reichsebene; von daher ist Kubinas Schilderung seiner politischen Akti-

vitäten eingebunden in einen Abriß der entsprechenden Organisationen und Ereignisse, von den inhaltlichen Diskussionen in KAPD und AAUD und der „Wiedervereinigung" von AAUD und AAUE zur KAUD („Kommunistische Arbeiter-Union Deutschlands") Ende 1931 über die Kontakte zu Paul Mattick in Chicago, zur „Sozialwissenschaftlichen Vereinigung" und den „Roten Kämpfern" um Karl Schröder und Alexander Schwab, die einst zu den Gründern der KAPD und der AAUD gehört hatten, zum Kreis um Karl Korsch im Zusammenhang mit der Herausgabe der einzigen Nummer des neuen „Proletarier" Anfang 1933, zu Marinus van der Lubbe (Weiland hat sich später, in den sechziger Jahren, immer wieder in die damalige Diskussion um van der Lubbe und den Reichstagsbrand eingeschaltet) bis - nach Verhaftung und mehrmonatiger Inhaftierung - zur Teilnahme an der Kopenhagener Konferenz rätekommunistischer Gruppen im Juni 1935, für die Weiland ein Papier „Arbeiterbewegung und Kapitalismus" verfaßte, und zur späteren Zusammenarbeit mit anderen Widerständlern. Bei der Lektüre dieses Kapitels wird einmal mehr deutlich, daß eine fundierte Edition von rätekommunistischen Quellen, von programmatischen Texten der Frühzeit im Kontext der Trennung von der KPD und der Konstituierung als eigenständiges Organisationsgeflecht über entsprechende Texte aus und zu den komplexen Spaltungs- und Vereinigungsgeschichten bis zu Dokumenten aus dem rätekommunistischen Widerstand, ein wahres Desiderat nicht nur der akademischen Forschung ist.
Im Zentrum von Kubinas Arbeit stehen jedoch, mit knapp 250 Seiten auch quantitativ, unter der Überschrift „im besetzten Land" jene rund fünf Jahre zwischen der Befreiung vom Nationalsozialismus und der erwähnten Entführung Weilands. In dieser Phase sind die intensiven und vielfältigen Aktivitäten Weilands im wesentlichen von dem Versuch geprägt, die versprengten Überlebenden aus den rätekommunistischen Gruppierungen in einer Sammlungsbewegung zusammenzufassen, was nach diversen Schwierigkeiten - angefangen von der Herausgabe von „Zirkularbriefen" der KAU 1945/46 über wieder aufgenommene Kontakte ins Ausland, z.B. zu Paul Mattick und zu Anton Pannekoek, sowie zu Mitgliedern anderer linkssozialistischer Strömungen - zu der Gründung der „Gruppe Internationale Sozialisten" führte, die seit 1947 die Zeitschrift „Neues Beginnen. Blätter internationaler Sozialisten" herausgab. Es versteht sich fast von selbst, daß dieser Konstituierungsprozeß einer traditionell antibolschewistischen rätekommunistischen Gruppierung mit ihren vielfältigen Kontakten zu ähnlich orientierten linkssozialistischen Gruppen sehr schnell ins Visier sowohl des sowjetischen als auch des sich bereits frühzeitig herauskristallisierenden und von Kubina ebenfalls detailliert geschilderten Abwehrapparates der SED geriet; aber auch die entsprechenden amerikanischen, britischen und französischen Dienste knüpften ihre Fäden in den diversen linken Organisationen, so daß es zweifellos zu vielfältigen, mancherlei Grauzonen berührende oder überschreitende Kontakten kam. Es ist an dieser Stelle nicht der Platz, das komplizierte persönliche und organisatorische Beziehungsgeflecht, das u.a. auch zu Gründungen eher obskurer Organisationen wie einer USPD, einer FKPD („Freie Kommunistische Partei Deutschlands") oder auch der linkssozialdemokratischen Zeitschrift „Pro und Contra" führte, deren Entstehungshintergründe Kubina beschreibt, auch nur ansatzweise auszuleuchten; bemerkenswert ist, daß Kubina zu zahllosen, meist mehr oder weniger unbekannten Personen biographische Daten zusammengetragen hat, so daß sie zumindest eine umrißhafte Geschichte erhalten. Zu erwähnen bleibt, daß an der Jahreswende 1949/1950 die „Sozialwissenschaftliche Vereinigung" neu gegründet wurde und daß im Sommer 1950 „Neues Beginnen" mit den in Westdeutschland erscheinenden „Thoma-Münzer-Briefen" zusammengelegt und

fortan als „Funken. Aussprache-Hefte radikaler Sozialisten“ erschien. Nach der alsbaldigen Trennung erschien „Neues Beginnen“ seit November wieder als eigenständiges Organ, jetzt - ein Jahr nach der Verhaftung von Weiland - inhaltlich geprägt von Willy Huhn.
In den beiden letzten Kapiteln seiner Arbeit schildert Kubina zum einen die auf die Entführung Weilands folgenden Prozesse gegen ihn und andere Rätekommunisten und zum anderen Weilands Leben nach der Entlassung aus der Haft im November 1958 bis zu seinem Tod im September 1978. Weiland wußte offensichtlich, wie aus einem Brief an Pannekoek vom November 1949 hervorgeht, daß er auf der Fahndungsliste der sowjetischen Staatssicherheit stand; seine Entführung und Verurteilung wurde zeitgemäß mit Spionagetätigkeit begründet, wobei dieser Vorwurf verblüffenderweise auch in den eigenen Reihen - u.a. offensichtlich von seinem „Konkurrenten“ Willy Huhn und später von dem ebenfalls zeitweise in der DDR inhaftierten Trotzkisten Oskar Hippe - erhoben wurde. Als im Zuge einer Solidaritätsaktion mit Weiland Ende 1951 eine von Margarete Buber-Neumann herausgegebene Broschüre als Heft 1 der Schriftenreihe ihrer Zeitschrift „Aktion“ erschien, waren die geplanten Beiträge von Weilands rätekommunistischen Freunden, u.a. von Pannekoek, gekürzt oder gar gestrichen: *„Weilands Freunden war zuviel vom Antibolschewisten Weiland in dieser Broschüre zu lesen und zuwenig vom Rätekommunisten.“* Nach seiner Entlassung verfaßte Weiland unter dem Titel „Partisan der Freiheit“ Erinnerungen, die jedoch unveröffentlicht blieben, und war in der „Vereinigung politischer Häftlinge des Sowjetsystems“ aktiv. Mit der Ostpolitik Willy Brandts und der Studentenbewegung konnte er sich, wie viele ältere Rätekommunisten oder Anarchisten, nicht anfreunden; dem Parteivorstand der SPD hatte er im September 1966 geschrieben, daß er seine *„spezielle Aufgabe darin sehe, den Bolschewismus von links anzugreifen“*, die revoluzzenden Studenten und -innen betrachtete er als *„Faschisten im roten Talar“* (Brief an Augustin Souchy vom Februar 1972): *„Wenn diese Strolche jemals an die politische Macht kommen, dann gnade uns. Sie werden schlimmer als die Nazis und der KGB sein...“* (Brief an Georg Hepp vom Oktober 1972).

Wolf Raul

Michel Dreyfus u. a. (eds.), Le Siècle des communismes, Paris: Les Éditions de l'Atelier, 2000, 542 S.

Die große Aufregung, die das „Schwarzbuch des Kommunismus“ bei seinem Erscheinen 1998 verursachte, hat sich schnell wieder gelegt. Weder der scharfe und polemische, vor allem auf ein politisches Urteil zielende Ton des Herausgebers Stéphane Courtois und eines Teils seiner Mitautoren, noch eine vor allem über die politische Stoßrichtung begeisterte Zustimmung reichten aus, einen methodologisch wie inhaltlich befriedigenden Diskussionsrahmen vorzugeben, an dem sich eine ertragreiche „Kommunismus-Bilanz“ hätte abarbeiten können. Offensichtlich stand die Mediensensation im umgekehrten Verhältnis zum inhaltlichen Ertrag. Dies gilt insbesondere für Deutschland, wie sich inzwischen auch in mehreren Sammelbänden nachlesen läßt, die das seinerzeitige Presseecho dokumentieren oder Diskussionsbeiträge dazu versammeln. Das Interesse ist inzwischen wieder zurückgegangen, besondere Anregungen zur Diskussion des Kommunismus als einer *internationalen* Erscheinung lieferte das „Schwarzbuch“ nicht.
Über die Gründe braucht man nicht viel zu spekulieren. Die deutsche Geschichtswissenschaft hat sich ziemlich einseitig auf die DDR-Aufarbeitung, auch unter den Prä-

missen des für Deutschland einen erklärlichen Schwerpunkt bildenden ‚Diktaturenvergleichs', konzentriert. Dies geschah, sicherlich auch weil es etwas mit der Vergabe von Forschungsmitteln zu tun hat, obwohl die Archive in Osteuropa für die Beschäftigung mit dem weltweiten Kommunismus natürlich offen stehen. Unter diesen Umständen wurden viele Aspekte des Kommunismus als einer internationalen Bewegung wie im Hinblick auf den staatlichen Kommunismus im gesamten ehemaligen ‚sozialistischen Lager' ausgeblendet, die eigentlich für eine Beschäftigung unter komparatistischen Prämissen nötig sind.
Vielleicht liegt das schnell um sich greifende Desinteresse am „Schwarzbuch" aber auch nur daran, daß dieses Buch deutlich auf Diskussionszusammenhänge in Frankreich verweist. Dort ist nun auch ein Band vorgelegt worden, der sich explizit als *„Gegenentwurf"* zum „Schwarzbuch" versteht.
Nicht von ungefähr gehören die meisten der insgesamt sieben Herausgeber und sechzehn weiteren Autoren zu den Mitarbeitern am „Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français", nach seinem Begründer und langjährigen Herausgeber Jean Maitron auch kurz als „Maitron" bezeichnet, der mit 44 Bänden (sowie mit weiteren Bänden zur nicht-französischen Arbeiterbewegung) nur als monumental bezeichnet werden kann. Zweifellos haben sie bei dieser Arbeit gelernt, wie kompliziert (natürlich nicht nur bei Kommunisten) manche persönlichen Motivationen und Verstrickungen vor allem bei dürftiger Quellenlage zu rekonstruieren sind. Eine solche Filigranarbeit ist damit zweifellos ihr Markenzeichen - eine Herangehensweise, die nicht wenigen der Autoren des „Schwarzbuchs" eher abging.
Während der Herausgeber des „Schwarzbuchs" die *„krimogene"* Idee des Kommunismus zum Ausgangspunkt der Darstellungen machte, verweist der Aufbau dieses Sammelbandes auf ein viel komplexeres Verständnis, das die Autoren dazu veranlaßte, von „Kommunismen" zu sprechen. So werden Herrschaftsmechanismen und soziale Bewegungen, kommunistische Parteien an der Macht wie in der Opposition (in allen möglichen Formen) in Beziehung zu einander gesetzt und in einer Gesamtanalyse betrachtet. Ein erster Teil beschäftigt sich zunächst mit den verschiedenen Interpretationen und theoretischen Modellen, von der Totalitarismustheorie bis zum sozialhistorischen „Revisionismus", und faßt die entsprechenden Diskussionen in der Historiographie zusammen. Der zweite, „narrative" Teil beschreibt die großen historischen Etappen, wobei die UdSSR den Schwerpunkt ausmacht. Doch finden auch die übrigen „kommunistischen" Staaten sowie die Entwicklung der kommunistischen Bewegungen im Westen wie in der Dritten Welt ihren Platz. Abschließend werden die Krisen und die Zusammenbrüche seit 1989 beschrieben.
Der dritte Teil rückt die Träger des Kommunismus, die Mitglieder der Parteien und der „Kommunistischen Internationale" in den Blickpunkt. Er enthält Abschnitte zur Mitgliederstruktur der sowjetischen Partei und zum organisierten Internationalismus, beleuchtet den Führerkult und vor allem das Verhältnis von Arbeitern, Bauern, Intellektuellen usw. Nicht zuletzt wird das Geschlechterverhältnisses, die Rolle der Frau im und für den Kommunismus, thematisiert. Einzelne Fallstudien zu den Internationalen Brigaden, zu Lateinamerika und zur Bedeutung des Exils und damit zum Stellenwert von Exilanten runden diesen Teil ab. Abschließend werden unter komparativen Prämissen drei zentrale Fragestellungen untersucht, an denen sich immer wieder Auseinandersetzungen entzünden: das Verhältnis von Kommunismus und Gewalt, die Wechselbeziehungen zwischen Faschismus und Antifaschismus und schließlich der Stellenwert der Welt der Arbeiter für den Kommunismus.

Der Kommunismus hatte als *Ausgangspunkt* den Anspruch der Arbeiterschaft auf eine über die bürgerliche Gesellschaft hinausreichende Realisierung von Demokratie sowie die Herbeiführung sozialer Gleichheit. Damit läßt er sich historisch aus dem Einbruch der *„Volksklassen"* in den politischen Raum ableiten. Sehr schnell beschränkte er sich aber auf eine Art Mittel zur Durchsetzung des sozialen Aufstiegs einzelner Gruppen im Rahmen der bestehenden Gesellschaft bzw. übernahm dort, wo er sich zur Staatsmacht emporschwingen konnte, sogar gleichsam eine Ausbeuterfunktion.
Den Autoren ist es zweifellos gelungen, die auf der Banderole des Buches gestellte Frage „Und wenn das Schwarzbuch nicht alles gesagt hat..." insofern zu beantworten, als sie durch die Verbindung von sozialer Bewegung und Staatsmacht ein ungemein komplexes Bild der kommunistischen Bewegung zeichnen und somit unser Verständnis wesentlich erweitern. Hier zahlt sich aus, daß diese Autoren alle Spezialisten für ihr jeweiliges Thema sind, zumeist als Historiker der Arbeiterbewegung tätig sind und den Kommunismus somit in die „longue durée" der sozialen Bewegungen einordnen können. Insofern hebt sich dieser Band positiv von dem „Schwarzbuch" ab, dessen disparater Charakter schon darin zum Ausdruck kam, daß die Beiträge zum Teil halbe Monographien waren und zum anderen Teil, weil man ja umfassend sein wollte, deutlich erkennbar hastig aus der Sekundärliteratur zusammengeschrieben worden waren. Kritisch muß man allerdings doch anmerken, daß auch dieser Sammelband, obwohl fünf der Autoren von angelsächsischen Universitäten kommen, stark auf Frankreich bezogen ist. Dies nicht nur, weil es sich um eine Antwort auf das „Schwarzbuch" handelt, sondern auch, weil die dort geführten Debatten den wesentlichen intellektuellen Bezugsrahmen liefern. Zudem ist der Band trotz einiger Beiträge zu (Ost-)Asien und je einem zu den arabischen Ländern und zu Lateinamerika stark auf Europa zentriert. Erörterungen z. B. zu Afrika und zu den USA sind völlig ausgeblendet. Trotz dieser Einschränkungen bleibt der Band allerdings ein wichtiger Meilenstein, und man kann nur hoffen, daß er auch hierzulande als Anstoß zu einer wirklichen Diskussion verstanden wird, was allerdings erst einmal eine deutsche Ausgabe erforderlich machen würde.

Reiner Tosstorff

Paul Lafargue, Essays zur Geschichte, Kultur und Politik. Herausgegeben von Fritz Keller, Berlin: Karl Dietz Verlag, 2002, 392 S.

Wie ungleich und bisweilen auch ungerecht die Geschichtsschreibung ist, zeigt sich anschaulich am Beispiel Paul Lafargues, der von 1842 bis 1911 lebte. Im Gegensatz zu seinem Schwiegervater Karl Marx interessiert und beschäftigt Lafargues Werk nur wenige, seine Schriften sind größtenteils in Vergessenheit geraten. Sein Wirken und seine Person sind recht unpopulär, obwohl er zeitlebens in der Politik überaus aktiv war und eine große Zahl von Texten publizierte.
Relativ bekannt ist von ihm als einziges Werk „Das Recht auf Faulheit". Die letzte Auflage in der Bundesrepublik datiert aus dem Jahr 2001, dem Kanzler sei dank. Schröder wetterte damals massiv gegen den Müßiggang der Arbeitslosen hierzulande und verkündete vom Titel der BILD-Zeitung herab: „Es gibt kein Recht auf Faulheit".
Andere Aspekte von Lafargues literarischem Werk sind unbeachtet geblieben, dabei ist dieses unglaublich umfang- und facettenreich. Es gibt kaum ein Wissensgebiet, das Lafargue nicht interessiert und über das er nicht geschrieben hätte. Ein 1995 von Fritz Keller im Argument-Verlag herausgegebener Sammelband enthält seine Schriften zum Themenkomplex „Geschlechterverhältnisse"; er beschäftigte sich des weiteren mit Ökonomie, Medizin, Philosophie, Geschichte, Sprachwissenschaft, verfaßte Märchen

und Memoiren und dokumentierte nicht zuletzt das politische Tagesgeschehen. Klar ist, daß seine Frau Laura dabei eine große Rolle spielte; wahrscheinlich verfaßte sie Teile seiner Werke, unterstützte ihn stets bei seinen Publikationen und brachte dabei ihre Interessen ein. Der jetzt vorliegende Band vereint Essays aus der Feder Lafargues zu literarischen Themen (George Sand, Victor Hugo, Emile Zola), zu den Anfängen der Romantik, zur französischen Sprache vor und nach der Revolution, zu Rousseau, Campanellas „Sonnenstaat" und zur christlichen Liebestätigkeit. Die Bandbreite der Arbeiten Lafargues wird so einmal mehr verdeutlicht; sein Stil reicht von aggressiver Polemik nach dem Motto „warum sachlich, wenn es auch persönlich geht" bis zu fundierter und detaillierter Kritik.

Die Texte sind chronologisch geordnet. Am Anfang steht ein Text des 24jährigen Lafargue aus dem Jahre 1866 über „Die bürgerliche Korruption", in dem er - weitab von heutigen Vorstellungen politischer Korrektheit - den Bourgeois als *„unförmige Fettmasse"*, die *„ißt und verdaut"*, tituliert Dieses Thema greift er 34 Jahre später in dem Text „Ein verkaufter Appetit" in Form eines Märchens wieder auf. Diesmal mit der Frage, was passiert, wenn der Mensch feststellt, daß seine Verdauungsfähigkeit begrenzt ist: Ein hungernder armer Mann steht mit großen Augen vor den Auslagen eines Lebensmittelgeschäftes. Ihm wird von einem reichen Mann, dessen größtes Unglück darin besteht, nicht noch mehr Delikatessen essen zu können, ein Handel angeboten. Der Umfang seines Magens ist schlichtweg zu begrenzt. Er kauft dem Armen für einige Jahre dessen Verdauung ab und kann daraufhin noch mehr schlemmen. Der anfangs für beide Seiten angenehme Handel treibt den zur Verdauung Verurteilten zum Wahnsinn. Er wird apathisch, verzweifelt, bringt seinen *„Gönner"* schließlich um und landet daraufhin im Irrenhaus. Eine Geschichte, in der der studierte Mediziner Lafargue zwar elegant verschweigt, wie der Handel mit der Verdauung vonstatten gehen soll, aber moderne Phänomene wie Organhandel, künstliche Befruchtung und Leihmutterschaft vorwegnimmt. Auch körperliche und gesundheitliche Probleme werden so zu einer Frage des Geldes.

Den letzten der in diesem Band versammelten Texte, der sich mit der christlichen Liebestätigkeit beschäftigt, hat Lafargue im Alter von 63 Jahren geschrieben. Kritik an den herrschenden Religionen Europas ist für Lafargue lebenslang ein Thema gewesen. So bezeichnet er die kapitalistische Moral als jämmerliche Kopie des Protestantismus. Die christliche Liebestätigkeit firmiert bei ihm als Oberbegriff für Mitleid und Spendenbereitschaft. Er bezweifelt aber stark, daß die Bereitschaft zur Wohltätigkeit der Reichen mit einem großen Herzen zusammenhängt, sondern geht den ökonomischen Ursachen und Vorteilen nach. Um in Frieden und ohne Angst leben zu können, mußten die Reichen sich ein Instrument einfallen lassen, um der armen, verhungernden und aggressiven Massen Herr zu werden. Ansonsten drohten die dazu im offensichtlichen Gegensatz und Reichtum Lebenden ermordet und ausgeplündert zu werden. Dies ist für Lafargue die Geburtsstunde der christlichen Idee der Wohlfahrt und des Spendens: *„Nicht die Liebe zum Nächsten, sondern die Furcht vor ihm schuf damals wohltätige Herzen."* Eine Überlegung, die bis in heutige Ideen eines Sozialstaates zu verfolgen ist; eine Ruhigstellung und Vereinzelung der „Zukurzgekommenen" hat auch hier Priorität. Lafargues Ausweg aus der, wie er schreibt, *„erniedrigenden Wohltätigkeit"* heißt natürlich Kommunismus: *„Es wird keine Reichen mehr geben, um Wohltaten zu spenden, und keine Armen, um sie zu empfangen."*

Stefanie Holuba

Jan Waclav Makhaïski, Le socialisme des intellectuels. Textes choisis, traduits et présentés par Alexandre Skirda, Paris: Les Éditions de Paris, 2001, 332 S.

Wer kennt Jan Waclav Makhaïski (Machajski), den polnischen Denker und Revolutionär, der an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in der russischen revolutionären Bewegung aktiv war? Im deutschen Sprachgebiet ist er so gut wie unbekannt - keine einzige seiner wenigen Schriften ist jemals übersetzt worden - und auch in Frankreich kennen ihn sicherlich, trotz der Bemühungen seines Übersetzers, der nach zwanzig Jahren eine überarbeitete und erweiterte Ausgabe von Makhaïskis Hauptwerk vorlegt, nur wenige Menschen. Während nach dem Verschwinden des „real existierenden Sozialismus" und dem angeblichen Sieg des neoliberalen Kapitalismus in den Köpfen Verwirrung herrscht, kann man bei Makhaïski den eigentlichen Sinn vieler Worte wiederzufinden, die man benutzt. Die Lektüre seiner Schriften erlaubt nicht nur, seine wohlbegründete Aktualität zu überprüfen, sondern liefert auch die adäquaten begrifflichen Instrumente, um die Mißerfolge und Illusionen der sozialistischen Bewegung der beiden letzten Jahrhunderte zu begreifen.

Alexandre Skirda faßt Makhaïskis Analyse des „Sozialismus der Intellektuellen" folgendermaßen zusammen. Er ist *„ein im 19. Jahrhundert entstandenes ideologisches System, das die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, das heißt die Macht der Kapitalisten als Eigentümer der Produktionsmittel abschaffen wollte, um die Arbeiterklasse, die Trägerin des großen Fortschritts, an ihre Stelle zu setzen, deren Aufstieg eine freie Gesellschaft der Produzenten vorwegnehmen sollte. Das sollte mittels der Eroberung der politischen Staatsmacht durch die Partei stattfinden, die die bewußtesten Elemente des Proletariats, seine Avantgarde zusammenfaßte. Die Intellektuellen sollten letzteren bei der Durchführung dieser heiklen Mission helfen. In der Tat war diese 'Hilfe' nicht ohne Interesse und verbarg die eigenen Ambitionen der 'intellektuellen Arbeiter', an die Stelle der alten Besitzenden zu treten, um das Ausbeutungssystem zu ihren Gunsten fortdauern zu lassen."*

Ausgehend von dieser Einschätzung erkennt man, daß sich hinter der scheinbaren Einheitlichkeit des sozialistischen Projekts zwei antagonistische Auffassungen verstecken. Die eine, die der privilegierten Sozialdemokratie, zielt ab Ende des 19. Jahrhunderts auf die Eroberung des Staats durch die Partei; sie findet ihren Ausdruck in zwei Varianten, der sozialdemokratischen im engeren Sinne und der leninistischen. Die andere macht die autonome Aktion der Arbeiter zum Prinzip der gesellschaftlichen Befreiung und wird von der anarchistischen Bewegung, dem revolutionären Syndikalismus und dem Rätekommunismus verkörpert.

Als eine wirkliche, auf Marx fußende Analyse des Marxismus und des Staatssozialismus sollte Makhaïskis Werk es ermöglichen, mit dem Mythos der Linken, das heißt mit den sozialdemokratischen und leninistischen Illusionen, Schluß zu machen, um die tatsächliche Bedeutung des Arbeitersozialismus anzuerkennen - jenes Sozialismus, der die Arbeiter zu Herren ihres Schicksals werden läßt.

Charles Jacquier

Karl Kautsky/Leo Trotzki/John Dewey, Politik und Moral. Die Zweck-Mittel-Debatte in der neueren Philosophie und Politik. Mit einer Einleitung und einer Bibliographie herausgegeben von Ulrich Kohlmann, Lüneburg: zu Klampen Verlag, 2001, 176 S.

Der hier anzuzeigende Sammelband enthält vier wichtige Schriften zum Verhältnis von Politik und Moral. An erster Stelle steht Karl Kautskys (154-1938) anti-bolschwewisti-

sches Pamphlet „Terrorismus und Kommunismus", in dem er zwei grundlegend unterschiedliche Möglichkeiten im Hinblick auf die Bewältigung des Spannungsverhältnisses zwischen politischen Mitteln und Zwecken vorstellt: eine terroristische, entsprechend dem Modell der französischen und der russischen Revolution, und eine pazifistisch-demokratische, der die Traditionslinien der englischen und amerikanischen Revolution zugrunde liegen. Es folgt Leo Trotzkis (1879-1940) polemische Replik „Terrorismus und Kommunismus - Anti-Kautsky", die in dem Satz mündet: *„Während der Revolution ist höchste Energie höchste Humanität."* In seiner Streitschrift „Ihre Moral und unsere", zuerst 1938 veröffentlicht, setzte sich der von Stalin Entmachtete schließlich mit dem Vorwurf auseinander, bei der Niederschlagung des Kronstädter Aufstandes 1921 und den Geiselerschießungen während des Bürgerkrieges selbst die amoralischen Methoden Stalins angewandet zu haben. *„Erlaubt ist"*, lautet seine sophistische Schlußfolgerung, *„was wirklich zur Befreiung der Menschheit führt... Daraus ergibt sich, daß nicht alle Mittel erlaubt sind."* Mit diesen Thesen des Gründers der Roten Armee setzte sich wiederum John Dewey (1859-1952) in seinem Essay „Mittel und Zwecke" auseinander. In seinen vom Geist des amerikanischen Pragmatismus geprägten Überlegungen akzeptiert er Trotzkis Vorstellung, wonach *„der Zweck die einzige Basis für moralische Ideen und moralisches Handeln bietet"*, verwirft aber die allen orthodoxen Marxisten eigentümliche Methode, diesen Zweck ausschließlich aus dem Klassenkampf als dem Gesetz des historischen Wandels abzuleiten.
Ulrich Kohlmann, Universitätsprofessor für praktische Philosophie, stellt diese Schriften in einer ausführlichen Einleitung in einen historischen Kontext. Ausgangspunkte bilden dabei die Diskussionen um die Schriften des italienischen Staatstheoretikers, Politikers und Militärschriftstellers Niccolò Machiavelli und die Kontroversen um die jesuitische Moraltheologie, die Blaise Pascal in seinen berühmten „Lettres à un provincial" attackierte. Kohlmanns Überlegungen münden in der Ablehnung *„normativer Modelle"* und dem Postulat einer *„am konkreten Einzelfall zu orientierenden moralischen Reflexion"*. Diesem selbst gestellten Anspruch wird er jedoch nach Meinung des Rezensenten selbst in vielen Punkten nicht gerecht. Zum Beispiel behandelt er ausführlich Bertolt Brechts Stück „Die Maßnahme" (1929) und zitiert sogar die Schlüsselsätze des Jasagers bei seiner Hinrichtung: *„Im Interesse des Kommunismus/Einverstanden mit dem Vormarsch der proletarischen Massen/Aller Länder/Ja sagend zur Revolutionierung der Welt."* Wer erinnert sich da nicht an die Schlußworte in den Moskauer Prozessen? (Kamenjew: *„Zweimal wurde mir das Leben geschenkt, aber alles hat seine Grenzen."*). Kohlmann stellt die „Maßnahme" jedoch nicht in den Kontext der „großen Tschistka", sondern stellt Vergleiche mit Schriften von Georg Lukács her. Ebenso behandelt er die Konflikte zwischen Jean-Paul Sartre und Albert Camus ausschließlich auf literarischer Ebene, ohne jemals den realen Hintergrund klar zu benennen, den Simone de Beauvoir in „Der Lauf der Dinge" aus ihrer subjektiven Sicht wie folgt beschreibt: *„Da eine neutrale Haltung zwischen den beiden Blöcken unmöglich geworden war, näherte sich Sartre der UdSSR. Camus verabscheute sie, und obwohl er die USA nicht liebte, stellt er sich praktisch auf ihre Seite."*

Fritz Keller

Willy Buschak, Edo Fimmen. Der schöne Traum von Europa und die Globalisierung, Essen: Klartext Verlag, 2002, 333 S.

Dieter Nelles, Widerstand und internationale Solidarität. Die Internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Essen: Klartext-Verlag, 2001, 457 S.

Die 1896 aus einem erfolgreichen Streik von Hafenarbeitern und Seeleuten in den Niederlanden hervorgegangene „Internationale Transportarbeiter-Föderation" (ITF), die im August 2002 ihren 40. Kongreß abhielt, wurde in den zwanziger und dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts zu einem der bedeutendsten internationalen Gewerkschaftsverbände der Welt. Gestützt zunächst auf Seeleute (die von je her zum eher internationalistischen Segment der Arbeiterbewegung zählten) und Hafenarbeiter, zu denen später Eisenbahner hinzustießen, war die ITF auch die erste international agierende Gewerkschaft, die gezielte Anstrengungen unternahm, um ihr Tätigkeitsfeld und ihre Organisation über Mittel- und Westeuropa hinaus auszudehnen. Zu Recht rühmt sich die ITF in einer Selbstdarstellung, *„in den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts im Kampf gegen Nazismus und Faschismus eine bedeutende Kraft gewesen zu sein, die über Niederlassungen in Belgien und Holland Verbindungen zu Untergrundorganisationen der Transportarbeiter unterhielt"*. Das war vor allem das Verdienst des zu seiner Zeit legendären ITF-Führers Eduard Carl („Edo") Fimmen (1881-1942), dessen Leben Willy Buschak in einer längst überfälligen Biographie nachzeichnet. Fimmen, seit Mitte der dreißiger Jahre in Kreisen des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus weit über politische Parteigrenzen hinweg hoch geachtet und gerühmt, ist heute kaum noch jemandem bekannt. Er prägte Politik und Arbeitsweise der ITF indes in einem solchen Maße, daß von deren Zwischenkriegszeit inzwischen oft als der „Fimmen-Ära" die Rede ist. Aus einer protestantischen Familie in Amsterdam stammend, war Fimmen als Schüler in lebensreformerischen, christlich-anarchistischen („tolstoianischen") Zirkeln aktiv geworden. Bei einer amerikanischen Erdölgesellschaft beschäftigt, schloß er sich der Amsterdamer Abteilung der Gewerkschaft der Handels- und Büroangestellten an; 1904 wurde er deren Sekretär. 1905 Mitbegründer einer neuen, sozialistisch orientierten Angestellengewerkschaft, baute er diese zu einem nationalen Verband auf. In der Amsterdamer Sozialdemokratie aktiv, war Fimmen von 1909 bis 1919 Redakteur der Gewerkschaftszeitung „Onze Strijd", seit 1915 dann Sekretär des sozialdemokratischen Gewerkschaftsdachverbandes „Nederlandsch Verbond van Vakvereenigingen" (NVV); im Mai 1919 wurde er Sekretär der ITF. Von 1919 bis 1923 war Fimmen, der neben dem Niederländischen auch das Deutsche, Englische und Französische beherrschte, auch Sekretär des in Amsterdam ansässigen „Internationalen Gewerkschaftsbundes" (IGB). Auf sein Drängen hin berief der IGB im Dezember 1922 den Haager Friedenskongreß ein, auf dem Fimmen eine berühmte Rede hielt („Krieg dem Krieg"). Unter dem Eindruck der Ruhrbesetzung und der Passivität des IGB angesichts der drohenden Kriegsgefahr entwickelte Fimmen sich politisch nach links. Er wurde zu dem neben den Führern des britischen „Trade Union Congress" (TUC) wichtigsten Fürsprecher einer Verständigung mit den sowjetischen Gewerkschaften und initiierte 1923 eine Konferenz der ITF mit den sowjetischen Transportarbeiterverbänden. Der rechte Flügel des IGB erzwang Ende 1923 seinen Rücktritt als IGB-Sekretär. Im September/Oktober 1924 besuchte Fimmen die UdSSR. Verfechter der Einheit der internationalen Gewerkschaftsbewegung, war er 1925/26 an zahlreichen Projekten und Zeitschriften, die zu diesem Zweck ins Leben gerufen wurden, beteiligt, u.a. wurde er im Februar 1926 einer der Herausgeber der Zeitung „Eenheid", die die Wiedervereinigung der niederländischen Gewerkschaftsbewegung propagierte und parallel zum „Anglo-Russischen Komitee" die Zusammenarbeit mit den

sowjetischen Gewerkschaften suchte. Im Februar 1927 am Brüsseler „Kongreß gegen koloniale Unterdrückung und Imperialismus" beteiligt, in verschiedenen Hilfsorganisationen der Komintern aktiv („Liga gegen den Imperialismus", „Rote Hilfe" u.a.) wurde er dann im Zuge des RGO („Revolutionäre Gewerkschaftsopposition")-Kurses von der stalinistischen Propaganda zu einem *„besonders gefährlichen linken Sozialfaschisten"* gestempelt. Fimmen, dessen hartnäckigen Bemühungen es zu verdanken war, daß die ITF Mitte der zwanziger bis Ende der dreißiger Jahre in Nordafrika, Asien und Lateinamerika Fuß fassen konnte, wurde aufgrund seines praktizierten Internationalismus schließlich *„eine der ganz wenigen Persönlichkeiten der europäischen Gewerkschaftsbewegung, die man auch außerhalb Europas kannte"* (Buschak). Als sich im Frühjahr 1932 der linke Flügel von der niederländischen Sozialdemokratie abspaltete und die linkssozialistische „Onafhankelijke Socialistische Partij" (OSP) gründete, schloß sich Fimmen der neuen Partei an und wurde für kurze Zeit ihr Vorsitzender, bis er sie auf Druck des Generalrats der ITF bereits nach vier Monaten wieder verlassen mußte. Entsetzt über die kampflose Kapitulation der deutschen Arbeiterbewegung vor den Nazis, setzte sich Fimmen, der - in Dieter Nelles' Worten - *„zu Deutschland, zur deutschen Arbeiterbewegung ein obsessives Verhältnis hatte"*, mit großem Elan dafür ein, daß die ITF im Kampf gegen den Nationalsozialismus aktiv wurde. Die ITF unterhielt Verbindungen zu illegalen Gewerkschaftsgruppen in Deutschland, unterstützte antifaschistische Emigranten und gab die zweiwöchentlich erscheinende Zeitung „Faschismus" heraus, die sich durch großen Materialreichtum und hohe Zuverlässigkeit der Nachrichten und Berichte aus Deutschland und anderen faschistischen Ländern auszeichnete und bis 1945 erschien. Eine persönliche Freundschaft verband Fimmen, über alle politischen Gegensätze hinweg, seit Anfang der zwanziger Jahre mit Willi Münzenberg; nach Münzensbergs Bruch mit dem Stalinismus war Fimmen einer seiner wenigen Förderer. Im spanischen Bürgerkrieg organisierte er Hilfslieferungen für die Republik. Im August 1939 übersiedelte Fimmen mit dem ITF-Hauptquartier nach London, von dort ging er infolge seines angeschlagenen Gesundheitszustandes im Oktober 1941 nach Mexiko, wo er im Jahr darauf starb. Fimmen, ein Linkssozialist (mit syndikalistischen Neigungen, die gegen Ende seines Lebens stärker geworden zu sein scheinen), wird in der Sozialgeschichtsschreibung heute als ein Mann beschrieben, der in vielerlei Hinsicht dem Archetyp des traditionellen männlichen, sein Leben dem Dienst an der „Sache" unterordnenden Funktionärs der Arbeiterbewegung entsprach, der sich indes aufgrund seiner libertären sozialistischen Grundüberzeugungen, seiner Integrität und seines Charismas von den die Arbeiterorganisationen seiner Zeit beherrschenden Partei- und Gewerkschaftsbeamten abhob. Willy Buschak, Historiker, als Sekretär des Europäischen Gewerkschaftsbunds gewissermaßen in Fimmens Fußstapfen stehend, schildert Fimmen in einer einfühlsam geschriebenen Biographie als einen Globalisierungskritiker *avant la lettre*, der etwa 1923 die in zahlreiche Sprachen übersetzte Abhandlung „Vereinigte Staaten Europas oder Europa AG" schrieb und versuchte, auf die zunehmende Internationalisierung der kapitalistischen Ökonomie gewerkschaftliche Antworten zu finden. Mit Buschaks Buch, der Frucht jahrelanger intensiver Archiv- und Quellenstudien, wurde eine lange bestehende Lücke endlich geschlossen. Fimmens Wirken minutiös nachzeichnend und gleichzeitig um die Herstellung von Gegenwartsbezügen bemüht, weicht die in lebendiger und schnörkelloser Sprache verfaßte Monographie nur gelegentlich von einer chronologischen Darstellung ab - etwa mit den Kapiteln, die Fimmen als „Privatmann", in seinem Verhältnis zu seinen beiden Frauen und Töchtern zeigen, mit einer schönen Schilderung des *„Reisenden Edo Fim-*

men und der Räume, die er durcheilte", aus der der Arbeitsalltag eines international tätigen Funktionärs anschaulich hervortritt, und einem Exkurs über „Fimmen als Tourist in Moskau", in dem Fimmens sich wandelndes Verhältnis zur Sowjetunion dargelegt wird. Alles in allem hat Buschaks Buch das Zeug, die klassische Fimmen-Biographie zu werden.

Die entscheidende Bedeutung, die Fimmens persönlichem Engagement im Kampf gegen die NS-Diktatur in Deutschland zukommt, wird auch in der Studie von Dieter Nelles deutlich, obgleich Fimmen hier durchaus nicht im Zentrum der Arbeit steht. Dieter Nelles ist ein durch einschlägige Veröffentlichungen ausgewiesener Historiker der Arbeiterbewegung, dessen besonderes Interesse ihren libertären Tendenzen gilt. Das vorliegende Buch, eine überarbeitete Fassung seiner Dissertation, enthält gleich mehrere Bücher in einem. Es ist eine kleine Sozialgeschichte der deutschen Seeschiffahrt in den dreißiger und vierziger Jahren, eine Organisationsgeschichte der ITF und eben ein Beitrag zur Geschichte des Arbeiterwiderstandes gegen den Nationalsozialismus. Die Arbeit ruht auf einer breiten empirischen Basis. Das nahezu vollständig erhaltene Archiv der ITF konnte systematisch ausgewertet werden. Im eigentlichen Zentrum der Untersuchung steht die Gruppe deutscher kommunistischer Seeleute, die im Frühjahr 1936 mit Fimmen Kontakt aufnahmen, und die als Antwerpener Gruppe der ITF bis zum Ausbruch des Krieges mit ihrer politischen Arbeit unter deutschen Seeleuten einen bedeutenden Beitrag zum Widerstand gegen den Nationalsozialismus leisten sollten. (Auch Buschak, der die Fimmen-Biographie nutzt, um die einschlägige Literatur in zahlreichen Einzelfragen, wie etwa den Geldbeträgen, die der ITF für die Unterstützung der illegalen Arbeit in Deutschland zur Verfügung standen, oder der Anzahl der Vertrauensleute der ITF unter den deutschen Seeleuten zu kritisieren und deren Angaben - im allgemeinen nach unten - zu korrigieren, spricht von einer *„Tatsache, daß die Seeleutegruppe der ITF eine der größten und aktivsten deutschen Widerstandsgruppen war"*.) Die Schilderung der Aktivitäten dieser Gruppe, ihres Selbstverständnisses, der Herkunft und des Werdegangs ihrer Aktivisten bildet den Kern von Nelles' Studie, die darüber hinaus auch eine Darstellung der Geschichte des von anderen Ländern aus organisierten Seeleute-Widerstands wie auch der (im Unterschied zu den Organisationen der Seeleute vor allem von Sozialdemokraten getragenen) illegalen Eisenbahnerorganisation in Deutschland enthält. Herausragende Gestalt der Antwerpener ITF-Gruppe war Hermann Knüfken (1893-1976), der ursprünglich von der KAPD kam. Mit Franz Jung war er 1920, auf dem Weg zum II. Kongreß der Kommunistischen Internationale, an der legendären Entführung eines Hamburger Fischereidampfers nach Murmansk beteiligt. Knüfken war wie Kurt Lehmann (1906-1986), der zweite Mann der Antwerpener Gruppe, lange Zeit ein führender kommunistischer Kader in der Seeschiffahrt gewesen. Die KPD, die beide Anfang 1936 als „Trotzkisten" aus der Partei ausschloß, räumte ein, Knüfken habe *„faktisch die meisten Verbindungen zu den Seeleuten in den Häfen"*. Von Mitte der dreißiger Jahre bis zum Kriegsausbruch leistete der Kreis um Knüfken und Lehmann politische Arbeit unter deutschen Seeleuten. Die Gruppe, der nach eigenen Angaben im September 1935 zweiundvierzig Männer angehörten, traf sich werktags im Antwerpener Hafen und begab sich an Bord deutscher Schiffe. *„Insgesamt hatte die ITF-Gruppe zwischen 1935 und 1939 Kontakte zu den Besatzungen von über 600 deutschen Schiffen"*, die mit antifaschistischer Literatur versorgt wurden und unter denen ein Netz von Vertrauensleuten aufgebaut wurde, das Nelles auf mehrere Hundert Leute schätzt. Monatliche bzw. halbmonatliche Berichte, die die Gruppe bis Kriegsausbruch über ihre Arbeit anfertigte, erlauben

hierzu wie auch zu Fragen wie etwa nach dem Sozialprofil der ITF-Vertrauensleute in der deutschen Flotte detaillierte Angaben. Die Antwerpener Gruppe bildet Nelles zufolge den in der Geschichte des deutschen Kommunismus einzigartigen Fall einer oppositionellen Gruppe, der es nach dem Bruch mit der KPD gelang, die Partei an Mitgliedern und an politischem Einfluß auf eine ganze Berufsbranche zu überflügeln. Insgesamt stand der Widerstand der ITF, die insofern eine Einheitsfront im Kleinen realisieren konnte, als zu ihren Mitarbeitern Anhänger der KPD wie der KPO, der SPD wie der SAP, aber auch Anarcho-Syndikalisten zählten, *„weder in der sozialdemokratischen noch der kommunistischen Tradition der deutschen Arbeiterbewegung"*. Mit der Vorlage dieser Studie, die an Materialreichtum und Detailgenauigkeit kaum zu überbieten ist, liefert Dieter Nelles einen wichtigen Beitrag zur Geschichtsschreibung des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus, die bisher vorwiegend nationalgeschichtlich orientiert ist und die er um eine internationale Dimension bereichert sehen will. *„Der ITF-Widerstand"*, stellt Nelles fest, *„hat weder im Traditionsverständnis der deutschen Gewerkschaften noch der Linken Spuren hinterlassen."* Nun kann er in seiner ganzen Breite und Vielschichtigkeit wenigstens vom kleinen Kreis derjenigen zur Kenntnis genommen werden, denen die Geschichte der Arbeit und des Widerstandes etwas bedeutet.

Horst Lauscher

Zeev Sternhell/Mario Sznajder/Maria Asheri, Die Entstehung der faschistischen Ideologie. Von Sorel zu Mussolini, Hamburg: Hamburger Edition, 1999, 410 S.
Zeev Sternhell, Faschistische Ideologie. Eine Einführung. Mit einem Vorwort von Anton Landgraf, Berlin: Verbrecher Verlag, 2002, 127 S.

Die selbstgefällige Manier, in der in Gesamtdeutschland nach 1945 von Faschismus und Antifaschismus die Rede war, hatte allen inhaltlichen Differenzierungen zum Trotz eine gemeinsame, auf Verdrängung basierende Grundlage. In der Abwehr aller das deutsche Kollektiv ins Visier nehmenden Diskussionsansätze und unterstützt von einer sozialgeschichtlich verengten Sonderwegsdiskussion wurde das, was den Nationalsozialismus als spezifisch deutsche Variante des europäischen Faschismus auszeichnete, das Projekt Endlösung, einem Faschismusbegriff subsumiert, der insbesondere in der linken Variante diese Besonderheit in ökonomistischen Verkürzungen verschwinden ließ. Das deutsche völkische Kollektiv hatte zwar, über Jahrzehnte hinweg ideologisch inszeniert und vorbereitet, Weltgeschichte machen wollen, doch die Verantwortung für das, was es dabei angerichtet hatte, wollte es nicht übernehmen - in dieser Hinsicht war eine Differenzierung angesagt, in der individuelle Entlastungsstrategien mit der Negation der zuvor so emphatisch bejubelten kollektiven Traditionen einherging. Die Verantwortlichen waren je nach Bedarf austauschbar: mal war es die nationalsozialistische Parteiführung, dann waren es die Generäle oder getäuschte Massen oder aber das Kapital im allgemeinen und das Monopol- und Finanzkapital im besonderen mußten dazu herhalten. Erst der seit einigen Jahren verstärkt zur Kenntnis genommene spezifische Zusammenhang zwischen deutschem Nationalismus und Antisemitismus, in dessen Kontext spätestens seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert eine auf ideologischen Ein- und Ausschlußverfahren basierende Mixtur aus völkischen und rassistischen Denk- und Handlungsstrategien entwickelt wurde, die im nationalsozialistischen Projekt Endlösung kulminierten, hat für die exzeptionellen historischen und ideologischen Besonderheiten dieses Projektes jenseits einer oberflächlichen

Betroffenheits- und Gedenkkultur sensibilisiert und damit zugleich auch die Differenzen zu anderen Formen des europäischen Faschismus deutlich werden lassen.
Es ist möglicherweise dem in deutschen Landen tradiert verkürzten Faschismusverständnis zu verdanken, daß die Arbeiten des israelischen Politikwissenschaftlers Zeev Sternhell - neben den hier anzuzeigenden sind dies vor allem „Maurice Barrès et le nationalisme français", „La Droite révolutionnaire. Les origines françaises du fascisme" und „Ni droite, ni gauche. L'ideologie fasciste en France" - hierzulande lange Zeit kaum zur Kenntnis genommen und erst recht nicht übersetzt worden sind. Die beiden hier anzuzeigenden Arbeiten, von denen die erstgenannte, ursprünglich 1989 in Frankreich erschienen, auf der zweitgenannten, zuerst in dem 1976 von Walter Laqueur herausgegebenen Sammelband „Fascism. A Reader's Guide" erschienen, aufbaut und sie weiterentwickelt, beschäftigen sich mit den Ursprüngen und Entstehungszusammenhängen des französischen und italienischen Faschismus hauptsächlich in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. Der Nationalsozialismus, der erst in den zwanziger Jahren zu seiner spezifischen Gestalt fand, unterscheidet sich vom hier gemeinten Faschismus in wesentlichen Punkten, insbesondere im Hinblick auf den extremen biologischen Rassismus und das Projekt der Vernichtung der Juden. Von daher, so halten Sternhell/Snajder/Asheri gleich einleitend fest, *„wird eine allgemeine Theorie, die Faschismus und Nationalsozialismus über einen Kamm scheren will, stets an diesem wesentlichen Aspekt des Problems scheitern, ja, eine solche Theorie ist unmöglich"*. In einer Zeit, in der in Deutschland unterschiedlichste völkische und antisemitische Gruppierungen verstärkt am Konzept einer rassistisch fundierten deutschen Identität werkelten und die „vaterlandslosen Gesellen" der Sozialdemokratie sich zunehmend in Richtung einer nationalen Realpolitik orientierten, gingen zwei der wichtigsten ideologischen Strömungen des vergehenden neunzehnten Jahrhunderts, Nationalismus und Sozialismus, in Frankreich und Italien ganz neue Verbindungen ein.
Auch wenn die nationalistische Rechte der verschiedenen europäischen Länder im Rationalismus, Materialismus, Individualismus, Utilitarismus, Liberalismus und Marxismus gemeinsame negative Bezugspunkte fand, war es - im Gegensatz zu Deutschland - eine von *„nonkonformistischen Dissidenten der Linken"* ausgehende und auf eigenständige sozialistische Traditionen zurückgreifende *„antimaterialistische Revision des Marxismus"*, die insbesondere in Frankreich, aber auch in Italien, *„mit ihrer Kritik am marxistischen Determinismus die Hauptelemente für die faschistische Synthese"* lieferte. Diese *„Revision"*, die sich grundlegend von dem letztlich liberal-demokratischen revisionistischen Programm Eduard Bernsteins und anderer Reformisten - in Frankreich und Italien stehen für diese Tendenz die Führer der jeweiligen sozialistischen Parteien Jean Jaurès und Filipo Turati - unterschied, bezog sich zum einen auf die Marxsche Kritik der Politischen Ökonomie und zum anderen auf das möglicherweise eher sozialdemokratische als originär Marxsche Programm einer demokratischen Umgestaltung der bürgerlichen Gesellschaft. Gingen die romanischen Revisionisten, die ihre politische Heimat im Syndikalismus fanden, in ihrer radikalen Ablehnung der Marxschen Wertkritik mit den deutschen Revisionisten noch weitgehend konform, so ergaben sich im Hinblick auf ihre Interpretation des Marxismus als *„Kriegsmaschine gegen die bürgerliche Demokratie"* unüberbrückbare Differenzen. Es war insbesondere Georges Sorel, der diese beiden Tendenzen, die Ablehnung der Marxschen Werttheorie mit der damit einhergehenden Apologie kapitalistischer *„Zwangsläufigkeit"* und die zum Mythos aufgeladene und in revolutionärem Handeln, in Klassenkampf und Generalstreik zum Ausbruch gelangende Gewalt des Proletariats gegen eine deka-

dente bürgerliche Demokratie in seinen Schriften zum Ausdruck brachte. Als er schließlich seit 1909 Anschluß an den katholisch fundierten Nationalismus der „Action française" fand - Maurice Barrès hatte schon Ende der neunziger Jahre von einem *„nationalistischen Sozialismus"* phantasiert -, konnte sein Schüler Edouard Berth, im Dezember 1911 Mitbegründer des „Cercle Proudhon", in dessen Kreisen auch offensiv antisemitisch argumentiert wurde, von einer *„nationalistisch-syndikalistische(n) Doppelbewegung"* und von zwei *„synchron und konvergent verlaufenden Bewegungen"* schreiben, *„die eine auf der extremen Rechten, die andere auf der extremen Linken, die zum Heil der modernen Welt und zur Verherrlichung unserer romanischen Völker die Belagerung und den Sturm auf die Demokratie begonnen haben"*.
Eine analoge Entwicklung läßt sich in Italien beobachten, wo sich seit Anfang des Jahrhunderts innerhalb der sozialistischen Partei eine revolutionäre syndikalistische Opposition um Arturo Labriola herauskristallisierte, die einige Jahre später ebenfalls einen *„Brückenschlag"* zum *„radikalen Nationalismus"* um Enrico Corradini anstrebte, wobei insbesondere die 1910 von Paolo Orano gegründete Zeitschrift „La Lupa" eine wichtige Rolle spielte. Nutznießer dieser Entwicklung war schließlich Benito Mussolini, in dessen Ende 1913 gegründeter Zeitschrift „Utopia" spätere Kommunisten wie Amadeo Bordiga, Angelo Tasca und Karl Liebknecht, aber auch Nationalsyndikalisten wie Arturo Labriola und Enrico Leone sowie spätere Faschisten wie Sergio Pununzio, Agostino Lanzillo und Massimo Rocca schrieben und der mit der 1919 ins Leben gerufenen faschistischen Bewegung das Konzept *„eines korporativistischen und produktivistischen Modells"* so zu bündeln wußte, daß er 1922 die politische Macht übernehmen konnte. Mit Mussolini, so Sternhell/Snajder/Asheri, war *„ein nationalistischer, antiliberaler, antimarxistischer Revolutionär von einem bis dahin unbekannten Typ"* an die Macht gekommen, der auch *„das geistige Erbe des revolutionären Syndikalismus"* antrat.
Sternhell/Snajder/Asheri entfalten in ihrem für ein adäquates Verständnis des westlichen Faschismus und damit - indirekt - auch des Nationalsozialismus außerordentlich wichtigen Buch ein beeindruckendes Panorama der Vor- und Frühgeschichte des Faschismus und seiner ideologischen Quellen sowie der vielfältigen Verflechtungen zwischen französischen und italienischen Protagonisten, deren Karrieren zum Teil bis in die dreißiger und vierziger Jahre zumindest umrißhaft skizziert werden. In einem Schlußkapitel über die „Anziehungskraft des Faschismus", in dem auch kurz auf die Futuristen und andere intellektuelle Weggenossen eingegangen wird, resümieren sie, daß der Faschismus nur dann adäquat verstanden werden kann, wenn man ihn *„vor allem als kulturelles Phänomen begreift"*. *„Wenn der* Antirationalismus *zu einem politischen Werkzeug wird"*, so heißt es abschließend, *„zu einem Mittel für die Mobilisierung der Massen und zu einer Waffe gegen den Liberalismus, den Marxismus und die Demokratie, wenn er mit einem starken Kulturpessimismus, einem ausgeprägten Kult der Gewalt und der aktivistischen Eliten einhergeht, dann führt er zwangsläufig zu faschistischem Denken."*
Hinzuweisen bleibt schließlich noch auf Sternhells Bändchen über „faschistische Ideologie", gewissermaßen eine frühe Fassung des späteren Buches, das sich in inhaltlicher Hinsicht sicherlich auch als eine Zusammenfassung dieses Buches lesen läßt. Dort geht Sternhell im Schlußkapitel über „Totalitarismus" auch auf Differenzen zwischen faschistischem, nationalsozialistischem und kommunistischem Totalitarismus ein. *„Während Stalins Diktatur"*, so Sternhell, *„niemals als Anwendung der marxistischen Staatstheorie beschrieben werden konnte"*, ist es im Faschismus Mussolinis in

dessen eigenen Worten *„der Staat, der die Nation schafft, indem er seinem Volk... Willen und damit wirkliches Leben verleiht"*; im Gegensatz dazu gilt der Staat im Nationalsozialismus als *„Schöpfung des Volkes und als Diener der Gemeinschaft und der Rasse"*, was *„(auch) erklärt, warum der Rassegedanke ursprünglich dem italienischen Faschismus fremd war"*.
Zu hoffen bleibt, daß auch die weiteren Werke Sternhells endlich übersetzt werden, da sie insofern mehr sind als bloße historiographische Werke zur Ursprungsgeschichte des spezifisch französischen und italienischen Faschismus, als sie zugleich wesentliche Argumentationsmuster thematisieren, die seit den sechziger Jahren von der „Neuen Rechten" wieder aufgegriffen und bis heute tradiert werden und die angesichts der krisenhaften Entwicklung der bürgerlichen Industriegesellschaften durchaus von aktueller Relevanz sind. Ausgerechnet Armin Mohler hat 1989 im „Ergänzungsband" seines Werkes über die „Konservative Revolution in Deutschland 1918-1922" Sternhells Buch „Ni droite, ni gauche" mit der genüßlichen Begründung, daß *„eine deutsche Übersetzung des Buches kaum erscheinen dürfte"*, ausführlich vorgestellt. Es wäre wohl an der Zeit, daß eine solche Einschätzung von rechter Seite Lügen gestraft wird, käme eine solche Übersetzung doch nicht nur einer adäquaten Einschätzung von Faschismus und Nationalsozialismus, sondern auch mancherlei aktuellen Entwicklungen zugute.

Wolfgang Braunschädel

Richard Faber, Abendland. Ein politischer Kampfbegriff, Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2002, 205 S.
Richard Faber, Das ewige Rom oder: die Stadt und der Erdkreis. Zur Archäologie „abendländischer" Globalisierung, Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann, 2000, 86 S.
Richard Faber, Lateinischer Faschismus. Über Carl Schmitt den Römer und Katholiken, Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2001, 115 S.
Dagmar Pöpping, Abendland. Christliche Akademiker und die Utopie der Antimoderne 1900-1945, Berlin: Metropol Verlag, 2002, 310 S.
Gerade in Deutschland mit seiner Tradition einer abgeflachten Aufklärung dominiert ein Geschichtsverständnis, das im Mittelalter ein dunkles Zeitalter sieht, das mit der Reformation und der in dieser abgeflachten deutschen Aufklärung kulminierenden protestantischen Fortschrittstheologie erhellt und überwunden worden sei. Diesem Geschichtsverständnis zufolge läßt sich die Institution, die im Anschluß an das große Schisma, die Spaltung in die byzantinische Ost- und die römische Westkirche, das dunkle Mittelalter überstrahlte, die römisch-katholische Kirche, für alles Übel insbesondere in der europäischen Geschichte verantwortlich machen; das fängt spätestens mit den Kreuzzügen an, deren Vorgeschichte, die durchweg gewaltsame Islamisierung von Regionen, die zuvor weitgehend von einer jüdischen und christlichen Bevölkerung bewohnt waren, ausgeblendet wird, und endet schließlich, im Anschluß an Kolonialismus und Imperialismus, beim Klerikalfaschismus, der dieser Weltsicht zufolge der Einfachheit halber im Konkordat zwischen Vatikan und nationalsozialistischem Regime seinen Höhepunkt und in diversen anderen, insbesondere südeuropäischen und lateinamerikanischen Ländern seine Fortsetzung fand. Die Herrschaft der Priester und der kirchlichen Organisationen legt sich in dieser Sichtweise wie ein dunkler Schleier über die europäische Geschichte, wobei insbesondere die Jesuiten verschwörungstheoretisch immer wieder gerne in Dienst genommen wurden. Die Geschichte früher ketze-

rischer und späterer sozialrevolutionärer und sozialistischer bzw. kommunistischer Bewegungen jeglicher Couleur läßt sich in diesem Kontext auch als Gegenbewegung gegen die römisch-katholisch geprägte christliche Tradition Europas verstehen.
Die Idee eines an das römische Reich anknüpfenden christlichen Abendlandes hat im Laufe der Jahrhunderte seinen Ausdruck in unterschiedlichsten nach innen und außen identitätsstiftenden politisch-kulturellen Konzeptionen gefunden und verdichtete sich im 20. Jahrhundert zu einem Kampfbegriff, der zum einen dezidiert antisozialistisch und insbesondere antibolschewistisch ausgerichtet, zum anderen aber auch nicht ohne weiteres mit dem seinerseits antirömisch orientierten Nationalsozialismus kompatibel war, der von Seiten katholisch inspirierter Apologeten des Abendlandes, so Faber, *„dem Osten generell oder dem Bolschewismus speziell"* zugeordnet wurde. Während die Anschlußfähigkeit der christlich inspirierten Idee eines Abendlandes an den Nationalsozialismus immer prekär blieb, was natürlich nicht heißt, daß einzelne Ideologen diesen Anschluß nicht theoretisiert und praktiziert haben, stellt sich dies im Hinblick auf den südeuropäischen Faschismus durchaus anders dar, was wiederum auf nicht nur ideengeschichtliche Differenzen zwischen diesem Faschismus und dem deutschen Nationalsozialismus verweist, dessen „deutsches Christentum" nicht von ungefähr an den aus einem antirömischen Effekt heraus entstandenen lutheranischen Protestantismus anknüpfte. Der *„politische Kampfbegriff Abendland"* ist nichtsdestotrotz *„hoch belastet"*: *„nicht nur antikommunistisch und antisozialistisch, sondern auch antidemokratisch und antiliberal"* und *„in seinen verschiedenen Ausprägungen... autoritär bis faschistisch geprägt, elitär bis hierarchisch und klerikal bis neopagan - vor allem aber imperialistisch"*. Konnotiert mit dem Begriff „Reich" auf der einen und dem real- und insbesondere wirtschaftspolitischen Begriff und Verständnis von Europa auf der anderen Seite, ist die Ideologie des Abendlandes in einen Kontext eingebettet, der vom Römischen Reich - Vergil als „Vater des Abendlandes" (Theodor Haecker) - bis zur aktuellen us-amerikanischen Variante einer „Neuen Weltordnung" reicht - „Novus Ordo Seclorum" heißt es nicht von ungefähr im Anschluß an Vergil im amerikanischen Wappen.
Der Ausgangspunkt für alle Ideen und Ideologien, die sich um das Abendland, um Europa oder um das Reich drehen, ist im Römischen Reich zu suchen, wobei das Beziehungsgeflecht zwischen Rom und Christentum, jener jüdischen Sekte, die sich als neue - römische - Weltreligion etablieren sollte und deren Ablösungsprozeß vom Judentum den immer wieder thematisierten Gegensatz zwischen Jerusalem und Rom heraufbeschwor, die zukünftige Entwicklung entscheidend bestimmen sollte. Dieser gewissermaßen welthistorische Kontext spiegelt sich bis heute auch im Selbstverständnis der jeweils politisch verantwortlich Handelnden, von der Pax Romana bis zur Pax Americana; Reinhold Schneider hat nicht zu Unrecht darauf hingewiesen, daß, *„wer immer die Welt begehrt, nach dem römischen Erbschein (fahndet)"*. Dies gilt zwar nur für die europäische und us-amerikanische Politik und nicht z.B. für den für Schneider seinerzeit sicherlich nicht aktuellen islamischen Djihad, bestimmt aber gerade deshalb die Debatten über das Selbstverständnis westlicher Politik in den gegenwärtigen weltpolitischen Auseinandersetzungen sowie die Debatten über die geographische Reichweite und die kulturelle Identität Europas.
Fabers zuerst 1979 erschienener und jetzt, leicht gekürzt, aktualisiert und mit einem neuen Vorwort versehener „Collage-Essay" über den *„politischen Kampfbegriff"* Abendland konzentriert sich auf *„die katholisierenden Gegenrevolutionäre"* insbesondere des frühen zwanzigsten Jahrhunderts, für die angesichts der neuen Herausforde-

rung aus dem Osten und im Gegensatz zu den Untergangsspekulationen eines Oswald Spengler das Abendland *„zum Kristallisationspunkt eines neuen Aufgangs"* wurde. Unter den Begriff *„katholisierend"* subsumiert Faber dabei nicht nur diejenigen, die sich tatsächlich der real existierenden römischen Kirche zugehörig zählten, sondern auch all jene, die sich, wie Georg Moenius 1929 schrieb, auf der Basis einer der *„abendländische(n) Kultur... innewohnenden römischen Substanz dem preußischasiatischen Bolschewismus"* entgegenstellten. Auf diese Weise gewinnt der Katholizismus auch in politischer und kultureller Hinsicht in der Tat jene Dimension, die ihm begrifflich eingeschrieben ist; er zielt dann nicht mehr nur auf Totalität, sondern droht totalitär zu werden. Infolgedessen wird es für Faber ein leichtes, anknüpfend insbesondere an die frei flottierenden Reichsmythologien, nicht nur die „konservative Revolution", sondern auch Carl Schmitt und schließlich sogar Hitler als *„katholisierend"* und *„romanozentrisch"* in seinen Abriß abendländischer Konzeptionen einzubeziehen. Auch wenn sich der reale, seinerzeit stark milieugebundene katholische Wähler, der, wie man der sozialhistorischen Wahlforschung entnehmen kann, dem *„katholisierenden"* Hitler im Vergleich zum protestantischen Wahlvolk relativ wenig abgewinnen konnte, offensichtlich noch nicht auf der Höhe von Fabers ideologiekritischen Analysen und Spekulationen zu bewegen wußte, wird deutlich, daß die Vielfalt der von Faber im dritten Kapitel seiner Arbeit skizzierten Abendland- und Europa-Konzeptionen, wie verschroben sie im einzelnen auch (gewesen) sein mögen, allesamt einen materiellen Kern in sich tragen. Es geht immer um die politische Ordnung eines auf einen gemeinsamen Ursprung zurückblickenden, über Jahrhunderte hinweg durch Kriege, Bürgerkriege und entsprechende nationalistische Ideen und Ideologien gespaltenen Kontinents, der sich über seine kulturellen und geographischen Grenzen bis heute nicht im klaren ist - das betrifft zum einen, ideologisch, die Vereinigten Staaten, die im Verständnis ihrer Gründerväter an die römische Reichsidee anknüpften, und zum anderen insbesondere die islamischen Länder - und dessen politisch verantwortliche Eliten erst nach der Befreiung vom Nationalsozialismus, der sich auch als pervertiertes Projekt eines von Deutschland dominierten europäischen „Reichs" interpretieren läßt, in der Lage waren, einen europäischen Annäherungs- und Einigungsprozeß in Gang zu setzen, der eines Tages vielleicht als Vollendung eines dann tatsächlich ganz Europa umfassenden „Westfälischen Friedens" verstanden werden wird. Die Virulenz abendländischen Denkens in den ersten zwei Jahrzehnten nach der Befreiung vom Nationalsozialismus verdankt sich in dieser Sichtweise zum einen der offensichtlich unabdingbaren ideologischen Absicherung eines damals einsetzenden europäischen Einigungsprozesses, der sich realistischerweise nur auf der Basis ökonomischer Interessen in Gang bringen ließ; zum anderen ist sie - insbesondere in der Bundesrepublik - Ausdruck einer mentalen Durchdringung und Überwindung des klassisch preußisch-protestantischen Nationalismus, der sein Refugium nicht von ungefähr in der DDR und in neutralistisch-nationalistischen Kreisen der SPD, der KPD bzw. DKP, der Friedensbewegung der siebziger und achtziger Jahre - noch die aktuelle „Friedenspolitik" der rotgrünen Regierung zeugt von dieser Tradition - sowie bei Publizisten wie z.B. Rudolf Augstein, der seinerzeit als Jens Daniel gegen die Westpolitik Adenauers wetterte, gefunden hat. Es sind nicht von ungefähr eben diese Kreise, die unter Vermeidung des Begriffs Nationalsozialismus mit berechtigten Verweisen auf realpolitisches Versagen der katholischen Kirche und ihrer Repräsentanten Katholizismus und Faschismus kurzschließen und an die Faber mit seinem erweiterten Verständnis von *„katholisierend"* anschließt - Ausdruck vielleicht eines verzweifelten Katholizismus', der sich ein letztes Stück

Identität dadurch zu sichern glaubt, daß er die alleinige Verantwortung für Gegenrevolution, Konservative Revolution und schließlich auch den Nationalsozialismus auf sich zu nehmen gewillt ist.
An Fabers gelehrten, manchmal etwas eklektizistisch, eben deshalb aber auch immer wieder anregend wirkenden Essay über das „Abendland", faszinierend nicht zuletzt wegen seiner zahllosen Zitate aus abgelegensten Publikationen, schließen seine beiden Publikationen über das „ewige Rom" und Carl Schmitt, den „Römer und Katholiken", unmittelbar an. Während der erste Text noch einmal die auf Rom sich berufende Tradition imperialer Politik thematisiert, an die auch - jenseits aller Aktualität seit dem 11. September 2001 - die Politik der Vereinigten Staaten anschließt, die, so der Katholik Georg Moenius - ein *„entschiedener Antinationalsozialist"* - bereits im Jahre 1948, als *„neuer Weltmonarch"* dazu aufgerufen sind, eine *„neue Weltordnung"* zu schaffen, knüpft der Text über Carl Schmitt an die These von der *„Romanozentrik"* sowohl der Konservativen Revolution als auch des Faschismus im allgemeinen und speziell Hitlers an und widmet sich dem Nachweis, daß sich hinter Schmitts Großraum-Konzeption nichts anderes versteckte als *„ein deutscher Imperialismus europäischer Prägung"*, der wiederum einen *„auch außenpolitisch eigenen - dritten - Weg des neuen Deutschland zwischen Liberalismus und Sozialismus"* proklamierte. Ob Faber mit dem Begriff „dritter Weg" darauf verweisen will, daß es hierzulande möglicherweise Schmitt-Adepten gibt, denen niemals einfallen würde, sich als solche zu bezeichnen, sei einmal dahingestellt; neutralistische Friedensfreunde, die seit Jahrzehnten einen „dritten Weg" proklamieren, sind jedenfalls durchaus nicht unbekannt und insbesondere auch nicht ohne Einfluß in der praktischen Politik. Insgesamt darf man Fabers Auseinandersetzung mit Schmitt, dessen *„Bündnis mit den Nazis"* in seiner Sicht *„strategischer, wenn nicht heilsgeschichtlicher, sprich ‚katechontischer' Art (war)"*, wohl auch als Versuch lesen, Schmitt für die katholische Totalität in Anspruch zu nehmen. Zu wünschen wäre, daß Faber seine nicht nur in diversen Büchern, sondern auch in zahlreichen Aufsätzen vorliegenden disparaten Untersuchungen zu Abendland, Reich, Europa und Katholizität einmal in einem größeren Werk zusammenfassen und diesem eine - in den hier vorgestellten Büchern bis auf eine eher beiläufige Ausnahme in dem Bändchen über das „ewige Rom" leider fehlende - umfangreiche Bibliographie beigeben würde.
Während Fabers Texte einen erklärtermaßen essayistischen Charakter haben, handelt es sich bei der Arbeit von Dagmar Pöpping über akademisch-antimoderne Utopien um eine stark gekürzte Fassung einer Bochumer Dissertation aus dem Jahre 2000. Im Anschluß an ein einleitendes Kapitel, in dem im Rekurs auf u.a. Max Scheler, Edgar J. Jung und Leopold Ziegler die Konturen einer als Reaktion auf Spenglers „Untergang des Abendlandes" einsetzenden Diskussion über ein aus alten Traditionen schöpfendes neues Abendland herausgearbeitet werden, widmet sich Pöpping im eigentlichen Hauptteil ihrer Arbeit, basierend auf der *„Methode der ausführlichen Diskursbeschreibung"*, sowohl katholischen als auch protestantischen Abendlandutopien. Während auf katholischer Seite der 1913 gegründete „Katholische Akademikerverband", die von Maria Laach ausgehende „Liturgische Bewegung" und insbesondere die Zeitschriften „Hochland", „Abendland" und „Europäische Revue" ins Blickfeld geraten, sind es von protestantischer Seite aus die 1919 im Bewußtsein der durch den Sturz des Kaisertums ausgelösten Krise des Protestantismus gegründete „Hochkirchliche Vereinigung", die Zeitschrift „Una Sancta", der „Berneuchener Kreis" und die „Michaelsbruderschaft", die Berücksichtigung finden. Ein eigenes Kapitel beschäftigt sich mit der Herausforderung durch und der Reaktion auf die Machtübernahme durch die Nationalsozialisten,

wobei die tradierte Reichstheologie eine entscheidende Schnittstelle für mancherlei Überschneidungen und Anpassungen war, insbesondere auch im Hinblick auf die gemeinsame Frontstellung gegenüber dem Osten. Zum Schluß beschäftigt sich Pöpping schließlich mit deutschen Europakonzepten im Kontext des Genfer Weltkirchenrates; bemerkenswert und, so Pöpping, *„ein herausragendes Beispiel"* für die seinerzeit *„unter deutschen Protestanten verbreiteten Positionen"* ist in diesem Kontext ein 1941 unter dem Pseudonym Quisquid verfaßter Text „Zum Verständnis des deutschen Volkes", demzufolge der Nationalsozialismus *„eine vollkommen undeutsche, aus dem Ausland importierte Erscheinung"* und somit *„nicht nur die Folge der westlichen Ideologie, sondern zugleich auch die gerechte Strafe Gottes für den Westen"* war und *„Deutschland stellvertretend die Sünden des Westens auf sich (nahm) und als der ‚gekreuzigte Christus' in Europa die Strafe für die gesamte europäische Fehlentwicklung zum Säkularismus auf sich nehmen und dabei zugleich als Strafvollstrecker gegen den Westen tätig werden (musste)"*. Man wird nach den Erfahrungen im Anschluß an die sogenannte deutsche Wiedervereinigung wohl davon ausgehen müssen, daß diese Haltung, die nach der Befreiung vom Nationalsozialismus im wesentlichen auch von protestantisch-nationalkonservativen Historikern wie Gerhard Ritter und Friedrich Meinecke vertreten wurde, nachdem die klassischen Abendlandideologien ihre Integrationsfunktion für den europäischen Einigungsprozeß weitgehend eingebüßt haben, im Zuge eines neuen nationalen Selbstbewußtseins in den letzten Jahren eine verblüffende Wiedergeburt erlebt hat.

Wolfgang Braunschädel

Jürgen Simon, Kriminalbiologie und Zwangssterilisation. Eugenischer Rassismus 1920 - 1945, Münster/New York/München/Berlin: Waxmann Verlag, 2001, 356 S.

Eugenische bzw. rassenhygienische Konzepte und Praktiken wurden keineswegs erst mit dem Machtantritt der Nationalsozialisten durchsetzungsfähig. Bereits weit vor der Zäsur von 1933 waren sie tief ins Zentrum sozial- und bevölkerungspolitischer Diskurse eingedrungen und wurden auch in sozialistischen und konfessionellen Kreisen ernsthaft diskutiert. Gleichwohl lassen sich die Praxen des Nationalsozialismus keineswegs als bruchlose Fortführung bekannter Ansätze und Konzepte fassen. Weder, so läßt sich das Ergebnis der von Hans-Ulrich Thamer betreuten Dissertation Jürgen Simons zusammenfassen, mußte die Weimarer Eugenik notwendig in die nationalsozialistische „Erb- und Rassenpflege" münden, noch kann ihr eine prinzipielle Eigenständigkeit attestiert werden. Zu unterschiedlich und differenziert waren die Denkrichtungen und -traditionen der Weimarer Eugeniker. Während sich einige Ansätze als kompatibel mit der nationalsozialistischen Rassenpolitik erwiesen, verloren andere mit der „Machtübernahme" ihre Bedeutung.

Die Unterschiede, aber auch die Anschlußstellen der unterschiedlichen Stränge der Weimarer Eugenik zur NS-Rassenpolitik herauszuarbeiten ist das erklärte Erkenntnisinteresse von Jürgen Simon. Dazu untersucht er die eugenischen Handlungsfelder Kriminalbiologie und Zwangssterilisation in *„ihren Entwicklungen, Formierungen und praktischen Durchführungen"* seit 1920 bis zum Ende der nationalsozialistischen Diktatur. Zunächst skizziert er die Grundlinien der vom ihm als *„Leitwissenschaften der Moderne"* bezeichneten rassenhygienischen bzw. eugenischen Diskussionen seit Ende des Ersten Weltkrieges. Dabei arbeitet er präzise die Rolle des eugenischen Rassismus für die Ausbildung von Kriminalbiologie und Zwangssterilisationen heraus. Mit

deren ideologischen Grundlagen, disziplinären und praktischen Entwicklungen beschäftigen sich die folgenden Kapitel.
Anhand regionaler Beispiele zeigt Simon, daß bis 1933 von *der* Kriminalbiologie als monolitischem Block nicht die Rede sein kann. Vielmehr setzten sich die verschiedenen Richtungen in der eugenischen Bewegung auch in der Kriminalbiologie fort. Während in Sachsen beispielsweise eine *sozialhygienische* Form der Kriminalbiologie praktiziert wurde, bei der zumindest ansatzweise betreuerische und fürsorgerische Aspekte im Vordergrund standen, war der bayrische Strafvollzug von einer *rassenhygienisch-erbbiologischen* Variante bestimmt. Diese antizipierte wesentliche Merkmale der nationalsozialistischen *„Erb- und Rassenpflege"*, weshalb sie nach 1933 nahezu bruchlos übernommen werden konnte.
Ihre organisatorische Vereinheitlichung erfuhr die Kriminalbiologie 1937 durch die Implementierung eines flächendeckenden, reichseinheitlichen „kriminalbiologischen Dienstes", bei dem die bereits seit 1924 existierenden bayrischen „kriminalbiologischen Sammelstellen" Modell standen. Gleichzeitig veränderte sich aber der Bezugspunkt der Kriminalbiologie. Während es vor 1933 darum ging, durch die Evaluierung der Täterpersönlichkeit zu einer Klassifizierung im Rahmen des Stufenstrafvollzugs zu gelangen und letztlich den Täter wieder in die Gesellschaft einzugliedern, kam der kriminalbiologischen Forschung im Nationalsozialismus die Aufgabe zu, über die *„rassenbiologische Selektion"* die rassistisch definierte „Volksgemeinschaft" zu schützen. Belegte die kriminalbiologische Untersuchung die *„erbbiologische Minderwertigkeit"* der Täterin oder des Täters und damit die Gefährdung des imaginären *„Volkskörpers"*, drohten Sterilisation oder Kastration.
Im Gegensatz zu den Praxen der Kriminalbiologie war die Möglichkeit der zwangsweisen Unfruchtbarmachung bis 1933 eine eher theoretische Frage. Zwar wurden diese Maßnahmen schon vor der „Machtübernahme" gefordert und einige Kommunen führten bereits Sterilisationen aus eugenischen Gründen durch, letztlich standen aber die rechtsstaatlichen Grenzen der Weimarer Republik der massenhaften Anwendung gegenüber. Erst mit der Verabschiedung des „Gesetzes zur Verhütung erbkranken Nachwuchses" am 14. Juli 1933 wurden die Zwangssterilisationen legal, was letztlich dazu führte, daß 350.000 bis 400.000 Menschen diesen Eingriffen unterzogen wurden.
Die übergreifende Klammer beider Handlungsfelder im Nationalsozialismus war das Programm der *„erbbiologischen Bestandsaufnahme"*, in dem die anschlußfähigen Weimarer Konzepte gebündelt und radikalisiert wurden. Trotz vieler Affinitäten der bekannten Ansätze, dies betont Simon zu Recht, bedeutete der Machtantritt der Nationalsozialisten eine grundlegende Zäsur. Zwar sei das *„Potential zu einer Ausweitung"* schon im eugenischen Programm angelegt gewesen, durch die Aufwertung des Rassismus zu einer Staatsdoktrin und seiner Vermischung mit völkisch-rassenanthropologischen Versatzstücken sei der Nationalsozialismus jedoch weit über die Vorstellungen von vor 1933 hinausgegangen und habe etwas *„grundlegend Neues und qualitativ andersartiges"* praktiziert.
Die Stärken der Studie liegen vor allem in der präzisen und klaren Sprache, der differenzierten Darstellung und der Einordnung ihrer Ergebnisse in bislang vorliegende Forschungsergebnisse. Theoretisch bezieht sich Simon dabei auf die Konzepte der Modernisierung, Sozialdisziplinierung und Historisierung. Deutungen, denen zufolge die Sterilisationspolitik als ein Ansatz zur Lösung der sozialen Frage angesehen wird, findet er - allerdings ohne dies näher zu begründen - nicht überzeugend. Dies verwundert zumindest insofern, als er an mehreren Stellen betont, daß der eugenische Rassis-

mus sich sowohl in der Weimarer Republik als auch im nationalsozialistischen Deutschland primär gegen sozial auffällige Personengruppen gesellschaftlicher Unterschichten richtete. Auch seine Untersuchung der Rechtsprechungspraxis der neun Erbgesundheitsgerichte im Oberlandesgerichtsbezirk Hamm bestätigen dies. Hier hätten weitere Überlegungen dazu beitragen können, diesen Ansatz weiterzuentwickeln. Wie beispielsweise die wichtigen Arbeiten von Wolfgang Ayaß und Detlef Peukert gezeigt haben, folgte die Ausgrenzung und Vernichtung sogenannter „Asozialer" und „Gemeinschaftsfremder" durchaus Überlegungen zur endgültigen Lösung der sozialen Frage mittels eines wissenschaftlichen Rassismus - nicht als vorab festgelegter oder ausformulierter Generalplan, sicher aber als allgemeines Programm, das schrittweise realisiert werden sollte. Dies stellt aber letztlich nicht die überzeugende Gesamtbilanz der Arbeit in Frage.

Sven Steinacker

Michael Wildt, Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg: Hamburger Edition, 2002, 964 S.

Das nationalsozialistische Regime war ein Weltanschauungsregime und der 1939 nach diversen Vorgefechten von ihm begonnene Krieg war ein Weltanschauungskrieg, der mit den Vorstellungen eines völkerrechtlich geregelten „gehegten" Krieges nichts zu tun hatte. Ein solches Regime und ein solcher Krieg bedürfen weltanschaulich entsprechend überzeugter und geschulter Täter und dazugehöriger Institutionen. Eine der wichtigsten dieser Institutionen war ohne Zweifel das Ende September 1939 aus Geheimer Staatspolizei, Kriminalpolizei und Sicherheitsdienst gebildete Reichssicherheitshauptamt (RSHA), das, so Wildt in der Einleitung seines voluminösen Überblicks über die Aktivitäten von dessen Führungskorps, *„den konzeptionellen wie exekutiven Kern einer weltanschaulich orientierten Polizei (bildete), die ihre Aufgaben politisch verstand, ausgerichtet auf rassische ‚Reinhaltung' des ‚Volkskörpers' sowie die Abwehr oder Vernichtung der völkisch definierten Gegner, losgelöst von normenstaatlichen Beschränkungen, in ihren Maßnahmen allein der im ‚Führerwillen' zum Ausdruck kommenden Weltanschauung verpflichtet"*. Die Akteure des RSHA sicherten das Regime nicht nur im Inneren ab, sondern sie waren auch in entscheidendem Maße am Projekt einer völkischen Neuordnung Europas und damit am Projekt Endlösung beteiligt.

Über Jahrzehnte hinweg herrschte die Auffassung vor, daß es sich bei den verantwortlichen Organisatoren des Projekts Endlösung vielfach um sozial deklassierte Mittelständler gehandelt habe. Diese Einschätzung ist zwar insofern zutreffend als die betreffenden Personen in der Tat vielfach den Mittelschichten entstammten, aber es handelte sich, so Wildt, durchweg *„um engagierte soziale Aufsteiger"*, um einen *„Teil der bürgerlichen, akademisch ausgebildeten Elite"*. Eben diese Tatsache wird entscheidend dazu beigetragen haben, daß in der bundesrepublikanischen Nachkriegsgesellschaft eine der Entlastung dienende und zum Teil sicherlich bewußt inszenierte Sperre gegen eine entsprechende Rezeption der Fakten aufgebaut worden ist. Insbesondere die in den letzten Jahren bekannt gewordene bzw. erst jetzt in der Öffentlichkeit rezipierte Tatsache, daß z.B. auch einige bekannte Gründerväter der bundesrepublikanischen Geschichtswissenschaft in das Projekt Endlösung „verwickelt" waren, verweist darauf, daß die entscheidende Rolle akademisch gebildeter Schichten für die Etablierung des nationalsozialistischen Regimes in allen seinen Facetten lange Zeit mit einem Tabu belegt war. Erst die geisteswissenschaftliche Enkelgeneration kann, nachdem sie sich

selbst in den akademischen Institutionen etabliert hat und im Hinblick auf Karrierezwänge keinerlei Rücksicht mehr auf akademische Großväter und Väter zu nehmen braucht, entsprechende Aufklärungsarbeit leisten. Es war eben diese ideologisch fundierte Lust an der Karriere, die auch die Führungskader des RSHA auszeichnete, die durchweg Geisteswissenschaftler waren und denen Wildt - bei insgesamt annähernd 3000 Mitarbeitern - etwa 400 Personen (bis auf eine Ausnahme allesamt Männer) zurechnet, von denen wiederum 221 das Sample seiner Untersuchung bilden. Auffallend ist die *„weitgehende generationelle Homogenität"* dieser Gruppe; mehr als drei Viertel entstammten den Jahrgängen 1900 und später und ein Großteil war bereits in den zwanziger und frühen dreißiger Jahren in rechtsradikalen Organisationen aktiv, angefangen von Freikorps bis zum „Nationalsozialistischen Deutschen Studentenbund". Zudem hatten mehr als drei Viertel das Abitur, zwei Drittel hatten studiert und knapp ein Drittel war promoviert worden. Es handelte sich bei dieser Gruppe um Personen, deren Antisemitismus und Rassismus geschichtsphilosophisch fundiert war und die sich im Kontext der sich ihnen bietenden Gelegenheit, ihre Ideen in die Tat umzusetzen, als Avantgarde eines von ihnen propagierten völkisch fundierten Normen- und Maßnahmestaates und in der Folge eines ganz bewußt vorangetriebenen Weltanschauungskrieges verstanden. Sie waren keine Mitläufer, sondern strebten zielbewußt den Zugang zur Macht an, nicht nur als Berater, sondern gerade auch als Vollstrecker; sie waren es, die den mehr oder weniger diffusen antisemitischen und rassistischen Vorstellungen ideologische Konturen gaben, die für die praktische Umsetzung notwendigen Organisationen schufen und schließlich insbesondere im Kontext der Einsatzgruppen, deren Führungspersonal zum Großteil aus dem RSHA stammte, selbst an der Vollstreckung ihrer ideologischen Projekte beteiligt waren. Es handelte sich, so Werner Best in einem Beitrag zur Aufgabenbestimmung der politischen Polizei, um *„eine Einrichtung, die den politischen Gesundheitszustand des deutschen Volkskörpers sorgfältig überwacht, jedes Krankheitssystem rechtzeitig erkennt und die Zerstörungskeime... feststellt und mit jedem geeigneten Mittel beseitigt"*.
Das RSHA war unter all den Institutionen und Organisationen, die an der Planung und Durchführung des Projekts Endlösung beteiligt waren, sicherlich eine der entscheidenden; es bildete auch im Kontext der geplanten europäischen Neuordnung gewissermaßen *„die Exekutive der rassistischen ‚Volksgemeinschaft'"*. Im Anschluß an ein erstes Kapitel, in dem er die weltanschaulichen Grundlagen der führenden Aktivisten des RSHA vorstellt, rekonstruiert Wildt im zweiten Kapitel Planung, Konzeption und Struktur des RSHA, als dessen *„eigentlichen Gründungsakt"* er die *„Massenmordpraxis in Polen im Herbst 1939"* sieht, wobei er insbesondere auch die in den einzelnen Ämtern verantwortlichen Akteure vorstellt. Im umfangreichen dritten Kapitel verfolgt er die Aktivitäten seiner Protagonisten vom Einsatz in Polen und in Westeuropa bis zu ihrer mörderischen Tätigkeit im Kontext des Weltanschauungskrieges gegen die als bolschewistisch-jüdisch titulierte Sowjetunion; beiläufig wird dabei einmal mehr darauf hingewiesen, daß die Wehrmacht bereits im Herbst 1939 in Polen nicht nur über die Ermordung von Juden unterrichtet, sondern auch selbst *„an den Morden beteiligt (war)"*. Im Zusammenhang mit den zahlreichen, immer wieder geänderten Siedlungs- und „Umvolkungs"plänen wird deutlich, daß die mit der Umsetzung dieser Pläne verbundenen Schwierigkeiten, ausgehend von der *„ideologisch geprägten Praxis"*, zu einer *„Radikalisierung der Politik bis zum Genozid"* beitrugen: *„Die Ideologie strukturierte eine spezifische Praxis, deren Aporien in der Realität nicht zur Revision der ideologischen Annahmen führten, sondern die Praxis wiederum radikalisierten."* Diese

ideologisch fundierte *„Entgrenzung der Praxis"* macht in den Augen von Wildt das spezifische Signum der akademisch gebildeten Täter aus. Dem abschließenden Resümee Wildts ist letztlich nichts hinzuzufügen: *„Rassismus und Antisemitismus, die sich überall in Europa finden ließen, gingen in Deutschland eine spezifische Verbindung mit einer Weltanschauungsstruktur ein, die, befeuert von den Menschheitsutopien und Geschichtsmythen des 19. Jahrhunderts, stets dramatisch, aufs Ganze zielend, rücksichtslos und unbedingt war, weder den Weltenbrand als reinigendes Vernichtungsfeuer scheute noch die Züchtung des Neuen Menschen. Das Projekt, nicht nur Deutschland ‚rassisch' neu entstehen zu lassen, sondern ganz Europa völkisch neu zu ordnen, jene Faszination, nicht nur andere, schönere Welten zu entwerfen, sondern auch schreckliche Wirklichkeit werden zu lassen, hat Intellektuelle, Akademiker, Wissenschaftler scharenweise zu bereitwilligen Stützen des NS-Regimes werden lassen. Endlich glaubte sich der Philosoph an der Macht, der Arzt in der Rolle des uneingeschränkten Gestalters menschlichen Lebens, der Historiker in der Position, Weltgeschichte zu machen. So ausschließlich funktional, sachlich, technisch, wie diese intellektuelle Elite ihre Beteiligung am Nationalsozialismus nach dem Krieg weiszumachen suchte, war ihre Täterschaft nicht."* In einem Epilog zur „Rückkehr in die Zivilgesellschaft" geht Wildt auf die Nürnberger Prozesse, die teilweise immer wieder verblüffenden Nachkriegskarrieren der bei Kriegsende durchweg noch relativ jungen Täter und auf spätere Strafverfolgungen ein. Einer der Täter, Hans Rößner, wurde Ende der fünfziger Jahre als Verlagsleiter beim Piper Verlag zum Ansprechpartner für Hannah Arendt, ohne daß diese wußte, mit wem sie jahrelang über ihre Bücher korrespondierte. Rößner, der mit Arendt auch über deren Buch „Eichmann in Jerusalem" verhandelte, wird für Wildt zum gleichermaßen erschreckenden wie alltäglichen Beispiel für *„die stumpfe Gleichgültigkeit und Äußerlichkeit"*, mit der die Täter *„ihrer eigenen Vergangenheit gegenüberstanden"*.

Es waren unzweifelhaft Akademiker, die an entscheidender Stelle für die organisatorische und praktische Durchführung des Projekts Endlösung verantwortlich zeichneten; auf ihrer geistigen Kompetenz basierte die Transformation tradierter antijüdischer Pogrome in eine umfassende „wissenschaftliche" Planung zur Vernichtung der europäischen Juden mittels einer keineswegs anonymen Vernichtungsmaschinerie. Im Anschluß an diese Feststellung wirft Wildt in wenigen Zeilen die Frage auf, ob diese Männer Intellektuelle waren; nur für den Fall, daß man *„einen emphatischen Begriff des Intellektuellen vertritt"*, so Wildt, ließe sich dies verneinen. Nun ist es durchaus verständlich, daß auch der gemeine Akademiker sich gerne als Intellektueller tituliert sieht, ist doch dieser Begriff immer noch mit einem gewissen Flair von Kritik und Unabhängigkeit behaftet. Tatsächlich aber handelt es sich bei diesem gemeinen Akademiker, und dies gilt sowohl für damals als auch für heute, um einen bloßen Intelligenzler bzw. einen geistigen Facharbeiter, der seine Dienste unterschiedlichsten Interessenten andient, auf diesem Wege qua Funktion einen jeweils speziellen Zugang zur Macht sucht und findet und somit - subjektiv durchaus auch in kritischer Absicht - an der Systemerhaltung und -stabilisierung arbeitet. In struktureller Hinsicht ist es dabei völlig gleichgültig, ob diese Intelligenz seinerzeit die antisemitisch und rassistisch fundierte völkische Neuordnung Europas plante und durchführte oder ob sie heute angesichts der Krise der industriellen Arbeitsgesellschaften an einer den sozialpolitischen Ausschluß überflüssig gewordener Arbeitskräfte konzipierenden und organisierenden wirtschaftlichen Neuordnung Europas arbeitet. Dieser Typus des Politik beratenden und Politik konzipierenden akademisch gebildeten Intelligenzlers ist systemübergrei-

fend austauschbar. Die Tatsache, daß zahlreiche akademische Intelligenzler, die im nationalsozialistischen Regime in unterschiedlichsten Bereichen - durchaus nicht nur im RSHA - zielbewußt aktiv waren, ihre Karrieren in der späteren Bundesrepublik mehr oder minder unbehelligt fortsetzen konnten, mag als entsprechendes Zeichen gelesen werden. Insofern befaßt sich Wildts Arbeit mit einem kleinen Segment jener akademischen Intelligenz, deren soziale Identität auf dem ideologisch durchaus unterschiedlich begründbaren und begründeten Zugang zur Macht beruht - Intellektueller aber kann nur der sein, der solchem Ansinnen grundsätzlich widerspricht.

Wolfgang Braunschädel

Isabel Heinemann, „Rasse, Siedlung, deutsches Blut". Das Rasse- und Siedlungshauptamt der SS und die rassenpolitische Neuordnung Europas, Göttingen: Wallstein Verlag, 2003, 697 S.

Die bundesdeutsche Geschichtsschreibung zum deutschen „Projekt Endlösung der Judenfrage" ist über Jahrzehnte hinweg von einer Abwehrhaltung gegen den zum Schreckgespenst erhobenen Vorwurf einer Kollektivschuld des „deutschen Volkes" geprägt gewesen. Tatsächlich ging es dabei vorwiegend darum, die Frage nach möglichen politischen, sozialen und mentalen Kontinuitätslinien der schließlich im „Projekt Endlösung" kulminierenden deutschen Geschichte zu torpedieren. Die Annahme, daß der Nationalsozialismus *„gar kein originaldeutsches Gewächs"* (Gerhard Ritter) gewesen sei, sondern nur als Einbruch einer *„Katastrophe"* (Friedrich Meinecke) in die ansonsten positive Kontinuität preußisch-deutscher Geschichte verstanden werden könne, stößt heute wohl nur noch in rechtsradikalen Milieus auf - allerdings wachsende - Zustimmung. Aber sowohl die vorwiegend von Historikern aus dem Umkreis des Münchener Instituts für Zeitgeschichte gepflegte funktionalistische Sichtweise, derzufolge das „Projekt Endlösung" Ergebnis einer kumulativen Radikalisierung gewesen sei, als auch die personenzentrierte intentionalistische Sichtweise lassen sich noch als Versuche lesen, das „deutsche Volk" aus der Verantwortung für das „Projekt Endlösung" zu entlassen. Die gleichermaßen wütenden wie diffamierenden Reaktionen sowohl der Funktionalisten (beispielhaft Hans Mommsen) als auch der Intentionalisten (beispielhaft Eberhard Jäckel) auf Daniel Goldhagens Hinweis auf die von einem lange tradierten *„eliminatorischen Antisemitismus"* geprägten *„willigen Vollstrecker"* sprechen diesbezüglich Bände. Unabhängig und jenseits von Goldhagens die akademische Historikerzunft herausfordernden Thesen haben in den letzten Jahren eine ganze Reihe von detaillierten Untersuchungen z.B. zur Vorgeschichte und Tradierung des an den religiös fundierten Antijudaismus anknüpfenden, ihn aber rassistisch neu fundierenden Antisemitismus sowie zur völkischen Bewegung im Kaiserreich und in der Weimarer Republik, insbesondere aber auch zahlreiche Studien zum Alltagsverhalten während des Nationalsozialismus (z.B. im Hinblick auf Denunziationen, die Beteiligung an Arisierungen oder auch die aktivistische Einbindung akademischer Eliten, gerade auch der Historiker, in die rassistisch begründeten Neuordnungspläne Europas) die tradierte Annahme einer vom nationalsozialistischen Regime weitgehend überwältigten und dessen Eskapaden eher passiv hinnehmenden oder gar erleidenden deutschen Bevölkerung erschüttert.

Dem zunehmend sich erweiternden, auch durch zugespitzte Thesen herausgeforderten Blick auf das nationalsozialistische Herrschaftsgefüge geraten immer wieder bisher wenig oder überhaupt nicht beachtete Geschehnisse und Tätergruppen ins Visier. Zu den bisher kaum beachteten Tätergruppen gehören die „Rasseexperten" des „Rasse-

und Siedlungshauptsamtes der SS" (RuSHA), wobei hinsichtlich dieser weitgehenden Nichtbeachtung der Nürnberger Folgeprozeß VIII der Jahre 1947/48 gegen Angehörige des RuSHA, des Stabshauptamtes des „Reichskommissars für die Festigung des deutschen Volkstums", der „Volksdeutschen Mittelstelle" und des SS-Vereins „Lebensborn e.V." (der von den Richtern bei dieser Gelegenheit allen Ernstes als karitative Einrichtung eingeschätzt wurde) eine wenig rühmliche Rolle spielte. Den Angeklagten des RuSHA war es auf der Basis einer in ihrem Sinne geschickten Verteidigungsstrategie gelungen, die Richter und damit offensichtlich auch die Öffentlichkeit davon zu überzeugen, daß es sich bei ihren Aktivitäten um eine Art positives Programm zur *„Stärkung des eigenen Volkstums"*, nicht aber um eine aktive Beteiligung am Genozid an anderen Völkern gehandelt habe. Daß dem jedoch keineswegs so war, läßt sich der hier anzuzeigenden, in der Druckfassung gekürzten und überarbeiteten Freiburger Dissertation von Isabel Heinemann entnehmen. Als „Rassenamt der SS" zum 1.1.1932 gegründet und vom späteren Reichsbauernführer Richard Walther Darré bis zum September 1938 geleitet, konzentrierten sich die wesentlichen Aktivitäten der 1935 zum RuSHA aufgewerteten Institution vorläufig auf organisationsinterne Aufgaben. Die SS selbst wurde zum ersten willigen Objekt der rassenpolitischen Wahnvorstellungen des ehemaligen Hühnerzüchters Heinrich Himmler, der im Januar 1929 von Hitler zum „Reichsführer SS" ernannt worden war und zu diesem Zeitpunkt über eine noch nicht nach rassenpolitischen Gesichtspunkten „selektierte" Truppe von 280 deutschen Männern verfügte. Dies sollte sich im Laufe der dreißiger Jahre grundlegend ändern; die selbst ernannten und sich selbst so nennenden „Rasseexperten" arbeiteten jetzt verstärkt an der Umsetzung ihres Konzeptes eines neuen völkischen germanischen Ordens, dessen Mitglieder einer homogenen Ideologie verpflichtet waren und selbst - unter Einschluß ihrer Frauen - entsprechend den rassenideologischen Vorgaben ausgewählt wurden. *„Das Fundament"*, so resümiert Heinemann am Ende des ersten Kapitels, in dem sie die Entwicklung bis 1938 rekapituliert, *„bildete der Glaube an die nordische Rasse und das ‚deutsche Blut', die Stützpfeiler wurden gebildet von der Mission einer ‚deutschen Ostsiedlung', vom Ideal der ‚erbgesunden SS-Sippe' und von der Verpflichtung auf Kampf und Wehrhaftigkeit."*

Die über die eher organisationsinternen Maßnahmen (Schulung, Heiratspolitik, Germanenforschung u.ä.) hinausgreifende praktische Umsetzung der im RuSHA gepflegten Rassenpolitik begann im Jahre 1939 mit der *„rassischen Bestandsaufnahme"* der tschechischen Bevölkerung in Böhmen und Mähren sowie im Sudetengau (Kapitel 2), wurde in einem ersten Radikalisierungsschritt mit Beginn des Krieges in den annektierten westpolnischen Gebieten im Kontext der Ansiedlung von Volksdeutschen (Kapitel 3) sowie im Zuge der geplanten „Germanisierung" des Generalgouvernements fortgesetzt (Kapitel 5) und erreichte mit dem Überfall auf die Sowjetunion im Sommer 1941 und den Aktivitäten der „Rasseexperten" in der Ukraine und in Weißrußland eine neue Eskalationsstufe (Kapitel 6). Aber auch im Westen - Elsaß-Lothringen, Nordfrankreich, Niederlande, Norwegen - waren die Vorkämpfer einer neuen germanischen Rasse aktiv (Kapitel 4) und schließlich fanden sie auf dem Hintergrund des zunehmend verstärkten Einsatzes von Zwangs- und Fremdarbeitern bei der *„Unterbindung der Blutsvermischung"* und der *„Jagd auf gutes Blut"* auch im Altreich ein neues Betätigungsfeld, nicht zu vergessen ihr Engagement bei der Auswahl *„gutrassiger Kinder fremden Volkstums"* und ihr Eintreten für die *„Endlösung der Judenmischlingsfrage"* (Kapitel 7).

Entgegen der offensichtlichen Fehleinschätzung der Richter des Nürnberger Folgeprozesses VIII waren die etwa 500 „Rasseexperten" des RuSHA, die während des Krieges *„als SS-Eignungsprüfer und sogenannte SS-Führer im Rasse- und Siedlungswesen in den SS-Oberabschnitten im Reich und im besetzten Europa"* arbeiteten, unmittelbar in die nach rassistischen Kriterien geplante völkische Neuordnung Europas eingebunden, die wiederum mit Vertreibungen, mit Um- und Neuansiedlungen und mit Morden einhergingen. Sie hatten die jegliche entsprechende bevölkerungspolitischen Maßnahmen legitimierende *„Definitionsmacht... über den ‚Rassewert' von Individuen und ganzen Völkern"* und ihre *„Erhebungen... über den ‚Rassewert' der einzelnen Völker Ost- und Südosteuropas (fanden) Berücksichtigung in den zentralen Umsiedlungsplänen vom ‚Generalplan Ost' bis zum ‚Generalsiedlungsplan'"*. Indem sie an der *„rassenpolitischen Erfassung"* der Bevölkerung arbeiteten, waren sie über entsprechende Identifizierungen - *„Statistiken und Karteien des RuSHA"* enthielten *„Angaben über einige hunderttausend Juden, getaufte Juden und ‚Judenmischlinge' aus den eingegliederten Gebieten, Norwegen und den Niederlanden"* - zweifellos auch in das „Projekt Endlösung der Judenfrage" eingebunden. Heinemann schätzt, daß, abgesehen von den ca. eine Million Mitgliedern der SS (Allgemeine SS und Waffen-SS) und den ca. 240.000 *„SS-Bräuten"*, mindestens 1,2 Millionen Volksdeutsche - *„wahrscheinlich aber erheblich mehr"* - und mindesten 1,3 bis 1,5 Millionen „Fremdvölkische" von den „Rasseexperten" des RuSHA erfaßt wurden; angesichts des „Projekts Endlösung" erscheint das als eher marginal, muß aber nichtsdestotrotz im Kontext der in Kreisen der SS gepflegten Idee eines *„germanischen Großeuropa"* als *„Resultat eines beispiellosen Versuchs der rassenpolitischen Erfassung der nicht-deutschen Zivilbevölkerung nach den Rassenkriterien der SS"* und insbesondere auch als erste Etappe eines europaweiten Projektes betrachtet werden.

Es versteht sich von selbst, daß eine solche Arbeit nicht von subalternen Befehlsempfängern geleistet werden konnte. Es handelte sich bei den „Rasseexperten" vielmehr durchweg um ideologisch gefestigte und entsprechend selbständig denkende und handelnde sowie - wie Heinemann einem Sample von 100 führenden „Rasseexperten" des RuSHA entnimmt, zu denen die Arbeit, neben einem Anhang zum Aufbau und zur personellen Besetzung des RuSHA, ein Personenglossar enthält - um überdurchschnittlich gebildete Aktivisten (40 hatten studiert, 21 waren promoviert und 7 habilitiert worden), die zu 49 Prozent den Geburtsjahrgängen 1900 bis 1909 und zu 27 Prozent den Geburtsjahrgängen 1910 bis 1919 angehörten, also in den entsprechenden Jahren größtenteils noch relativ jung waren. Das Fehlurteil der Richter des Nürnberger Folgeprozesses VIII mag dazu beigetragen haben - auch wenn die eigentlichen Ursachen sicherlich an anderer Stelle zu suchen sind -, daß es nicht wenigen dieser „Rasseexperten" auf dem Hintergrund einer *„vergleichsweise reibungslose(n) Integration in die Bundesrepublik... gelang, im Bildungs- und Politikbereich Fuß zu fassen und als Lehrer, Schulleiter, Dozenten und Professoren zu arbeiten"* - einer wurde sogar Bundestagsabgeordneter der CDU.

Wolfgang Braunschädel

Holger Berschel, Bürokratie und Terror. Das Judenreferat der Gestapo Düsseldorf 1935-1945, Essen: Klartext Verlag, 2001, 478 S.

Über den Auf- und Ausbau der bürokratischen Strukturen, den politischen Einflußbereich, die Entwicklung der *„Geschäftsbereiche"* und die exekutive Reichweite des staatspolizeilichen Verfolgungsapparates in der Zeit des Nationalsozialismus liegen in-

zwischen fundierte Untersuchungen vor. Die Ergebnisse der seit Anfang der 1990er Jahre einsetzenden Forschungskonjunktur zum Thema, die ihre wesentlichen Impulse ohne Zweifel aus im angelsächsischen Sprachraum entstandenen Arbeiten erhielt, wurden bereits 1995 in den Aufsätzen des von Gerhard Paul und Klaus-Michael Mallmann herausgegebenen Sammelbandes „Die Gestapo. Mythos und Realität" ausgebreitet. Die dort versammelten struktur- und sozialgeschichtlich angelegten Arbeiten sind meist Kurzfassungen seinerzeit aktueller Forschungsprojekte, die in der neueren Polizeiforschung verortet waren. Zwischenzeitlich sind diese Arbeiten durch mentalitätsgeschichtlich angelegte Fallstudien über den Stellenwert der Denunziation in der geheimpolizeilichen Ermittlungspraxis ergänzt worden.
Holger Berschels Regionalstudie befaßt sich ausschließlich mit dem „Judenreferat der Gestapo Düsseldorf". Als Primärquelle dient ihm u. a. ein nach dem Zufallsprinzip gezogenes Sample von etwa 1000 der insgesamt 5400 Akten der Gestapoleitstelle Düsseldorf, die *„Judenangelegenheiten"* im Düsseldorfer Bezirk betreffen. Ergänzend hat der Autor Akten einiger Stadtarchive, Vorgänge zu Wiedergutmachungsverfahren, Entnazifizierungsakten, verschiedene Bestände der Justizbehörden sowie die im Bundesarchiv Berlin aufbewahrten Gestapobestände des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) hinzugezogen. Berschel beginnt mit einer kurzen Analyse der sozialen, wirtschaftlichen und konfessionellen Strukturen des industriell geprägten Regierungsbezirks Düsseldorf. Im Jahr 1933 lebten dort auf 5.498 qkm insgesamt 4.076.224 Einwohner. Die Bevölkerung war mit einem Anteil von 54,6 % überwiegend katholischer Konfessionszugehörigkeit; 42 % gehörten der protestantischen Kirche an. Der jüdische Bevölkerungsanteil machte 0,6 % (22.240 Personen) aus. Davon lebten zwei Drittel in den großen Städten Essen, Düsseldorf, Duisburg und Wuppertal. Sowohl in wirtschaftlicher als auch in sozialer Hinsicht war die jüdische Bevölkerung assimiliert; der Antisemitismus war vergleichsweise schwach ausgeprägt. Dies änderte sich nach 1933 durch den gezielten Antisemitismus, der von der Partei ausging und von der Gestapo mit polizeilichen Mitteln in die Praxis umgesetzt wurde.
Mit ihren 291 Mitarbeitern (davon waren 126 in der Gestapoleitstelle Düsseldorf tätig) im März 1937 hatte die Gestapo des Bezirks nach Berlin den zweitgrößten Personalbestand im Reich. Während sich das Spitzenpersonal in der Zentrale größtenteils aus Verwaltungsjuristen der Geburtsjahrgänge 1900 und jünger zusammensetzte, waren die Leiter der Außenstellen zumeist dienstältere Kriminalräte oder Kriminalkommissare, von denen mindestens 3 vor 1933 der SPD bzw. der DDP angehört hatten. Bei diesen Personen dürfte es sich jedoch bestenfalls um Opportunisten gehandelt haben, die später positive Leumundszeugnisse für ihre Entnazifizierungsverfahren beibrachten, keinesfalls aber um Regimegegner, wie der Autor andeutet. Das Judenreferat in der Düsseldorfer Gestapoleitstelle wurde unmittelbar nach dem Erlaß der Nürnberger Rassegesetze im Oktober/November 1935 eingerichtet. Es bestand aus 24 Beamten, von denen lediglich einer vor 1933 der NSDAP beigetreten war. Laut Geschäftsverteilungsplan hatte sich das Judenreferat mit folgenden Aufgabenstellungen zu befassen: Überwachung und Reglementierung des jüdischen Vereins- und Gemeindelebens, Erfassung der jüdischen Bevölkerung, Feststellung der „Rassezugehörigkeit" und Auskunftserteilung an andere Behörden, Stellungnahme zu Paßanträgen, illegaler Grenzübertritt, Unterbindung der Kontakte zu Juden, „Rassenschande", Berufsverbote, adäquates Verhalten am Arbeitsplatz, Besitz verbotener Gegenstände, Überwachung von Einschränkungen der Mobilität und der Kommunikationsmöglichkeiten, Verstöße gegen Kennzeichnungsbestimmungen und Deportationen. Detaillierte Informationen sind

den Ausführungen des Autors über die staatspolizeiliche Alltagspraxis zu entnehmen, insbesondere im Hinblick auf Dienstaufteilung, Ermittlungsmethoden im Anschluß an Anzeigen aus der Bevölkerung, Hausdurchsuchungen, Post- und Telefonüberwachungen, den Einsatz von V-Leuten sowie Haft und Vernehmungspraxis. Dabei ging das Judenreferat auch antijüdischen Gewalttaten nach, die von den zentralen Richtlinien der „Judenpolitik" abwichen und von Beamten des Sicherheitsapparats oder von Gliederungen der Partei verübten worden waren. Offensichtlich lag der Gestapo jedoch wenig an einer härteten Ahndung dieses Täterkreises. Insgesamt war der Arbeitsalltag des Judenreferats bürokratischer Natur und von Verwaltungstätigkeiten bestimmt. Auch die Vernehmungspraxis entsprach weitgehend der Polizeiroutine: Befragung, Gegenüberstellung, Konfrontation mit Widersprüchen, erneute Vernehmung, Geständnis. Berschel weist darauf hin, daß sich in den Quellen keine Anzeichen für systematische Folterungen und Prügel finden lassen. Dies hatte vermutlich Zweckmäßigkeitsgründe, denn im Gegensatz zu den Zeugen Jehovas, den Kommunisten und Sozialisten brauchte die Gestapo bei den Juden keine illegalen Strukturen aufzudecken.
Die zukünftige Forschung über den nationalsozialistischen Terror wäre gut beraten, sich von der Fixierung auf die Gestapo zu lösen und statt dessen die arbeitsteilige Verflechtung der diversen involvierten Institutionen sichtbar zu machen. Andererseits sollte die Gestapo stärker in die Institutionengeschichte des Nationalsozialismus eingebettet werden. Die vielfältig praktizierte Amtshilfe war weder spontan organisiert, noch ein Notprogramm zur Behebung einer staatspolizeilichen Misere; die Unterstützungsleistungen waren von der Gestapo sehr wohl vorausgeplant. Insofern war die Gestapo keine detektivistische Behörde nach klassischem Muster, sondern eine Art Oberaufseher über ein engmaschiges Verfolgungsnetzwerk. Grundlagen, die die Koordinaten für weitergehende Forschungen in diese Richtung festlegen, sind von der Forschung bereits eruiert worden. So ist z. B. die Rolle der Finanzämter, Zollbehörden und Devisenstellen bei der Ausplünderung der Juden bekannt. Auch die unterstützende Funktion der Schutz- und Kriminalpolizei als staatspolizeiliche Hilfsorgane ist hinlänglich bekannt. Die rassische Verfolgung der Sinti und Roma und die Ermittlungen beim Delikt der „Rassenschande" übernahm z. B. die Kripo mehr oder weniger in eigener Regie. Politisch neutral erscheinende Behörden wie Bahn, Post, Finanzverwaltungen, Einwohnermelde-, Gesundheits- oder Arbeitsämter fungierten als Datenspeicher und Verwarnungssysteme, als Zulieferer von Serviceleistungen und - etwa bei den Judendeportationen - als ausführende Organe von Gestapa (Geheimes Staatspolizeiamt) bzw. seit Herbst 1939, das RSHA. Die überwiegende Anzahl der an diesem polymorphen Unterstützungsnetzwerk beteiligten Vorfeldermittlungs- und Kontrollinstanzen ist vermutlich deshalb aus dem Blickfeld der Forschung geraten, weil sie im Gegensatz zur Gestapo an der Peripherie agierten und mit Ausnahme der Polizeibehörden in der Regel nicht über die Einleitung formeller Sanktionen entschieden. Eine Analyse der Wechselbeziehungen und der Aufgabenverteilungen dieses Netzwerksystems ist von daher ein entscheidendes Desiderat der Forschung.

Hartmut Rübner

Ulrich Herbert, Geschichte der Ausländerpolitik. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter, Flüchtlinge, München: Verlag C.H. Beck, 2001, 442 S.

Ulrich Herbert hat mit der vorliegenden Arbeit eine Gesamtdarstellung der Ausländerpolitik vom Kaiserreich bis zur Ära Kohl vorgelegt, die auf seinen in den achtziger Jahren erschienenen Büchern „Fremdarbeiter. Politik und Praxis des ‚Ausländer-Ein-

satzes' in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches" und „Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland 1880 bis 1980. Saisonarbeiter, Zwangsarbeiter, Gastarbeiter" basiert und sie fortschreibt.

Es sind, so Herbert, insbesondere drei Faktoren, die die Debatte um die Ausländerpolitik bis heute kennzeichnen. Das ist zum einen die *„Fiktion der Voraussetzungslosigkeit"*, die verkennt, daß die Auseinandersetzungen um den Zuzug von Ausländern in Deutschland seit etwa 120 Jahren unter den wesentlich gleichen Fragestellungen geführt werden. Als zweites verweist Herbert auf den ideologisch-moralischen Fundamentalismus, der sich darin äußert, daß einerseits die massenhafte Zuwanderung als Bedrohung der kulturellen, ethnischen oder völkischen Identität der Deutschen bekämpft wird, andererseits aber die Versuche zur Begrenzung oder auch nur zur Steuerung der Zuwanderung als Ende des liberalen Rechtsstaates verunglimpft werden. Der dritte Faktor resultiert aus der Fiktion einer schnellen *„Lösbarkeit"* der mit der Einwanderung verbundenen Konflikte, wobei sowohl Gegner als auch Befürworter unterschlagen, daß die entsprechenden Probleme lediglich abgemildert oder gesteuert werden können. Da die Wanderungsbewegungen mittlerweile aber in erster Linie durch globale Entwicklungen verursacht werden, können sie nicht allein von einem einzelnen Staat gelöst werden. In dieser Situation kann der Blick auf die historische Entwicklung der Problematik helfen, *„weil auf diese Weise langfristige Trends und kurzfristige Entwicklungen bestimmt und sowohl die Handlungsspielräume als auch die weiterwirkenden Traditionen erkannt werden können"*.

Herbert präsentiert die Geschichte der Ausländerbeschäftigung in Deutschland bzw. der Bundesrepublik in fünf chronologisch angelegten Kapiteln, wobei es immer auch um die Frage geht, in welchem *„spezifischen Mischungsverhältnis Bruch und Kontinuität der Entwicklung zueinander stehen, welche Kontinuitätslinien sich fortsetzen und welche unterbrochen werden"*: I. „Leutemangel" und „Überfremdungsgefahr". Ausländer im deutschen Kaiserreich: 1880 bis 1914; II. Arbeitsmarkt und Zwangsarbeit: 1914 bis 1939; III. Arbeit als Beute. Das nationalsozialistische Zwangsarbeitssystem: 1939 bis 1945; IV. Ausländer in der Wachstumsgesellschaft: 1945 bis 1973 und V. Von der Ausländerbeschäftigung zur Einwanderungspolitik: 1973 bis 2000.

In der Zeit des Kaiserreichs wurden die Defizite beim Prozeß der inneren Nationsbildung durch eine äußerst aggressive Politik der Identitätsbildung kompensiert, wobei das als fremd und ausländisch Definierte letztlich zur Herausbildung des inneren eigenen Zusammenhaltes beitrug. Dies betraf nicht nur die jüdische Bevölkerung Deutschlands, sondern auch die angeworbenen ausländischen, insbesondere polnischen Arbeitskräfte. Insgesamt zeigt die preußisch-deutsche Ausländerpolitik vor 1914 auf paradigmatische Weise, daß und wie der Übergang von einer vorübergehenden Arbeitsmigration zu einem Einwanderungs- und Integrationsprozeß verhindert wurde, und zwar sowohl aus wirtschaftlichen als auch aus ideologischen Gründen. Einen ersten negativen Höhepunkt erreichte die preußisch-deutsche Ausländerpolitik des Kaiserreichs während des Ersten Weltkrieges, als Millionen ausländischer Zivilarbeiter und Kriegsgefangener im Reich arbeiteten. Insbesondere die zugewanderten Ostjuden standen im Mittelpunkt der öffentlichen Auseinandersetzungen, wobei der *„moderne Antisemitismus"* mit seinen *„rassenbiologischen Scheinargumenten"* eine wesentliche Rolle spielte.

Nach Herberts Ansicht war der nationalsozialistische Ausländereinsatz nicht die einzig mögliche, aber eine radikale Konsequenz aus den vorherigen Entwicklungen und Traditionen. *„Ausgerechnet in der Zeit des NS-Regimes"*, so Herbert, kamen *„die Wider-*

sprüche zwischen wirtschaftlichen und ideologischen Aspekten der Zuwanderung von Ausländern" besonders deutlich zum Ausdruck. Seit Kriegsbeginn rekrutierten die deutschen Arbeitsämter gemeinsam mit Betrieben, Wehrmacht und Sicherheitspolizei zuerst aus Polen, dann auch aus allen besetzten Ländern Europas Millionen ziviler und kriegsgefangener Arbeitskräfte für den Arbeitseinsatz im Reich. Ohne die fast 8 Millionen ausländischen Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen (Sommer 1944) wäre das Regime nicht in der Lage gewesen wäre, den Krieg zu führen. Gleichzeitig entwarf das Regime zum Schutz der „deutschen Blutreinheit" eine rassistische Hierarchie, in der die deutschen Arbeiter ganz oben, die polnischen und sowjetischen Zwangsarbeiter ganz unten standen. Seine schärfste Zuspitzung fand das nationalsozialistische Arbeitssystem in der Heranziehung von KZ-Häftlingen und Juden. Insgesamt wird der Ausländereinsatz als *„Resultat eines entfesselten Radikalnationalismus"* verstanden, *„der die hemmungslose Ausbeutung der ausländischen Arbeiter mit der Behauptung ihrer rassischen Inferiorität legitimierte. Indem er vorhandene Trends in der deutschen Gesellschaft aufnahm und verstärkte, steht er auch in der Kontinuität der deutschen Ausländerpolitik."*

Nach dem Krieg begann die Heranziehung von ausländischen Arbeitskräften seit Mitte der fünfziger Jahre unter der *„Suggestion der Geschichtslosigkeit"*. Insbesondere nachdem der weitere Zustrom von Arbeitskräften aus der DDR durch den Bau der Mauer im August 1961 verhindert worden war, schienen die Ausländer allen *„volkstumspolitischen"* Bedenken zum Trotz für den wirtschaftlichen Aufschwung in Westdeutschland nicht nur unentbehrlich, sondern sie wurden auch ausdrücklich mittels massiver Werbekampagnen in die Bundesrepublik geholt, ohne dabei an die längerfristigen Folgeprobleme zu denken. Als schließlich seit den siebziger Jahren trotz oder auch gerade wegen des Anwerbestops von 1973 die Zahl der Rückkehrer sank und zugleich die der nachgeholten Familienmitglieder der „Gastarbeiter" stieg, waren aus „Gast"-Arbeitern Einwanderer geworden. Dieser Prozeß, der die Bereitschaft der Einwanderer signalisierte, den Status des Fremden aufzugeben, überforderte die westdeutsche Ausländerpolitik, deren Parole für die nächsten zwanzig Jahre schlicht und einfach lautete: „Deutschland ist kein Einwanderungsland".

Zudem wurde die innereuropäische Wanderungsbewegung durch eine internationale Migrationsbewegung, bei der Flüchtlingsströme aus dem Süden in den reichen Norden drängten, und durch die Einwanderung von „Spätaussiedlern" seit Mitte der achtziger Jahre überlagert. Dieser neue Einwanderungsschub war in der Bundesrepublik von massiven Ausschreitungen gegen Ausländer begleitet, in deren Verlauf innerhalb von zehn Jahren mehr als 80 Ausländer getötet und Hunderte verletzt wurden. *„Hier"*, so Herbert, *„aktualisierten sich plötzlich längst überwunden geglaubte oder gehoffte Einstellungen und Verhaltensweisen, die Erinnerungen an die Vergangenheit wachriefen - aber welche Vergangenheit?"* Eben diese Vergangenheit wurde öffentlich nicht diskutiert. Erst seit Anfang der achtziger Jahre wurde zumindest unter Experten anerkannt, daß die Bundesrepublik längst ein „Einwanderungsland" war, und seit Ende der neunziger Jahre wird die ökonomisch begründete weitere Einwanderung gut ausgebildeter Spezialisten gefordert.

Fremdenangst und Fremdenfeindlichkeit sind Herbert zufolge in den letzten Jahrzehnten nicht in erster Linie ideologische, sondern soziale Phänomene. Die eingewanderten armen Fremden treffen in den aufnehmenden Ländern auf ebenso oder fast gleich Arme, die mit dem Argument der nationalen Zugehörigkeit ihren Besitzstand verteidigen. Dieser Umstand bietet Ansatzpunkte für die Ideologisierung des Problems und für

rechtsradikale Agitation, *„die dann die Diskriminierung der Ausländer über die soziale Differenzierung hinaus generalisiert"*. Es ist dies kein neues und schon gar nicht ein auf die Bundesrepublik begrenztes Phänomen, aber die Kumulation von Wanderungsströmen einerseits und die spezifische Umbruchsituation in Ostdeutschland andererseits treffen auf eine nur ungenügend vorbereitete Gesellschaft, in der die *„Vorgeschichte des Umgangs mit Fremden noch nachvibriert"*. Herbert vertritt die Ansicht, daß eine historische Betrachtung der Ausländerpolitik nicht dazu dienen kann, *„aus der Geschichte zu lernen"*, denn dafür seien die Unterschiede der historischen Bedingungen der Beschäftigung von 1880 bis heute zu groß. Aus dem gleichen Grund werde es auch nicht gelingen, mit dem rückwärtsgewandten Blick auf die Geschichte richtige Prognosen für die Zukunft zu entwickeln. Es geht aber darum, *„die gegenwärtige, komplexe Problematik der Ausländerpolitik in der Bundesrepublik durch die Analyse ihrer historischen Entwicklung zu erklären und zu verstehen. Denn die spezifische Struktur eines Phänomens der Gegenwart erscheint, wenn es nicht als historisches, als gewordenes begriffen wird, voraussetzungslos und selbstverständlich - als müsse es natürlicherweise so sein, wie es ist. Das verstellt den Blick für Alternativen."*

Marlies Mrotzek

Mark Spoerer, Zwangsarbeit unter dem Hakenkreuz, Stuttgart/München: Deutsche Verlagsanstalt, 2001, 332 S.
Zwangsarbeit in Deutschland 1939-1945. Archiv- und Sammlungsgut, Topographie und Erschließungsstrategien. Hrsg. v. Wilfried Reininghaus und Norbert Reimann, Bielefeld: Verlag für Regionalgeschichte, 2001, 288 S.
Jan Erik Schulte, Zwangsarbeit und Vernichtung. Das Wirtschaftsimperium der SS. Oswald Pohl und das SS-Wirtschafts-Verwaltungshauptamt 1933-1945, Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh Verlag, 2001, 550 S.
Marlies Mrotzek, Das KZ-Außenlager der Gelsenberg Benzin AG, Fernwald: Germinal Verlag, 2002, 174 S.
Roland Schlenker, "Ihre Arbeitskraft ist auf das schärfste anzuspannen." Zwangsarbeiter und Zwangsarbeiterlager in Gelsenkirchen 1940-1945, Essen: Klartext Verlag, 2003, 144 S.
Valentina Maria Stefanski, Zwangsarbeit in Leverkusen. Polnische Jugendliche im I. G. Farbenwerk, Osnabrück: fibre Verlag, 2000, 585 S.
Christa Tholander, Fremdarbeiter 1939 bis 1945. Ausländische Arbeitskräfte in der Zeppelin-Stadt Friedrichshafen, Essen: Klartext Verlag, 2001, 559 S.

Seit der 1985 erschienenen Dissertation von Ulrich Herbert zur "Politik und Praxis des Ausländereinsatzes in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches" ist das Spektrum der zum Thema "Zwangsarbeit" erschienenen Arbeiten derart komplex und facettenreich geworden, daß ein Überblick über die mittlerweile erschienene Literatur - insbesondere die zahllosen regional- und lokalhistorischen Studien - kaum noch möglich ist. Im folgenden werden einerseits übergreifende Darstellungen, andererseits regional- bzw. lokalgeschichtliche Studien vorgestellt.

Mark Spoerer legt mit seiner Arbeit eine Überblicksdarstellung über das weit verzweigte System der Zwangsarbeit im Dritten Reich und im besetzten Europa vor, die, weitgehend frei von historischen Fachausdrücken, auch ein größeres Publikum für das ansonsten "trockene" Thema interessieren will. Besonderes Gewicht legt er auf die Frage nach der Mitverantwortung der deutschen Unternehmer an den Verbrechen des Dritten Reiches; konsequenterweise bezieht er auch die aktuellen Diskussionen um die

Entschädigung der ehemaligen Zwangsarbeiter(innen) durch Staat und Unternehmen in seine Darstellung mit ein.
Hauptcharakteristika von Zwangsarbeit waren Spoerer zufolge zum einen die *"rechtlich institutionalisierte Unauflösbarkeit des Arbeitsverhältnisses für eine nicht absehbare Zeitdauer und zweitens die geringen Chancen, nennenswerten Einfluß auf die Umstände des Arbeitseinsatzes zu nehmen"*. Daneben galt, daß Arbeiter aus den besetzten Gebieten Westeuropas besser gestellt waren als solche aus Osteuropa; westeuropäische Zivilarbeiter und Kriegsgefangene wurden seltener mißhandelt und konnten durch langsameres Arbeiten ihre Existenzbedingungen verbessern. Ein drittes Kriterium der Differenzierung bezieht sich auf die Überlebenschancen. Polnische und sowjetische Zivilarbeiter unterlagen einer höheren Sterblichkeit als andere Zivilarbeitergruppen; die geringsten Überlebenschancen hatten sowjetische Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge. Anhand dieser drei Kriterien werden die ausländischen Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und Häftlinge in vier Gruppen eingeteilt: 1) die freiwilligen ausländischen Zivilarbeiter; 2) Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten außerhalb Polens und der Sowjetunion, Kriegsgefangene aus Belgien, Frankreich, Großbritannien und Jugoslawien; 3) Zwangsarbeiter aus Polen und der Sowjetunion sowie polnisch-nichtjüdische und italienische Kriegsgefangene; 4) polnisch-jüdische und sowjetische Kriegsgefangene, Häftlinge aus Konzentrations- und Arbeitserziehungslagern sowie "Arbeitsjuden" aus Zwangsarbeiterlagern und Ghettos.
Weder die Produktion in der Landwirtschaft noch im Bergbau und in der Industrie hätten ohne Ausländer aufrechterhalten werden können. Nachdrücklich weist Spoerer darauf hin, daß die These von der generellen Mitverantwortung der Unternehmen für den Zwangsarbeitereinsatz bei Betrachtung der genauen Umstände den Fakten nicht stand hält. Es gab viele Unternehmen, die sich skrupellos der ausländischen Arbeiter bedienten, andere wiederum sahen sich aus unverschuldeten Sachzwängen genötigt, Ausländer anzufordern. Gerade die maßgeblichen Unternehmen der Anfang 1999 gegründeten Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft machten sich die Kollektivschuldthese zu eigen. Sie erlaubte es ihnen, so Spoerer, die historischen Lasten zu *"sozialisieren"*. Das drückte sich vor allem darin aus, daß alle Unternehmen der deutschen Wirtschaft zum Beitritt in die Stiftungsinitiative aufgerufen wurden, auch jene, die erst nach 1945 gegründet wurden. Mit diesem Vorgehen koppelte die Stiftungsinitiative die finanziellen Lasten der Entschädigung vom Verursacherprinzip ab und verteilte sie auf viele Schultern. Sie begründete dies, so Spoerer weiter, mit einer *"nie konkretisierten Gesamtverantwortung der deutschen Wirtschaft"*.
Am 26. und 27. März 2001 fand im Haus der Geschichte des Ruhrgebiets in Bochum eine vom Nordrhein-Westfälischen Staatsarchiv und dem Westfälischen Archivamt initiierte und organisierte Tagung statt, die sich mit der Sachlage auseinandersetzte, die nach der Verabschiedung des Stiftungsgesetzes im August 2000 entstanden war und deren Beiträge in der von Wilfried Reininghaus und Norbert Reimann herausgegebenen Dokumentation vorliegen. Im Vordergrund der Beiträge stehen nicht kritische Reflexionen über die Berechtigung von Entschädigungszahlungen, sondern die projektierte Umsetzung des Stifungsgesetzes. Nach dem Inkrafttreten des Gesetzes stand der Auszahlung entsprechender Entschädigungsleistungen der deutschen Wirtschaft an ehemalige Zwangsarbeiter aus Polen und den Nachfolgestaaten der Sowjetunion ("Ostarbeiter") nichts mehr im Wege. Die von der Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft im Vorfeld verkündete unbürokratische Auszahlung der Gelder an die Opfer hatte sich allerdings bereits zu diesem Zeitpunkt als reine Chimäre erwiesen. Die

Nationalstiftungen, welche als Partnerorganisationen in den jeweiligen Ländern die Auszahlung der Gelder übernehmen sollten, weigerten sich, ohne einen entsprechenden Nachweis seitens der Opfer ihrer Aufgabe nachzukommen. Als Konsequenz aus diesem Verhalten wurden sie gezwungen, entsprechende Nachweisbescheide von den staatlichen und nichtsstaatlichen Archiven in der Bundesrepublik Deutschland anzufordern. Dies geschah in einer von der Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft nicht für möglich gehaltenen Größenordnung (rund 250.000 Anfragen). Der "International Tracing Service" (ITS) in Arolsen, der ursprünglich als autorisierter Ansprechpartner für diese Fälle vorgesehen war, war weder personell noch organisatorisch in der Lage, die Nachweisflut auch nur ansatzweise zu bewältigen. Nachdem sich der ITS als überfordert erklärt hatte (vgl. in diesem Zusammenhang den feinsinnigen Beitrag von Klaus Oldenhage vom Bundesarchiv in Koblenz), blieb nicht anderes übrig, als diese gigantische Herausforderung durch einen kooperativen Verbund sämtlicher staatlicher und nichtsstaatlicher Archive in der Bundesrepublik Deutschland unter Federführung des Bundesarchivs zu bewältigen. Neben den durchweg instruktiven Beiträgen zu den dabei entstandenen Problemen sowie zu forschungsrelevanten Fragestellungen enthält der Tagungsband eine Auswahlbibliographie, das Tagungsprogramms, eine Teilnehmerliste sowie Kurzbiographien der Autor(inn)en.
Im Zentrum der Studie von Erik Schulte, einer Bochumer Dissertation aus dem Jahre 1999, die methodisch an die Arbeiten von Martin Broszat und Hans Mommsen anknüpft, stehen die bisher nur unzureichend erforschten wirtschaftlichen Aktivitäten der SS. Aus unscheinbaren Anfängen kristallisierte sich während des Zweiten Weltkrieges ein gigantisches Unternehmen heraus, dessen Basis die Ausbeutung der KZ-Häftlinge bildete. Verwaltungsorganisatorisch fand dies seinen Niederschlag in der Zusammenlegung der SS-Hauptämter "Verwaltung und Wirtschaft" und "Haushalt und Bauten". Das am 1. Februar 1942 neu gegründete "Wirtschafts- und Verwaltungshauptamt" (WVHA) der SS bildete eine Mammutbehörde mit rund 1500 Mitarbeitern. Durch die Usurpation immer neuer Kompetenzen gelang es seinem Leiter Oswald Pohl, das WVHA zum Herzstück des bis zum Kriegsende expandierenden SS-Imperiums zu machen. Ein Markstein war die Überführung der Inspektion der Konzentrationslager vom "Reichssicherheitshauptamt" ins WVHA. Hinter diesem scheinbar schlichten bürokratischen Vorgang verbarg sich eine durch die Umstände der Kriegssituation erzwungene Schwerpunktverlagerung nationalsozialistischer Politik. Nicht mehr die ausschließliche Vernichtung, sondern die wirtschaftliche Ausbeutung von KZ-Häftlingen sollte fortan im Mittelpunkt der Bemühungen der SS stehen.
Schulte rekonstruiert sehr sorgfältig den jeweiligen verwaltungsorganisatorischen und ideologischen Bezugsrahmen der wirtschaftlichen Unternehmungen der SS, wobei er Widersprüchlichkeiten und Ambivalenzen der SS-Politik detailliert herausarbeitet. Er wird nicht müde zu betonen, daß die wirtschaftlichen Aktivitäten der SS bei aller mörderischen Energie letztlich durch groben Dilettantismus und hinterwäldnerische Gesinnung gekennzeichnet waren. Bestimmendes Element beim Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen in Regie der SS war nicht die Orientierung an einem rationalen Ausbeutungskalkül, sondern der rassenideologisch begründete Vernichtungsgedanke. Als ein Beispiel führt Schulte die in der Endphase des Krieges vehement vorangetriebene Verlagerung rüstungswichtiger Betriebe in Stollen an. Obgleich die militärische Niederlage des Dritten Reiches in der zweiten Jahreshälfte 1944 abzusehen war, wurde die Untertageverlagerung von Industrieanlagen mit aller Brutalität vorangetrieben. Die sinnlose Vernichtung des Lebens ungezählter KZ-Häftlinge wurde bewußt in Kauf ge-

nommen, obgleich abzusehen war, daß die meisten Projekte niemals zur Fertigstellung gelangen würden. *"Pohl und die gesamte SS"*, so resümiert Schulte das Paradoxon des SS-Imperiums, *"kamen als Ergebnis der extremen Situation des Krieges zu ungeahnter Machtfülle, wurden aber gleichzeitig durch den Kriegsverlauf dem völligen Ruin zugeführt."* Der massenhafte Einsatz von KZ-Häftlingen in der Kriegswirtschaft (worin sich die wirtschaftlichen Aktivitäten der SS in der letzten Phase des Krieges de facto erschöpften) läßt sich nicht am Maßstab eines rationalen ökonomischen Kalküls messen; er war in letzter Instanz destruktiv ausgerichtet. Die zynische Vernichtung von Menschenleben blieb der Leitgedanke, dem der über das WVHA organisierte Arbeitseinsatz letztlich untergeordnet war.

Die Arbeit von Schulte, die als Standardwerk betrachtet werden kann, enthält neben einem Exkurs über die Sozialstruktur des mittleren und höheren Führerkorps der Verwaltungs- und Wirtschaftsämter der SS von 1934 - 1945 im Anhang ein umfangreiches Literatur- und Quellenverzeichnis sowie ein differenziert ausgearbeitetes Orts-, Personen- und Sachregister.

Die Studie von Marlies Mrotzek, die den Arbeitseinsatz ungarischer Jüdinnen bei der Gelsenkirchener Gelsenberg Benzin AG thematisiert, zeigt beispielhaft auf, mit welchem menschenverachtenden Zynismus das Funktionieren der deutschen Kriegsmaschinerie in der Endphase des Krieges aufrecht erhalten werden sollte. Die Expansion des SS-Imperiums manifestierte sich spätestens ab Herbst 1943 in einem krebsartig wuchernden Außenlagersystem. Da mit fortschreitendem Kriegsverlauf keine anderen Arbeitskräfte mehr verfügbar waren, mußte in zunehmendem Maße auf KZ-Insass(inn)en zurückgegriffen werden. Organisiert wurde der Arbeitseinsatz von KZ-Häftlingen vom WVHA der SS im Zusammenspiel mit der deutschen Industrie.

Der Arbeitseinsatz von 2000 ungarischen Jüdinnen vom Juli bis September 1944 wird von Marlies Mrotzek in den Kontext der Geschichte des Hydrierwerkes der Gelsenberg Benzin AG gestellt. Die immense Bedeutung des Hydrierwerkes für die deutsche Kriegswirtschaft ergibt sich daraus, daß ein Verlust seiner Produktionskapazitäten Mitte 1944 innerhalb kürzester Zeit eine Fortsetzung des Krieges für das Dritte Reich unmöglich gemacht hätte. Die Autorin arbeitet heraus, daß die Werksleitung nach dem verheerenden Bombenangriff vom 13. Juni 1944 vorbehaltlos und umfassend mit den zuständigen Stellen und Organisationen des nationalsozialistischen Regimes kooperierte. In dem Bestreben der Gelsenberg Benzin AG, das Werk mit einem immensen Aufgebot an Arbeitskräften innerhalb kürzester Zeit wieder betriebsbereit zu machen, wurde selbst der wenig effektive Einsatz von ungarischen KZ-Häftlingen hingenommen. Infolge der unmenschlichen Rahmenbedingungen, unter denen der Arbeitseinsatz auf dem Werksgelände vonstatten ging, kamen bei einem Bombenangriff auf das Hydrierwerk vom 11. September 1944 138 ungarische Jüdinnen ums Leben.

Die sorgfältig recherchierte Studie erhellt neben der Rekonstruktion des historischen Sachverhaltes insbesondere auch das Geflecht der Kooperation von Werksleitung, staatlichen Stellen (Geilenberg-Stab) und WVHA. Neben einem umfangreichen dokumentarischen Anhang finden sich im Text zahlreiche Fotos und Dokumente; abgerundet wird das Buch von einem umfangreichen Quellen- und Literaturverzeichnis. Die Erinnerung an diese düstere Episode der Gelsenkirchener Stadtgeschichte wirft zugleich die Frage nach der moralischen Verantwortung der Gelsenberg Benzin AG bzw. der Nachfolgeunternehmen (Veba, E.on) für den Arbeitseinsatz der 2000 ungarischen Jüdinnen auf; von ihrer Seite ist bis heute kein ernsthafter Versuch unternommen worden, sich diesen Schattenseiten der Firmengeschichte zu stellen.

Es gibt Bücher, die das Licht der Öffentlichkeit besser nicht erblickt hätten. In diese Kategorie gehört die in der Schriftenreihe des Gelsenkirchener Instituts für Stadtgeschichte als Band 6 der Abteilung "Materialien" erschienene Arbeit von Roland Schlenker. Das Buch hinterläßt den Eindruck eines bunten Allerleis aus Dokumenten, Befliegungsfotos und unkommentiert für sich stehenden Tabellen. Wäre es nur bei diesem Sammelsurium geblieben, hätte man sich darauf beschränken können, die Arbeit ob ihres Dokumentationsgehaltes zu würdigen. Bezieht man den Text in eine Beurteilung mit ein, so ergibt sich das Bild eines durch und durch mangelhaften Produkts.
Abgesehen von zahllosen sinnentstellenden Flüchtigkeitsfehlern, grammatikalischen Schnitzern und einem wenig leserfreundlichen, durch endlose Bandwurmsätze und krude Satzkonstruktionen sich auszeichnenden Schreibstil, verliert der Autor ob der endlosen Einschübe und ausufernden Füllwörter regelmäßig den Sinnzusammenhang. So ist die Entscheidung für den Zwangsarbeitereinsatz Schlenker zufolge *"in erster Linie auf ökonomische, nicht aber ausschließlich auf direkte Zwänge"* zurückzuführen. Ähnlich seltsam mutet folgende Einschätzung ein: *"Während der Zwangsarbeitereinsatz in Gelsenkirchen 1940 insgesamt betrachtet einen recht bescheidenen Anfang nahm, hatte er sich reichsweit längst zur Zwangsbeschäftigung großen Stils entwickelt."*
Wenig erfreulich ist auch die Unart des Autors, historische Fakten durch moralisierende Exkurse zu ersetzen. Statt die unterschiedlichen Rekrutierungsformen der verschiedenen Gruppen von Zwangsarbeitern (Polen, Ostarbeiter, russische Kriegsgefangene, italienische Militärinternierte) im einzelnen darzulegen, ergeht sich Schlenker in Reflexionen über *"Freiwilligkeit"* und Zwang bzw. verschiedene *"Grade von Freiwilligkeit"*. Das Resultat derartiger Ausführungen gipfelt in der Erkenntnis, daß *"grundsätzlich alle Formen von Freiwilligkeit unter Vorbehalt gesehen werden müssen"*. Bezeichnend für die Vertrautheit des Autors mit der Materie sind seine Darlegungen im Kapitel über Zwangsarbeit bei der Stadtverwaltung Gelsenkirchen. Der sich über rund drei Seiten erstreckende Exkurs kommt zu dem allseits überraschenden Ergebnis, daß *"der Zwangsarbeitereinsatz bei der Kommune sich... lediglich durch eine andere Aufgabenkonstellation von industrieller Zwangsarbeit unterschied"*.
Die Arbeit von Schlenker beinhaltet keinerlei orginäre Forschungsleistung. Das Buch bietet statt dessen ein unbeholfenes Patchwork aus unverstandenen Literaturversatzstücken, moralisierenden Geschwätzigkeiten und nicht zum Thema gehörenden Exkursen. Ein verantwortungsvolles Lektorat hätte von der Veröffentlichung eines derart mangelhaften Produkts absehen müssen.
Die Arbeit von Valentina Maria Stefanski, die sich mit einer Gruppe von 53 ehemaligen polnischen Zwangsarbeiter(inne)n beschäftigt, die in der Zeit von 1940 bis 1945 bei Bayer in Leverkusen gearbeitet haben, basiert auf einem Forschungsprojekt des Deutschen Historischen Instituts in Warschau. Quellengrundlage der Studie von Stefanski sind in der Zeit von 1996 bis 1997 geführte Interviews, die im Anhang auf rund achtzig Seiten auszugsweise im polnischen Original wiedergegeben sind. Schriftliche Quellen spielen nur eine untergeordnete Rolle und stammen überwiegend aus dem Werksarchiv von Bayer und dem Stadtarchiv Leverkusen. Die Annahme der Autorin, daß durch die Verknüpfung des erhobenen Interviewmaterials mit zeitgenössischen Quellen ein *"Perspektivenwechsel"* verbunden sei, *"der diese Arbeit grundsätzlich von allen anderen unterscheidet"*, erweckt Verwunderung. Es gehört zum elementaren Handwerkszeug eines jeden konventionell arbeitenden Historikers, den Wahrheitsgehalt von Aussagen (in diesem Fall die Erzählungen der interviewten Personen) durch

Vergleich mit schriftlichen Unterlagen (die in der Regel aus dem bürokratischen Apparat der Täter stammen) zu ermitteln.
Das im Teil II ("Polnische Zwangsarbeiterinnen in Leverkusen") und Teil III ("Epilog") präsentierte Material läuft auf die Wiedergabe von lebensgeschichtlichen Erfahrungen hinaus. Es wird exemplarisch *"an einer Gruppe von Menschen gezeigt, was sie konkret erlebt haben"*, wobei *"keine individuellen Biographien geschrieben"* werden sollten; entscheidend sei vielmehr, *"die kollektiven Erfahrungen einer Nation (bzw. einer Teilgruppe dieser Nation) aufzuspüren"*. Aus welchen Gründen diese Fallstudie allerdings *"von keiner in Polen geschulten Wissenschaftlerin (hätte) geleistet werden"* können, bleibt das Geheimnis der Autorin.
In elf Kapiteln (Wege nach Leverkusen/Am Arbeitsplatz/Grundbedürfnisse: Wohnung, Nahrung, Kleidung, Gesundheit/Bewachung und Bestrafung/Freizeit/Überlebensstrategien/Liebe und Sexualität/Die große Flucht und kleine Fluchten/Kriegsende: Schanzarbeiten, Evakuierung, Befreiung) werden die Erlebnisse der *"Respondentinnen"* (Stefanski) während des Zweiten Weltkrieges in Leverkusen wiedergegeben. Der Epilog thematisiert die lebensgeschichtlichen Erfahrungen der *"Respondentinnen"* in der unmittelbaren Nachkriegszeit (Leben im Nachkriegsdeutschland/Heimkehr/Leiden und Lernen in Leverkusen). Die Erfahrungen der interviewten Personen werden von der Autorin in kommentierender, wenngleich nicht in distanzierter Form wiedergegeben. Stefanski leidet mit ihren *"HeldInnen des Dramas"*. Lange Zitate im Text und in den Fußnoten werden mit emotional gefärbten Erläuterungen kombiniert. Der Ertrag des Buches manifestiert sich konsequenterweise nicht in *"leblosen"* wissenschaftlichen Abstraktionen über Arbeits-, Ausbeutungs- und Lebensbedingungen bei Bayer Leverkusen. Entscheidend ist für Stefanski der lebensgeschichtliche Erfahrungsprozeß, den die *"Respondentinnen"* durchgemacht haben. Zwar gelten die überlebenden Zwangsarbeiter- und Zwangsarbeiterinnen in Polen als Märtyrer zweiter Klasse, dennoch, so Stefanski, haben die *"Respondentinnen"* diese Diskriminierung ihres Lebensweges auf *"hohe(m) Reflexionsniveau"* sublimiert. Es gibt *"kaum Verallgemeinerungen und pauschale Urteile über die Deutschen. Sie sehen vielmehr die einzelnen Menschen, denen sie begegnet sind, von denen sie Gutes erfahren, oder die ihnen Schmerz und Leid zugefügt hatten."*
Ihrem selbst gesetzten Anspruch, eine *"distanzierte und gleichzeitig engagierte Geschichte polnischer ZwangsarbeiterInnen"* zu schreiben, ist die Autorin nicht gerecht geworden. Die einseitige Festlegung der Studie auf die Rekonstruktion lebensgeschichtlicher Erfahrungen ehemaliger polnischer Zwangsarbeiter(inne)n bietet wenig Platz für objektive Geschichtsschreibung. Die Autorin läßt durchgehend die notwendige Distanz zu ihrem Untersuchungsgegenstand vermissen. Sie leidet eingestandenermaßen mit ihren *"HeldInnen"*. Bedingt durch eine an Gefühlen sich orientierende Sichtweise, ist die Heranziehung schriftlicher Quellen, die das Leiden objektivierbar und damit vergleichbar machen, von der Autorin offenbar für weitgehend verzichtbar gehalten worden. Negativ anzumerken ist weiterhin ein aufdringliches Renommieren mit wissenschaftlicher Reputation, dem die Arbeit nur bedingt gerecht wird.
Die Arbeit von Christa Tholander, eine Konstanzer Dissertation aus dem Jahre 2000, beschäftigt sich mit dem Arbeitseinsatz von Ausländern während des Zweiten Weltkrieges in Friedrichshafen, der in der Nachkriegszeit, abgesehen von einigen Aufsätzen zur Zwangsarbeit in Land- und Kriegswirtschaft, lange Zeit kaum thematisiert wurde. Friedrichshafen galt als Stadt des Zeppelins und der exklusiven Maybach Autos. Wenig bekannt ist, daß in beiden Weltkriegen eine hochspezialisierte Industrieproduktion

entstand. Tholander untersucht daher, neben dem Arbeitseinsatz in der Landwirtschaft, insbesondere den Einsatz von ausländischen Arbeitskräften in der Kriegswirtschaft mit den vier bedeutenden Rüstungsfirmen: der Maybach-Motorenbau GmbH, der Dornier-Werke GmbH, der Zahnradfabrik Friedrichshafen AG und der Luftschiffbau-Zeppelin GmbH. Des weiteren werden die Baufirmen der Stadt und die Reichsbahn mit in den Blick genommen.
Anliegen der Studie ist es, die Lebens- und Arbeitsverhältnisse der rund 14.000 Ausländer - angeworbene Facharbeiter, Zwangsverpflichtete, deportierte Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge - aus 28 Nationen, die sich von 1939 bis 1945 in Friedrichshafen aufhielten, darzustellen. Im besonderen kommt es der Autorin darauf an, die Perspektive der Ausländer zu berücksichtigten: *"Es ist Intention der Studie, in der scheinbar anonymen Masse von rund 14.000 Ausländern Gesichter zu identifizieren und einzelne Schicksale aufzugreifen. Mit der Dokumentation ihrer Sicht der Alltagswirklichkeit erhalten sie ihre Identität zurück."*
Anhand von Luftbildaufklärungsfotos konnten Lager identifiziert und entsprechende Erkundigungen bei Bauern eingeholt werden. Den ersten Kontakten zu seinerzeit dienstverpflichteten deutschen Frauen folgten Kontakte zu Zeitzeugen in Seniorenwohnheimen und - im April 1994 anläßlich des 50jährigen Gedenkens der Zerstörung der Stadt - zu ehemaligen Zwangsarbeitern. Es folgten Umfragen bei der "Niederländischen Vereinigung ehemaliger Zwangsarbeiter in Deutschland" sowie Kontaktaufnahmen zu russischen, ukrainischen, weißrussischen und polnischen ehemaligen Arbeitskräften. Insgesamt wurden 69 Zeitzeugen (49 Männer, 20 Frauen) interviewt; bei den 39 Ausländern erstreckten sich die Interviews über mehrere Jahre hinweg. Die von Dolmetschern übersetzten Interviews wurden durch Berichte und Korrespondenzen mit 50 Ausländern aus Norwegen, Holland, Rußland, Weißrußland, der Ukraine, Polen, Liechtenstein und Australien ergänzt.
Tholander weist darauf hin, daß die Initiative zur Ausländerbeschäftigung von den Unternehmern und Arbeitgebern ausging. Dabei bedienten sich nicht nur die vier großen Betriebe der ausländischen Arbeitskräfte, sondern auch die Baufirmen, die Reichsbahn, fast alle Handwerksbetriebe, Hotels und Gasthöfe, Privathaushalte und auch die Stadt; sie alle profitierten von den wenig kostenintensiven Zivilarbeitern und Kriegsgefangenen. Aber nur die Zeppelin Luftschiffbau-Zeppelin GmbH beschäftigte in Friedrichshafen KZ-Häftlinge. In Friedrichshafen lassen sich innerbetrieblich und staatlich angeordnete Verbesserungen in Bezug auf die Lebensqualität der ausländischen Arbeitskräfte nachweisen. Diese Feststellung soll aber auf keinen Fall von der Tatsache der angestrebten Gewinnmaximierung von Seiten der Unternehmen ablenken. Wie Tholander feststellt, ging es allen Betrieben darum, die Produktion auszuweiten und hohe Gewinne zu erzielen, die den Unternehmen eine Weiterführung in der Nachkriegszeit versprachen. Dies traf neben den Baufirmen insbesondere für die Stadt Friedrichshafen zu. Die Erträge der städtischen Zeppelin-Stiftung entlasten seit dem Kriegsende den Haushalt der Stadt und mit weiteren Beteiligungen ist der Stadt Friedrichshafen die Rolle eines Großindustriellen zugefallen. *"Daß hierzu auch tausende ausländische Arbeitskräfte unter Verletzung der Menschenwürde und Menschenrechte beitrugen, blieb"*, so Tholander, *"bisher unerwähnt."*
Die Empathie Tholanders für das Schicksal der früheren Zwangsarbeiter gefährdet die Distanz zum Thema und die Objektivität im Urteil an keiner Stelle der Untersuchung. Im Gegenteil ermöglichten gerade die Gespräche in einer Atmosphäre des gegenseitigen Vertrauens eine anschauliche und dichte Erzählung der alltäglichen Lebensver-

hältnisse. Tholander bezeichnet ihren methodischen Ansatz als eine Gratwanderung *"zwischen zu großer Nähe und wissenschaftlicher Distanz"*. Schriftliches Quellenmaterial half dabei, widersprüchliche Aussagen der Zeitzeugen zu klären. Hinzuweisen bleibt darauf, daß die Arbeit einen umfangreichen Anhang mit Plänen und Beschreibungen der Ausländerlager und Massenquartiere sowie Verzeichnissen der Fotos, Tabellen, Graphiken, Pläne und Dokumente, der Interviews, Berichte und Briefe, der Archive und Quellen und ein Literaturverzeichnis und Sachregister enthält.

Ralf Cassebaum/Liselotte Wendler

Gabriele Hammermann, Zwangsarbeit für den „Verbündeten". Die Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten in Deutschland 1943 - 1945, Tübingen: Max Niemeyer Verlag, 2002, 719 S.

Seit rund fünf Jahren zählt der Einsatz von Zwangsarbeitern im Dritten Reich zu den zentralen Themen der Zeitgeschichtsschreibung. Akademische Studien zu diesem Themenkomplex, die ansonsten unbeachtet vor sich hin geschlummert hätten, gelangten auf einmal ins Blickfeld der Öffentlichkeit. Paradigmatisch ist dieser Vorgang an der Arbeit von Gabriele Hammermann über die Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten in Deutschland zu verfolgen. Die nach fachwissenschaftlichen Maßstäben exzellente Studie wäre ob ihrer akribischen Arbeitsweise vermutlich nur einem kleinen Kreis von Fachinteressierten bekannt geworden. Die Aufmerksamkeit, die ihr unversehens zuteil wurde, resultierte aus der Ablehnung von Entschädigungszahlungen an die ehemaligen italienischen Militärinternierten durch die Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft". Die Anweisung der Bundesregierung vom August 2001, die Auszahlung von Geldern an die italienischen Militärinternierten zu stornieren, ignorierte souverän den bisherigen Forschungsstand. Statt dessen wurde ein Rechtsgutachten in Auftrag gegeben, das mit beispielloser Sophistik die historische Sachlage auf den Kopf stellte und die historische Zunft brüskierte. Die Argumentation des Hamburger Rechtsprofessors Christian Tomuschat ist an auftragsgeleiteter Dreistigkeit kaum zu überbieten. Wenn Tomuschat behauptet, die Überführung der italienischen Militärinternierten in den Zivilarbeiterstatus sei völkerrechtswidrig gewesen, so daß sie in Wirklichkeit als Kriegsgefangene und damit nicht als entschädigungswürdig anzusehen seien, verhöhnt die Opfer noch nachträglich. Einmal abgesehen von dem Tatbestand, daß die zahlreichen völkerrechtswidrigen Maßnahmen der Nationalsozialisten wohl kaum als Argument gegen die Betroffenen taugen, hat Ulrich Herbert in seinem Gegengutachten auf die polnischen Kriegsgefangenen hingewiesen, die 1940 zwangsweise in den Zivilarbeiterstatus überführt wurden, aber von der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft" als entschädigungswürdig eingestuft wurden. Entscheidend sind in dieser Kontroverse aber wohl kaum staatsrechtliche Fiktionen, sondern die Rekonstruktion der faktischen Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten in der Zeit von 1943 bis 1945 im Deutschen Reich. Wer keine Mühe scheut und sich damit detailliert auseinandersetzen möchte, dem sei das lesenwerte Buch von Gabriele Hammermann nachhaltig empfohlen.

Die voluminöse Arbeit enthält einen ausführlichen Tabellenanhang, ein umfangreiches Personen-, Orts-, Firmen- und Sachregister sowie ein beeindruckendes, sich über rund 50 Seiten erstreckendes Quellen- und Literaturverzeichnis. Das Buch liegt im Vergleich zu der zugrundeliegenden, 1995 an der Universität Trier eingereichten Dissertation in einer gekürzten und überarbeiteten Version vor. Im Unterschied zur bereits 1990 erschienenen Arbeit von Gerhard Schreiber („Die italienischen Militärinternier-

ten im deutschen Machtbereich 1943 bis 1945") konzentriert sich Hammermann auf die Aufarbeitung der praktischen Durchführung des Arbeitseinsatzes der italienischen militärinternierten Soldaten und Unteroffiziere. Das Erkenntnisinteresse der Autorin liegt in Abgrenzung zu einem rein politisch-militärgeschichtlichen Zugriff darin, *„die offiziellen von Hitler und der Reichsregierung erlassenen Behandlungsvorgaben für die italienischen Militärinternierten mit den Maßnahmen der regionalen und lokalen Wehrmachtsinstanzen, der nachgeordneten Behörden des Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz (GBA) und der Rüstungsdienstellen"* zu konfrontieren. Methodisch stützt sie sich zur Bewältigung der von ihr gesetzten Programmatik in erster Linie auf schriftliche Quellen. Mündliche Erfahrungsberichte werden gleichwohl als Ergänzung herangezogen. Es sei an dieser Stelle lobend darauf hingewiesen, daß die Erweiterung des sozialgeschichtlichen Ansatzes um einen strukturell-alltagsgeschichtlich orientierten Blickwinkel nicht zu einer Auflösung der Geschichtsdarstellung in eine Aneinanderreihung von Anekdoten führt. Bei der Erforschung der Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten konzentriert sich Hammermann auf die Stamm- und Zweiglager in den Wehrkreisen der stark industrialisierten Regionen Hamburg/Berlin, Frankfurt (Oder), Leipzig, Magdeburg, Dresden, Frankfurt/Main und nicht zuletzt das Ruhrgebiet.

Als Resümee der Untersuchung von Hammermann kann festgehalten werden, daß die konkrete Ausgestaltung der Arbeits- und Lebensbedingungen der italienischen Militärinternierten sehr stark zeitlich und auch regional differierte. Als Verbesserung ihrer anfänglich unzumutbaren Lebensumstände kann ironischerweise die Überführung in den Zivilarbeiterstatus im Herbst 1944 bewertet werden. Hammermann weist ausdrücklich darauf hin, daß bei dieser Maßnahme rein ökonomische Gründe ausschlaggebend waren (Verbesserung der Arbeitsleistung durch bessere Ernährung). Zwar orientierte sich die Behandlung der italienischen Militärinternierten durch die Nationalsozialisten nicht an rassistischen Mustern (im Unterschied etwa zu den Ostarbeitern), gleichwohl sollte durch die Konstruktion eines Verräter-Bildes eine Solidarisierung der deutschen Bevölkerung mit den *„Badoglio-Schweinen"* verhindert werden. Weiterhin verweist Hammermann die in der italienischen Öffentlichkeit bis in die Gegenwart kolportierte Nachkriegslegende vom einmütigen Widerstand der italienischen Militärinternierten gegen die deutschen Unterdrücker ins Reich der Fabel. Tatsächlich war das Verhalten der italienischen Militärinternierten am Arbeitsplatz *„eher von Apathie, Kriegsmüdigkeit, Demoralisierung und Niedergeschlagenheit, denn von politisch begründeter Auflehnung gekennzeichnet"*.

Es gehört zu den Zynismen der italienischen Nachkriegsgeschichte, daß, analog zur Behandlung der sowjetischen Zivilarbeiter durch Stalin, den italienischen Militärinternierten nach ihrer Rückkehr in die Heimat von den italienischen Behörden die kalte Schulter gezeigt wurde. Angesichts einer Sterberate, die deutlich höher lag als bei den übrigen westlichen Zivilarbeitern und Kriegsgefangenen, kann dem Fazit von Hammermann nur uneingeschränkt zugestimmt werden: *„Eine ‚Wiedergutmachung' für die Zwangsarbeit ist nicht möglich, eine angemessene Entschädigung jedoch an der Zeit."*

Dieter Host

Klaus Hesse/Philipp Springer, Vor aller Augen. Fotodokumente des nationalsozialistischen Terrors in der Provinz. Für die Stiftung Topografie des Terrors, Berlin, herausgegeben von Reinhard Rürup, Essen: Klartext Verlag, 2002, 216 S.

Unter der Leitung von Klaus Hesse und in Zusammenarbeit mit dem Historiker Philipp Springer startete die Berliner Stiftung Topografie des Terrors im Jahre 1998 ein Projekt, dessen Zielsetzung es war, Fotos zu erschließen, die den nationalsozialistischen Terror auf lokaler Ebene dokumentieren. Bei den annähernd 1.500 Archiven und Sammlungen, die in die Recherche einbezogen wurden, handelte es sich in der Mehrzahl um Privatsammlungen, Stadt- und Gemeindearchive oder um Museen. Von den staatlichen Archiven beteiligten sich das Staatsarchiv Coburg, das Staatsarchiv Ludwigsburg, das Nordrhein-Westfälische Hauptstaatsarchiv Düsseldorf und das Thüringische Staatsarchiv Altenburg. Den Autoren lag schließlich eine Sammlung von Fotos vor, deren Qualität eine selbständige Veröffentlichung rechtfertigte.
Sämtliche Fotos der vorliegenden Edition wurden unretuschiert abgedruckt; es wurde nichts unternommen, ihre Qualität zu verändern oder Gebrauchsspuren und anderen Schäden zu beseitigen. Um Details besser sichtbar werden zu lassen und wegen des Layouts ist in einigen Fällen die Größe der Fotos verändert worden. Es handelt sich bei den Fotos sowohl um solche von sogenannten „Knipsern" als auch um solche, die als Auftragsarbeiten oder aus fachlichem Interesse von Fotografen gemacht worden sind; dabei konnte der Entstehungszusammenhang der Fotos nicht immer geklärt werden.
Im Anschluß an ein Vorwort von Reinhard Rürup verweist Philipp Springer in seinem Beitrag „Auf Straßen und Plätzen. Zur Fotogeschichte des nationalsozialistischen Deutschland" auf die Defizite der Geschichtswissenschaft im Umgang mit Fotos als Quellenmaterial zur Geschichte des Nationalsozialismus. Bisher hat man sich nicht systematisch mit Bildern beschäftigt, die lokalen Terror dokumentieren; sie dienten lediglich zur Bebilderung. Auf der anderen Seite wurde die öffentliche Wahrnehmung des Nationalsozialismus und des Terrors von jenen Bildern bestimmt, die von alliierten Fotografen Mitte 1945 in befreiten Konzentrations- und Vernichtungslagern gemacht und seitdem wiederholt in Zeitungen, Ausstellungen und Publikationen abgebildet wurden.
Der Hauptteil des Bandes, die Dokumentation der Fotos, ist in sechs Kapitel eingeteilt: „Der frühe Terror", „Antijüdische Aktionen und Diskriminierungen", „Der Pogrom im November 1938", „Öffentliche Demütigungen von ‚Rassenschändern'", „Die Deportationen" und „Epilog - Die Verwertung jüdischen Eigentums". Den Kapiteln sind Texte vorangestellt, die in das jeweilige Thema der Bildsequenzen einführen und auf weiterführende Literatur verweisen. Die insgesamt 345 Fotos sind zusätzlich z.T. mit ausführlichen Bildtexten versehen. In seinem Text „Die Bilder lesen - Interpretationen fotografischer Quellen zur Deportation der deutschen Juden" beschäftigt sich Klaus Hesse mit Bildern, die Deportationen von Juden aus Lörrach, Laupheim, Eisenach und Wiesbaden zeigen. Insgesamt verdeutlichen die Aufnahmen lokalen Terrors, daß der Ausgangspunkt der Deportationen, die zu den Vernichtungslagern im Osten führten, Dörfer und Städte waren. Eine Besonderheit dieser Aufnahmen resultiert daraus, daß unmittelbare physische Gewalt nicht zu sehen ist, was zugleich auf Grenzen von Fotos als historische Quelle verweist. Als Momentaufnahmen bieten sie zwar Informationen in komprimierter Form; die verschiedenen Dimensionen der sozialen Wirklichkeit lassen sich aber erst aus der Zusammenschau mit anderen bildlichen, textlichen oder mündlichen Überlieferungen erschließen. In diesem Kontext konzentriert sich das Anliegen der Autoren darauf, Aufnahmen von „lokalem Terror" in das öffentliche Bewußtsein zu bringen und sie für die wissenschaftliche Forschung nutzbar zu machen und damit zugleich auf Fotografie als eine wichtige Quellengattung aus der Zeit des Nationalsozialismus zu verweisen. Verwiesen sei noch darauf, daß der Band ein Ab-

kürzungsverzeichnis, Verzeichnisse der benutzten Archive und Sammlungen, ein Personenregister und ein geographisches Register enthält.

Marlies Mrotzek

Ralf Piorr (Hg.), „Nahstellen, fühlbar, hier..." - Zur Geschichte der Juden in Herne und Wanne-Eickel, Essen: Klartext-Verlag, 2002, 264 S.
Stadtarchiv Bochum (Hg.): Vom Boykott zur Vernichtung. Leben, Verfolgung, Vertreibung und Vernichtung der Juden in Bochum und Wattenscheid 1933 - 1945, Essen: Klartext-Verlag, 2002, 280 S.

„Nahtstellen, fühlbar, hier" - ein Zitat aus dem Gedicht „Engführung" von Paul Celan - scheint ein befremdlicher Titel für ein Buch zur Geschichte der Juden in den Ruhrgebietsstädten Herne und Wanne-Eickel zu sein, aber er entspricht durchaus einem Buch, das nicht in die Sparte der üblichen lokalhistorischen Untersuchungen abgelegt werden sollte. Allein der Titel verweist auf Kontinuitäten und Brüche des deutsch-jüdischen Lebens, die bis heute vorhanden sind und zu kritischer Auseinandersetzung Anlaß geben. Und anstatt sich in der deskriptiven Beschreibung der lokalen Verhältnisse zweier Kleinstädte im Ruhrgebiet zu erschöpfen, stellt sich die Konzeption des Buches der Herausforderung, einen den lokalen Horizont überschreitenden Beitrag zu der Problematik zu liefern, wie sich Nationalsozialismus, die Verfolgung der Juden und das KZ-System auch heute noch vergegenwärtigen lassen.

Das Buch beginnt mit der üblichen Darstellung der Entwicklung der lokalen jüdischen Gemeinden vom Kaiserreich bis heute. Jüdische Menschen waren dabei Handelnde, Subjekte der Geschichte und führten selbst unter der Bedrängnis des NS-Systems ein eigenes Leben, das allerdings zunehmend von den antisemitischen Repressionen zerstört wurde. Dabei läßt gerade die Provinzialität der Städte Herne und Wanne-Eickel zwei interessante Aspekt des Selbstverständnisses der ‚deutschen Juden' noch deutlicher zum Vorschein kommen: die hartnäckige Weigerung, die existentielle Bedrohung durch den NS-Staat zu akzeptieren, und die fahrlässigen Illusionen über die ‚zivilisierten' Eigenschaften des deutschen Volkes resp. der deutschen Gesellschaft. Ein Beispiel dafür scheint der mittelständische Geschäftsinhaber Hermann Ruf zu sein, an dessen fataler Fehleinschätzung der politischen Verhältnisse sich seine Tochter erinnert: *„Mein Vater wollte nichts wissen von auswandern. Er war im Ersten Weltkrieg Offizier, er war im Kriegerverein und Schützenverein. Er war auch Schützenkönig vor dem Krieg. Sein bester Freund war ein Amtsgerichtsrat Schramm von Recklinghausen. Meines Vaters Ansicht war leider, daß Deutschland seine Heimat war. Er sagte immer, Hitler wird nicht lange an der Regierung bleiben, die Deutschen sind gute Leute. Es wäre besser für uns gewesen, wenn er nicht so gedacht hätte, er war einfach zu deutsch eingestellt und er wollte nicht, daß wir Herne verlassen. So, dann kam der 9. November 1938, Kristallnacht, das war der Anfang vom Ende."*

Der umfangreichste Aufsatz des Buches behandelt die Zeit des Nationalsozialismus, wobei die historische Beschreibung neben den üblichen „Täter- oder Überwachungsquellen" aus Stadt- und Landesarchiven vor allem auf einer Vielzahl persönlicher Gespräche und autobiographischer Erinnerungen beruht. Dadurch wird der in anderen lokalen Monographien oftmals vermittelte Eindruck, das Leben jüdischer Menschen im nationalsozialistischen Deutschland ließe sich durch eine Aufzählung der antisemitischen Gesetzgebung und der zunehmenden Verfolgungspraxis erzählen, entschieden durchbrochen. Die ständige Gegenwart der „Opfer" läßt einen umfassenderen Blick und richtigere Perspektive auf die Geschehnisse der Zeit erkennen. Dabei wird die

Rolle der Täter, Profiteure und Zuschauer nicht ausgeklammert. Die Analyse der Entrechtung der Juden, der „Arisierung" des jüdischen Eigentums und der verschärften Diskriminierung und anschließenden Deportation nach der Reichspogromnacht 1938 läßt in Herne und Wanne-Eickel eine breite Beteiligung der Bevölkerung deutlich werden. Aufschlußreich auch für die allgemeine Darstellung der Arisierungsphase 1937/38 ist das Wechselspiel zwischen den zumeist von persönlicher Profitgier vorangetriebenen lokalen Enteignungen und der sich radikalisierenden antisemitischen Gesetzgebung, die mitunter nur die persönlichen Druckmittel oder die behördlichen Zwangsmaßnahmen, die bereits vor Ort eingesetzt wurden, nachträglich ‚legitimierte'. Für den Historiker Ralf Piorr relativiert sich die historische Frage danach, was und wie viel die Deutschen wußten. Er konstatiert, daß die Vernichtung der Juden im Osten zwar als Geheimsache betrieben wurde, daß aber die Indifferenz, mit der die Entrechtung, Ausplünderung und Isolierung der jüdischen Nachbarn und Bürger über Jahre hingenommen wurde, offensichtlich gewesen ist. *„Wenn man den Menschen alles nimmt, ist man froh, wenn sie aus der Stadt abgeschoben werden; wenn sie weg sind, sollen sie am besten auch nicht mehr zurückkommen, um etwas von ihrem Hab und Gut zurückzuverlangen oder gar Rechenschaft für das erfahrene Unrecht einzufordern - eine einfache Logik, deren düstere Konsequenz jeder Zeitgenosse hätte erahnen können, wenn er denn bereit gewesen wäre, sich mit dem auseinander zu setzen, was vor seinen Augen geschah."* Die Darstellung des jüdischen Lebens in den beiden Ruhrgebietsstädten endet nicht mit den Deportationen in die Konzentrationslager des Ostens, sondern es wird auch die Gemeindeentwicklung nach 1945 beschrieben, die unter dem Vorzeichen stand, wie es den Überlebenden gelang, mit den traumatischen Erfahrungen von Verfolgung und Shoah im „Land der Täter" umzugehen. Bis heute gelang es diesen Kleinstgemeinden nicht mehr, an das kulturelle und gemeinschaftliche Leben der Vorkriegszeit anzuknüpfen.

Im Mittelteil des Buches befindet sich eine „Gedenkliste der Opfer der Shoah aus Herne und Wanne-Eickel", die von einer inhaltlichen und graphischen Übersicht über die Deportationen und die Deportationsorte ergänzt wird. Der abschließende Teil ist mit autobiographischen Erzählungen, Interviews und Porträts den Erinnerungen der Zeitzeug(innen) verpflichtet, in denen die Intensität der persönlichen Erfahrungen und Erinnerungen spürbar bleibt. Kein Gespräch mit jüdischen Überlenden, in dem nicht Verlust, Trauer und Schmerz deutlich zum Ausdruck kommen. Das Gespräch mit der ungarischen Jüdin Channa Birnfeld beschreibt nicht nur eindrücklich ihre Erfahrungen in Auschwitz, die ihr Leben radikal veränderten, sondern macht auch das Spannungsverhältnis deutlich, das zwischen der Angst, die Gesellschaft könnte den Fakt der Endlösung „vergessen", und der persönlichen Notwendigkeit, dem Schatten der demütigenden Lagererfahrung zu entfliehen, um sich wieder ein eigenständiges Leben aufzubauen, liegt: *„Ich habe sehr lange nicht über Auschwitz gesprochen. Dieser Schock wirkte noch lange nach, dieses Entwurzelt-Sein... Das Gefühl, daß man weiter ein Niemand, ein Untermensch ist, weil man dich nicht kulturell einordnen kann, das ist ein langwieriger Schockzustand, daß man gar nicht anfängt, es zu analysieren. Man versucht nur weiterzuleben und diesen Karren, den man Leben nennt, weiterzuziehen."* Ein anderes bemerkenswertes Dokument ist der Reisebericht von Kate Katzki, die 1934 aus Herne vertrieben wurde, und 1947 als Mitarbeiterin des „Joint Distribution Committee" die Gelegenheit hatte, das zerstörte Deutschland zu besuchen. Die Eindrücke und Empfindungen ihrer Reise ins Ruhrgebiet und anschließend den Rhein entlang in Richtung Frankfurt schrieb sie damals nieder. Die Quintessenz des Textes ist ihre

Wut und ihr Gefühl eines Entsetzens über die Kälte und das weinerliche Selbstmitleid der Nachkriegsdeutschen, die sich individuell und kollektiv weigern, sich der historischen Verantwortung zu stellen - eine eindrückliche Beschreibung dessen, was Alexander und Margarete Mitscherlich später als *„Unfähigkeit zu trauern"* analysierten. In den biographischen und analytischen Texten wird übereinstimmend festgestellt, daß die Verfolgungs- und Vernichtungstaten der Deutschen alles verändert haben, was das deutsch-jüdische Verhältnis anbelangt, sowohl das, was davor lag, als auch das, was danach kam. Diese Brüche erkenn- und „fühlbar" zu machen, unumgängliche Unruhe und notwendige Fragen hervorzurufen, gelingt diesem Buch - oder wie es vom Herausgeber einleitend festgestellt wurde: *„Etwas ist sperrig an diesem Buch, so war es beabsichtigt."*

Eine ganze andere Konzeption verfolgt das Buch zur Geschichte der Juden in den Städten Bochum und Wattenscheid, das sich methodisch der *„problemorientierten Geschichtsdidaktik"* verschrieben hat und sich dezidiert als „Quellen- und Arbeitsbuch (nicht nur) für Schulen" versteht und vom Bochumer Stadtarchiv - für die Redaktion zeichnet die Historikerin Ingrid Wölk verantwortlich - herausgegeben wurde. Die Darstellung verschiedener Aspekte des jüdischen Lebens während des Nationalsozialismus, wie „Jüdisches Selbstverständnis und Gegenwehr", „Aspekte der ‚Arisierung' in Bochum" und „Bochumer und Wattenscheider Opfer der Shoah", wurde jeweils mit einer kurzen inhaltlichen Einleitung versehen, an deren Anschluß die Dokumentation überregionaler und lokaler „Materialien" folgt. Zur pädagogischen Konzeption des Buches gehören auch noch „Aufgabenvorschläge zu den Materialien", die sich als Fragen direkt an die Schüler(innen) wenden, und eine „Didaktische Einführung", in der dem potentiellen Lehrkörper mitgeteilt wird, in welchen Kapiteln z. B. etwas zum Thema „Die Haltung nichtjüdischer Deutscher zu Ausgrenzung, Diskriminierung und Verfolgung von Juden" zu finden ist, und welche Aspekte dabei besonders *„zu thematisieren"* wären. So sinnvoll es scheint, den Geschichts- oder Politikunterricht mit einem lokalhistorischen Bezug zu versehen, und dabei hilft dieses Buch ungemein, so unangenehm wirkt diese mitunter penetrante Didaktisierung für den Leser, der ohne Verbindung zur Bildungsarbeit etwas über die Geschichte einer jüdischen Gemeinde in einer Ruhrgebietsstadt erfahren möchte.

Jenseits dieser Frage des persönlichen Geschmacks und Nutzungsinteresses fällt auf, daß gerade in den Materialien häufig die Täterperspektive dokumentiert wird: die antisemitischen Karikaturen des „Stürmers" werden ebenso wie Abbildungen aus NS-Schulbüchern über die „Gefahr der Erbkranken" und „Schädelmerkmale zur Rassenzugehörigkeit" reproduziert; oft dienen Quellentexte aus der NSDAP-Zeitung „Rote Erde" oder Auszüge aus antisemitische Verwaltungsvorschriften als Materialanhang. Diese Tendenz, statt der Geschichte der jüdischen Menschen den Antisemitismus der Tätergesellschaft abzubilden, ist wohl dadurch bedingt, daß es nur wenige Quellentexte aus und über die jüdische Gemeinde selbst gibt, aber trotzdem sollten Historiker mit der Reproduktion antisemitischer nationalsozialistischer Karikaturen und Bilder doch etwas sensibler umgehen und auf die eine oder andere „spektakuläre" Darstellung verzichten. Die Kapitel, in denen die Verfolgten tatsächlich zu Wort kommen, wie die Erinnerungen von Überlebenden, die ihre „Jüdische Jugend in Bochum" beschreiben oder der Bericht des Auschwitz-Überlebenden Alfred Salomon, sind deswegen umso wertvoller, weil gerade in diesen Selbstzeugnissen Juden nicht auf die potentielle Opferrolle beschränkt werden.

Bei beiden Büchern handelt es sich um sorgfältig erarbeitete Dokumentationen der Geschichte der Juden in zwei Ruhrgebietsstädten, die in ihren Schlußfolgerungen, z.B. im Hinblick auf die breite Beteiligung der Bevölkerung und der lokalen Behörden an der ‚Arisierung', weitgehend übereinstimmen. Trotzdem könnten die Bücher in ihrer Art und Weise der Darstellung und Schwerpunktsetzung kaum unterschiedlicher sein. Eine Differenz, die vielleicht nicht nur in unterschiedlichen Konzeptionen begründet liegt, sondern auch etwas mit der Frage zu tun hat, wie sich NS-System und Shoah heute noch vergegenwärtigen lassen. Die einen nehmen den kategorischen Imperativ „Nie wieder Auschwitz!" als Aufforderung zum historischen Lernen, wobei ihnen ihr Forschungsgegenstand aber zu sehr zum didaktisch bearbeiteten Material gerinnt; den anderen geht es darum, die Musealisierung des Themas aufzubrechen und keine Geschichte zu präsentieren, die es dem Leser erlauben würde, einen bequemen Sicherheitsabstand zu den Geschehnissen einzunehmen.

Michael Ratajczak

Horst J.P. Bergmeier/Ejal Jakob Eisler/Rainer E. Lotz, Vorbei... Beyond Recall. Dokumentation jüdischen Musiklebens in Berlin 1933-1938. A Record of Jewish musical life in Nazi Berlin 1933-1938, Hambergen: Bear Family Records, 2001, Katalogbuch: 518 S., 11 CDs, 1 DVD

„Nur dem *Geschichtsschreiber wohnt die Gabe bei, im Vergangenen den Funken der Hoffnung anzufachen, der davon durchdrungen ist: auch die Toten werden vor dem Feind, wenn er siegt, nicht sicher sein. Und dieser Feind hat zu siegen nicht aufgehört."* Es ist müßig sich darüber zu echauffieren, daß etablierte Geschichtsschreibung das erledigt, wofür sie bezahlt wird: Apologie der Gegenwart im Lichte des Vergangenen - die Toten jedenfalls sind vor ihr nicht sicher. Da scheint es manchmal besser, die Toten werden in Ruhe gelassen, ehe sie, von der Geschichtsschreibung entsprechend auf- und zubereitet, irgendwelchen aus aktuellen Notlagen geborenen legitimatorischen Zwecken zugeführt werden. Auf welche pervertierte Weise solche Vereinnahmung funktioniert, hat vor einigen Jahren ausgerechnet eine rotgrüne deutsche Regierung gezeigt, als sie die Ermordeten von Auschwitz als Legitimation für einen Angriffskrieg gegen einen von ihr zum Feind auserkorenen unabhängigen Staat benutzte. Ob und inwieweit der von Walter Benjamin angesprochene *„Funke der Hoffnung"* gegen solcherlei Vereinnahmungen überhaupt angefacht werden kann, muß wohl dahingestellt bleiben; gerade deshalb aber gilt es immer wieder, die Toten und oft genug Ermordeten gegen die Sieger ins Feld zu führen und *„die Überlieferung von neuem dem Konformismus abzugewinnen, der im Begriff steht, sie zu überwältigen"*.

Zu den Toten gehörte jahrzehntelang auch der „Kulturbund Deutscher Juden", der im Sommer 1933 in der Folge der sogenannten „Entjudung" des sogenannten „deutschen Kulturlebens" gegründet worden war und bis zu seiner Auflösung im September 1941 existierte. In einem anläßlich der Gründung herausgegebenen Faltblatt hieß es: *„Wir wollen jüdischen Künstlern und Dozenten weiter eine Lebens- und Schaffensmöglichkeit bieten - wir wollen den aufnahmewilligen und erhebungsbedürftigen deutschen Juden neue Möglichkeiten schaffen, ihre Kulturbedürfnisse zu befriedigen. Die Veranstaltungen, in denen* ***Juden für Juden*** *Schauspiel und Oper, Musik und bildende Kunst und Vorträge bringen wollen, sie werden doch nicht die Wiederkehr eines Ghetto bedeuten, in dem jüdisches Wesen sich vor der Lebensgemeinschaft seiner deutschen Heimat und der großen Welt absperrt."* Das mutet angesichts des zu diesem Zeitpunkt bereits angelaufenen, wenn auch in seinen radikalen Konsequenzen noch nicht unbe-

dingt überschaubaren deutschen Projekts „Endlösung der Judenfrage“ im Nachhinein etwas arg weltfremd an; aber bereits damals gab es auch Stimmen, die den Kontext realistischer einschätzten, so z.B. Julius Bab, der im Juni 1933 schrieb: *„Es bleibt doch eine bittere Sache, ein Ghetto-Unternehmen, das wir freilich so gut machen wollen, daß sich die Deutschen schämen müssen.“* Es ist fraglich, ob sich die Deutschen geschämt haben; sie haben das *„Ghetto-Unternehmen“* wohl eher gar nicht zur Kenntnis genommen oder sie haben es diffamiert, dann haben sie die jüdischen Künstler(innen) - nicht weil sie Künstler(innen) waren, sondern weil sie einer ihrer Phantasie entsprungenen sogenannten „minderwertigen Rasse“ angehörten - vertrieben und ermordet und schließlich haben sie das gemacht, worin sie auch „Meister“ sind: sie haben es einfach vergessen.

Erst mehr als vierzig Jahre nach der Befreiung vom nationalsozialistischen Regime, mit deren Verarbeitung die Deutschen noch heute beschäftigt sind, wurde der „Jüdische Kulturbund“ wieder in die Erinnerung zurückgerufen. Nach langwierigen Recherchen stellten Eike Geisel und Henryk M. Broder 1988 einen neunzigminütigen Dokumentarfilm über den „Jüdischen Kulturbund“ für die ARD fertig, 1992 veröffentlichten sie das Buch „Premiere und Pogrom. Der Jüdische Kulturbund 1933-1941. Texte und Bilder“ und im gleichen Jahr fand in der Berliner Akademie der Künste die Ausstellung „Geschlossene Vorstellung“ statt. In seinem Beitrag „Junge Leute im fortgeschrittenen Alter“ für den Band „Premiere und Pogrom“, der in gekürzter und überarbeiteter Form in sein Vorwort des Katalogbandes der hier anzuzeigenden Edition eingegangen ist, hatte Broder von den Schwierigkeiten der Recherchen berichtet. Dabei waren er und Geisel auch darauf gestoßen, daß *„der Kulturbund eine eigene Plattenproduktion (hatte), LUKRAPHON. Ihr Besitzer“*, so schrieb Broder weiter, *„ein Herr namens Levy oder Levi, soll im Jahre 1938 mit der Firma von Berlin nach London verzogen sein. Dessen war sich jedenfalls Shabtai Petrushka in Jerusalem sicher, der bei LUKRAPHON Platten aufgenommen hatte. Wir hatten in Israel einige LUKRAPHON-Platten gefunden, dazu Prospekte der Firma, und waren nun entschlossen, den Rest des Schatzes in London auszugraben“;* lösen konnten sie *„das Rätsel um die LUKRAPHON-Plattenproduktion“* damals jedoch nicht.

Die von Horst J.P. Bergmeier, Ejal Jakob Eisler und Rainer E. Lotz über Jahre hinweg erarbeitete und von Bear Family Records wohl allen vorgeblichen Gesetzen der Marktwirtschaft zum Trotz veröffentlichte „Dokumentation jüdischen Musiklebens in Berlin 1933-1938“ hat dieses Rätsel nun gelöst und damit dazu beigetragen, daß u.a. auch Aufnahmen des „Orchester Shabtai Petrushka“ sowie der von diesem geleiteten „Sid Kay's Fellows“ der Vergessenheit entrissen und wieder zu hören sind. Schon alleine der voluminöse, großformatige, reichlich bebilderte, graphisch hervorragend gestaltete und zweisprachige (deutsch-englisch) Katalog läßt dieses vergessene Kapitel jüdischer Geschichte im nationalsozialistischen Deutschland wieder auferstehen. Der Katalog enhält im Anschluß an kurze einleitende Texte der Herausgeber, Henryk M. Broders sowie Andreas Nachamas einen den historischen Hintergrund ausleuchtenden Text „Der Jüdische Kulturbund und das politische Umfeld“ sowie einen Überblick über „Die Schallplattenaufnahmen von Mitgliedern des Jüdischen Kulturbundes“, ergänzt von einem Beitrag Rabbi David Polnauers „Über die jüdische Liturgie und jüdisches Leben“, da auf den CDs zahlreiche kantonale Gesänge veröffentlicht sind, zu deren inhaltlichem Verständnis dieser Beitrag notwendiges Hintergrundwissen liefert. Im Zentrum des Katalogbandes stehen jene vier Labels, aus deren Repertoire die Aufnahmen auf den 11 CDs stammen: Semer, Achva, Bema und Lukraphon. Das Label Semer

wurde vermutlich im Herbst 1932 in Berlin von dem Buchhändler Hirsch Lewin gegründet und existierte bis Ende 1936/Anfang 1937. Das Label Achva wurde Ende Dezember 1933 von Beer Maiblatt in Palästina gegründet, gehört aber insofern in den deutschen Kontext als die Aufnahmen in einem Berliner Aufnahmestudio gemacht wurden; das Label existierte nur bis zum November 1934. 1936 unternahm Maiblatt mit seinem neuen Label Bema einen erneuten Versuch, der aber nach drei Platten bereits im gleichen Jahr wieder eingestellt wurde. Lukraphon schließlich wurde Anfang 1935 von Moritz Lewin gegründet und existierte vermutlich bis Ende 1936, als die letzte Anzeige des Labels erschien. Mitte Dezember 1937 erließ der Reichsminister für sogenannte Volksaufklärung und widerliche Propaganda im Rahmen der Arisierungsmaßnahmen schließlich einen weitere Aufnahmen endgültig verunmöglichenden Erlaß zur „Bereinigung der Schallplattenindustrie", dessen erste Paragraphen wie folgt lauteten: *„§ 1 Musik jüdischer Komponisten und von Juden ausgeführte Musik auf Schallplatten aufzunehmen, ist verboten. § 2 Dieses Verbot tritt für Neuaufnahmen sofort in Kraft. Die Ausmerzung bereits hergestellter jüdischer Schallplatten hat bis zum 31. März 1938 zu erfolgen."* Ausnahmsweise mag einem Kommentar in dem Fachblatt „Phonographische und Radio Zeitung" zugestimmt werden, der sich darüber wunderte, *„daß sich... noch im fünften Jahr nach der Machtergreifung auf dem Schallplattengebiet Zustände und Verhältnisse zeigten, die geeignet waren, ein höchst verwundertes Kopfschütteln hervorzurufen"*. Es sollte aber nicht mehr lange dauern, bis die rassenbewußte deutsche Volksgemeinschaft solchen Zuständen in jeder Hinsicht ein radikales Ende bereitete.

Die auf der Auswertung von Originalplatten, Katalogen und Anzeigen beruhenden Diskografien der vier Labels enthalten nicht nur ausführliche Angaben zu den einzelnen Platten und Aufnahmen, sondern insbesondere auch, soweit sich dies rekonstruieren ließ, umfangreiche und materialreiche Informationen zu Lebensgeschichte und Werk aller beteiligten Personen, angefangen von den Firmenbesitzern über Produzenten und Komponisten bis zu den Interpreten. Im Anschluß an einen Epilog, der über die mit dem Namen Hirsch Lewins, der mit seiner Familie den Nationalsozialismus in Italien überlebt hatte, verbundenen Anfänge der Schallplattenindustrie in Israel berichtet, folgen ein kurzer Beitrag von Robert M. Laue „Über die Restaurierung von Schellackplatten", Autorenporträts, eine beiläufig auf den außergewöhnlichen Umfang der Recherchen verweisende Danksagung an Personen und Institutionen, ein Quellennachweis, ein Index sowie ein Verzeichnis der auf den CDs veröffentlichten Aufnahmen.

Es sind natürlich diese auf elf CDs und einer DVD veröffentlichten Aufnahmen, die das eigentliche Herzstück der Edition bilden. *„Ist nicht in Stimmen, denen wir unser Ohr schenken, ein Echo von nun verstummten?"*, fragt Walter Benjamin in seinen Thesen „Über den Begriff der Geschichte", und antwortet: *„Ist dem so..., dann ist uns wie jedem Geschlecht, das vor uns war, eine* schwache *messianische Kraft mitgegeben, an welche die Vergangenheit Anspruch hat."* Diesem Anspruch Folge zu leisten ist wohl auch, ob ausgesprochen oder nicht, ein Anliegen dieser Edition, die mit einer Musik bekannt macht, die nicht nur einfach vergessen, sondern angesichts der Tatsache, daß viele Platten nur noch in ganz wenigen oder gar nur einem einzigen Exemplar aufzufinden waren, vielfach auch geradezu vernichtet und verschwunden war. Neben der DVD, die den im Winter 1934/35 in der Jerusalemer Altstadt gedrehten, längst verloren geglaubten und hier erstmals zugänglich gemachten Tonfilm „Hebräische Melodie" mit dem Geiger Andreas Weißgerber enthält, umfassen die elf CDs mehr als 250

Aufnahmen mit einer Gesamtspieldauer von mehr als vierzehn Stunden. *„Das Repertoire"*, so heißt es in der Einleitung, *„ist breit gefächert und umfaßt u.a. klassische Musikstücke, jiddischsprachige Komiker, deutsche Kabarettisten und Chansonnièren, zionistische Lieder und - vor allem - kantorale Gesänge von unerhörter Ausdruckskraft."* Dem ist zum Abschluß allenfalls noch ganz prosaisch hinzuzufügen, daß es sich bei dieser Edition um eine Arbeit handelt, die, wie Henryk M. Broder in seinem Vorwort zurecht anmerkt, *„nur zwei Prädikate verdient: gigantisch und großartig"*.

Wolfgang Braunschädel

Enzo Traverso, Auschwitz denken. Die Intellektuellen und die Shoah, Hamburg: Hamburger Edition, 2000, 368 S.
Enzo Traverso, Nach Auschwitz. Die Linke und die Aufarbeitung des NS-Völkermords, Köln: Neuer ISP Verlag, 2000, 220 S.

„Hitler war nicht der natürliche Erbe Martin Luthers und die Gewalttaten der ‚Einsatzgruppen' lassen sich nicht auf ‚germanische Gene' zurückführen. Aber in Auschwitz machte sich eine verborgene Tendenz der westlichen Welt geltend, brach eine latente Hölle an die Oberfläche der Kultur durch." Es hat Jahrzehnte gedauert, ehe die Erkenntnis, daß nicht nur das zwanzigste Jahrhundert, sondern das aufklärerische und sich aufgeklärt wähnende Projekt Fortschritt insgesamt nur noch von Auschwitz, vom deutschen Projekt Endlösung her zu denken ist, eine über einzelne Denker(innen) hinausreichende Verbreitung, wenn auch keineswegs eine öffentliche Durchsetzung erfahren hat. Die in den beiden hier anzuzeigenden Bänden versammelten Texte, von denen diejenigen des Bandes „Auschwitz denken" zum Teil, diejenigen des Bandes „Nach Auschwitz" allesamt zuerst in Zeitschriften bzw. in Sammelbänden erschienen sind, beschäftigen sich im Kern mit der Frage, ob und inwieweit nach dem mit Auschwitz verbundenen Zivilisationsbruch eine neu zu definierende Linke an ihrem Projekt eines *„Sozialismus als radikal andere Zivilisation..., die nicht mehr auf dem Paradigma der blinden Entwicklung der Produktivkräfte und der Beherrschung der Natur durch die Technik gegründet ist"*, weiterarbeiten kann. Diese Fragestellung führt erst einmal zu der zwar bekannten, dennoch immer wieder überraschenden Feststellung, daß die spezifische Besonderheit des Projekts Endlösung lange Zeit fast überhaupt nicht zur Kenntnis genommen worden ist. In den beiden deutschen Nachfolgestaaten waren die mittlerweile hinlänglich bekannten und beschriebenen Verdrängungsmechanismen am Werk, während in den ehemals von deutschen Truppen besetzten Ländern, insbesondere dort, wo Widerstandsbewegungen an der Befreiung vom Nationalsozialismus entscheidend beteiligt gewesen waren, die Neukonstituierung des bürgerlichen Staatsapparates in der optimistischen Perspektive des gerade errungenen Sieges vorangetrieben wurde.

Es waren zuerst vorwiegend exilierte jüdische Intellektuelle und dann solche, die selbst Lagererfahrungen durchmachen mußten, die auf den durch die Shoah markierten geschichtlichen Bruch hinwiesen. Auch für Traverso ist es Walter Benjamin, der bereits in den dreißiger Jahren, zu einem Zeitpunkt, als es noch keine Vernichtungslager gab, eine Erkenntnis formuliert hatte, zu der sich andere erst später, nachdem sie, vielfach ungläubig oder widerwillig, von Auschwitz hatten Kenntnis nehmen müssen, durchringen konnten: *„Der Begriff des Fortschritts"*, so hatte Benjamin damals in seiner Arbeit über Charles Baudelaire geschrieben, *„ist in der Idee der Katastrophe zu fundieren. Daß es ‚so weiter' geht,* ist *die Katastrophe. Sie ist nicht das jeweils Bevorstehende sondern das jeweils Gegebene. Strindbergs Gedanke: die Hölle ist nichts, was*

uns bevorstünde - sondern dieses Leben hier." Auschwitz war entgegen verbreiteter Annahme keineswegs ein Rückfall in eine vormoderne Barbarei, sondern geradezu in der Logik der Moderne angelegt, auch wenn diese keineswegs quasi teleologisch auf Auschwitz ausgerichtet war; Auschwitz war eine Todesfabrik, in der alles das, was die Moderne ausmacht - Rationalität, Bürokratie, wissenschaftliche Arbeitsorganisation, eine ideologisch fundierte Mischung aus Gesinnungs- und Verantwortungsethik - zusammentraf. Vordergründig schien diese Todesfabrik den auf Gewinnstreben und Mehrwertproduktion angelegten Regularien der modernen Industriegesellschaften zu widersprechen, tatsächlich aber entsprach der planmäßig durchgeführte Tod der Juden der eigentlichen ideologischen Vision des spezifisch nationalsozialistisch-„antikapitalistischen" Projekts, derzufolge „der Jude" mit dem kapitalistischen System und konsequenterweise der Tod „des Juden" mit der Überwindung dieses Systems identifiziert wurde - eben dies macht das Spezifikum dieses „deutschen Sozialismus" aus. Das reale Auschwitz war somit zwar ein Projekt der Moderne, aber der spezifischen Moderne dieses „deutschen Sozialismus".

Im Kontext seiner Rekonstruktion frühen Denkens über die Shoah - neben Benjamin stehen dabei Hannah Arendt, Günther Anders, Theodor W. Adorno, Paul Celan, Jean Améry, Primo Levi, Dwight MacDonald und Jean-Paul Sartre im Zentrum des Interesses - interessiert sich Traverso jedoch weniger für diese spezifisch deutsche Dimension des Verbrechens. Auch wenn er an einer Stelle darauf hinweist, daß *„die ‚Endlösung' (zweifellos) ein Produkt der deutschen Geschichte mit all ihren Besonderheiten (war)"*, interpretiert er die Vernichtungslager ganz allgemein als *„eine der Entwicklungsmöglichkeiten unserer Zivilisation"*. *„Konsequenterweise"*, heißt es an einer anderen Stelle, *„kann Auschwitz nicht als eine deutsche Besonderheit gesehen werden, sondern eher als europäische Tragödie des zwanzigsten Jahrhunderts, was ein breiteres Verständnis des Begriffs der historischen Verantwortung nahe legt, gleichzeitig jedoch die Deutschen in keiner Weise von ihrer Vergangenheit befreit."* Diese durchaus fragwürdige Behauptung resultiert aus der in dieser Allgemeinheit ebenfalls so nicht hinnehmbaren Annahme, daß der Völkermord *„aus der monströsen Begegnung des Antisemitismus mit dem Faschismus (entstand)"*. Das ist zwar nicht falsch, aber auch nicht unbedingt richtig, wenn man bedenkt, daß der Völkermord an den europäischen Juden ein spezifisch deutsches Projekt und eben z.B. kein Projekt des italienischen Faschismus war; nicht von ungefähr hat z.B. auch der von Traverso hin und wieder erwähnte Zeev Sternhell darauf hingewiesen, daß sich in Italien zahlreiche Juden der faschistischen Bewegung anschließen konnten. Traverso selbst stellt völlig zurecht fest, daß der französische Antisemitismus im Gegensatz zum *„rassischen Fundamentalismus in der germanischen Welt"* eher kulturell argumentierte - ähnliches gilt für den italienischen Faschismus. Eine analytische Differenzierung zwischen westlichem bzw. romanischem Faschismus und deutschem Nationalsozialismus hätte Traverso möglicherweise vor seinen Kurzschlüssen bewahren können, die auch in seiner vehementen Polemik gegen die *„beschränkte und simplifizierende These"* Goldhagens zum Ausdruck kommen, dem er völlig ungerechtfertigt eine Apologie einer deutschen „Kollektivschuld" unterstellt und ausgerechnet mit *„der historisch präzisen, leidenschaftlich politischen und ethisch noblen Kritik eines Norman Finkelstein"* zu Leibe rückt.

Diese analytischen Verkürzungen und die daraus resultierenden Polemiken verweisen auf Traversos eigentliches, insbesondere in den Beiträgen des zweiten hier anzuzeigenden Bandes vorgetragenes Anliegen: die bereits erwähnte Rettung und Neubegründung des sozialistischen Projekts als einer *„radikal andere(n) Zivilisation"* aus dem

„Zivilisationsbruch" Auschwitz. Angesichts des insbesondere in der deutschen Linken verbreiteten Unverständnisses des Stellenwerts des Antisemitismus im Gesamtkontext der nationalsozialistischen Bewegung, das in seiner ökonomistischen Zuspitzung auf die Analyse der Klasseninteressen des Großkapitals nicht nur *„den Völkermord an den Juden banalisiert"*, sondern auch *„den Marxismus selbst diskreditiert"*, wird Auschwitz aus guten Gründen zum *„Lackmustest"* für jegliches marxistische Denken und jede *„erneute Lektüre von Marx"* erfolgt notwendigerweise *„im Lichte von Auschwitz"*. Der Sozialismus als *„radikal andere Zivilisation"* läßt sich in der Sichtweise Traversos jedoch aus dem Kontext von Auschwitz nur dann neu begründen, wenn Auschwitz nicht als ein spezifisch deutsches, einer eigensinnigen Konzeption eines „deutschen Sozialismus" entsprechendes Projekt interpretiert wird, sondern als ein sich der Logik der westlichen Moderne ganz allgemein verdankendes Projekt. Nur dann, wenn man Auschwitz nicht im spezifischen Kontext des „deutschen Sozialismus" interpretiert, läßt es sich mit dem Scheitern des tradierten Sozialismus im allgemeinen kurzschließen; Auschwitz hat dann, *„zusammen mit der Idee des Fortschritts, endgültig auch die Konzeption des Sozialismus als eines natürlichen, automatischen und unvermeidlichen Resultats der Geschichte hinweggefegt"*. Es ist müßig darauf hinzuweisen, daß eine solche Konzeption von Sozialismus bereits längst vor Auschwitz fragwürdig geworden war und in dieser Variante letztlich nur noch im dogmatischen Marxismus anerkannt wurde. Wenn Traverso abschließend darauf hinweist, daß eine Neulektüre des Marxismus nach Auschwitz *„bedeutet, ihn den Mythologien des Fortschritts und jeder teleologischen Vision der Geschichte zu entreißen"*, dann knüpft er damit an vor Auschwitz eher häretische und - wenn auch mit Verzögerung - nach Auschwitz eher geläufige Traditionen an, was der Lektüre der durchweg flüssig geschriebenen und informativen Texte aber keinen Abbruch zu tun braucht, auch wenn man mit dieser oder jener Interpretation nicht übereinstimmen mag.

Wolfgang Braunschädel

Nicolas Berg, Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung, Göttingen: Wallstein Verlag, 2003, 766 S.
Thomas Etzemüller, Sozialgeschichte als politische Geschichte. Werner Conze und die Neuorientierung der westdeutschen Geschichtswissenschaft nach 1945, München: R. Oldenbourg Verlag, 2001, 445 S.

Akademische Geschichtswissenschaft war und ist allen gegenteiligen Behauptungen zum Trotz ein ausgesprochen ideologisches Unternehmen. So wie die aus der Tradition des Historismus geborene und diese fortsetzende preußisch-kleindeutsche Großgeschichtsschreibung Herkunft, reale Existenz und Zukunft des autoritär strukturierten preußischen Staats- und Gemeinwesens apologetisierte, so läßt sich die bundesdeutsche Sozialgeschichtsschreibung als Begleitinstrument einer grundsätzlich mit der Befreiung vom Nationalsozialismus einsetzenden, mental und institutionell aber vielfach erst seit den sechziger Jahren greifenden Demokratisierung gesellschaftlicher Strukturen lesen. Der Bruch zwischen Staatsgeschichtsschreibung in preußischer und Gesellschaftsgeschichtsschreibung in bundesdeutscher Manier erfolgte in einer rund zwanzigjährigen Inkubationszeit, an deren Anfang die alten Meister gegen den als „Einbruch" von außen interpretierten Nationalsozialismus noch einmal Glanz und Gloria einer „eigentlichen" deutschen Geschichte beschworen und an deren Ende die jungen Meister mit ihren ersten Arbeiten zur Entmystifizierung preußisch-deutscher Geschichte, insbesondere der wilhelminischen Zeit, beitrugen. In dieser Inkubationszeit

dominierte eine Generation - Schüler der alten und Lehrer der neuen Meister -, die akademische Historikerzunft, die ihre akademischen Karrieren ausgerechnet in jenen zwölf Jahren zwischen 1933 und 1945 begonnen hatte, die einer in Historikerkreisen so gerne beschworenen Sachlichkeit wenig zuträglich waren; angesichts der Tatsache, daß die in diesen zwölf Jahren zu verortenden akademischen und außerakademischen Karrieren dieser Historikergeneration über Jahrzehnte hinweg nicht beachtet worden sind, darf man wohl von einem außerordentlich bemerkenswerten blinden Fleck bundesdeutscher Sozialgeschichtsschreibung sprechen. Erst die Schüler der ehemals neuen, jetzt auch schon alten Meister, die mittlerweile ihre abschließenden großen Werke vorlegen, haben, nachdem ihre eigenen akademischen Karrieren institutionell abgesichert waren, ihr Augenmerk auf diesen blinden Fleck gerichtet und entweder selbst ausgeleuchtet oder aber wiederum ihre eigenen Schüler mit dieser Ausleuchtung beauftragt, so daß die Tabus brechende selbstreferentielle Beschäftigung mit der Historie einer ganzen Historikergeneration mittlerweile zum lohnenswerten Feld akademischer Karrieren geworden ist. Die Beschäftigung mit dieser Historikergeneration konzentriert sich dabei zum einen auf die Karrieren während der nationalsozialistischen Ära, wozu in der Zwischenzeit eine ganze Reihe von bahnbrechenden Arbeiten erschienen sind, zum anderen auf die Karriereverläufe nach 1945.

Die etablierte bzw. sich im Laufe der Jahre wieder etablierende akademische Geschichtswissenschaft hat sich nach der Befreiung jedoch nicht nur mit der Thematisierung der eigenen Rolle in der Zeit des Nationalsozialismus, sondern auch mit der Aufarbeitung des Nationalsozialismus insgesamt sehr schwer getan. Die Ausblendung der eigenen Rolle war mit zwei fundamentalen Reaktionsweisen vermischt: Zum einen mußte der Nationalsozialismus als Einbruch in eine ansonsten geradlinig verlaufende, zumeist in der preußisch-deutschen Tradition verortete Geschichte, gewissermaßen als „undeutsch", disqualifiziert werden, zum anderen mußte die akademische Geschichtswissenschaft als Hort einer inneren Distanz oder gar eines inneren Widerstandes gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie und Praxis behauptet oder gar glorifiziert werden. Erst in dem Maße, in dem diese beiden Reaktionsweisen auf der Basis eines zumindest in seinen Grundzügen zwar längst bekannten, im Zuge zunehmender Detailforschung schließlich nicht mehr abzuwehrenden historischen Wissens aufgebrochen und ad absurdum geführt werden konnten, geriet der akademischen Geschichtswissenschaft auch die eigene Zunft ins Visier - ein Prozeß, der insgesamt rund fünfzig Jahre in Anspruch nahm und von einer im negativen Sinne faszinierenden Unfähigkeit der historischen Zunft zur kritischen Hinterfragung der eigenen Geschichte zeugt. Die akademische Geschichtswissenschaft ist ganz offensichtlich bürgerliche Wissenschaft im eigentlichen Sinne; sie begleitet den Gestaltwandel der bürgerlichen Gesellschaft und des bürgerlichen Staates in jeweils apologetischer Absicht und ruht dabei im Hinblick auf die zunftinterne Weitergabe der jeweiligen historiographischen Aufgaben und Herausforderungen fest in patriarchalisch-zünftlerischer Tradition. In der Konsequenz ihres apologetischen Selbstverständnisses bleibt sie sich selbst ein stetes Rätsel, das zumindest ansatzweise und durchweg erst im Rückblick zu erschließen sie sich nur dann bereit zeigt, wenn sie aus welchen Gründen auch immer unter Legitimationsdruck geraten ist.

Als ein solches selbstreflexives Unternehmen läßt sich die Arbeit von Nicolas Berg über den ihrem Selbstverständnis zufolge natürlich ausschließlich „wissenschaftlichen" und „objektiven" Umgang bundesdeutscher Historiker mit dem Holocaust lesen. In einem gleichermaßen umfassenden wie exemplarischen Zugriff rekonstruiert Berg in al-

ler hierbei wohl notwendigen Detailverliebtheit, *„wer auf welche Weise das Recht zum Sprechen über die Judenvernichtung erhielt, welche Sinnstiftungsformeln zu bestimmten Zeiten zu benutzen waren und welche Regeln dabei als unverletzlich galten"*. Ins Blickfeld gerät somit *„die Konstituierung von Diskursen bzw. Diskursverboten im Verhältnis der Deutschen zu Nationalsozialismus und Massenverbrechen"*, wobei unter Diskurs ein *„Verfahren"* verstanden wird, *„das zwei Seiten eines Textes zu betrachten versucht, seine wörtliche, textuelle, ‚harte' Seite ebenso wie die ‚weiche' seines Kontextes, seiner Perspektivität, seiner Konzeption und Intertextualität"*, ein Verfahren, das z.B. bei der adäquaten Einschätzung des Gebrauchs der genannten Begriffe „wissenschaftlich" und „objektiv" im inner- und außerakademischen Betrieb von nicht unerheblichem Nutzen ist. Indem er *„Gedächtnisgeschichte"* betreibt, geht es Berg somit *„weniger um die Vergangenheit als solche als um die erinnerte Vergangenheit, nicht primär um die Faktizität als vielmehr um die jeweilige Aktualität von Erinnerung"*, konkret darum, wie im Laufe von einigen Jahrzehnten unter wechselnden Rahmenbedingungen jeweils *„über die Vernichtung der Juden wissenschaftlich zu schreiben"* war.

Es versteht sich von selbst, daß Berg angesichts des grundsätzlich für eine solche *„Gedächtnisgeschichte"* zur Verfügung stehenden Materials eine Auswahl treffen mußte. Angefangen von den Heroen preußisch-deutscher Geschichtsschreibung Friedrich Meinecke und Gerhard Ritter über den aus der Emigration zurückgekehrten Hans Rothfels, der sie mit seiner Arbeit über „Die Deutsche Opposition gegen Hitler" in ihrem verqueren Selbstverständnis bestätigte, die Demonstranten *„protestantischer Bußfertigkeit"* Herman Heimpel, Reinhard Wittram und Fritz Ernst, die Historiker des Münchener Instituts für Zeitgeschichte bis zu den mit den Begriffen Totalitarismus, Faschismus und Funktionalismus verbundenen theoretischen Konzeptionen und der in zum Teil voluminösen Studien zum Ausdruck kommenden neuen „Sachlichkeit" der letzten Jahre: Immer geht es um ein jeweils spezifisches Verhältnis zwischen persönlicher Betroffenheit, die bei der älteren Generation zum Teil mit einer ganz realen Einbindung in das mörderische Geschehen verbunden war, und einer diese persönliche Betroffenheit auf unterschiedlichste Weise - selbstkritisch reflektierend oder auch apologetisch negierend - einbeziehenden Forschungsstrategie, die zugleich auch darüber zu befinden glaubt(e), was wissenschaftlich zulässig bzw. unzulässig sei. Das reicht von der totalen Abwehr jeglicher persönlicher Verantwortung und jeglichen von einer persönlichen Betroffenheit zeugenden Zugangs zum Holocaust bis zu jener Haltung, die Götz Aly in einer Besprechung von Goldhagens „Hitlers willige Vollstrecker" formulierte, indem er darauf hinwies, daß er selbst sich in seinen eigenen Arbeiten im Anschluß an *„Hans Mommsen und Raul Hilberg auf die vielfältige Herrschaftsstruktur des Dritten Reiches"* konzentriere, da ihm ein solcher Zugang subjektive Distanz zum Geschehen erlaube: *„Das geschieht - jedenfalls bei mir - nicht aus Gründen der ‚Seriosität', sondern aus Selbstschutz."* Als *„Selbstschutz"* ließen sich ohne Zweifel auch die Haltungen Meineckes und Ritters interpretieren, die den Nationalsozialismus als *„Katastrophe"* (Berg weist im übrigen, ohne dies näher zu thematisieren, auf einige aus dem katholischen Milieu stammende Kritiken an Meineckes Verdrängungskonzept hin) oder auch als *„Kulturkatastrophe"* interpretierten, und zwar als *„Katastrophe"* nicht etwa für das jüdische, sondern für das deutsche Volk. Konsequenterweise war in dieser Sichtweise einer ungebrochen positiven Nationalgeschichtsschreibung das deutsche Volk sowohl gegen den Nationalsozialismus, der, so Ritter, *„im Kern seines Wesens... gar kein originaldeutsches Gewächs"* war, als auch - und dies

sollte die auf den Nationalsozialismus im allgemeinen und den Holocaust im besonderen bezogene Geschichtspolitik der akademischen Geschichtswissenschaft für lange Zeit bestimmen - gegen jegliche Kritik solcher Forscher in Schutz zu nehmen, die - wie z.B. Eugen Kogon mit seinem „SS-Staat" oder Joseph Wulf mit seinen zum Teil in Zusammenarbeit mit Léon Poliakov erarbeiteten materialreichen Dokumentationen - als nichtakademische Außenseiter unter Hinweis auf ihre persönliche Betroffenheit disqualifiziert und gegebenenfalls auch denunziert wurden, oder denen als Emigranten von vorneherein jegliche Zuständigkeit für die Thematisierung des Nationalsozialismus und des Holocaust schlichtweg abgesprochen wurde. Tatsächlich läßt sich die Geschichte der bundesdeutschen akademischen Beschäftigung mit Nationalsozialismus und Holocaust als eine einzigartige Geschichte von Verdrängungen und Selbstschutzmaßnahmen lesen, in die ohne Zweifel auch die in linken Milieus zum Teil bis heute vertretene redundante Faschismuskonzeption mit ihrem ökonomistischen Weltbild, in dem Antisemitismus und Holocaust bestenfalls als gewissermaßen abgeleitete Ereignisse zur Kenntnis genommen werden, einzuordnen ist; aufgebrochen wurde dieses zünftlerische Netzwerk akademischer Selbstabschottung letztendlich tatsächlich durch die Arbeiten von Außenseitern, von emigrierten Historikern und deren Schülern vorwiegend in den angelsächsischen Ländern, deren innovative Arbeiten, sowohl in methodischer Hinsicht als auch im Hinblick auf Forschungsdesiderata, nicht ausgeblendet werden konnten. Im großen und ganzen kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, als habe sich die bundesdeutsche Geschichtsschreibung über Jahrzehnte hinweg immer nur schweren Herzens und immer nur unter dem Eindruck ideologisch nicht länger hinweg zu definierender Tatsachen den Realitäten des nationalsozialistischen Regimes, seines Projekts Endlösung und insbesondere der Einbindung dieses Regimes und dieses Projekts in den größeren Kontext der deutschen Geschichte gestellt. Die zum Teil gehässigen und böswilligen Reaktionen der etablierten bundesdeutschen akademischen Historiker auf Goldhagens „Hitlers willige Helfer" einerseits und die zunehmende Renationalisierung bundesdeutscher Politik im allgemeinen und bundesdeutscher Geschichtspolitik im speziellen werfen schließlich die allerdings noch nicht beantwortbare Frage auf, welcher Stellenwert Bergs Buch selbst einmal in einer späteren *„Gedächtnisgeschichte"* akademischer Beschäftigung mit Nationalsozialismus und Holocaust zukommen wird.

Zu jenen Historikern, die ihre Karriere in der Zeit des Nationalsozialismus begannen und nach dessen Ende erfolgreich fortsetzen konnten, gehörte Werner Conze, der zu einem der Gründerväter der bundesdeutschen Sozialgeschichte wurde. Etzemüller rekonstruiert in seiner Arbeit den Verlauf der wissenschaftlichen Karriere Conzes und insbesondere die seit den fünfziger Jahren damit verbundenen Strategien, ein neues Forschungsparadigma im Wissenschaftsbetrieb erfolgreich durchzusetzen. Conze zählte in den dreißiger Jahren in Königsberg zu den Schülern von Hans Rothfels, der vor seiner Emigration im Jahre 1939 ein *„Idol der heranwachsenden jungkonservativen Historikergeneration"* war, zu der u.a. auch Theodor Schieder gehörte. Forschungsstrategisch eingebunden in das Konzept einer rassistisch fundierten „Volksgeschichte" war Conze *„an den völkischen Raumordnungsplänen des Nationalsozialismus insoweit beteiligt, als er mit seiner Dissertation, seiner Habilitation und Berichten zur Lage in den Ostgebieten zur empirischen Fundierung dieser Pläne beitrug"*. Einhergehend mit dem Verzicht auf den nach 1945 nicht mehr tragbaren Begriff *„Volksgeschichte"* entwickelte Conze seit den frühen fünfziger Jahren ein Konzept von Sozialgeschichte, das im wesentlichen auf der *„Vorstellung einer großen, fundamentalen*

kulturgeschichtlichen ‚Schwelle' (Hans Freyer) um 1800" und einer damit sich durchsetzenden Trennung zwischen Staat und bürgerlicher Gesellschaft basierte; auch wenn der Begriff Sozialgeschichte weder von Conze noch von seinen Kollegen und Schülern jemals präzise definiert wurde, was ihm eine forschungsstrategisch sicherlich nützliche Vieldeutigkeit beließ, läßt sich auf diesem Hintergrund festhalten, daß Sozialgeschichte in Conzes Verständnis es grundsätzlich *„mit der Erforschung gesellschaftlicher Strukturen und Bewegungen zu tun (hat), die zeitlich nicht mit Kausalketten politischer Ereignisse und Entscheidungen korrespondierten"*. Es versteht sich von selbst, daß sich Conze mit einem solchen Konzept in Dissens mit der in der Historikerzunft zu jener Zeit stark vertretenen politischen Geschichtsschreibung befand, auch wenn er mit den großen Projekten, die er leitete oder an denen er führend beteiligt war, dem Heidelberger „Arbeitskreis für moderne Sozialgeschichte", der Schriftenreihe „Industrielle Welt" und dem „Historischen Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland" (so der Untertitel) „Geschichtliche Grundbegriffe", entscheidend an der Etablierung der Sozialgeschichte im akademischen Gefüge beteiligt war. Ob und inwieweit diese Etablierung als eine *„Erfolgsgeschichte"* zu werten ist, läßt Etzemüller in seinem abschließenden, „Der Untergang im Sieg" überschriebenen Kapitel offen; Fakt jedenfalls ist, daß die Sozialgeschichte zum einen spätestens seit den sechziger Jahren in der Bundesrepublik institutionell etabliert war, sich zum anderen aber seit Ende der sechziger Jahre eine neue, unter dem Signum „Bielefelder Schule" bekannt gewordene Historikergeneration mit dem Anspruch einer *„kritischen Geschichtswissenschaft in emanzipatorischer Absicht"* (so der etwas „abtrünnige" Conze-Schüler Dieter Groh) auf den jetzt auch quantitativ zunehmenden Lehrstühlen etablierte, die dann später wiederum von Vertretern einer „Alltagsgeschichte", die seinerzeit die damalige Geschichtswerkstättenbewegung für ihre Profilierung in Dienst zu nehmen wußten, und einer neuen „Kulturgeschichte" zum Teil erfolgreich herausgefordert wurde. Beide hier angezeigten Bücher, das von Berg eher themenzentriert und das von Etzemüller eher personenzentriert, leisten einen erhellenden Beitrag zur „Historisierung" der bundesdeutschen akademischen Geschichtsschreibung im Hinblick auf Thematisierung, Durchsetzung und Etablierung von Forschungsfeldern und -themen; deutlich wird dabei vor allem, daß Begriffe wie „Objektivität" oder „Wissenschaftlichkeit" im Kontext einer institutionell, personell und finanziell abzusichernden und dabei immer interessengeleiteten Selbstkonstituierung von akademischer historischer Forschung einen vorwiegend instrumentellen und ideologischen Charakter haben.

Wolfgang Braunschädel

John Hinshaw/Paul Le Blanc (ed.), U. S. Labor in the Twentieth Century. Studies in Working-Class Struggles and Insurgency, Amherst, N. Y.: Humanity Books, 2000, 397 S.

Howard Kimeldorf, Battling for American Labor. Wobblies, Craft Workers, and the Making of the American Union Movement, Berkeley u. a.: University of California Press, 1999, 244 S.

Catherine Collomp, Entre classe et nation. Mouvement ouvrier et immigration aux Etats-Unis 1880-1920, Paris: Belin, 1999, 351 S.

Sol Dollinger/Genora Johnson Dollinger, Not Automatic. Women and the Left in the Forging of the Auto Workers' Union, New York: Monthly Review Press, 2000, 214 S.

Die hier vorzustellenden Bücher können allesamt unter der auf klassische Weise von Werner Sombart formulierten Fragestellung gelesen werden: „Warum gibt es keinen Sozialismus in den USA?" Anders formuliert: Was macht das Besondere der amerikanischen Arbeiterbewegung im Vergleich zur europäischen aus? Am umfassendsten geht der von John Hinshaw und Paul Le Blanc herausgegebene Sammelband dieser Frage nach. Beide sind Historiker an kleineren Colleges in Pennsylvania, also einem US-Staat, der jahrzehntelang von der ‚klassischen' Großindustrie und von harten Kämpfen der Arbeiterschaft geprägt wurde.[1] Der Band vereinigt sowohl Ergebnisse der akademischen labor history als auch Berichte radikaler Gewerkschaftsaktivisten, um sie ausdrücklich an ein Publikum weiterzureichen, das eine klassenkämpferische Arbeiterbewegung in den USA wiederbeleben möchte. Es handelt sich jedoch nicht um eine voraussetzungslose Einführung in die us-amerikanische Arbeitergeschichte,[2] sondern um Versuche zur Aufarbeitung und theoretischen Durchdringung historischer Erfahrungen.

Die insgesamt 25 Beiträge sind von den Herausgebern in fünf Themenschwerpunkten zusammengefaßt worden. Zunächst geht es darum, die zentrale Bedeutung der „working class" als Motor des sozialen Wandels historisch wie theoretisch gegen postmoderne Theorien einer sich individualisierenden Gesellschaft herauszuarbeiten. Dies erfolgt nicht nur vor dem Hintergrund ihrer sich ständig weiterentwickelnden Zusammensetzung, sondern ebenso mit dem Blick darauf, inwieweit heutige Fragestellungen auch eine neue Sicht auf historisch abgeschlossene Etappen liefern können. Das gilt vor allem im Hinblick auf „race" und „gender", deren Berücksichtigung die Lohnarbeiterschaft in der Sicht der Autoren zwar vielschichtiger und sicher auch widersprüchlicher werden läßt, aber die zentrale Funktion der Kategorie Klasse keineswegs in Frage stellt. Dabei wird auch eine Übersicht über den Forschungsstand sowie über die wichtigsten Veröffentlichungen der letzten Jahre gegeben.

Der zweite Abschnitt nimmt diese theoretische Fragestellung nach Unterschieden im Kontext einer sozialen Klasse auf und diskutiert anhand einer Reihe historischer Beispiele, inwiefern radikale Bewegungen aus solchen Unterschieden einen „Motivationsschub" gewinnen konnten. Ein Überblick über Organisierung und Mobilisierung am Beispiel ethnischer Gruppen (vor allem durch die Verwendung einer anderen Sprache als des Englischen) etwa zeigt, wie das einerseits ein radikalisierendes Moment darstellen, andererseits aber auch Spaltungen aus der „alten Welt" perpetuieren konnte. Eine andere Fallstudie diskutiert die Rolle der Geschlechterhierarchie in einer „steel town". Im dritten Teil werden radikale Erfahrungen am Beispiel des Aufschwungs sozialistischer und gewerkschaftlicher „Avantgarden" während der dreißiger Jahre (in einem Interview mit der damaligen Aktivistin Genora Dollinger) sowie der Zusammenhänge zwischen der Bürgerrechtsbewegung und den Bemühungen schwarzer sozialistischer Aktivisten vorgestellt. Da alle Postulate der Integration der Arbeiterklasse in die bürgerliche Gesellscaft um ihre vermeintlich gesicherte ökonomische Situation kreisen, gehen die Beiträge des vierten Abschnittes den Erfahrungen ökonomischer Kämpfe und dem Stellenwert gewerkschaftlicher Organisierung nach. Ein abschlie-

---

1 Vor genau 100 Jahren streikten z. B. die Bergarbeiter in den Anthrazit-Feldern Pennsylvanias fünf Monate lang, wobei sie einen Durchbruch hinsichtlich der Durchsetzung gewerkschaftlicher Forderungen in den Kohlegruben erreichten. Vgl. Matthew Engel, The forgotten anniversary, Guardian, 10. 9. 2002.

2 Eine solche Einführung hat einer der Herausgeber veröffentlicht: Paul Le Blanc, A short history of the U. S. working class: from colonial times to the twenty-first century, Amherst, N. Y. 1999.

ßender Teil versucht, aus den vielfachen Beispielen der Vergangenheit Lehren für einen zukünftigen Aufschwung der Bewegung zu umreißen und verweist dabei auf einige wichtige Kämpfe der letzten Jahre.
Insgesamt entwerfen die Beiträge dieses Bandes ein anschauliches Bild der Probleme der amerikanischen Arbeiterbewegung in ihrer gebrochenen Vielfalt, wobei - das machen die Autoren überwiegend deutlich - die gewerkschaftliche Organisierung im Mittelpunkt steht, und verknüpft dabei in anregender Weise historische Erfahrungen mit theoretischen Erkenntnissen.
Der Soziologe Howard Kimeldorf hatte sich in seiner Dissertation mit den us-amerikanischen Hafenarbeitergewerkschaften beschäftigt, die ganz unterschiedliche Formen von Radikalismus, nicht zuletzt auch organisierte Kriminalität, hervorgebracht haben, wobei letztere, man denke nur an Elia Kazans Film „On the Waterfront", ganz maßgeblich ihr Bild geprägt hat. Dabei geht es in beiden Fällen, ohne daß die Gegensätze in Methoden und Zielen bezweifelt werden sollen, um eine direkte militante Kontrolle der Arbeitsplätze jenseits staatlicher Regulationen. Kimeldorf greift in seinem Buch diese Erfahrungen mit der ökonomischen Militanz auf und verallgemeinert sie zu einer übergreifenden Fragestellung. Dabei geht es ihm darum, die Unterstellung eines der amerikanischen Arbeiterschaft quasi inhärenten „natürlichen Konservatismus", der radikale Ausbrüche ‚naturnotwendig' scheitern lasse, zurückzuweisen. Diese Unterstellung hatte ihre erste theoretische Ausformulierung in der sogenannten Wisconsin-Schule erfahren und war dann von zahlreichen, der Führung des amerikanischen Gewerkschaftsbundes „American Federation of Labor" (AFL) bzw. „American Federation of Labor - Congress of Industrial Organizations" (AFL-CIO) nahestehenden Historikern wiederholt worden.
Kimeldorf legt seiner Arbeit zwei Fallstudien zu den Hafenarbeitern Philadelphias und den Hotelarbeitern (vor allem Hotelarbeiterinnen) New Yorks zugrunde, die beide eine interessante Organisationsgeschichte aufweisen. Vor dem Ersten Weltkrieg konnten hier die radikalen „Industrial Workers of the World" (IWW) mit ihrem syndikalistischen Programm einer direkten ökonomischen Aktion auf der Grundlage industrieweiter Solidarität Fuß fassen; später wechselten die Organisationen jedoch zur AFL. Kimeldorf weist wohl dokumentiert und überzeugend nach, daß sich diese Entwicklung nicht einfach als Hinwendung zu einem rein konservativen Programm, also als Nachweis der Verbürgerlichung der amerikanischen Arbeiterklasse deuten läßt. Der Weg zur AFL war vor allem den Schwierigkeiten der Aufrechterhaltung einer radikalen Gewerkschaftsorganisation geschuldet. Die IWW mit ihrem Hang zur Dezentralisation und zur Geringschätzung stabiler Organisationskontinuitäten boten keinen stabilen Rahmen für die Sicherung gewerkschaftlicher Erfolge. Die Hinwendung zur AFL war jedoch nicht mit einer grundsätzlichen Aufgabe des syndikalistischen Anspruchs verbunden. Kimeldorf unterscheidet zwischen dem „industriellen" Syndikalismus der IWW und dem von ihm so genannten „business"-Syndikalismus, der sich in der AFL bemerkbar machte. In seinen Schlußbemerkungen verweist er auf aktuelle syndikalistische Tendenzen, wie sie sich z. B. in den Organisationserfolgen der Hotelarbeiterinnen in Las Vegas nach einer Reihe harter Kämpfe widerspiegeln.
Zweifellos ist es Kimeldorf gelungen, das ideologische Bild des natürlichen Konservatismus der amerikanischen Arbeiterschaft aufzuweichen und damit einen wichtigen Beitrag zur Auflösung des vielfach abwertenden europäischen Blicks auf die amerikanische Arbeiterbewegung zu liefern. Doch wird an seine interessanten Ergebnisse zweifellos mit ergänzenden Fragen anzuknüpfen sein. Dabei geht es nicht nur darum,

seinen Fokus zu erweitern, um die Ergebnisse verallgemeinern zu können, sondern insbesondere um das Verhältnis zwischen der enormen ökonomischen Militanz der amerikanische Arbeiterklasse, mit der sie sich in weiten Bereichen durchaus von der europäischen abhebt, und ihrem politischem Verhalten.
Unbestreitbar sind es die verschiedenen Immigrationsschübe, die auf Grund der daraus resultierenden jeweiligen Neuzusammensetzung der Arbeiterklasse und der entsprechenden politischen Reaktionen für die amerikanische Arbeiterbewegung prägend wurden. Die französische Amerikanistin Catherine Collomp legt mit ihrem Buch eine zusammenfassende Darstellung jener vierzig Jahren vor, in denen der Durchbruch der USA zur wirtschaftlichen Großmacht erfolgte. Zugleich kristallisierte sich eine Arbeiterbewegung mit einer weitgehend einflußlosen sozialistischen Linken und einem Gewerkschaftsbund heraus, der weite Teile der Arbeitskräfte, vorwiegend Immigranten, unorganisiert ließ.
Nach einem kurzen Überblick über die Industrialisierung der USA und deren Zusammenhang mit der Einwanderung entfaltet die Autorin das komplexe Wechselverhältnis zwischen Immigranten, Gewerkschaftsbewegung und Staat. Dabei skizziert sie insbesondere die Strukturen der Arbeiterbewegung vom Niedergang der „Knights of Labor" über den Aufstieg der AFL und deren Beziehungen zum Sozialismus und zur Zweiten Internationale bis zur Herausforderung durch die in der Minderheit bleibenden IWW. Die Etablierung der AFL vollzog sich parallel zum Stop der chinesischen Einwanderung und der Abschaffung der Kontraktarbeitsverhältnisse, die die Einwanderer an einen bestimmten Unternehmer banden. Während sich der AFL ‚amerikanisierte', reagierten andere Organisationen internationalistisch (IWW) oder ‚ethnisch' (jüdisch geprägte Organisationen der Bekleidungsindustrie). Obwohl die Arbeiterschaft mehrheitlich aus Immigranten bestand, dominierten in der Gewerkschaftsbewegung eher Anti-Immigranten-Reflexe, was sich als Ausdruck des geringen gewerkschaftlichen Organisationsgrades der amerikanischen Industriearbeiterschaft lesen läßt.
Hatte sich der AFL zunächst „der Politik" enthalten, paßte sich die Führung um Samuel Gompers nach 1900 langsam dem Zwei-Parteiensystem in einer scheinbar „überparteilichen" Weise (bei gleichzeitiger Ablehnung der damals großen Zulauf erlebenden Sozialistischen Partei) an. Dies führte dazu, daß der AFL zunehmend mit den wachsenden staatlichen Bemühungen um die Beschränkung der Einwanderung übereinstimmte und zum Vorreiter der Politik des „Alphabetisierungstests" wurde, die nichts anderes war als eine rassisch bestimmte Ausschlußpolitik, die in den Quotenregelungen seit 1917 institutionalisiert wurde. Während sich der AFL zum Bannerträger des „Amerikanismus" entwickelte - hier wären Parallelen in der Haltung des AFL zu den Afro-Amerikanern zu hinterfragen -, gründeten einzelne Immigrantengruppen zwar starke Gewerkschaftsorganisationen, die jedoch immer der Gefahr der Segmentierung unterlagen. Fortschritte im gewerkschaftlichen Organisierungsgrad konnten immer nur dann gemacht werden, wenn die Integration ein übergreifendes Ziel war.
In ihren Schlußbemerkungen verweist die Autorin auf die Erfahrungen in den dreißiger Jahren, als sich die im CIO zusammengeschlossenen Industriegewerkschaften vom AFL abspalteten. Die Gründung des CIO hatte zwar ohne Rückgriff auf die „ethnischen Netzwerke" nicht zustande kommen können, doch der Gewerkschaftsaufbau erfolgte unter einer integrationistischen Perspektive. Damit verschwand das Ethnische als Faktor der Spaltung zwar nicht, aber es trat zumindest für einen gewissen Teil der Industriearbeiterschaft in den Hintergrund. Dies stellte zweifellos den größten Durchbruch der amerikanischen Arbeiterbewegung im 20. Jahrhundert dar. Collomps auf

umfassenden Archiv- und Bibliotheksrecherchen basierendes Buch liefert ein dichtes historisches Material, das nicht nur zum besseren Verständnis der neueren amerikanische Geschichte beiträgt, sondern ganz beiläufig auch überraschende Parallelen zur aktuellen und hiesigen Diskussion um Immigration aufzeigt.
Das letzte anzuzeigende Buch unterscheidet sich von den anderen darin, daß es nicht einem akademischen Anstoß entsprang. Sol und Genora Dollinger gehörten selbst zu den Aktivisten in der „Pionierzeit" der „United Automobile Workers" (UAW). Es handelt sich jedoch nicht nur um einen einfachen Erfahrungsbericht; die Darstellung ist ebenso Ergebnis umfangreicher Recherchen auf der Basis zeitgenössischer Publikationen und der inzwischen vorliegenden Literatur sowie in zahlreichen Archiven.
Im Hauptteil zeichnet Sol Dollinger nach, wie die Gewerkschaft ab 1934 im Kontext einer Reihe von lokalen Streiks in der Automobilindustrie - die vorher jeden Organisationsversuch brutal unterdrückt hatte - gegründet wurde. Sie war von Anfang an von scharfen Fraktionskämpfen gekennzeichnet, zunächst im Zusammenhang mit dem Bruch mit der AFL, dann zwischen verschiedenen gewerkschaftspolitischen Strömungen, wobei der Einfluß der KP zum Teil bestimmend war. Am Ende aber - 1946/47 - stand der Sieg des sozialdemokratisch geprägten Flügels um Walter Reuther, was nicht zuletzt mit dem aufkommenden Kalten Krieg zusammenhing; verbunden war dies mit der Übernahme der Gewerkschaft durch eine starke, auf den sozialpolitischen Erfolgen beruhende Bürokratie, die die bis dahin starke Basis zurückdrängte und ihre Stellung dank des Wirtschaftsbooms der folgenden Jahrzehnte behaupten konnte.
Der zweite und dritte Teil beleuchten auf der Basis eines ausführlichen Gesprächs und der Darstellung der Ereignisse die wichtige Rolle von Genora Johnson Dollinger bei der Organisierung der Frauen der Automobilarbeiter im Flint-Streik von 1936/37. Deren Aktivitäten beschränkten sich keineswegs auf reine Hilfestellung; sie nahmen auch aktiv an den Straßenkämpfen mit der Polizei und den Streikbrechern teil. Die Darstellung wirft insgesamt ein erhellendes Licht auf die wichtige Rolle, die Aktivisten der verschiedensten linken Organisationen und Parteien bei einem Schlüsselereignis der amerikanischen Gewerkschaftsbewegung spielten.
Die vier hier angezeigten Neuerscheinungen machen auf unterschiedliche Weise deutlich, wie kompliziert das Wechselspiel zwischen sozialistischen Strömungen und Gewerkschaften in der Geschichte der US-Arbeiterbewegung gewesen ist. Dieses Wechselspiel widerspricht all jenen, die in der amerikanischen Arbeiterschaft eine von ihrem „Wesen" her konservative Kraft sehen und die amerikanische Gesellschaft als eine ausschließlich zum Konsens, zur klassenübergreifenden politischen „Mitte" neigende Gesellschaft interpretieren und damit die Linke aus der Geschichte herausschreiben. Tatsächlich kam und kommt es immer wieder zu Ausbrüchen einer außerordentlichen gewerkschaftlichen Kampfbereitschaft. Woran es in der amerikanischen Arbeiterschaft mangelt, sind das Vertrauen auf und die Erwartung in einen Sozialstaat europäischer Provenienz - das aber muß keineswegs einer konservativen Haltung entsprechen. Die Zukunft wird zeigen, wie sich unter solchen Bedingungen Bewegungen und Organisationen der amerikanischen Lohnabhängigen entwickeln werden.

Reiner Tosstorff

Eva Kollisch, Mädchen in Bewegung, Wien: Picus-Verlag, 2003, 355 S.
Biographien von Ex-Trotzkist(innen) leiden oft unter der enthustiastischen Verdammung all dessen, was ihre Autor(inn)en kur davor ebenso euphorisch glorifiziert haben. Eva Kollisch verfiel beim Schreiben ihrer Erinnerungen nicht in diesen Fehler, sondern

geht differenzierter mit ihrer Lebensgeschichte um. Ihrem Selbstverständnis nach hat sich *„die Bewegung... tief in uns eingeschrieben und wie ein altes Familienporträt evozierte sie Gefühle, sowohl echte als auch falsche"*; das Buch stellt ihren *„Versuch dar, einige dieser Gefühle wiederzufinden"*.
Kollisch unternimmt deshalb eine Zeitreise in die eigene Vergangenheit und stellt an sich selbst Fragen: Was machte einen um zehn Jahre älteren Trotzkisten für ein achtzehnjähriges, aus Wien über London nach New York geflüchtetes jüdisches Mädchen 1941, am Vorabend des Eintritts der USA in den Zweiten Weltkrieg, so faszinierend, das er zu ihrem Lehrer und Liebhaber zugleich werden konnte? Warum glaubte sie damals, in der trotzkistischen „Workers Party" rund um Max Shachtman (einer Abspaltung der von James P. Cannon geführten „Socialist Workers Party") eine ideelle Heimat gefunden zu haben? Was motivierte sie, statt aufs College zu gehen, *„proletarische"* Fließbandarbeit in der Automobilfabrik „Dodge Truck" in Detroit zu leisten? Was machte sie glauben, so zum *„Herzschlag der Arbeiterklasse"* zu werden? Wie funktionierte das interne Leben von Kaderorganisationen und welche Auswirkungen hatten diese internen Strukturen insbesondere für weibliche Mitglieder? Warum duldete sie überhaupt eine Diskussion mit Shachtman über ihre (Nicht-)Heiratspläne, noch dazu unter dem Vorzeichen: Die Bewegung braucht zufriedene männliche Genossen? Warum fragte sie sich damals selbst, ob es die Pflicht einer Revolutionärin ist, sich begehrenswert zu machen, um einen Mann für die Bewegung zu rekrutieren? Warum empfand sie Untreue als Problem nur gegenüber der Organisation? Warum entwickelte sie für die Ankläger in jenem Parteiausschuß, der ihre Disziplinlosigkeit untersuchte, Verständnis, ja sogar Liebe?
Einsicht und Kraft für diese sicher oft quälenden Fragen an sich selbst gewinnt Eva Kollisch offensichtlich aus dem Umstand, daß der *„Abschied von der Weltrevolution"* für sie nicht gleichbedeutend war mit einer Kapitulation beim Kampf um einen humanen Sozialismus. Bis heute ist sie in der amerikanischen Antikriegs-Bewegung, als Feministin und in der lesbisch-schwulen Bewegung aktiv. Das macht ihr Zeugnis wohl auch für jene Leser(innen) wertvoll, die einige ihrer heutigen politischen Einstellungen (zum Beispiel die retrospektive Ablehnung des *„revolutionären Defaitismus"* der Trotzkisten im Zweiten Weltkrieg) nicht teilen.

Fritz Keller

Craig Heron (ed.), The Workers' Revolt in Canada 1917 - 1925, Toronto u. a.: University of Toronto Press, 1998, 382 S.

In der Geschichte der kanadischen Arbeiterbewegung überkreuzen sich, wie im ganzen Land, Einflüsse und Traditionen aus Europa, hauptsächlich aus Großbritannien, und solche, die aus dem Süden kommen. Schließlich ist ein Großteil der Gewerkschaftsorganisationen in Kanada traditionell Bestandteil sogenannter *internationaler*, d. h. us-amerikanischer, zur „American Federation of Labor" (AFL) gehörender Trade Unions. Entsprechend waren sozialistische Strömungen in Kanada nie dominant, nicht einmal in der gemäßigten Labour-Variante. Doch konnten sie historisch einen größeren Einfluß gewinnen als in den USA.
Einen Höhepunkt stellte dabei zweifellos der Generalstreik vom Mai/Juni 1919 in der Stadt Winnipeg in den Prairiegebieten Kanadas dar. Dort war es angesichts wachsender sozialer Konflikte während der Krieges aus einer Abspaltung der Gewerkschaften zur Bildung der „One Big Union" (OBU) gekommen, einer syndikalistischen Union. Darin spiegelten sich auch Einflüsse der us-amerikanischen „Industrial Workers of the

World" (IWW) wieder, wobei die Beziehungen der beiden Organisationen allerdings alles andere als konfliktlos waren.
Der Generalstreik in Winnipeg, der nicht zuletzt durch die allgemeine Atmosphäre der internationalen Radikalisierung im Gefolge der russischen Revolution befördert worden war, wurde allerdings durch massiven Einsatz der Staatsmacht gebrochen. Sie setzte dabei nicht zuletzt auf die ethnische Spaltung zwischen angelsächsischen Einwanderern und jenen aus den übrigen Ländern (zumeist aus Osteuropa). Der Generalstreik scheiterte aber auch an seiner Isolierung von den durchaus vorhandenen Bewegungen in den anderen kanadischen Provinzen. Doch als ein herausragendes Ereignis, das langfristige Konsequenzen für die Entwicklung der Arbeiterbewegung, für die Sozialpolitik und ganz allgemein das politische System hatte, ist er fester Bestandteil des historischen Gedächtnisses geblieben. In den letzten Jahrzehnten wurde er Gegenstand einer Reihe von Arbeiten, in denen seine *„revolutionäre Bedeutung"* kontrovers diskutiert wurde. Obwohl heute die überschwenglichen Deutungen, denen zufolge er als eine halbe Revolution angesehen werden konnte, mit guten Gründen zurückgewiesen werden, ist dennoch unbezweifelbar, daß er eine profunde Klassenkonfrontation darstellte. Als solche ragte er aus den politischen und sozialen Kämpfen jener Jahre heraus. In dem vorliegenden Sammelband wird versucht, ihn in ein Gesamtporträt der Arbeiterkämpfe in Kanada während jenes Zeitraums einzubetten.
Auf einen ersten Beitrag, in dem die Auswirkungen des Weltkrieges und somit die Ursachen für die seit 1916 langsam ansteigende Welle der sozialen Proteste skizziert werden, folgen Regionalstudien über die Atlantikregion, Quebec, Ontario, die Prärieprovinzen und schließlich British Columbia. Damit ist praktisch das ganze Land abgedeckt. Diese regionale Herangehensweise arbeitet zum einen das Vorhandensein einer breiten sozialen Mobilisierung heraus, läßt aber auch umso deutlicher die unterschiedlichen politischen Ausdrucksformen erkennen: Etwa in dem durch die französisch-katholischen Traditionen besonders konservativ geprägten Quebec, aber vor allem in dem immer wieder beschworenen Gegensatz zwischen dem östlichen „labourism", der in Ontario zu Wahlerfolgen für die nach britischem Vorbild geformte „Independent Labour Party" führte, und dem „western radicalism", der sich in syndikalistischen Tendenzen äußerte, deren Wortführer zumeist aus den kleineren sozialistischen Strömungen kamen.
Es gehört zu der Qualität dieses Sammelbandes, daß die Probleme nicht nur rein politisch diskutiert werden, sondern allen Beiträgen umfassendere Fragestellungen zugrunde liegen. Die Beiträge thematisieren dabei die verschiedensten Aspekte von „gender", „ethnicity", ökonomischen Strukturproblemen usw.; einige bauen auf umfassenderen Darstellungen in Monographien auf. Insgesamt zeigen sich die Beiträge sehr stark am Produktionsbereich orientiert, wobei die entsprechenden Kämpfe durchweg von männlichen Arbeitern geprägt waren; u. a. wird die Rolle der Bergarbeiter in einer Reihe der Provinzen unterstrichen. Der Faktor „community" mit daraus abgeleiteten spezifischen Kämpfen und Erfahrungen taucht nicht auf, und man möchte doch gerne wissen, ob das tatsächlich nicht relevant war, wenn man etwa an die Ergebnisse der Studie von Dana Frank (Purchasing Power: Consumer Organizing, Gender, and the Seattle Labor Movement, 1919-1929, Cambridge u.a. 1994) denkt. Schließlich grenzt der US-Staat Washington direkt an Kanada.
Als Ergebnis zeigt sich, wie offen diese ganzen Mobilisierungen waren. Es reicht nicht aus, die spezifischen politischen Manifestationen, das ideologische Bewußtsein usw. gegenüberzustellen, um eine Uneinheitlichkeit festzustellen und damit das Gemein-

same abzustreiten. Es handelte sich um verschiedene Manifestationen einer einheitlichen „workers revolt". Daran änderte auch die eindeutige Niederlage nichts, in der sie zunächst endete. Erst mit dem Zweiten Weltkrieg sollten die Gewerkschaften wieder einen vergleichbaren Organisationsgrad erlangen. Dabei wird allerdings auch noch auf zwei langfristig wirkende Ergebnisse hingewiesen: Zum einen auf eine Reihe von Arbeitsrechts- und Sozialreformen, mit denen der Staat auf diese Bewegungen reagierte (verbunden mit Druck auf die Immigranten, die entweder politischer Repression unterworfen wurden oder eine spezifisch kanadische Form der Assimilation beschritten), und zum anderen auf die verschiedenen politischen Reaktionen der Aktivisten dieser Kämpfe. Der Syndikalismus der OBU (und einiger verwandter Gruppierungen) konnte sich nicht recht behaupten, während sich Anfang der zwanziger Jahre aus einer Minderheit der Aktivisten dieser Kämpfe die Kommunistische Partei bildete (der aber nie die Schaffung einer breiten Massenbasis, außer zeitweilig bei einigen bestimmten „ethnischen Gruppen", gelang). Andererseits resultierte aus den Kämpfen die Bildung einer kanadischen Sozialdemokratie, die zwar nie europäisches Einflußniveau erklimmen sollte, sich aber zumindest - im Unterschied zu den USA - als eine dritte Partei etablieren konnte. Zusammengenommen liefert dieser Sammelband eine dichte und präzise Synthese, bei der man sich allerdings wenigstens ansatzweise noch eine internationale Einbettung, einen Vergleich der Entwicklung in Kanada mit den zeitgleichen Bewegungen in anderen Ländern und Kontinenten gewünscht hätte.

Reiner Tosstorff

Gabriel Rot, Los orígenes perdídos de la guerrilla en la Argentina. La historia de Jorge Ricardo Masetti y el Ejército Guerrillero del Pueblo, Buenos Aires: El cielo por asalto, 2000, 193 S.
Horacio Tarcus, El marxismo olvidado en la Argentina: Silvio Frondizi y Milcíades Peña, Buenos Aires: El cielo por asalto, 1998, 447 S.

Der kürzliche Bankrott Argentiniens, der sich sofort zu einer umfassenden Gesellschaftskrise auswuchs und ganz Lateinamerika anzustecken droht, hat die Aufmerksamkeit wieder auf dieses Land gerichtet. Obwohl es das ‚europäischste' Land des Kontinents ist, galten seine politische Strukturen schon immer als etwas besonderes. Zwar verfügt es über alte, bis weit ins 19. Jahrhundert zurückreichende sozialistische und sogar anarchistisch-syndikalistische Traditionen, doch waren die starken Gewerkschaftsorganisationen seit den vierziger Jahren fest in den Händen des Peronismus, also einer bürgerlichen nationalistischen Bewegung - von Partei kann man bei dieser „Führerorganisation" wohl kaum reden -, die den politischen Raum für eine unabhängige Linke besetzte. Unter welchen Schwierigkeiten es dennoch in den späten fünfziger und frühen sechziger Jahren, also noch vor der Hochzeit des bewaffneten Kampfes und seiner brutalen Unterdrückung durch die schlimmste lateinamerikanische Militärdiktatur, zu Bemühungen kam, diesen Raum wieder zu gewinnen, darauf werfen die beiden hier anzuzeigenden neueren Studien Licht.

Dabei stellt der Gegenstand von Rots Arbeit im gewissen Sinne den Übergang von der ‚klassischen', auf die organisierte Arbeiterbewegung orientierten Linken zur Guerillaphase dar. Dabei inspirierte natürlich vor allem die kubanische Entwicklung, an der Jorge Masetti unmittelbaren persönlichen Anteil genommen hatte. Der Journalist Masetti, geboren 1929, war wie so viele Intellektuelle Argentiniens ursprünglich vom radikalen antiimperialistischen Nationalismus beeinflußt und hatte sich 1958 nach Kuba aufgemacht, um dort über den Kampf Castros und Guevaras zu berichten. Über seinen

Aufenthalt in der Sierra Maestra verfaßte er ein Buch, das ihn schnell bekannt machte. Zugleich hatte er das Vertrauen der kubanischen Revolutionsführung gewonnen und wurde nach dem Sieg der Revolution mit dem Aufbau der kubanischen Nachrichtenagentur Pensa Latina beauftragt. Dort kam es aber schnell zu Konflikten, nicht nur aus persönlichen, sondern ebenso aus politischen Gründen, und zwar über die Rolle der aus der alten pro-sowjetischen KP stammenden Kader. Für Masetti war es in der Folge wichtig, daß die kubanische Revolution in Lateinamerika nicht isoliert bleiben dürfe, worin er sich insbesondere mit seinem Landsmann Ernesto Guevara einig war.
Es gab Anfang der sechziger Jahre eine Reihe von argentinischen Gruppierungen, die den Kontakt zu Kuba suchten - u. a. radikale Peronisten, Strömungen aus dem Trotzkismus, kritische KP-Kader. Doch es war Masetti, der auf das größte Vertrauen bei den Kubanern bauen konnte und der vor allem dafür stand, nach deren Vorbild einen ländlichen ‚Guerillafokus" aufzubauen. So ging man im Winter 1963/64 daran, im Norden Argentiniens, in der Provinz Salta, eine Kampfzone für das „Ejército Guerrillero del Pueblo" (Guerillaarmee des Volkes) aufzubauen. Doch der Sicherheitsapparat des Staates konnte die städtischen Unterstützer infiltrieren und die kleinen Kampfgruppen im Urwald sehr schnell isolieren. Schon im Frühjahr 1964 war der Versuch gescheitert. Einige kamen bei den Kämpfen um, andere wurden verhaftet. Der Comandante Segundo Masetti („der zweite Kommandant" - die erste Stelle war für einen berühmteren Argentinier reserviert) blieb allerdings verschwunden; er war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit von der Polizei umgebracht worden.
Rots Arbeit beruht auf minutiösen Recherchen in Archiven und auf vielen Befragungen und revidiert vor allem das bisher durch die Polizeidarstellungen geprägte Bild. Eine Reihe von Dokumenten runden das Buch ab. Der Autor hat es der Erinnerung an die dreißigtausend Verschwundenen der späteren Jahre gewidmet, denen die Linke noch eine kritische Bilanz schulde. Er weist die „technizistischen" Argumente entschieden zurück, wonach die Niederlage durch mangelnde Vorbereitungen verursacht gewesen sei, und ebenso die, denen zufolge man übersehen habe, daß Argentinien eine städtische Gesellschaft sei und daß man den Guerillakampf dorthin hätte verlagern müssen. Rot stellt ganz grundsätzlich das Konzept einer Revolution, deren Zentrum auf einer „Avantgardegruppe" und einem „Generalstab" basiert, in Frage. Zweifellos kämpften Masetti und seine Gruppe - fast ausschließlich Männer - einen heroischen Kampf gegen einen übermächtigen und barbarischen Feind, der die Geschäfte der Oligarchie und des Imperialismus betrieb; zu ihren Schwierigkeiten gehörte auch der faktische Boykott durch die argentinische KP (ähnlich wie drei Jahre später Guevara in Bolivien von der dortigen KP boykottiert wurde). Doch ist es auch bedrückend nachzulesen, wie sehr die Guerillakämpfer den äußeren Druck verinnerlicht hatten und dabei, einer quasi unaufhaltsamen Dynamik folgend, ihren eigenen Militarismus zu entwickeln begannen: Zwei der Mitkämpfer wurden zur Absicherung der ‚monolithischen Disziplin' - nicht weil sie Spione oder Verräter waren - von einem ‚revolutionären Tribunal' zum Tode verurteilt und hingerichtet (was, wie Rot betont, durchaus kein Einzelfall in der Geschichte der lateinamerikanischen Guerilla darstellte). Ohne daß die Niederlage dieser Guerilla kritisch aufgearbeitet wurde, sollte es dann in den siebziger Jahren zu noch viel tragischeren Erfahrungen für die ‚bewaffnete' argentinische Linke kommen.
Die Protagonisten der Arbeit von Horacio Tarcus verkörpern einen ganz anderen Typus als Masetti. Silvio Frondizi (1907-1974) und Milcíades Peña (1933-1965) waren zwei bedeutende marxistische Theoretiker, die in den fünfziger Jahren begannen, Ge-

schichte und Gesellschaft Argentiniens kritisch zu durchleuchten. Dabei bekämpften sie, mehr oder weniger von Trotzkis Theorem der *„ungleichzeitigen und kombinierten Entwicklung"* beeinflußt, nationalistische oder stalinistische Konzeptionen, die die Unterentwicklung als ein Problem feudaler Zurückgebliebenheit deuteten. Sie zeigten auf, wie diese als konkrete Funktion der Entwicklung des kapitalistischen Weltmarkts zustande gekommen war. Entsprechend lieferten sie das theoretische Rüstzeug, um „nationale Fronten" mit einer angeblich progressiven, an der Entwicklung des inneren Marktes etc. interessierten Bourgeoisie zu verwerfen, und propagierten einen sozialistischen Ausweg aus der Krise des Landes. Entsprechend waren auch der Peronismus und seine nationalistischen Legenden ihrer scharfen Kritik unterworfen. Bei ihren zahlreichen historisch-soziologischen Arbeiten zum Platz Argentiniens im Rahmen der Herausbildung des kapitalistischen Weltsystems griffen sie nicht zuletzt auf die marxistischen Diskussionen in Westeuropa und den USA zurück und sorgten für die Verbreitung wichtiger theoretischer Publikationen, wie sie im Umfeld der New Left nach 1956 entstanden waren (was auch die Übernahme von deren Wiederentdeckung des „westeuropäischen Marxismus" einschloß). Nach 1959 waren sie zudem von der kubanischen Revolution und ihren Auswirkungen auf Lateinamerika beeinflußt.
Silvio Frondizi, der aus einer wohlhabenden Familie stammte - sein Bruder war von 1958 bis 1962 Präsident Argentiniens - hatte nach dem Sturz Perons 1955 das „Movimiento de Izquierda Revolucionaria" (MIR) begründet, das einer langen Liste lateinamerikanischer Organisationen den Namen geben sollte. Als politische Organisation sollte es jedoch keine große Bedeutung gewinnen und löste sich bald auf. Frondizi betätigte sich schließlich, neben seiner theoretischen und propagandistischen Arbeit, unter den Militärdiktaturen als Anwalt für politische Gefangene und stand der „Partido Revolucionario de los Trabajadores - Ejército Revolucionario del Pueblo" (PRT-ERP) nahe. Im Jahre 1974 wurde er Opfer der berüchtigten Todeskommandos der „Triple AAA" (Alianza Anticomunista Argentina).
Milcíades Peña war schon als Jugendlicher in der wichtigsten trotzkistischen Gruppe des Landes um Nahuel Moreno aktiv geworden. In den diversen Parteiorganen und der Schulungsarbeit betrieb er seine theoretischen Studien, um sich schließlich Ende der fünfziger Jahre von der Organisation zu trennen und die Zeitschrift „Fichas de investigación económica y social" zu gründen, die trotz ihrer insgesamt nur zehn Nummern einen nachhaltigen Einfluß auf den argentinischen und lateinamerikanischen Marxismus ausübte. Peña beging Ende 1965 in einer schwierigen persönlichen Situation Selbstmord. Nicht wenige seiner Arbeiten erschienen postum.
Tarcus' Darstellung verbindet die Geschichte der argentinischen Linken und der konkreten Rolle von Frondizi und Peña mit einer ausführlichen Würdigung ihrer theoretischen Hauptschriften. Wie auch der brasilianisch-französische Soziologe Michel Löwy in seinem Vorwort schreibt, handelt es sich um einen wichtigen Beitrag zur marxistischen Historiographie in Argentinien. Tarcus, darauf sei hier abschließend hingewiesen, gehört zu den Herausgebern der Zeitschrift „El Rodaballo", die sich Fragen der Kultur- und Gesellschaftstheorie, aber auch der Aufarbeitung der Geschichte der argentinischen Linken widmet, und ist vor allem einer der Mitinitiatoren des „Centro de Documentación e Investigación de la Cultura de Izquierdas en la Argentina". In diesem seit 1998 bestehenden, auf privaten Bibliotheken, Nachlässen usw. beruhenden Dokumentationszentrum wird in umfassender Weise versucht, das *„Gedächtnis der subal-*

ternen Klassen" des Landes zu bewahren. Hier befindet sich eine z. T. einzigartige Sammlung von Publikationen der argentinischen Linken.[1]

Reiner Tosstorff

David Palmer/Ross Shanahan/Martin Shanahan (eds.), Australian Labour History Revisited, Unley: Australian Humanities Press, 1999, 244 S.

Die australische Arbeiterbewegung ist von Europa aus immer wenig beachtet worden. Selbst in den Diskussionen der Zweiten Internationale vor dem Ersten Weltkrieg über Reform und Revolution tauchte die Entwicklung in diesem Land nur am Rande auf. Dabei schien sich doch hier geradezu ein Präzedenzfall für einen gradualistischen Weg anzubahnen. Hier wurde vor 1914 die weitreichendste Anerkennung und Institutionalisierung der Gewerkschaften - im Rahmen eines Schlichtungssystems - sowie die Regierungsübernahme durch eine von den Gewerkschaften geschaffene Labor Party erreicht. Freilich beruhte das nicht auf einem irgendwie marxistisch abgeleiteten sozialistischen Programm. Solche Strömungen, wie auch der Syndikalismus der „Industrial Workers of the World" (IWW), verblieben in einer eindeutigen Minderheitsposition. So wurde der ‚labourism' ein prägendes Element der australischen Sozialgeschichte.

Den Bedingungen für seine Herausbildung und Entwicklung, seine Errungenschaften wie auch seine Schattenseiten, sind Gegenstand der sich seit den fünfziger Jahren in Australien kräftig entwickelnden akademischen Labour History mit ihren Vorläufern in den Arbeiten einiger mit der Arbeiterbewegung verbundenen Intellektuellen. Sie fand ihren institutionellen Ausdruck in der Bildung der „Australian Society for the Study of Labour History" im Jahre 1961 und der Herausgabe der Zeitschrift „Labour History". Die dadurch herbeigeführte Verankerung dieser Teildisziplin in der akademischen Landschaft erfolgte zugleich in der Rückkoppelung zur Arbeiterbewegung, wie dies z. B. in der Bundesrepublik so nie zustande kam.

Natürlich ging die Entwicklung der Zeit auch an der Labour History nicht spurlos vorüber. Nach stark institutionsgeschichtlichen Fragestellungen erfolgte bald, unter dem Einfluß von Edward P. Thompson und anderen, die Hinwendung zur Sozialgeschichte und zu den „grassroots" der Arbeiterbewegung. Wichtig wurden vor allem „gender" und „race" sowie die Beschäftigung mit der White-Australia-Politik und der Rolle der Aborigines. Anfang der neunziger Jahre warf die Historikerin Verity Burgman, Verfasserin u. a. einer Studie über die australische IWW, gar die durchaus kritisch gemeinte Frage auf, ob die Labor History an ihrem Ende angelangt sei.

Das dem aber durchaus nicht so ist, auch wenn der Einfluß der Labour History heutzutage in der akademischen Welt (nicht zuletzt als karriereförderndes Mittel) gesunken ist und Fragen aus der Geschichte der Arbeiterbewegung sogar eher in anderen Fächern als der Geschichtswissenschaft nachgegangen wird, davon zeugt dieser Sammelband, der auf Vorträge bei der vierten australischen Labour History-Konferenz im Jahre 1995 zurückgeht. Auf eine Einführung, die die Entwicklung der Labour History in Australien reflektiert, folgen siebzehn Beiträge, die zu fünf jeweils gesondert eingeleiteten Schwerpunkten zusammengefaßt sind. Diese Fallstudien gehen dem Einfluß von Geschlecht und Kultur, der Rolle der organisierten Arbeiterschaft, der Identitätsbildung in Arbeitergemeinden, den Realitäten des australischen Egalitarismus und Konflikten zwischen verschiedenen Gruppen nach. Ein abschließender Teil versucht Elemente zu einer Geschichte der australischen Labour History zusammenzutragen.

---

1 Hinweise dazu unter www.cedinci.org.

Methodisch findet sich ein breites Spektrum, das sich schlecht auf einen Begriff bringen läßt. Allerdings kann man gewisse Einflüsse auf die Fragestellungen durch die neue Kulturgeschichte nicht verkennen, während die klassische Institutionengeschichte kaum eine Rolle spielt. Die Beiträge decken die Widersprüche des traditionellen ‚labourism' auf. Sie zeigen, wie stark er an die Dominanz ‚weißer angelsächsischer Männer' gebunden war, gegen die sich, wie hier dargestellt, zahlreiche ‚Minderheiten' wie nicht-angelsächsische Einwanderergruppen, Frauen und Aborigines behaupten mußten. Zwar verloren diese in solchen Konflikten zumeist, doch untergruben die mit den dominierenden Gruppen verbundenen Hierarchien und Rollen auch immer wieder Erfolge der Arbeiterbewegung insgesamt.
Schließlich seien noch zwei Beiträge besonders erwähnt. Christine Nicholls und Ross Shanahan verarbeiten Erfahrungen, die erstere als Lehrerin in einem Gebiet der Aborigines machte. Anhand von vier Lebensläufen wird deren Auseinandersetzung mit der westlichen ‚Arbeitsgesellschaft' untersucht. Als einziger Autor spannt Chris McConville den Bogen über Australien hinaus, indem er die Hafenarbeitergewerkschaften Melbournes mit denen von Buenos Aires und San Francisco zwischen 1919 und 1934 vergleicht und dabei zahlreiche Bezugspunkte feststellt.
Alle diese Beiträge zeigen das ungebrochene Interesse an der Labour History in Australien auf und demonstrieren dabei die Ausbreitung der Themenstellungen wie die methodische und inhaltliche ‚Diversifizierung'. Somit hat sich die erwähnte Diagnose von Verity Burgmann von Anfang der neunziger Jahre, wie sie selbst im Schlußessay schreibt, als falsch herausgestellt. Die damalige Entwicklung sei, wie sie polemisch zuspitzt, Ausdruck des Überschwenkens der akademischen Wortführer der neuen sozialen Bewegungen in das Lager des gesellschaftlichen Status quo, ihrer Kooptierung durch den Kapitalismus, gewesen. Doch die wachsende Ungleichheit und die zunehmenden Widersprüche würden das Terrain dafür schaffen, in einem erneuerten Rahmen *„to restate with renewed conviction the significance of class and labour"*.

Reiner Tosstorff

Alice Cherki, Frantz Fanon. Ein Porträt, Hamburg: Edition Nautilus, 2002, 351 S.

Der Namen Frantz Fanons, dieses schwarzen Revolutionärs, Psychiaters und Schriftstellers, der, auf der Insel Martinique geboren, sein Leben in den Dienst des algerischen Unabhängkeitskampfes gegen die französische Kolonialmacht stellte und 1961 nur 36-jährig an Leukämie starb, ist heute weithin vergessen. Seinem in den sechziger Jahren viel gelesenen Hauptwerk „Die Verdammten dieser Erde" haftet der Hautgout des Anachronistischen an.
Der nun vorliegende *„distanzierte Augenzeugenbericht"* der befreundeten Mitstreiterin Alice Cherki hält dem Leser jedoch die Aktualität von Fanons Analysen vor Augen. Von einem existenziellen Ansatz ausgehend, betrachtete Fanon den Prozeß der Kolonisation nicht als objektive, ökonomische Entwicklung, sondern als gegen das einzelne herrschaftsunterworfene Subjekt gerichtete gnadenlose Gewaltmaschinerie: *„Der Kolonisierte nimmt das Leben nicht als Entfaltung oder Entwicklung einer unverzichtbaren Reichhaltigkeit dar, sondern als permanenten Kampf gegen einen atmosphärischen Tod. Dieser schleichende Tod materialisiert sich durch den ständigen Hunger, die hohe Sterberate, die Arbeitslosigkeit, den Minderwertigkeitskomplex und das Fehlen von Zukunftsperspektiven."* Auf diesem Hintergrund wurde Gewalt für ihn zu jener Vorbedingung, aus der in der Dritten Welt neue Nationen hervorgehen können. Doch

nicht jede Gewalt war für ihn notwendigerweise bewaffnet. Es konnte sich auch um politische Gewalt handeln, die den Kolonialgeist in den Hirnen der einstmals Unterdrückten verschwinden lassen sollte.

Fritz Keller

Yves Pages, L'Homme hérissé (Liabeuf tueur de flics), Montreuil: L'Insomniaque, 2001, 144 S.

Im Jahre 1910 war der Schuhmacher Jean-Jacques Liabeuf Protagonist einer Affäre, die Leidenschaften entfesselte und am Vorabend seiner Hinrichtung eine Nacht voller Aufruhr auf dem Place Denfert-Rochereau provozierte. Von zwei - wahrscheinlich korrupten - „Sitten"-Polizisten der Kuppelei beschuldigt, war Liabeuf zu einer Gefängnisstrafe und zu Aufenthaltsverbot in der Hauptstadt verurteilt worden. Nach seiner Entlassung kehrte er zurück, besessen davon, diese ehrenrührige Anschuldigung blutig zu rächen. Mit Lederbändern, die mit Spitzen gespickt waren, einem Schustermesser und einem Revolver, die er unter seinem Mantel versteckte, durchkämmte er auf der Suche nach seinen Anklägern das Viertel der Markthallen, doch von Spitzeln verraten, versuchten Polizeibeamte ihn in der Rue Aubry-le-Boucher festzunehmen. Einer von ihnen wurde getötet und mehrere wurden verletzt, bevor es einer Verstärkung gelang, ihn zu überwältigen. Anarchisten und revolutionäre Sozialisten aus dem Milieu um Gustave Hervés „Guerre Sociale" setzten sich für Liabeuf ein, der am Ende seines Prozesses jedoch zum Tode verurteilt wurde. Ein Gnadenerlaß des Präsidenten schien möglich, doch der Polizeipräfekt Lépine warf sein ganzes Gewicht in die Waagschale, um den Kopf des „Polizistenmörders" zu bekommen.

Der von Yves Pages zusammengestellte dokumentarische Band liest sich wie ein (guter) Krimi, wobei er auch die verschwundene Atmosphäre des volkstümlichen Paris von Anfang des 20. Jahrhunderts wieder auferstehen läßt. Der Weltkrieg und die Normalisierung der „gefährlichen Klassen" haben die Erinnerung an diese Affäre ausgelöscht, auch wenn sie bei den Surrealisten weiterlebte. Robert Desnos, der als Kind am Ort des Dramas wohnte, widmete Liabeuf zwei Gedichte, während Léo Malet schrieb: *„Ein besonderes Ehrgefühl, ein fast heiliger Gerechtigkeitssinn brachten Liabeuf aufs Schafott."*

Charles Jacquier

Boris Souvarine, Cauchemar en URSS suivi de L'ouvrier & le paysan soviétiques. Avant-propos de Charles Jacquier, Marseille: Éditions Agone, 2001, 108 S.

Boris Souvarine, französischer Sozialist, Mitbegründer der Kommunistischen Partei Frankreichs und unter Lenin Sekretär der Kommunistischen Internationale, war einer der Protagonisten des bolschewistischen Abenteuers. 1924 wegen mangelnder Disziplin aus der Kommunistischen Internationale ausgeschlossen, gründet er 1926 den „Cercle communiste Marx et Lénine", aus dem 1930 der „Cercle communiste démocratique" und 1936 die Vereinigung „Les Amis de la vérité sur l'URSS" wird. Er führt mehrere Kampagnen zur Rettung von in der Sowjetunion inhaftierten Personen wie Victor Serge, wobei er gleichzeitig auf die Millionen anonymer Deportierter und Internierter hinweist. 1937 veröffentlicht er die drei jetzt wieder vorliegenden Artikel über die damals laufenden Moskauer Prozesse sowie die Lage der sowjetischen Arbeiter und Bauern, deren scharfsinnige Analysen von einem eindringlichen und bissigen Stil unterstützt werden, der sie zu einem Lesevergnügen macht.

„Cauchemar en URSS“ beschäftigt sich mit Stalins unverschämtester Säuberungswelle anläßlich der angeblich von Trotzkisten zu verantwortenden Ermordung Kirows, eines allzu ehrgeizigen Apparatschiks. Die Parodie eines Gerichtsprozesses führt zur Eliminierung führender Größen der Oktoberrevolution. Unter der Folter ziehen diese, noch diskreter und ohne Gerichtsverfahren, hunderte von angeblichen Komplizen und Zeugen mit in den Abgrund. Trotzki sprach von einem *„präventiven Bürgerkrieg“*. Trotz der Tragik des Angelegenheit schafft es Souvarine, den Leser anläßlich der Delirien der offiziellen Propaganda zum Schmunzeln zu bringen. Dank seiner Kenntnisse der Phrasendrescherei errät er mühelos, daß Kirow auf allerhöchsten Befehl von der GPU exekutiert wurde. Doch der wesentliche Ertrag dieser Texte liegt in der Beleuchtung der *„heimlichen Gründe“* für die versteckten Ziele des Diktators. So paranoid und blutrünstig Stalin auch gewesen sein mag, so läßt er sich dennoch nicht auf seine Pathologie reduzieren. Nur in zweiter Hinsicht erledigte er persönliche Abrechnungen und niedere Rachegelüste. Seine zügige Methode zur Bekämpfung und Lösung von Divergenzen ist grob, zieht aber ihre Wirksamkeit aus der Brechung des Widerstandsgeistes der Unbeugsamsten. Ab 1928 an hohen Funktionären getestet, um Mißerfolge im Transportwesen und bei der Verpflegung zu sanktionieren, hatten Repressalien und Hinrichtungen danach nicht mehr aufgehört; doch gegen Ende der dreißiger Jahre verlangte die innere und die internationale Lage, daß der Despot noch weiter ging.
1933 direkt bedroht von einem Aufruf Trotzkis an die Mitglieder des Politbüros, die mit dem Gedanken gespielt hatten, mit Stalin Schluß zu machen, bedauerte dieser, daß er den einzigen Opponenten hatte entkommen lassen, der das Format hatte, ihn zu ersetzen. Isoliert, verfolgt, von einem Land ins andere irrend, von Churchill, Hitler und den Führern der alten und der neuen Welt ebenso gehaßt wie von seinem alten Rivalen, schien der Exilierte dennoch so reale Chancen auf eine Rückkehr zu haben, daß diese Hypothese 1939 bei einem Treffen zwischen dem französischen Botschafter Coulandre und Hitler als die schlimmste aller Eventualitäten erwähnt wurde.
Der deutsch-sowjetische Pakt versetzte Stalin in die Lage, diejenigen anzuklagen, die er in einem abgekarteten Spiel mit dem Nationalsozialismus loswerden wollte. Daß die ideologische Vergangenheit der Opfer die ihnen unterstellten Motive unwahrscheinlich machte, interessierte ihn wenig. Mit Schnellhinrichtungen nach erpreßten Geständnissen und entsprechender Reue beseitigte er diejenigen, die sich darüber hätten empören oder sich hätten widersetzen können. Seine ursprüngliche Geschicktheit, mit den rivalisierenden Fraktionen zu spielen, wich der Eliminierung der Generation von 1917 durch die nach Macht und Privilegien gierende bürokratische Klasse. Es war, wie Maria Mikhaïlovna damals begriffen hatte, eine verkappte Konterrevolution: *„Das sind in Wirklichkeit Prozesse gegen Lenin, Trotzki und die Oktoberrevolution.“* Doch erst vierzig Jahre später traute sie sich, das zu schreiben.
Auch die kürzeren Artikel über das Leben der sowjetischen Arbeiter und Bauern - körperliche und seelische Sklaven eines Regimes, das grausamer war als das des Zaren - nötigen dazu, sich über die *„verblüffenden Lügen“* Gedanken zu machen. Da der Autor kein Hellseher und auch nicht der einzige war, der die wohlüberlegten Pläne Stalins ans Licht gebracht und die unglaublichen Exzesse enthüllt hat, läßt sich daraus schließen, daß man außerhalb dieses vom Terror geknebelten Landes nachsichtig gewesen sein muß, wenn man sich von diesen Manipulationen benutzen ließ. Es war dies eine unentschuldbare Funktionalisierung, was den mexikanischen Journalisten Francisco Zamora 1940 zu der Bemerkung veranlaßte: *„Kein geistig und moralisch gesunder Mensch kann nach der Reihe von Verbrechen, Betrügereien, Niederträchtigkeiten und*

Fälschungen von Tatsachen und Ideen durch dieses unheilvolle Individuum weiter Stalinist sein." Boris Souvarine gehörte zu den ersten, die die Feigheit der Linksintellektuellen und anderer „Menschenrechtsvertreter" anprangerten, die unter dem kommunistischen Etikett Tatsachen guthießen, die sie in anderen Gegenden zum Aufschrei gebracht hätten: Das „Politisch Korrekte" hatte hier seine ersten Auftritte.
„*Dieser Versuch, die Meinung unserer und der nachfolgenden Generation auf der ganzen Welt zu täuschen*", dessen Opfer auch Trotzki wurde, verdankt seine Langlebigkeit dem Sieg der Allierten; dieser übertünschte eine Realität, die allen bekannt war. Dazu kommt die Mitschuld der liberalen Demokratien, deren Vertreter über die Eliminierung der Revolutionäre erfreut waren. Der bürokratische Staat unter proletarischem Deckmantel sollte ihnen jahrzehntelang das Schreckensbild eines entsetzlichen Ideals liefern. Heute dient dieses Schreckensbild dazu, uns davon zu überzeugen, daß der Kapitalismus quasi genetisch zum Menschen gehöre. Da es verderblich war, gegen die Natur zu handeln - als Beweis dient das „Schwarzbuch des Kommunismus" - wurden die Revolutionäre von 1917 zurecht bestraft. Auch wenn Boris Souvarine, dessen Lebensweg in der fraglichen Zeit Charles Jacquier in seinem Vorwort nachzeichnet, an seinem Jugendideal verzweifelte, wußte er, daß die ausgelöschte Generation aus ehrlichen, ergebenen und respektablen Aktivisten bestand.

Hélène Fabre

Roger-Henri Guerrand/Francis Ronsin, Jeanne Humbert et la lutte pour le contrôle des naissances, Paris: Spartacus, 2001, 192 S.

In Frankreich erwies sich die Ära der Attentate der Jahre 1892-1894 mit Ravachol, Vaillant, Emile Henry und Sante Caserio, dem Mörder von Präsident Sadi Carnot, als tragische Sackgasse für diejenigen, die sich revolutionäre Veränderungen erhofften. Die anarchistischen Aktivisten suchten damals nach anderen Wegen, um zu einer wirklichen sozialen Befreiung zu gelangen. Ihre Beteiligung an der Gewerkschaftsbewegung ist zwar gut bekannt, doch man weiß wenig über ihre Rolle in anderen Bereichen, besonders im Erziehungswesen und in der neo-malthusianischen Bewegung. Paul Robin (1837-1912), ein Veteran aus Bakunins antiautoritärer Internationale, verkörpert diesen doppelten Kampf, vor allem auf pädagogischem Gebiet. Von 1880 an leitet er vierzehn Jahre lang das Waisenhaus von Cempuis (Oise), wo er eine integrale Erziehung erprobt, die andere Erzieher wie Sébastien Faure und Francisco Ferrer inspiriert. Nachdem er in der reaktionären Periode nach den Attentaten von 1894 aus politischen Gründen entlassen wird, stürzt er sich in einen neuen Kampf für die Geburtenkontrolle und die freie Entscheidung für oder gegen Schwangerschaft, indem er einen Teil der Gedanken aus dem „Essay on the principle of population" (1798) von Malthus aufgreift, dabei aber das Prinzip der freiwilligen Enthaltsamkeit ablehnt und durch die Theorie der „*guten Geburt*" ersetzt. Zur Propagierung seiner Ideen gründet Paul Robin die „Ligue de la Régénération humaine" („Liga zur Erneuerung der Menschen"). Anfang 1900 verbreitet die „Ligue" ihre Ideen erfolgreich bei den Anarchisten, den Feministinnen und den Syndikalisten.
1902 wird Eugène Humbert, der seinen bisherigen Schusterberuf aufgibt, Geschäftsführer von „Regénération", der Zeitung der „Ligue". 1909 trifft Jeanne Rigaudin, am 24. Januar 1890 in Romans-sur-Isère geboren, nach einer Kindheit, in der sie dank dem Anarchisten Delalé, dem Lebensgefährten ihrer Mutter, Kontakte zum anarchistischen Milieu hatte, ihren zukünftigen Lebensgefährten Eugène Humbert. Dieser festigt an der Spitze der „Ligue de la Régénération humaine" die neo-malthusianische Bewe-

gung, die ein breites Echo findet und sich überall in Frankreich entwickelt. Der Rückzug von Paul Robin stoppt diesen Fortschritt und „Régéneration" geht ein. Dank Eugène Humbert erholt sich die neo-malthusianische Bewegung jedoch wieder; er gründet 1912 die Zeitung „Génération consciente", unter Mitarbeit des Anarchisten Sébastien Faure, des anarchistischen Sozialisten Victor Méric und von Paul Robins Schwiegersohn Gabriel Giroud.
Die neo-malthusianischen Ideen stoßen in einem Frankreich, das sich auf seine Revanche für die Niederlage von 1870 vorbereitet, auf Repressionen. Mit Hilfe der Verfechter der sexuellen Moral soll die Geburtenpolitik vor allem eine Antwort auf dieses Ziel geben, aber auch das Kolonialreich bevölkern und billige Arbeitskräfte für die Industrie liefern. Der Schwung der Bewegung wird vom Weltkrieg gebremst und die Humberts versuchen, das Chaos im spanischen Exil zu überleben. Nach Kriegsende kehren sie zurück und müssen mit ansehen, wie die Behörden die Frage der Bevölkerung ausschließlich repressiv stellen: Ein Gesetz von 1920 bestraft den Aufruf zur Abtreibung und die Werbung für Verhütungsmittel. Als Opfer des neuen Gesetzes werden beide Humberts verurteilt - Eugène auch noch wegen Kriegsdienstverweigerung - und inhaftiert, bevor sie während der ganzen Zwischenkriegszeit ihren ungleichen Kampf für die neo-malthusianische Bewegung und den Pazifismus wiederaufnehmen. 1929 gründet Humbert die „Ligue mondiale pour la Réforme sexuelle" („Weltliga für sexuelle Reform") mit der „Ligue de la Régénération humaine" als französischer Sektion. Sie veröffentlicht ab 1931 die Monatszeitschrift „La Grande Réforme". Die Humberts hoffen, daß die Linksparteien das Gesetz von 1920 abschaffen, müssen aber während der Volksfront schnell ihre Illusionen aufgeben. Die Kommunisten schließen sich der Politik von Stalin an, der 1935 eine Kampagne für das Bevölkerungswachstum in der Sowjetunion startet und im darauffolgenden Jahr die liberalen Abtreibungsgesetze abschafft. Die Sozialisten hüten sich schlicht und einfach - in der Erwartung der Machtergreifung - vor jeder Maßnahme, die die Wähler schockieren könnte.
Während des Zweiten Weltkriegs, im Dezember 1942, wird Eugène Humbert wegen Propaganda für Empfängnisverhütung festgenommen und inhaftiert. Er erkrankt ernsthaft und wird nach Amiens ins Krankenhaus eingeliefert, wo er am 24. Juni 1944, zwei Tage vor Ablauf seiner Strafe, während der Bombardierung der Stadt durch die Royal Air Force ums Leben kommt. Jeanne Humbert beschließt, das Werk ihres Lebensgefährten fortzuführen und die Publikation von „La Grande Réforme" wieder aufzunehmen, doch Gabriel Giroud stirbt am 16. September 1945 an einem Herzanfall, wodurch sie einen wertvollen Unterstützer verliert. Bei all ihren Bemühungen isoliert und ohne Geldmittel, bringt Jeanne Humbert dennoch 32 Ausgaben der zweiten Reihe der Zeitung heraus. Desillusioniert schreibt sie im Jahre 1956: *„Wir haben für alle kurzfristigen Profiteure die Kastanien aus dem Feuer geholt und haben uns dabei komischerweise die Finger verbrannt."* Im selben Jahr legen etwa zwanzig Personen im Umkreis der Ärztin Marie-Andrée Weill-Hallé, die aus der christlichen Studentenjugend kommt, die Basis für „Planning familial". Die beiden Autoren erinnern an die verschiedenen Phasen des Kampfs dieser Vereinigung und an die Kräfte, die sich ihnen in den Weg stellten - die katholische Kirche, aber auch die Kommunistische Partei -, bis zur Verabschiedung der Loi Neuwirth zur Empfängnisverhütung am 19. Dezember 1967 und der am 17. Januar 1975 verkündeten Loi Weil zur Schwangerschaftsunterbrechung.
1974 schließt sich Jeanne Humbert „Choisir" an, wahrscheinlich, wie die Autoren bemerken, *„weil die Kampagne für die freie Abtreibung mit der Herausforderung der Moral, des Gesetzes und der etablierten Ordnung und mit spektakulären Prozessen*

einherging". Doch sie wird keineswegs freundlich empfangen und die Informationen, die sie an den Verantwortlichen dieser Bewegung schickt, finden kein Echo - nicht einmal ein Bestätigungsschreiben erhält sie. Diese letzten Kämpfe führt Jeanne Humbert an der Seite ihrer üblichen Freunde; auf Bitten von May Picqueray, wie sie Korrektorin im Ruhestand, stürzt sie sich mit Charles-Auguste Bontemps und Marcel Body in das Abenteuer einer neuen Publikation. Dieses Rentnerteam von 70- bis 80jährigen nimmt sich vor, zwanzigjährigen Gefangenen (Kriegsdienstverweigerern und Deserteuren) zu helfen und *„ihnen die reiche Geschichte der Kämpfe beizubringen, deren Erben sie sind"*. *„Le Réfractaire"*, so benannt als Hommage an Jules Vallès, erscheint von April 1974 an und erlebt 83 Ausgaben, überlebt aber nicht seine Gründerin May Picqueray, die am 3. November 1983 stirbt. Drei Jahre später, am 1. August 1986, stirbt fast hundertjährig Jeanne Humbert, nach einem von sozialen Kämpfen und einer hartnäckigen Treue zu ihren Ideen geprägten Leben, trotz einer gewissen Verbitterung angesichts der Apathie ihrer Zeitgenossen.

Charles Jacquier

Ngo Van, Au pays de la cloche fêlée. Tribulations d'un cochinchinois à l'époque coloniale, Montreuil: L'Insomniaque, 2000, 240 S.

Ngo Van, Autor des Buches „Viêt-nam 1920-1945, révolution et contre-révolution sous la domination coloniale" (1995, Neuauflage 2000), legt jetzt ein streng autobiographisches Buch vor, das die Zeit von seiner Kindheit bis zu seinem Weggang aus Vietnam im Jahre 1948 umfaßt. 1913 in einem kleinen Dorf in der Nähe von Saigon geboren, beginnt Ngo Van mit vierzehn Jahren zu arbeiten und liest voller Interesse alles, was ihm in die Hände fällt, besonders Jean-Jacques Rousseau und Charles Baudelaire; ein Gedicht des letzteren, „La cloche fêlée", liegt dem Titel einer indochinesischen Zeitung zugrunde, in der sich Anfang der zwanziger Jahre eine ganze Generation im Kampf gegen die Kolonialgesellschaft wiederspiegelt. Seine instinktive Revolte führt Ngo Van nicht zu einem rechten Nationalismus, sondern zu den von der jungen Sowjetunion verkörperten kommunistischen Ideen. Seit Ende der zwanziger Jahre wird er sich jedoch zahlreicher beunruhigender Entwicklungen in der Sowjetunion bewußt, und er schließt sich der kommunistischen Opposition Trotzkis an, die in seinen Augen die Treue zur Revolution und sozialen Emanzipation verkörpert.

Die folgenden zwei Jahrzehnte sind von sozialen und antikolonialen Kämpfen geprägt, an denen er an der Seite seiner Genossen aus den kommunistischen Oppositionsgruppen, aber auch und vor allem an der Seite indochinesischer Arbeiter teilnimmt, die insbesondere auf die französischen Streiks vom Juni 1936 mit einer Neubelebung sozialer Konflikte reagieren, die aber nur eine verstärkte Repression der kolonialen Autoritäten zur Folge haben. Die Repression ist von einem systematischen Gebrauch der Folter geprägt, die in diesem Zusammenhang als eine in den Kolonien zur Gewohnheit gewordene Polizeimethode erscheint, und nicht als ein außergewöhnliches und auf bestimmte Zeiten begrenztes Mittel zum alleinigen Zweck, „Terroristen" zu bekämpfen.

Wie alle revolutionären Bewegungen dieser Zeit, geraten die Vietnamesen zwischen zwei Feuer und müssen an zwei Fronten kämpfen: selbstverständlich gegen die koloniale Gesellschaft, aber auch gegen die Stalinisten, die nicht vor der systematischen Ermordung ihrer ehemaligen Genossen aus dem Kampf gegen die Kolonialmacht zurückschrecken. So werden die meisten von Ngo Vans Freunden und Genossen am Ende des Zweiten Weltkrieges unter der irreführenden Anschuldigung, in dieser Zeit der Unruhen, die den Abzug der Japaner und die Rückkehr der Franzosen mit sich bringt,

„Agenten des französischen Imperialismus" zu sein, ermordet. In einem anschließenden Kapitel zeichnet Ngo Van das Leben einiger von ihnen nach, insbesondere das des bekannten Tha thu Thâu, der vom Viet minh im Sommer 1945 exekutiert wurde. Ein Jahr später von Daniel Guérin auf sein Schicksal angesprochen, erklärte Ho chi Minh: *„Alle, die nicht der von mir vorgegebenen Linie folgen, werden zerschmettert."*
1948 geht Ngo Van ins Exil nach Frankreich, wo er bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1978 als Fabrikarbeiter tätig ist. Er löst sich endgültig vom Trotzkismus und schließt sich dem Rätekommunismus an. Er wirkt schließlich bei der Gruppe „Informations Correspondance Ouvrières" mit und teilt Freundschaft und Kämpfe mit Maximilien Rubel, dem er eine bewegende Broschüre gewidmet hat. Mit seinem Erinnerungsbuch will er Zeugnis für neue Generationen ablegen, damit sie *„die lebendige Spur der im Laufe der Zeiten aufeinander folgenden Revolten wiederfinden"*.

Charles Jacquier

Philippe Gottraux, „Socialisme ou Barbarie". Un engagement politique et intellectuel dans la France de l'après-guerre, Lausanne: Editions Payot, 1997, 427 S.
Erst in den letzten Jahren ist die Forschung über eine der innovativsten und interessantesten politischen Gruppen Nachkriegsfrankreichs, „Socialisme ou Barbarie" (SouB, 1949-1967), in Gang gekommen. Das erste größere französischsprachige Werk über diese linksradikale Gruppe um Cornelius Castoriadis, Claude Lefort, Daniel Mothé, Henri Simon u.a. ist die vorliegende Dissertation von Philippe Gottraux. (Daneben gibt es die leider nur schwer zugängliche Dissertation von Stephen Hastings-King: Fordism and the Marxist Revolutionary Project: A History of Socialisme ou Barbarie, Part I, Cornell University History PhD dissertation, 1999).
Im ersten Teil der Studie werden die derzeitigen Kenntnisse über die Gruppenentwicklung durch interessante Details bereichert; der Schwerpunkt der Darstellung liegt vor allem auf den ständig vorhandenen internen Konflikten aufgrund verschiedener Positionen bezüglich der „Organisationsfrage". Die für SouB charakteristische antibürokratische Stoßrichtung, aus der sich schon früh das zentrale Gruppenthema - die Kritik der Trennung in Ausführende und Leitende auf allen gesellschaftlichen Ebenen, insbesondere aber im Bereich der Arbeitswelt - ergab, ging einer starken Minderheit oft noch nicht weit genug. Spaltungen gingen auch von der theoretischen Neuorientierung aus: Abwendung vom Marxismus, Hinwendung zu neuen sozialen Bewegungen der sechziger Jahre.
Neben der Organisation öffentlicher Debatten und Schulungen bestand die politische Arbeit der Gruppe hauptsächlich in der Diskussion und Herausgabe der gleichnamigen Zeitschrift, in der sich neben theoretischen Artikeln Beiträge über die westliche und osteuropäische Arbeiterklasse, internationalistische Beiträge, Berichte über die Gruppenaktivitäten, über aktuelle politische Entwicklungen, ökonomische Probleme und historische Themen genauso wie Buch- und Filmrezensionen finden. Die inhaltliche Schwerpunktsetzung schließt sich zunächst an eine weitverbreitete katastrophische Perspektive (Unausweichlichkeit eines Dritten Weltkriegs) an; schnell entwickelt SouB jedoch eine neue originäre Perspektive. Die propagierte autonome Arbeiterorganisation wird durch nationale und internationale Entwicklungen bestätigt; die Gruppe erfährt einen gewissen Aufschwung (von etwa 20 AktivistInnen 1957 auf 87 AktivistInnen im Frühling 1961). Mobilisierungsversuche in verschiedenen Betrieben und im studentischen Milieu blieben aber letztlich episodenhaft und instabil, nach Gottraux gelang auch die Integration sympathisierender Arbeiter in die Gruppe nur unzureichend.

Im zweiten Teil seiner Arbeit will Gottraux diesen Auflösungsprozeß, den er stark an einen Identitätswandel der Mitglieder von politischen Aktivisten zu Intellektuellen koppelt, soziologisch und historisch nachzeichnen. Ausgehend von Bourdieus Feldkonzept analysiert er die Position der Gruppe im sozialen Raum: SouB wird im „radikal-politischen Feld" mit der damaligen obligatorischen Bezugsgröße PCF, weniger im „intellektuellen Feld" des dominierenden Typus des Sartreschen engagierten Intellektuellen verortet. Diese Felder unterscheiden sich u.a. durch unterschiedliche Beziehungen zur Praxis, spezifische Normen und Sanktionen. Gemeinsam ist ihnen ein dynamisches Innenleben: In ihnen konkurrieren verschiedene Organisationen bzw. Einzelpersonen um symbolische (Prestige) wie materielle (Anhängerschaft, organisatorische Kapazitäten, Einfluß in Bewegungen usw.) „Gewinne" und es werden unterschiedlich hohe „Kosten" für das Engagement aufgewendet. Dieses Spannungsfeld von „Kosten" und „Gewinnen" hält Gottraux für die ausschlaggebende Erklärung des Auflösungsprozesses von SouB: vereinfacht gesagt, ließen die „Gewinne" nach und die „Kosten" wurden zu hoch.
Im radikal-politischen Feld nahm die Gruppe mit ihrer grundsätzlich antistalinistischen, antileninistischen und bürokratiekritischen Position eine Außenseiterposition ein. Auch das Bemühen um eine gewerkschaftsunabhängige Betriebsarbeit und die Unterstützung selbstorganisierter Zusammenschlüsse von Arbeitenden trug angesichts der dominierenden Rolle der PCF/CGT in den Betrieben zu einer solchen Position bei. Interessant ist das Verhältnis zu anderen, ebenfalls marginalisierten linken Gruppen – etwa trotzkistischen oder bordigistischen. Neben partieller Zusammenarbeit arbeitet Gottraux vor allem den Aspekt der starken gegenseitigen Konkurrenz um den Einfluß im radikal-politischen Feld heraus. Sich selbst als „revolutionäre Marxisten" verstehend, wahrte SouB zu libertären und anarchistischen Strömungen konsequente Distanz, obwohl die inhaltlichen Entsprechungen an vielen Stellen frappierend sind. Diese politische Isolation konnte auch durch einzelne Annäherungen an die Ende der fünfziger entstehende Neue Linke nicht aufgebrochen werden.
Gottraux führt anschaulich die politischen Konjunkturen und Krisen der Gruppe vor: SouB entfaltete aus einer Bürokratiekritik rasch eine innovative politische Theorie, die einen hohen Erklärungswert für Phänomene des radikalen Arbeiterwiderstands bot, und die von einzelnen politischen Entwicklungen bestätigt wurde. Trotz dieser theoretischen Leistung gelang es SouB nicht ganz, sich aus traditionellen Konzepten politischer Gruppenarbeit (zugunsten eines „autonomeren", offeneren Konzepts) zu lösen.
Im dritten Teil der Arbeit werden die Befunde der Feldanalyse am Prozeß der Gruppenauflösung interpretiert. Diese Auflösung hat vielschichtige Gründe, externe ebenso wie spezifische Konstellationen innerhalb der Gruppe. Das ursprünglich ambivalente bis feindliche Verhältnis zum „intellektuellen Feld" wird am Ende durch ein Hineingleiten in dieses aufgelöst; viele politischen Aktivisten machen wissenschaftliche, publizistische oder im weitesten Sinne ‚lehrende' Karrieren. Erleichtert wurde dies nicht zuletzt durch eine bestimmte Sozialstruktur und durch die Theorieproduktion als der dominierenden und identitätsbildenden Tätigkeit der Gruppe. Aus diesem Primat ergab sich eine Affinität zum „intellektuellen Feld", repräsentiert durch etliche einschlägige Zeitschriften, Komittees und Zirkel (z.B. „Les Temps Modernes", „Arguments" etc.) aber auch durch die in den fünfziger Jahren entstehende Arbeitssoziologie. Diesen Prozeß illustriert Gottraux an einzelnen Beispielen, die den (kollektiven) biografischen Identitätswechsel aus verschiedenen Motivationslagen verdeutlichen sollen. Die gleichzeitige individuelle Verstrickung der Aktivisten in verschiedene soziale Fel-

der schlägt sich in einem dynamischen Spannungsverhältnis nieder, das sich materiell wie ideell ausdrückt (z.B. berufliche Aktivitäten; familiäre Verpflichtungen, v.a. bei den Frauen). Die individuell variierenden Vorteile materieller und symbolischer Art aus politischen oder anderen Tätigkeiten beeinflussen dieses Spannungsfeld; das Verlassen der Politik ist ein multikausales Phänomen (eine Mischung persönlicher, politischer, gruppenstruktureller und sonstiger Gründe). Auch der Mai '68 konnte das Experiment SouB nicht wiederbeleben, was Gottraux zu der Feststellung veranlaßt, daß auch die Wahrnehmung politischer Möglichkeiten eine Konstruktion ist, die vielleicht weniger von historischen Bedingungen und politischen Analysen abhängen, denn von der jeweiligen Position im sozialen Raum.
Am Ende dieser lesenswerten, materialreichen und interessanten Studie bleiben dennoch Fragen offen. Zunächst methodische: Es ist sicherlich ein großes Verdienst dieser Arbeit, persönliche Archive ausgewertet und mit über vierzig ehemaligen AktivistInnen Interviews geführt zu haben; dieses Material begegnet uns jedoch nur interpretiert, und zur Auswertungsmethode erfahren wir nichts.
Fragwürdig erscheint auch der an Bourdieu orientierte „wissenssoziologische" Untersuchungsansatz. Gottraux betont, daß er keine (moralisch) urteilende Arbeit über das Verhalten Einzelner abliefern, sondern die Kombination strategischer Praxis der Akteure je nach Kräfteverhältnissen im „intellektuellen Feld" und politisch-ideologischer Konjunktur analysieren will. Trotz vorsichtig formulierter Interpretation fragt man sich ständig, ob das der adäquate Zugang zu einer politischen Gruppe ist. Biographische Entscheidungen kritisch zu betrachten, beinhaltet in gewissem Maße immer den Vorwurf, eigene Interessen und Karrieren verfolgt zu haben. Und was bringt es, wenn erkennbar wird, daß sich bei SouB – wie übrigens bei vielen anderen politischen Gruppen - Übergange ins „intellektuelle Feld" durch inhaltliche Überschneidungen ergeben haben? Hätte man, um die Entwicklung von SouB als eine „besondere" herauszuarbeiten, nicht einen systematischen Vergleich mit der Entwicklung vergleichbarer politischer Gruppen anstellen müssen?
Die Entwicklung und das Leben einer politischen Gruppe sind durch eine soziologische Großtheorie, die die Ebenen persönlicher Erfahrungen und politischer Inhalte nicht bzw. kaum berücksichtigt, nicht hinreichend zu erfassen. Im Vergleich zu der erwähnten Studie von Hastings-King geht es Gottraux in der Tat wenig um die politischen Positionen von SouB.
Übrig bleiben am Ende wieder die prominenten Gruppenmitglieder Castoriadis und Lefort als Gewinner des symbolischen Profits, Mothé, für den sich das Engagement im Zugang zur Arbeitssoziologie ‚auszahlte', und Lyotard, der berufliches und politisches Engagement trennte. Die Mehrzahl der SouB-Mitglieder durfte immerhin beim Zurücksinken in die Normalität ein ‚bereicherndes' Erlebnis mitnehmen. Viele Akteure seien auch durch die *„Mobilitätsleistung der Gruppe"* zu sozialem Aufstieg befähigt worden, haben also wenigstens eine Art Trostpreis ergattert. Reduziert sich darauf die Bedeutung dem Anspruch nach revolutionärer politischer und theoretischer Praxis?
Somit bleibt die Notwendigkeit weitergehender Forschung, die auf diesem beachtlichen und bei aller Kritik anregenden Werk aufzubauen hätte.

Andrea Gabler

Mary Low/Juan Breá, Rotes Notizbuch (Spanien 9.8.-28.12.1936), Hamburg: Edition Nautilus, 2002, 223 S.

Mary Low und Juan Breá lernten sich 1933 in Paris kennen. Sie, 1912 in England geboren, begeisterte sich früh für Literatur und Geschichte. Er, 1905 in Santiago de Cuba als Kind einer Beamtenfamilie französischer Herkunft geboren, war 1931, nachdem er sich mit Führern der kubanischen Kommunisten und ihren Ideen angefreundet hatte, nach Spanien gekommen, um die dortige Sektion der Kommunistischen Internationale bei ihren Kämpfen zu unterstützen; unter dem Einfluß von Andrés Nin lernte er dabei die politischen Ideen Leo Trotzkis kennen. Von 1934 bis 1940 unternahm das Liebespaar Reisen durch ganz Europa. In Ostende, wo die beiden im Juni 1936 Halt machten, erfuhren sie vom Ausbruch der spanischen Revolution. Bréa brach sofort nach Barcelona auf; Low folgte ihm zehn Tage später nach. Beide kämpften an der Seite der rebellischen Arbeiter(innen) und Bauer(innen) bis zu jenen dramatischen Tagen im Mai 1937, an denen unter dem Kommando des General Orlow und seines Adjutanten Gerö die „Operation Nikolai" gegen alle angeblichen „Trotzkisten" in Barcelona begann, die mit der Einkerkerung oder Ermordung der politisch mißliebigen Linken endete. Während Low und Breá in der Pariser Zuflucht verzweifelt die Tragödie des Brudermordes im Bürgerkrieg verfolgten, schrieben sie in vier bis fünf Wochen intensiver Tag- und Nachtarbeit jenen Bericht über die spanischen Erfahrungen, der neben George Orwells „Homage to Catalonia", Allens Schauspiel „Land and Freedom", Victor Albas Geschichte des POUM und Hugh Thomas' „The Spanish Civil War" den Hintergrund für Ken Loachs Film „Land and Freedom" bilden sollte.
Die Form der Darstellung ist ungewöhnlich: Low und Breá verfassen und signieren jeder für sich einzelne Kapitel ihrer Gemeinschaftsarbeit, wodurch der Leser noch heute eindeutig feststellen kann, welche Ereignisse jeweils zum Schreiben inspirierten. Diese Zuordnung ermöglicht außerdem einen systematischen Vergleich geschlechtsspezifischer Optik und Präsentation. „Natürlich" ist es Low, die beschreibt, wie sie einen *„Revolutionär"*, der sich stolz brüstet, daß Frauen nicht mehr so barbarisch behandelt werden wie früher, mit der Frage *„Warum schließt Du dann Deine Frau nach wie vor ein?"* so *„aus dem Häuschen"* bringt, daß er *„mit dem Spazierstock auf den Boden stampft und die schwarzen Augen rollt"*.
Inhaltlich ist das „Spanische Notizbuch" kein wir-bezogener Erlebnisbericht - das wird schon bei der Lektüre des ersten Kapitels klar. Im einleitenden Absatz, der die Reise nach Barcelona behandelt, findet sich der überschwängliche Satz *„Alles schien wahr zu werden"*. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb positioniert sich das Autorenteam von der ersten Zeile an völlig im Hintergrund. Sie empfinden sich offensichtlich als solidarische(r), teilnehmende(r) Beobachter(in). Ihre „Heroen" sind einfache Leute - Schuhputzer und Kellner zum Beispiel, die sich weigern, Trinkgeld zu nehmen. Aufmerksam vermerken sie, daß *„Stierkampfkomitees paritätisch von Kommunisten und Anarchisten besetzt sind und daß die Profite vergesellschaftet werden"*. Wenn Prominente überhaupt Beachtung finden, haben sie allesamt anti-heroische Züge, selbst wenn das Autorenpaar politische Sympathie für sie hegt. Mitglieder des Exekutivkomitees des POUM charakterisiert Low ziemlich respektlos: Andrés Nin, *„ein schwerer Mann, klein und dick"*, Molins, *„der wie eines der drei kleinen Schweinchen aussah"*, und Juan Andrade, *„mit einem Gesicht wie ein Hai"*.
Selbst die wirklichen Helden an den Fronten des Bürgerkrieges sind für Low/Breá keine gutgeölten Kampfmaschinen, sondern Menschen voller Widersprüche und Schwächen. Da ist Pico, Mitglied des Exekutivkomitees des POUM, *„der in aller Gemütsruhe die Feuerlinie abschreitet und von Zeit zu Zeit stehen bleibt, um sich Notizen zu machen und durch seinen Feldstecher zu schauen"*, zur Vorsicht gemahnt aber *„wie*

ein großes Kind hinter dem Stein in Deckung geht". Oder „Putz", eine schöne junge Frau, die im Schützengraben überlebt, während rechts und links von ihr je zwei spanische Mitkämpfer erschossen werden, und die trotzdem „*unter der Fuchtel eines dicken Deutschen mit einer zerquetschten Nase und behaarten Hände steht*", weil sie „*nie lange ohne einen Mann sein kann*".
Literarische Qualität, ungewöhnliche Form und lebendige Schilderungen spröder Realitäten sind aber nicht die einzigen Merkmale, die das „Rote Notizbuch" als Material für Ken Loachs Film prädestinierten. Wie dieser wollten Low/Breá zentrale Mythen des spanischen Bürgerkrieges demontieren: die Sage vom Krieg einer geeinten Linken gegen die Faschisten, selbstlos unterstützt von Stalins UdSSR; die Mär von der Solidarität aller Demokraten mit der spanischen Republik; den linken Mythos vom Wundermittel „*Selbstorganisation der Massen*": „*Das Charakteristikum an der Front in der goldenen Ära des Antifaschistischen Komitees war das völlige Fehlen einer militärischen Haltung, die so dumm wie notwendig ist*", heißt es dazu an einer Stelle in überzeugender Klarheit.
1940 siedelten Mary Low und Juan Breá nach Cuba über; Breá starb ein Jahr darauf. 1943 veröffentlichte Mary Low eine Textsammlung unter dem Titel „La Verdad contemporánea" („Die gegenwärtige Wahrheit") mit einem Vorwort des französischen Surrealisten Benjamin Péret. Das Werk enthält theoretische Texte, die sie zusammen mit Breá auf Cuba und in Spanien verfaßt hatte: „Eine marxistische Interpretation der Kultur", „Die ökonomischen Aspekte des Surrealismus", „Eine materialistische Interpretation der Kunst" und „Die ökonomischen Ursachen des Humors". 1946 folgte „Alquimia del Recuerdo" („Alchemie der Erinnerung"), 1957 der dreisprachige Sammelband „Tres Voces/Three Voices/Trois Voix" („Drei Stimmen"). Als Sympathisantin der Trotzkisten unterstützte Low in den fünfziger Jahren voller Enthusiasmus Fidel Castros Guerillabewegung, indem sie Revolutionäre bei sich im Haus versteckte. Nach dem Sieg der Bewegung wurde sie Professorin an der Universität von Havanna. Obwohl die Kommunisten den bewaffneten Kampf gegen den Diktator Batista immer konsequent abgelehnt hatten, gewannen sie schnell immer größeren Einfluß auf den Staatsapparat. Lows trotzkistische Freunde wurden in Razzien mehrmals hintereinander verhaftet und jeweils erst auf persönliche Intervention Che Guevaras wieder freigelassen. Durch ihren britischen Paß entging Low zwar diesen Verhaftungswellen, fürchtete aber zunehmen um ihre Sicherheit und floh 1964 auf Umwegen in die USA. Jede Tätigkeit im öffentlichen Erziehungswesen blieb ihr aufgrund ihrer revolutionären Vergangenheit verwehrt. Also unterrichtete sie als Geschichtslehrerin in Miami in mehren Privatschulen und betreute die Zeitschrift „Classic Chronicle" für Lateinschüler(innen) und -lehrer(innen). In ihrer Freizeit produzierte sie weiterhin Literatur: „El Trionfo de la vida/Alive in spite" („Der Triumph des Lebens") erschien 1985 in Miami, 1994 folgte „Where the Wolf Sings".

Fritz Keller

Tom Rockmore, Heidegger und die französische Philosophie, Lüneburg: zu Klampen Verlag, 2000, 310 S.
Theodor W. Adorno, Ontologie und Dialektik (Nachgelassene Schriften IV: Vorlesungen Band 7), Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 2002, 446 S.
Theodor W. Adorno, Vorlesung über Negative Dialektik. Fragmente zur Vorlesung 1965/66 (Nachgelassene Schriften IV: Vorlesungen Band 16), Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag, 2003, 358 S.

Heidegger stieg im Frankreich der Nachkriegszeit zum importierten Meisterdenker auf und konnte diese Position - vergleichbar dem Einfluß Nietzsches auf die französische Philosophie - über zwei Generationen hinweg halten und ausbauen: Heidegger ist heute bei einem ordentlichen Diskurs aus Paris nicht wegzudenken. Tom Rockmore, Professor für Philosophie an der Duquesne-Universität in Pittsburgh, schildert in seinem Buch diesen Werdegang der Heideggerschen Philosophie in Frankreich bis zum Jahre 1995, namentlich das Paradox, *„daß eine mit dem Nazismus verbundene Philosophie in der prinzipiell humanistisch gesinnten französischen Nachkriegsphilosophie zur herrschenden Auffassung wurde"*. Für Rockmore basiert diese Entwicklung auf einer faktischen Mißdeutung der Heideggerschen Philosophie als Theorie des Humanismus, die eine existentialistische Vereinnahmung erst ermöglichte und die unterschiedlichen Phasen der Heidegger-Rezeption in Frankreich stets begleiten sollte. Wie so vieles in der Geschichte der französischen Philosophie des 20. Jahrhunderts beginnt auch die Geschichte dieser außergewöhnlichen Eingemeindung mit den Hegel-Vorlesungen Alexandre Kojèves in den dreißiger Jahren, die die gesamte Generation um Sartre in ihrer Rezeption der deutschen Philosophie geprägt haben - stellt doch Kojèves Hegel bereits eine Mixtur aus Hegel, Heidegger und Marx vor, die eine Kontinuität zwischen Hegel und Heidegger betonte.

Rockmore unterscheidet philosophiegeschichtlich verschiedene Phasen der Heidegger-Rezeption nach 1945, beginnend mit der Prolongierung des existentialistischen Wechsels in Sartres „Das Sein und das Nichts" bis hin zu schon gebrochenen Lesarten Jacques Derridas in den neunziger Jahren. Analysiert wird somit eine Exegese Heideggers, die sich im französischen Kontext völlig verselbständigt hatte, fehlte es doch nie an Einsprüchen Heideggers selbst gegen die Interpretationsmuster seiner Fundamentalontologie als Theorie des Humanismus oder der Anthropologie. Andererseits - aber das ist nicht Gegenstand des Buches - dürfte es zwischen Heideggers „Entschlossenheit" und Sartres „Engagement" mehr Mitfahrgelegenheiten als Anhalter geben.

Der offizielle Apostel der Meßkirchner Gemeinde in Paris, Jean Beaufret, betrieb zwar eifrig die Initiation seiner Schüler in das Mysterium der Heidegger-Texte, konnte aber seine Gegenoffensive gegen die von Sartre geprägte und weiter gegebene Lesart nur begrenzt in Form einer eigenen Heidegger-Orthodoxie verankern. Gegen die Gleichsetzung des Existentialismus mit der Fundamentalontologie und gegen das prononcierte Abarbeiten am ererbten Mißverständnis innerhalb der auf Sartre folgenden Strömungen kam er nicht an.

Beaufret allerdings konnte die deutschen Texte lesen! Denn mit am erstaunlichsten an den bei Rockmore geschilderten Auseinandersetzungen bleibt die Tatsache, daß erst Mitte der achtziger Jahre „Sein und Zeit" in einer autorisierten französischen Übersetzung vorlag (nachdem 1964 die erste Hälfte als Übersetzung erschienen war) - fast alle Diskutanten jedoch der deutschen Sprache nicht mächtig waren! Die Frage nach einer Kontextualität der Heidegger-Lektüre entbehrt also nicht einer ganz banalen Variante. Dies wiederum in deutlicher Parallele zu den Hegel-Vorlesungen Kojèves, wo auch mit Interpretationen aus zweiter Hand eigenständige philosophische Diskurse ins Leben gerufen worden sind.

„Heidegger und die französische Philosophie" vermittelt einen guten Einblick in Strukturen und Selbstverständnis der französischen Philosophie des 20. Jahrhunderts - verständlich geschrieben und übersetzt. Die nur zurückhaltend betriebene Polemik in der Auseinandersetzung mit den inhaltlichen Vorgaben Heideggers steht dem Buch gut an, unterstreicht sie doch dessen Charakter als Rezeptionsgeschichte, die auch schon

ein Blick ins Personenregister mit seinen ca. 350 Einträgen erkennen läßt. Rockmore sondiert ausführlich die Voraussetzungen der Heidegger-Exegese der französischen Intellektuellen, die er etwa in Erörterungen der „*Figur des Meisterdenkers*", der besonderen Rolle des cartesianischen Subjekts sowie des Einflusses von Humanismus und Phänomenologie in der französischen Philosophie entwickelt. Bei der Kontroverse über Heideggers Rolle im Nationalsozialismus, die mit breiter Resonanz schon 35 Jahre vor Víctor Farías Heidegger-Buch aus dem Jahre 1987 geführt wurde, zeigt der Autor auf, daß die Leugnung einer Kohärenz von Heideggerscher Philosophie und deutscher Schicksalsgemeinschaft vorherrschend blieb: Das gemeine Schicksal des französischen Philosophen blieb vielmehr der herrschende Heidegger.
Der selbst stellte sich nie persönlich dem Diskurs mit den Franzosen, blieb im Lande und irrte sich redlich. Die Vorlesungen Adornos „Ontologie und Dialektik" aus den Jahren 1960/61 tragen gerade dieser Schicksalsgemeinschaft Rechnung - im „Jargon der Eigentlichkeit" wird Heideggers Philosophie dann später als „*metaphysische Winterhilfe in Permanenz*" auftreten. Adorno hält es generell „*für unmöglich, von der Heideggerschen Philosophie - übrigens ganz ähnlich wie auch bei der Hegelschen - ihre sogenannten politischen Exzentritäten und Aberrationen eines wild-gewordenen Denkers wegzustreichen und dann die pure Weisheit, die gereinigte Lehre sozusagen, in den Händen zurückzubehalten*". Er sah sich in der Bundesrepublik 1960 damit konfrontiert, daß „*überhaupt kaum mehr von verantwortlichen Positionen, also von Lehrkanzeln aus die Philosophie gelehrt wird, ohne daß dabei zumindest so eine Art Verpflichtung gefühlt würde, sich dessen, was von Heidegger und von Jaspers getan worden ist, gewissermaßen würdig zu erweisen*". Der Herausgeber der Nachgelassenen Schriften, Rolf Tiedemann, verortet in seiner informativen Nachbemerkung die Bedeutung der Vorlesungen für die erste Skizzierung dessen, was 1967 als „Negative Dialektik" das Licht der Welt erblicken sollte, und stellt sie in den Kontext einer Vortragsreise Adornos, die ihn u.a. ans Collège de France in Paris führte, wo er drei Vorträge über Ontologie und Dialektik hielt. Am 15. März 1961 findet sich in Adornos Tagebuch der Eintrag: „*Vortrag gehalten, zu schwer, Merleau-Ponty chockiert.*"
Ganz im Gegensatz zur Entwicklung des französischen Existentialismus um Sartre (der ja „Seinsvergessenheit" und „Geworfenheit" mit „Engagement" auflud), diagnostiziert Adorno bei Heideggers Philosophie eine „*Allergie gegen das Seiende, das man als eine bloße Befleckung empfindet*". Sie ist ihm „*eine Philosophie, die tödlich zittert davor, sich die Hände schmutzig zu machen; die also alles das, was vergänglich ist, was anders sein könnte, was an das Untere, Niedrige, an bloßes Material der Sinne gemahnt, aus sich ausschalten möchte*".
Adorno leistet eine immanente Kritik der Heideggerschen Philosophie durch angewandte Dialektik. Er bringt dabei ausführlich die gesellschaftliche und philosophische Herleitung der Ontologie, die nötige Differenzierung innerhalb der Philosophie Heideggers selbst sowie deren Stellung im Spannungsfeld zwischen Idealismus und Positivismus zur Sprache. Die Anfänge der Ontologie bei den Eleaten und die ontologischen Ordnungen des Mittelalters finden ebenso Erwähnung wie die Husserlsche Phänomenologie. Adorno differenziert zwischen dem Heidegger von „Sein und Zeit" und dem der späteren Phase, um hier insbesondere die nach der „Kehre" uneingelösten Ansprüche der Daseinsanalyse von „Sein und Zeit" nachzuweisen. Er konzidiert dem Heideggerschen Denken in seinen Problematisierungen durchaus einen Wahrheitsgehalt als Korrektiv gegen positivistisches Denken und gegen die Identitätsphilosophie des Idealismus. Ja, Heidegger gerät ihm beim Einspruch gegen Identität gar an die Grenze

dialektischer Einsicht. Gerade hier entfaltet dann aber Adorno seine eigene Dialektik, die den Gegensatz zur durchgehenden Hypostasierung des Seinsbegriffs in all seinen Nuancen verdeutlicht und die Fundamentalontologie in ihrer „*überspannten Reinheit*" in Korrelation zum Positivismus verortet.
Das Betriebsgeheimnis der Ontologie - Adorno spricht bewußt von der "*Strategie*" Heideggers - basiert im wesentlichen auf dieser Hypostasierung des Seinsbegriffs, d.h. der dauernden Ontologisierung des Ontischen, in die noch die ontologische Differenz selbst hineingerät. „*Die Abstraktheit, zu der Sein aporetisch verdammt ist, wird in der Konkretheit jenes mönchischen Lebens des Gedankens so umstilisiert, als ob sie nun eine größere Nähe, eine größere Unmittelbarkeit wäre zu dem, was 'eigentlich' ist.*" In all dem „*Brimborium*" erkennt Adorno einen tautologischen Charakter der Philosophie, eine „*Parodie auf die Dialektik*" und Ansätze eines modernen Pantheismus. Heidegger entwickelt einen extremen Antisubjektivismus, dem methodisch eine völlig ausgeschaltete Vermittlung korrespondiert, die durch die Heideggersche Setzung, den „*Entwurf*" substituiert wird. Diese, sämtliche Widersprüche vereinnahmende Maßnahme (beim späten Heidegger und seiner Schule auch die Taktik des Fragens) enträt nicht Parallelen zur religiösen Offenbarung. Sie äußert sich auch und gerade in der Sprache und der Sprachmystik des späten Heideggers. Der philosophische Zugang zu philosophischen Fragen wird ersetzt durch die Mystifizierung des Seins. Geradezu mit Händen greifbar ist die Freude Adornos bei der Präsentation schwülstiger Gedichte Heideggers aus dem Jahre 1954, die dessen Sprachmagie als das erscheinen läßt, was sie ist: Heimatkitsch. Bei all dem, und das wird in den Vorlesungen sehr differenziert heraus gearbeitet, erreicht Heidegger im Ergebnis genau jene Verdinglichung des Seins, deren Abbau mit „Sein und Zeit" zumindest intendiert war.
Heute gibt es nur noch die „*Aura des Pfundigen*" und „*deutschtümelnde Kabbalistik*": Gegen das gesamte Projekt stehen sowohl die Irreversibilität historischer Prozesse, die nie auf den einen Ursprung zurückzuführen sind als auch die nun einmal vorhandene Begrifflichkeit der Philosophie, die Vermittlung verlangt. Das durchaus vorhandene Bedürfnis an Ontologie - denn eine Nachfrage nach Heideggers Philosophie und nach Sinn wird konstatiert - ist Adorno Index des Fehlenden. „*Trost ist eigentlich der Magnet der Fundamentalontologie, weit über ihren theoretischen Gehalt hinaus... Die Eigentlichkeiten werden in ein tragisches Moll transponiert, das zu Opfern ermutigt, von denen man nicht so recht weiß, wofür man sie bringt, - jedenfalls auf der Stufe von 'Sein und Zeit' ist das so gewesen; unterdessen ist die Fundamentalontologie selbst dazu zu zurückhaltend. Jenes Nichts, in welches, als aporetischer Begriff, Sein changiert, erlaubt zuzeiten einen Gestus stirnrunzelnden hoffnungslosen Ernstes, der keinen Verdacht von offiziellem Optimismus mehr aufkommen läßt.*" Der ausgeprägte Antisubjektivismus der Heideggerschen Philosophie korrespondiert dabei mit der realen Ohnmacht des Subjekts, der „*philosophische Neoklassizismus*" sanktioniert das Gegebene mit Sinn um jeden Preis. Die sich auf den ersten Blick auftuende gemeinsame Schnittmenge etwa in der Kritik des Positivismus wird im Ansatz verworfen: Dem Organ des schlechten Positiven, dem sich Einrichten im Falschen bei Heidegger wird die Stringenz Adornoscher Negativität entgegengehalten.
Adorno dekliniert seine Dialektik so konsequent durch - auch und gerade gegen Positivismus und deutschen Idealismus -, daß eine ganze Reihe der hier vorgetragenen Gedanken im „Jargon der Eigentlichkeit" und in der „Negativen Dialektik" wieder aufgenommen werden. Gerade in ihrer Ausführlichkeit und auf Grund der freien Rede sind die Vorlesungen eine lohnenswerte Lektüre, die schon vorab allen später einsetzenden

Versöhnungsangeboten, die Meßkirchner Ontologie mit Adornos Dialektik gegen den Positivismus kurzzuschließen, eine Absage erteilten.
Wie diese Dialektik Gestalt annimmt, zeigen die fragmentarisch vorliegenden Vorlesungen der Jahre 1965/66 über die Negative Dialektik, die nun schon unmittelbar mit der anstehenden Publikation zusammenfließen und zu deren Ziel Adorno bemerkt: „*...was ich Ihnen darstellen möchte, ist nun tatsächlich nichts anderes als die Möglichkeit von Philosophie in einem verbindlichen Sinn ohne System und ohne Ontologie.*" In den Vorlesungen befaßt Adorno sich explizit mit seiner Methode - die letztendlich nicht von der materialen Einlassung zu trennen ist, sind doch eben die Fälle der bestimmten Negation keine bloßen Anwendungsfälle. Die ersten zehn Stunden der Vorlesungen liegen im Wortlaut vor, die letzten 15 Stunden werden anhand der kommentierten Stichworte Adornos rekonstruiert. Im Anhang findet sich der Text „Zur Theorie der geistigen Erfahrung", ein Entwurf zur späteren Einleitung in die „Negative Dialektik"; die Nachbemerkungen des Herausgebers Rolf Tiedemann, die die Vorlesungen in Adornos Werk verorten, schließen den Band ab.
Adorno positioniert seine Negative Dialektik gegen das bloße Standpunktdenken. „*Negativität an sich ist kein Gut - das wäre ein schlecht Positives. Sonst nur die Eitelkeit des über den Sachen Seins, weil man nicht darin ist. Warnung vor dem narzißtischen Mißbrauch. - Negativität dem Eigenen gegenüber*", heißt es an einer Stelle in den Stichworten zur Vorlesung. Negativität als zu verteidigendes Gut an sich schlüge um in ein schlechtes Positives und reihte sich ein in die konstatierte „*Fetischisierung des Positiven schlechthin*". Negative Dialektik heißt jedoch „*rücksichtlose Kritik alles Bestehenden*" und lebt als bestimmte Negation. Gegenstände der Adornoschen Philosophie sind dabei die Einmaligkeit und die konkrete historische Faktizität, die sich gegen das Denken in Allgemeinbegriffen richten, gegen die Stillstellung der Wirklichkeit in den Kategorien. Der Zustand der Philosophie - die zugleich inhaltlich und stringent agieren will - ist bis ins Innerste hinein problematisch, schwankt sie doch aktuell zwischen willkürlicher Setzung und Formalismus. Anhand der Möglichkeit von Philosophie überhaupt, der Problematisierung des Systemgedankens und dem Verhältnis von Theorie und Praxis (nicht zuletzt einer verbissen betriebenen falschen Praxis gegen das Denken) exponiert Adorno seinen Kerngedanken des Nichtidentischen. „*Stellt Hegels Lehre von der Dialektik den unerreichten Versuch dar, mit dem philosophischen Begriff dem diesem Heterogenen gewachsen sich zu zeigen, so ist Rechenschaft davon zu geben, wie dialektisch zu denken sei, wenn dieser Versuch scheiterte*", heißt es programmatisch im Text „Zur Theorie der geistigen Erfahrung". Der Bezug auf Hegel resultiert bei Adorno im entscheidenden Unterschied zum Idealismus - der Aufsprengung der Identität von Begriff und Gegenstand und der Verweigerung von Synthese und Affirmation. Die Adornosche Differenz situiert sich dabei gegen eine falsche Unmittelbarkeit ebenso wie gegen die Vereinnahmungen der Identitätsphilosophie. Deutlich wird die konstitutive Rolle der Figur des konstellativen Denkens für Adornos Dialektik, die vor identifizierendem Denken und somit vereinnahmender Herrschaft zurückschreckt und einem differenzierten Erkenntnisbegriff Raum schafft, der gleichzeitig der Aufbewahrung der „*Motive, die einmal die philosophischen Systeme getragen haben*" verpflichtet bleibt. „*Negative Dialektik kann Begrifflichkeit und Abstraktion nicht abschaffen und durch einen anderen Typus von Erkenntnis ersetzen wollen, der ohnmächtig vom Wirklichen abprallen müßte*", resümiert Rolf Tiedemann. „*Sie ist denn auch nicht Reflexion auf die Sache unmittelbar, sondern Reflexion dessen, was daran hindert, der Sache selbst innezuwerden; auf die gesellschaftliche Bedingtheit einer Er-*

kenntnis, die nur durch Abstraktion, mittels der diskursiven Sprache möglich ist." Die Einlassungen Adornos zur dialektischen Methode sind besonders pointiert zu lesen in den durchgehend wiedergegebenen Stichworten zur Vorbereitung seiner Vorlesungen. Gerade hier bringt er die eigenen Intentionen in äußerst knapper Form zu Papier und liefert so einen Aufriß der Negativen Dialektik, der sich gegenlesen läßt zu den Ausführungen im 1966 publizierten Text.

Karl Klöckner

Theodor W. Adorno/Max Horkheimer, Briefwechsel 1927 - 1969. Band 1: 1927 - 1937. Herausgegeben von Christoph Gödde und Henri Lonitz, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2003, 608 S.

Im Feuilleton war Theodor W. Adorno schon längst angekommen, ehe sein 100. Geburtstag, analog zur seit Jahren zu beobachtenden universitären Entsorgung jeglicher kritischer Sozialphilosophie und jeglichen kritischen Denkens überhaupt, zum Anlaß für die Entdeckung seines Privatlebens, seiner Lebens- und auch Liebesgeschichten wurde. Hier, auf der Ebene von Anekdoten und mehr oder minder beiläufigen Begebenheiten darf sich der Feuilletonist, dem ansonsten jegliches kritisches Potential abgeht, auf gleicher Höhe mit dem kritischen Sozialphilosophen wähnen, denn auf Lebens- und Liebesgeschichten kann auch er verweisen. Einmal im Spektakel angekommen und angenommen, ist dem kritischen Denker jeglicher Stachel gezogen; die universitäre Soziologie und Philosophie, deren heutige Statthalter in nicht wenigen Fällen durch eine zwar oft genug von einer revoluzzerhaften Attitüde begleiteten, inhaltlich aber positivistisch gewendeten Zweit- und Drittverwertung kritischen Denkens in ihre Positionen gelangt sind, trägt das ihre dazu bei - gerade diesen Kreisen wäre eine reflektierende Zurkenntnisnahme von Adornos in einem Brief an Horkheimer im Oktober 1936 gefallenen Bemerkung über *„die prästabilierte Harmonie von Fachwissenschaft und Barbarei"* zu wünschen.

Briefwechsel können im Zuge ihrer Veröffentlichung und einer entsprechenden Rezeption zur entschärfenden Einbettung kritischer Forschungsprogramme natürlich insofern beitragen als sie notwendigerweise immer auch Privates transportieren. Im vorliegenden Fall ist dieses Private allerdings in erheblichem Maße mit der frühen Ausformulierung eines kritischen Arbeitsprogramms insofern verbunden, als dieses Projekt an eine Konstellation bestimmter Personen gebunden war, in deren Beziehungen private Angelegenheiten und Arbeit an theoretischen Programmen unmittelbar miteinander verknüpft waren. Dies hängt - unter Berücksichtigung der Tatsache, daß der regelmäßige Briefwechsel zwischen Adorno und Horkheimer, abgesehen von einem Brief aus dem Jahr 1927 und zwei Briefen aus dem Jahr 1932, erst im September 1934 einsetzt - unmittelbar auch mit der politischen Konstellation der damaligen Jahre zusammen; das „Institut für Sozialforschung" war längst emigriert, Horkheimer befand sich in New York, Adorno arbeitete in Oxford und später in London und reiste zugleich noch über Jahre hinweg aufgrund persönlicher und familiärer Bindungen für jeweils kurze Zeit nach Deutschland. Unter Berücksichtigung dieser politischen Konstellation einerseits, die insbesondere auch ganz praktische Fragen nach einer materiellen Absicherung des Lebens in der Emigration aufwarf, und der personellen Konstellation im Rahmen des „Instituts" andererseits, ging es für Adorno in den hier zur Debatte stehenden Jahren um eine sowohl materiell abgesicherte als auch eine im Hinblick auf ein kritisches Forschungsprogramm fundierte Integration in das „Institut". Bereits in einem Brief vom November 1934, nachdem Horkheimer ihm zuvor versichert hatte, daß *„Sie notwendig*

mit zu uns (gehören)", verwies Adorno darauf, daß *„beim Ausbruch des dritten Reiches ich allein, vom Institut, in Deutschland zurückblieb"* und *„daß aber für mich eine Solidarität mit dem Institut nur eben unter dieser Bedingung des vollen Inter pares, und keinesfalls in einer mehr ‚externen' Weise in Betracht kommt"*.
Adorno besaß zweifellos das nötige Selbstbewußtsein, um diesen Anspruch in den folgenden Jahren - fraglos basierend auf dem entgegenkommenden Wohlwollen Horkheimers - durchzusetzen; dazu gehörte zum einen die bedingungslose, immer wieder von positiven bis schmeichelnden Annotationen zu Horkheimers theoretischen Arbeiten begleitete Anerkennung Horkheimers als alleinige Führungsperson des „Instituts", zum anderen aber auch die mit mancherlei Ausfällen gegen andere reale oder potentielle Mitarbeiter des „Instituts" verbundene Positionierung in der unmittelbaren Nähe von Horkheimer. *„Sie, Herr Horkheimer"*, schreibt er Mai 1935, *„(sind) nach wie vor der einzige Mensch, mit dem ich mich in solcher Breite einig weiß, daß ich in voller Gemeinschaft mit ihm arbeiten könnte"* und im Februar 1937 verweist er darauf, daß *„wir uns darüber klar sein (müssen), daß wir ganz allein sind. Alle Versuche, Leute von außen heranzuziehen, beurteile ich heute, nach einiger Erfahrung, unvergleichlich viel skeptischer als noch vor einem Jahr. Und auf den ‚Nachwuchs' können wir einstweilen auch noch nicht zählen."* Die angesprochenen Ausfälle betreffen zum einen Personen, die allenfalls zum Umfeld bzw. zu den zeitweisen Mitarbeitern des „Instituts" zu rechnen sind, wie Paul Tillich, Franz Borkenau oder Karl Mannheim, aber durchaus auch z. B. Leo Löwenthal, von dem Adorno im November 1934 glaubt, daß er sich *„machtpolitisch gegen mich einsetzt"*, oder Herbert Marcuse, den er im März 1935 *„für einen durch Judentum verhinderten Faszisten"* hält. Dem gegenüber stehen, auch im Hinblick auf materielle Unterstützung, sein unbedingter Einsatz für Walter Benjamin, dem er sich zu dieser Zeit schon seit langem, insbesondere im Kontext von dessen „Passagen"-Projekt, eng verbunden fühlt, was sicherlich auch aus seinem Hinweis darauf hervorgeht, daß er *„das Motiv der Rettung des Hoffnungslosen als Zentralmotiv all meiner Versuche einsetzen (könnte)"*, sowie - in eingeschränkter Form - für Alfred Sohn-Rethel, auf dessen Arbeiten Horkheimer allerdings, im Gegensatz zu seiner Reaktion auf Benjamin, von dem er schreibt, daß *„er (von allen) uns weitaus am nächsten steht"*, mit großer Distanz reagiert, was wiederum Adorno zu dem ein oder anderen Rückzugsgefecht veranlaßt: *„Mein Bestreben, fortgeschrittene Intellektuelle heranzuziehen, soll ja schließlich das Institut nicht in ein Narrenhaus verwandeln."*
Jenseits der für Adorno im November 1936 *„wichtigste(n) Aufgabe des Instituts"*, *„mit der Theorie des dialektischen Materialismus... eine theoretische Analyse der gegenwärtigen Situation des Klassenkampfes"* zu erarbeiten, hatte er bei Gelegenheit durchaus auch Beobachtungen aus der erweiterten sozialen Realität mitzuteilen: *„Das Schiff war überfüllt mit Ostjuden, die mit ihren Kappen auf dem Kopf aßen, religiöses Geheul ausstießen und sich überhaupt benahmen, daß es eine Rassenschande ist; am Samstag hielt einer ihrer Medizinmänner oder Ritualmörder in dem allgemeinen Lesesaal eine lange Ansprache auf jiddisch. Er sah übrigens ein bißchen wie Trotzki aus."* Ein knappes halbes Jahr später, am 24. Dezember 1937, kurz vor der endgültigen Übersiedlung in die Vereinigten Saaten und nachdem er Horkheimer gegenüber angesichts der politischen Entwicklungen die Vermutung geäußert hatte, daß sich der *„Rest von Weltvernunft... zu uns geflüchtet hat"*, konnte ihm dieser dann eine beruhigende Mitteilung zukommen lassen: *„Wie ich bestimmt glaube, gibt es in Amerika Möglichkeiten, dass Sie und Gretel wirklich grossbürgerlich leben können."*

Bleibt abschließend noch darauf hinzuweisen, daß der sorgfältig edierte und kommentierte Band im Anhang einige Briefe Adornos an Dritte, drei Gutachten Adornos zu Arbeiten von Dolf Sternberger, Franz Borkenau und Ernst Engelberg, zwei Kongreßberichte Adornos sowie eine „Editorische Nachbemerkung" und ein Register enthält.

Wolfgang Braunschädel

Hannah Arendt Newsletter, Hrsg. vom Institut für Politische Wissenschaft der Universität Hannover und dem Hannah-Arendt-Zentrum der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg in Zusammenarbeit mit dem Hannah Arendt Center, New School University, New York, No. 1-4, Hannover: Offizin Verlag, 1999-2001, zus. 240 S.

Bernd Neumann/Helgard Mahrdt/Martin Frank (Hrsg.), The Angel of History is looking back. Hannah Arendts Werk unter politischem, ästhetischem und historischem Aspekt. Texte des Trondheimer Arendt-Symposiums vom Herbst 2000, Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann, 2001, 255 S.

Hannah Arendt, Vor Antisemitismus ist man nur noch auf dem Monde sicher. Herausgegeben von Marie Luise Knott, München/Zürich: Piper Verlag, 2000, 244 S.

Julia Kristeva, Das weibliche Genie I. Hannah Arendt, Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2001, 388 S.

Ralf Kulla, Revolutionärer Geist und republikanische Freiheit. Über die verdrängte Nähe von Hannah Arendt zu Rosa Luxemburg, Hannover: Offizin Verlag, 1999, 125 S.

Die anzuzeigenden Titel sind selbstverständlich nur eine bescheidene Auswahl der aktuellen Hannah Arendt-Literatur, denn Arendt hat Hochkonjunktur in Deutschland: Arendt-Preise, Institute, Städtepartnerschaften, Publikationen, Vorträge und Symposien, die im Idealfall mit dem ICE „Hannah Arendt" angesteuert werden, sorgen dafür, daß Arendt zum guten intellektuellen Ton gehört.

Selbst Bestandteil dieser Konjunktur, verschafft der seit Frühjahr 1999 erscheinende „Hannah Arendt Newsletter" mit Beiträgen in deutscher, englischer und französischer Sprache, Besprechungen einschlägiger Neuerscheinungen und einem Veranstaltungskalender einen guten Überblick. Des weiteren bekommt der Leser Informationen über die Entwicklung verschiedener Forschungsprojekte, den Aufbau des Arendt-Archivs in Oldenburg sowie den Stand des Projektes „Kritische deutsch-englische Ausgabe der Werke Hannah Arendts", die das Hannah-Arendt-Zentrum der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg in Kooperation mit der New School University, New York, in Angriff genommen hat. Aus der Vielfalt der interessanten Abhandlungen in den ersten vier Ausgaben des „Newsletter" seien drei hervorgehoben: Antonia Grunenberg schreibt über die Perspektiven des Arendt-Zentrums; der Aufsatz Gustav Herlings „Der Dämon unserer Zeit" aus dem Jahre 1964 beschäftigt sich mit dem Eichmann-Buch Arendts und schließlich erörtert Hans Saner, ein Assistent von Karl Jaspers, den Weg „Von der Monströsität zur Banalität des Bösen".

Der 1994 gestiftete „Hannah-Arendt-Preis für politisches Denken" wird vom eigens ins Leben gerufenen gleichnamigen Verein verliehen, der mit den Universitäten Oldenburg, Bremen und Hannover kooperiert. Auch hierüber berichtet der „Newsletter" ausführlich. Arendt suchte nach einem originären Begriff des Politischen, um in der Definition, der Begrenzung von Politik diese erst wieder zu begründen. Ihre widersprüchlichen Ansätze sind dabei allesamt als Gegenentwurf zum von ihr analysierten

Totalitarismus des 20. Jahrhunderts zu lesen und paradigmatisch als Schlußstrich unter Ideologie intendiert. Ein schöner Nebeneffekt liegt hier auf der Hand: für die Vereins- und Jury-Mitglieder Christian Semler, Daniel Cohn-Bendit und Ralf Fücks etwa bietet sich ein Betätigungsfeld, das u.a. darin besteht, Antje Vollmer den Hannah-Arendt-Preis zu verleihen. Das ist für Jury wie Preisträgerin eine feine Sache, kann man doch hier auf intellektuell gehobenem Niveau Abbitte leisten für Sünden, die jetzt dreißig Jahre zurückliegen und aufgelistet sind unter der Überschrift „Gesellschaftskritik". Das spezifische Verwerfen des Gesellschaftlichen zugunsten des Politischen bei Arendt ermöglicht dem heute herrschenden Personal fast idealtypisch die ideologische Untermauerung der eigenen Herrschaftslegitimation. Die theoretisch durchaus zu fundierende Tatsache, sich selbst als politische Subjekte zu konstituieren, kann nämlich dafür herhalten, sich in der Praxis so richtig gehen zu lassen: Was als herrschaftsfreier Dialog und gesellschaftlicher Konsens, zumal in der Tradition der griechischen Polis, sonntags imaginiert wird, tritt werktags als profaner Sachzwang auf und verweist die Opfer laufend auf die Zusammenhänge von politischer Herrschaft und Gesellschaft.
„The Angel of History is looking back" versammelt neun Beiträge des 2000 abgehaltenen Arendt-Symposiums im norwegischen Trondheim. Politikwissenschaftliche Themen stehen neben literarisch-biographischen Studien und philosophischen Betrachtungen - *„ein breit gefächertes, dennoch konsistentes Programm, das werkgeschichtlich bis auf die Anfänge (Augustin) zurückging und wirkungsgeschichtlich auf Habermas u.a. einging*", so die Herausgeber. Antonia Grunenberg wie Hauke Brunkhorst hinterfragen den *„politischen Raum des Handelns*", dessen archimedischen Punkt Grunenberg in einer Ethik des Handelns in der gemeinsamen Welt wider einer Verankerung in religiöser oder philosophischer Normativität entdeckt, Brunkhorst nach einer Analyse des Republikbegriffes bei Arendt gleichfalls in der *„weltbildenden Aktion*", der Natalität, finden will, nicht ohne das Scheitern Arendts beim Versuch einer politischen Selbstbegründung moderner Gesellschaften mit deren *„letztlich elitärer Abspaltung und Reinigung des Handelns vom Herstellen und der Arbeit, des Öffentlichen vom Ökonomischen und des Politischen vom Sozialen*" hervorzuheben. Die weiteren Beiträge befassen sich mit dem Verhältnis von Habermas und Sartre zu Arendt, ihrem Briefwechsel mit Heidegger und Stern, Arendts Varnhagen-Biographie und ihrer Augustinus-Dissertation sowie mit ihrem Verständnis der Urteilskraft und des Bösen.
In den Jahren 1941-1944 schrieb Hannah Arendt für die deutsch-jüdische Emigrantenzeitung „Aufbau" in New York. Knapp die Hälfte der - jetzt vollständig veröffentlichten - 39 Artikel wurde bereits Ende der achtziger Jahre bei Edition Tiamat Berlin herausgegeben. Die verhandelten Themen sind konstitutiv für Hannah Arendts Denken, zeichnet sich hier doch an der Frage auf Leben und Tod der spezifische Politik-Begriff Arendts ab, den sie in den nächsten Jahrzehnten weiter ausbauen sollte. Im Zentrum der Arbeiten steht die Rolle des jüdischen Volkes im Zweiten Weltkrieg, und zwar nicht als Opfer, sondern als agierende Kraft. *„So entscheidend die moralische Wirkung des Zionismus auf einzelne Menschen, so großartig die Eroberung Palästinas durch Arbeit war, so katastrophal wirkt sich heute aus, daß er nie eine politische Antwort auf die für die Juden zentrale Bewegung unserer Zeit gefunden hat, auf den Antisemitismus.*" Arendt lehnt den Zionismus ab und lotet die Möglichkeiten aus für den Aufbau einer eigenständigen jüdischen Armee: *„Wir können den Antisemitismus nur bekämpfen, wenn wir mit der Waffe in der Hand gegen Hitler kämpfen."* Diese Perspektive wurzelt in drei Einsichten: in den eigenen Reihen gegen jene zu kämpfen, die behaupten *„daß wir immer und überall die unschuldig Verfolgten sind*"; anzuerkennen,

daß Palästina lediglich ein zu verteidigendes Siedlungsgebiet darstellt und nicht die gesamte jüdische Politik bestimmen kann und schließlich die Akzeptanz der Tatsache, daß es generell keine Lösung der Judenfrage in einem Land geben kann. Infolgedessen sind ihre Interventionen eingebunden in die Erörterungen des Zerfalls Europas und die Aufgabe einer nicht an Nationalstaaten gebundenen Nachkriegsordnung, in der sich die Juden als eigenes Volk - auch ohne Territorialstaat - die spätere politische Anerkennung aktuell militärisch erkämpfen müssen. Die sich durch die Texte ziehenden detaillierten Einlassungen zum Palästinaproblem - die Durchdringung von Holocaust, Zionismus, britischem Imperialismus und arabischem Nationalismus und die breit gefächerten politischen Antworten jüdischer Organisationen in Amerika und Palästina - lassen bereits im Kern die bis heute verfahrene Lage im Nahen Osten deutliche Konturen annehmen. Die ausführlichen Fußnoten und das sehr informative Nachwort der Herausgeberin erleichtern dem Leser die Verortung der „Aufbau"-Artikel im Werk Hannah Arendts.

Julia Kristevas Biographie ist der erste Teil eines auf drei Bände angelegten Projekts „Das weibliche Genie" (Monographien über Melanie Klein und Colette sollen folgen). Die Autorin zeichnet ein Bild Arendts, das die von Fragmentierungen und Brüchen ihres Lebens geprägte Erfahrung auf ihre Theorie übertragen will. Erschüttert von den Katastrophen des 20. Jahrhunderts intendiert diese Theorie eine gattungsgeschichtlich abgesicherte politische Praxis, die die ideologisch fundierten Tötungs- und Entwurzelungsmaschinerien konterkariert. Arendt sucht im Jetzt nach einer nicht subjektiven Fundierung von Politik im Schatten des totalitären Grauens. Die menschliche Freiheit begründet den Charakter der menschlichen Existenz selbst, die sich in der Singularität behaupten und im Austausch mit den anderen bewähren muß. In den drei Kapiteln „Das Leben ist eine Erzählung", „Die überflüssige Menschheit" sowie „Denken, Wollen, Urteilen" rekapituliert Kristeva die Entwicklungsstufen des Arendtschen Denkens. Die Autorin hält sich zugunsten der Erzählung mit eigenen Analysen sehr zurück. Im Zentrum ihrer Interpretation steht indes die „*Zerbrechlichkeit des menschlichen Lebens*", der Arendt mit der Begrifflichkeit des „Verzeihens" und „Versprechens" entgegentritt, Begriffe, die sich bei ihr allerdings durchgehend gegen Psychologie und die eigene Weiblickeit sperren. Diese möchte Kristeva wieder rehabilitieren, so daß „*das Leben im Arendtschen Sinn weiblich oder gar nicht sein wird*". Sie verbindet die Arendtsche „*Natalität*", den Neuanfang, mit der Mutterliebe, die „*in der Lage (ist), unsere* conditio humana *als Wesen zu garantieren*", und stellt generell die Frage nach einer rettenden Modernisierung des vom Judeo-Christentum hinterlassenen Testaments durch die Frauen. Diese Lesart würde Arendt wohl kaum unterschreiben, sie gehört aber zu einem originären Interpretationsansatz, dessen Kern die folgende Charakterisierung Arendts durch Kristeva deutlich freilegt: „*Es ist bezeichnend, daß eine Frau, eine jüdische Frau, Hannah Arendt, im Schatten der Shoah die Initiative ergriffen hat, die Frage der Geburt neu zu stellen, indem sie der Freiheit zu sein einen neuen Sinn gegeben hat. Dies ist der größte Glanz ihres Genies, das die Krise der modernen Kultur in ihrer Mitte trifft, dort, wo sich ihr Schicksal auf Leben und Tod entscheidet.*"

Wenig zu überzeugen vermag Rolf Kullas Arbeit „Revolutionärer Geist und republikanische Freiheit", der es weniger darum geht, „*den Einfluß Rosa Luxemburgs auf das Denken Hannah Arendts nachzuzeichnen, sondern um ihre sachliche Übereinstimmung in zentralen Fragen*". Rekapituliert wird das innerhalb der Sozialdemokratie herausragende „*Differenzierungsvermögen*" Luxemburgs, „*ihre Weigerung, Realpolitik und Fundamentalopposition als zwei einander ausschließende Alternativen zu akzeptie-*

ren". Dieses Vermögen macht sie aber im Gegensatz zum Dogmatismus sozialdemokratischer Provenienz, dem ideologischen Denken, überhaupt Arendt-kompatibel, nämlich der zentral verhandelten Thematik der politischen Theorie zugänglich. Arendts spezifischer - in der Trias Arbeiten, Herstellen und Handeln wurzelnder - Gesellschaftsbegriff untermauert ihren Politikbegriff mit der vom Autor selbst hervorgehobenen Konsequenz, „*daß sie Fragen gesellschaftlicher und politischer Zielsetzungen systematisch aus dem politischen Bereich ausklammert*". Für Rosa Luxemburg andererseits „*ist das Ziel der Revolution nicht die Gründung der öffentlichen Freiheit, sondern die Erringung der politischen Macht, um die sozialen und ökonomischen Strukturen der kapitalistischen Gesellschaft umzugestalten*". Die von Kulla abgehandelten Themen vergleichen durchgehend die genau auf diesen Gegensatz hinauslaufenden Berührungspunkte beider Theoretikerinnen, ohne zu sehen, daß sich Arendts Ansatz durchgängig gegen den Gesellschaftsbegriff sperrt. Die fleißig recherchierte Schnittmenge - mit 439 Fußnoten auf gut 100 Seiten Text - legt im Ergebnis eben nicht die im Untertitel behauptete „*verdrängte Nähe von Hannah Arendt zu Rosa Luxemburg*" offen. Wo gar „*sich ihre jeweiligen Schwächen aneinander korrigieren lassen*" - so Gert Schäfer in seinem Vorwort - bleibt unklar.

Karl Klöckner

Klaus Heinrich, Dahlemer Vorlesungen 7. psychoanalyse sigmund freuds und das problem des konkreten gesellschaftlichen allgemeinen. Hrsg. von Hans-Albrecht Kücken, Frankfurt/M. und Basel: Stroemfeld/Roter Stern, 2001, 394 S.

„*Mit dem Begriff des konkreten gesellschaftlichen Allgemeinen suchte ich an der materialen Reflexion in der Psychoanalyse Sigmund Freuds ebenso wie an der in Marx' Kritik der politischen Ökonomie festzuhalten. Ich warb darum - und diese Werbung ist heute aktueller denn je -, den Reflexionsanspruch, der beiden gemeinsam ist, nicht preiszugeben. Das tertium der Reflexion hier wie dort ist Opferlogik, sie ist so alt wie die Gattung selbst...*", so Klaus Heinrich im aktuellen Vorwort zu seinen 1974/75 gehaltenen Vorlesungen. Das konkrete gesellschaftliche Allgemeine steht methodisch im Mittelpunkt der Ausführungen zur Psychoanalyse, die keine Fallbeispiele eines Systems, sondern vielmehr Einsprüche gegen einen „*positivistischen Zuordnungsbetrieb*" liefern. Anhand einiger kleiner Texte Freuds bestimmt Heinrich Genese, Stellenwert und Aporien der Freudschen Theorie. Wie die Kritik der politischen Ökonomie zeichnet die Psychoanalyse ein emanzipatorischer Kern aus, nämlich auf Seiten des leidenden Subjekts gegen die Macht zu stehen. Darwin, Marx und Freud stehen für die Erschütterung des Glaubens an ein autonomes Subjekt, und ihre aufklärerischen Theorien konzentrieren sich um den emanzipatorischen Einwurf, auf einem hohen Reflexionsniveau Arbeits- und Triebverhältnisse des Subjekts zu berücksichtigen. Freuds Psychoanalyse ist Heinrich somit ein Bündnisangebot an das empirische Subjekt; ihr Gegenstand sind sich verfestigende gesellschaftliche Opferprozesse, die sich als Agenturen gegen das empirische Subjekt etabliert haben und vielfältig behaupten. Freud selbst verhandelte Gesellschaft - nicht nur in seinen Schriften zur Zivilisationsgeschichte - und setzte an jenen verdrängten und wieder auftauchenden Problemen an, die aufgrund der Unterdrückung in der Realgeschichte als Widerspruch verinnerlicht worden sind. Das unter akutem Leidensdruck stehende Individuum reproduziert in der analytischen Situation „*mit seiner aktuellen Symptomatik offensichtlich Kompromisse, die sich in historischen Konfliktverhältnissen als nicht haltbar herausgestellt haben und durch Opferkalküle stabilisiert werden mußten*". Die konstatierten „*kollektiven Verdrän-*

gungsvorgänge" korrespondieren mit Konflikten realer Unterdrückung und erzeugen „*Zurichtungsmechanismen des transzendentalen Subjekts*". Im einzelnen entfaltet der Autor eine Dialektik von Kult, Ritual und Mythen versus Aufklärung, die sich insbesondere gegen einen verkürzten Begriff von Aufklärung - der nämlich „*ein Moment, das in dem aufzuklärenden Verstrickungszusammenhang schon festgehalten ist, isoliert und als ihre Lösung unterstreicht*" - und eine funktionalistische Lesart der Psychoanalyse ausspricht.
Diese Vorlesungen ergänzen und erweitern die von Klaus Heinrich geleistete Untersuchung des europäischen Aufklärungprozesses und seiner spezifischen Internalisierungsprozeduren. Psychoanalyse ist kein geschlossenes System, sondern offen für die gesellschaftliche Vermittlung; die Dynamik der therapeutischen Situation ist als Gesellschaftskritik zu verstehen, nicht als eine der zahlreichen Balancierungen, die ihr Scheitern schon in sich tragen. Entsprechend fällt die Kritik an der Tiefenpsychologie Jungs, die Archaisches mit Vorgesellschaftlichem verwechselt und sich über die ihr eigene Mystifizierung der Vermittlung entzieht, sowie am Strukturalismus aus. Bei letzterem unternimmt ein in sich selbst unerschütterliches Ich Ausflüge in Richtung Es und Überich, um wieder sicher im Hafen der Ich-Stärke vor Anker zu gehen. Die strukturalistische Interpretation verbreitet mit ihrer Ichzentrierung eine „*Abenteurermentalität*" und „*trügerische Attraktivität*", die dem Autor nur im Rückgriff auf die theoretischen Vorgaben der Bewußtseinsphilosophie erklär- und kritisierbar werden.
Da, wo Freud selbst eine Systematisierung und Metasprache seines Theoriegerüstes favorisiert - Heinrich hebt die Rolle der Triebökonomie, der Topik und der Triebdynamik im Freudschen Selbstverständnis hervor - wird diese „*Metapsychologie*" einer Kritik unterzogen. Deren Kernaussage heißt: „*Einspruch gegen die Verabsolutierung der drei Gesichtspunkte - also gegen den Funktionalismus des triebökonomischen, gegen den Strukturalismus des topischen und gegen die Hypostasierung von Triebgeschichte seitens des dynamischen Gesichtspunkts -, die Freud dem Begriff Metapsychologie subsumiert, der seinerseits in Metasprache einzumünden und so - ich sage es mit einer emphatischen Kategorie von Marx - den 'Gebrauchswert' der Psychoanalyse für Versuche der Emanzipation der empirischen Subjekte zu zerstören droht.*"
Trotz einer nicht zu leugnenden Redundanz des Textes sind die Ausführungen lesenswert, kommt das konkrete gesellschaftliche Allgemeine doch tatsächlich zum Tragen. Der Herausgeber Hans-Albrecht Kücken hat auch diesen Band der „Dahlemer Vorlesungen" wieder vorzüglich mit einem Anmerkungsapparat und einer „Stichwortartigen Übersicht" über die zwölf Vorlesungen versehen. Als Nachtrag bleibt noch die Gratulation zum Erhalt des Sigmund-Freud-Preises für wissenschaftliche Publizistik, den die Deutsche Akademie für Sprache und Dichtung 2002 Klaus Heinrich verliehen hat.

Karl Klöckner

Mirjana Stančič, Manès Sperber. Leben und Werk, Frankfurt am Main/Basel: Stroemfeld, 2003, 687 S.

Sperber selbst hat vorgelegt, nämlich seine dreibändige Autobiographie „All das Vergangene...", die neben der Romantrilogie „Wie eine Träne im Ozean" im Zentrum seiner Schriften steht. Selbstverständlich muß die Autorin der hier anzuzeigenden Biographie ständig Bezug nehmen auf diese Vorgabe, und sie legt trotzdem eine völlig eigenständige Arbeit vor, und zwar eine, die Maßstäbe setzt. Es gelingt ihr mit viel Sympathie, auch wenn diese teilweise in eine unkritische Annäherung umzuschlagen droht, ein sehr plastisches Bild des „Renegaten" Manès Sperber zu zeichen. Die Autorin

selbst umreißt in ihrer Einleitung die Problematik: „*Dynamik, Polyvalenz und Perspektivenvielfalt kennzeichnen Manès Sperbers Leben, Werk und Epoche. Jeder dieser Bereiche ist ein komplexes System, das sich in viele Subsysteme aufteilt. Allen ist gemeinsam, daß sie sich dem Zugriff einer einzigen Methode verweigern. Sperber war Dichter und Pschologe, hinterließ aber auch philosophische, soziologische und politische Texte.*" Ob wirklich „*von einem Begriff des Diskurses in der Tradition der französischen Epistmologie ausgegangen worden (ist), der sprachanalytische mit wissenssoziologischen Perspektiven schlüssig koordinieren hilft und auf die Monoperspektive der Subjektivität des Autors als zentrierenden Bezugspunkt der Texte verzichten kann*", um ein „*Modell der polykontexturalen Biographie zu schaffen*" ? Diese „*intensive Applikation der Diskurstheorie*" kann der sehr gut geschriebenen Biographie jedenfalls nichts anhaben.

Sperbers Lebenslauf hat seine Wurzeln im ostgalizischen Judentum, dem Engagement des Jugendlichen in der Wiener jüdischen Jugendbewegung „Haschomer Hazair" und endet beim langjährigen Lektor von Calmann-Lévy in Paris, dem Herausgeber von Zeitschriften und dem „Kongreß-Sperber", der an führender Stelle beim „Kongreß für kulturelle Freiheit" wirkte. Die bereits 1968 aufgedeckte Finanzierung des Kongresses durch die „Kulturfreunde" der CIA wird zwar angerissen, jedoch verweist die Autorin im wesentlichen auf aktuelle Arbeiten zu diesem Themenkomplex. Eine pauschale Verortung im Kalten Krieg auf Seiten des Imperialismus - natürlich von den Erneuerern des Stigmas „Renegatentum" kolportiert - konterkarieren indes die Schriften Sperbers selbst, die ihn als differenzierten Kritiker des Stalinismus und der europäischen Linken zeigen. Zwischen Galizien und Paris liegen die Stationen des sehr jungen Alfred Adler-Schülers Sperber, des sich radikalisierenden Revolutionärs der zwanziger und dreißiger Jahre in Wien, Berlin, Zagreb und Paris, der Psychologie und Marxismus verbinden will und sich mit Adler überwirft - schließlich folgt der Bruch mit dem Stalinismus 1937. Die Milieuschilderungen aus der untergegangenen österreichisch-ungarischen Monarchie, das Berlin mit seiner linksradikalen KPD, der „Marxistischen Arbeiterschule" (MASCH), mit Sexpol und roter Künstlerkolonie oder das Paris der Volksfront evozieren eine untergegangene Welt, in der die Radikalisierung der Intelligenz (Sperber war zur Zeit seines Bruches mit der Kommunistischen Partei 32 Jahre alt) weniger der gesellschaftskritischen Analyse, sondern vielmehr einer religiösen Erwartungshaltung geschuldet ist. Der Bruch mit diesem blinden Gehorsam - neben Sperber auch von seinem Freund Arthur Koestler und vielen anderen vollzogen - bringt ein entsprechend akzentuiertes Enttäuschungspotential zur Entfaltung.

Manès Sperber verbrachte seine besten Jahre auf der Flucht im Zentrum des europäischen Bürgerkrieges, eine Erfahrung, die seine gesamte weitere Haltung gegen jedweden Totalitarismus prägen sollte und ihren literarischen Niederschlag in „Wie eine Träne im Ozean" und „All das Vergangene..." fand, ferner in der „eigentlichen" Form Sperbers: der Essayistik. Judentum, Flucht und Emigration sowie die Psychologie (um deren Beschränktheiten er sehr gut Bescheid weiß) stellen somit die Erfahrungskomponenten dar, die sich in der Sperberschen intellektuellen Existenz im politischen und literarischen Diesseits bündeln und sein gesamtes Schaffen konturieren. Im Nachvollzug der einzelnen Stationen des Lebenswegs und der ausführlichen Rekapitulation und Analyse der jeweiligen Schaffensperiode anhand der Sperberschen Texte gelingt es der Autorin, diese Verschränkungen darzustellen und zu erläutern, ohne der Gefahr der Redundanz zu erliegen. Sie hatte dabei Zugang zum unveröffentlichten Nachlaß Sperbers, recherchierte Spitzelberichte und Polizeiprotokolle quer durch die Jahrzehnte und

zitiert ausführlich aus den (zum Teil unveröffentlichten) Jugendschriften. Diese gelungene Gewichtung zwischen Lebenslauf und Werkanalyse gilt es besonders hervorzuheben, erhält der Leser doch eine vorzügliche Einführung in das vielfältige schriftstellerische Werk Sperbers.
Als „*Häretiker aus Liebe zur Wahrheit*" - so der Titel eines Interviews aus den sechziger Jahren - lebte Sperber seinen moralischen Rigorismus. Das immer wieder anklingende Pathos in seinen Arbeiten wird dabei ausreichend eingebunden in seine stilistische Rhetorik, psychologische Unterfütterung und inhaltliche Verbindlichkeit, die auch heute noch die Luzidität dieser Schriften klar hervortreten läßt. Von den frühen Arbeiten - etwa den Schriften über die Masse oder die Tyrannei aus den dreißiger Jahren - bis hin zu seinen letzten Arbeiten, darunter viele biographische Skizzen, zeigt sich dem Leser eine Essayistik, die mit Gewinn zu lesen ist. Sperber gelingt es nämlich, Positionen zu beziehen und Standpunkte zu besetzen (auch problematische), die weniger in Behauptungen oder gar Gewißheiten wurzeln, als vielmehr Objektivität erst begründen durch eine prägnante Verschränkung persönlicher Schicksale mit dem Zeitgeschehen. In der Konsequenz werden die Stufen des Kantischen „Selberdenken" expliziert und Sperber schreibt, indem er Orientierung bietet, als Aufklärer. Stancic verweist auf die Verwandtschaft mit der Essayistik eines Montaigne und der Haltung eines Sokrates (über Sokrates liegen von Manès Sperber fragmentarisch Essay, Romanentwurf und Drama vor).
Vom Autodidakten ohne Schulabschluß entwickelte sich Manès Sperber so zum Prototyp jenes Intellektuellen, der Beruf und Engagement literarisch und politisch gegen bohèmehaftes Entrücktsein und pseudorevolutionäre Attitude positionierte. Die in der Biographie ausführlich dokumentierten Auseinandersetzungen mit dem Existentialismus und - 20 Jahre später - mit der '68er Revolte, zu deren scharfen Kritikern Sperber gehörte, zeigen unabhängig von seinen Einschätzungen im einzelnen auf, wie eine solche Positionierung im eigenen Schicksal verankert war, mit Leben gefüllt und politisch kodifiziert wurde. Mit dem gehörigen Abstand zweier Generationen liest sich etwa die apodiktische Einschätzung des Sartreschen Revoluzzertums immer noch sehr frisch: „*Mit einer bestürzenden nachtwandlerischen Sicherheit machte er sich jeden Irrtum zu eigen, dem er auf der Seite jener begegnete, die er als die wahre Linke, als das echte Proletariat betrachten wollte.*" Seine ethische Stringenz und Ernsthaftigkeit (manche Photos lassen den Verdacht der Griesgrämigkeit aufkommen) konnte selbst ein Manès Sperber hin und wieder ironisch durchbrechen, etwa bei der Behauptung, Arthur Koestler sei in erster Linie Autobiograph, obgleich ihm jeder Egozentrismus fremd sei. Stančič, die explizit die Rezeptionsgeschichte nur streift, stellt fest, daß Sperber nicht zum Kanon gehört. Die Lektüre der vorliegenden Monographie bringt ihm sicherlich erneut Leser und trägt hoffentlich à la longue zu weiteren Veröffentlichungen aus dem Nachlaß bei. Viele der beim Europa Verlag erschienenen und mittlerweile vergriffenen Titel Sperbers sind übrigens noch im modernen Antiquariat erhältlich. Werkchronologie, eine Auflistung der Literaturpreise und Ehrungen Sperbers, Bibliographie, Namensverzeichnis und sehr viele Abbildungen runden den erfreulichen Band ab.

Karl Klöckner

Jean Améry, Werke. Band 2: Jenseits von Schuld und Sühne/Unmeisterliche Wanderjahre/Örtlichkeiten. Herausgegeben von Irene Heidelberger-Leonard, Stuttgart: Klett-Cotta Verlag, 2002, 860 S.

Es gibt Texte, die über die Jahre ihrer Erstveröffentlichung hinweg wenig von ihrer originären Kraft verlieren, geradewegs von sich aus ein neues Lesen einfordern und beim Leser immer wieder Auseinandersetzung und Veränderung provozieren. Jean Améry's Essays „Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten", diese Selbstbefragung als Zeitbefragung in Sachen Auschwitz, gehören unbedingt dazu. Daß die Gesamtausgabe seiner Werke[1] mit diesem Essayband eröffnet wird, im Editionsplan als Band 2 ausgewiesen, macht insofern Sinn, als Améry mit eben diesen Aufsätzen, wie er es später formulierte, als *„hoffnungsvoller Anfänger von 54 Jahren auf der deutschen literarischen Bühne"* debütierte. In diesen fünf Essays „An den Grenzen des Geistes", „Die Tortur", „Wieviel Heimat braucht der Mensch?", „Ressentiments" und „Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein", die alle zwischen 1964 und 1966 entstanden und zuerst im Rundfunk gesendet wurden, gehen philosophische Reflexion und persönliche Erfahrung beispielhaft zusammen. Beinahe programmatisch für seinen essayistischen Stil, der oft durch ein mühevolles Vorwärtstasten und durch eine meditative und gleichzeitig suggestive Sprachkraft geprägt ist, die den Leser in die Reflektionen einbezieht, ohne ihm eine einfache Identifikation zu erlauben, stellt Jean Améry im Vorwort der ersten Buchausgabe 1966 fest: *„Hatte ich noch in den ersten Zeilen des Auschwitz-Aufsatzes geglaubt, ich könne behutsam und distanziert bleiben und dem Leser in distinguierter Objektivität gegenübertreten, mußte ich nun erfahren, daß es einfach unmöglich war. Wo das ‚Ich' durchaus hätte vermieden werden sollen, erwies es sich als der einzig brauchbare Ansatzpunkt."* Mit dieser streng subjektiven Denkbewegung und angesichts seiner eigenen biographischen Erfahrungen des Exils, des antifaschistischen Widerstandes, der Tortur und der Häftlingszeit in den Konzentrationslagern Auschwitz, Dora-Mittelbau und Bergen-Belsen gelangt er zu einer *„Wesensbeschreibung der Opfer-Existenz"*, die weit mehr ist als eine persönliche Abrechnung. Jean Améry schreibt aus einer der Tradition der Aufklärung verpflichteten, das Individuum gegen gesellschaftliche Zwänge und Übergriffe verteidigenden Perspektive. Er beharrt trotz aller Deskription auf einem radikal subjektiven Standpunkt, bleibt ‚nicht versöhnt', erteilt weder Absolution noch bietet er eine Katharsis an, sondern wirft auf dem Hintergrund der erfahrenen Grenzsituationen auch einen kritischen Blick auf die alltägliche Normalität. *„Sofern überhaupt aus der Erfahrung der Tortur eine... Erkenntnis bleibt, ist es die einer großen Verwunderung und einer durch keinerlei spätere menschliche Kommunikation auszugleichende Fremdheit in der Welt."*

Zu den Aufsätzen von „Jenseits von Schuld und Sühne" wurden von der Gesamtherausgeberin Irene Heidelberger-Leonard, Professorin für Germanistik an der Université Libre de Bruxelles, noch die später entstandenen Texte „Unmeisterliche Wanderjahre" und „Örtlichkeiten" hinzugefügt, die zusammen so etwas eine intellektuelle und topographische Biographie Amérys liefern. Dieses kluge Gespür für die Komposition der Texte, die sorgfältige und trotzdem spürbar leidenschaftliche Edition inklusive der umfangreichen Dokumentation der verschiedenen Vorworte und vor allem die Veröffent-

1 Die auf neun Bände angelegte Ausgabe der Schriften Jean Amérys wird alle zu Lebzeiten des Autors publizierten Werke sowie bislang unveröffentlichte Manuskripte aus dem im Deutschen Literaturarchiv Marbach gesammelten Nachlaß umfassen. Jeder Band wird einen Dokumentationsteil und ein Nachwort zur Entstehung und Rezeption der jeweiligen Texte enthalten. Nach dem Editionsplan folgen 2003 der Band 5 „Aufsätze zur Literatur und zum Film" und der Band 6 „Aufsätze zur Philosophie". Weitere Bände sollen halbjährlich erscheinen. Die Gesamtausgabe der Werke Jean Amérys im Verlag Klett-Cotta wird von der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur unterstützt.

lichung des bisher unbekannten Aufsatzes „Zur Psychologie des deutschen Volkes", den Améry bereits in Auschwitz-Monowitz begonnen hatte und der als Urtexte seiner späteren Essays gewertet werden kann, machen diesen Band ‚aufregend'. Gerade der zeitliche und inhaltliche Spannungsbogen dieser Schriften wirft noch einmal ein bezeichnendes Licht auf Amérys Entscheidung zum Suizid im Oktober 1978, der posthum oft als eine gewisse Zwangsläufigkeit gewertet wurde. So konstatierte der Journalist Ingo Hermann, der 1978 ein längeres Interview mit Améry führte: *„Der Weg in den Freitod führte geradeaus seit Auschwitz."* Mit der Wahrnehmung der Genese der hier vorliegenden Texte erscheint diese beinah teleologische Konstruktion jedoch mehr als zweifelhaft. Kurz nach der Befreiung aus Bergen-Belsen wirkte Améry zuversichtlich und von einem *„erzieherischen Eros"* beseelt (Irene Heidelberger-Leonard); er vertraute geradezu darauf, daß sich dieses deutsche Volk erziehen und sich die historische Katastrophe der Shoah bearbeiten läßt: *„Wir glauben nämlich, daß trotz allem Furchtbaren, das geschah, wir in die Zukunft des deutschen Geistes noch große Hoffnungen setzen dürfen... An uns wird es liegen, ihn in das volle Sonnenlicht der öffentlichen Wirksamkeit zu befreien"*, schrieb er im Juni 1945. Dieser beinah hoffnungsvolle pädagogische Impetus ist dagegen im letzten Vorwort Amérys zur Neuausgabe von „Jenseits von Schuld und Sühne" im Jahr 1977 nach fast dreißig Jahren real existierender Bundesrepublik und ihrer entsprechenden Vergangenheitspolitik einer verzweifelten Resignation gewichen: *„Was geschah, geschah. Aber daß es geschah, ist so einfach nicht hinzunehmen. Ich rebelliere: gegen meine Vergangenheit, gegen die Geschichte, gegen eine Gegenwart, die das Unbegreifliche geschichtlich einfrieren läßt und es damit auf empörende Weise verfälscht."*

Auch an dieser Stelle funktioniert wieder das informative Zusammenspiel zwischen Text und Edition. Gerhard Scheit arbeitet in seinem prägnanten Nachwort detailliert die Rezeptionsgeschichte Amérys in der Bundesrepublik auf und stellt den intellektuell-kritischen Kontext zu Schriftstellern wie Alfred Andersch, Ingeborg Bachmann, Helmut Heissenbüttel und Primo Levi her. Dabei bleiben weder die Kritik an Amérys *„entschlossenem existentiellen Radikalismus"* (Imre Kertész) ausgespart, noch klare Worte gegenüber der *„Borniertheit der neuen deutschen Linken"*, die Améry, wenn überhaupt, viele Jahre nur als Lieferanten von Aperçus wahrgenommen hat. Und es war sicherlich eine der Enttäuschungen seines Lebens, als Jean Améry im Winter 1976 feststellen mußte: *„Daß ich mich heute wider meine natürlichen Freunde, die jungen Frauen und Männer der Linken, zu erheben habe, ist mehr als strapazierte ‚Dialektik'... Das sowohl politische wie jüdische Nazi-Opfer, das ich war und bin, kann nicht schweigen, wenn unter dem Banner des Anti-Zionismus der alte miserable Antisemitismus sich wieder hervorwagt."*

Mit der vorliegenden Werkausgabe, die als ‚allgemeine Leseausgabe' konzipiert ist, soll die Stimme Jean Amérys *„wieder in der Öffentlichkeit wahrgenommen und in den jetzigen Diskurs eingelassen"* werden, so Irene Heidelberger-Leonard, die zudem an einer im Klett-Cotta Verlag für das Jahr 2004 angekündigten Améry-Biographie arbeitet. Und damit ist tatsächlich eine wichtige Frage aufgeworfen: Warum ist das Werk Jean Amérys, der doch der erste deutschsprachige Schriftsteller war, der öffentlich über die Bedeutung der Konzentrationslager-Erfahrung reflektierte, kein unbedingter Bezugspunkt in den allgegenwärtigen Debatten über die Aufarbeitung der deutschen Vergangenheit? In dieses Muster der Nichtwahrnehmung paßte, daß (fast) niemand in den sonst so auf Gedenktagen spezialisierten Feuilletons Amérys 90. Geburtstag im Oktober 2002 zur Kenntnis nahm: keine Würdigung, keine Hommage, nicht ein Wort.

Eine Antwort liegt in seiner bereits skizzierten politischen Heimatlosigkeit, da er zu Lebzeiten keiner deutschen Gesinnungsgemeinschaft angehörte, die ihn weiter tradieren könnte. Eine andere ist gleichzeitig eine Auszeichnung: Seine Texte sind immer noch brisant, unruhig, in gewissem Sinn inkommensurabel und voller Ressentiments des Opfers gegenüber Deutschland, dem Land der Täter, mit dem ihn eine ausgeprägte Haßliebe verband, was gerade in seinen biographischen Reflektionen immer wieder deutlich wird. Gleichzeitig sind sie voller existentieller Zweifel gegen sich selbst, von einer Suche nach Wahrheit durchdrungen, die sich bewußt darüber ist, daß es ‚die Wahrheit' nicht gibt. *„Wohin? Er weiß es nicht. Er weiß es wirklich nicht. Er hat keine Lösungen anzubieten, keine einzige. Unerbittlich, sanft, einfallsreich, sensibel redet er gegen sich selbst, und nicht zu dem Zweck, am Ende umso leuchtender dazustehen"*, so der Schriftsteller Alfred Andersch in einem Anfang der siebziger Jahre verfaßten Porträt Jean Amérys. Die Rekonstruktion des verstörenden Erschreckens über Folter und Konzentrationslager, das Mißtrauen gegen sich selbst und die existentielle Schwere der essayistischen Texte Jean Amérys fordern den Leser unerbittlich. Es ist ein Wagnis, sich auf eine Auseinandersetzung einzulassen, aber eines, das sich wirklich lohnen kann.

Ralf Piorr

Alexander Kluge, Chronik der Gefühle. Band 1. Basisgeschichten, Band 2. Lebensläufe, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2000, 1004 S./1032 S.
Alexander Kluge, Verdeckte Ermittlung. Ein Gespräch mit Christian Schulte und Rainer Stollmann, Berlin: Merve Verlag, 2001, 139 S.
Christian Schulte/Winfried Siebers (Hg.), Kluges Fernsehen. Alexander Kluges Kulturmagazine, Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2002, 266 S.

Alexander Kluge, ein Außenseiter im Inneren des Kulturbetriebes, ist am 15. Februar 2002 siebzig Jahre alt geworden. Als Jurist, Schriftsteller, Filmemacher und Privatgelehrter einer Gegenöffentlichkeit, die er mit gestaltet, und - zusammen mit Oskar Negt - Anfang der siebziger Jahre in der Theodor W. Adorno zugeeigneten Gemeinschaftsarbeit „Öffentlichkeit und Erfahrung" grundlegend theoretisch entwickelt hat, ist Kluge ein ‚Querdenker' mit bisweilen radikalen Zugängen zu einer wenig radikalen Wirklichkeit - ein demokratischer Sozialist mit praktischen Ambitionen für die Sozialdemokratie, der kritische Theorie an der Peripherie der Neuen Mitte betreibt.

Kluge wurde 1932 in Halberstadt geboren; Kindheit und Jugend waren von Krieg und Nazideutschland geprägt. Die biographischen Spuren dieser Zeit durchziehen sein gesamtes Werk: Halberstadt dient als Aufriß und - im Schatten der Bombardements des Zweiten Weltkrieges - als Ruine, aus deren Trümmern Kluge eine Art kritische Theorie des Urbanen rekonstruiert. Der gelernte Jurist begann seine literarische Karriere 1962 mit dem Band „Lebensläufe", der in die „Chronik der Gefühle" wieder aufgenommen wurde. *„Menschen"*, schreibt Kluge, *„hausen in ihren Lebensläufen. Die Objektwelt um sie herum kommt und geht in Perioden zwischen 6 000 und 150 Jahren. Härter aber noch als die Objekte reagiert die subjektive Seite; sie wächst langsam, für ihr Wachsen braucht sie 12 000 Jahre oder länger." „Reiche"*, so heißt es weiter, *„zerfallen durch Implosion, d. h., sie zerfallen im Inneren der Menschen. Im 20. Jahrhundert konnte man in einem Lebenslauf drei solcher Stürze miterleben."* Und an anderer Stelle: *„Wir müssen uns orientieren. Dafür haben wir ein Inventar von mehr oder weniger brauchbaren Eigenschaften: Trägheit, Gewöhnung, Panzerung, Hingabe, Selbstvergessenheit, Zuverlässigkeit (eines Taschendiebs), Gier der Vernunft, Glück als Lohn*

der Tugend." Die von Kluge nachgezeichneten Lebensläufe protokollieren einen Transformationsprozeß, die Verwandlung der alten literarischen Helden in die Anonymität des Alltags. Kluge schreibt damit seine Dialektik der Aufklärung, zeichnet den Umschlag des Mythos in Aufklärung nach, erzählt die Odyssee abendländischer Zivilisation nicht aus Perspektive des Odysseus, sondern aus der Sicht der Ruderer. Auch sie entfalten die List des Überlebens, aber um Jahrhunderte versetzt als Unterscheidungsvermögen; ein Urvertrauen, das seine Geschichte der Naturbeherrschung kennt.
Als kritischer Theoretiker beobachtet Kluge die bürgerliche Gesellschaft, insbesondere ihre kulturelle Sphäre, im Hinblick auf die sich in ihr enfaltende *„Logik des Zerfalls"* (Adorno). Kluge ist Aufklärer, bürstet die Dialektik der Aufklärung gegen den Strich, und sucht nach den materiellen Spuren der Aufklärung als proletarisches Vermögen. So bekommen seine Geschichten Züge dessen, was Siegfried Kracauer in seinem Buch über Jacques Offenbach die Methode der „Gesellschaftsbiographie" nannte; zugleich sind es autobiographische Spuren, die gleichwohl auf das Ich, die Zentriertheit auf die eigene Person verzichten. Das führt auch zu einem Verzicht auf Linearität; die Chronik ist eine zersplitterte, in Fragmenten erzählte (so wie Benjamin einmal meinte, Geschichte schreiben heiße, Jahreszahlen ihre Physiognomie zu geben).
Film und Video sind für Kluge technische Form und Inhalt, vermittelt als ästhetischer Gehalt: Kluge übersetzt literarische Technik, die Kunst des Erzählens, in bewegte Bilder und transformiert die Sprache der bewegten Bilder wieder in Texte. Filmtechnik meint bei ihm nicht nur die apparathaften Aspekte, sondern eben auch künstlerische Technik als Darstellungsform. Seine Kinematographie ist geschriebenes Kino, seine Bücher sind keine Drehbücher, keine Bücher zum Film, sondern Filmschriften, Textfilme. Die Auseinandersetzung mit Film und Text in dieser Weise gilt der Nahtstelle, an der die literarische Erzählung, das Narrative und Fiktionale, in die Geschichte, in das Faktische und Reale umschlägt, und umgekehrt. Das ist Geschichtsphilosophie, die sich an genau dem Bild von Geschichte entfaltet, die von Ungleichzeitigkeiten und Unabgegoltenem gezeichnet ist, gemäß dem Satz William Faulkners: *„Das Vergangene ist nicht tot, es ist noch nicht einmal vergangen."* Das entspricht einem an Vico anknüpfenden Gedanken von Marx, demzufolge die Menschen ihre Geschichte zwar selbst machen, aber nicht bewußt. Vielmehr entfesseln die gesellschaftlichen Strukturen eine Eigendynamik, die den Menschen unterwirft - Möglichkeiten stehen Fähigkeiten und Vermögen gegenüber. Warum, wird Kluge von Christian Schulte und Rainer Stollmann gefragt, nennt er sein Buch „Chronik der Gefühle"? *„Eine Chronik"*, so antwortet er, *„ist etwas, was man nachschlagen kann, was einen längeren Zeitablauf dokumentiert, in dem man also blättern kann. Und diese Chronik wird von der subjektiven Seite gelesen, oder soll so gelesen werden, denn eine Chronik der Ereignisse wäre etwas anderes. Die sogenannten wirklichen Ereignisse sind begleitet worden in den letzten sechzig Jahren und eigentlich immer, auch zuvor, von sehr lebhaften, auch sich wandelnden Gefühlen. Mich interessiert an den Gefühlen, was ist davon völlig gleichbleibend, stur, unbeeinflußbar, was ist da konstant und was ist metamorphosefähig, flexibel... Mich interessieren sehr die Gefühle, die man nicht sofort als Gefühle erkennt, die also eingebaut sind in den Institutionen, die überhaupt erst in Erscheinung treten im Ernstfall durch Selbstvergessenheit, also im Einsatz, wie man so sagt."*
Mit seinem Modell der Ungleichzeitigkeit - *„Gegenwart nennen wir bekanntlich, wenn es hoch kommt, 90 Jahre. Das Wirkliche an dieser Gegenwart ist die Schubkraft von 20 Millarden Jahren"* - und seiner „Chronik" schließt Kluge an das an, was Günther Anders bereits mit seinem Tagebuchbericht „Lieben gestern" als *„Notizen zur Ge-*

schichte des Fühlens" entworfen hat. *„Es gibt eine Eigenschaft, die alle Lebewesen haben, die in der Evolution übriggeblieben sind, wir, aber auch alle lebenden Tiere, das ist das Urvertrauen, das ein Lebewesen, zu Anfang seines Lebens, einige Tage, einige Zeit, in der Nähe der Mutter meist, dem Irrtum anheimfällt, die Welt meine es mit ihm gut. Das ist sein Kapital, das ist das Pfund, aus dem man überhaupt lebt."* Dies ist, so Kluge, weniger als Prinzip Hoffnung, aber mehr als Lebensmittel. Anders als die negative Geschichtsphilosophie der kritischen Theorie Adornos oder Anders' sucht Kluge mithin nach dem Vermögen des sozialen Überlebenstriebs. *„Es geht um Verhalten während der Katastrophe, Pokerface, Ignorieren, wie verhält man sich, wenn jedes Agieren belanglos ist."*

Kluge schreibt seine Chronik der Gefühle des 20. Jahrhunderts als Versuch einer Sozialpsychologie, die nicht die autoritäre Persönlichkeit im Auge hat, sondern eben doch im Prinzip Hoffnung gründet. Wie bei Bloch kommt bei Kluge schließlich Antisemitismus, der zu Auschwitz führte, ohne dort zu enden, nicht vor. *„Auf jeden Fall kann ich mir nicht vorstellen, daß Menschen unserer Jahrhunderte eine Lust haben, freiwillig Taten zu begehen, die einfach Vernichtungsarbeit betreiben."* Und doch hat diese Vernichtungsarbeit, ob für Kluge vorstellbar oder nicht, dem Jahrhundert die Signatur gegeben. Statt dessen findet Kluge auch in der *„deutschen Mentalität"* (Herbert Marcuse) noch ein Urvertrauen, das er sich selbst als Urvertrauen in die politische Situation erhält.

Die Rückseite des Schubers, der die beiden Bände der „Chronik" enthält, zeigt ein Foto der Berliner Love-Parade: die deutsche Nation als inszenierte Großparty. Die Naivität, mit der Kluge bisweilen jüngste Moden der Kulturindustrie - so z.B. die Techno-Bewegung - rezipiert, braucht ein Korrektiv, das er mit den zwei Gesprächen mit Jeff Mills und DJ Paul Johnson, die in dem Band „Verdeckte Ermittlung" abgedruckt sind, selbst liefert. Ebenfalls notwendig in den mitunter blinden Optimismus eingreifend sind die Diskussionsbeiträge in dem von Christian Schulte und Winfried Siebers herausgegebenen Band „Kluges Fernsehen".

Roger Behrens

Michael Hardt/Antonio Negri, Empire. Die neue Weltordnung, Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2002, 461 S.
Thomas Atzert/Jost Müller (Hg.), Kritik der Weltordnung. Globalisierung, Imperialismus, Empire, Berlin: ID Verlag, 2003, 142 S.
Detlef Hartmann, „Empire." Linkes Ticket für die Reise nach rechts. Umbrüche der Philosophiepolitik. Hardt/Negri, Sloterdijk, Foucault, Berlin: Assoziation A, o.J. (2002), 196 S.

„Das Imperium wird von innen besiegt werden." Diese eher beiläufige Bemerkung einer mit Arnold Schwarzenegger, *„diesem Roboter des Imperialismus"*, flirtenden serbischen Athletin in Manuel Vázquez Montalbáns „Krieg um Olympia" könnte als Motto über und als inhaltliche Zusammenfassung unter einem der angeblich meist diskutierten Werke der akademischen Linken der letzten Jahre, Hardt/Negris „Empire", stehen. Spätestens seit dem 11. September 2001 allerdings - das Buch war gerade erst ein Jahr auf dem Markt - scheinen sich die Koordinaten der Debatten entschieden verschoben zu haben; der antiwestlich und antisemitisch fundierte Angriff islamistischer Terroristen auf die USA und deren Reaktion im Kampf gegen diese längst schon weltweit den Djihad gegen den Westen proklamierenden Terroristen haben den Diskussionen über „Empire", „neue Weltordnung" und den von Samuel Huntington so bezeich-

neten „clash of civilizations" (hierzulande in schlechter deutscher Tradition als „Kampf der Kulturen" übersetzt und diskutiert), unabhängig und jenseits der zweifellos berechtigten Frage nach der Verantwortung alter oder neuer kolonialistischer und imperialistischer Strategien für diesen Terror, neue Fluchtlinien vorgegeben. Die aufgeregte Leugnung oder Relativierung des Terrors und seiner ideologischen Herleitungen bewegt sich in der unseligen linken Tradition einer Verdrängung unliebsamer Tatsachen. Während z.B. der mittlerweile zurückgetretene langjährige Premierminister von Malaysia, Mahathir Mohamad, eine politisch respektable Person also, die weltweit rund 1,3 Milliarden Moslems zum Kampf gegen die westliche Zivilisation aufruft,[1] haben insbesondere die USA mit dem Sturz der terroristischen Regime der Taliban in Afghanistan und Saddam Husseins im Irak - wobei der letztere nur für politische Analphabeten mit einem vorgeblichen waffentechnischen Bedrohungspotential begründet wurde - deutlich gemacht, daß dem islamistischen Djihad gegen die westliche Zivilisation nicht mit „kritischem Dialog" in der Tradition einer bereits einmal unrühmlich gescheiterten Politik des Appeasement beizukommen ist. Angesichts dieser weltpolitischen Konstellation befindet sich die westliche Linke in einer wenig angenehmen Lage; ursprünglich einmal angetreten, den westlichen Kapitalismus, in Hardt/Negris Sicht also das heutige „Empire", mit revolutionären Mitteln in einen Kommunismus zu transformieren, sucht sie seit Jahrzehnten das Bündnis mit antiimperialistischen Befreiungsbewegungen in den früheren Kolonien und späteren Staaten der „Dritten Welt", die sich im Laufe der Zeit allen gegenteiligen Interpretationen zum Trotz jedoch durchweg als wenig revolutionär im ursprünglichen westlich-antikapitalistischen Sinne, sondern vielmehr als nationalistisch, nationalrevolutionär und in ideologischer Hinsicht oft genug im Kontext einer kulturalistisch begründeten Negation von simpelsten Menschrechten als antiwestlich oder gar als mehr oder minder dezidiert antisemitisch erwiesen haben. Von daher ist es nicht verwunderlich, daß sich bestimmte Segmente der heutigen Linken, so weit sie sich aus dieser zumindest zum Teil selbst zu verantwortenden Falle nicht zu befreien weiß, in zunehmend groteskeren Verschwörungstheorien schwelgt und ansonsten perspektivisch den keynesianistischen Sozial- und Planstaat als das vorgeblich antikapitalistische Modell der Zukunft präsentiert.

---

1 *„Wir sind alle Moslems. Wir sind alle unterdrückt. Wir werden alle erniedrigt...Die Europäer konnten mit moslemischen Territorien machen was sie wollten. Es überrascht nicht, dass sie moslemisches Land dafür nahmen, den Staat Israel zu schaffen und ihr Juden-Problem zu lösen... Die Moslems werden auf ewig von den Europäern und den Juden unterdrückt und beherrscht werden... Gibt es keinen anderen Weg, als unsere jungen Leute aufzufordern, sich selbst in die Luft zu sprengen und Leute umzubringen und Massaker an noch mehr unserer eigenen Leute heraufzubeschwören? Es kann nicht sein, dass es keinen anderen Weg gibt. 1,3 Milliarden Moslems können nicht von ein paar Millionen Juden besiegt werden. Es muss einen Weg geben. Und wir können einen Weg finden, wenn wir innehalten, um nachzudenken, unsere Schwächen und unsere Stärken einzuschätzen und dann den Gegenangriff zu führen... Die Europäer haben 6 von 12 Millionen Juden getötet. Aber heute beherrschen die Juden diese Welt mittels ihrer Stellvertreter. Sie lassen andere für sich kämpfen und sterben... Wir sind mit einem Volk konfrontiert, das denkt. Sie haben 2000 Jahre Pogrome nicht mittels Zurückschlagen überlebt, sondern mittels Denken. Sie erfanden und förderten erfolgreich Sozialismus, Kommunismus, Menschenrechte und Demokratie, damit es falsch erschiene, sie zu verfolgen, damit sie sich der gleichen Rechte erfreuen dürfen wie andere. Mit denen haben sie nun die Kontrolle über die mächtigsten Länder gewonnen, und sie, diese winzige Gemeinschaft, sind eine Weltmacht geworden. Wir können sie nicht allein mit den Muskeln bekämpfen. Wir müssen auch unsere Gehirne benutzen."* (Zornige Menschen denken nicht richtig. Malaysias Premier Mahathir rät den Moslems zum strategischen Rückzug und zur Sammlung gegen die angebliche jüdische Weltherrschaft, in: Frankfurter Rundschau, 248/24.10.2003, S. 9).

Dieses Modell ist ohne Zweifel nicht das von Hardt/Negri. Dieses basiert vielmehr auf einer letztendlich recht simplen Gegenüberstellung einer als „Empire" bezeichneten, in seiner Genealogie zuerst europäischen und dann amerikanischen, im Zuge der Globalisierung ökonomischer und kultureller Prozesse sich schließlich transkontinental herauskristallisierenden neuen supranationalen *„Form der Souveränität"*, die den tradierten nationalstaatlich fundierten Imperialismus ablöst und *„eine grundlegend neue Herrschaftsform"* konstituiert,[2] und einer im Innern dieses „Empire" agierenden und dieses damit auch konstituierenden „Menge" („Multitude"),[3] der als „Gegen-Empire" die Potenz innewohnt, dem gegenwärtig dominierenden „Empire" zukünftig *„eine andere politische Gestalt zu geben"* und somit *„neue Formen der Demokratie und eine neue konstituierende Macht (zu) entwickeln, die uns eines Tages durch und über das Empire hinaus bringen wird"*.[4] Mit der Inszenierung dieses widersprüchlichen und sich gegenseitig bedingenden Antagonismus zwischen „Empire" und „Menge" als *„ontologische(s) Drama"* knüpfen Hardt/Negri ohne Zweifel an den im klassischen Operaismus der sechziger Jahre thematisierten Antagonismus zwischen kapitalistischer Fabrikdespotie auf der einen und den aus der Resistenz des Massenarbeiters der fordistisch-tayloristischen Ära gegen die Regulierungen dieser Despotie resultierenden Revolten auf der anderen Seite an, ein Antagonismus, den Negri in den siebziger Jahren - gewissermaßen auf erweiterter Stufenleiter - in der Gegenüberstellung von gesellschaftlicher Fabrik, verstanden als Ausdehnung des spezifisch regulierten Arbeitslebens in der Fabrik auf andere gesellschaftliche Bereiche wie Ausbildung, Wohnen, Konsum etc., und entsprechend neu definiertem gesellschaftlichem Arbeiter weiterführte. Die „Menge" des „Empire" steht insofern in der Tradition des Massenarbeiters der sechziger und insbesondere des gesellschaftlichen Arbeiters der siebziger Jahre, ergänzt und erweitert durch den in den achtziger Jahren bei Marx entdeckten *„general intellect"* eines neuen *„immateriellen Arbeiters"* der *„global economy"*. Ging es früher jedoch um die konkrete Bestimmung der jeweils spezifischen Klassenzusammensetzung des kollektiv agierenden revolutionär-antikapitalistischen proletarischen Subjekts, das mit seinem Widerstand jene Zeichen setzte, auf die das Kapital immer erst reagieren konnte, so konstruieren Hardt/Negri heute das „Empire" als *„das politische Subjekt"*, das den *„globalen Austausch tatsächlich reguliert"*, als *„die souveräne*

---

2 *„Das Empire, das wir heute vorfinden, konstituiert sich ebenfalls - mutatis mutandis -* (Hardt/Negri beziehen sich hier auf Polybius' Beschreibung des Imperium Romanum) *durch ein funktionales Gleichgewicht der beschriebenen drei Formen der Macht: die monarchische Einheit der Macht und ihr globales Gewaltmonopol; die aristokratischen Artikulationen durch transnationale Konzerne und Nationalstaaten; die demokratisch-repräsentativen Komitien, die wiederum in Nationalstaaten und den verschiedenen Arten von NGOs, Medien und anderen popularen Organen präsent sind."* (S. 325)

3 *„Die Menge ist eine Vielfalt, ein Feld von Singularitäten, ein offenes Beziehungsgeflecht, das nicht homogen oder mit sich selbst identisch ist, sondern ein indistinktes, einschließendes Verhältnis zu denen, die außerhalb stehen, besitzt. Im Gegensatz dazu neigt das Volk zu Identität und Homogenität nach innen, indem es den Unterschied zu und den Ausschluss der Außenstehenden betont. Während die Menge eine unabgeschlossene konstituierende Beziehung ist, bildet das Volk eine festgefügte Synthese, die zur Souveränität bereit ist."* (S. 116).

4 *„Wir müssen stattdessen einen neuen Gesellschaftskörper schaffen, ein Projekt, das weit über bloße Verweigerung hinaus geht. Unsere Fluchtlinien, unser Exodus müssen konstituierend sein und eine wirkliche Alternative aufzeigen. Jenseits bloßer Verweigerung oder als Teil dieser Verweigerung müssen wir auch eine neue Lebensweise und vor allem eine neue Gemeinschaft schaffen. Dieses Projekt führt nicht zum nackten Leben* des homo tantum, *sondern zum* homohomo, *zur Menschheit im Quadrat, die bereichert ist um die kollektive Erkenntnis und Liebe der Gemeinschaft."* (S. 216)

Macht, welche die Welt regiert", als ein Regime, das dem eigenen Selbstverständnis zufolge *„die bestehende Lage der Dinge für alle Ewigkeit festschreibt"* und *„am Ende der Geschichte"* angekommen ist; in dem Maße, in dem die klassische industrielle Fabrikarbeit ihre dominierende Rolle in den westlichen Industriegesellschaften verloren und diese Rolle an eine von *„Massenintellektualität"* geprägte *„immaterielle Ökonomie"* (Dienstleistungen, Wissen, Kommunikation, kulturelle Produkte) abgeben mußte, das traditionelle Disziplinarregime somit zu einer von *„kommunikative(n) Netzwerken"* bestimmten biopolitischen Macht fortentwickelt wurde, hat das klassische Proletariat in seinen unterschiedlichsten sozialen Zusammensetzungen demzufolge die ihm vom Operaismus und von Negri früher zugeschriebene Rolle als eigentliches Subjekt der kapitalistischen Entwicklung an das von Hardt/Negri jetzt als „Empire" beschriebene Konglomerat ökonomischer, politischer und kultureller Prozesse abgegeben. Allerdings ist der theoretische Ansatz des ursprünglichen Operaismus nicht vergessen, denn, so heißt es zum einen, *„die Entwicklung des Empire und seiner globalen Netzwerke (ist) eine* Antwort *auf die verschiedenen Kämpfe gegen die modernen Machtmaschinen, insbesondere auf den Klassenkampf, angetrieben durch den Wunsch der Menge nach Befreiung. Die Menge rief das Empire ins Leben."* Und zum anderen wird darauf verwiesen, daß *„der Widerstand in der Tat"* immer noch *„das Prius der Macht"* ist: *„Die hoheitlichen Investitionen des Empire und all seine politischen Initiativen erfolgen entsprechend den Widerstandshandlungen, die das Sein der Menge konstituieren. Mit anderen Worten: Die Wirksamkeit der regulierenden und repressiven Vorgehensweise des Empire hängt letztlich vom virtuellen, konstitutiven Handeln der Menge ab. Das Empire selbst ist keine positive Wirklichkeit. Mit seiner Entstehung vergeht es auch schon wieder. Jedes imperiale Handeln ist ein Echo auf den Widerstand der Menge und bildet nichts anderes als ein neues Hindernis, das es für die Menge zu überwinden gilt. Imperiale Befehlsgewalt erzeugt nichts Lebendiges und nichts Ontologisches. Aus ontologischer Sicht ist sie rein negativ und passiv... Imperiale Macht ist das negative Residuum, das Zurückweichen vor dem Handeln der Menge; sie ist ein Parasit, der von der Fähigkeit der Menge lebt, immer wieder neue Energie- und Wertquellen zu schaffen... Das Funktionieren imperialer Macht ist unausweichlich mit ihrem Verfall verknüpft."* Das „Empire" als ein permanenter Krisenzusammenhang ist mit anderen Worten ein *„Nicht-Ort der Weltproduktion"*, in dem es zwecks Vollendung des *„ontologische(n) Dramas" „einen neuen Ort zu schaffen"* gilt. Dazu wiederum bedarf es einer *„materialistischen Teleologie"*, die - hier feiert der klassische operaistische Jargon eine kurze Wiederauferstehung - der *„Fähigkeit der Menge, mit ihrer eigenen produktiven Kraft die parasitäre Ordnung des postmodernen Kommandos zu sabotieren und zu zerstören"* und damit *„innerhalb der Postmoderne Subjekt (die Menge) und Objekt (die kosmopolitische Befreiung)"* zusammenzubringen, theoretisch und praktisch Ausdruck zu verleihen in der Lage ist.

Hardt/Negri greifen zwar auf grundlegende operaistische Argumentationsmuster zurück, entwickeln diese Argumentationsmuster jedoch nicht weiter, sondern lassen sie angesichts ihrer Suche nach einer *„ontologische(n) Grundlage des Antagonismus"* in einen umfassenden theoretischen Diffusionsprozeß ausufern, der sich der europäischen Theoriegeschichte, vom Kirchenvater Augustinus über Hobbes, Machiavelli, Spinoza, Hegel, Marx bis zu Foucault und Deleuze/Guattari, in bruchstückhafter Manier als Werkzeugkiste bedient und sich dabei in der bereits vom ursprünglichen Operaismus her bekannten Manier in Allgemeinheiten verliert. Dabei wird auch das Spiel des historischen Operaismus mit dem realpolitischen Leninismus durchaus nicht vergessen, je-

nem Leninismus, der - gemäß dem Axiom von Carl Schmitt - die Lage entsprechend den Regularien einer kurzerhand als sozialistisch titulierten Realpolitik erkannt hatte; Hardt/Negri berufen sich jedoch weniger auf den historischen Lenin, sondern statt dessen u.a. auf Spinoza, dem sie auch Begriff und Konzept der „Menge" entliehen haben, dessen Gedanke, *„dass der Prophet sein eigenes Volk hervorbringt"*, ihnen genauso anschlußfähig erscheint wie Machiavellis „Fürst", der dem *„immanente(n) Begehren"* der *„Hirne und Körper der Menge"* Ausdruck zu geben verspricht. Trotz aller solcherlei mit geschichtsphilosophischen Versprechungen verbundenen Anschlüsse an unterschiedlichste Vordenker ist ein realer Lenin in der heutigen politischen Situation jedoch nicht in Sicht, so daß am Ende nur die Hoffnung auf ein *„säkulares Pfingstfest"* verbleibt: *„Das einzige Ereignis, auf das wir noch immer warten, ist dasjenige der Errichtung oder genauer: der revolutionären Erhebung einer mächtigen Organisation."* Man fragt sich am Ende, worauf das offensichtliche Faszinosum dieses jeglichen realen sozialen oder politischen Widerstand gegen jeweils konkret zu entziffernde Verhältnisse mit ins Ontologische verschobenen Ambivalenzen und geschichtsphilosophischen Spekulationen umgarnenden Buches letztendlich beruht. Wenn Hardt/Negri ganz am Ende, in dem „Die Menge gegen das Empire" betitelten abschließenden Kapitel, noch einmal direkt auf operaistische Vorarbeiten zurückkommen und zum einen die Entwicklung der *„kapitalistischen Arbeitermilitanz"* vom professionellen Arbeiter über den Massenarbeiter bis zum gesellschaftlichen Arbeiter auf einer Seite rekapitulieren und zum anderen drei wahrlich altbekannte Forderungen auflisten - Weltbürgerschaft als Wiederaneignung der *„Kontrolle über den Raum"*, *„sozialer Lohn"* als *„Bürgereinkommen"* für alle und schließlich das auf Produktionsmittel, aber auch auf *„Selbstkontrolle und autonome Eigenproduktion"* zielende *„Recht auf Wiederaneignung"* - dann wird deutlich, daß mit einer einfachen Explikation dieser durchaus respektablen, aber mindestens ebenso altehrwürdigen Forderungen kein weitergehendes Interesse zu wecken gewesen wäre. Um diesen Forderungen eine gewissermaßen welthistorische Dignität verleihen zu können, rudern Hardt/Negri bis zu Aristoteles, zum Imperium Romanum und zum Kirchenvater Augustinus zurück, machen Zwischenstation bei Machiavelli, Hobbes, Spinoza, Hegel, Marx und erreichen schließlich über Heidegger bei Foucault und Deluze/Guattari Anschluß an die Postmoderne. Auf diesem Weg durch die europäische Geistesgeschichte unter weitgehender Nichtberücksichtigung der Sozialgeschichte sammelt sich schließlich soviel theoretischer Ballast an, daß sich jeder irgendwie kritisch und progressiv gesinnter Nachwuchsakademiker schon allein wegen eines adäquaten Verständnisses der zum „Gegen-Empire" aufgemotzten „Menge" zur nachbetenden Interpretation herausgefordert fühlen mag. Das extrem diffuse und eben deshalb interpretativ erst zu füllende Konzept einer sich selbst konstituierenden und den Widerstand gegen das „Empire" sowohl organisierenden als auch repräsentierenden „Menge" erscheint als ein aus der Geschichte der europäischen Katholizität und den Traditionen des Operaismus geborenes Prinzip Hoffnung, als ein Versuch, der katholischen Transzendenz eine operaistisch inspirierte Immanenz abzugewinnen, die zu ihrer Durchsetzung eines neuen „Fürsten", eines neuen Lenin bedarf, der als Katechon zu gegebener Zeit die Lage zu erkennen und die Schwelle eines neuen Zeitalters zu bezeichnen fähig sein wird. Eine solche, vielleicht auch aus Verzweiflung geborene Konstruktion mag man als erneuertes Projekt Kommunismus lesen, oder aber, den Regeln der Postmoderne gemäß, schlicht und einfach als eine Art Roman, als eine mit vielerlei theoretischen Verweisen und Anspielungen jonglierende Variante linksradikaler Kolportageliteratur, derer sich dann wiederum jeder, gleich

woher er kommt und wohin er will, mit lustvoller Besessenheit als Werkzeugkiste bedienen kann; immerhin hat Hardt in der Zwischenzeit auch mit interessierten Redakteuren der „Jungen Freiheit" ein ausführliches Gespräch über „Empire" geführt, ohne daß dies von den ansonsten auf ihre denunziatorische politische Korrektheit so stolzen Wachhunden der deutschen Linken weiter registriert worden ist. Die akademische Aufregung um dieses Buch, in dem manch einer gar ein Manifest für das nächste Jahrhundert sehen will, ist jedenfalls nicht zuletzt Ausdruck davon, daß der akademische Marxismus sich schon längst in inhaltslosem Leerlauf erschöpft hat. Während die bundesdeutsche Sozialdemokratie ihren Endsieg über Bismarck feiert und sich damit endgültig auch selbst überflüssig macht, entblöden sich akademische Linke hierzulande mittlerweile nicht einmal mehr, einen von der „Kulturstiftung des Bundes" mitfinanzierten Kommunismus-Kongreß zu inszenieren, den als Farce zu bezeichnen einer Beleidigung von Marx gleich käme. Wo kein Niveau mehr vorhanden ist, mag dann auch das auf eine ontologische Dualität und eine in der Immanenz zu gewinnende Transzendenz hin ausgerichtete theoretische Patchwork von Hardt/Negris „Empire" eine Gesprächsgrundlage für weitere akademische Diskussionsrunden und Exegesen bieten, mit denen sich akademische Kleinbürger in die Tradition des klassischen Bildungsbürgers glauben einschreiben zu können.

Einen möglichen Ansatzpunkt für eine tatsächlich interessante Diskussion könnte der von Hardt/Negri behauptete Übergang vom klassischen nationalstaatlichen Imperialismus zum globalisierten „Empire" sein; allerdings hat Negri in der Zwischenzeit eingestehen müssen, daß man bei dieser Analyse das in dieser Hinsicht nicht ganz unwichtige Pentagon ganz vergessen habe, eine nicht nur angesichts der Ereignisse der letzten beiden Jahre eher peinliche Vorstellung. Nicht nur von daher enthalten z.B. die unaufgeregten Analysen Herfried Münklers zu Ursachen, Hintergründen und Auswirkungen der neuen weltweit geführten „asymmetrischen" Kriege mehr Sprengstoff, sowohl im Hinblick auf praktische Politik auch der Linken als auch in theoretischer Hinsicht, als die für jede Projektion offenen Spekulationen von Hardt und Negri. Der diese Problematik zumindest ansatzweise thematisierende, von Thomas Etzert und Jost Müller herausgegebene Band enthält im ersten Teil Beiträge von Giovanni Arrighi, Joachim Hirsch und - in Interviewform - von Negri selbst zum Thema „Empire, Weltsystem und Internationalisierung" und im zweiten Teil Beiträge von Judith Revel, Anne Querrien sowie Hardt und Negri zum Themenfeld „Klassenkampf und Multitude im Empire". Arrighi gesteht Hardt/Negris Buch zwar zu, daß es als *„wirkungsvolles Gegenmittel zu Trübsinn, Argwohn und Feindseligkeit"* gegen *„das Heraufkommen der so genannten Globalisierung"* gelesen werden kann, konterkariert den geschichtsspekulativen Optimismus von Hardt/Negri jedoch mit dem Hinweis darauf, daß es, auch wenn das von ihnen herbeispekulierte „Empire" *„tatsächlich in der Entstehung begriffen sein"* sollte, *„noch ein Jahrhundert oder gar mehr dauern wird, bis die Menschheit"* dies *„wissen wird"*. Hirsch verweist in seinem Beitrag auf die mit dem Zerfall staatlicher Repräsentation einhergehende Entwicklung populistischer Strukturen, die seiner Ansicht nach mit dem diffusen Begriff „Multitude" („Menge") *„noch einmal theoretisch verdoppelt wird"*. Negris Versuch, mit einer erneuten *„ontologische(n) Definition der Multitude"*, derzufolge *„nur die Produktion der Multitude das Sein (konstituiert)"*, die Kritik an diesem Konzept abzuwehren, kann nicht überzeugen. Im Gegenteil: Wenn er der Kritik entgegenhält, daß *„Multitude der ontologische Begriff des Vollen gegen das Leere (ist), der Produktion gegen parasitäre Relikte"*, dann bestätigt er nur einmal mehr, daß er hier in der Tat nichts anderes als eine *„mythische handelnde Subjektivi-*

tät" inszeniert, mit der er sich über was auch immer hinwegtrösten mag; allerdings sollte man Negris theoretische Inszenierung seiner ihm nicht abzusprechenden Trostbedürftigkeit, gleich ob sie materialistisch oder metaphysisch begründet ist, nicht mit einer Analyse sozialer Verhältnisse und potentieller sozialrevolutionärer Gegenwehr verwechseln.

Das abschließend anzuzeigende Buch von Detlef Hartmann, das sich im ersten umfangreichen Teil mit Hardt/Negris „Empire" und im erheblich kürzeren zweiten Teil mit Sloterdijks vor einigen Jahren gehaltener Rede über „Regeln für den Menschenpark" beschäftigt, kommt einem auf Abbruch der Diskussion zielenden Generalangriff gleich. Ausgehend von der wahrlich bemerkenswerten Einschätzung, daß erst parallel zur Veröffentlichung von „Empire" ein *„erste(r) Mutationsschub(s) der 68er Avantgarden zu postmodernen Avantgarden der Bourgeoisie"* erfolgte - als seien die von Hartmann in bewährter blauäugiger Manier heroisierten *„Avantgarden"* nicht schon seinerzeit *„Avantgarden der Bourgeoisie"* gewesen, wie jedes soziologische Erstsemester längst weiß - interpretiert Hartmann Hardt/Negris Unternehmen als *„Propaganda für die prophetische Machtergreifung selbst ernannter, selbstkonstituierter Eliten zur Durchsetzung eines hegemonialen Projekts postmoderner Produktivkraft"*. Auch wenn Hardt/Negri einem tradierten Avantgarde-Konzept zumindest skeptisch gegenüberstehen und es durch das wahrlich diffuse Konzept „Menge" zu ersetzen suchen, ist Hartmanns Annahme, daß „Empire" gerade in jenen sozialen Milieus mit Begeisterung rezipiert wird, die sich qua sozialer und mentaler Klassenlage im Prozeß einer *„Selbstkonstitution neuer Herreneliten oder -klassen"* als Träger eines solchen neuen Herrschaftsprojekts eignen, nicht von der Hand zu weisen. Für ihn ist dieses Rezeptionsgeflecht somit nichts anderes als Ausdruck einer aktuellen *„Selbstkonstitution hegemonialer Eliten"*, einer *„neuen konservativen Revolution"*, als deren *„führender Philosoph"* sich Negri ihm zufolge bereits seit mehr als zwanzig Jahren zu etablieren im Begriff ist. Hartmann selbst setzt diesen sozialphilosophischen Herrschaftsbegründungsstrategien in Anbindung an den klassischen Operaismus der sechziger Jahre ein in gewissen Milieus von sich als sozialrevolutionär definierenden Professoren, Anwälten und sonstigen etablierten Mittelständlern konstruiertes sozialrevolutionäres Subjekt entgegen, das in dieser Form nur in den Hirnen der Konstrukteure existiert. Die Kritik, die Hartmann an Hardt/Negri wegen ihrer Erregungsdebatten übt, fällt somit in gewisser Weise auf ihn zurück: der sich selbst erregenden „Menge" bei Hardt/Negri steht das von Hartmann zwar wortreich beschworene, aber allen Erregungsabsichten gegenüber recht indifferente sozialrevolutionäre Subjekt gegenüber. Es verwundert insofern nicht weiter, daß Hartmann selbst, der mit dem von ihm vorwiegend aus sozialhistorischer Literatur geschöpften sozialrevolutionären Subjekt nichts, aber auch gar nichts gemein hat, der Rolle eines traditionellen Avantgardisten verhaftet bleibt. Geradezu unausstehlich - und im allerschlechtesten Sinne „avantgardistisch" - wird Hartmann, wenn er in die Rolle des besserwisserischen bildungsbürgerlichen Klassenprimus schlüpft und von ihm „durchschaute" Autoren reihenweise im schnarrenden Ton zurechtweisender Aufklärung und in entsprechend aburteilender Weise mit Noten versieht, die an Lektüreverbote grenzen. Hartmann spielt dabei in gewohnter Manier den Avantgardisten als Schulungsleiter, der bestimmt, was zu lesen ist und was in die Giftkammer gehört; Verbotsüberschreitung wird von solchen Schulungsleitern traditionell mit Exklusion bestraft. Hardt/Negri auf der einen und Hartmann auf der anderen Seite markieren zwei mehr oder minder einfältige Extreme operaistischer Traditionen, die sich in methodischer Hinsicht auf verblüffende Weise ähnlich sind. Beide

inszenieren ein historisches Subjekt, das den aktuellen Krisenzusammenhang transzendieren soll, Hardt/Negri eine sich politisch möglicherweise als „Neue Mitte" entpuppende diffuse „Menge", Hartmann ein lustvoll besetztes imaginäres sozialrevolutionäres Proletariat; es ist zu befürchten, daß Hardt/Negri, so unliebsam das auch sein mag, im Hinblick auf die zukünftige Ausgestaltung neuer Herrschaftsstrategien erheblich realitätsnäher sind als Hartmann.

Wolf Raul

Manuel Castells, Das Informationszeitalter. Teil 1: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Opladen: Leske + Budrich, 2001, 600 S.; Teil 2: Die Macht der Identität, Opladen: Leske + Budrich, 2002, 442 S.; Teil 3: Jahrtausendwende, Opladen: Leske + Budrich, 2003, 500 S.

Wer sich einen Eindruck von den Stärken und Schwächen der heutigen Soziologie verschaffen möchte, wird das vorliegende Werk mit Gewinn zu Rate ziehen. Castells' Trilogie über das „Informationszeitalter", 1996 bis 1998 zuerst erschienen, liegt nun, übersetzt von Reinhart Kößler, vollständig in deutscher Fassung vor. Diese Trilogie stellt eine Art *„Weltsozialkunde"* - wie es Hans-Peter Müller genannt hat - des beginnenden 21. Jahrhunderts dar. Mit insgesamt rund 1500 Seiten bietet sie eine imponierende synoptische Übersicht über empirische Befunde und sozialwissenschaftliche Erklärungsansätze zum globalen Wandel sozioökonomischer Dynamik und soziotechnischer Strukturen (Band 1), seine Folgen für das Selbst und die sozialen Bewegungen (Band 2) sowie den Zusammenbruch des Realsozialismus, die Abkoppelung einer „Vierten Welt", den ökonomischen Aufstieg der asiatischen Pazifikregion und die Herausbildung einer globalen Ökonomie des Verbrechens (Band 3). In diesem Materialreichtum und der großen Bandbreite der Themen liegen die Stärken.

Zusammenhalten soll das Ganze ein theoretischer Deutungsansatz, in dessen Mittelpunkt der Netzwerkbegriff steht. Und hier liegen die unübersehbaren Schwächen. Castells betrachtet die Gegenwartsgesellschaft als bipolare Welt, in der sich das Netz – als Ort eines abstrakten, universalen Instrumentalismus - und das Selbst - die partikularen kollektiven Identitäten - gegenüberstehen. Desintegration von Organisationen und Delegitimation und Funktionsverlust alter Institutionen führen, wie er meint, zu deren Auflösung in transnationalen ökonomischen wie politischen Netzwerken. Die kollektiven Identitäten hingegen kristallisierten sich immer weniger darum, was die Leute tun, sondern was sie sind oder glauben zu sein. Die Trilogie ist der Versuch, eine Vielzahl sozialer Prozesse in dieses bipolare Schema einzuordnen - seien es technologische und sozioökonomische Entwicklungstrends, der Wandel der Geschlechterverhältnisse, neue soziale Bewegungen, das Schicksal des Staates, der Zusammenbruch der UdSSR, die soziale Exklusion, die globale kriminelle Ökonomie etc. Alle Trends des globalen sozialen Wandels hängen zusammen und münden in die Heraufkunft einer Netzwerkgesellschaft.

Castells zeichnet die wichtigsten Züge dieses gesellschaftlichen Umbruchs als Übergang vom industriellen zum *„informationellen"* Kapitalismus nach: als Entstehung einer neuen kapitalistischen *„Entwicklungsweise"*, die - getrieben und strukturiert vom *„informationstechnologischen Paradigma"*, mit der Logik des Netzwerks als Kernbedeutung - Technologien der Wissenserzeugung, Informationsverarbeitung und Symbolkommunikation zur wichtigsten Produktivitätsquelle mache. Das Netzwerk-Leitbild orientiert die Technikentwicklung und verkörpert sich im Modell des *„Netzwerk-Unternehmens"*, welches das alte Modell des bürokratisch-zentralistischen, vertikal

hochintegrierten Riesenunternehmens ablöst. Durch flexiblere Produktionsformen, Dezentralisierungsmaßnahmen und mehr Außenvergaben entwickelt sich letzteres zum horizontalen Unternehmen, das mit anderen großen und vielen kleineren Firmen in wechselnden internationalen Unternehmensverbünden kooperiert. Im Innern mutieren die Einzelunternehmen ebenfalls zu dynamischen Netzwerken sich selbst organisierender Untereinheiten und basieren auf den Prinzipien der Dezentralisierung und Partizipation. Und auch in den veränderten Arbeits- und Beschäftigungsverhältnissen, den neuen Mustern der kulturellen Reproduktion durch Medien- und Internetindustrie sowie den sozialen Raum- und Zeitstrukturen materialisiere sich die Logik des Netzwerkes. Sie sei das Schlüsselelement des informationellen Kapitalismus. Eng verschränkt sieht Castells die Herausbildung der informationellen Entwicklungsweise mit dem neoliberalen Projekt kapitalistischer Erneuerung, vor allem der Verselbständigung und Bedeutungszunahme globaler Finanzmärkte. Diese bildeten ein Meta-Netzwerk, in dem alle relevanten Stränge der vernetzten ökonomischen Aktivitäten zusammenlaufen und das die ganze Akkumulationsbewegung bestimme.

Worin jene zentrale Netzwerklogik im einzeln genau bestehen soll, bleibt freilich überall merkwürdig nebulös, die kurzen Anläufe zu einer Bestimmung lassen ratlos ob ihrer Trivialität: als Menge miteinander verbundener Knoten wird ein Netzwerk etwa definiert, das eine Teilmenge aller denkbaren Verbindungen innerhalb einer Gesamtmenge selektiere (Bd. 1, S. 528). Die konkrete Topologie bleibt völlig offen, und man fragt sich, was nach dieser Definition *kein* Netzwerk wäre. Dieses abstrakt-triviale, letztlich inhaltsleere - und *darin* würde vielleicht das Körnchen Wahrheit stecken – Strukturmuster wird zum herausgehobenen Kennzeichen der Epoche. Die wenigen diffusen inhaltlichen Bestimmungen suggerieren funktionale Überlegenheit und Effizienz, ohne sie zu belegen; in manchem erinnern sie an die Phantasien eines Bill Gates vom reibungslosen Kapitalismus.

Nicht mehr verwunderlich ist es vor diesem Hintergrund dann, daß sich Castells in der zweiten amerikanischen Ausgabe des ersten Bandes aus dem Jahre 2000, die der deutschen Übersetzung zugrunde liegt, zu einer wahren Apotheose der „New Economy" hat hinreißen lassen (Bd. 1, S. 157-172). Hier verfällt der Soziologe, auf dem Höhepunkt der Börseneuphorie, in den Originalton der damaligen Clinton-Administration. Vom *„circulus virtuosus von Innovation und Wertschöpfung in der neuen Wirtschaftsform"* (S. 171), die daher *„eine anhaltende Periode hohen Wirtschaftswachstums, geringer Inflation und niedriger Arbeitslosigkeit in den Volkswirtschaften"* (ebd.) einleiten werde, ist dann, ganz wie bei Alan Greenspan, die Rede. Wäre der Autor auf die für einen marxistisch geschulten Forscher wie ihn doch immerhin nicht ganz abwegige Idee gekommen, statt der Entwicklung der Aktienkurse die Entwicklung der Profitrate als Indikator für die Perspektiven der ökonomischen Dynamik heranzuziehen, so hätte er sich diese grobe Fehleinschätzung ersparen können.

Nicht nur darin, sondern auch im häufigen Ausweichen in wenig erhellende und kaum aussagekräftige Formeln bzw. „Tickets" - wie die vom sich bildenden *„Raum der Ströme"* (Bd. 1, Kap. 6) oder der *„zeitlosen Zeit"* - drücken sich die offensichtlichen theoretischen Schwächen des ganzen Unternehmens aus. Sie zeigen sich etwa auch bei der Bestimmung des gesellschaftlichen Charakters der UdSSR und verwandter Regime, deren Implosion in Bd. 3 analysiert wird. Wechselnd und unentschieden ist hier einmal von *„Etatismus"*, einmal von *„revolutionärem Experiment"* oder auch, im Falle Chinas, von *„Nationalismus mit sozialistischer Charakteristik"* die Rede (Bd. 3, S. 388).

Wenn man sich davon nicht verwirren und ablenken läßt, muß das aber den eingangs angedeuteten Gebrauchswert des Buches durchaus nicht entscheidend schmälern. Man darf eben auf dem Gebiet der Theorie und der treffsicheren Zeitdiagnose was die zeitgenössische Soziologie angeht keine allzu hohen Erwartungen hegen. Bedauerlich ist, das ist am Ende noch anzumerken, daß die über weite Strecken zuverlässige Übersetzung offenbar allzu hastig angefertigt werden mußte bzw. die Korrekturarbeit an den umfangreichen Bänden nicht sorgfältig genug erfolgen konnte. Eine ganze Reihe kleinerer und größerer formaler und inhaltlicher Fehler (vor allem bei den Statistiken) sind leider stehengeblieben.

Harald Wolf

Christoph Spehr, Die Aliens sind unter uns! Herrschaft und Befreiung im demokratischen Zeitalter, München: Goldmann Verlag, 1999, 320 S.
Christoph Spehr, Gleicher als andere. Eine Grundlegung der Freien Kooperation, Berlin: Karl Dietz Verlag, 2003, 309 S.

Das Bild von den „Aliens", den die Erde okkupierenden Außerirdischen, ist fester Bestandteil der Populärkultur. Christoph Spehr greift es in den zu besprechenden Texten auf, und verwendet es gleichsam als Erkenntnisinstrument bei der Auseinandersetzung mit ganz alten Fragen nach den Ursachen und Wirkungsweisen (kapitalistischer) Herrschaft und entfremdeter Lebenbedingungen sowie den Möglichkeiten ihrer Überwindung.

Die Diskussion dieser Fragen hat bekanntlich in der ArbeiterInnenbewegung eine lange Tradition. Auch im Zuge der sogenannten neuen sozialen Bewegungen sind viele interessante Ansätze entstanden. Nachdem in den achtziger und neunziger Jahren angesichts hegemonialer neoliberaler Strukturen allerorten ein theoretisches Defizit und die „Krise der Linken" beklagt wurde, scheint sich das zu Beginn des neuen Jahrtausends zu ändern. Mit dem Auftreten einer internationalen Bewegung gegen die Implikationen kapitalistischer Globalisierung scheint auch die linke Szenerie wieder belebt und in der Lage, Perspektiven zu entwickeln.

Christoph Spehrs Thesen über Herrschaft und Befreiung kommen aus den Erfahrungen und theoretischen Diskussionen der neuen sozialen Bewegungen. Seine Beiträge zeichnet die Fähigkeit aus, Bekanntes (?) neu, verständlich und witzig aufzubereiten bzw. zu kombinieren, und damit eine größere LeserInnenschaft zu erreichen, als das linke Publikationen gemeinhin tun. Im „Alien"-Buch wird das besonders deutlich. Der Reiz liegt nicht zuletzt im erwähnten Rekurs auf populäre TV-Serien wie „Star Trek" oder „Akte X", die Spehr mit originellen Bedeutungen auflädt; sie werden zu „Anzeigern" gesellschaftlicher Entwicklung und dienen ihrer Analyse. Spehr stößt auf die Herrschaftsmodelle des *„Alienismus"* und des *„Progressiven Alienismus"*, die nach 1945 als *„demokratisches Zeitalter"* persönliche Herrschaftsformen ablösten.

Während der *„Alienismus"* zunächst noch mit der Vorstellung vom notwendigen und allen nützenden Fortschritt operiert und die Menschen durch materielle Verbesserungen einbindet, stellt der *„Progressive Alienismus"* als modernisierte Variante seit Mitte der siebziger Jahre ein zivilgesellschaftliches und globalisiertes Herrschaftsprogramm dar. Es predigt (Selbst-) Verantwortung, verspricht nicht mehr große Ziele zu erreichen, und stellt seine Herrschaft als alternativlose dar. Soziale Ungleichheit und Ausbeutung der Arbeitskraft werden in neuen Formen der Unterdrückung und deren Legitimation vollzogen. Und: Diese neue Ordnung entzieht sich der Kritik alter Schule, wie sie etwa Befreiungsbewegungen, Realsozialismus und Gleichberechti-

gungspolitik formulieren. Als verfeinerter Herrschaftsform gelingt dem *„Progressiven Alienismus"* die Integration ehemals emanzipatorischer Momente.
Spehr legt dem Ganzen einen weitgefaßten Herrschaftsbegriff zugrunde, der Herrschaft als *„einseitige Kontrolle gesellschaftlicher Verhältnisse"*, als *„einseitige Aneignung fremder Arbeit und Natur"*, *„einseitig verzerrte Form sozialer Kooperation"* versteht. Damit sind weder alternative Projekte vor Herrschaft gefeit, noch kann die (bürgerliche) Demokratie als Befreiungsillusion Herrschaftsfreiheit für sich in Anspruch nehmen. Aktuelle Herrschaft zeichnet sich aus durch *„direkte Gewalt"* (um eine dienliche Ordnung zu erhalten, z.B. Neue Weltordnung), durch *„strukturelle Gewalt"* (grundsätzliche hierarchische Organisation), durch *„Diskriminierung"* (Zuschreibung angeblich natürlicher Rollen, Aufstellen von Normen, wie z. B. Privilegierung der formalen Arbeit), durch *„Kontrolle der Öffentlichkeit"* (Stichwort: repressive Toleranz) und durch *„existentielle Abhängigkeit"* (Verunmöglichen bzw. Erschweren selbständiger Reproduktion; systematische Vernichtung von Freiräumen; Angst als ständiger Zustand).
Der „didaktische" Trick an Spehrs Buch ist, daß diese Strukturen personalisiert werden, den verschiedenen politischen und sozialen Kräften verschiedene *„Zivilisationen"* zugeordnet werden. Diese *„Zivilisationen"* - vor allem *„Aliens"*, *„ZivilistInnen"* und *„Maquis"* - konkurrieren um die gesellschaftliche Hegemonie. Der *„Alien"*-Begriff macht die Distanz zwischen Herrschenden (den *„Aliens"*) und Beherrschten besonders deutlich. Die *„Aliens"* verfolgen ein Herrschaftsprogramm im obigen Sinn; diese Programm ist flexibel, läßt, solange die Alienherrschaft aufrechterhalten wird, Mitsprache, Modifikationen und Reformen zu.
Die verstreuten Hinweise zum Erkennen von Aliens gehören zu den witzigsten Passagen des Buches. *„Sie sehen nur so aus wie Menschen. In Wirklichkeit sind es Aliens."* Sie arbeiten nichts vernünftiges, tragen nichts zu ihrer Reproduktion bei, sind emotionslos (z.B. gegenüber den Opfern ihrer Herrschaft), völlig gleichgültig gegenüber allem und jedem, solange nur ihre Herrschaft besteht und funktioniert. *„Alien"* kann jede/r werden, auch Oppositionelle verfallen in alienistische Denk- und Verhaltensmuster. Insbesondere der *„Progressive Alienismus"* entwickelt Strategien zu ihrer Assimilierung durch *„Partizipation"*, *„Demokratisierung"* etc.
Wichtig, weil zahlreich ist die zweite soziale Kategorie der *„ZivilistInnen"*, der typischen *„Privatleute"*, die Herrschaft fraglos und uninteressiert (er)tragen, und hauptsächlich nach eigener Bequemlichkeit streben. *„Sie tun garnicht so viel; sie lassen einen nur an der Welt und ihrer Zukunft zweifeln."* Die Hegemonie über die *„ZivilistInnen"* ist der Schlüssel des Herrschaftserfolgs. Dennoch differenziert Spehr hier wenig; während die Beschreibung anderer Zivilisationen recht detailliert ausfällt, sind die *„ZivilistInnen"* als soziale Akteure auf ihre Rolle festgelegt. In gewisser Weise sind sie abgeschrieben: es geht nicht um ihren ‚Eigensinn' oder die Frage, wie sie zu ‚gewinnen' wären - sie haben sich einfach für die *„falsche"* Zivilisation entschieden.
Hoffnung speist sich nur aus den alien-freien Zonen, wo sich die GegnerInnen der *„Aliens"* in der Zivilisation des *„Maquis"* versammeln. Diese widerständige Gegenwelt baut auf die Idee der Emanzipation und der *„Freien Kooperation"*. Der *„Maquis"* setzt sich aus verschiedenen Bewegungen zusammen, und funktioniert nach eigenen Regeln. In freundlicher Distanz zum Marxismus bastelt er sich seine eigene Befreiungstheorie. Deren zentrale Kategorie ist das Beharren auf Emanzipation im Sinne einer immer weitergehenden Befreiung von Herrschaft und Fremdbestimmung; als aktive Befreiungstheorie wird sie als *„Kommunikation von Erfahrung"* begriffen, die

sich grundsätzlich von üblicher Kritik unterscheidet, und ihre VertreterInnen ins (gesellschaftliche) Abseits stellt, sie zu *„Gespenstern"* macht: Sie ist ein Gespräch der *„Gespenster im Maquis"*.
Hemmungslos eklektisch schöpft der *„Maquis"* dabei aus älteren Befreiungstheorien (Subsistenztheorie, Regulationstheorie, triple oppression, operaismo, soziale Ökologie) wie aus jüngeren theoretischen Einflüssen (Theorie des Affidamento, Poplinke, Dekonstruktion, Postkolonialismus und Antinationalismus). Aus dieser Mischung resultieren einige bedeutsame Revisionen in Bezug auf das Verhältnis von Staat und Macht (Abkehr von der Idee von der Emanzipation als einer Eroberung des Staates und der Macht), in Bezug auf Fortschritt und Entwicklung (Abkehr von diesen Ideen), in Bezug auf Objektivität und Gleichheit (Abkehr vom Glauben an Objektivität, Relativierung von Wahrheiten, Bedeutungszuwachs der subjektiven Komponente), in Bezug auf Demokratie und Vergesellschaftung (Abkehr von [naiver] linker Demokratietheorie) und in Bezug auf gesellschaftliche Rationalität (Revision des traditionellen Ziels der Vergesellschaftung der Produktionsmittel und rationaler gesellschaftlicher Planung).
Dem *„Maquis"* geht es um eine *„Politik der Autonomie"*. Was das praktisch heißen könnte, skizziert Christoph Spehr in seinem Essay „Gleicher als andere. Zur Theorie der Freien Kooperation".[1] Um der (alienistischen) Herrschaft zu entkommen, gilt es, eine alternative soziale Praxis zu etablieren. Das bereits am Ende des „Alien"-Buchs angesprochene Modell der *„Freien Kooperation"* beschreibt einen Prozeß kleiner Schritte, der erzwungene soziale Kooperationen ‚knacken' soll. Relativ optimistisch sieht Spehr Freiräume und Nischen im *„Progressiven Alienismus"*, die dafür zu nutzen wären. Seine Prämisse ist, daß Gleichheit und Freiheit nur dann zu vereinbaren sind, wenn alle AkteurInnen zu einer Freien Kooperation kommen. Bei diesem Konstrukt handelt es sich um einen selbstbestimmten Zusammenschluß von Individuen. Bisherige Regeln, Verfügung und Besitz werden zugunsten eines kollektiven, ständigen Verhandelns über die Regeln aufgegeben. Zwischen diesen Individuen kann prinzipiell alles neu verhandelt werden, alle dürfen mitverhandeln und alle haben gleiche Verhandlungsmacht.
Wer sich mit diesen Prämissen von Selbstbestimmung, Selbstorganisation und aktivem Engagement schwer tut - z.B. die eher traditionalistische marxistische Linke - wird an Spehr wenig Gefallen finden. Aber viele wichtige historische Konzepte und Diskussionen (insbesondere die anarchistische bzw. libertäre Tradition, die auf eine Form nicht-staatlicher Kooperation zwischen freien Individuen abzielt) könnten mit diesem Konzept etwas anfangen. Spehrs Kunst, bereits vorhandene Fäden linker Diskussionen und Erkenntnisse aufzunehmen und auf originelle Weise neu zu verknüpfen, bezöge sich gleichermaßen auf einen theoretischen Strang, der davon ausgeht, daß die gesellschaftliche Organisation umso rationaler wäre, je stärker das Moment der Autonomie des Menschen sie bestimmen würde.
In weiten Teilen der kritischen Linken besteht offenbar (wieder) das Bedürfnis, Utopien zu formulieren bzw. weiterzuentwickeln. Die *„Freie Kooperation"* als unmittelbare Praxis einer herrschaftsfreien Gesellschaft kann dabei sowohl als Hilfsmittel zur Annäherung an ein Ideal wie auch als Analyseinstrument von Herrschaftsstrukuren dienen. Es ist ein Ansatz, der auf alltäglichen Erfahrungen und Wahrnehmungen basiert und deshalb plausibel klingt; seine Praktikabilität wird sich nicht zuletzt in dieser

1 Mit diesem Essay gewann Spehr die Anfang 2000 von der Rosa-Luxemburg-Stiftung gestellte Preisfrage „Unter welchen Bedingungen sind soziale Gerechtigkeit und politische Freiheit vereinbar?"

Alltagspraxis und weiterführenden theoretischen Diskussionen erweisen müssen. Die 24 Debattenbeiträge, die dem Essay folgen, zeigen eine gewisse Bandbreite zwischen philosophischen Gedankengängen, sehr praxisbezogenen Problematisierungen des Verhandlungskonzepts, biografischen und/oder bewegungsgespeisten Erfahrungsberichten und theoretisch-begrifflicher Kritik im weitesten Sinne. Ihre Auswahlkriterien bleiben leider im Dunkel. Dagegen erhellt Spehrs Schlußwort noch einmal seinen Optimismus hinsichtlich eines zukünftigen linken Projekts, mit dem sofort begonnen werden könne.
Angesichts der zunehmend grassierenden politischen und sozialen Ausgrenzungen sowie der Eindimensionalität aktueller Diskurse scheint mir der Hauptgewinn von Spehrs Arbeiten auch mit darin zu liegen, überhaupt der Frage nach Herrschaft und Befreiung einen breiteren Diskussionsraum zu erobern. Das „*Alien*"-Bild, der Bezug auf das zeitgenössische Fernseh- und Filmprogramm und nicht zuletzt ein unterhaltsamer Stil sorgen dafür, daß sich diese Diskussion weiter verbreitern könnte.

Andrea Gabler

Meinhard Creydt, Theorie gesellschaftlicher Müdigkeit. Gestaltungspessimismus und Utopismus im gesellschaftstheoretischen Denken, Frankfurt am Main: Campus Verlag, 2000, 423 S.

Gesellschaftstheoretisches Denken in den siebziger Jahren ging in der progressiven Intelligenz der alten Bundesrepublik einher mit der starken Neigung, alles aus dem Kapitalismus 'abzuleiten'. Später dann setzte sich etwa mit Habermas und Luhmann ein Denken durch, das 'die moderne Gesellschaft' ins Zentrum stellte. Der Kapitalismus kam nun, wenn überhaupt, nur mehr als deren Unterabteilung vor. Creydts Buch hebt die Einseitigkeit beider Positionen und ihre einfache Entgegensetzung auf, ohne in laue Kompromisse zu verfallen. Man braucht nach Lektüre des Buches nicht länger wegen der in der Marxschen Theorie enthaltenen Naivitäten in puncto Leichtgängigkeit der befreiten Gesellschaft (nach Subtraktion des Kapitalismus sei 'eigentlich' alles ganz einfach zu regeln) seine Kapitalismuskritik abzulehnen. Und man muß nicht wegen der kapitalismusbezogenen Naivitäten der Modernetheorie ihre Stärken übergehen. Der Autor erarbeitet ein umfassenderes Terrain, in dem eine an Marx anknüpfende Kapitalismuskritik und die verschiedenen Spielarten der soziologischen Theorie moderner Gesellschaft sich in ein produktives Verhältnis zueinander setzen lassen.
Der integrierende Fokus dieses Buches (1) liegt auf den Schwierigkeiten der Gesellschaftsgestaltung. Sie bildet für Creydt den Gegenbegriff gegenüber der inflationär bekundeten politischen Ambition des 'Gestaltens'. Der Verfasser liest sowohl die Soziologie wie auch die Kritik der politischen Ökonomie als traurige Wissenschaften von den Grenzen der Gesellschaftsgestaltung. Thema ist so neben dem Markt- und Staatsversagen auch ein Politikversagen, insofern Politik an den den modernen und kapitalistischen Gesellschaften immanenten Gestaltungsgrenzen aufläuft. Beide Paradigmen enthalten (2) jeweils eine eigene Substanz, die der andere Zugang nicht zu denken vermag. Creydt sieht als ureigene Themen soziologischer Theorien moderner Gesellschaften die Komplexität moderner Gesellschaften, die Auswirkungen der Arbeitsteilung, die gesellschaftlichen Synthesisformen (Hierarchie, Markt, funktionale Differenzierung und Organisation) sowie die Effizienz und formale Rationalität als Erfolgskriterien. Mit der Marxschen Kapitalismuskritik lassen sich eigene Abstände, Trennungen, Eigendynamiken und selbstreproduktive Kreisläufe bzw. Steigerungsspiralen des 'abstrakten Reichtums' denken. An den Aufweis des rationalen Kerns beider Zugänge

schließt (3) die Kritik an, wie beide Denkrichtungen sozusagen ihren legitimen Platz überschreiten, in fremden Gefilden nicht nur wildern, diese sich vielmehr imperial anzueignen trachten und damit schlußendlich selbst auf Abwege geraten und ihre eigene Legitimität verspielen. An den soziologischen Modernetheorien zeigt der Verfasser, wie in ihnen Kapitalismus zur selbstverständlichen Voraussetzung gerät. Der Schein der Neutralität und Unumgänglichkeit von Ware, Markt, Geld und der kapitalistischen Organisation und Technik im Arbeitsprozeß wird zugleich erklärt und de(kon)struiert.
Nach Teil I über die moderne Gesellschaft und Teil II zum Kapitalismus schließt ein dritter Teil zur „entfalteten Subjektivität" das Buch ab. Wieder läßt sich die Argumentation lesen als Verarbeitung zentraler Erfahrungen mit prominenten progressiven Konzeptionen. Subjektivität wird weder verstanden als bloße Wiederspiegelung objektiver Verhältnisse noch als das sozusagen apriorisch gesetzte ('unkaputtbare') 'Leben', das aller Objektivität trotzt und ihre Überwindung verheißt. Auch Varianten, sich bspw. habermasianisch eine Einhegung objektiver Systeme durch die 'Lebenswelt' zu erwarten, werden nachhaltig daran erinnert, wie vermeintlich emanzipatorische Gehalte der Subjektivität gerade dadurch noch dem verhaftet bleiben, dem sie sich mit ihrer eigenen Kreativität enthoben vorkommen, indem sie diese Kreativität entwickeln. Subjektivität nimmt Creydt als eigene Lebenssphäre ernst, die in Absetzung von der erscheinenden Gestalt der modernen und kapitalistischen Gesellschaft unter deren Voraussetzung eigenes Leben nolens volens zu gründen hat. Die Subjektivität kommt damit in Probleme mit sich selbst, weil sie etwas zur Sphäre eigener Verwirklichung kreativ umzuinterpretieren und -arrangieren genötigt ist, das anderen Imperativen gehorcht. Die Subjektivität hat nun noch dies Widerstrebende schon aus eigenen Erhaltungs- und Steigerungskriterien neuerlich sich zu assimilieren und gerät damit in eigene Folgezwänge. Der Subjektivitäts-Teil gliedert sich nach den Stufen der Entfaltung und Verselbständigung von Subjektivität.
Creydts Buch gehört weder der Sparte der Politikberatungsliteratur an noch der Klage der schönen Seele über das unentrinnbare Verhängnis. Der Autor analysiert die Schwierigkeiten der Gesellschaftsgestaltung in einer Konsequenz, die die auf diese Gestaltungsschwierigkeiten bezogene 'Gesellschaftliche Müdigkeit' in ihrem Beharrungsvermögen eindrücklich vergegenwärtigt. Sowohl die realpolitische Verwaltung des kleineren Übels als auch die bewegungsaktivistische Mobilisierung des guten Willens werden an eine Blockade erinnert, die imaginär zu überspielen vor allem zu einer leeren Geschäftigkeit beiträgt. Zugleich zeigt Creydt mit den Figuren des Doppelcharakters und des Ereignis die Grenzen und Widersprüche der von ihm dargestellten gesellschaftlichen Formen und Strukturen. In den bestehenden Verhältnissen entstehen menschliche Kräfte, Fähigkeiten, Verbindungen sowie materiale technische und organisatorische Ressourcen, die bei aller konstitutiven Eingebundenheit in die herrschenden gesellschaftlichen Formen nicht nur mit ihnen nicht identisch sind, sondern auch eine andere Zivilisation und Kultur ermöglichen. Eine nachkapitalistische Ökonomie erlaube einen anderen Umgang mit den Sachzwängen der modernen Gesellschaft. Deren Steigerung über das für moderne Gesellschaften notwendige Maß sei ebenso zu überwinden wie die für den Kapitalismus aufgewiesene Vergeudung von Ressourcen. Ihre Freisetzung erlaube größere gesellschaftliche Freiheitsgrade im Umgang mit modernen Sachzwängen und damit zwar nicht ihre Auflösung, wohl aber ihre substanzielle Veränderung.
Natürlich ist das Buch bisweilen seinem Gegenstand entsprechend 'harte Kost'. Der Leser wird aber durch Einleitungen und Resümees jedes Teils didaktisch hilfreich an

die Hand genommen, manch Theoriewitz lockert die Lektüre auf und man kann (z. B. in Creydts Luhmannkritik) interessante Auseinandersetzungen 'ernten', die die infragestehenden Theorien nicht innerakademisch-selbstreferentiell ventilieren, sondern stets auf ihren realen Problemgehalt durchsichtig machen. Der Moderne-Teil stellt eine auf das Thema 'Schwierigkeiten der Gesellschaftstheorie' fokussierte problemorientierte Synopse moderner Soziologie dar und der Kapitalismus-Teil bietet eine frische Pointierung der Marxschen Kapitalismustheorie, die sich von der in diesem Metier oft vorherrschenden drögen Nacherzählungsmentalität und Scholastik ('MEW-Ehrenwache') wohltuend abhebt.
Das Buch ist eines der raren Exemplare gesellschaftstheoretischer Grundlagentheorie, die der irreduziblen Vielfalt sozialer Logiken in modernen Gesellschaften gewachsen sind. D.h. weder dem Pluralismus eines ebenso indifferenten wie bei allen Konflikten schiedlich-friedlichen Nebeneinanders von Bereichen ('funktionale Differenzierung') zu verfallen noch einer letztlich dann doch wieder künstlichen Einheitsstiftung. Letztere weiß die Vielfalt nicht von innen her zu sich aufzuschließen. Der vorliegende Band kritisiert überzeugend alle 'Projekte', die die gesellschaftliche Müdigkeit nur vergessen machen wollen, ihr sich aber nicht wirklich zu stellen vermögen. Diese Enttäuschung des Utopismus führt den Verfasser zugleich aber nicht zu einer wohlfeilen Affirmation des Gestaltungspessimismus, da er ihn mit der Vergegenwärtigung der Notwendigkeit und Möglichkeit von Gesellschaftsgestaltung zu kritisieren weiß, ohne sich über deren Leichtigkeit und Wahrscheinlichkeit etwas vorzumachen. Dieser diffizilen Konstellation eingedenk bewahrheitet der Text die Maxime: Nur wer gesellschaftlich etwas will, sieht soziologisch etwas.

Dietmar Richter

Umberto Boccioni, Futuristische Malerei und Plastik (Bildnerischer Dynamismus). Herausgegeben von Astrit Schmidt-Burkhardt, Dresden: Philo Fine Arts, Verlag der Kunst, 2002, 478 S.

Unter den europäischen Avantgardebewegungen nimmt der italienische Futurismus eine exponierte Stellung ein - mit dem Futurismus in Italien, genauer, mit seiner Proklamation durch Filippo Tommaso Marinetti durch das erste futuristische Manifest in der Pariser Tageszeitung „Le Figaro" am 20.2.1909 wird gemeinhin der Beginn der 'historischen Avantgarde' datiert. Und dabei war der Futurismus in Italien nicht allein die Auftaktbewegung der vielen ihm folgenden Strömungen und Ismen der Avantgarde, sondern er hat auch erstmals maßgebliche avantgardistische Leitlinien formuliert, essentials wie die Kunstzerstörung und die Kunstneuschöpfung aus dem Geiste von Technik und Geschwindigkeit. Daß der Futurismus zudem besonders aggressiv war, zeigt sich in der programmatischen wie der praktischen Verherrlichung der Krieges als „Hygiene der Welt", wie es bereits im erwähnten ersten Futurismus-Manifest heißt. Auch die Achse Futurismus-Marinetti-Faschismus exponiert diese Avantgardebewegung gegenüber anderen Ismen der Avantgarde, die bekanntermaßen links standen - wie der Futurismus in Rußland, der sich seit der Oktoberrevolution in einer Allianz mit dem Bolschewismus sah.
Zentrale Quellen des italienischen Futurismus wie Manifeste, Programmschriften u.a. sind hierzulande durch Übersetzungen einigermaßen erschlossen.[1] Eine wichtige Pro-

1 Vgl. die einschlägigen Quellen bei: Christa Baumgarth, Geschichte des Futurismus, Reinbek 1966; Umbro Apollonio, Der Futurismus. Manifeste und Dokumente einer künstlerischen Revolution 1909-1918, Köln 1972; Hansgeorg Schmidt-Bergmann, Futurismus. Geschichte, Äs-

grammschrift der futuristischen Bildenden Künstler Italiens, nämlich „Pittura Scultura Futurista (Dinamismo Plastico)“ des führenden futuristischen Malers und Theoretikers Umberto Boccioni aus dem Jahre 1914, wird nun erstmals in deutscher Übertragung präsentiert. Dabei bietet diese Ausgabe, die der österreichischen Kunsthistorikerin Astrit Schmidt-Burkhardt zu danken ist, den kompletten Textteil des Originals einschließlich der rund fünfzig Reproduktionen futuristischer Kunstwerke aus der Originalausgabe. Des weiteren umfaßt der Band zwanzig Manifeste aus den ersten Jahren der futuristischen Bewegung von 1909 bis 1913, beginnend mit dem Auftaktmanifest des Futurismus von Marinetti aus dem „Figaro“ über Manifeste der futuristischen Maler, Musiker, Bildenden Künstler und Schriftsteller bis hin zum „Futuristischen Manifest der Wollust“ von einer der wenigen futuristischen Frauen, Valentine de Saint-Point. Zudem finden sich Apollinaires berühmte „Futuristische Antitradition“, Aldo Palazzeschis eigenwilliger „Gegenschmerz“ sowie das von Marinetti, Boccioni, Carrà und Russolo unterzeichnete „Politische Programm des Futurismus“.
Boccionis rund 200seitiger Text ist eine Futurismuslehre. Er geht von einer scharfen Kritik an Impressionismus und Kubismus aus und theoretisiert die Kategorie der *„Bewegung“* - die *„absolute Bewegung“* wie die *„relative Bewegung“*. Prinzipiell sei die *„Geschwindigkeit des modernen Lebens“* von der Kunst angemessen wiederzugeben, und die genannten beiden Bewegungsarten werden im *„bildnerischen Dynamismus“* miteinander verbunden, wodurch, so die Herausgeberin, *„eine neue Kunstform entsteht, die den élan vital sichtbar machen soll, und zwar als sogenannte 'Kraft-Linien'“*. Beides sind Termini aus dem Jugendstil bzw. von Bergson. Es sind diese *„Kraft-Linien“*, welche die Bewegungstendenzen des Gegenstandes anzeigen und die der Futurist zu gestalten hat; das avantgardistische Prinzip der Simultaneität hat hier ebenso seinen systematischen Ort wie das neue Verhältnis zwischen Kunstwerk und Betrachter. *„Wir stellen den Betrachter mitten ins Bild“*, lautet folglich das 15., *„Simultaneität“* das 16. und vorletzte Kapitel von Boccionis Schrift. Das Projekt der Avantgarde, die Relationen zwischen Kunstproduzenten und Kunstrezipient neu zu ordnen und beider Kluft letzten Endes aufzuheben, findet hier eine seiner vielen Ausfaltungen.
Der Band, dem sein Verfasser die Widmung voranstellte: *„An den Genius und die physische Kraft meiner Brüder MARINETTI CARRÀ RUSSOLO, die gemeinsam mit mir alles für die große futuristische Aktion opferten“*, blieb nicht ohne Einfluß auf den Futurismus und die zeitgenössischen Avantgardebewegungen. Boccioni war durchaus geübt in der Eigenwerbung - von seinem Buch versandte er, wie Marinetti es bereits mit seinen Manifesten vorexerziert hatte, zahllose Werbe- und Gratisexemplare an Freunde und 'Multiplikatoren'. *„Boccionis Verteilungsstrategie“*, so schreibt die Herausgeberin, *„war in der Tat erfolgreich. Seine Schrift gehörte in den zehner und zwanziger Jahren zur Standardlektüre der Künstler verschiedener Richtungen. Der junge Salvador Dalí etwa ließ sich den italienischen Text von einem Freund seines Vaters während einer Reise nach Paris übersetzen“*, und *„der Berliner Dadaist Richard Huelsenbeck hielt ausdrücklich fest, daß er und 'alle' seine Künstlerfreunde Boccionis 'dickes theoretisches Buch' kannten“*. Avantgardisten wie El Lissitzky und Hans Arp betonten Mitte der zwanziger Jahre die Bedeutung des Werkes. So ist auch unter diesem Rezeptionsaspekt zu begrüßen, daß eine der großen Künstlerschriften des italienischen Futurismus, deren Bedeutung über den engeren Bereich der Bildende

---

thetik, Dokumente, Reinbek 1993; bei Baumgarth und Apollonio finden sich Auszüge aus der hier vorgestellten Schrift Boccionis.

Kunst ebenso hinausreicht wie die beigefügten Manifeste, in einer sorgfältigen deutschsprachigen Edition zugänglich gemacht worden ist.

Walter Fähnders

Felix Philipp Ingold, Der große Bruch. Rußland im Epochenjahr 1913. Kultur, Gesellschaft, Politik, München: Verlag C.H. Beck, 2000, 645 S.

1913 feierten in Rußland die Romanows landesweit das 300jährige Bestehen des Zarenhauses. Aber das war 1913 nicht alles. Am 1. Januar 1913 wurde in Moskau die französische Ausstellung „Zeitgenössische Kunst" eröffnet - mit Bildern von Picasso, Léger, Dufy, Juan Gris und anderen. Ebenfalls im Januar 1913 erschien in Moskau die futuristische Programmschrift „Eine Ohrfeige dem öffentlichen Geschmack", eine der Gründungsurkunden der russischen Avantgarde. Im Dezember desselben Jahres wurde im Petersburger Luna-Park-Theater die futuristische Oper „Sieg über die Sonne" uraufgeführt, ein Gesamtkunstwerk, für das die Creme der russischen Avantgarde zeichnete - das Bühnenbild stammte von Kasimir Malewitsch und Dawid Burljuk, das Libretto von Aleksej Krutschonych, der Prolog von Welimir Chlebnikow, die Musik von Michail Matjuschin. Ebenfalls im Dezember 1913 hielt der Kritiker und nachmalige Gründer des russischen Formalismus in der Petersburger Künstlerkneipe „Streunender Hund" einen Vortrag über den „Ort des Futurismus in der Sprachgeschichte", und zur selben Zeit erschien in Moskau der erste Gedichtband von Boris Pasternak, „Zwillinge in Wolken". Und 1913 veröffentlichte Lenin seinen nachmalig immer wieder zitierten Aufsatz „Kritische Bemerkungen zur nationalen Frage", in dem er die sogenannte Zwei-Kulturen-Theorie aufstellte, nach der es *„in jeder nationalen Kultur - seien es auch unentwickelte - Elemente einer demokratischen und sozialistischen Kultur"* gibt. Die Avantgardekunst seiner Zeit und dieses Jahres hätte er sicher nicht dazugezählt - die Berührungen, Allianzen, Konflikte zwischen ästhetischer und politischer Avantgarde standen in Rußland und anderswo erst noch bevor.

Diese wenigen herausgegriffenen Daten markieren nur einen Bruchteil des Materials, das der Slawist und Kulturhistoriker Felix Philipp Ingold in seinem *„zeitgeschichtlichen Panorama"* mit unglaublicher Detailkenntnis, auch Detailbesessenheit, ausbreitet. Sein Ziel ist es, eben dieses Jahr 1913 als *„Schlüsseljahr der russischen Moderne diskursiv und dokumentarisch zu vergegenwärtigen"*. Es geht also nicht um einen Querschnitt, wie ihn Hans Ulrich Gumbrecht jüngst in seinem Buch „1926. Ein Jahr am Rand der Zeit"[1] für das Jahr 1926 vorgelegt hat, sondern um den Aufweis eines historischen *„Bruchs"*, wie es im Titel heißt, *„des großen Bruchs"* nämlich. Damit wird dem *„Epochenjahr"* 1917, das unbestritten die Geschichtsschreibung und lange Zeit auch die Geschichtsphilosophie beherrscht hat, der Rang als russisches Topjahr im 20. Jahrhundert abgesprochen. Zwischen 1905 und 1917 also soll 1913 als *„Epochenjahr"* etabliert werden - zu wenig deutlich wird dabei freilich die Bestimmung dessen, was eine Epoche, ein Epochenjahr denn ausmacht oder doch für den Verfasser genau bedeutet, und auch das Jahr 1913 wird vom Autor selbst relativiert, wenn er anmerkt: *„Nicht das Kalenderjahr ist maßgebend, vielmehr ein leicht changierender Zeitraum zwischen Ende 1912 und Anfang 1914."*

Das löst nun den so dezidiert daher kommenden Ansatz vom Epochenjahr wieder auf - erfreulicherweise, weil der Systemzwang, wegen der Prämisse '1913' alles an 'Bruchhaftem' in dieses Jahr hineinpacken zu müssen, relativiert wird. Für den Aspekt, ja den

1 Hans Ulrich Gumbrecht, 1926. Ein Jahr am Rand der Zeit (1997), Frankfurt/M. 2001.

Anspruch des Buches, eine neue Geschichtsschreibung mit neuen Zäsuren und neuer Epochenbildung zu etablieren, wird aber zu wenig synthetisiert und all das auf den Begriff gebracht, was die Einheitlichkeit des Bruches ausmacht - eine 'Theorie des Bruches' findet man nicht. Zwar wird äußerst kundig und kenntnisreich ein Panorama der ökonomischen, sozialen, kulturellen, künstlerischen, literarischen Entwicklung gegeben. So wird die Schere zwischen der ökonomischen Prosperität des Jahres 1913 und dem kulturellen Bruch und Aufbruch, wie ihn die russische Avantgarde eben dieses Jahres markiert, deutlich herausgearbeitet. Aber eine neue Epochenbildung müßte theoretisch reflektieren und auch kontextualisieren, übers dann doch Punktuelle eines Jahres hinausweisen, zumal das Selbstverständnis der Avantgarde, gerade mit ihr und durch sie beginne eine neue Ära, eben ein großer Bruch, auf den Prüfstand gestellt werden müßte. Das tut der Autor, wenn er resümiert, daß der *„'große Bruch', den die futuristische Avantgarde um 1913 in allen Bereichen der künstlerischen Kultur Rußlands durchzusetzen gedachte und den sie in einzelnen Frontabschnitten auch tatsächlich durchgesetzt hat,... insgesamt wohl nicht ganz so einschneidend (war), gewiß auch weniger nachhaltig, als er in der Perspektive der jugendlichen Neuerer hätte sein sollen"*.

In diesem Zusammenhang wäre nicht allein der allgemeinere geschichtsphilosophische und epochentypische Rahmen des Bruches, dieser *„Epochenschwelle"*, genauer zu theoretisieren, sondern auch die Kategorie der Avantgarde. Der russische Futurismus als eine der avantgardistischen Kernbewegungen - parallel und doch in vielem kontrovers zum Futurismus Italiens, wie bereits im Januar 1914 der Besuch von F.T. Marinetti, des Oberhauptes des italienischen Futurismus, in Rußland erweisen sollte -, der russische Futurismus also im Ensemble anderer avantgardistischer Bewegungen hätte über die Einzelforschung hinaus eine Kontextualisierung gut vertragen. 'Avantgarde' bleibt als Kategorie seit Peter Bürgers „Theorie der Avantgarde" von 1974 weiter zu diskutieren, und gerade die Fülle des in diesem Buch ausgebreiteten Materials hätte empirisch beitragen können zu einer weiteren Diskussion des Avantgarde-Begriffs - gerade auch unter dem Aspekt der Revolution von 1917!

Das sind Fragen an ein Buch, dessen Wert eher in seiner opulenten Materialpräsentation, der Fülle seiner Texte und Bilder liegt denn im Theoretischen.

Der Band entfaltet im ersten Teil, „Der große Bruch" (S. 17-235), in 37 Kapiteln sein 'Panorama', die Interpretation des Jahres 1913 als Jahr des Bruches. Hier finden sich, reich illustriert, Momentaufnahmen und Resümees aus den Bereichen Politik, Gesellschaft, Technik, Bildung, Musik, Theater, Ästhetik usw. (durch ein Personenregister gut erschließbar). Der zweite Teil umfaßt eine „Chronologie", aus der auch die obigen Beispiele entnommen wurden und die von Monat zu Monat auf der linken Seite Literatur, Philosophie und Wissenschaft, auf der rechten Bildkunst, Theater und Musik des Jahres 1913 erschließt (S. 237-301). Auch hier finden sich attraktive, anderswo kaum zu sehende Abbildungen - Fotos der Protagonisten, Reproduktionen von Gemälden (leider nur in schwarz/weiß), Faksimiles wichtiger Programmschriften usw. Der dritte und umfassendste Teil versammelt „Dokumente" (S. 307-574). Es sind Manifeste und Progammschriften einmal zur *„Wortkunst"*, sodann zu *„Theater und Film"* und schließlich *„Erinnerungen, Tagebücher, Aufzeichnungen" aus dem Jahr 1913"*. Diese Quellen sind eine wahre Fundgrube - handelt es sich doch um viele Erstübersetzungen ins Deutsche (aus der Feder des Verfassers), versehen mit hilfreichen Kommentaren, die es allen der russischen Sprache Unkundigen (wie dem Rezensenten) erstmals ermöglichen, in einer bisher nicht existierenden Ausführlichkeit und Vielfalt in einem

markanten Avantgarde-Jahr gleichsam herumzureisen. Hier wird gerade der nicht-slawistischen Avantgardelektüre und Avantgardeforschung eine Fülle von Material erschlossen, das den Aufwand lohnt, das den avancierten Stand der russischen Avantgarde am Vorabend des Ersten Weltkriegs bestätigt und das zu eigener Weiterarbeit anregt, zumal auch zahlreiche Materialien zum avantgardistischen Austausch zwischen Rußland und Westeuropa (Frankreich und Italien vor allem) mitgeteilt werden.
Reizvoll wären nun ein genauerer Vergleich mit der 'westlichen' Avantgarde - mit ihren Proklamationen und Aktionen des Jahres 1913. Gerade hier legt das Buch die Weiterarbeit nahe. Wirft man einen Blick auf die maßgeblichen avantgardistischen Manifeste, die europaweit in diesem Jahr veröffentlicht worden sind, so bestätigt sich die russische Dominanz. Zwar produzierten die italienischen Futuristen, die sich erstmals 1909 mit Marinettis Gründungsmanifest im Pariser „Figaro" zu Wort gemeldet hatten, auch weiterhin Manifeste: 1913 erscheinen Manifeste von Russolo über die „Geräuschkunst", von Carrà über die „Malerei der Töne, Geräusche und Gerüche", von Palazzeschi über den „Gegenschmerz". Marinetti selbst veröffentlicht zusammen mit Boccioni, Carrà u.a. das „Politische Programm des Futurismus", und die französisch-italienische Futuristin Valentine de Saint-Point, eine der wenigen Avantgarde-Frauen, publiziert 1913 ihr „Futuristisches Manifest der Wollust". In Frankreich veröffentlicht Guillaume Apollinaire sein Avantgarde-Manifest „Die futuristische Antitradition", und in Deutschland polemisiert Alfred Döblin in der Berliner Avantgarde-Zeitschrift „Der Sturm" in einem „Offenen Brief an F.T. Marinetti" gegen „Futuristische Worttechnik" und kreiert seinen eigenen *„Döblinismus"*. In der zweiten deutschen Avantgarde-Zeitschrift dieser Zeit, der „Aktion", wendet sich der Herausgeber Franz Pfemfert bereits mit einem ironischen „Aufruf zum Manifestantismus"[2] gegen die Überfülle zumal futuristischer Manifeste Aber das war's dann auch in Sachen Avantgarde-Proklamationen in Europa: Die Hegemonie der russischen Avantgarde, von Burljuk bis Chlebnikow, von Krutschonych und Larianow bis Majakowski und Matjuschin in diesem Jahr ist unübersehbar. Und einen derartigen Überblick, aber auch den Blick bis ins feinste Detail, das allein den Spezialisten interessieren mag, ermöglicht der vorliegende Band, ein Kompendium mehr denn eine Analyse, auf jeden Fall ein unglaublich reichhaltiges Handbuch über ein Schlüsseljahr der Avantgarde.

Walter Fähnders

Hanno Möbius, Montage und Collage. Literatur, bildende Künste, Film, Fotografie, Musik, Theater bis 1933, München: Wilhelm Fink Verlag, 2000, 498 S.

Die Moderne und insbesondere die künstlerischen Avantgardebewegungen haben im Verlauf ihrer Entwicklung mit ästhetischen Verfahrensweisen experimentiert, die heutzutage völlig geläufig und längst zur alltagskulturellen Gewohnheit geworden sind - keine Werbung und kein Videoclip, in denen nicht, als Beispiel, das Prinzip der Montage angewendet würde. Dabei war doch gerade die Montage *„Grundprinzip avantgardistischer Kunst"* überhaupt, wie es Peter Bürger 1974 in seiner „Theorie der Avantgarde" formuliert hat.[1] Daß ästhetische Prozeduren wie eben die Montage ihre Geschichte haben, daß sie in ihren Anfängen ungemein zu provozieren und zu schockieren wußten, sollte über ihren Weg hin zu einem auch affirmativ eingesetzten Ver-

2 Vgl. diese und andere, in chronologischer Folge abgedruckten, Manifeste in: Manifeste und Proklamationen der europäischen Avantgarde (1909-1938). Herausgegeben von Wolfgang Asholt und Walter Fähnders, Stuttgart/Weimar 1995, passim.

1 Peter Bürger, Theorie der Avantgarde, Frankfurt/M. 1974, S. 47.

fahren freilich nicht vergessen werden, auch wenn - oder gerade weil - viele der künstlerischen Innovationen ausgerechnet der Avantgarde heute als abgenutzt scheinen. Deren ursprüngliches Potential gilt es freizulegen, will man sich seines gegenwärtigen und historischen, einst kulturkritischen Status versichern. Für den Komplex der Montage und Collage tut dies die vorliegende Monographie.
Sie berücksichtigt, dies vorab, alle in Frage kommenden und im Untertitel aufgeführten Kunstsparten, untersucht also die Montage *„im System der Künste"* und verfährt damit auf eine dem Gegenstand angemessene, ihm voll gerecht werdende Weise - die Montage gehört ja nicht dem Film oder der Literatur allein. Die deutschsprachige Literatur ist allerdings der bevorzugte Untersuchungsbereich. Die 76 Abbildungen illustrieren den Band mit teils bekannten, teils wenig geläufigem Material, das von berühmten Heartfield- und Dada-Montagen aus den zwanziger Jahren bis zum Rückblick auf Montagevorläufer wie die barocken Figurengedichte des 17. Jahrhunderts reicht.
Der erste der fünf großen Abschnitte der Arbeit widmet sich zunächst Vorformen der Montage und bietet Abgrenzungen zu frühen verwandten Gestaltungsweisen aus der Zeit vor dem 20. Jahrhundert, etwa dem Zitat, dem Fragment, dem bereits erwähnten Figurengedicht (Teil A). Sodann thematisiert die Monographie *„Die Montage in der Technik und in den Künsten"* und formuliert als Überschrift programmatisch: *„Die Arbeitsteilung als Voraussetzung der Montage"* (Teil B). Teil C widmet sich dem *„Paradigmenwechsel: Collage und Montage als künstlerische Verfahren"* und erläutert hier sowohl *„oppositionelle und ästhetische Impulse der Moderne"* als auch die für die ästhetische Entwicklung von Moderne und Avantgarde so folgenreiche Grenzüberschreitung der einzelnen Kunstsparten, also *„die künstlerische Erweiterung der Kunst- und Gattungsgrenzen"*. Dies wird insbesondere am Beispiel des französischen Symbolisten Stéphane Mallarmé festgemacht, der als Ahnherr der historischen Avantgarde Formen und *„Vorformen lyrischer Montage"* erprobt hat.
Geht es in diesem Teil um ästhetische Grenzüberschreitungen der Literatur hin zu Malerei, Musik und Theater, so thematisiert der eigentliche Hauptpart der Arbeit, Teil D, die Entwicklung der *„Montage von 1900 bis zum Ende der klassischen Moderne"*, die mit 1933 angesetzt wird. Das zentriert die Untersuchung zwar auf eine Zäsur speziell der deutschen Historie, hat aber durchaus Berechtigung, wenn man dem Autor darin folgt, daß die Etablierung der Montage, die um 1900 beginnt, um 1930 *„abgeschlossen"* ist. Das gilt europaweit und im Prinzip für alle Künste, für die deutsche Szene gilt dies auch in dem Sinne, daß - wie im letzten, unverhältnismäßig knappen Teil E als *„Ausblick"* skizziert wird - im nationalsozialistischen Deutschland für die Montage kein Platz war. Die peripheren Montageversuche, so eine Fotomontage mit Hitler auf einer Schallplatte aus der NS-Zeit, die im Band wiedergegeben ist, blieben Ausnahme, und auch der folgenlos gebliebene Versuch einer Eindeutschung des Wortes Montage in „Aufbaufoto" signalisiert, daß die Montage im politischen Bereich während der NS-Zeit, gelinde gesagt, *„umstritten"* war und wenn überhaupt, dann eher zögerlich eingesetzt wurde, während sie aus dem künstlerischen Bereich ganz und gar verbannt wurde. Offenkundig hatte für den Nationalsozialismus die Montage prinzipiell etwas 'Undeutsches', 'Linkes' - vor allem natürlich 'Unorganisches' im Sinne von 'entarteter Kunst' an sich, als daß man sie sich hätte dienstbar machen wollen. Anders übrigens als im italienischen Faschismus, der aufgrund seines Interesses am Futurismus dessen avantgardistische Verfahrensweisen bis zum Ende 1944 tolerierte und akzeptierte.

Gerade das rund zwei Drittel der Monographie ausmachende Kapitel über die Montage während des Zeitraums von 1900 bis 1930/1933 verdeutlicht die Potenz dieses ästhetischen Verfahrens und seine Bedeutung sowohl für die einzelnen Kunstgattungen als auch für die einzelnen Kunstbewegungen. Dieser Part der Arbeit verfolgt geradezu flächendeckend Montageprinzipien in den einzelnen Gattungen, die wiederum nach wichtigen Entwicklungsetappen differenziert werden. So erfahren wir im Zusammenhang mit *„Grenzüberschreitungen von Text und bildender Kunst"* vieles über kubistische Collagen und Montagen, futuristische Montegekonzepte, so die Collagen mit Buchstaben, über Dadas Interesse an der Montage, wie die dadaistischen typographischen Spiele ausweisen, über Surrealismus-Montagen und moderne verwandte Formen wie Assemblagen, Environments, Happenings u.a.m. In den Abschnitten über Montage-Literatur, in denen avantgardistische Klassiker wie dadaistische Lautgedichte und das Prinzip der Simultaneität vorgestellt werden, finden sich auch interessante Hinweise auf die Montage auf dem Theater, u.a. mit Blick auf das früher Sowjettheater um Meyerhold und Eisenstein, dessen Pionierleistungen in Sachen Film-Montagen in einem eigenen Kapitel über den Stummfilm gebührend gewürdigt werden. Auch Theater-Montagen in Deutschland, so in Erwin Piscators 'Politischem' und in Brechts 'Epischem Theater' sowie in seinen Lehrstücken finden Berücksichtigung.
Insgesamt ein vielfältiger, die Fülle des Gegenstandes ganz erfassender Band, der auch zum Blättern einlädt. Daß der Begriff der Montage (dem derjenige der Collage zumeist untergeordnet wird) in den einzelnen Disziplinen oft unterschiedlich gehandhabt wird und seine Definition entsprechend kompliziert ist, daß zudem gerade dieses Gestaltungsprinzip sehr häufig mit politischen Intentionen verwendet wird (oder wurde: gegenüber der politisch inspirierten Montage dominiert heute zweifellos ihr eingangs erwähnter alltagskultureller Einsatz) - all diese Aspekte machen ein historisches, synthetisierendes Buch wie das vorliegende höchst willkommen. Ein Namen- und ein Sachregister erhöhen den Gebrauchswert dieses reichhaltigen Standardwerkes.

Walter Fähnders

Hanno Ehrlicher, Die Kunst der Zerstörung. Gewaltphantasien und Manifestationspraktiken europäischer Avantgarden, Berlin: Akademie Verlag, 2001, 541 S.

Die ‚historischen' und mittlerweile ‚klassischen' Avantgardebewegungen des frühen 20. Jahrhunderts wecken weiterhin die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit, wie große repräsentative Ausstellungen zeigen - so jüngst die Surrealismus-Retrospektive in Paris und Düsseldorf oder die Präsentation der lange vernachlässigten osteuropäischen Avantgarde im Berliner Gropius-Bau. Die Aktualität der Avantgarde belegt aber auch der Fortgang einschlägiger Forschungen. Dabei wurden in den letzten Jahrzehnten unterschiedliche Akzente gesetzt, was Zielsetzung und Erkenntnisinteresse angeht.
Bis in die siebziger und achtziger Jahre ging es allererst (jedenfalls im Bereich der alten Bundesrepublik) um historische Rekonstruktion und Aufarbeitung der im Nationalsozialismus verfemten und vernichteten Avantgarde in den verschiedenen Kunstsparten, wobei Literatur, Bildende Kunst, Musik und Film ein je unterschiedliches Arbeitstempo vorgelegt haben. In die siebziger Jahre fällt bereits Peter Bürgers ungemein einflußreiche „Theorie der Avantgarde" (1974), in der er die Avantgarde nicht als bloße ästhetische Innovation interpretiert, sondern sie als Ausbruch aus dem künstlerischen Autonomisierungsprozeß und als praktische Kritik und tendenzielle Überwindung der ‚Institution Kunst' begreift, der es letzten Endes um die Überführung von Kunst in Lebenspraxis, so seine eingängige Formel, gegangen sei. Seit den neunziger

Jahren wurde dann der Nachholbedarf bei der Erkundung der reichen ‚östlichen' Avantgardebewegungen zu stillen gesucht, die jahrzehntelang in den Schatten des Sozialistischen Realismus gestellt worden waren, um es gelinde auszudrücken: Gerade in den neunziger Jahren, nach dem Wegfall der ideologischen Blöcke und längst nach dem Ende der ‚großen Erzählungen' wurde die Frage nach ‚totalitären' Tendenzen in der Avantgarde selbst und, vice versa, nach ihren Allianzen mit ‚totalitären' Bewegungen verstärkt gestellt. Die Allianz des italienischen Futurismus mit dem Mussolini-Faschismus, aber auch Berührungen der (sowjet-)russischen Avantgarde mit dem Bolschewismus standen auf dem Prüfstand, die Avantgarde geriet unter massiven Ideologie- und Totalitarismusverdacht. Da wurde dann manch schickes Zeitgeist-Menu bereitet – so wenn Boris Groys in seiner Abrechnung mit der Avantgarde, „Gesamtkunstwerk Stalin" (1988, 2. Aufl. 1996), die stalinistische Kunstpolitik auf ‚avantgardistische' Elemente hin durchforstet und ihre Adaption durch Stalin vermerkt, dabei aber die realhistorische, auch physische Liquidierung der Avantgarde und ihrer Exponenten unter Stalin nicht in Rechnung stellt.
In allerjüngster Zeit schließlich, nicht zuletzt unter dem Eindruck des 11. September, gewinnt die Frage nach dem Verhältnis zwischen Kunst und Terror, speziell zwischen Gewalt und Moderne an Aktualität; die Avantgarde mit ihrem ausgeprägten Bewußtsein für Destruktion und Aggression bleibt da nicht ausgeschlossen. Die vorliegende Arbeit, eine komparatistische Dissertation der Freien Universität Berlin, ist in diesem Umfeld zu situieren. Sie folgt, dies vorweg, keinem modischen Trend oder Ressentiment, sondern bietet eine ungemein gelehrte, kenntnisreiche und bei den Einzelinterpretationen subtile, dabei durchaus engagierte Analyse von fünf ‚Ismen' der historischen Avantgarde - es geht um Futurismus, Dada, Vortex, Ultraismus und Surrealismus.
Dabei vermitteln die einzelnen Kapitel zu diesen ästhetisch, politisch und geographisch recht unterschiedlichen Avantgardismen bereits einen Eindruck vom Konzept der Arbeit: Unter der Überschrift „Avantgarde und Mobilisierung" geht es um Italien, um den *„futuristischen Aufbruch ins Transrationale"*. Im Mittelpunkt stehen Gründungsmanifest und Gründungsmythos des italienischen Futurismus und seines Oberhauptes F.T. Marinetti sowie sein Roman „Mafarka le futuriste" von 1909, die Auseinandersetzung mit dem *„'Weiblichen'"* und schließlich die *„Kunst des Krieges"*. Der folgende Part, ebenfalls zur *„Mobilisierung"* gerechnet, heißt „'Wir wollen die Welt mit Nichts ändern' - DADAs Wille zum Dasein" und handelt vom Dadaismus in Zürich und Berlin (und spart also andere wichtige Dada-Orte, so Paris oder auch New York, aus). Die beiden Folgekapitel sind mit „Demobilisierung der Avantgarde" überschrieben. Es geht zum einen um die hierzulande weniger bekannte Vortex-Bewegung in Großbritannien um die Zeitschrift „Blast": *„'We are Primitive Mercenaries in a Modern World' - die agonale Kunst des Vortex"*. Zum anderen geht es um den hierzulande ebenfalls kaum bekannten spanischen Ultraismus: *„Ultra: Literarische Bolschewiken im ästhetischen Jenseits"*. Unter der Überschrift „'Aufhebung' der Avantgarde" wird als letzte Avantgardebewegung der Surrealismus analysiert: *„Dialektik als Wunschtraum - der französische Surrealismus zwischen Kunst und Politik"*. Hier geht es insbesondere um Konstituierung und Politisierung des Surrealismus, aber auch um seine letztendliche *„Integration"* ins *„Kunstfeld"*. Nicht in die Untersuchung einbezogen wird die osteuropäische, also zumeist slawische Avantgarde, was der Autor ausdrücklich bedauert und mit der Sprachkompetenz begründet. Wie denn in dieser vergleichenden Analyse alle Zitate im Original geboten werden, was philologisch korrekt ist,

was aber manche Leser, die nicht alle gleichermaßen des Englischen, Französischen, Italienischen und Spanischen mächtig sind, bedauern werden (zumal die Avantgarde-Manifeste-Sprache nicht selten schon eine Fremdsprache für sich ist).
Aber auch ohne Berücksichtigung der slawischen Avantgarde bietet der Band eine Fülle von hochinteressanten und ergiebigen Analysen, von Einzeluntersuchungen und auch Zwischenresümees zu den einzelnen Avantgarderichtungen. In dieser Hinsicht ist das umfangreiche, im übrigen mit 62 Abbildungen sehr ansprechend illustrierte Werk eine Pionierleistung. Zusammengehalten wird das durchaus disparate Material durch die beiden Kategorien des Untertitels, die die Arbeit organisieren: „*Gewaltphantasien*" und „*Manifestationspraktiken*". Einen Fluchtpunkt bilden die Manifeste der Avantgarde, die in der jüngsten Avantgardeforschung verstärkte Aufmerksamkeit gefunden haben und deren ganz zentrale Rolle für Konstituierung und Praxis der Avantgarde mittlerweile unbestritten ist.[1] Dabei führt die Arbeit weniger die Gattungsdiskussion weiter, es geht vielmehr um die Praktiken dieser in höchstem Maße performativen ‚Text'sorte des Manifestes, das sich am ehesten und authentischsten in der Aktion (oder gar ‚action directe') der öffentlichen Präsentation, beispielhaft in den futuristischen und dadaistischen Serate und Soireen, den Kabarets und anderen öffentlichen kunstpolitischen Zurschaustellungen realisiert. Hierfür bietet die Arbeit eine Fülle überzeugender Beispiele, wobei freilich der Hauptakzent auf der „*ästhetischen Mobilisierung des Sozialen*" liegt - das ist aber nur die eine Performanz-Richtung. Die andere, die ‚Empfänger'-Seite, die Aufnahme und das Mittun von Zuschauern und Publikum, die avantgardistisch womöglich angestoßene Selbsttätigkeit dieses Publikums wird weithin ausgespart. Das liegt nicht allein an der bei performativen Prozessen zwangsläufig prekären Quellensituation (wie kann ein einmaliger historischer Vorgang überhaupt rekonstruiert werden, zumal dann, wenn allein Erinnerungen, Zeitungsmaterial, selten optisches Material, zur Verfügung steht?). Es liegt auch an der Fragestellung der Arbeit, die stets von den „*Gewaltphantasien*" der Avantgarde und ihrer Protagonisten ausgeht und dabei auch verbleibt.
Der Gewaltbegriff freilich wird nicht weiter, jedenfalls nicht ausreichend, bestimmt: Es ist unbestritten und wird auch in dieser Arbeit erneut deutlich, mit welchem Provokations- und Aggressionspotential die Avantgarde semantisch zu verfahren wußte. Bereits die Metapher „Avantgarde" entstammt ja dem Militärischen, und auch wenn die Avantgardebewegungen diese eher selten und oft auch nur zögerlich für sich als Selbstbezeichnung in Anspruch genommen haben (andere Metaphern oder Vergleiche machten aber das Vorhut-Denken ganz deutlich), so wäre doch der „*symbolische*" oder „*phantasmatische*" oder wie immer imaginäre Gewaltbegriff deutlicher zu fassen. So erhellend die Bezüge zwischen avantgardistischem Manifestantismus und „*phantasmatischer*" Gewalt zumindest in der einen Richtung des Avantgardisten zum Publikum in dieser Untersuchung für die genannten fünf Avantgardebewegungen herausgearbei-

1 Vgl. Manifeste und Proklamationen der europäischen Avantgarde (1909-1938). Herausgegeben von Wolfgang Asholt und Walter Fähnders, Stuttgart/Weimar 1995; vgl. dazu den Hinweis in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 14/1996, S. 566f.; „Die ganze Welt ist eine Manifestation". Die europäische Avantgarde und ihre Manifeste. Herausgegeben von Wolfgang Asholt und Walter Fähnders, Darmstadt 1997; Manifeste: Intentionalität. Herausgegeben von Hubert van den Berg/Ralf Grüttemeier, Amsterdam/Atlanta 1998; vgl. dazu die Besprechung in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16/2001, S. 753-757; Friedrich Wilhelm Malsch, Künstlermanifeste. Studien zu einem Aspekt moderner Kunst am Beispiel des italienischen Futurismus, Weimar 1997; vgl. dazu die Besprechung in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit 16/2001, S. 757-764.

tet werden, und dies vielfältig und differenziert, so dringlich bleibt die Frage, inwieweit dies denn mit ‚Gewalt', gar mit materieller Gewalt, vermittelt ist. Zwar zieht der Verfasser Nietzsches „Willen zur Macht" und George Sorels Gewaltbegriff als Hintergrundmaterial heran, aber dies bleiben *„Parallelphänomene"*. Eine stärkere Einbeziehung der Frage, wie denn die avantgardistischen Rezipienten mit avantgardistischer Gewalt umgehen (sollten) bzw. umgegangen sind, sowie eine stärkere Theoretisierung der Avantgarde selbst, deren selbstkritisches Potential womöglich auch auf eigene *„Gewaltphantasien"* zu beziehen wäre, wären Wünsche an diese Arbeit, jedenfalls wäre hier weiterzuarbeiten. Vor allem aber wäre ein Bereich zu untersuchen, der quasi die Kehrseite avantgardistischer Gewaltphantasien markiert: die avantgardistische Kritik an der Gewalt – sei es die dadaistische Kritik am Krieg oder die surrealistische Kritik am Faschismus und am Stalinismus, wie sie in einschlägigen Manifesten geäußert wird. Auch derartige Manifestpraktiken müßten in den Blick geraten, will man sich konsequent auf die zurecht konstatierte *„Ambiguität der Avantgarden"* einlassen.

Walter Fähnders

Gerhard R. Kaiser/Erika Tunner (Hrsg.), Paris? Paris! Bilder der französischen Metropole in der nicht-fiktionalen deutschsprachigen Prosa zwischen Hermann Bahr und Joseph Roth, Heidelberg: C. Winter Universitätsverlag, 2002, 487 S.
Heinrich Mann, Briefwechsel mit Félix Bertaux 1922-1948. Mit einer Einleitung von Pierre Bertaux. Bearbeitet von Wolfgang Klein (Gesammelte Werke in Einzelbänden, hg. von Peter Paul Schneider), Frankfurt am Main: S. Fischer Verlag, 2002, 799 S.

Die Vermutung, *„écrire de Paris, sur Paris est un geste ancien, écrire de Paris, sur Paris est toujours nouveau"*, trifft wohl im Kern die vielfältig sich wandelnden Diskurse des literarischen Umgangs mit der französischen Metropole. Eine Annäherung an den deutschsprachigen Paris-Diskurs und seine ständigen Neuerungen zwischen den *„späten achtziger Jahren des 19. und den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts"* ist das anspruchsvolle Ziel des von Erika Tunner und Gerhard R. Kaiser herausgegebenen Aufsatzbandes „Paris? Paris!". Das Panorama der behandelten *„nicht-fiktionalen"* Paris-"Bilder" reicht vom literarischen Reisebericht und Feuilletonbeitrag über journalistische Berichterstattung bis zu unterschiedlich ernstgemeinten Entwürfen alternativer Reiseführer. Als historische Eckdaten nennt Gerhard R. Kaiser in seinem einführenden *„Überblick"* die Pariser Weltausstellung von 1889 und die *„Zäsur des Unheiljahres 1933"* (sic!). In dieser Phase sei eine dritte Konjunktur *„deutscher pragmatischer Parisliteratur"* nach 1789 und 1830 auszumachen, ihr widmet sich der Band.

Die folgenden 16 Beiträge sind vornehmlich aus Vorträgen einer Tagung der Werner Reimers Stiftung im Jahre 1999 entstanden. Es handelt sich ausschließlich um Einzelanalysen von Autoren oder Autorenpaaren und ihrer parisbezogenen Werke. Vorgestellt werden Werke von durchaus unterschiedlichen Autoren[1] wie Lou Andreas-Salomé, Gottfried Benn, Max Brod und Franz Kafka, Walter Hasenclever, Franz Hessel, Arthur Holitscher und Frans Masereel, Thomas Mann, René Schickele, Friedrich Sieburg, Carl Sternheim, Fritz von Unruh, Frank Wedekind und schließlich den beiden den Titel eskortierenden Autoren Hermann Bahr und Joseph Roth sowie den fremdsprachigen Autoren Djuna Barnes, Léon-Paul Fargue und Józef Wittlin, deren Paris-Bilder qualitativ sehr unterschiedlichen Betrachtungen unterzogen werden. Sie reichen

1 Es finden sich lediglich zwei Beiträge, die sich mit einer Autorin befassen. Sollte Paris am Ende etwa doch keine Frau sein?

von durchweg erhellenden Analysen der hochmodernen poetologischen Metropolensicht Benns oder des wunderbaren Narrenbaedeker von Holitscher und Masereel bis zu einem begeisterten, sich in der Freude über bisher Unberücksichtigtes und fröhlichem Biographismus erschöpfenden Beitrag zu Thomas Mann oder dem beinahe ärgerlichen, völlig überflüssigen Versuch der Ehrenrettung der „Flügel der Nike" Fritz von Unruhs.
So intensiv und schlüssig Kaiser in seiner Einführung die Vorgeschichte und die Entwicklungen des Paris-Diskurses darlegt, so unbefriedigend bleiben seine Ausführungen zur Auswahl der behandelten Autoren. Denn viele fehlen, was organisatorisch verständlich und konzeptionell vertretbar ist. Ob Ernst Barlach, Otto Flake, Kurt Wolff oder Theodor Herzl, sämtlich von Kaiser als fehlend benannt, den deutschen Paris-Blick noch stärker hätten verdeutlichen können, mag man ohnehin bezweifeln. Dem kaum kommentierten Fehlen von Beiträgen zu Kurt Tucholsky oder Heinrich Mann, vor allem aber zu Walter Benjamin wird man dagegen energisch die Unvertretbarkeit attestieren müssen. Benjamin, der nicht nur in Kaisers Text unermüdlich als Stichwortgeber fungiert, wird ab 1913 stetiger Paris-Besucher, der Verarbeitungen gibt es unzählige, sein kaum zu fassendes Paris-Unterfangen für die „Passagen" übertrifft vieles dessen, was in „Paris? Paris!" präsentiert wird. Sind Benjamins Texte zu wenig „*nicht-fiktional*"? Nicht „*pragmatisch*" genug? Oder ist er einfach zu sehr der Gruppe „*politisch progressistische*(r) *Autoren*" zugehörig, der es Kaiser nicht allein überlassen sehen will, „*dem deutschen Parisdiskurs Glanzlichter auf*(zu)*setzten*"? Aus einem solchen Blickwinkel würde sich auch der im Beitrag zu Fritz von Unruh erhobene, höchst kurzsichtige Anwurf eines „*abstrakten Stalinismus*" gegen Benjamin einordnen lassen. Bleibt zu hoffen, daß sich hier nicht das unterschwellige Auswahlkriterium andeutet, das auch über Tucholsky, Mann und andere entschied.
Doch andererseits könnte auch Kaisers Literaturbegriff relevant für die Auswahl gewesen sein: Schließlich gibt es neben den berücksichtigten Texten aus der Feder echter Kanon-Granden der Moderne noch die durch das „*Bedürfnis nach journalistischer Massenware*" bedingte „*Inflation ästhetisch minderwertiger Parisliteratur*" und unzählige „*unbedeutende Bücher von Gelegenheitsreisenden*", die offensichtlich im Band keinen Platz haben.
So ist Kaisers Einführung der (leider dominierende) Schwachpunkt des Bandes, sie läßt jedwede relevante systematisch-theoretische Fundierung vermissen: Der wenig erhellende Umgang mit dem Gattungsproblem der „*nicht-fiktionale*(n) *Prosa*" ist kaum nachvollziehbar - zwar weist Kaiser selbst auf die impliziten Probleme hin, die zentrale Frage der Literarizität von Sachtexten bleibt dennoch dramatisch unreflektiert. Und auch die mangelhafte Berücksichtigung der wahrlich nicht besonders neuen aber für Reiseliteraturen so aufschlußreichen Kategorie der Alterität verwundert, ihre pflichtbewußte Unterbringung in sich kulturwissenschaftlich tarnenden Selbstverständlichkeiten wirkt uninspiriert: „*Wer aus dem deutschen Sprachraum kommend, Paris... betrat, erfuhr die Hauptstadt des Nachbarlandes in der Regel als sprachliche, kulturelle und gesellschaftlich-politische Fremde.*"
Der Band wirft vor allem konzeptionelle und systematische Fragen auf, er vertieft vieles Bekannte und eröffnet weniges Neue. Jedem, der sich dieses Buches hoffnungsfroh bedienen möchte, muß klar sein, daß die Analyse der konstatierten dritten literarischen Paris-Konjunktur nicht auf einen solch werkorientierten Sammelband reduziert werden kann (das hätte auch den Herausgebern klar sein müssen). Abgesehen von den unterschiedlich ergiebigen und unterschiedlich profund gearbeiteten Einzelanalysen - denen

übrigens weder Bibliographie[2] noch Namensregister an die Seite gestellt ist - trägt der Band zur systematischen Aufbereitung der Paris-Bilder ‚d'Outre-Rhin' wenig bei. Und so könnte man mit dem parisreisenden Peter de Mendelssohn resümierend fragen: „Fertig mit Paris?" Wohl noch lange nicht!

‚Fertig' dagegen ist die lang erwartete Edition der Korrespondenz zwischen Heinrich Mann und dem französischen Germanisten und Publizisten Félix Bertaux. Trotz großer organisatorischer Widerstände - angefangen mit dem Tode von Pierre Bertaux 1986,[3] endend im Spätsommer 2002 mit dem Auftauchen der von der ost- wie westdeutschen Heinrich-Mann-Forschung schlicht übersehenen Nachlaßkonvolute im Prager Literaturmuseum - ist dieser Briefwechsel aus den Jahren 1922 bis 1948 nun endlich erschienen.

Der Fischer-Verlag hat sich dazu bewegen lassen, die in Prag aufgefundenen, in kürzester Zeit nachedierten Briefe von Félix und Pierre Bertaux mit in den Band aufzunehmen. Der Osnabrücker Romanist und Kulturwissenschaftler Wolfgang Klein, dem die Fertigstellung des Bandes auf Grundlage der Vorarbeiten von Sigrid Anger, Pierre Bertaux und Rosemarie Heise zu verdanken ist, lag mit seiner Entscheidung richtig, die wenigen für den Band relevanten Briefe noch in einen Anhang aufzunehmen: Die gesamte Arbeit überzeugt durch Zuverlässigkeit der Edition, durch den präzisen Anmerkungsapparat und durch die - vornehmlich von Rosemarie Heise besorgten - sorgfältigen Übersetzungen der französischsprachigen Briefe beider Verfasser. Ergänzend finden sich ein Namens- und Werkregister sowie eine Zeittafel zu Leben und Werk von Mann und Bertaux. Abgerundet wird das sich vermittelnde Bild der deutsch-französischen Modellfreundschaft zwischen dem Autor und dem Philologen durch ausgewählte Texte des einen über den anderen (vier Essays und Rezensionen von Bertaux und ein Auszug aus Manns „Ein Zeitalter wird besichtigt").

Der Briefwechsel beginnt mit ersten Annäherungen während der frühen Zwanziger Jahre: Bertaux lädt Mann 1923 nach einjähriger Korrespondenz als ersten deutschen Teilnehmer zu den von Paul Desjardins, Herausgeber der „Nouvelle Revue Française", initiierten Intellektuellengesprächen ins französische Pontigny ein. Mann, der diese Einladung als Ehrung aber auch als Chance versteht, schreibt: „*Ich wäre sehr glücklich über die Gelegenheit, aufklärend und versöhnend zu wirken.*"

Mit dem Tode Bertaux' endet 1948 die Korrespondenz; Mann diagnostiziert in seinem letzten Brief: „*Ihr Wille standzuhalten wird bald die Oberhand gewinnen. Er ist es, der uns die gegenwärtigen Umstände ertragen läßt. Die verlangen wahrhaftig Unmögliches von unserer Generation, deren Kräfte den Prüfungen zweier Weltkriege ausgesetzt waren.*"

Die historischen Eckdaten umreißen sehr deutlich den Bedeutungshorizont dieses Briefwechsels, der in wohl einmaliger Weise die Annäherung zweier ‚*ennemis héréditaires*' aufzeigt und immer wieder die Dialektik des Austausches von Politisch-Kulturellem und Privatem vermittelt. Denn neben den hochpolitischen Dimensionen des paneuropäischen Intellektuellendiskurses der Zwischenkriegszeit und des Kampfes gegen den Faschismus finden sich Mann und Bertaux auch immer wieder im ganz Priva-

---

2 Das von Kaiser angeführte Jenaer DFG-Projekt (1996-2000) zur Erarbeitung einer Bibliographie zwecks „*analytische(r) Erschließung der selbständigen, nicht-fiktionalen deutschsprachigen Parisliteratur zwischen 1789 und 1933*" hilft hier wenig!

3 Pierre Bertaux, der Sohn von Félix Bertaux, der in der deutschen Literaturwissenschaft auch aufgrund seiner Hölderlin-Forschung kein Unbekannter ist, begann Anfang der achtziger Jahre gemeinsam mit Sigrid Anger die Arbeit an der Edition für den Aufbau-Verlag, sein 1985 noch fertiggestelltes Vorwort leitet unverändert den vorliegenden Band ein.

ten, Alltäglichen; neben Verlagsverhandlungen und Übersetzungsarbeiten wird aber mit der Dauer der Freundschaft auch zunehmend Persönliches berührt. Nicht ganz ohne Pathos schreibt Mann 1946 in „Ein Zeitalter wird besichtigt" resümierend über die Dimension der Freundschaft zu Bertaux: *„In einer idealen Mitte geschieht die Begegnung. Um zu dauern, bedingt sie Liebe."*
Die Korrespondenz ist eine Fundgrube des Biographischen und des Werkrelevanten (die Beobachtung der Entstehung des „Henri Quatre" durch den Philologen Bertaux sei hier als wohl ergiebigstes Beispiel genannt), eine *„mine de Mann"*, wie die „Libération" im Hinblick auf die Prag-‚Entdeckung' titelte. Vor allem aber ist sie unschätzbares Zeugnis des Funktionierens deutsch-französischer Verständigung. Sie bezeugt die geistige Nähe und die Freundschaft zweier Männer, deren Visionen weit über ihre Zeit hinauswiesen - auf die demokratische Zukunft eines friedlichen Europa.

Hendrik Weber

Hans Jürgen Degen, Anarchismus in Deutschland 1945-1960. Die Föderation Freiheitlicher Sozialisten, Ulm: Verlag Klemm & Oelschläger, 2002, 439 S.
Für diejenigen, die im akademischen oder politischen Milieu den gar nicht so langen Marsch durch die Institutionen abgeschlossen haben, sind die in der Metapher „'68" zusammengefaßten Ereignisse zum Anfang einer Erfolgsgeschichte geworden; die Besetzung politischer Spitzenpositionen soll, so will es die entsprechende Geschichtsschreibung des akademischen Fußvolkes, der man bei dieser Gelegenheit wieder einmal entnehmen kann, daß die herrschende Geschichtsschreibung immer noch und immer wieder die Geschichtsschreibung der Herrschenden ist, als Signum einer sozialen Demokratisierung der bundesrepublikanischen Gesellschaft gelesen werden. Ganz so einfach wie das heutige juste milieu ehemaliger '68er haben es diejenigen, die ihre politische Identität aus den Traditionsbeständen libertärer Ideen und Bewegungen beziehen, nicht. Im Gegensatz zur pragmatischen Realpolitik läßt sich in diesen Milieus immer wieder ein Hang zur Phantasterei beobachten, die zu Spekulationen über gleichermaßen geheime wie diffuse Einflüsse libertären Gedankengutes auf die Gesellschaft anregen und zugleich die eigene Marginalisierung überspielen sollen. Dies kann zu der geradezu geschichtsfälschenden These verführen, derzufolge es - so Bernd Drücke in einer akademisch abgesicherten Arbeit über „libertäre Presse" - nach 1945 *„zunächst so aus(sah), als könne die durch den Nationalsozialismus zerschlagene anarchistische Massenbewegung eine baldige Renaissance erleben"*; zumeist aber sind solche Phantastereien wohl eher dadurch verursacht, daß sich in jugendlichem Alter aufgegriffenes anarchistisches Gedankengut mit zunehmendem Alter vielfach in tradierten liberalen Phraseologien verflüchtigt und sich dann in politischen und sozialen Milieus wiederzufinden glaubt, die ihrerseits mit Anarchismus wenig oder gar nichts anzufangen wissen und dies auch gar nicht beabsichtigen.
Wer zu solchen Phantastereien und Ausflügen ins anarchistische Märchenland neigt, wird sich nach der Lektüre von Degens Arbeit über den bundesdeutschen Nachkriegsanarchismus ernüchtert und desillusioniert eines besseren belehrt sehen. Bereits im Hinblick auf die revolutionären Traumzeiten der Jahre nach 1918, in denen die anarchosyndikalistische „Freie Arbeiterunion" über einen für deutsche Verhältnisse außergewöhnlich großen Anhang verfügte, wird man realistischerweise davon ausgehen müssen, daß sich der Elan dieser Bewegung weniger aus gefestigten anarchosyndikalistischen oder gar anarchistischen Überzeugungen speiste, sondern eher aus einer wohl begründeten und allzu verständlichen oppositionellen Haltung gegenüber den so-

zialdemokratischen Freien Gewerkschaften resultierte. 1933 jedenfalls war die „Freie Arbeiterunion", einmal ganz abgesehen von sonstigen anarchistischen Zirkeln, zu einem marginalisierten Komplex kleinerer lokaler Gruppierungen geworden, deren Widerstandsversuche zudem von den nationalsozialistischen Terrorapparaten - ähnlich wie diejenigen anderer oppositioneller Gruppen - schon bald zerschlagen wurden.
Nach der Befreiung durch das alliierte Militär fanden sich an verschiedenen Orten überlebende Anarchisten und Anarchosyndikalisten zu ersten Organisationsversuchen zusammen. Ende Mai 1947 trafen schließlich nach mancherlei Kontakten untereinander und ins Ausland ca. dreißig Delegierte aus fünfzehn Orten zur Gründungskonferenz der im Zentrum von Degens Arbeit stehenden „Föderation Freiheitlicher Sozialisten" zusammen. Die „Föderation" verstand sich in erster Linie als *„Ideengemeinschaft"*, die *„alle freiheitlichen Sozialisten in sich vereinigt"*, und wollte sich, so der zum Leiter der „Reichsinformationsstelle" gewählte Alfred Leinau in einem Brief an Rudolf Rocker, als *„Ideenbewegung"* in den *„Bahnen des Gesetzmäßigen"* bewegen und sich *„positiv zu dem Staatsaufbau einer Demokratie"* verhalten. Diese für Anarchisten merkwürdig anmutende Selbsteinschätzung brachte die durchaus desolate Situation der „Föderalisten" in gewisser Weise auf den Punkt: Auf der einen Seite wollte und konnte man an die ideologischen Gewißheiten der Weimarer Jahre nicht mehr bedingungslos anknüpfen, auf der anderen Seite verfügte man über keinerlei auch nur halbwegs relevanten Einfluß auf irgendwelche gesellschaftlichen Entwicklungen. In dieser Situation einer permanenten Selbstbezüglichkeit waren es wohl vor allem die von außen, von Emigranten wie Rudolf Rocker und Helmut Rüdiger kommenden Denkanstöße, die überhaupt dazu führten, daß dem *„apathisch-resignativen Element"* zumindest tendenziell entgegengesteuert werden konnte. Man wird, um zu einer realistischen Einschätzung der „Föderalisten" zu gelangen, zuallererst sicherlich ihre zum Teil äußerst schwierige soziale und materielle Situation in den Nachkriegsjahren, aber auch die Tatsache berücksichtigen müssen, daß das intellektuelle Potential der Organisation eher beschränkt war. Die „Föderalisten", so Degen, *„kamen hauptsächlich aus dem Arbeiter-Anarchismus von vor 1933. Sie waren Facharbeiter, Handwerker, ungelernte Arbeiter und ganz wenige Angestellte. Viele von ihnen waren Ende der 40er/Anfang der 50er Jahre arbeitslos."* Es war vor allem Fritz Linow, der als verantwortlicher *„Alleinredakteur"* mit der von November 1949 bis 1953 in 42 Nummern erschienenen Zeitschrift „Die Freie Gesellschaft", die das frühere hektographierte Verbandsorgan „Die Internationale" ablöste, die durchaus beschränkte Außenwahrnehmung der Organisation bestimmte. Ausgehend von den Erfahrungen mit Nationalsozialismus und Stalinismus und inspiriert von entsprechenden Überlegungen Rudolf Rockers und Helmut Rüdigers, die sicherlich als Vordenker nicht nur Linows, sondern der meisten „Föderalisten" gesehen werden können, entwickelte Linow eine Art von „revisionistischem" Anarchismus, der auf föderalistisch organisierte Bürgerbeteiligungen an gesellschaftlichen Prozessen setzte und begrifflich wohl adäquater mit dem etwas schwammigen Begriff „freiheitlicher Sozialismus" zu fassen ist; Linow sprach z. B. von *„Bürgerschutzgemeinschaften"* und *„Wählergesellschaften"*, was einige Jahrzehnte später den einen oder anderen Anarchisten im Umkehrschluß wohl dazu veranlaßte, die in den siebziger Jahren modisch werdenden Bürgerinitiativen als prinzipiell anarchistische oder zumindest libertäre Projekte zu glorifizieren.
Die „Föderation" wurde offiziell zwar nie aufgelöst, hörte aber spätestens nach der 6. Landeskonferenz, die im August 1952 stattfand, faktisch auf zu existieren, auch wenn einzelne Gruppen, so z.B. in Berlin und München, als Freundeskreise noch einige

Jahre weiter zusammenhielten. Alfred Leinau, der mit seiner Frau Gretel Leinau über Jahre hinweg für den organisatorischen Zusammenhalt Sorge getragen hatte, resümierte bei dieser Gelegenheit nüchtern: *„Heute sind wir auf dem Nullpunkt angelangt. Das Organisationsleben ist völlig still."* Zu den Mitgliederzahlen der „Föderation" gibt es zwar keine genauen Angaben, aber die Einschätzung Linows aus dem Jahre 1950, derzufolge *„etwa 150 Menschen in ca. 30 Orten"* organisiert waren, dürfte durchaus realistisch sein. Mitte der fünfziger Jahre war die Gruppe in der Versenkung verschwunden; aus dem Rückblick darf man wohl vermuten, daß es sich bei ihr letztendlich um ein Überbleibsel aus den Jahren der Weimarer Republik handelte, der eine Anbindung an die neuen Verhältnisse nach 1945 weder personell noch inhaltlich gelingen wollte. Als der Anarchismus bzw. ein gewisser pseudoanarchistischer Gestus 1968 für eine kurze Zeit schick und modisch wurde, war die Gruppe längst vergessen; Kontakte zwischen Altanarchisten und junganarchistischem Nachwuchs blieben vereinzelt und waren vielfach von gegenseitiger Verständnislosigkeit geprägt.

Ausgehend von glücklicherweise geretteten archivalischen Materialien und vielen über lange Jahre geführten Gesprächen mit Überlebenden breitet Degen die Geschichte der „Föderation" in einem breiten Panorama aus, wobei er vorwiegend aus einer innerorganisatorischen Perspektive heraus schreibt, was zum einen zu mancherlei Wiederholungen und zum anderen zu einer weitgehenden Ausblendung des größeren sozialhistorischen Kontextes führt. Degen nimmt dabei nicht nur die organisatorische Geschichte der „Föderation" im engeren Sinne ins Blickfeld, sondern widmet sich in einzelnen Kapiteln u.a. auch den inhaltlichen Auseinandersetzungen und Positionierungen einzelner Mitglieder, vereinzelten oppositionellen Strömungen, der wohl nur aus einer Kölner Gruppe bestehenden „Föderation freiheitlicher Jung-Sozialisten", der „Gilde freiheitlicher Bücherfreunde", dem „Verlag Die Freie Gesellschaft", der erwähnten Zeitschrift „Die Freie Gesellschaft", den Kontakten zur „Internationalen Arbeiter-Assoziation" und den Beziehungen zu anderen verstreuten anarchistischen Gruppen und Grüppchen in deutschen Landen. So werden z.B. die Beziehungen zu der Mülheimer „Unabhängigen Arbeiter-Union" um Willy Huppertz geschildert, die für eine *„eigentumlose Gütergemeinschaft"* eintrat und eine *„europäische Volksgemeinschaft... durch Errichtung einer Europa-Union"* anstrebte. Der „Föderation" schlug sie vor, mit ihr zusammen - *„nachdem die Unabhängige-Arbeiter-Union e.V. durch intensive Kleinarbeit zur Weltorganisation geworden ist"* - unter eben diesem Namen *„eine gewaltige Weltorganisation zu schaffen, die dann mit ihrer geballten Kraft jeden nur aufkommenden Krieg gleich im Keime erstickt und verhindert"*. Linow reagierte auf solche Angebote etwas ungehalten; in einem Brief an die „UAU e.V. Tatgemeinde Deutschland" war von *„politische(n) Kindereien"*, *„Querulanten mit einem gewissen pathologischen Einschlag"* und von *„Zettelpropaganda, die außerdem noch eine Vergewaltigung der deutschen Sprache ist"*, die Rede. Angesichts solcherlei Auseinandersetzungen darf man dann doch noch vermuten, daß es hierzulande eine untergründige und bis heute andauernde Tradition libertärer, in den achtziger und neunziger Jahren „autonom" aufgemotzter Selbstvergewisserung gibt, die ihren Ausdruck weniger in gehaltvollen inhaltlichen Diskussionen, sondern eher in mal erschreckenden, mal belustigenden Individual- und Sozialpathologien gefunden hat und mancherlei resignativen Rückzug allzu verständlich erscheinen läßt.

Tatsächlich aber verpuffte das kurzfristige Wiederaufleben libertärer Ideen im Kontext und im Anschluß an die sozialen Bewegungen der späten sechziger und frühen siebziger Jahre alsbald wieder. Die Tatsache, daß die meisten Protagonist(inn)en der damali-

gen Bewegungen soziologisch gesehen aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammten oder - im Anschluß an die sozialdemokratische Bildungs"revolution" der sechziger Jahre - den Aufstieg in solche Verhältnisse anvisierten, hat die damaligen Spaßrevolutionäre und -innen schon bald in die Grenzen ihres Tuns verwiesen; letztendlich ist es eben immer noch das gesellschaftliche Sein, das das Bewußtsein bestimmt. Heute sind sie über diverse Umwege längst in der imaginären „Neuen Mitte" angelangt und nicht mehr bereit, ihre tradierten oder neu errungenen Privilegien aufzugeben; eher werden sie sich dafür einsetzen, sie notfalls mit Hilfe eines staatlichen Modells abzusichern, das man nicht nur in den frühen zwanziger Jahren als „autoritären Staat" bezeichnet hat.

Wolf Raul

Wolfgang Kraushaar, 1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur, Hamburg: Hamburger Edition, 2000, 369 S.
Wolfgang Kraushaar, Fischer in Frankfurt. Karriere eines Außenseiters, Hamburg: Hamburger Edition, 2001, 255 S.
Wolfgang Kraushaar, Linke Geisterfahrer. Denkanstöße für eine antitotalitäre Linke, Frankfurt/Main: Verlag Neue Kritik, 2001, 284 S.
Oskar Negt, Achtundsechzig. Politische Intellektuelle und die Macht, Göttingen: Steidl Verlag, 2001 (3.Auflage), 416 S.
Christian Schneider/Cordelia Stillke/Bernd Leineweber, Trauma und Kritik. Zur Generationengeschichte der Kritischen Theorie, Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2000, 227 S.
Michael Werz, Grenzen der Säkularisierung. Zur Entstehung der Ideologiekritik, Frankfurt/Main und Basel: Stroemfeld Verlag, 2000, 217 S.
Richard Faber/Erhard Stölting (Hrsg.), Die Phantasie an die Macht? 1968 - Versuch einer Bilanz, Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2002, 314 S.
Frank Böckelmann, Die Emanzipation ins Leere. Beiträge zur Gesinnungsgeschichte 1960-2000, Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2000, 346 S.

Eine Bilanzierung von 1968 findet laufend statt, mittlerweile auch ohne Gedenk- und Jahrestage. Die sich zu Wort meldenden Konvertiten, Karrieristen und Mitläufer ebenso beiseite gelassen wie die Tatsache, daß unter der Chiffre '68 sich Heterogenes, sei es Bewegung oder Zustand, verbirgt, ist bei den bekennenden '68ern jedweder Couleur häufig das Motto vorherrschend: Sum, ergo 1968. Es werden planstellengestützte Diskursfelder beackert und die Professoralform gewährleistet eine akademische Verselbständigung und je fakultative Vereinnahmung einer Bewegung, die einen durchaus materialen Hintergrund und eine gesellschaftliche Fundierung jenseits des Universitätsbetriebes hatte, erst recht, wenn man sie im gesamteuropäischen Kontext sieht. So stehen mit einer Distanz von 35 Jahren Klassenkämpfe, Subversion und Emanzipationsprozesse Planstellen, Quotierung und wissenschaftlichem Renommee gegenüber. Nicht das hier „falsches Zeugnis" abgelegt würde, aber in der einschlägigen Literatur verschaffte sich doch unterschwellig eine Verklärung Gehör, welche insbesondere die eigene akademische Karriere zur Verlängerung einer emanzipatorischen Intention per se uminterpretiert. Weder Modernisierungsschub, noch Hochschulkarrieren standen 1968 auf der Tagesordnung, sondern Befreiung von entfremdeter Arbeit, Emanzipation von toten Institutionen samt deren ideologischen Verbrämungen und eine Revolutionierung des Alltags. Die indes angesteuerten Stationen Wiederentdeckung des deutschen Waldes, ins Kraut schießende Selbsthilfegruppen und eine allge-

mein grassierende Betroffenheitskultur erweisen sich dagegen im Rückblick nur als Zwischenstopps auf dem Weg in Richtung gesamtdeutsches Kollektiv und damit weg von jedweder '68er Intention. Wo Selbsterfahrung Theorie und Betroffenheit Kritik ablöst, da ist es eben schlecht bestellt um die pure Möglichkeit, '68 kritisch zu erfassen. Die Alternative wäre nicht die fortgesetzte revolutionäre Pose oder die Festbeleuchtung von Theorieruinen, sondern vielmehr das kritische Anknüpfen an emanzipatorischen Entwürfen und Denkfiguren, um sie fruchtbar zu machen für Einsprüche gegen Staat, Familie und Religion heutzutage. Nicht umsonst taucht in den hier anzuzeigenden Texten des öfteren die Vokabel „unabgegolten" auf.

Wenden wir uns also den Betrachtern von „Mythos, Chiffre und Zäsur" 1968 zu. Von den anzuzeigenden acht Titeln handelt es sich bei sechs Büchern um Sammelbände und bei zweien um eigenständige Arbeiten, die die emanzipatorischen Intentionen unter verschiedenen Gesichtspunkten ernst nehmen und dementsprechend an ihnen anknüpfen wollen.

Wolfgang Kraushaar hat sich als Herausgeber des dreibändigen Werkes „Frankfurter Schule und Studentenbewegung" als Chronist der '68er Bewegung einen Namen gemacht, an dem man nicht mehr vorbei kann. Die vorliegenden drei Sammelbände legen nochmals nach und versammeln einzelne Aufsätze, Reden und Interviews des Autors vorwiegend aus den neunziger Jahren. „*Die endgültige Historisierung der Studentenbewegung ist dreißig Jahre danach, zu einem Zeitpunkt, zu dem die meisten der Beteiligten selbst noch von dem, was sie erlebt haben, Zeugnis abliefern können, nicht oder noch nicht möglich. Insofern ist das, was aus dieser Bewegung auf die Gesellschaft eingewirkt hat, unabhängig davon, ob es - gemessen an den Motiven ihrer Akteure - als geglückt oder als gescheitert zu bewerten ist, auch nicht wirklich abgeschlossen und mit derselben Distanz zu betrachten wie ein historisches Kapitel, von dem keine Zeitzeugen mehr existieren*", heißt es in der Einleitung zu „1968 als Mythos, Chiffre und Zäsur". In den folgenden zwölf Aufsätzen aus den Jahren 1992 bis 2000 wird diese Einschätzung in zweierlei Hinsicht untermauert: Zum einen durch die Analyse des Selbstverständnisses der '68er Revolte und ihrer weiteren Entwicklung in den siebziger und achtziger Jahren (RAF, Kaderparteien, Grüne), zum anderen durch die Konfrontation mit heutigen Deutungs- und Interpretationsmustern von '68. Insbesondere die Aufsätze „Die neue Unbefangenheit. Zum Neonationalismus ehemaliger '68er" und „Die Anti-Elite als Avantgarde" verdeutlichen die Präsenz von '68 in der aktuellen politischen Auseinandersetzung. In letzterem untersucht Kraushaar Genese und Struktur des Gegensatzes Elite-Avantgarde, geht den „*Nach-Revolte-Karrieren*" nach und faßt die Dominanz der ex-'68er im Medien-, Bildungs- und Kulturbereich unter dem Stichwort „*postmaterialistische Werteelite*" zusammen. „*Meine* Hypothese *lautet: Die einstmalige Antielite der 68er-Bewegung ist weder zu einer Funktionselite noch zu einer Führungselite, auch nicht zu einer Weltanschauungselite mutiert, sondern zu einer Werteelite anderen Typs.*" Deren „*Ohnmacht in klassischen Sphären der Macht entspricht umgekehrt ein überproportionaler Einfluß in denen der Deutungskultur.*"

Der Neonationalismus dagegen strebt diese Deutungsmacht erst an und betreibt heftig eine Uminterpretation von '68 zur deutschen Erweckung, um sie im Nationalen oder Völkischen anzusiedeln. Tilman Fichter, Bernd Rabehl und Peter Furth sind die softe Variante, denen Burschenschaften, „Junge Freiheit" und rechte Juso-Zirkel ihre Foren zur Verfügung stellen, Horst Mahler und Konsorten - sich auf den Nationalbolschewismus der zwanziger Jahre berufend - die harte Variante, der es in ihrem ideologi-

schen Delirium gelingen will, die Kritische Theorie zur jüdischen Verschwörung gegen deutsches Wesen und die Studentenbewegung zum Aufstand gegen eine Besatzungsmacht USA zu stilisieren. Ständiger Bezugspunkt sind hier wie dort die Positionen Rudi Dutschkes zur deutschen Wiedervereinigung, denen Kraushaar den langen Beitrag „*Rudi Dutschke und die Wiedervereinigung. Zur heimlichen Dialektik von Nationalismus und Internationalismus*" widmet. (Auf den übrigens im hier angezeigten Sammelband „Phantasie an die Macht?" der Kulturwissenschaftler Rüdiger Hentschel antwortet).

Trifft der Buchtitel die verhandelten Gegenstände, so ist „Fischer in Frankfurt" ein verlegerischer Schnellschuß, um an der Anfang 2001 gegen Fischer losgetretenen Schmutzkampagne (wer erinnert sich noch?) anzuknüpfen. Der Sammelband ist eklektizistisch, lediglich drei der sieben Beiträge beschäftigen sich überhaupt mit der Frankfurter Szene der siebziger Jahre, dem „Revolutionären Kampf", Häuserkampf und Betriebsarbeit - kurz mit den „*Mythen des Sponti-Szene*". „*Im Grunde wäre seinerzeit ein Ethnologe am besten geeignet gewesen, die auf einer Art von Tribalismus gründenden Verkehrsformen zu analysieren*", suggeriert Kraushaar, um im folgenden die Entwicklung von SDS-Lederjackenfraktion bis hin zur Gründungsphase der Grünen anzureißen, an deren personifiziertem Ausgang „*die wohl bemerkenswerteste Karriere, die je einem Politiker in der Geschichte der Bundesrepublik gelungen ist*", steht. Insgesamt entwerfen die Texte ein eher impressionistisches Panorama, das sich dagegen sperrt, zum Bild zu werden, eine Art Sittengemälde mit teilweise gelungenen Bildern und Metaphern. Kraushaar konstatiert dabei eine „*ganz paradoxe Erfahrung*" der Linken in den siebziger Jahren: Je mehr die real wirksame gesellschaftliche Kraft Studentenbewegung sich dem Marxismus zuwandte und sich in eine Arbeiterbewegung transformieren wollte, umso eher geriet sie ins gesellschaftliche Abseits. „*An dieser politisch fatalen Weichenstellung haben aber mehr oder weniger alle organisierten Gruppierungen, die aus dem SDS hervorgegangen sind, partizipiert - auch die libertären, undogmatischen und spontaneistischen.*" Das ist nicht gerade eine neue Erkenntnis. Und Fischer? Der litt darunter und verabschiedete sich nach einer persönlichen Krise vom Klassenkampf. Hier kommt dann eine weitere Abhandlung Kraushaars - aus dem Jahre 1988 - ins Spiel, die im Zentrum des Sammelbandes steht: der biographische und thematische Vergleich Fischers mit dem Schöpfer der „Realpolitik" L.A.von Rochau, der im 19. Jahrhundert gleichfalls vom Revolutionär zum Apologeten eines großdeutschen Reiches mutierte.

Eines muß hier noch Erwähnung finden: das von Kraushaar kolportierte Bild Daniel Cohn-Bendits. Dieser wird als Vordenker einer lebensbejahenden, hedonistischen Linken vorgestellt, der die Brücke hin zur Realpolitik baute; eine Charakterisierung, die ihre Grundierung in einem ständigen Vorurteil über eine durch und durch miesepetrige, asketische deutsche Linke findet! Dabei war es doch vielmehr so, daß solche selbstverliebten Lichtgestalten noch die ganz normalen Amüsements moralisch und politisch begleiteten und entsprechend katalogisierten, quasi eine Frühform der political correctness entwarfen. Dies gehörte seit jeher zu den guten Gründen, die Sponti-Szene nicht zu mögen und ihren lifestylismus - in pseudoexistentialistischer Emphase als „Kämpfen und Leben" verbrämt - zu kritisieren, das Geschwätz der Frankfurter Truppe vorneweg. Das Private politisch zu machen war das regressive und zwanghafte Element einer Szene, die sich rasch von der Sponti- zur Alternativszene wandeln und es sich in den Nischen der bürgerlichen Gesellschaft so richtig bequem machen sollte: Krämerläden eröffnete, den deutschen Wald lieben lernte und via Ökologie- und Friedensbewe-

gung eine allgemeine Betroffenheitskultur etablierte, deren paradigmatische Wucht keine affirmativen Wünsche offen ließ. Wen wundert es eigentlich wirklich, daß der politische Dachverband dieser westdeutschen Klientel - die Grünen - an herausragender Stelle ständig Vertreter hervorbringt, die genau diese Betroffenheit und Befindlichkeit vorbildlich repräsentieren und im Umkehrschluß praktizieren - nämlich über andere befinden und andere treffen, sei es in Berlin oder Belgrad. Mit Verrat oder ähnlichem hat das nun gar nichts zu tun. Die Joschka Fischers und Claudia Roths dieser Repubik lassen eben das Politische wirklich privat werden, d.h. sie ringen mindestens einmal täglich heftig mit sich selbst, um am Ende mit gutem Gewissen ihre Politik an den Menschen zu exekutieren.

Das dritte anzuzeigende Buch Kraushaars - „Linke Geisterfahrer" - zeigt seine inhaltliche Kohärenz über die thematische Engführung: Die versammelten Beiträge befassen sich nämlich alle mit der seit Anfang der neunziger Jahre geführten Debatte über die Totalitarismustheorie. Oben erwähnter Cohn-Bendit darf hier im Vorwort zum besten geben, „*Revolutionen sind in aller Regel zwar gut gemeint*", um nach langen Ausführungen über autoritäre und totalitäre Strukturen schließlich bei der „*demokratischen Solidargemeinschaft*" zu landen.

Kraushaar legt eine Entwicklungsgeschichte der Totalitarismustheorien, ihrer Ursprünge, Entwicklungen und Vereinnahmungen vor und plädiert für eine Reformulierung der Totalitarismustheorie als Gesellschaftstheorie. „*Eine revidierte Totalitarismustheorie scheint mir nicht mehr in erster Linie als eine Herrschaftstypologie, sondern vor allem als eine historisch fundierte Gesellschaftstheorie nötig zu sein.*" Die in der Aufklärung verwurzelten Zivilisations- und Kulturtheorien scheinen ihm angesichts einer „*Trias der Makroverbrechen*" (Auschwitz, Gulag und Hiroshima) zu kurz zu greifen, da sie Fortschrittmodelle prolongieren, die vom 20. Jahrhundert realgeschichtlich verabschiedet worden sind. Die Singularität von Auschwitz leugnet der Autor - so der gegen ihn oft erhobene Vorwurf - hierbei gerade nicht, und die ideologische Instrumentalisierung eines Typusbegriffs, der Genese und Funktion heterogener Herrschaftssysteme normativ unter einen Begriff zwängen will, lehnt Kraushaar ab. Zu Recht weist er in der Polemik mit seinen Kritikern darauf hin, daß es nur allzu plausibel ist, „*Singularität als Resultat eines Vergleichs*" zu begründen, der Vergleich selbst also nötig ist. Ein erwähnenswerter Einwurf Kraushaars macht darauf aufmerksam, daß „*die bloß moralisch postulierte Singularitätsthese in der Bundesrepublik eng verbunden ist mit der in ihrer Ambivalenz oft beschriebenen Strömung des Philosemitismus*".

Die bereits in der 3. Auflage vorliegende, erstmals 1995 erschienene Aufsatzsammlung Oskar Negts zeigt den Autor als strategischen Denker, der ausgehend von '68 eine Inventur des Erreichten vorlegt, um die aktuelle Rolle des politischen Intellektuellen zu umreißen. Auch hier fallen die Vokabeln „*unausgetragen*" und „*unabgegolten*". Im Vorwort zu den gut dreißig versammelten Texten erklärt Negt seinen Zorn über die Intellektuellen, die „*abrufbaren Legitimationsproduzenten mit beschleunigten Häutungen*", ist ihm doch der Opportunismus „*die eigentliche Geisteskrankheit der Intellektuellen*".

Negt läßt seine politischen Erfahrungen mit SDS, „Sozialistischem Büro" oder den Gewerkschaften Revue passieren. Die Texte verdeutlichen ein Dilemma, die tatsächlich „unabgegoltenen" Ansätze von 1968 zu heutigen gesellschaftlichen Tendenzen und latenten Entwicklungen überhaupt in Relation zu setzen und Ansatzpunkte emanzipatorischer Politik zu finden. Durchgehend kritikwürdig findet der Autor hierbei das Abschmelzen der intellektuellen Autonomie, konstatiert er doch eine „*buchstäblich*

existentiell zu nennende Orientierungslosigkeit" der Intellektuellen, die in der Vergangenheit ihre positive Identität aus einer lediglich „*geborgten Realität*" bezogen haben. Ihn, der sich selbst immer als erfahrener politischer Ratgeber verstand, trifft es besonders hart, daß „*das Verhältnis zwischen politischen Intellektuellen und intellektuellen Politikern in diesem Lande... gebrochen (ist) - zerrütteter denn je in der deutschen Nachkriegsgeschichte*". Im Epilog schließlich entwirft er mit einem 10-Punkte-Katalog politischer Verhaltensweisen ein Vademecum strategischer Erfahrungen innerhalb der organisierten Linke. Nur noch der jüngere Leser wird sich nach all den emanzipatorischen Ein- und Widersprüchen fragen, weshalb Negt immer auf den SPD-Parteitagen rumsitzt oder mit dem Kanzler schwätzt; der ältere Leser freilich erinnert sich noch an die abgrundtiefe Langeweile des „Sozialistischen Büros" und lauscht gegen Mitternacht mit gemischten Gefühlen den endlosen Plaudereien Negts mit Alexander Kluge in dessen Fernsehsendungen.
In dem Buch „Trauma und Kritik" findet sich der denkwürdige Satz: „*Es ist wahrscheinlich nicht das kleinste Problem der westdeutschen Protestbewegung gewesen, über keine autonome Zeitstruktur zu verfügen.*" Der Ansatz dieser „*Generationengeschichte der Kritischen Theorie*" hinterfragt die wechselseitigen Mißverständnisse zwischen der Lehrergeneration (Horkheimer, Adorno und Marcuse) und ihren Schülern, insbesondere der zweiten Generation der Studenten in den sechziger Jahren. Die Autoren deklinieren die unterschiedlichen Erwartungen, Hoffnungen und Enttäuschungen unter dem stringenten Blickwinkel Opfer-Täterkinder durch. Die Wiedergründung des „Instituts für Sozialforschung" in Deutschland, die Entscheidung Horkheimers und Adornos überhaupt, im Nachkriegsdeutschland wieder anzufangen, werten die Autoren als spezifisch akademischen Beitrag einer re-education.
Die Kritische Theorie wird interpretiert als eine Konzeption, die den traumatischen Erfahrungsgehalt des Zivilisationsbruchs festhalten und in seiner Negativität einfrieren will; die negative Dialektik wird verstanden als stellvertretende Stimme der Ermordeten. Die Studenten der sechziger Jahre beriefen sich jedoch auf den Horkheimer vor der „Dialektik der Aufklärung" und erwarteten eine Handlungsanleitung zur Veränderung. Im Gegenzug riefen die militanten Aktionsformen der '68er bei Adorno und insbesondere bei Horkheimer Erinnerungen an die Nazis wach - die Väter ihrer Studenten. Gerade auch im Rückblick wird die Tragik dieser Konfrontation deutlich, die mit Abstand prononcierteste Kritik der bürgerlichen Gesellschaft im miefigen Nachkriegsdeutschland als raffinierte Apologie des Kapitalismus desavourieren zu wollen.
Die Autoren vermitteln ein differenziertes Bild der Antipoden Horkheimer und Marcuse, und, zwischen den beiden stehend, Adornos und ihrer jeweiligen Haltung zur Studentenbewegung. „Trauma und Kritik" ist eine hochinteressante Lektüre, da die Fokussierung auf das Generationenproblem durchgehalten wird, ohne in eine Eindimensionalität zu verfallen, die die Rahmenbedingungen der explizierten Problematik nicht zu würdigen wüßte. Die Bewegungen der fünfziger und insbesondere der sechziger Jahre waren durchaus reale gesellschaftliche Auseinandersetzungen und die „Negative Dialektik" ist mehr als eine intellektuell bloß redliche Widerspiegelung der frühen Bundesrepublik - nämlich die nuancierte Betonung des Differenzdenkens. Die Autoren heben die Tatsache hervor, daß die Kritische Theorie somit den Studenten erst eine Sprache gegeben hat, um ihre Bedürfnisse zu artikulieren und gegen gesellschaftliche Verkrustungen zu wenden. „*Auch die aktuellen Gesellschaftstheorien interessieren sich mehr für die Lebensbedingungen von Gesellschaften als für die Überlebensbedingungen der Individuen in ihnen. Sie fragen, wieviel Gesellschaft das Individuum*

braucht, um sicher (also identisch), und nicht wie wenig, um (vor Identitätszumutungen) geschützt zu sein." Adornos Einspruch gegen Gesellschaft (und gegen die Identitätszwänge der Studentenbewegung selbst), wird somit durchgehend auf den Punkt gebracht. Die Autoren plausibilisieren die Verschränkungen dieser nicht zu hintergehenden theoretischen Leistung einer Kritischen Theorie, nämlich ihr Angebot einer Sprache der Negativität und des Nicht-Identischen an die Studentengeneration, mit den real überschüssigen Erwartungen eben dieser Generation. Ihr Resümee lautet, daß eine „*angemessene und notwendige Kritik der Kritischen Theorie... nicht nur zur Voraussetzung (hat), ihren historischen Gehalt aus der traumatischen Erfahrung des vergangenen Jahrhunderts zu dechiffrieren, sondern die eigene unbewußte Bindung an sie als Generationsobjekt zu verstehen*".
Michael Werz sieht sich Anfang des 21. Jahrhunderts der Kritischen Theorie gegenüber verpflichtet: „*Die Ideologiekritik der Frankfurter Schule ist nicht obsolet - sie kann zum Verständnis aktueller Konflikte einen wichtigen Beitrag leisten. In den ‚Grenzen der Säkularisierung' wird der Versuch unternommen, einige ihrer wichtigsten Kategorien zu aktualisieren.*" Im Zentrum der Abhandlung steht die „Alltagsreligion", d.h. die sich verselbständigenden Versatzstücke der klassischen Religionskritik, wie sie Aufklärung geleistet hat. Diese Versatzstücke - den Begriff von Aufklärung und das Subjekt selbst modifizierend - verschaffen sich Zugang zum psychischen Haushalt des Subjekts und müssen sowohl von Gesellschaftstheorie als auch von Sozialpsychologie reflektiert werden. Die Auflösung des religiösen Begründungszusammenhanges lieferte keinen verläßlichen Ersatz zur Interpretation von Welt; dem angebotenen Ersatz des Versöhnungsgedankens der Religion durch den säkularisierten Anspruch auf Glück mangelt es an Kohärenz. Alltagsreligion verdrängt zwar die theologischen Paradigmen, nimmt aber andererseits religiöse Motive als Restbestand in die ideologische Formation bürgerlicher Gesellschaft mit auf. Subjektiv nicht erfahrbare, oder gar lösbare Widersprüche werden internalisiert. „*Alltagsreligion suggeriert Wissen trotz Erfahrungslosigkeit, sie konstituiert Meinung als individuelle Indifferenz. Es handelt sich um eine Form von Vergesellschaftung und Kollektivität ohne autonome Subjekte, die der beständigen Veränderung einen unverwüstlichen Haltepunkt entgegensetzt. Sie führt zu einer Verstetigung des Blickes auf die Welt, der alles so interpretiert, als ob das Neue immer schon bekannt sei.*" Evoziert wird von Michael Werz eine Gesellschaftskritik, die genau diese Internalisierung von Herrschaft und die Abwesenheit des autonomen Subjekts als Zustand ernst nimmt!
Ist eine subjektive Erfahrung gesellschaftlicher Realitäten überhaupt möglich, die sich gleichfalls gegen eine Hypostasierung von Partikularitäten wie gegen jedwede Ontologisierung von Gesellschaft richtet? Und existiert ein emanzipatorischer Überschuß dieser Erkenntnis ohne eine Rückkopplung an Partikularität oder Ontologie? Insbesondere methodisch muß ein Rückfall hinter die Aufklärung vermieden werden, aber deren eigene Aporien, wie sie prototypisch im Begriff der Dialektik der Aufklärung festgeschrieben worden sind, bleiben dem Autor verpflichtend. „*Im Begriff der Alltagsreligion ist die von Adorno diagnostizierte Rehabilitierung der Metaphysik auf der Ebene subjektiver Vernunft unter neuen Vorzeichen fassbar. In ihr deutet sich die Krise subjektiver Erfahrung an, die mit der Durchsetzung des cartesianischen Ego auf der einen und wissenschaftlich-quantifizierendem Denken auf der anderen Seite in die Defensive geriet... Gegenwärtig ist eine Auflösung subjektiver Erfahrungsfähigkeit und ihre Überführung in kulturalistische Kollektiverfahrungen zu beobachten. Sie sind den religiösen angeähnelt, befördern ein irrationales Erlebnis statt angemessener Erfahrung*

des historisch sich verändernden gesellschaftlichen Ensembles." Abhandlungen über Bacon, Hobbes, Locke, Machiavelli und die französischen Materialisten explizieren die theoretischen Bruchstellen der Aufklärung, um schließlich mit Feuerbach, Marx und Freud die Ausgangspunkte einer aktuellen Zivilisationskritik näher zu bestimmen, die ein mittelbares Ansetzen an dem Projekt der Kritischen Theorie gewährleisten sollen. Deren Ideologiekritik impliziert mittels des Differenzdenkens schon theoretische Sollbruchstellen und umgeht so eine Existenz als bloße Subgeschichte bürgerlichen Denkens zugunsten einer Interpretationsfähigkeit neuer gesellschaftlicher Beziehungen.

Wieder einmal als „*Versuch*" geriert sich die Textsammlung „Die Phantasie an die Macht?", die fünfzehn verschiedene Aufsätze unter den Kapitelüberschriften „Bürgerrechte: Radikaldemokratie und libertärer Sozialismus", „Kritik und Subversion" sowie „What's left?" gebündelt hat und solch disparate Angelegenheiten verhandelt wie Prager Frühling, „Sozialistisches Patientenkollektiv" (SPK) Heidelberg oder Rudi Dutschkes deutschlandpolitische Konzepte. „*Der Band*", so die Herausgeber, „*widmet sich neben der Problematisierung von Demokratiedefiziten, (Anti-) Psychiatrie und Hochschulmisere nicht zuletzt* Theorie*ansätzen, die 68er inspiriert haben, von ihnen - im guten oder schlechten - weiterentwickelt wurden, und zum Teil relevant geblieben sind: ganz gleich, ob es sich um den Linksliberalismus, einzelne Marxismen - vor allem die Kritische Theorie -, bestimmte Psychologien und Soziologien oder Momente des Poststrukturalismus handelt.*" Die Darstellung ist monologisch und spiegelt eine Hilflosigkeit wider, die bei der Präsentation des Buches in der Berliner Akademie der Künste auch deutlich hervortrat. Statt eine Podiumsdiskussion zu führen, referierten die sechs anwesenden Autoren ihre jeweiligen Textbeiträge: Fritz Vilmar stimmte in einer paradigmatischen Selbsthilfegruppen-Naivität das Hohelied auf Stadtteilarbeit und Globalisierungsgegnerschaft an, das sich im gedruckten Text der statistischen Begleitmusik sicher sein kann; der Moderator klassifizierte die muffige brandenburgische Sekte Dieter Duhms - in den tiefen siebziger Jahren Autor des Bestsellers „Angst im Kapitalismus" - unter dem Stichwort Kommune als späten Erfolg der '68er Bewegung - ganz so, als hätte es die AAO Otto Mühls oder Jonestown in Guayana nie gegeben. Ein gemeinsamer Bezugspunkt - wen wundert es - fehlte, aber fast durchgängig war die Abwesenheit einer aktuellen kritischen Problematisierung von Gesellschaft zugunsten einer affirmativen Verklärung von '68, die je nach gusto der Referenten ausfiel. Erstere findet sich dann auch nur stellenweise im „*Versuch einer Bilanz*", die unabhängig von der Breite ihrer Themen zwischen Theoriebildung und Biographie schwankt.

In puncto Theoriebildung steuert Richard Faber in seinem knappen Text „*Kein Ende der Utopie. Acht Thesen*" eine modifizierte Ideologiekritik an, „*eine durchaus dialektische, eine rettende Kritik des Naturrechts*" und „*die ethische und auch insofern utopische Grundlegung des Sozialismus*". Ulrich Kohlmann setzt „*Wegmarken einer kritischen Theorie der Moral*", die eine Überprüfung und Vertiefung der Aussagen der Kritischen Theorie voraussetzen. Menschenrechte, Naturrecht, ethisch fundierter Sozialismus - die akademische Linke existiert nicht mehr, und das ist nicht mal Kritik, sondern bloße Zustandsbeschreibung.

Hier kommt Frank Böckelmann gerade recht, der - im gleichen Verlag - seine Bilanz schon vor Jahren vorgelegt hat. Sie heißt aktuell „Die Emanzipation ins Leere" und beschäftigt sich, notabene, mit „*Gesinnungsgeschichte*". Es handelt sich um Böckelmanns „Begriffe versenken" aus dem Jahre 1997, das hier unter neuem Titel und mit dem lapidaren Hinweis auf „*die zweite, veränderte Auflage*" angeboten wird. Eine Er-

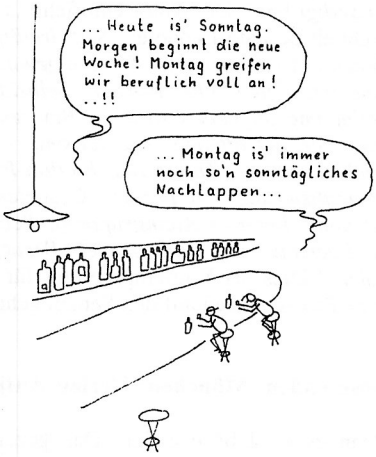
klärung der neuen Auswahl - zwei Artikel zu Adorno bzw. Luhmann tauchen nicht mehr auf, drei neue sind hinzugekommen, wobei der Diskussionsbeitrag „Thesen zum Selbstverständnis der antiautoritären Opposition" für den Münchner SDS aus dem Jahre 1967 der interessanteste ist - und des geänderten Titels bleiben Verlag und Autor dem Leser schuldig.
Die Texte konstatieren ein Scheitern auf der ganzen Linie, eben eine Emanzipation ins Leere hinein; Revolte und Subversion sind über die Jahre integraler Bestandteil von Herrschaft geworden. Was z.B. die sexuelle Revolution immer an Disparatem intendiert haben mag, der Thermidor fiel mal wieder schrecklich aus: love parade, Schmuddel-TV und Scheidekrampf-Selbsthilfegruppen zeigen den völligen Sieg einer Konterrevolution an, die gesellschaftlich in den Kostümierungen der einstigen Revolte auftritt und der Allgegenwart von Kapital, Hysterie und Zwangsneurose täglich Geltung verschafft. Das große Verdienst dieser Texte ist es, beizeiten - die Aufsätze umfassen immerhin einen Zeitraum von fast vier Jahrzehnten - auf einzelne signifikante Bruchstellen jenseits der politischen Großereignisse aufmerksam gemacht zu haben, die das intellektuelle Erscheinungsbild der heutigen Bundesrepublik punktuell nachvollziehbar machen. Der Kontext der hier versammelten Arbeiten - mit solchen Titeln wie „Was ist ein Revolutionär?", „Die wahre Veruschka" oder „Rausch und Verzweiflung im Supermarkt" - erschließt sich so aus der Summe des Elends. „*Etwa fünfundzwanzig Jahre lang*", teilt Böckelmann mit, „*habe ich versucht, neuzeitliche Leitbegriffe zu Ende zu denken, indem ich nach ihren stillschweigenden Voraussetzungen fragte und dann prüfte, inwieweit diese noch bestehen. Als Radikalkuren in Angelegenheiten, die sich, wie wir heute sehen, endlos hinziehen, erhalten diese Versuche im nachhinein eine überraschende Anzüglichkeit.*" In einer längeren Fußnote umreißt der Autor in seiner Einleitung den Zustand eines „*wuchernde(n) Betrieb(s) des Hinterfragens, Erklärens, Begründens, Verurteilens, Versprechens, Einforderns und Fortbildens. Um ihn aufrechtzuerhalten, wird der beschränkte Vorrat an legitimierenden Ideen immer wieder durchgedroschen... Doch es muß weitergedroschen werden, weil der Betrieb der Selbstreflexion sich verselbständigt hat.*" Der Autor empfiehlt „*tätiges Schweigen*". Es folgt hier in aller Ausführlichkeit besagte Fußnote: „*Seit dreißig Jahren expandieren die Tätigkeitsbereiche, in denen mit immateriellen Gütern gewirtschaftet wird: Therapie und Pädagogik, Werbung und Öffentlichkeitsarbeit, Selbstdarstellung politischer Akteure in den Medien, Teilnahme an neuen sozialen Bewegungen und Initiativen, Selbstorganisation aller Arten von Betroffenen, Journalismus und Programmproduktion, Konsumieren von Berichterstattung, Talkshows, Fiction-Programme, Lebensberatung und Lifestyle, Problematisierung von Berufs-, Geschlechts- und Altersrollen (als einsame Dauertätigkeit und Clinch in Kleingruppen), Rechtsberatung, Gesundheitsvorsorge, Körperkultur, Literatur- und Kunstbetrieb, Besuch von Schulen, Hochschulen und Volkshochschulen.*" Dies als Kaufempfehlung für all diejenigen, denen genau dieser Betrieb und seine Protagonisten auf den Senkel gehen.

Karl Klöckner

Werner Enke, Es wird böse enden, München: Verlag Antje Kunstmann, 2003, 287 S.

Das Beste zum Schluß: denn es wird böse enden. Das gezeichnete Tagebuch des schlaffen Haro - alias Werner Enke - bietet den nötigen existentialistischen Einspruch und erinnert an das Leben eines Taugenichts. Herumhängen, Muße und Nichtstun sind die Eckpfeiler der gelebten Vergeblichkeit der hier portraitierten Anti-Helden. Enke

macht keine großen Worte, sondern kleine Striche: der schlaffe Haro, der kneipengegerbte Frank, der zweifache Friseurweltmeister Martinelli oder Susi, die *„Probleme mit Haro"* hat, sind einige der Figuren, die sein Cartoon-Universum bevölkern. Der Autor machte noch nie viele Worte, aber die wenigen betonte er immer richtig, denn es handelt sich um jenen Werner Enke aus den Filmen von May Spils Ende der sechziger Jahre, dessen ennui zur Institution gegen die Bundesrepublik wurde. 1967 entwarf Uwe Nettelbeck gegen Deutschland die strategische Vision eines *„verlotterten Vaterlandes, in dem alle Räder stillstehen und in allen Ecken potheads dösen"*. Der Protagonist einer solchen Vision - wenn auch vielleicht eher mit Bier und Wein abgefüllt - wurde schon damals durch Enke verkörpert. Sein lapidarer Einspruch gegen gesellschaftliche Konventionen, seine chronische Arbeitsunlust und sein Pessimismus von schon Schopenhauerschem Ausmaß führten einer verspießerten Republik vor, wie man nicht mitmacht und ermutigten so eine ganze Generation von potentiellen drop-outs zu Leistungsverweigerung und Hedonismus. Man muß die Verve mithören, mit der Enke *„Ich bin so schlaff heute!"* sagte, um das prinzipielle Neinsagen zu verstehen.
Wir haben also viel gelernt von ihm - das Unterlassen, den lakonischen Kommentar und die völlige Verweigerung: *„...Überall is' blinder Aktionismus um einen rum... was kann man dagegen bloss noch machen...? ...nich' viel, mehr wenig... eigentlich nichts... und das selten und zwar gründlich..."* Es ist einfach schön, 35 Jahre später zu sehen, daß der Mann sich treu geblieben ist. Enke weiß, was er versäumt hat und liegt dazu: *„Was machst' n? - Ich mache mir so'ne richtige alkoholfreie Woche heute"*, heißt es etwa heute bei ihm; oder: *„Seit Jahren lebe ich an der Grenze meines Leistungsvermögens... an der unteren..."*.
Es ist bestimmt kein Zufall, daß 2003 die Illusion der mittellosen Bohème zwischen Nichtstun, Schreiben und Kneipenbesuch in München besser als anderswo funktioniert: im wichtigtuerischen Berlin etwa sind noch die Verweigerer so richtig engagiert. Die hier gezeichnete Vergeblichkeit dagegen tendiert in ihrem Minimalismus, ihrer Statik und Evidenz schlicht und ergreifend zur Wahrheit.



Karl Klöckner

Stefan Mächler, Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biographie, Zürich: Pendo Verlag, 2000, 366 S.
Daniel Ganzfried, ...alias Wilkomirski. Die Holocaust-Travestie. Enthüllung und Dokumentation eines literarischen Skandals, Berlin: Jüdische Verlagsanstalt Berlin, 2002, 270 S.

Unter dem Eintrag „Pseudologia phantastica" lesen wir im „Lexikon der Psychologie": *„Krankhaftes, phantastisches Lügen, wobei das betreffende Individuum an die vorgebrachten Phantastereien glaubt; bes. häufig bei Jugendlichen, aber auch Erwachsenen, Hysterikern und geltungsbedürftigen Psychopathen."*

Wie ein veritabler Pseudologe agiert, schildern die hier angezeigten Titel, die die seltsame Seelenwanderung eines Schweizer Klarinettenbauers vom stigmatisierten Adoptivkind zum Holocaust-Überlebenden aus Litauen und dessen bemerkenswerte Karriere im Kulturbetrieb der neunziger Jahre schildern. Die Person Binjamin Wilkomirski gibt es nicht, den *„Fall Wilkomirski"* und die *„Holocaust-Travestie"* dafür umso mehr.

1995 veröffentlichte der Schweizer Bruno Doessekker unter eben dem Namen Binjamin Wilkomirski im Jüdischen Verlag bei Suhrkamp seine Autobiographie „Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939-1948", in denen die Odyssee eines Kleinkindes aus Litauen durch zwei Konzentrationslager und das verwüstete Nachkriegseuropa in die Schweiz geschildert wird. Das Buch wurde in mehrere Sprachen übersetzt und von Rezensenten in höchsten Tönen gelobt, der Autor wurde mit Preisen überhäuft und zum selbsternannten Spezialisten für die therapeutische Behandlung von Kinderüberlebenden des Holocaust. Der Kulturbetrieb hatte einen neuen shooting-star.

Drei Jahre später wurde der Autor von Daniel Ganzfried als der 1941 im Schweizerischen Biel geborene Bruno Grosjean, nach seiner Adoption Doessekker, identifiziert, der den Holocaust einzig und allein aus Büchern, Filmen und als Tourist kennen gelernt hatte (der entsprechende Artikel aus der Zürcher „Weltwoche" unter dem Titel „Die geliehene Holocaust-Biographie" ist in Ganzfrieds Buch abgedruckt). Die gesamte Autobiographie entpuppte sich als dreiste Fälschung, die Identität als ein angelesenes und erdichtetes Schelmenstück, das vorzugsweise in der Schweiz, in Israel und in den USA aufgeführt und mit viel Betroffenheitskitsch vermarktet wurde. Wie konnte das geschehen? Warum gab es kaum Einwände gegen Wilkomirskis unplausible Geschichte? Und welche Bedürfnisse der Leserschaft wurden durch seine „Autobiographie" befriedigt? Nach der Lektüre der Bücher steht fest, daß Doessekker Pseudologe ist, auch heute noch fest verankert im Hafen seiner eigenen Lügenkonstrukte. Und dem Leser schwirrt der Kopf vor den Mechanismen des Kulturbetriebs ebenso wie vor den Argumentationsmustern der Verteidiger „Wilkomirskis" - auch und gerade nach dessen Entlarvung.

Mächlers Buch ist Resultat des 1999 seitens der literarischen Agentur Liepmann AG Zürich (die weltweit die Rechte am Titel an die Verlage verkauft hatte) an ihn ergangenen Auftrages, *„als Historiker den Authentizitätsanspruch des Buches zu überprüfen"*. Sowohl ihr Renommee als auch das des Suhrkamp-Verlages, der sich auch nach den Enthüllungen über seinen Autor lange zierte, den Titel vom Markt zu nehmen, standen hier auf dem Spiel. Schadensbegrenzung war angesagt, herausgekommen ist eine psychiatrische Fallgeschichte.

Ganzfrieds Text dagegen versteht sich selbst als eine Polemik gegen den Literaturbetrieb und seine Protagonisten. Herausgegeben im Auftrag des Deutschschweizer PEN-Zentrums, zeichnet er die Aufdeckung der *„geliehenen Holocaust-Biographie"* nach, bringt im ausführlichen Anhang Dokumente und Interviews zum Fall und fokussiert

seine Kritik auf den Literaturbetrieb, dessen Mechanismen einen „Wilkomirski" erst ermöglicht haben. „*Die wesentlich* literarische *Bedeutung dieses Skandals bleibt solange unbewältigt, als die organisierte Verantwortungslosigkeit wesentlicher literarischer Instanzen und ihres führenden Personals weder thematisiert noch beurteilt werden, sondern sich ins Folgenlose verflüchtigt*", so Sebastian Hefti im Vorwort zu „...alias Wilkomirski". Entsprechend wird Mächlers Buch als „*Apologie*" eingestuft, die von der eigenen Kritik- und Verantwortungslosigkeit der Verlage und Agenturen ablenken soll: „*Sie engagierten sich für ein Honorar von zwanzigtausend Schweizer Franken einen eigenen Historiker, der loyal gegenüber seinen Auftraggebern den Fall zu einem absurd komplizierten Psychodrama aufbauschen sollte, hinter dessen Komplexität sie ihre eigene Rolle zum Verschwinden zu bringen trachteten. Nicht mehr gerade ein Holocaust, aber doch wenigstens noch ein echtes Trauma, ergründet durch populär-psychologische Spekulation.*"
Es lohnt sich allerdings, beide Bücher zu lesen, liefert doch Mächler unabhängig von seinen Wertungen wesentlich mehr Informationen und Fakten über Doessekker, seinen literarischen Werdegang und sein gesamtes Umfeld während seiner Karriere als Ganzfrieds Text. In „Der Fall Wilkomirski" trifft man durchgehend auf Opfer, Gestörte, Schizophrene und Scharlatane, die sich im Kulturbetrieb und Shoah-Busisness und an dessen Rändern tummeln. Der Autor recherchiert ausführlich die verschiedenen Maskeraden Doessekkers, die Reaktionen der Kritik und der Leserschaft sowie die soziale Funktion der erfundenen Vita Wilkomirski. Die Ungereimtheiten, die durchgingen; die Zeugen, die sich von überall in der Welt meldeten, um Wilkomirskis erfundene und angelesene Berichte als authentisch zu bestätigen; die Betroffenengruppen, die auf eine selbstgestrickte Traumatherapie hereinfielen (die letztendlich als Apologie der eigenen Pseudologie diente) - das alles ist von einer abgrundtiefen Dummheit und Dreistigkeit.
Die zugrunde liegende Instrumentalisierung der wirklichen Opfer diskutieren beide Autoren. Letztendlich wird ein Spannungsfeld freigelegt zwischen der Mitte der neunziger Jahre in der Schweiz aktuellen Diskussion über das Nazi-Gold, der allgemeinen Debatte über Kindesmißbrauch, die vor allem in den USA in ihrem Zenit stand, und über allgemein „*Holocaustiges*" (Ganzfried). Ein Spannungsfeld, in dem die literarische Produktion Doessekkers allumfassend Platz greifen konnte und es ihm ermöglichte, über die Literatur hinausgehend durch seine melodramatischen Auftritte das Opfer per se zu verkörpern. Beide Bücher belegen auf ihre Weise, daß die Instanz der Kritik dem Opportunismus des Kulturbetriebes gewichen ist; es herrschte, so Lorenz Jäger in einem der im Anhang bei Ganzfried abgedruckten Interviews, eine „*postmoderne Korrosion des Wahrheitsbegriffs*". Doessekkers Ex-Ehefrau drückte es prosaischer aus, als sie Ganzfried erzählte, ihr Mann sei schon immer ein Spinner gewesen.

Karl Klöckner

Hans G Helms, Musik zwischen Geschäft und Unwahrheit (Musik-Konzepte 111), München: Edition Text + Kritik, 2001, 150 S.

„Kunst ist immer noch, was sie nach ihrem bürgerlichen Begriff zu sein habe, ein ästhetisches Freizeitvergnügen der Bourgoisie und ihres gehobene Dienste leistenden Anhangs in den Überresten des alten gebildeten Kleinbürgertums, der überwiegend längst proletarisierten, obschon sozial und ökonomisch privilegierten Bildungsbürger. - Infolge dieser Situation treten sämtliche künstlerischen Disziplinen in zweierlei Gestalt und an zwei verschiedenen Schauplätzen auf. Es gibt die sogenannte 'reine' Kunst

für die kleinbürgerlich-bürgerliche Bildungselite, und es gibt eine Gebrauchskunst für die lohn- und gehaltsabhängigen Massen. Literatur tritt in geteilter Gestalt auf: Als Proust oder Joyce für Bildungsbürger und als Karl May oder Jerry Cotton, die die unerfüllte Freiheit der proletarischen Massen totschlagen helfen. " Das schreibt, pointiert und scharfzüngig wie eh und je, der kosmopolitische Sozial- und Wirtschaftshistoriker, Schriftsteller und Komponist Hans G Helms in seinem Sammelband „Musik zwischen Geschäft und Unwahrheit". Der Band enthält wichtige grundlegende Essays des auch als Theoretiker des Städtebaus und als Filmemacher bekannten Autors - vor allem über Kunst, Literatur und Musik im System der Warenzirkulation, ihrer technischen und kommerziellen Prozesse und Rahmenbedingungen.
Helms gehört zu den selten gewordenen Allround-Spezialisten, die - strikt materialistisch - historische wie zeitgenössische Protagonisten und Probleme eindringlich beschreiben und kritisch analysieren - vor allem seit seiner fundamentalen Stirner-Studie „Die Ideologie der anonymen Gesellschaft" (Köln 1966), seit „Fetisch Revolution" (Neuwied 1969), eine Art Abrechnung mit der als anarchistisch charakterisierten Studentenbewegung, seit „Kapitalistischer Städtebau" (Neuwied 1971) oder in jüngerer Zeit mit „Die Stadt als Gabentisch" (Stuttgart/Leipzig 1992). Vor rund dreißig Jahren erschienen, werden hier Essays nicht archivalisch, sondern mit aktuellem Anspruch wieder vorgelegt. Gemeinsam ist ihnen der Ansatz, die Interdependenzen zwischen materieller Umwelt und kompositorischen Strukturen bei fortschrittlichen Komponisten des 19. und 20. Jahrhunderts zu reflektieren - bei Berlioz, Mahler, Ives und Satie, bei John Cage und seinem Widerstand gegen kapitalistische Vereinnahmung, bei José Luis de Delás oder Mathias Spahlinger. In „Die sistierte Zeit" (1963/1968) knüpft Helms - nicht nur mit dem Untertitel „Kunst und Gesellschaft im Zeitalter ihrer temporalen Manipulierbarkeit" - an die epochale Untersuchung Walter Benjamins an. Mit den Reflexionen und Materialien zu den ökonomischen Bedingungen der musikalischen Produktion wird am Beispiel der Musikgeschichte bis hin zu Schönberg und Strawinsky und zur modernsten E-Musik der bürgerlichen Musikindustrie der Spiegel vorgehalten. Vor dem kritisch-unbestechlichen Blick des Analytikers haben nur wenige Bestand. Hanns Eisler, Paul Dessau oder etwa Karlheinz Stockhausen gehören dazu. Objekte seiner Kritik sind im übrigen nicht nur Festivals für Neue Musik, sondern auch und vor allem die Verwertungsbedingungen. Der zentrale Angriff gegen die GEMA („Musik nach dem Gesetz der Ware", 1973/1975) forderte die Macht des Generaldirektors der GEMA, Erich Schulze, heraus. Dessen Gegendarstellungen werden dann ihrerseits mit einer radikalen Replik versehen. Helms hatte die Genese der GEMA aus der faschistischen STAGMA der NS-Zeit herausgearbeitet und das Fortwirken in einem *„monopolistischen Gewebe aus den miteinander verfilzten Interessen der GEMA, der öffentlich-rechtlichen Rundfunk- und Fernsehanstalten und der privatwirtschaftlichen Kulturindustriekonzerne"* analysiert, welches fortschrittliche Musiker und Musik ökonomisch diszipliniere. Was Helms als organisierte Verhinderung von Klassenauseinandersetzungen zwischen Komponisten und Monopolindustrie (zu denen er als Teil die Verwertungsgesellschaften zählt) geißelt, wird in zeitgenössischen Untersuchungen aus traditionellerer Sicht als *„Vergesellschaftung"* des Urheberrechts wahrgenommen. Nun sind heute Verwertungsgesellschaften (so sehr manche Verteilungsmechanismen und -modi auch fundamental zu kritisieren sind) für die praktische effektive Wahrnehmung von Rechten an immaterieller Produktion angesichts der Globalisierung und neuer Technologien mehr denn je unerläßlich und tendenziell auch von einer antimonopolistischen Funktion und Wirkung. Die dabei auf-

tretenden inneren Interessengegensätze, das System von Selbstbedienung durch die von Macht und Einfluß geprägten Strukturen werden dabei gewiß nicht vollends beseitigt, sondern auf eine gewiß nicht unproblematische Weise zu scheinbarer „Harmonie" verordnet. Für den unentwegten Puristen Helms haben sich die negativen Resultate aller früheren Analysen bewahrheitet. Seine harsche Kritik, vom Ansatz her unverändert, richtet sich heute primär auf noch komplexere Strukturen, z.B. des Internet, die - aus seiner Sicht nicht als *„Mittel der Reflexion, des Protestes und sozial Wünschenswerten"* genutzt, - die Kunst zu einem *„Warenlager modisch gängiger Konsumartikel"*, zum *„immergleichen digitalen Klischee"* verkommen lassen und letztlich nur Illusionen von Produzenten und Rezipienten nähren und stärken. Die Herausgeber Heinz-Klaus Metzger und Rainer Riehn verstehen das Buch als antizyklisches und fatal dialektisches Beweismittel für die Desavouierung der in den Studien angelegten Hoffnungen durch das prognostisch ungewollt eingetretene Unheil.

Albrecht Götz von Olenhusen

Jon Savage, England's Dreaming. Anarchie, Sex Pistols, Punk Rock, Berlin: Edition Tiamat, 2001, 543 S.

Glaubt man Jon Savage, dann dauerte die Metamorphose des Punk von einer großstädtischen Subkultur zur Touristenattraktion und von dort zu einem allgemeinen Modephänomen nur wenige Monate. Und tatsächlich sind die Beweise für diesen historischen Befund mehr als offensichtlich. Was inzwischen als vierte oder fünfte Generation in den bundesdeutschen Innenstädten in wahrhaft zukunftsloser Perspektivlosigkeit als Jungberber dahindämmert, dürfte zum Zeitpunkt der Punkrevolte noch als Bierdose in den Tankstellen gestanden haben. Bei diesen identitätslosen drop outs hat sich die Geschichte tatsächlich als Farce wiederholt. Als verspätete Modeopfer konnten sie die Anfänge der mittlerweile in die Jahre gekommenen Düsseldorfer Alt-Altstadtpunks jüngst in der von der örtlichen Kunstschickeria in der dortigen Kunsthalle angerichteten Ausstellung „Zurück zum Beton. Die Anfänge von Punk und New Wave in Deutschland" bestaunen. Ein englischer Rockjournalist hat dieses rasende Nachläufertum einmal als ebenso typisch deutsches wie tragisches Phänomen bezeichnet. Chronische Einfaltslosigkeit trifft den Sachverhalt wohl am ehesten. Als die Mustermänner des deutschen Punk führen sich heute noch die unvermeidlichen „Toten Hosen" auf, die sich - Altbier und Bommerlunder längst zugunsten Fitness abgeschworen - ihr sattsam kultiviertes teutonisches Untergangspathos mittlerweile mehrfach vergoldet haben dürften.

Wie wenig aber diese in Deutschland nicht unterzukriegenden Reminiszenzen mit der einstigen Punkrevolte zu tun haben - deren Anfänge ohnehin eher im New York der frühen siebziger Jahre als in London zu verorten sind - zeigt das Buch des unmittelbar beteiligten Zeitzeugen Jon Savage, das den Wurzeln des Punk nachspürt. Bezugspunkt der britischen Variante des Punk waren einschlägige Vorbilder in den USA. Dort hatte sich im Dunstkreis des berüchtigten New Yorker Live Clubs CBGB's seit 1973/74 eine neue Popkultur herausgebildet. Dabei waren die Stilformen der transatlantischen Vorbilder äußerst vielfältig. Zu nennen sind etwa die mit Hakenkreuzen drapierten und Frauenkleider tragenden Glamour-Trashrocker New York Dolls, die eher intellektuellen als wilden Talking Heads, der nihilistische Richard Hell, die Rimbaud-Epigonin Patti Smith, der poetische Tom Verlaine oder die Bubblegum Punks um die selbsternannten Gebrüder Ramones. *„So wie die Ramones das Tempo von Punk erhöhten, so definierte Amphetamin seinen Geisteszustand"*, beschreibt Savage den Zeitgeist, denn:

„Die Bewegung, die sich um die Sex Pistols herum entwickelte, war die erste echte Weiterführung von Andy Warhols Factory in Großbritannien. Mit den Sex Pistols und vielen ihrer Unterstützern versammelten McLaren und Vivienne Westwood einen ähnlichen Karneval der Unterdrückten und Bohemiens, Prostituierten und Drogenabhängigen, der Genies und der Publicitysuchenden. Diese Teenager veränderten ihre Leben durch Verwandlungen innerhalb eines Pop-Kontextes, indem sie bizarre Kleiderordnungen aufstellten, aus Comics geklaute Pseudonyme benutzten und Amphetamine nahmen."

Dem Sex Pistols-Manager Malcom McLaren kann es zugeschrieben werden, den englischen Ableger der New Yorker Musikerszene situationistisch eingefärbt und in die aufnahmebereite Protestbewegung der Jugend eingespeist zu haben. Keimzelle des britischen Punk bildete der Modeladen „Sex", den Malcom McLaren und die mittlerweile als Modezarin saturierte Vivian Westwood in der Londoner Kings's Road betrieben.

Während Greil Marcus in „Lipstick Traces" den Punk in die Traditionslinie der Wiedertäufer, der maschinenstürmenden Ludditen, der Dadaisten und der Situationisten stellt, hält sich Savage mit kulturtheoretischen Herleitungen eher zurück und bleibt bei den Fakten, d. h. näher an seinem konkreten Fallbeispiel einschließlich des Umfeldes. Anfänglich war der Londoner Punk wenig mehr als ein Sammelbecken von einigen wenigen Insidern, die sich mit allerlei Provokationen außerhalb der gesellschaftlichen Konventionen stellten und dafür von einem verständnislosen Publikum einiges einzustecken hatten. So versetzte z. B. die pressewirksame, gegen die Krönungsfeierlichkeiten von Queen Elisabeth auf der Themse in Szene gesetzte „Anarchy in the UK"-Aktion Teile der patriotisch gesinnten Arbeiterklasse des Königreichs derart in Lynchstimmung, daß sich die verschiedentlich attackierte Gruppe in einer sicheren Absteige versteckt halten mußte. Das spezifisch gruppenbildende und identitätsstiftende Ferment der Revolte war das kollektive Gefühl des Ausgestoßen- und Unterdrücktseins, war die Selbststilisierung als Opfer unerträglicher Verhältnisse in einer bigotten Gesellschaft, einschließlich ihrer ebenso arroganten wie unakzeptablen Rockstars, die - wie z. B. der ausgebrannte Eric Clapton - den westindischen Reggae für sich entdeckten und sich auf der anderen Seite nicht die primitivsten rassistischen Sprüchen verkneifen konnten. Demgegenüber kultivierte ein sich als Avantgarde verstehendes Segment der Großstadtjugend das zynische Selbstbild des heroischen Verlierers, der aber auf der richtigen Seite steht. *„Noise is for Heroes - Music for Zeros"*, so brachten es die Sex Pistols-Konkurrenten The Damned einmal auf den Punkt. Savage, der eine große Zahl der überlebenden Protagonisten der britischen Punkszene interviewt hat, beschreibt den Aufstieg und das gerichtsnotorische Ende der Sex Pistols in allen Verästelungen. Herausgekommen ist ein unterhaltsames Buch, das vor allem an Jugendsubkulturen und Punk interessierten Lesern zu empfehlen ist.

Hartmut Rübner

In Zeiten des world wide web ist es zwar möglich, über alles und jeden Informationen in einem die individuellen Verarbeitungsmöglichkeiten oft genug übersteigenden Maße abzurufen, aber die diesbezügliche Euphorie weicht zunehmend wieder realistischeren Einschätzungen, denen zufolge die vom Menschen in Gang gesetzte Maschinerie individuell vielfach nicht mehr zu bewältigen ist und demzufolge tradierte Medien allen Prognosen zum Trotz ihre Funktion behalten und partiell gar neu gestalten werden. Zu

diesen Medien wird ohne Zweifel auch in Zukunft das klassische bürgerliche Medium des Lexikons, insbesondere in Gestalt des griffbereiten fachorientierten Handlexikons gehören. Es bietet neben dem schnellen Zugriff die Vorteile einer im Idealfall fachlich qualifizierten und auf wesentliche Aspekte konzentrierten Information. Diese Zwecke erfüllt ohne Zweifel ein von **Otfried Dankelmann (Leiter), Johannes Glasneck, Ralf Kessler, Inge Kircheisen, Hartmut Rüdiger Peter und Walter Zöllner unter Mitarbeit von Andreas Girbardt, Ulf Hartmann und Monika Lücke** herausgegebenes **Biographisches Lexikon zur Weltgeschichte. Vom Mittelalter bis zur Gegenwart** (Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag, 2001, 1416 S.). In *„meist knappen, informativen Artikeln"*, die *„vor allem Daten und Fakten verpflichtet"* sind, werden mehr als 2.000 Personen aus den letzen 1.500 Jahren, *„vom Beginn des Mittelalters um 500 bis zur Gegenwart"*, vorgestellt: *„Weltliche Herrscher und Herrscherinnen, geistliche Würdenträger, PolitikerInnen und Militärs, aber ebenso - und zwar in größerem Umfang als gemeinhin üblich - RepräsentantInnen politischer, sozialer, ethnischer und religiöser Strömungen, führende Köpfe nationaler wie internationaler Bewegungen und Organisationen, seien es Regierungschefs oder Diplomaten, Bauern- oder Arbeiterführer, Feministinnen oder StreiterInnen für die Rechte von Minderheiten und indigenen Völkern oder für andere emanzipatorische Ziele. Besonderes Augenmerk gilt den oft als ‚geschichtslos' vernachlässigten Völkern und Reichen der Dritten Welt, ferner den ehemals sozialistischen Ländern und den ihnen nachfolgenden Staaten."* Das solchermaßen in einer kurzen einleitenden Bemerkung skizzierte Lexikon, an dem mehr als siebzig Wissenschaftler mitgearbeitet haben, hat als Leserkreis nicht nur das klassische Fachpublikum, sondern gerade auch interessierte Laien im Auge. Über die Auswahl der vorgestellten Personen kann man, wie es bei einem solchen voluminösen Werk unausweichlich ist, hier und da streiten, auch darüber z.B., warum die Artikel zu Hermann Axen und Walter Ulbricht umfangreicher sind als die zu Michail Bakunin und zu Pjotr Kropotkin, oder warum im Artikel zu István Bibó der Hinweis auf sein in deutscher Übersetzung erschienenes Werk „Die deutsche Hysterie. Ursachen und Geschichte" fehlt oder warum es keinen Artikel zu Buenaventura Durruti gibt, dafür aber z.B. einen zu Juri Gagarin. Da die weitere Auflistung solcher Fragen an dieser Stelle aber müßig ist und insbesondere dem hohen Gebrauchswert des Lexikons keinen Abbruch tut, soll nur noch darauf hingewiesen werden, daß der Band neben Benutzungshinweisen, Abkürzungsverzeichnissen, insbesondere einem solchen zu Institutionen, Organisationen, Parteien und Staaten, im Anhang ein Register nicht nur der in den Texten vorgestellten, sondern auch der ansonsten in den Texten erwähnten Personen enthält.

Der Weltgeist zu Pferde hat einem Teil der seinerzeitigen „teutschen Landen" mit dem Rheinbund nicht nur eine politische Organisationsform gebracht, die, hätte sie denn Bestand gehabt, die für die spätere deutsche Entwicklung zum Nationalstaat so unseligen Auseinandersetzungen zwischen Groß- und Kleindeutschen, zwischen Österreich und Preußen, möglicherweise hätte auffangen können, sondern mit dem „Code Napoléon" auch ein Gesetzeswerk, das auf der Höhe seiner bürgerlichen Zeit war und jetzt in einem Faksimile-Nachdruck der 1808 in Strasbourg unter dem Titel **Napoleons Gesetzbuch. Einzig offizielle Ausgabe für das Königreich Westphalen/Code Napoléon. Édition seule officielle pour la royaume de Westphalie** erschienenen zweisprachigen Originalausgabe wieder vorliegt (Frankfurt am Main: Stroemfeld Verlag, 2001, 1107 S.). Neben dieser offiziellen Ausgabe für das Königreich Westfalen er-

schienen seinerzeit weitere offizielle Ausgaben für die Großherzogtümer Baden, Berg und Würzburg; eine von Paul Johann Anselm Feuerbach entworfene Adaption für das Königreich Bayern trat nicht in Kraft. Der „Code Napoléon", in Frankreich als „Code civil des Françaises" am 21. März 1804 in Kraft getreten und 1807 per Dekret in „Code Napoléon" umbenannt, hat weit über Frankreich hinaus entscheidenden Einfluß auf die bürgerliche Gesetzgebung gehabt. In Deutschland galt der „Code Napoléon" mit seinen fast 2300 Paragraphen in jenen Gebieten, die dem französischen Kaiserreich angehörten, insbesondere in den befreiten linksrheinischen Gebieten, wo er bis 1900 in Kraft blieb, sowie in einigen Rheinbundstaaten. Der „Code Napoléon", der u.a. die Freiheit der Person, die Gleichheit vor dem Gesetz, die Trennung von Staat und Kirche sowie die Freiheit des Eigentums und die Vertragsfreiheit gesetzlich festschrieb, befand sich, so Barbara Dölemeyer in ihrem den historischen Kontext erörternden zweisprachigen Nachwort, *„vollkommen im Einklang mit der neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung des aufbrechenden bürgerlichen Zeitalters"*; er war, indem er den gesetzlichen Rahmen dieses *„bürgerlichen Zeitalters"* bestimmte, nicht nur Ausdruck einer Entwicklung, sondern auch Medium dieser Entwicklung, insofern sich entsprechende bürgerliche Kräfte seiner gegen die fortdauernden restaurativen Mächte argumentativ bedienen konnten. In einigen Rheinbundstaaten ist der „Code Napoléon" seinerzeit auch unter dem Gesichtspunkt eines *„Mittel(s) zur deutschen Rechtseinigung"* diskutiert worden; man kann sogar, so Dölemeyer, von einem *„frühe(n) Versuch europäischer Rechtsvereinheitlichung"* sprechen, der sicherlich *„auch der gesellschaftlichen und politischen Assimilation in dem neuen von Napoleon geschaffenen Staatensystem"* zugute gekommen wäre. Nach dem Sturz Napoleons kam es allerdings auch zu der mittlerweile wohl klassischen deutschen Reaktion auf ungeliebte Bücher; anläßlich einer sogenannten Befreiungsfeier im Oktober 1814 auf dem Feldberg im Taunus übergab ein *„würdiger teutscher Mann"*, ein Hofprediger, *„den Rest des Rheinbundes, diesen Plunder der Hölle, den Code Napoleon der verzehrenden Flamme"*. Zu erwähnen bleibt, daß der Nachdruck eine Bibliographie enthält, die neben den erwähnten offiziellen Übersetzungen noch die privaten und nachnapoleonischen deutschen Ausgaben des „Code Napoléon" sowie Sekundärliteratur erfaßt; beigegeben ist dem Nachdruck zudem eine CD-ROM, die neben dem Nachwort und der Bibliographie ein ebenfalls 1808 in Strasbourg erschienenes, 173 Seiten umfassendes dreisprachiges (dt., frz., lat.) „Alphabetisches Sachenregister" zu der westfälischen Ausgabe des „Code Napoléon" enthält.

Der Nationalismus ist unzweifelhaft die dominierende Ideologie des 19. und 20. Jahrhunderts gewesen; er beherrschte nicht nur konservatives, rechtes und rechtsradikales Denken und Handeln, sondern, entgegen allen vordergründigen Internationalismen, auch sozialistische Strategien und pseudokommunistische Realpolitik. Auch wenn in der Forschung heute weitgehend Konsens darüber besteht, daß der europäische Nationalismus kein originäres Projekt des 19. Jahrhunderts ist, sondern in den Jahrhunderte zuvor einsetzenden Staatsbildungsprozessen und den damit einhergehenden ideologischen und religiösen Auseinandersetzungen und gegenseitigen Abgrenzungen verwurzelt ist, bieten die zeitlich auf die beiden letzten Jahrhunderte begrenzten mehr als einhundert Beiträge der vier, allesamt von **Heiner Timmermann** herausgegebenen und eingeleiteten und aus vier Kolloquien des „Sozialwissenschaftlichen Forschungsinstituts" der „Europäischen Akademie Otzenhausen" hervorgegangenen Bände **Die Entstehung der Nationalbewegung in Europa 1750-1849** (Berlin: Duncker & Humblot,

1993, 317 S.), **Entwicklung der Nationalbewegungen in Europa 1850-1914** (Berlin: Duncker & Humblot, 1998, 506 S.), **Nationalismus und Nationalbewegung in Europa 1914-1945** (Berlin: Duncker & Humblot, 1999, 579 S.) und **Nationalismus in Europa nach 1945** (Berlin: Duncker & Humblot, 2001, 473 S.) einen vorzüglichen Überblick über die Herauskristallisierung und Etablierung nationalistischer Ideologien und Bewegungen in allen europäischen Regionen. *„Nationale Bewegungen"*, so hält Timmermann im einleitenden Beitrag zum ersten der genannten Bände fest, *„sind nicht denkbar ohne den Staat"*; folglich war und ist, wie man zuletzt in den nationalen Befreiungsbewegungen der „Dritten Welt" und in den zusammenbrechenden Staaten des Ostblocks, aber zumindest tendenziell auch in einigen westeuropäischen „Befreiungsbewegungen" wie z.B. des baskischen ETA hat beobachten können, *„der Nationalstaat das Ziel der nationalen Bewegungen"*. Nationalismus hatte und hat unterschiedliche Ursachen: soziale, politische, kulturelle und religiöse Aspekte vermischen sich und gehen insbesondere dort, wo reale oder imaginierte „Fremdherrschaft" eine die jeweils eigene kollektive Identität - so imaginär sie auch sein mag - herausfordernde Rolle spielt, eine explosive Mischung ein. Es sind, wie nicht nur das Beispiel der deutschen Idealisten und Romantiker zeigt, vorwiegend Intellektuelle, die zum kollektiven ideologischen Organisator nationalistischer Stimmungen und Strömungen werden; der Nationalismus ist der Geburtsort des in seiner Wirksamkeit oft genug fatal unterschätzten Rechtsintellektualismus, der in seinen Auswirkungen bis weit hinein in die vorgeblich linken Befreiungsbewegungen der Dritten Welt reicht. Der Großteil der Beiträge in den vier Bänden, die einzeln auch nur vorzustellen an dieser Stelle unmöglich ist, beschäftigen sich mit konkreten nationalistischen Bestrebungen und Bewegungen, so im ersten Band mit solchen „geteilter Völker" (Deutschland, Österreich, Italien, Polen), Rußlands und „kleinerer Völker", in den beiden folgenden Bänden mit solchen in Mittel-, Ost-, Süd-, West- und Nordeuropa und im abschließenden Band mit nationalistischen Strömungen im ostdeutschen und osteuropäischen Kommunismus sowie mit die (west)europäischen Einigungsbestrebungen konterkarierenden nationalistischen Strömungen, so z.B. auch mit dem *„deutsche(n) Wiedervereinigungsgeschehen 1989/90 als nationaldemokratische Revolution"* (Helmut Zwahr). Neben diesen quantitativ dominierenden Beiträgen zu konkreten Bewegungen und ideologischen Strömungen finden sich auch einige allgemeine Beiträge, so z.B. ein vergleichender Überblick über „Programme und Forderungen nationaler Bewegungen" von Miroslav Hroch und ein auf die deutsche Entwicklung konzentrierter Beitrag über den Zusammenhang von „Nationalbewegung und Industrialisierung" von Hans-Werner Hahn im zweiten sowie eine „resümierende Betrachtung" über „Nationalismus und Geistesgeschichte" von Gerhard Schulz im dritten Band. Ohne behaupten zu wollen, daß die Problematik oder gar die Geschichte der europäischen Nationalismen der beiden letzten Jahrhunderte in den vier Bänden umfassend und erschöpfend behandelt worden seien - insbesondere zu den außereuropäischen Auswirkungen europäischer Nationalismen hätte man sich einige Beiträge gewünscht - kann man doch festhalten, daß die Beiträge nicht nur in problemorientierter, sondern auch in historiographischer Hinsicht im engeren Sinne eine bemerkenswerte Einführung in die Geschichte und Geschichten europäischer Nationalbewegungen bieten.

In den Jahren 1984 bis 1993 erschien in Paris, herausgegeben von Pierre Nora, das siebenbändige Werk „Les Lieux de mémoire", in dem anhand realer und symbolischer „Orte" französische Geschichte im Hinblick auf Konstruktion und Wirksamkeit kol-

lektiver Erinnerungen betrachtet und analysiert wurde. Von diesem Beispiel haben sich **Etienne François** und **Hagen Schulze** zu dem von ihnen herausgegebenen dreibändigen Werk **Deutsche Erinnerungsorte** (München: Verlag C.H. Beck, 2001, Band I: 725 S.; Band II: 739 S.; Band III: 784 S.) inspirieren lassen. Nach langjährigen Vorbereitungen, einem Kolloquium am Centre Marc Bloch in Berlin und einem das Projekt begleitenden mehrjährigen Hauptseminar an der FU Berlin haben sich schließlich mehr als hundert Autoren an diesem Projekt beteiligt, das ihnen, so heißt es im Vorwort, *„viel an ungewöhnlichen Sicht- und Darstellungsweisen abverlangt hat"*. Und in der Tat entspricht das, was dem Leser in den, neben der Einleitung der beiden Herausgeber und einem Nachwort von Pierre Nora, insgesamt 121 Essays geboten wird, nicht unbedingt dem, was er ansonsten von deutscher akademischer Geschichtsschreibung in zumeist recht trockener Hausmannskost gewohnt ist. Das hängt ursächlich damit zusammen, daß dem Konzept des Werkes zufolge nicht so sehr „harte Fakten" und „objektive" Erkenntnisse, sondern „weiche Fakten" subjektiv vermittelter kollektiver Erinnerungen im Zentrum der Beiträge stehen. Erinnerungen sind zwar grundsätzlich immer subjektiv, zugleich aber ganz wesentlich geprägt von sozialen, politischen und kulturellen Milieus auf lokaler, regionaler, nationaler und durchaus auch internationaler Ebene sowie entsprechenden Gruppen und Gemeinschaften. Kollektive Erinnerungen in diesem Sinne sind nicht nur passive Spiegelungen vergangener Ereignisse, sondern auch ein aktivistisches Moment in der Konstituierung von sozialen, politischen und kulturellen Realitäten; kollektive Erinnerungen haben somit entscheidenden Einfluß auf Gegenwart und Zukunft. Dem Konstituierungsprozeß kollektiver Erinnerungen, den realen und symbolischen, materiellen und immateriellen „Orten" dieser Erinnerungen und den Auswirkungen und Einflüssen dieser Erinnerungen nachzuspüren und auf die Spur zu kommen, ist das Anliegen der in den drei Bänden versammelten Beiträge. In Deutschland, so glauben die Herausgeber in der Einleitung feststellen zu können, verläuft *„bei allen europäischen Gemeinsamkeiten die Beschäftigung mit der Vergangenheit doch anders"*. Dies sei begründet, so heißt es weiter, zum ersten in *„den erinnerungsgeschichtlichen Konsequenzen des Nationalsozialismus und des Völkermordes von Deutschen"*, zum zweiten in den *„Konsequenzen der Wiedervereinigung"* und zum dritten schließlich *„in der ebenso erfreulichen wie paradoxen Konstellation, daß die Neuformierung Deutschlands als Nationalstaat mit der Erneuerung Europas und mit einer neuen Etappe im Prozeß der europäischen Einigung zusammenfiel"*. Es sind auf diesem Hintergrund drei Kriterien, von denen sich die Herausgeber bei der Auswahl der Themen haben leiten lassen: Chronologisch haben sie den Schwerpunkt auf das 19. und 20. Jahrhundert gelegt, bei der bis heute zu Konfusionen anregenden Bestimmung dessen, was „deutsch" oder „Deutschland" ist oder sein soll, haben sie sich dazu entschlossen, diese Begriffe *„im Sinne der jeweiligen Epoche zu gebrauchen"* und schließlich sollte *„jede Form der Hierarchie zwischen ‚bedeutenden' und ‚trivialen' Themen vermieden"* werden. Insbesondere legen sie auch Wert darauf, daß das Unternehmen *„kein sinnstiftendes oder staatstragendes Projekt"* ist. In der Tat werden in den Beiträgen zwar zahlreiche „Erinnerungsorte" thematisiert, die zu solcherlei Zwecken ge- und mißbraucht worden sind, aber die unter den Stichworten „Reich", „Dichter und Denker", „Volk", „Erbfeind" „Zerrissenheit", „Schuld" (Band 1), „Revolution", „Freiheit", „Disziplin", „Leistung", „Recht", „Die Moderne" (Band 2), „Bildung", „Gemüt", „Glaube und Bekenntnis", „Heimat", „Romantik" und „Identitäten" (Band 3) versammelten „Orte" verweisen darauf, daß eine entsprechende sinnstiftende Verdichtung sich eher in einem Prozeß der sozialen Diffusion aufzulösen

scheint. Ob - um nur einige wenige Stichworte zu nennen - „Kampf um Rom", Goethe, „Bolschewik", Volkswagen, Pietismus, Auschwitz, Bismarck, Rosa Luxemburg, Professor Unrat, „'goldenes' Handwerk", Bundesliga, Wyhl, Marlene Dietrich, Königin Luise, Karl May, Hausmusik, Schrebergarten, Karneval, deutscher Wald oder auch Karl Marx: Identitäten lassen sich daraus allenfalls in redundanter Form zusammenbasteln, zusammen gelesen ergibt sich eher ein Bild vielfach gebrochener Erinnerungsrealitäten und Erinnerungsmöglichkeiten und die daraus resultierende Einsicht, daß eben nicht zusammenwächst, was nicht zusammengehört. Zu erwähnen ist, daß allen Beiträgen Literaturhinweise beigegeben sind und daß sich im dritten Band ein umfangreiches Personenregister für alle drei Bände findet. Hinzuweisen bleibt an dieser Stelle noch auf den von **Constanze Carcenac-Lecomte, Katja Czarnowski, Sybille Frank, Stefanie Frey** und **Torsten Lüdtke** herausgegebenen Band **Steinbruch. Deutsche Erinnerungsorte** (Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag, 2000, 301 S.), dessen insgesamt sechzehn Beiträge aus dem anfangs erwähnten mehrjährigen, das Gesamtprojekt begleitenden Seminar an der FU Berlin hervorgegangen sind. Im Anschluß an einen einleitenden Beitrag der Mitherausgeberin Constanze Carcenac-Lecomte über „Pierre Nora und ein deutsches Pilotprojekt" folgen im zweiten Kapitel Beiträge über „Heroen, Heilige und andere" (darunter Maria Sibylla Merian, Gottfried Wilhelm Leibniz, Königin Luise, Karl May und Rosa Luxemburg), im dritten Kapitel Beiträge über „Alte Metropolen", im vierten solche über den „Brennpunkt Berlin" und den Abschluß macht ein Beitrag von Gerrit Leerhoff über „Das Mittelalterbild der deutschen Nationalgeschichtsschreibung im 19. Jahrhundert", d.h. über eine Phase deutscher Geschichtsschreibung, in der viele geschichtswirksam gewordene kollektive Mythen mit politischer Absicht erst konstruiert worden sind. Ein kurzes Nachwort informiert schließlich über den Werdegang dieses *„studentische(n) Projekt(s)"*, dessen Erträge sich als Ergänzung zum dreibändigen Hauptwerk lesen lassen. Zum Abschluß sei noch auf einen Sammelband hingewiesen, dessen Autoren darauf aufmerksam machen wollen, daß das Konzept der „Lieux de mémoire" bzw. der „Erinnerungsorte" bisher zwar hauptsächlich nationalgeschichtlich angelegt ist, daß es aber durchaus möglich ist, dieses Konzept über eine solche geographische Einengung hinaus zu erweitern. Dementsprechend versammelt der von **Jacques Le Rider, Moritz Csáky** und **Monika Sommer** herausgegebene Band **Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa** (Innsbruck/Wien/München/Bozen: Studien Verlag, 2002, 208 S.) Beiträge, in deren Zentrum die einstmals von Österreich-Ungarn und Deutschland und später zu großen Teilen von der Sowjetunion dominierte *„mittel- beziehungsweise zentraleuropäische Region"* steht, und *„die von Sachsen und Polen bis nach Kroatien und Slowenien über Wien, Budapest und die Bukowina einige wesentliche europäische Erinnerungsorte"* erkunden (darunter Beiträge über „polnische Helden", den Danziger Artushof, Czernowitz, Dresden/Leipzig und Wien). Hervorgegangen aus einem Workshop im Kontext des Forschungsprogramms „Orte des Gedächtnisses" an der „Österreichischen Akademie der Wissenschaften", gehen die Beiträge dieses Bandes von einer, wie es im Vorwort heißt, *„leicht verifizierbaren Arbeitshypothese aus: Sie besagt, daß die in Erinnerungsorten versammelten Identifikatoren prinzipiell von transnationaler Provenienz und Relevanz sind - trotz der Tatsache, daß sie immer wieder national vereinnahmt wurden und werden"*. Mit dieser Hypothese, die auf dem Hintergrund der zumindest ehemals ethnisch-kulturellen und sprachlichen Heterogenität Mitteleuropas gewachsen ist, wollen Herausgeber und Autoren den auf *„die Frage der Konstruktion nationaler Identitäten konzentriert(en)"* Ansatz ergänzen und auch korrigieren, wobei

sie ein *„mit einem Kosmopolitismus"* verschränktes *„kulturell kodiertes Europabewußtsein"* im Auge haben. Ein daraus konsequenterweise sich ergebendes transnationales Projekt zu „Europäischen Erinnerungsorten" wäre dann, nachdem mehrbändige Werke zu Frankreich, Deutschland und Italien bereits vorliegen, in der Tat ein solches, das dem aktuellen *„Renouveau nationaler Mythen"* in kritisch reflektierter „identitätsstiftender" Absicht möglicherweise entgegenarbeiten könnte.

Die zunehmenden antisemitischen Eskapaden auch in etablierten politischen und sogenannten intellektuellen Milieus lassen vermuten, daß - analog zum in beiden deutschen Nachfolgestaaten inszenierten pädagogischen Antifaschismus - auch der daran anknüpfende pädagogische Anti-Antisemitismus, der oft genug ein bloßer unreflektierter Philosemitismus und insofern ein umgestülpter Antisemitismus war, seine gewünschte Funktion verfehlt hat. Die offensichtlich als pädagogisch wertvoll erachtete unmittelbare Anbindung des Antisemitismus an das deutsche Projekt „Endlösung" hat wohl in weiten Kreisen zu dem Mißverständnis geführt, daß von Antisemitismus im eigentlichen Sinne erst dann die Rede sein könne, wenn systematischer Mord und Totschlag vorliegt. Die auf entsprechende Kritik und Aufklärung mit ungläubigem Erstaunen reagierenden antisemitischen Biedermänner und -frauen mit ihrer weit in sogenannte progressive Kreise hineinreichenden, vorerst noch eher insgeheimen Zustimmung zu aktuellen antisemitischen Auswüchsen lassen vermuten, daß jenseits aller individuell unterschiedlich ausgeprägten verdrucksten Verlogenheit die Geschichte des europäischen Antisemitismus allenfalls als eine Aneinanderreihung von einzelnen Ereignissen, aber nicht als konstitutive Vorgeschichte des Projekts „Endlösung" wahrgenommen wird; auch dort, wo einzelne Ereignisse - Verfolgungen, Ausweisungen, Pogrome - kritisch beleuchtet and verurteilt werden, stoßen Versuche, das Projekt „Endlösung" als eine zwar nicht zwanghafte, aber doch logische Konsequenz aus der europäischen Tradition antisemitischen Denkens und Handelns zu erklären, weitgehend auf ein vornehmes Desinteresse. Statt dessen werden zunehmend über Jahrhunderte hinweg tradierte Vorurteile in neuen und manchmal durchaus überraschenden Konstellationen neu belebt, oft genug in Verbindung mit einer als Antizionismus verklausulierten Kritik an der Politik israelischer Regierungen und einer gleichzeitigen Solidarisierung mit palästinensischen Gruppierungen, die nach wie vor mit terroristischen Mitteln an dem Projekt der Zerstörung des Staates Israel arbeiten. Angesichts der Tatsache, daß der gemeine Antisemit, wie oft genug festgestellt wurde, zur Etablierung und Festigung seiner antisemitischen Imaginationen des konkreten Juden gar nicht bedarf und somit einer rationalen Argumentation in der Regel nicht zugänglich ist, stellt sich immer wieder aufs Neue die Frage, mit welchen Mitteln diesem mörderischen Phantasma beizukommen ist. Ob und inwieweit wissenschaftlich fundierte Aufklärung einen nennenswerten Beitrag zur radikalen Destruktion antisemitischer Phantasmen leisten kann, sei einmal dahingestellt; fraglos aber gilt, daß Aufklärung immer auch historische Aufklärung sein muß - in diesem Fall historische Aufklärung über die Geschichte des Judentums und die Geschichte der antisemitischen Traditionen. Das von **Elke-Vera Kotowski, Julius H. Schoeps** und **Hiltrud Wallenborn** herausgegebene zweibändige **Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa** (Darmstadt: Primus Verlag, 2001, Band 1: Länder und Regionen, 511 S.; Band 2: Religion, Kultur, Alltag, 507 S.) will, so heißt es in der kurzen Vorbemerkung, *„einen Überblick über die zweitausendjährige Geschichte der Juden auf europäischem Boden geben"* und dabei *„sowohl die inneren Entwicklungen der jüdischen Gemeinschaft als auch die Beziehungen zwischen*

den Juden und der sie umgebenden christlichen bzw. muslimischen Gesellschaft" darstellen und analysieren. Es ist angesichts der Vielzahl der Beiträge unmöglich, auch nur ansatzweise im einzelnen darauf einzugehen. Allein der erste Band enthält in vier regional strukturierten Kapiteln („Mitteleuropa", „Ostmitteleuropa und Osteuropa", „Südeuropa und Südosteuropa", „Westeuropa und Nordeuropa") insgesamt 21 Beiträge, darunter alleine vier zur Geschichte der Juden in Deutschland vom Hochmittelalter bis in die Jetztzeit; insgesamt wird tatsächlich der gesamte europäische Raum in Länderdarstellungen, wobei in einigen wenigen Fällen mehrere Länder zusammengefaßt werden, abgedeckt, so daß man am Ende einen vorzüglichen Überblick über die Geschichte der Juden in Europa gewonnen hat. Der zweite Band enthält 34, in sieben Kapitel unterteilte Beiträge („Binnenstruktur", „Religion", „Kulturelle Entwicklung", „Geistige Entwicklung", „Die Juden und die christliche Gesellschaft", „Judenfeindschaft", „Nationalismus, Kosmopolitismus, Internationalismus") zu u.a. folgenden Themen: demographische Entwicklung der Juden in Europa, Siedlungsformen, soziale und wirtschaftliche Strukturen der jüdischen Gemeinden , Stellung der Frauen und Bedeutung der Familie im Judentum, jüdische Mystik und Messiaserwartungen, jüdische Literatur, Kunst, Architektur und Musik, jüdische Aufklärung, jüdische Presse, rechtliche Stellung der Juden in christlichen Gesellschaften und Emanzipation der Juden, traditioneller Antijudaismus und moderner Antisemitismus, Shoa und Antisemitismus nach 1945 und schließlich zionistische Bewegung und jüdische Arbeiterbewegung. Beide Bände enthalten zur vertiefenden Beschäftigung anregende thematisch sortierte Auswahlbibliographien, in Band 2 findet sich zusätzlich ein Glossar, ein Abkürzungsverzeichnis und ein Personenregister für beide Bände. In Ergänzung zu diesen beiden Bänden läßt sich das von **Julius H. Schoeps** und **Hiltrud Wallenborn** herausgegebene, auf fünf Bände angelegte Werk **Juden in Europa. Ihre Geschichte in Quellen** lesen, von dem unter dem Titel **Von den Anfängen bis zum späten Mittelalter** der erste Band vorliegt (Darmstadt: Primus Verlag, 2001, 309 S.). Die Bände wollen, so heißt es in der Vorbemerkung, *„anhand von ausgewähltem Quellenmaterial wichtige Ereignisse, politische Strukturen, religiöse und geistige Entwicklungen sowie wirtschaftliche und soziale Zusammenhänge der Geschichte der Juden in Europa dokumentieren"*. Die in drei Kapitel präsentierten Quellen des vorliegenden Bandes reichen von den „Anfänge(n) des europäischen Judentums" (Quellen 1 - 43), mit einigen wichtigen Texten aus der Hebräischen Bibel sowie Texten aus hellenistischer und römischer Zeit, über „Die Juden in Mittel- und Westeuropa bis 1350" (Quellen 44 - 100), mit Texten aus dem jüdischen Gemeindeleben und solchen zu kirchlichem Judenrecht und christlichem Antijudaismus, bis zur Geschichte der „Juden auf der Iberischen Halbinsel bis zur Ausweisung von 1492" (Quellen 101 - 140), u.a. mit religionsphilosophischen und mystischen Texten sowie Dokumenten der Verfolgung. Neben einer ausführlichen Einleitung der Mitherausgeberin Hiltrud Wallenborn zur Geschichte der Juden in der fraglichen Zeit enthält der Band im Anhang ein Glossar, ein Abkürzungsverzeichnis, ein Personenregister und insbesondere ein ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis. Beide Werke, das „Handbuch" und - nach Abschluß - die Quellendokumentation werden wohl für längere Zeit als Standardwerke zur Geschichte der Juden in Europa zählen.

In Ergänzung zu den im letzten ARCHIV vorgestellten Bänden 1 - 4 der von **Stefi Jersch-Wenzel und Reinhard Rürup** herausgegebenen **Quellen zur Geschichte der Juden in den Archiven der neuen Bundesländer** soll hier auf den in der Zwischen-

zeit erschienenen **Band 6. Stiftung „Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum", Teil I und Teil II. Bearbeitet von Barbara Welker unter Mitarbeit von Bernd Braun, Bettina Fischer, Dagmar Giesecke, Miriam Goldmann, Andreas Grape, Sabine Hank, Gesa Heinrich, Kathrin Paesch und Diana Schulle. Redaktion: Bernd Braun, Manfred Jehle** (München: K.G. Saur Verlag, 2001, 2 Bde., 948 S.) hingewiesen werden. Im Gegensatz zu den Bänden 1 - 5 des Gesamtwerkes, in denen die entsprechenden Bestände zur Geschichte der Juden in staatlichen Archiven verzeichnet wurden, erfaßt der Band 6 den Gesamtbestand des Archivs des Centrum Judaicum, das nur Materialien zur Geschichte der deutschen Juden enthält, so daß es sich bei den beiden Teilbänden letztlich um ein Findbuch handelt. Das 1990 gegründete Archiv des Centrum Judaicum basiert im wesentlichen auf Beständen des 1905 gegründeten „Gesamtarchivs der deutschen Juden", das sich seinerzeit, so die Herausgeber im Vorwort, *„zum Ziel gesetzt (hatte), die historische Überlieferung jüdischer Gemeinden, Verbände und Vereine zu sammeln und wissenschaftlich auszuwerten"*. Nach dem Krieg, den die von den Nationalsozialisten beschlagnahmten Akten weitgehend unbeschadet überstanden, kam ein Teil des 1950 an die Jüdische Gemeinde Berlin übergebenen Materials in den Besitz der „Central Archives for the History of the Jewish People" in Jerusalem, ein anderer in den Besitz des „Zentralen Staatsarchivs der DDR" in Potsdam (dieser Teil wurde 1996 dem Centrum Judaicum übergeben). Der erste Teilband verzeichnet die Akten von 400 jüdischen Gemeinden in Deutschland, die allesamt aus dem Bestand des ehemaligen „Gesamtarchivs" stammen, der zweite Teilband verzeichnet die ebenfalls aus dem „Gesamtarchiv" stammenden Materialien zur Geschichte von Rabbinaten, Gemeindeverbänden und Organisationen sowie Nachlässe und Sammlungen, die in späteren Zeiten erworben wurden. Der Schwerpunkt der gesammelten Materialien liegt in zeitlicher Hinsicht im wesentlichen auf dem 18. und 19., weniger auf dem 20. Jahrhundert. In inhaltlicher Hinsicht, so die Herausgeber, *„tritt in den Beständen... die ganze Vielfalt jüdischen Lebens, insbesondere des jüdischen Gemeindelebens, in Erscheinung. Das betrifft die Organisation der Gemeinden ebenso wie die religiösen und politischen Auseinandersetzungen, die Selbsthilfeeinrichtungen, das Bildungswesen und vieles andere mehr."* Allerdings, so fügen die Herausgeber hinzu, sollte berücksichtigt werden, daß bei entsprechenden Forschungen gegebenenfalls auch auf die etwa gleich umfangreichen Materialien aus dem ehemaligen „Gesamtarchiv" zurückgegriffen werden muß, die sich heute in Jerusalem befinden. Zu erwähnen bleibt schließlich noch, daß der Band neben dem erwähnten Vorwort der Herausgeber Hinweise für Benutzer, ein Verzeichnis der heutigen Namen einiger Gemeindebestände, ein Abkürzungsverzeichnis, einen kurzen Beitrag von Hermann Simon und Barbara Welker über „Das Archiv der Stiftung ‚Neue Synagoge Berlin - Centrum Judaicum'" sowie jeweils ein umfassendes Personenregister, Ortsregister und Institutionen-, Organisationen- und Unternehmensregister enthält.

Nachdem gegen Ende des 18. Jahrhunderts auch in Preußen erste zaghafte Diskussionen über die andernorts bereits proklamierte Emanzipation der Juden und entsprechende Reformen der restriktiven Judengesetzgebung eingesetzt hatten, wurde schließlich am 11. März 1811 das „Edikt, betreffend die bürgerlichen Verhältnisse der Juden in dem Preußischen Staate" erlassen, das die preußischen Juden für *„Einländer und preußische Staatsbürger"* erklärte. Bis dahin geltende Aufenthalts-, Handels- und Gewerbebeschränkungen wurden aufgehoben und Juden wurden fortan zu akademischen Lehr- und Schulämtern sowie Gemeindeämtern zugelassen; allerdings wurde die

Zulassung zu *„anderen öffentlichen Bedienungen und Staatsämtern"* offen gelassen und die diesbezüglich vorgesehene spätere gesetzliche Regelung wurde tatsächlich nie umgesetzt. *„Es gibt"*, so **Barbara Strenge** in der Einleitung ihrer auf einer Dissertation beruhenden Arbeit **Juden im Preußischen Justizdienst 1812-1918. Der Zugang zu den juristischen Berufen als Indikator der gesellschaftlichen Emanzipation** (München/New Providence/London/Paris: K.G. Saur Verlag, 1996, 393 S.), *„in der Geschichte der Judendiskriminierung wenige Grundsätze, die historisch so weit zurückreichen und so lange weiterbestanden wie der, daß den Juden jedwede ‚obrigkeitliche' Funktion über Christen vozuenthalten sei."* Auch die gesetzliche Fortschreibung des mit dem Edikt von 1811 in die Wege geleiteten Emanzipationsprozesses in den preußischen Verfassungen von 1848 und 1850, dem Gleichstellungsgesetz von 1869 und nach der Reichsgründung von 1871 brachte diesbezüglich, wie Strenge in den fünf Kapiteln ihrer Arbeit im historischen Verlauf (1812-40er Jahre; 1848/49-1869; Reichsgründung und 80er Jahre; 90er Jahre; frühes 20. Jahrhundert) detailliert aufzeigt und nachweist, keine wirkliche Änderung der weiterhin geübten restriktiven Praxis gegenüber jüdischen Anwärtern auf Staatsämter. Es war die tradierte antisemitische Differenzierung zwischen Christen und Juden, die das staatliche Verhalten gegenüber Juden bestimmte; diese hatten - abgesehen von den Restriktionen, die sich aus sozialer Herkunft und politischer Gesinnung ergaben - letztlich nur dann eine Chance, auch höhere Posten im Staatsdienst übernehmen zu können, wenn sie sich taufen ließen und damit den offiziösen *„Nachweis für eine völlige Eingliederung in die ‚nationale Kulturgemeinschaft'"* zu liefern bereit waren. Emanzipation der Juden im preußischen Sinne bedeutete Aufgabe der jüdischen Identität und Übertritt zur protestantischen „Staatskonfession" - diese preußische Emanzipation war somit nichts anderes als organisierte Verhinderung einer wirklichen Emanzipation im Sinne einer von jeglichen religiösen und sonstigen Differenzen absehenden Gleichstellung; im preußisch-protestantischen Staat, der das Judentum als gleichberechtigte Religion überhaupt nicht und den Katholizismus immerhin als „privilegierte" und somit staatlicher Subventionen für würdig befundene Religionsgemeinschaft anerkannte, war die *„Überlagerung und Verzahnung des Religiösen und Säkularen"* so stark, daß bis 1918 letztlich nicht einmal von einem säkularen Staat im modernen Sinne gesprochen werden kann. *„Bis zum Ende des wilhelminischen Kaiserreichs"*, so Strenge zusammenfassend, *„bestand mit der restriktiven Anstellungspraxis preußischer Regierungsbehörden gegenüber Juden im Justizdienst wie auch in der allgemeinen Staatsverwaltung, dem Heer und im Bereich Bildung/Erziehung eine ungebrochene Kontinuität in der Zurücksetzung jüdischer Beamtenanwärter."* Es war schließlich am ehesten noch der Justizdienst, *„in dem sich jüdischen Staatsdienstbewerbern die vergleichsweise größten Chancen für eine höhere Beamtenlaufbahn im preußischen Staat boten"*, auch wenn diese Chancen, verglichen mit denen christlicher Bewerber und abhängig von der Rangordnung, für nicht getaufte Juden eher minimal waren. Eine gewisse Ausnahme bildete nach der Freigabe im Jahre 1878 der Beruf des Rechtsanwalts, der konsequenterweise von vielen jüdischen Juristen ergriffen wurde. Es ist nicht verwunderlich, daß dies umgehend, beginnend mit einem Artikel über den „jüdischen Referendarius" in der „Schlesischen Volkszeitung" im Jahre 1878, von Antisemiten aufgegriffen wurde, um gegen das von ihnen imaginierte *„Eindringen der Juden in die Justiz"* zu polemisieren, eine Polemik, die, so Strenge, zu einer *„festen verbalen demagogischen Größe innerhalb der antisemitischen Agitation der folgenden Jahrzehnte"* wurde. Tatsächlich waren es die treuen Staatsdiener, die mit ihren religiös, aber auch sozial und politisch fundierten verfas-

sungswidrigen Restriktionen gegenüber den Juden dieses *„Eindringen der Juden in die Justiz"* im besonderen und den Staatsdienst im allgemeinen zu verhindern wußten. Ein Staat, der seine eigenen Verfassungsbestimmungen nicht ernst nahm und somit ein - gelinde gesagt - defizitäres Demokratieverständnis zeigte, auf der einen Seite und politisch organisierte Antisemiten, die den Juden eben das unterstellten, was der Staat ihnen effektiv verwehrte, auf der anderen Seite, ergänzten sich in der Verhinderung von wirklicher Emanzipation gegenseitig.

Der Antisemitismus gehörte in mentaler und ideologischer Hinsicht zu den im negativen Sinne wirkungsmächtigsten Erscheinungen des wilhelminischen Kaiserreiches. Im Kontext des neu gegründeten deutschen Nationalstaates unter preußisch-protestantischer Führung wurde der nunmehr weniger religiös, sondern vielmehr biologisch-rassistisch begründete Antisemitismus zu einem wesentlichen Bestandteil eines auf der Basis des neuen Staates erneuerten völkischen Nationalismus. Die völkische Identität wurde dabei vielfach - einmal abgesehen von einem seit den neunziger Jahren allerdings ausufernden extremen völkischen Vereins- und Sektenwesen - weniger positiv, sondern stärker negativ, über ideologische und durchaus auch alltagspraktische Ausgrenzungsstrategien durchgesetzt, von der unter anderen Vorzeichen auch die ultramontanen Katholiken und die sozialdemokratischen „vaterlandslosen Gesellen" betroffen waren. Es mag an diesem über Exklusion sich konstituierenden völkischen Nationalismus gelegen haben, daß mit einem explizit antisemitisch argumentierenden Programm antretende Parteien und Organisationen bei den Wahlen in der Zeit des Kaiserreiches *„im Schnitt... nur drei Prozent Wählerstimmen"* erhielten, auch wenn diese *„Drei-Prozent-Bewegung über fünfundzwanzig Jahre hinweg, zwischen 1887 und 1912, in verschiedensten protestantischen Regionen Deutschlands absolute Mehrheiten gefunden hat"*. **Stefan Scheil** geht in seiner Arbeit **Die Entwicklung des politischen Antisemitismus in Deutschland zwischen 1881 und 1912. Eine wahlgeschichtliche Untersuchung** (Berlin: Duncker & Humblot Verlag, 1999, 400 S.) davon aus, daß sich der moderne biologisch-rassistisch argumentierende Antisemitismus *„als ein Bestandteil des deutschnationalen Bewußtseins begreifen läßt, das nach der Reichsgründung entstand und spätestens Ende der 1870er Jahre weit genug entwickelt und verbreitet war, um politisch wirksam zu werden"*. Es versteht sich von selbst, daß dieser im engeren Sinne politische Antisemitismus, der seine Heimat in Organisationen wie der „Christlichsozialen Partei", der „Deutschsozialen Partei", dem „Deutschsozialen Reformverein", der „Deutschen Reformpartei", der „Antisemitischen Volkspartei" oder dem „Deutschen Volksbund" fand, auch in anderen Organisationen (z.B. „Alldeutscher Verband", „Bund der Landwirte", „Bund der Industriellen", „Deutschkonservative", „Nationalliberale") zu finden war, einmal ganz abgesehen davon, daß ein in weiten Kreisen der Bevölkerung verbreiteter religiös, rassistisch oder völkisch fundierter Antisemitismus nicht mit der Mitgliedschaft in solchen Organisationen oder ihrer Wahl konform gehen mußte. Von daher werfen die von Scheil in zahllosen tabellarischen Übersichten detailliert dokumentierten und kommentierten Wahlergebnisse eher die Frage auf, unter welchen gesellschaftlichen Bedingungen eine explizit antisemitisch argumentierende Politik in der Lage ist, die mehr oder minder diffusen antisemitischen Ideologiekonstrukte zu konzentrieren und politisch mehrheitsfähig zu gestalten; in dem von Scheil behandelten Zeitraum war dies noch nicht möglich, auch wenn die in Wahlergebnissen sich niederschlagende politische Repräsentanz zweifellos keinerlei Rückschlüsse auf den tatsächlich existierenden Antisemitismus in der wilhelminischen Ge-

sellschaft zuläßt. Hinzuweisen bleibt noch darauf, daß die Arbeit eine ausführliche Liste von Mandatsträgern antisemitischer Parteien und Verbände sowie im Anhang einen tabellarischen Überblick über antisemitische Kandidaturen bei den Reichstagswahlen zwischen 1881 und 1912 sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis und einen Sach- und Personenindex enthält.

Angesichts der hierzulande so gerne beschworenen deutsch-jüdischen Symbiose könnte man erwarten, daß die Beschäftigung mit der Geschichte dieser Symbiose auch in akademischen Fachkreisen ein geradezu blühendes Gewerbe sein müßte. Daß dem insbesondere nach 1945 lange Zeit nicht so war, mag in einer unterschiedlich motivierten Abwehrhaltung gegenüber einer Beschäftigung mit dem deutschen Projekt „Endlösung der Judenfrage", insbesondere mit dessen Vorgeschichte und somit auch mit der Zeit, für die diese Symbiose so gerne beschworen wird, begründet sein, wobei sicherlich die zwar unbewußt, aber aus gutem Grunde Schuldgefühle weckende deutsche Phantasmagorie einer mehr herbeiphantasierten als von irgendjemandem real zugeschriebenen deutschen Kollektivschuld eine nicht unerhebliche Rolle gespielt haben dürfte. So ist es nicht weiter verwunderlich, so **Andreas Gotzmann, Rainer Liedtke und Till van Rahden** in der Einleitung des von ihnen herausgegebenen Bandes **Juden, Bürger, Deutsche. Zur Geschichte von Vielfalt und Differenz 1800-1933** (Tübingen: J.C.B. Mohr [Paul Siebeck], 2001, 444 S.), daß die Beschäftigung mit jüdischer Geschichte hierzulande bis heute *„vor allem von Historikern getragen (wird), die auf keine akademische Ausbildung im Bereich der Jüdischen Geschichte zurückgreifen können"*. Auch wenn in den letzten Jahren eine zunehmende Beschäftigung mit der Shoah und in diesem Kontext mit der Geschichte des Antisemitismus sowie - vielfach auf lokaler und regionaler Ebene - mit sozial- und kulturgeschichtlichen Aspekten jüdischer Geschichte in Deutschland festzustellen ist, ist diese *„im Rahmen der deutschen Geschichtswissenschaft immer noch kein selbstverständlicher Gegenstand historischen Interesses"*, so daß man *„vor allem innerhalb der Geschichtswissenschaft kaum von einer Institutionalisierung sprechen"* kann. Zu den Institutionen, die sich im Hinblick auf die Erforschung der deutsch-jüdischen Geschichte außerordentliche Verdienste erworben haben, gehört in erster Linie das Leo Baeck Institut, in dessen „Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen" zahlreiche bahnbrechende Einzelstudien sowie thematische Sammelbände erschienen sind, darunter auch die beiden hier anzuzeigenden Bände. Der Band „Juden, Bürger, Deutsche", angestoßen durch eine Reihe von Tagungen zum Thema „Jüdisches Bürgertum in Deutschland" zwischen 1995 und 1998, will, ausgehend von der bemerkenswerten Tatsache, daß *„die seit den 1980er Jahren florierende Bürgertumsforschung (mit einigen wenigen, neueren Ausnahmen) das jüdische Bürgertum bisher fast vollständig (ignorierte)"*, in exemplarischen Beiträgen *„die Spannung zwischen rechtlicher Egalität und Ausgrenzung, zwischen kultureller Homogenität und Selbstbestimmung ebenso wie das das Wechselspiel von Anpassung und Eigenständigkeit ins Zentrum des Interesses"* rücken. Im Anschluß an einen Überblicksartikel von Till van Rahden über „Juden in der Geschichte des deutschen Bürgertums" versammelt der Band in zwei Kapiteln - „Juden im Bürgertum" und „Bürger im Judentum" - insgesamt fünfzehn Beiträge, die sich u.a. mit „jüdischen Geisteswissenschaftlern im Kaiserreich" (Ulrich Sieg), mit dem Thema „Juden und Freimaurer" (Stefan-Ludwig Hoffmann), mit „jüdischen Großbankiers" (Morten Reitmayer), mit dem Verhältnis deutscher Juden zur bürgerlich-nationalen Festkultur (Erik Lindner), mit jüdischen Schulprojekten in der Frühphase der Emanzipation (Simone

Lässig), mit jüdischen Sozialreformerinnen in der Frankfurter Frauenbewegung um 1900 (Iris Schröder) und mit dem „Krisenbewusstsein des jüdischen Bürgertums in den *Goldenen Zwanzigern*" (Martin Liepach) beschäftigen; im Anhang enthält der Band eine Bibliographie zum Thema „Juden-Deutsche-Bürger" sowie ein Autorenverzeichnis und ein Personenregister. Wie die unvollständige Auflistung disparatester Themenstellungen andeutet, läßt sich die Geschichte der deutsch-jüdischen Beziehungen nicht in einfachen, zumeist ideologisch aufgeladenen Begriffen zusammenfassen; die Beiträge eröffnen somit einen *„Blick dafür, dass sich als Minderheiten definierte und ausgegrenzte Gruppen weniger angleichen, sondern sich vielmehr Elemente der Mehrheitskultur aneignen und diese aktiv mitgestalten"*. Dies gilt ohne Zweifel auch für die Texte des von **Werner E. Mosse unter Mitwirkung von Arnold Paucker** herausgegebenen Bandes **Juden im Wilhelminischen Deutschland 1890-1914** (Tübingen: J.C.B. Mohr [Paul Siebeck], 1998, 2. Aufl., 786 S.), der zuerst 1976 im Rahmen einer Trilogie - „Entscheidungsjahr 1932" (1965) und „Deutsches Judentum in Krieg und Revolution 1916-1923" (1971) sind die beiden anderen, ebenfalls von Werner Mosse und Arnold Paucker herausgegebenen Bände - erschienen war und jetzt in einer unveränderten Neuauflage wieder vorliegt. Die insgesamt dreizehn, zum Teil recht umfangreichen Beiträge des Bandes, so heißt es im Vorwort, untersuchen *„Einzelaspekte der Situation des nunmehr emanzipierten Judentums, speziell in seinen Beziehungen zur nichtjüdischen Umwelt in einer Zeit wirtschaftlichen Aufschwungs und relativer politischer Stabilität"*. Auch hier seien, da auf einzelne Beiträge detailliert einzugehen nicht möglich ist, einige der angesprochen Themen aufgelistet: „Zur Geschichte der ‚Judenfrage' in Deutschland vor 1890" (Reinhard Rürup), „Die Juden in Wirtschaft und Gesellschaft" (Werner E. Mosse), „Die jüdische Beteiligung an der Politik" (Peter Pulzer), „Deutsche Juden in der deutschen Kultur" (Peter Gay), „Wilhelm II. und die Juden" (Lamar Cecil), „Struktur und Funktion des deutschen Antisemitismus" (Werner Jochmann), „Zur Problematik einer jüdischen Abwehrstrategie in der deutschen Gesellschaft" (Arnold Paucker), „Die umkämpfte nationaljüdische Idee" (Yehuda Eloni) und schließlich als „Nachwort" ein Beitrag von Robert Weltsch über „Die schleichende Krise der jüdischen Identität". Abgeschlossen wird der Band mit einer rund fünfzigseitigen Bibliographie, einem Personen- und einem Sachregister und einem Mitarbeiterverzeichnis.

Die „Neue Rheinische Zeitung", das vom 1. Juni 1848 bis zum 19. Mai 1849 unter Leitung von Karl Marx am äußersten linken Flügel der damaligen demokratischen Bewegung herausgegebene „Organ der Demokratie", ist in späteren Zeiten mehrfach nachgedruckt worden. Ein erster Nachdruck erschien 1928 im sozialdemokratischen Verlag J.H.W. Dietz, ein zweiter, veranstaltet von der Kommunistischen Partei Chinas, 1959 in Peking und schließlich ein dritter im Jahre 1973 im Verlag Detlev Auvermann, der 1977 durch einen Registerband ergänzt wurde. Allerdings sind alle diese Nachdrucke in unterschiedlichem Maße nicht ganz vollständig gewesen, so daß, so **François Melis** in der Einleitung seiner Arbeit **Neue Rheinische Zeitung. Organ der Demokratie. Edition unbekannter Nummern, Flugblätter, Druckvarianten und Separatdrucke** (München: K.G. Saur Verlag, 2000, 371 S.) *„bisher keine historisch-kritische Ausgabe der* Neuen Rheinischen Zeitung *vor(liegt)"*. Mit dem Ziel, *„ein annähernd vollständiges Exemplar der* Neuen Rheinischen Zeitung *zusammenzustellen, erfolgte"*, so Melis, *„bis Februar 1999 in 36 Bibliothekn, Archiven, Museen und Forschungseinrichtungen Deutschlands und des Auslandes die Einsicht in 25 Bände der*

Neuen Rheinischen Zeitung *sowie in 92 Einzelexemplare. Dabei konnten unbekannte Nummern, Probeblätter, Extra- und Flugblätter aufgefunden werden, darunter sieben Unikate.*" Ganz nebenbei konnte Melis auch eruieren, daß sich das aus dem Privatbesitz von Marx stammende Redaktionsexemplar der „Neuen Rheinischen Zeitung" nicht, wie bislang angenommen, im Amsterdamer „Instituut voor Sociale Geschiedenis" befindet, sondern Ende der zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts aus dem Bestand des Archivs der SPD an das damalige „Marx-Engels-Institut" in Moskau verkauft wurde, wo es sich heute im „Russischen Staatsarchiv für sozialpolitische Geschichte" befindet. Da eine wünschenswerte *„historisch-kritische Ausgabe der* Neuen Rheinischen Zeitung" *„aus Kostengründen"* zur Zeit nicht in Frage kommt, muß der Leser sich vorerst mit der die bisherigen Nachdrucke vorzüglich ergänzenden Dokumentation von Melis zufrieden geben, die im Anschluß an die das Forschungsprojekt und dessen Ergebnisse vorstellende Einleitung in drei Teile unterteilt ist. Der erste Teil enthält u.a. Gründungsdokumente (Prospekt, „Vorläufige Vereinbarung zur Begründung der Neuen Rheinischen Zeitung"), Probeblätter, Flugblätter und insbesondere die bisher nur in einer „Notausgabe" nachgedruckte vollständige Nummer 88, der zweite Teil verzeichnet zahlreiche Druckvarianten, die dadurch zustande gekommen sind, daß, wie seinerzeit üblich, während des Drucks Texte ausgetauscht, weggelassen oder neu hinzugefügt worden sind und der dritte Teil schließlich erfaßt neben einigen Separatdrucken in einer tabellarischen Übersicht alle bisher ermittelten Nummern, Beilagen, Extrablätter und Flugblätter der „Neuen Rheinischen Zeitung"; daneben enthält dieser Teil einen Nachweis der Originalexemplare der „Neuen Rheinischen Zeitung" in Bibliotheken und Institutionen. Abgeschlossen wird der Band mit einem Quellen- und Literaturverzeichnis, einem Nachweis der Abbildungen und insbesondere mit einem geographischen Register und einem ausführlichen Personenregister.

Die Machtübernahme der Nationalsozialisten im Januar 1933 wird im allgemeinen als Niederlage der deutschen Arbeiterbewegung interpretiert, was zumindest im Hinblick auf die unverzüglich einsetzenden Verfolgungen, Vertreibungen und Morde zweifellos richtig ist. Wenn man aber, wie **Thomas Welskopp** in seiner Studie **Das Banner der Brüderlichkeit. Die deutsche Sozialdemokratie vom Vormärz bis zum Sozialistengesetz** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger, 2000, 839 S.) davon ausgeht, daß „Arbeiterbewegung *und* Volksbewegung *zwischen 1848 und den frühen 1870er Jahren in der Tat Synonyme (waren)*" und daß diese Bewegung *„auf die Errichtung einer alternativen Gesellschaftsordnung"* abzielte, *„in der allein die gesellschaftlich nützliche Arbeit soziale Rechte und politische Partizipationschancen begründen sollte"* und wenn man weiterhin davon ausgeht, daß sich erst angesichts einer Mitte der 1870er Jahre einsetzenden und in den 1890er Jahren weitgehend vollendeten *„Milieuisolation" „von einem Übergang der deutschen Arbeiterbewegung von einer arbeiterspezifischen Volksbewegung zu einem politisch integrierten, sozial und kulturell deutlich separierten Großmilieu"* sprechen läßt, dann wird man sich letztlich nicht um die Frage herumstehlen können, ob und inwieweit der 1933 ausbleibende Widerstand der zu diesem Zeitpunkt nicht mehr unbedingt milieuresistenten deutschen Arbeiterbewegung nicht ein Zeichen für die zeitgemäße soziale, politische und ideologische Heimkehr dieser Arbeiterbewegung in die Gefilde des deutschen Volkes war; Heimkehrer leisten keinen Widerstand, sondern richten sich, wenn auch unter dem einen oder anderen Murren, in denen ihnen angebotenen Gefilden ein und daß die Nationalsozialisten einer weitgehend integrationsbereiten Arbeiterschaft solche - in ihren Konsequenzen

zum Teil weit über 1945 hinausreichende - Angebote zu machen wußten, ist längst kein Geheimnis mehr. Wenn Welskopp zudem darauf verweist, daß sich erst die milieuisolierte Arbeiterbewegung des Kaiserreichs *„plausibel mit Marx'schen Klassenkategorien beschreiben ließ"*, dann wird man zu bedenken haben, daß der zunehmend dogmatisierte und inhaltlich entleerte Gebrauch dieser Kategorien die reale Arbeiterbewegung, jene, die sich allerspätestens seit 1914 zunehmend mit dem konkreten Staat identifizierte und sich in die Tradition der einen Nationalstaat anvisierenden Volksrevolution von 1848 einordnete, aus den Augen verlor; ein solcher gleichermaßen kategorial entleerter wie kategorischer Marxismus konnte zum Verständnis der realen Arbeiter und der realen Arbeiterbewegungen nichts mehr beitragen, weder im Hinblick auf die sozialdemokratische Kriegspolitik seit 1914, noch im Hinblick auf die Niederlage von 1933 - die beliebte Parole, der zufolge Sozialdemokraten „uns verraten" haben, kam in diesem Kontext einer intellektuellen Bankrotterklärung gleich. Welskopp beschreibt in seiner voluminösen Studie die Frühzeit einer Arbeiterbewegung, die im streng marxistischen Sinne des Wortes überhaupt keine war, da ihre *„Basismilieus"* weitgehend handwerklich und nicht industriell geprägt waren und Zunfttraditionen in Vereine und Assoziationen hinüberzuretten suchten; Kapitalismus, Markt und zunehmende Geldwirtschaft wurden in diesen Milieus als bedrohliches Chaos erlebt, das durch die Demokratie des *„eigentlichen, des arbeitenden Volkes"* überwunden werden sollte: *„Die deutsche Sozialdemokratie war - nicht ausschließlich, aber substanziell - eine Bewegung der kleinen, potenziell selbständigen Produzenten gegen ihre Trennung vom produktiven Kapital, eine Bewegung der Kapitalarmen gegen einen Geldkapitalismus, der die notwendigen materiellen Ressourcen der eigentlichen Produktion vermeintlich vorenthielt."* In der Konsequenz war diese sozialdemokratische Arbeiterbewegung weniger eine sozialistische, sondern vielmehr eine demokratische Bewegung; nicht von ungefähr spielte gewerkschaftliche Interessenvertretung von Lohnarbeit im eigentlichen Sinne so gut wie keine Rolle. Die frühe deutsche Sozialdemokratie war, so resümiert Welskopp die Ergebnisse seiner in drei große Kapitel unterteilten Arbeit, in denen er sich äußerst detailfreudig mit der Sozialstruktur der sozialdemokratischen Bewegung, mit ihrem speziellen Charakter als Vereins- und Versammlungsbewegung und schließlich mit ihren ideologischen Debatten beschäftigt, *„viel mehr Volksbewegung der kleinen Produzenten als Klassenbewegung"*. Mit ihrem integrativen Selbstverständnis *„repräsentierte (sie) keine ‚proletarische' Alternative zur ‚Bürgergesellschaft', sondern deren radikaldemokratische Version"*; insofern hat sie, so Welskopp - und damit ist wohl der Anschluß an aktuelle ideologische Debatten gelungen - *„als genuine Kraft zur Durchsetzung der ‚Zivilgesellschaft' in Deutschland beigetragen"*.

Rechtzeitig zum wenig glorreichen sozialdemokratischen Parteijubiläum hat **Toni Offermann** unter dem Titel **Die erste deutsche Arbeiterpartei. Materialien zur Organisation, Verbreitung und Sozialstruktur von ADAV und LADAV 1863-1871** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2002, 391 S. + CD-ROM) nach Vorarbeiten von Dieter Dowe und langjährigen eigenen Recherchen eine Arbeit vorgelegt, die umfassendes sozialstatistisches Material zum „Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" (ADAV) bis zum Jahre 1871 und zum 1867 von diesem sich abspaltenden „Lassalleschen Allgemeinen Deutschen Arbeiterverein" (LADAV) der „wahren" Lassalleaner bis zu dessen allmählichem Verschwinden seit 1871 versammelt und ein fakten- und datengesättigtes Bild einer knapp zehnjährigen Phase deutscher Arbeiterorganisation vermittelt. Basierend auf dem Nachlaß von Fritz Mende im Archiv des Instituts für

Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, zu dem Dowe erstmals im Jahre 1984 Zugang erhielt, sowie dem bis dahin als verbrannt geltenden Nachlaß Ferdinand Lassalles im Archiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU, der im Herbst 1989 zugänglich wurde, hat Offermann im Anschluß an die Auswertung weiterer Archivalien sowie gedruckter und ungedruckter Materialien nicht nur in einer als „Einleitung" bezeichneten gut zweihundertseitigen Arbeit die Geschichte des ADAV sowie des LADAV rekonstruiert, sondern auch Materialien zu beiden Organisationen versammelt, die im Buch rund hundert Seiten und auf der beigefügten CD-Rom zusätzlich fast siebenhundert Seiten im PDF-Format umfassen. In seiner „Einleitung" rekonstruiert Offermann im Anschluß an einführende methodologische Überlegungen („Von der sozial- zur organisationsgeschichtlichen Betrachtung - Überlegungen zu einem forschungsgeschichtlichen ‚Rückschritt'") mit ausgeprägter Liebe zum Detail sowohl die innere - „Ämter und Organisationen" - als auch die äußere Organisationsgeschichte der beiden „Vereine". Die Dokumente versammeln zum einen - im Buch - Protokolle der Generalversammlungen des ADAV und des LADAV bis 1871 sowie Statuten, Instruktionen, Geschäfts- und Verwaltungsreglements des ADAV und zum anderen - auf der CD-ROM - Verzeichnisse der Funktionäre und Gemeindebeamten sowie ausführliche Listen zu Bevollmächtigten, Gemeindebeamten, Gemeinden und Mitgliedern. Sowohl Buch als auch CD-Rom enthalten die zur Erschließung des Materials notwendigen Register (Personen, Orte) sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis.

Im Konstituierungsprozeß des Nationalismus im Laufe des 19. Jahrhunderts hat das Militär zweifellos eine herausragende Rolle gespielt. Die „levée en masse" während der Französischen Revolution und die von preußischer Seite aus mit militärischen Mitteln durchgesetzte Schaffung des Deutschen Reiches haben dem Militär in beiden Staaten eine jeweils besondere Bedeutung im nationalen Selbstverständnis zukommen lassen. Die bürgerliche Nation spiegelte sich im Glanz des Militärs und dieses repräsentierte die Nation nach außen und nach innen. Insbesondere in der Repräsentation nach innen bildete das Militär einen entscheidenden Fixpunkt in einem ganzen Arsenal von mehr oder weniger symbolischen Maßnahmen zur Schaffung und Festigung eines nationalen Selbstbewußtseins. Militärfeiern, so **Jakob Vogel** in seiner Arbeit **Nationen im Gleichschritt. Der Kult der ‚Nation in Waffen' in Deutschland und Frankreich, 1871-1914** (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 1997, 404 S.), gehörten *„in Deutschland wie in Frankreich in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg zu den regelmäßig wiederkehrenden Höhepunkten des sozialen Lebens"*. Das Militär wurde, wesentlich vermittelt über solche Militärfeiern - in Deutschland z.B. anläßlich der jährlichen Sedanfeiern - zu einem durchaus zielbewußt eingesetzten sozialen und insbesondere auch emotionalen Identifikationsobjekt für die Bevölkerung und damit auch zu einem wichtigen Integrationsfaktor; nicht von ungefähr erinnerten die Militärfeiern mit ihrem teils folkloristischen und volksfestartigen Charakter an entsprechende religiöse Rituale. Vogel konzentriert sich in seiner Arbeit unter Ausschluß von *„eher militärintern gebräuchlichen Ritualen und Geschichtsbildern"* auf *„die in regelmäßigen Abständen inszenierten nationalen Militärfeiern, die in beiden Ländern nach 1870/71 einen nationalen Kult um die Armee der allgemeinen Wehrpflicht etablierten sowie... die sowohl periodisch als auch aus besonderem Anlaß abgehaltenen Kriegserinnerungsfeiern, die einen wesentlichen Anteil an der Konstruktion eines historischen Traditionsbildes der nationalen Armee besaßen"*. In fünf Kapiteln („Vom militärischen Zeremoniell zum nationalen Ritual"/„Das rituelle Bild der ‚Nation in Waffen'"/„Die

militärische Erinnerung der ‚Nation in Waffen'"/„Der brüchige Konsens der ‚Nation in Waffen'"/„Das populäre Fest der ‚Nation in Waffen'") rekonstruiert Vogel, basierend auf einem breiten Spektrum unterschiedlichster Quellen - von Archivmaterialien über Behördenakten bis zu Presseberichten -, den *„Friedenskult um die ‚Nation in Waffen'"*, der bis 1914 *„die Illusion einer bunten, folkloristischen Armee aufrechterhalten hatte"*. Trotz der unterschiedlichen politischen Konstitution der beiden Länder und trotz der *„voneinander abweichenden Wege ihrer Nationalstaatsbildung"*, so resümiert Vogel, läßt sich *„in Frankreich ebenso wie in Deutschland ein genereller Konsens um die nationale Armee der allgemeinen Wehrpflicht feststellen"*; folglich *„erscheint auch die ‚Aufwertung des Militärs und des Militärischen' in der Folge der deutschen Nationalstaatsbildung ‚durch Blut und Eisen' weniger, wie von den Verfechtern der Sonderwegsthese vertreten wird, als ein spezifisches Phänomen der deutschen Gesellschaft als viel mehr als Ausdruck eines breiteren Prozesses der Nationalisierung und Militarisierung"*. Wenn Vogel schließlich den *„verbreiteten folkloristischen Kult der ‚Nation in Waffen'"* darüber hinausgehend ganz allgemein *„als ein zeittypisches Merkmal der europäischen Gesellschaften vor dem Ersten Weltkrieg"* interpretiert, was rein faktisch sicherlich nicht zu bezweifeln ist, so stellt sich dann doch die Frage, ob ihm vor lauter wissenschaftlicher Begeisterung für militärische und eben auch militaristische Folklore der Blick für die Einbettung dieser Folklore in an ganz anderen gesellschaftlichen Orten in Gang gebrachte wirtschaftliche und politische Entscheidungsprozesse und damit einhergehend für entsprechende nationale Besonderheiten verloren gegangen ist.

Man muß sich nicht als Freund des gleichermaßen identitätsgestörten wie identitätssüchtigen bigott-mittelständischen Feminismus bundesdeutscher Akademikerinnen aufspielen, um der Tatsache gewahr zu sein, daß Frauen auch in den sozialen Bewegungen des Industriezeitalters, insbesondere in den von Männern dominierten Arbeiterbewegungen gleich welcher ideologischen Provenienz zumeist nur eine beiläufige Rolle spielten - zumindest in der Wahrnehmung der jeweiligen Zeitgenossen und auch in derjenigen der meisten Historiker. So ist es nur allzu verständlich, wenn Bernd Kramer in der Einleitung zu dem Band **Leben - Ideen - Kampf. Louise Michel und die Pariser Kommune von 1871** (Berlin: Karin Kramer Verlag, 2001, 139 S.) auf die *„Ignoranz der herrschenden Geschichtsschreibung gegenüber den Kämpfen der Frauen in unzähligen Rebellionen und Revolutionen"* verweist; dieser *„Ignoranz"* in Bezug auf Louise Michel abzuhelfen dient die vorliegende Textsammlung, in deren Zentrum ein biographischer Beitrag von Renate Sami und Édith Thomas über das Leben, die Kämpfe und die Ideen der 1830 geborenen und nach vielfältigen Aktivitäten, die ihren Höhepunkt sicherlich in den ihr Gefängnis und Deportation einbringenden Ereignissen während der Pariser Kommune fanden, im Januar 1905 gestorbenen Louise Michel steht. Daneben enthält der Band Texte von Louise Michel selbst, von Zeitgenossen (Arthur Rimbaud, Victor Hugo, Paul Verlaine, Eugène Pottier) und Nachgeboren sowie eine neunzehnseitige Bildgalerie. Ihre Erfahrungen während der Pariser Kommune brachte Louise Michel in dem Text „Warum ich Anarchistin wurde" prägnant auf den Begriff: *„Ich sah unsere Genossen am Werk, und nach und nach kam ich zu der Überzeugung, daß selbst die Redlichsten, könnten sie Macht ausüben, den Schurken ähnlich würden, die sie einst bekämpften."*

Vor nicht allzu langer Zeit hat der gegenwärtige Führer der nunmehr gesamtdeutschen Sozialdemokratie Gerhard Schröder auf dem Titelblatt seines Zentralorgans „Bild-

Zeitung" verkündet: *„Es gibt kein Recht auf Faulheit."* Nun muß man sich angesichts der aufdringlichen intellektuellen Unzulänglichkeit dieses Führers, die allenfalls noch von der seines Superministers Clement überboten wird, keine diesbezüglichen Sorgen machen, ist diese freche Behauptung doch ähnlich realitätsblind und entsprechend realitätsuntauglich wie die sonstigen sozialen und politischen „Analysen" und Behauptungen dieser Exekutoren einer strukturell „dummdeutschen" Phraseologie. Nichtsdestotrotz wünscht man sich, da möglicherweise zumindest der studierte Mensch im Hintergrund, der Schröder diesen Satz als populistische Parole eingeflüstert hat, Bescheid weiß oder zumindest zu wissen glaubt, daß endlich einmal dem hiesigen Publikum eine dem Original entsprechende deutschsprachige Ausgabe von **Paul Lafargue**s zuerst 1883 erschienener und zurecht berühmter Schrift **Das Recht auf Faulheit** zugänglich gemacht wird. Bereits Ende 1883/Anfang 1884 erschien im „Sozialdemokrat" eine von Eduard Bernstein verantwortete deutsche Übersetzung, der 1887 eine erste Ausgabe in Form einer Broschüre folgte; aus dem Originaltitel „Le Droit à la Paresse. Réfutation du ‚Droit au Travail' de 1848" hatte Bernstein jedoch ein einfaches „Recht auf Faulheit" gemacht, womit der explizit politische Anspruch Lafargues bereits im Titel zurechtgestutzt worden war. Bernstein ging aber noch weiter: Im Vorwort zu seiner Übersetzung entblödete er sich nicht, auf typisch deutsch-sozialdemokratische besserwisserische Manier den Autor gewissermaßen vor sich selbst in Schutz zu nehmen: *„Diese deutsche Übersetzung ist nicht ganz wörtlich. Im Einverständnis mit dem Verfasser sind einige nicht unbedingt zum Thema gehörige und nur für französische Leser verständliche Sätze fortgeblieben, während an anderen Stellen auf deutsche Verhältnisse passende Einschaltungen vorgenommen, deutsche Persönlichkeiten an Stelle französischer zur Exemplifizierung benutzt wurden. Nur so war es möglich, der Schrift den Charakter der Satire zu erhalten. Auch die Kapiteleinteilung ist eine andere als die des Originals."* Man möchte gerne wissen, ob und wie es Bernstein gelungen ist, Lafargue davon zu überzeugen, *„nicht unbedingt zum Thema gehörige"* Stellen zu streichen und die ganze Arbeit dem deutschen sozialdemokratischen Publikum als *„Satire"* zu verkaufen. Möglicherweise hat Lafargue selbst, der von seinem Schwiegervater her sicherlich einiges gewohnt war, diese Bernsteinschen Eskapaden seinerseits als Satire aufgefaßt; verständlich wird angesichts solcher gewollter Verfälschungen jedenfalls, daß die gemeinen deutschen Sozialdemokraten in anderen Ländern schon zu jenen Zeiten, als sie noch den sozialistischen „Papst" stellten, im allgemeinen als autoritär, überheblich und weitgehend ungenießbar eingeschätzt wurden. Nachdem Schröder seine erwähnte Dummheit kund getan hatte, erschien alsbald eine Neuauflage der 1966 von Iring Fetscher veranstalteten Ausgabe von Lafargues „Recht auf Faulheit" (Hamburg: Europäische Verlagsanstalt, 78 S.) mit dem Ziel, so heißt es in einer „An den müßigen Leser" gerichteten kurzen Vorbemerkung, *„der Diskussion im Zuge von Globalisierung und new economy Stoff, Hintergrund und Würze zu geben"*. Das ist, da die Ausgabe die verfälschende Übersetzung Bernsteins wiedergibt, bestenfalls vom Anspruch her, aber leider nicht in der Umsetzung gelungen. Während zwei Texte Lafargues aus der Ausgabe von 1966 („Eine Auseinandersetzung mit den Moralisten"; „Karl Marx. Persönliche Erinnerungen von Paul Lafargue") in der Neuausgabe nicht mehr enthalten sind, ist die frühere Einleitung Fetschers jetzt als Nachwort beigefügt. Dort war bzw. ist immer noch von den Arbeiten eines „Eduard Mehring" die Rede. Das war in der Ausgabe von 1966 sicherlich ein Ausrutscher - aber zumindest den hätte man, wenn man sich schon nicht zu einer längst überfälligen neuen Übersetzung von Lafargues Text hat entschließen können, in der Neuausgabe korrigieren können.

Gustav Landauer gehört ohne Zweifel zu den interessantesten und in mancherlei Hinsicht sicherlich auch ambivalentesten deutschsprachigen libertären Denkern. Es ist von daher zu begrüßen, wenn in den letzten Jahren immer wieder Neu- und Sammelausgaben seiner Schriften herausgegeben worden sind; wenig erfreulich aber ist, daß sowohl die Edition einer nach langen Vorarbeiten im Jahre 1997 mit dem Erscheinen eines ersten Bandes begonnenen neunbändigen Werkausgabe als auch die 1994 mit dem Briefwechsel zwischen Landauer und Fritz Mauthner begonnene Edition seiner Briefe bereits wieder zu stagnieren scheinen; erst die überfällige komplette Edition der Werke und Briefe jedoch würde die Möglichkeit bieten, den schillernden Charakter Landauers im Kontext nicht nur libertären zeitgenössischen Denkens zu verorten. Ein wenig trostreich mag es von daher sein, daß mit Landauers von Philippe Despoix herausgegebener und mit einem Kommentar versehener Novelle **Arnold Himmelheber** (Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2000, 124 S.) ein kaum bekanntes literarisches Werk wieder zugänglich gemacht worden ist, das zuerst 1903 in dem Novellenband „Macht und Mächte" publiziert wurde und in der jetzigen Ausgabe in der Textfassung der im Jahre 1923 erschienenen zweiten Auflage dieses Bandes vorliegt. Es handelt sich dabei allerdings um ein literarisches Werk, das nicht ohne Grund bereits von Zeitgenossen - so von Landauers späterer Frau Hedwig Lachmann und seinem langjährigen Freund Fritz Mauther - nicht allzu positiv aufgenommen wurde. Landauers um die Beziehung zwischen einer Jüdin und einem Christen zentrierte Novelle, in der eheliche Gewalt, Ehebruch, Inzest und schließlich - gewissermaßen als Geburtshelfer eines neuen Lebens – Mord eine nicht unerhebliche Rolle spielen, mag zwar den heutigen, an *„Fragen des freien Frauenlebens"* interessierten gemeinen libertären Feministen nicht weniger erschrecken als den bürgerlichen Spießer zu Landauers Zeiten; allerdings ist es weniger diese von kitschigen Romantizismen überladene und nicht nur bürgerliche Moral vergangener Zeiten transzendierende Liebesgeschichte, die Befremdung aufkommen läßt, sondern vielmehr die symbolisch überfrachtete Dimension dieser Beziehung, die Landauer offensichtlich als eine Art Modell jüdisch - deutscher Symbiose gelesen haben möchte. Während die Jüdin ihren jüdischen Ehemann als *„entarteten Menschen"* verstößt und ihr naturverbundener deutsch-christlicher Jugendfreund von *„ein(em) tausendjährige(n) Reich, das Macht über uns hat"* und von einer *„neuen Wildheit"* träumt, *„die aus der Zukunft herüberwinkt"*, ist es schließlich der seiner Tochter inzestuös verbundene Arnold Himmelheber, der - nomen est omen - als wieder auferstandener Faust dieser Symbiose mit Mord den Weg bahnt:*„Laß dich begraben, du ewiger Jude, alter Jehova! Es gibt keine Sünde. Ich bin der ewige Heide... Er ist tot, der ewige Jude, der keine Liebe und keine Freude kannte. Nicht von ungefähr ist er hinübergefahren. Ich, ich, mit Wissen und Willen hab' ich ihn heute ermordet."* Es ist müßig, darauf hinzuweisen, daß Landauer ein frühes Opfer jener Barbarei wurde, die sich in solchen Worten durchaus wiederfinden kann; einmal mehr bestätigt sich, daß bloßer antibürgerlicher Gestus keineswegs von jener fatalen Dialektik frei ist, sich ihrer nicht einmal bewußt sein muß, der er unter Umständen selbst zum Opfer fällt. Hingewiesen sei schließlich noch darauf, daß auch Landauers wohl bekanntestes Werk, sein **Aufruf zum Sozialismus**, in einem auf der 1923 erschienenen vierten Auflage beruhenden Nachdruck vorliegt (Berlin: Oppo - Verlag, 1998, 158 S.), dem Siegbert Wolf ein Nachwort zur anhaltende Aktualität dieses Werkes beigesteuert hat.

Bereits 1997 im Kramer Verlag erschienen (s. die Besprechung in ARCHIV 15/1998, S. 500ff.), liegt die Arbeit **Erlösung und Utopie. Jüdischer Messianismus und libertäres Denken. Eine Wahlverwandtschaft** von **Michael Löwy** jetzt in einem unveränderten Nachdruck vor (Berlin: Philo Verlagsgesellschaft, 2002, 327 S.). Löwy rekonstruiert an exemplarischen Beispielen die radikal antibürgerlichen, sich in unterschiedlichen Mischungen aus den Traditionen der deutschen Romantik sowie des jüdischen Messianismus speisenden Denkansätze und Gesellschaftsentwürfe mitteleuropäischer jüdischer Intellektueller, deren geistigen Hintergrund er von denen ost- und westeuropäischer jüdischer Intellektueller aus historischen und sozialen Gründen unterschieden sehen will. Er konzentriert sich dabei, abgesehen von einem eigenen Kapitel zu dem französischen jüdischen Anarchisten Bernard Lazare, zum einen auf eher religiös geprägte, zum Teil anarchistisches Gedankengut aufnehmende Denker wie Martin Buber, Franz Rosenzweig, Rudolf Kayser, Hans Kohn, Gershom Scholem und in gewisser Weise Franz Kafka, zum anderen auf eher assimiliert-atheistische und sich in einem direkteren Sinne politisch engagierende Intellektuelle wie Gustav Landauer, Ernst Bloch, Erich Fromm, Ernst Toller und Georg Lukács. Die Person, die bei Löwy im Zentrum steht und die für ihn die beiden Stichworte - *„jüdischer Messianismus"* und *„libertäres Denken"* - gewissermaßen personifiziert, ist jedoch Walter Benjamin, den er in einem eigenen Kapitel *„abseits und am Scheideweg"* verortet und in dessen nachgelassenen Thesen „Über den Begriff der Geschichte" er ein *„paradoxe(s) Umschlagen von jüdischer Religiosität in marxistischen Klassenkampf bzw. von revolutionärer Utopie in apokalyptischen Messianismus"* sieht. Unnötig darauf hinzuweise, daß eine solche Hinterlassenschaft zwar das akademische Interpretationskartell auf den Plan gerufen, die spätgeborene Linke jedoch überfordert hat.

Anarchismus und Anarchisten sind in deutschen Landen nie so recht heimisch geworden; wenn, dann handelte es sich oft genug um Enklaven fehlgeleiteter protestantisch-pietistischer Welterklärungs- und bewältigungsstrategien mit der in diesen Kreisen heimischen Rechthaberei. Herkunft und Aktivitäten von z.B. Rudolf Rocker, Gustav Landauer, dem Österreicher Max Nettlau oder Erich Mühsam sind so divergierend, daß sich Gemeinsamkeiten nur schwerlich herstellen lassen, was sich sicherlich nicht allein auf die unter manchen Anarchisten besonders ausgeprägten Egomanien zurückführen läßt. Dabei hat es immerhin Erich Mühsam zu einer Bekanntheit gebracht, die weit über anarchistische Milieus hinausreicht; es scheinen insbesondere linkssozialdemokratische Charaktere zu sein, die aus dem beißenden Spott, mit dem Mühsam den bigotten sozialdemokratischen Revoluzzer überzog, eine zeitlose masochistische Lust saugen. Mühsams Werke sind in den siebziger und achtziger Jahren immer wieder nachgedruckt worden, es hat in dieser Zeit mehr oder weniger gelungene mehrbändige Werkausgaben gegeben - eine davon in der DDR -, seine Tagebücher sind zumindest auszugsweise publiziert worden und Anfang der neunziger erschienen fast gleichzeitig eine Bibliographie seiner Werke und eine Bibliographie der Sekundärliteratur zu seinem Leben und Werk; seit 1989 existiert zudem eine „Erich-Mühsam-Gesellschaft", die eine Schriftenreihe und das „Mühsam-Magazin" herausgibt. Dieser anhaltende Erfolg Mühsams hängt sicherlich auch damit zusammen, daß er weniger ein den Intellekt ansprechender, sondern eher ein die Emotionen bedienender Autor war und dabei Themen anzusprechen wußte, die - einmal abgesehen von der üblichen akademischen Verwertbarkeit - insbesondere auch für jugendliche Revoluzzer im spätpubertären Übergangsstadium zur Erwachsenenwelt ihre Aktualität behalten haben und behalten

werden. Aus Anlaß des 125. Geburtstages von Mühsam fand im April 2003 in Lübeck eine umfangreiche Ausstellung statt, zu der, herausgegeben von Marlies Fritzen, unter dem Titel **Sich fügen heisst lügen. Band 1: Ein Lesebuch, Band 2: Leben und Werk in Texten und Bildern** (Göttingen: Steidl Verlag, 2003, 271 S., 168 S.) eine zweibändige Anthologie erschienen ist, die einen zu weiterer Beschäftigung animierenden Einblick in das sowohl lyrische als auch prosaische literarische und politische Werk Mühsams vermittelt, wobei insbesondere der zweite Band mit seinen zahlreichen, von kurzen Zwischentexten begleiteten Abbildungen vielfach unbekanntes Anschauungsmaterial zu Mühsams Leben und Werk bietet, allerdings das vermissen läßt, was sich statt dessen in dem von Günther Gerstenberg herausgegebenen Band **Erich Mühsam, Wir geben nicht nach!** (München: edition monacensia im Allitera Verlag, 2003, 215 S.) findet: ein biographischer Abriß, der das Werk Mühsams in einen historischen Kontext stellt und somit manches auch für den historisch weniger informierten Leser verständlicher erscheinen läßt. Beide Auswahlbände lassen sich ergänzend lesen, wobei der erstere eher auf das literarische Werk ausgerichtet ist, während der letztere eher den explizit politischen Mühsam vorstellt, was wohl auch dazu führte, daß diesem Band ausführliche Anmerkungen zu den Texten, eine Auswahlbibliographie sowie ein Personenverzeichnis beigegeben sind. Hinzuweisen bleibt schließlich noch auf die Neuauflage eines Buches, das auf Ende der zwanziger Jahre erschienenen Aufsätzen Mühsams beruht und erstmals 1949 - also lange nach Mühsams Ermordung - unter dem Titel „Namen und Menschen" vollständig in Buchform herausgegeben wurde. Unter dem ursprünglichen Untertitel **Unpolitische Erinnerungen** ist das Werk, das, so Hubert van den Berg im „Zur Politik des Unpolitischen" betitelten Nachwort zur aktuellen Ausgabe (Hamburg: Edition Nautilus, 2000, 222 S.), *„aus der Innenperspektive ein Panorama des literarischen Lebens während der... Jahrhundertwende... um 1900"* bietet, seit den späten fünfziger Jahren immer wieder aufgelegt worden und wird, so darf man vermuten, auch in Zukunft ein Klassiker der Bohèmeliteratur bleiben.

Otto Gross *„wollte ich zusammen mit H.D. Heilmann der noch nicht verschreckten Mitwelt buchstäblich um die Ohren schlagen, mit jener großen Geste, die sich sicher war, daß die Verhältnisse durch ein zwei Bücher zum Tanzen gebracht werden können. Die erste Ankündigung der gesammelten Werke von Otto Gross stand 1973 im Kramer-Info: zwei Bände und ein eleganter Titel. Mehr nicht erschienen"*, schrieb Hansjörg Viesel in der Vorbemerkung seiner Edition der an ihn gerichteten Briefe Carl Schmitts, die sich allesamt um Otto Gross drehen. Mittlerweile ist zwar mehr von Otto Gross erschienen, allerdings fehlt es immer noch an einer zuverlässigen Gesamtausgabe des in quantitativer Hinsicht durchaus überschaubaren Werkes. Allerdings darf man wohl hoffen, daß aus den Kreisen der 1998 gegründeten und seither äußerst rührigen „Internationalen Otto Gross Gesellschaft" in absehbarer Zeit eine solche Ausgabe vorgelegt werden wird. Die „Gesellschaft" unterhält nicht nur eine webside (www.ottogross.org), auf der sich u.a. auch Originaltexte von Gross finden, sondern organisiert auch regelmäßig Kongresse, zu denen ungewöhnlich schnell Dokumentationen vorgelegt werden. Nach der im Jahre 2000 erschienenen Dokumentation des ersten Kongresses liegen mittlerweile unter dem Titel **2. Internationaler Otto Gross Kongress. Burghölzli, Zürich 2000. Herausgegeben von Gottfried Heuer** (Marburg an der Lahn: Verlag LiteraturWissenschft.de, 2002, 343 S.) und **Bohème, Psychoanalyse & Revolution. 3. Internationaler Otto Gross Kongress. Ludwig-Maximilians-Universität, München, 15.-17. März 2002. Herausgegeben von Raimund**

Dehmlow & Gottfried Heuer (Marburg an der Lahn: Verlag LiteraturWissenschft.de, 2003, 236 S.) auch die Dokumentationen der beiden folgenden Kongresse vor. Abgesehen von den eher formalen Beiträgen (Begrüßungs- und Eröffnungsreden) enthalten die beiden Bände insgesamt 28 Texte, von denen zumindest einige aufgelistet werden sollen: „Otto Gross, C.G. Jung und die Anarchisten von Zürich-Ascona" (Hermann Müller), „Otto Gross und das Konzept des Matriarchats" (Jennifer Michaels), „Otto Gross und die Imagination und Repräsentation des Sexuellen im Kreis der Züricher Dadaisten" (Hubert van den Berg), „Frieda Weekly - Otto Gross' Frau der Zukunft" (Raimund Dehmlow) in der Dokumentation des zweiten Kongresses und „Franziska Gräfin von Reventlow und Otto Gross im Spiegel ihrer Zeit" (Brigitta Kubitschek), „Carl Schmitt, Otto Gross und die Bohème" (Albrecht Götz von Olenhusen), „Karl Otten und Otto Gross" (Jennifer E. Michaels), „Otto Gross zwischen Max Stirner und Wilhelm Reich" (Bernd A. Laska), „Oskar Panizza und Otto Gross - eine Seelenverwandtschaft" (Gottfried Heuer) in der Dokumentation des dritten Kongresses. Der in der Dokumentation des zweiten Kongresses veröffentlichte Beitrag „'Aber wir wollen Otto Gross wiederhaben.' Eine Pressekampagne" von Christina Jung findet sich, neben einer Vorbemerkung und zwei älteren Texten von Thomas Anz, auch in dem Band **Der Fall Otto Gross. Eine Pressekampagne deutscher Intellektueller im Winter 1913/14. Herausgegeben von Christina Jung und Thomas Anz** (Marburg an der Lahn: Verlag LiteraturWissenschft.de, 2002, 169 S.). Otto Gross war im November 1913 auf Veranlassung seines Vaters, des seinerzeit berühmten Grazer Kriminologen Hans Gross, in der Berliner Wohnung Franz Jungs verhaftet und nach Österreich in eine psychiatrische Anstalt deportiert worden. Erst nach einer im wesentlichen von Franz Jung und Franz Pfemfert initiierten Protestkampagne wurde er wieder entlassen. Der Band dokumentiert im Anschluß an die genannten Texte sowie einen Brief von Otto Gross an Maximilian Hardens „Die Zukunft" und eine Stellungnahme von Hans Gross die in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften erschienenen Texte der Protestkampagne; unter den Autoren befinden sich neben den schon genannten Franz Pfemfert und Franz Jung u.a. Ludwig Rubiner, Blaise Cendrars, Erich Mühsam, Guillaume Apollinaire, Arnold Zweig, Oskar Kanehl, Maximilian Harden, Richard Oehring und Alfred Kerr. In einem Anhang sind u.a. Dokumente aus dem Präsidium des k.k. Ministeriums des Innern zum Fall Gross sowie drei von Otto Gross selbst im Zusammenhang mit seiner Entführung und Inhaftierung verfaßte Texte abgedruckt. Eine über die Protestkampagne weit hinausreichende und von **Albrecht Götz von Olenhusen** herausgegebene Dokumentation des Falls liegt unter dem Titel **Hans Gross gegen Otto Gross. Die Geschichte eines Prozesses 1913/1914. Berichte. Dokumente. Bibliographie** auf einer 285 Seiten umfassenden CD-ROM vor (Freiburg i. Br., 2003, erhältlich über: Albrecht Götz von Olenhusen, Goethestraße 34, D - 79100 Freiburg). Neben mehreren Beiträgen des Herausgebers („'Eine Tat muß geschehen.'", „Die Gesetze des Vaters", „Otto Gross im Ersten Weltkrieg") enthält die CD-ROM einen Beitrag von Sam Whimster („Max Weber counsels Frieda Gross, Part 1"), nahezu sechzig Dokumente, einen von Gottfried Heuer verfaßten „Bibliographical Essay" und eine von ihm erstellte „Complete Bibliography" veröffentlichter und unveröffentlichter Schriften von Otto Gross, eine von Rainer Dehmlow und Gottfried Heuer erstellte umfangreiche „Bibliographie der Sekundärliteratur", zwei bisher unveröffentlichte Texte von Otto Gross selbst aus dem Jahre 1920 („Zum Solidaritätsproblem im Klassenkampf" und „Themen revolutionärer Psychologie") sowie ein Verzeichnis der Abbildungen und Faksimiles.

Ob Ret Marut alias B. Traven tatsächlich, wie von seinem Biographen Rolf Recknagel vermutet, von den *„Hohenzollern-Fickern"* (Recknagel) abstammt und über diese Verbindung gar - Recknagel glaubt, gewissen physiologischen Ähnlichkeiten zwischen Traven und dem großbritannischen Prinzen Charles auf die Spur gekommen zu sein - mit den Windsors verbandelt ist, wird sich letztlich wohl nicht mehr klären lassen; ein Versuch Bernd Kramers, eine entsprechende Bestätigung von His Royal Highness Prince Charles zu erhalten, wurde von dessen Büro negativ beschieden - nicht einmal „The Royal Archives at Windsor" konnten diesbezüglich weiterhelfen. Das in den frühen neunziger Jahren geplante Buch „Gestus der Verdunkelung", in dem Recknagel seine These, derzufolge *„B. Traven alias Ret Marut der illegitime Sproß des deutschen Kaisers Wilhelm II."* ist, erhellen wollte, ist nicht zustande gekommen. Statt dessen liegt jetzt, herausgegeben von **Bernd Kramer** und **Christoph Ludszuweit**, unter dem Titel ***Der Feuerstuhl* und die Fährtensucher. Rolf Recknagel, Ernst Wollenberg, Anna Seghers auf den Spuren *B. Travens*** (Berlin: Karin Kramer Verlag, 2002, 192 S. + CD) eine Materialsammlung vor, die noch einmal die Beschäftigung mit der Herkunft B. Travens insbesondere in den sechziger Jahren Revue passieren läßt und in deren Zentrum der Briefwechsel zwischen Rolf Recknagel und Erich Wollenberg aus den Jahren 1966 bis 1970 steht; ergänzend hinzu kommen Briefwechsel zwischen Recknagel und Anna Seghers, Recknagel und Gerd Heidemann, der seinerzeit als Reporter des „Stern" auf den Spuren von B. Traven recherchierte und dem Recknagel unter dem Titel „Profit-Gangster Heidemann" einen eigenen Text gewidmet hat, sowie Briefe von B. Travens Tochter Irene Zielke und einige kürzere Texte von Recknagel, Oskar Maria Graf, Bernd Kramer und B. Traven selbst. Den Abschluß des Bandes bildet unter dem genannten Titel „Gestus zur Verdunkelung" eine photographische Materialsammlung Recknagels, mit der er seine anfangs erwähnte These anhand physiologischer Vergleiche zu stützen sucht. Hingewiesen sei schließlich noch auf die einer Teilauflage des Buches beigegebene CD, die neben Originalaufnahmen B. Travens mit zwei vom „postproletarischen sänger- und studentenrat. klampfgruppe prenzlauer berg/rotgraue zelle (kpb/rz)" vorgetragenen Liedern sowie einem von Thomas Kapielski gelesenen Text Oskar Maria Grafs aufwartet. In Ergänzung dazu liegt mittlerweile unter dem Titel **B. Traven. Hommage an einen deutschen Anarchisten** (Berlin: Karin Kramer Verlag, 2003) eine CD mit 17, zumeist auf Texten von B. Traven basierenden Songs verschiedener Interpreten vor - darunter u.a. Die Kassierer, Der Wahre Heino, die passanten, Peter-Paul Zahl, Reverend Ch. Dabeler und andere mehr oder minder bekannte Sangeskünstler(innen). Im beiliegenden booklet finden sich sämtliche Songtexte sowie bibliographische Hinweise und einige Abbildungen.

Wie es dazu kam, daß **Max Weber** zu einem Klassiker der Soziologie wurde, kann man jetzt in aller Kürze in der Einleitung von Dirk Kaesler zu den von ihm ausgewählten und herausgegebenen **Schriften 1894 - 1922** (Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 2002, 827 S.) nachlesen. Die neu zusammengestellte Sammlung knüpft an die erstmals 1956 von Johannes Winckelmann herausgegebene und bis 1992 in sechs Auflagen erschienene Auswahl von Texten Webers an, die für die breitere Rezeption Webers in der Bundesrepublik über lange Jahre hinweg prägend gewesen ist. Weber hat, so Kaesler, nachdem er im Sommer 1920 56jährig gestorben war, eine *„erstaunliche Karriere vom akademischen Außenseiter zum sozial- und kulturwissenschaftlichen Klassiker und Produzenten einer bedeutsamen ‚Theorie der Rationalisierung'"* gemacht. An

dieser *„allmähliche(n) Fabrikation des Klassikers Max Weber"* haben seine Frau Marianne Weber, die Webers verstreute Texte nach seinem Tod in mehreren Sammelbänden edierte, Winckelmann mit seiner genannten Auswahl und insbesondere amerikanische Soziologen, speziell Talcott Parsons, einen ganz entschiedenen Anteil; in der Bundesrepublik kam Weber eigentlich erst mit dem ihm gewidmeten Heidelberger Soziologentag 1964 an und als dann in den siebziger Jahren die Arbeiten an der Gesamtausgabe seiner Schriften begann, war er endgültig inthronisiert. Webers Schriften werden längst nicht mehr nur von der Soziologie im engeren Sinne, sondern interdisziplinär rezipiert, so z.B. auch von den „Bielefelder" Sozialhistorikern, die u.a. auch mit Weber gegen einen realsozialistisch verkürzten Marx zu Felde zogen. Dabei hat Weber, so Kaesler, *„keine neue soziologische Theorie entwickelt. Er hat, im strengen wissenschaftstheoretischen Sinn, überhaupt keine Theorie für die Soziologie geliefert. In dieser Hinsicht besteht seine Arbeit aus einer großen Vielzahl von Axiomen, Prämissen, Vermutungen, Thesen, Hypothesen und einigen Theoremen. Die fehlende Systematik, die prinzipielle Unabgeschlossenheit, die vorhandenen Widersprüche und die unterschiedlichen Präzisionsstufen lassen und ließen das Gesamtwerk Max Webers zu einem riesigen ‚Steinbruch' werden, der in unterschiedlichster Weise ausgebeutet, bewahrt, bewundert und besichtigt werden kann."* Einen Einblick in diesen produktiv anregenden *„Steinbruch"* bietet die von Kaesler edierte Sammlung, die im Vergleich zu der von Winckelmann um vier auf insgesamt zwanzig Texte erweitert ist und *„einem ganz einfachen Programm (folgt):* Das Typischste und Beste von Max Weber!", das in dieser Variante von „Entwicklungstendenzen in der Lage der ostelbischen Landarbeiter" aus dem Jahre 1894 über „Die protestantische Ethik und der ‚Geist' des Kapitalismus" (1905/1920) bis zu den „drei reinen Typen der legitimen Herrschaft" (1922, aus dem Nachlaß) reicht. Über die Auswahl und insbesondere auch über die Kürzungen kann natürlich, soll aber an dieser Stelle nicht gestritten werden. Neben sparsamen Fußnoten und Erläuterungen des Herausgebers zu den Texten, einer ausführlichen Zeittafel sowie einem Personen- und Sachregister enthält der Band ein Verzeichnis der Publikationen Max Webers und ein kurzes Verzeichnis ausgewählter Sekundärliteratur.

Vor mittlerweile rund dreißig Jahren erlebten die Schriften Otto Rühles in den seinerzeit auf Revolte gestimmten studentischen Milieus eine kurze Renaissance, wobei zum einen seine pädagogischen Schriften und zum anderen seine jegliche Parteipolitik kritisierenden Pamphlete aus seiner explizit rätekommunistischen Periode aus den unmittelbaren Nachkriegsjahren auf Interesse stießen, was dazu führte, daß eine ganze Reihe seiner Bücher und Broschüren in zahlreichen Raubdrucken neu aufgelegt und sogar Teile seines bis dahin unveröffentlichten Nachlasses publiziert wurden. Heute ist Rühle wieder weitgehend vergessen und ein erneutes Interesse wäre erst wieder zu erwecken. Dazu beitragen will der von **Gerd Stecklina** und **Joachim Schille** herausgegebene Band **Otto Rühle. Leben und Werk (1874-1943)** (Weinheim/München: Juventa Verlag, 2003, 303 S.), der, so heißt es in der Einleitung, *„zum einen die Forschungsergebnisse eines von der DFG finanziell geförderten Projektes zum sozialpädagogischen Werk und zur Biografie Rühles, andererseits die Beiträge eines Kolloquiums zum Leben und Werk Otto Rühles"* versammelt. Trotz seines einführenden und auf den ersten Blick umfassenden Anspruchs enthält der Band durchweg Beiträge, die sich - zum Teil unter Einschluß seiner Frau Alice Rühle-Gerstel - mit unterschiedlichen Aspekten des pädagogischen Schaffens von Rühle beschäftigen. Auf zwei bio-

graphische Beiträge der Herausgeber (Gerd Stecklina, „Zur Person Otto Rühle"; Joachim Schille, „Otto Rühle - der Mensch in Zeugnissen"), folgen Beiträge, in denen Rühles sozialpädagogisches Werk, sein „Wirken für die Arbeiterbildung", seine Kritik am „autoritären Menschen" und sein Wirken als Freidenker thematisiert werden. Daran schließen sich Beiträge über die Exiljahre in Prag und in Mexiko sowie über die Rezeptionsgeschichte Rühles „im Spiegel der sozialwissenschaftlichen Forschung und politisch-pädagogischen Erziehungspraxis nach 1945" (Gerd Stecklina) und die „Rühle - Rezeption im pädagogischen Schrifttum der DDR" (Joachim Schille) an. Es findet sich kein einziger Beitrag zu den politischen Aktivitäten Rühles im engeren Sinne oder zu seinen nicht wenigen theoretischen, historischen und zeitkritischen Texten. Es ist verständlich, daß die Herausgeber, selbst Sozialpädagogen, vorwiegend Rühles pädagogische Schriften wieder anschlußfähig für heutige Diskussionen machen wollen. Zu fragen wäre aber, ob und inwieweit gerade die kritische und grundlegende Auseinandersetzung Rühles mit jeglichem bürgerlichen Politikverständnis entsprechende heutige Diskussionen befruchten könnte. Für einen Zugriff auf die diesbezüglichen Schriften Rühles ist jedenfalls die von Schille und Stecklina zusammengestellte ausführliche Bibliographie hilfreich, die rund achtzig Seiten umfaßt und in fünf Kapitel Rühles „Schriften in deutscher Sprache", seine „deutschsprachigen Zeitungs- und Zeitschriftenbeiträge", die „Schriften und Zeitschriftenbeiträge von Otto Rühle in anderen Sprachen", die „Reden und Anfragen von Otto Rühle im Reichstag" und schließlich „Beiträge zum Leben und Werk von Otto Rühle" auflistet.

Linke Karriereverläufe sind immer wieder ein beliebtes Thema für allerlei Projektionen zwischen Verrat und Subversion; noch Jahre nach dem Zusammenbruch des Ostblocks wittern die einen in der Tatsache, daß sich z.B. im bundesdeutschen Außenministerium der eine oder andere frühere Linksradikale oder Kommunist ein Pöstchen hat ergattern können, eine Unterwanderungsstrategie, während andere gerade darin den Beweis für eine gelungene Demokratisierung deutscher Mentalitäten glauben erkennen zu müssen. Immer mal wieder wurden in den letzten Jahrzehnten Analogien zwischen der intellektuellen Revolutionsbegeisterung der Jahre nach 1918 einerseits und nach 1968 andererseits gezogen, wobei man sich manchmal fragt, ob die acht in den beiden Jahreszahlen den dazu entscheidenden Anstoß gegeben hat. Bisher allerdings nicht beachtet wurden mögliche Analogien zwischen den akademischen und politischen Karriereverläufen der nationalen Revolutionäre von 1933 und denjenigen der vordergründig internationalistisch sich artikulierenden Revolutionäre von 1968 - möglicherweise eröffnen sich hier noch gar nicht zu überblickende Forschungsfelder und damit natürlich auch wieder neue akademische Karrieremöglichkeiten. Daß insbesondere mit revolutionären Euphemismen gestartete Karrieren einen sonderlichen Verlauf nehmen können, läßt sich einmal mehr am Beispiel von drei aus Kiel stammenden bürgerlichen Exponenten antibürgerlicher Stimmungen der Jahre nach 1918 nachverfolgen: Peter Drömmer, expressionistischer Maler und später Industriedesigner, Richard Blunck, expressionistischer Literat und Publizist, und insbesondere Adolf Dethmann, linksradikaler Aktivist und in den Jahren 1921/22 zum Führungsgremium der Kommunistischen Arbeiterpartei Deutschlands gehörend. Die ihnen gewidmete Studie **Der Fliegerblick. Intellektuelle, Radikalismus und Flugzeugproduktion bei Junkers 1914 bis 1934** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2001, 335 S.) von **Detlef Siegfried** skizziert in den einleitenden Kapiteln die mehr oder minder revolutionären Aktivitäten der drei genannten Personen, insbesondere diejenigen Adolf Dethmanns, in den Jahren bis

1922, die daran sich anschließende berufliche Umorientierungsphase *„vom expressiven Linksradikalismus zum verantwortlichen Pragmatismus"* und schließlich in dem umfangreichen Kapitel „Utopie und Pragmatismus bei den Junkerswerken 1929 bis 1934" die beruflichen Aktivitäten der drei Protagonisten bei den Junkerswerken, wo sie nach und nach - Drömmer 1923, Blunck 1927 und Dethmann 1929, zuerst als Privatsekretär von Hugo Junkers und seit 1931 als Direktor des Flugzeugwerkes - untergekommen waren. Einmal abgesehen von der schlichten Notwendigkeit einer materiellen Lebenssicherung und den auch im hier thematisierten Fall damit einhergehenden Beziehungen und sonstigen Zufälligkeiten, die dazu geführt haben, daß die drei Freunde aus revolutionären Zeiten sich schließlich im gleichen Unternehmen wiederfanden, stellt sich für Siegfried die Frage nach einem *„entscheidende(n) Verbindungsglied zwischen den überschießenden gesellschaftlichen Utopien der expressionistischen Zeit und der Sachlichkeit"* der neuen beruflichen Tätigkeit; dieses *„Verbindungsglied"* sieht er in der *„Technik"*. Ob, wie Siegfried unterstellt, *„das Zusammentreffen von früheren Linksradikalen, Künstlern und Technikern bei Junkers bestimmt kein Zufall (war) und sicher System (hatte)"*, sei einmal dahingestellt. Richtig ist sicherlich, daß Intellektuelle - von Siegfried als *„Wortführer der Gesellschaft"* eingeführt - den *„Technisierungsprozeß der Moderne"* nicht nur *„begleitet"*, sondern allzu oft geradezu begeistert ideologisiert und apologetisiert haben. Fragwürdig allerdings bleibt die unterschwellig sich durchziehende Annahme eines möglichen linken oder rechten Gebrauchs von Technik oder gar einer linken oder rechten Technik. Ohne auf das mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten verbundene Ende der beruflichen Karriere der drei Protagonisten bei Junkers einzugehen, das zum einen mit ihrer radikalen Vergangenheit, zum anderen aber auch mit den spezifisch militärischen Plänen der Nationalsozialisten bezüglich der Junkerswerke zu tun hatte, sei abschließend darauf verwiesen, daß *„den Junkersschen Zauberern"* im Hinblick auf die politische und schließlich militärische Vereinnahmung technischer und - darin inkorporiert - auch ästhetischer Modernität *„mehr und mehr das eigene Produkt (entglitt)"* und auch bei den *„Junkersschen Diskursproduzenten Dethmann, Drömmer und Blunck" „insbesondere in der Schlussphase der Republik" „mehr oder weniger ausgeprägte Überschneidungen mit Programmatik und Politik vor allem des linken NSDAP-Umfeldes" „sichtbar wurden"*.

Henryk Grossmann gehörte zeitweise zu den Mitarbeitern des „Instituts für Sozialforschung" und wurde im wesentlichen mit seiner 1929 erschienenen Arbeit „Das Akkumulations- und Zusammenbruchsgesetz des kapitalistischen Systems" bekannt, die eine damals schon fast drei Jahrzehnte andauernde Debatte über dem Kapitalismus immanente Zusammenbruchstendenzen zusammenfaßte und abschloß und die in den dreißiger Jahren in rätekommunistischen Milieus (Paul Mattick, Anton Pannekoek, Karl Korsch) heftig diskutiert wurde. **Jürgen Scheele** hat mit seiner Dissertation **Zwischen Zusammenbruchsprognose und Positivismusverdikt. Studien zur politischen und intellektuellen Biographie Henryk Grossmanns (1881-1950)** (Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag, 1999, 292 S.), für die er den Nachlaß Grossmanns einsehen konnte und in der die erwähnte Arbeit über das „Zusammenbruchs- und Akkumulationsgesetz" umfassend gewürdigt wird, erstmals, eingebettet in einen biographischen Abriß der Lebensgeschichte Grossmanns, einen Überblick über dessen gesamtes Werk geliefert und dabei insbesondere auch die Konflikte zwischen Grossmann und dem „Institut für Sozialforschung" aufgearbeitet. Ehe der 1881 in Krakau geborene Gross-

mann 1925 Mitarbeiter des damals noch von Carl Grünberg geleiteten „Instituts für Sozialforschung“ wurde, war er in Polen, neben seiner akademischen Karrriere, schon seit mehr als zwei Jahrzehnten politisch aktiv gewesen, seit 1920 als Mitglied der dortigen Kommunistischen Partei. Die Jahre zwischen 1926 und 1933, in denen, so Scheele, Grossmann an einer *„Art politökonomischer Ontologie“* arbeitete, derzufolge *„allein die Unausweichlichkeit des kapitalistischen Zusammenbruchs die Notwendigkeit des Sozialismus begründen (könne)“*, dürfen wohl als *„die produktivste und theoretisch bedeutsamste (Zeit) in Grossmanns Leben gelten“*. Mit seinem Hauptwerk und den sonstigen in diesen Jahren veröffentlichten Texten zu Problemen der politischen Ökonomie, in denen er, ausgehend von der Marxschen Werttheorie, versuchte, eine dem Marxschen *„'Kapital' inhärente methodische Struktur zu rekonstruieren und so den emphatischen Kern der Marxschen Theorie zu reformulieren“*, hat er einen untergründigen Einfluß auf spätere diesbezügliche Debatten genommen, bis hin zu Paul Matticks 1969 erschienenem Werk über „Marx und Keynes“. 1933 emigrierte Grossmann zuerst nach Paris, dann - 1936 - nach London und schließlich 1937 nach New York; Anfang 1949 kehrte er nach Leipzig zurück, von wo er einen Ruf auf einen Lehrstuhl für Politische Ökonomie erhalten hatte und wo er bereits im Herbst 1950, nachdem sich offensichtlich erste Konflikte mit dem dortigen System angekündigt hatten, starb. Besonders in den New Yorker Jahren war es, wie Scheele ausführlich rekonstruiert, zu einer zunehmenden Entfremdung zwischen Grossmann einerseits und insbesondere Friedrich Pollock sowie Horkheimer andererseits gekommen, der ihm schließlich in einem Brief vorwarf, Marx *„solange zum ‚Sozialwissenschftler'“* zu machen, *„bis er wirklich vom progressiven Positivismus, von den engstirnigsten Empiristen überhaupt nicht mehr zu unterscheiden ist“*. Wichtige Auslöser für die Auseinandersetzungen bildeten ohne Zweifel die Niederlage der Arbeiterbewegung von 1933, die unterschiedlichen Einschätzungen der Gründe für dieses Scheitern und insbesondere die daraus zu ziehenden Konsequenzen; im Kern konzentrierten sie sich schließlich auf die Frage, ob *„Marxismus als* positive *Wissenschaft“* möglich sei, was von Horkheimer entschieden bestritten wurde. Hinzuweisen bleibt darauf, daß die Arbeit im Anhang den Bestand des Nachlasses von Grossmann im Archiv der Polnischen Akademie der Wissenschaften in Warschau verzeichnet und Briefe von Grossmann an Walter und Leni Braeuer aus den Jahren 1947-1949 enthält.

Rudolf Hilferding ist heute kaum noch jemandem ein Begriff; als er im Februar 1941 in nationalsozialistischer Haft in Paris starb, war eine Epoche sozialdemokratischer Illusionen bereits zu Ende gegangen. Nachdem in den Zeiten der sogenannten „Studentenrevolten“ sein Hauptwerk „Das Finanzkapital“ neu aufgelegt worden war und auch kürzere Texte in sozialisierten Drucken wieder zugänglich gemacht wurden, liegt jetzt die von **William Smaldone** zuerst in den USA publizierte Arbeit **Rudolf Hilferding. Tragödie eines deutschen Sozialdemokraten** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger, 2000, 291 S.) in einer deutschsprachigen Übersetzung vor, so daß man sich ein umfassendes Bild über Hilferdings Entwicklung vom „Revolutionär“ zum „republikanischen Theoretiker“ und „republikanischen Politiker“ bis zu den Emigrationsjahren nach 1933 machen kann. Mit dem zuerst 1910 erschienenen „Finanzkapital“, dessen erwähnte Neuauflage wohl eher der studentischen Rezeption der Leninschen Imperialismustheorie und der damit verbundenen Polemik gegen Hilferding als einem ursprünglichen Interesse an diesem selbst zu verdanken war, hatte dieser eines der wichtigsten politökonomischen Werke in marxistischer Tradition vor dem Ersten Weltkrieg

vorgelegt. Nach einem Interregnum in der USPD war Hilferding, der Zeit seines Lebens Mitarbeiter und Herausgeber wichtiger sozialdemokratischer Zeitungen und Zeitschriften war (u.a. „Vorwärts", „Freiheit", „Der Kampf", „Die Gesellschaft", „Zeitschrift für Sozialismus"), nicht nur in die SPD zurückgekehrt, sondern auch in der praktischen Politik aktiv geworden; er war Mitglied des sozialdemokratischen Parteivorstandes, der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion und schließlich in den Jahren 1923, 1928 und 1929 Finanzminister in den jeweiligen Reichsregierungen. Mit seinem Konzept einer Wirtschaftdemokratie im Rahmen eines *„organisierten Kapitalismus"*, der auf *„den prinzipiellen Ersatz des kapitalistischen Prinzips der freien Konkurrenz durch das sozialistische Prinzip planmäßiger Produktion"* hinauslaufen sollte, brachte er die sozialdemokratischen Illusionen seiner Zeit auf einen prägnanten Begriff. Es ist kaum verwunderlich, daß seine heutigen Nachfolger in der sozialdemokratischen Parteiführung angesichts ihrer die sogenannte freie Konkurrenz apologetisierenden Wirtschafts- und Sozialpolitik nicht einmal mehr an solcherlei Illusionen erinnert werden wollen. In den Emigrationsjahren, in denen Hilferding im Rahmen der SOPADE weiterhin politisch und theoretisch aktiv blieb, entwickelte er im Hinblick auf die Entwicklung sowohl in der Sowjetunion als auch in Italien und Deutschland das Konzept einer *„totalitären Staatswirtschaft"*, das im Kontext der später einflußreichen Totalitarismustheorien zu verorten ist; damit, so Smaldone, *„stellte er die traditionelle Vorstellung der Sozialdemokraten in Frage, dass der Kapitalismus notwendigerweise zum Sozialismus führen werde"*. In einem letzten, posthum veröffentlichten Essay „Das historische Problem" resümierte Hilferding schließlich, *„daß die Erkenntnis der Gesetzmäßigkeit in der Geschichte auf Schranken stößt, daß wir nicht von der ‚Notwendigkeit' sprechen können im Sinne von Marx, sondern nur von ‚Chance' im Sinne von Max Weber"*.

Wenn man für politische Parteien von einer psychosozialen Struktur sprechen könnte, dann hieße das in Bezug auf die deutsche Sozialdemokratie, daß diese immer noch an ihrem nationalen und sozialen Minderwertigkeitskomplex laboriert; wie seit jeher, sind die „vaterlandslosen Gesellen" - und, so müßte man nunmehr politisch korrekt hinzufügen, Gesellinnen - auch heute noch auf dem Weg heim ins Reich, ins Volk und in den Staat, um dort jene Aufgaben und Funktionen zu erfüllen, die ihnen aus wohl nur ihnen ersichtlichen Gründen auferlegt sind. Einige wenige, wohl überdurchschnittlich zur Selbstreflexion fähige Sozialdemokraten, erhalten in höherem Alter, dann, wenn sie von politischer Verantwortlichkeit entbunden sind, Besuch von jener erkenntnisgesättigten Eule, die bekanntlich erst in der Dämmerung ihren Flug beginnt. Dazu gehörte offensichtlich auch **Philipp Scheidemann**, der im März 1933 aus der von ihm im November 1918 ausgerufenen Republik emigrieren mußte und im November 1939 in Kopenhagen starb. In der Emigration hat Scheidemann eine Reihe von Texten verfaßt, in denen er sich kritisch mit der zurückliegenden Politik der Sozialdemokratie auseinandersetzte. In den Nachkriegsjahren hat es wiederholt Versuche gegeben, diese Schriften zu veröffentlichen, allerdings ohne Erfolg. *„Wir glauben außerdem"*, so die auch für die folgenden Jahrzehnte geltende Vorgabe Erich Ollenhauers im Februar 1948 in einem Brief an Scheidemanns Tochter Luise, *„daß es im Interesse der Partei liegt, wenn das Manuskript, in dem sich Ihr Vater ja teilweise sehr kritisch mit der offiziellen Politik der Partei in der Weimarer Republik auseinandersetzt, nicht in der gespannten Situation veröffentlicht wird."* Unter dem Titel **Das historische Versagen der SPD. Schriften aus dem Exil** (Lüneburg: zu Klampen Verlag, 2002, 236 S.) hat

Frank R. Reitzle die Texte jetzt zugänglich gemacht; im Anschluß an ein Vorwort des Herausgebers, in dem er die Überlieferungsgeschichte der Texte kurz skizziert, und eine Einleitung von Claus-Dieter Krohn über den *„einsame(n) Demokraten"* Scheidemann enthält der Band die drei Haupttexte „Den Bestien entschlüpft" (1935/36), „Kritik der deutschen Sozialdemokratie und ihrer Führung" (1935/36) und „Zum Neuen Weltkrieg führt Hitlers Politik. Warnung eines europäischen Staatsmannes" (1937) sowie einige kürzere Texte und Briefe. In seinem kritischen Rückblick auf die Politik der Sozialdemokratie, in dem die Jahre 1918 bis 1920 und insbesondere die Person Friedrich Eberts im Zentrum stehen, bemerkt Scheidemann beiläufig, daß „der *‚Beginn mit den historischen Fehlern... bestimmt mindestens bis 1912 zurück(liegt)"*. Im Hinblick auf die Machtübernahme der Nationalsozialisten, weist er darauf hin, daß *„ein militärisches Kommando an die Polizei und die Reichswehr (hätte) ergehen, und die Bewaffnung des Reichsbanners (hätte) erfolgen müssen)"* und *„daß alle Spitzen des Staates und der Reichswehr hinter Schloß und Riegel hätten sitzen müssen, sobald der Aufruf an das Volk veröffentlicht wurde"*. Am Ende seines Resümees, demzufolge *„die ‚Führer' auf deutscher Seite vollkommen versagt haben"* und insbesondere *„das Verhalten der meisten Gewerkschaftsführer kläglich zum Erbarmen gewesen (ist)"*, steht ein Satz, der die pikierte Reaktion Ollenhauers verständlich werden läßt: *„Wenn die Führer in Prag der Meinung sein sollten, daß sie oder die deutschen Gewerkschaften jemals wieder irgendwo in der Arbeiterführung tätig sein können, so irren sie."* Jahrzehnte nach ihrer Niederschrift und nachdem ihre Publikation immer wieder von interessierter Seite hintertrieben worden ist, lesen sich die Texte Scheidemanns heute als historische Dokumente eines in der Emigration von seiner Partei im Stich gelassenen und an dieser und ihrer Rolle verzweifelnden Sozialdemokraten. Scheidemann, so Krohn in der Einleitung, hat *„zum Teil sehr klar antizipiert, was erst von der späteren Forschung herausgearbeitet worden ist"*. Es ist hinlänglich bekannt, daß insbesondere professionelle Historiker mit ihren Forschungen den Ereignissen im Durchschnitt zwei Generationen hinterherhinken; wenn sie dann ihre Erkenntnisse gewonnen haben, dürfen endlich auch die nunmehr historisch entschärften Originaltexte zur Kenntnis genommen werden, wie es der Bundestagsabgeordnete Jakob Altmeier, auch er aktiv bei der Verhinderung einer frühzeitigen Veröffentlichung der Texte, in einem Brief vom 2. Juli 1955 an Scheidemanns Tochter Luise ankündigte: *„Es wird die Zeit kommen, in der uns kein Vorwurf gemacht werden kann."* Der Herausgeber will den von ihm gewählten Titel der Textsammlung „Das historische Versagen der SPD" *„keinesfalls als Stellungnahme zur aktuellen politischen Situation verstanden wissen"* - dennoch darf man fragen, wer aus dem heutigen Personal der Sozialdemokratie das Zeug zu einem künftigen Scheidemann haben, und zugleich daran zweifeln, daß dazu überhaupt noch jemand tauglich sein könnte. Diesem Personal ist er offensichtlich, wie **Helmut Schmersal** in seiner Arbeit **Philipp Scheidemann 1865 - 1939. Ein vergessener Sozialdemokrat** (Frankfurt am Main u.a.: Peter Lang Verlag, 1999, 298 S.) feststellt, auch kaum noch bekannt. Schmersal rekonstruiert den für einen führenden Sozialdemokraten seiner Zeit klassischen Lebensweg Scheidemanns: mit achtzehn Jahren wird er Mitglied der verbotenen Sozialdemokratie, dann Redakteur von Parteizeitungen, seit 1903 ist er Mitglied des Reichstages, in den er auch bei den Wahlen vom 5. März 1933, als er sich schon nicht mehr in Deutschland aufhielt, wieder gewählt wird, 1911 wird er als Sekretär in den Parteivorstand gewählt, 1913 wird er einer der drei Vorsitzenden der Reichstagsfraktion, 1918 ruft er die Republik aus, wird Mitglied des Rats der Volksbeauftragten und Reichsministerpräsident; nach der Unterzeichnung des Ver-

sailler Vertrages, den er ablehnt, tritt er zurück und von 1919 bis 1925 ist er Oberbürgermeister von Kassel, wo am 4. Juni 1922 Rechtsradikale einen Mordanschlag auf ihn verüben, der in Teilen der bürgerlichen Presse in der bis heute in solchen Fällen bekannten Manier als dummer Jungenstreich bezeichnet wird. Scheidemann war und bleibt ohne Zweifel eine umstrittene Persönlichkeit; den Genüssen des Lebens zugetan, stieß er bei manch asketisch-spießigem Sozialdemokraten auf Befremden, als rhetorisch begabter Redner verfügte er über Einfluß, den er durch gefügige Einbindung in die Parteidisziplin wieder verspielte: *„Und unser Scheidemann hat noch keine Seite"*, so Kurt Tucholsky, *„nach der er noch nicht umgefallen ist."* Unerbittlich und kompromißlos allerdings zeigte er sich in der Zeit des Kaiserreichs gegenüber den völkischen Alldeutschen und später gegenüber den Nationalsozialisten. *„Er war"*, so dankte ihm dies der „Völkische Beobachter" nach seinem Tod, *„eine der übelsten Erscheinungen der Systemzeit"*, während die „Washington Post" aus gleichem Anlaß resümierte: *„Jede Schlacht hat er verloren, außer derjenigen um seine persönliche Integrität."*

Ernst Niekisch war 1918/19 als Mitglied der SPD an den revolutionären Aktivitäten in Bayern und in München beteiligt, wurde 1937 verhaftet und 1939 zu lebenslangem Zuchthaus verurteilt, trat nach dem Krieg der KPD und dann der SED bei, hatte in der DDR wichtige Funktionen im kulturpolitischen Bereich inne, war Mitglied der VVN und galt als Opfer des Nationalsozialismus, für das sich nach seinem Wechsel in die Bundesrepublik im Zuge seines Wiedergutmachungsverfahrens namhafte Personen, darunter auch Wolfgang Abendroth, einsetzten. Irgendwie, so scheint es, galt Niekisch, geadelt offensichtlich durch seinen Zuchthausaufenthalt in der Zeit des Nationalsozialismus, als Linker; die Vorstellung, daß die Nationalsozialisten ihn aus dem Verkehr gezogen hatten, weil Niekisch schon seit Jahren bestrebt war, ihren Führer zu *„überhitlern"* (Carl von Ossietzky), hat sich, insbesondere im realsozialistischen Lager, merkwürdigerweise erst relativ spät durchgesetzt, was wiederum mit den in diesen Kreisen gegen Adenauers Politik der Westanbindung gezüchteten und gepflegten nationalistischen Ressentiments zusammenhängen dürfte. In der wissenschaftlichen Literatur wird Niekisch gemeinhin der „Konservativen Revolution" bzw. dem Nationalbolschewismus zugeordnet, in den Kreisen der heutigen Nationalrevolutionäre gilt er als Vordenker; eine Auswahl seiner Schriften erschien 1982 unter dem Titel „Widerstand" in einem Verlag der Neuen Rechten. Sein entsprechendes Renommee hatte sich Niekisch im wesentlichen mit der gleichnamigen Zeitschrift erworben, die er von 1926 bis 1934 herausgab, und deren Mitarbeiter und Sympathisanten als „Widerstandskreis" an einem originären nationalistischen Weltbild werkelten, das sich in einigen Punkten durchaus von dem der gemeinen Nationalsozialisten unterschied. So weist **Michael Pittwald** in seiner Arbeit **Ernst Niekisch. Völkischer Sozialismus, nationale Revolution, deutsches Endimperium** (Köln: PapyRossa Verlag, 2002, 355 S.) z.B. darauf hin, daß *„Niekisch den Faschismus stets im Dunstkreis Roms bzw. des Katholizismus (sieht), damit als Ausläufer des Westens und infolgedessen als ‚undeutsch'"*. Und weiter: *„Hitler steht für ihn als Repräsentant des Katholizismus resp. des Westens da, während Niekisch sich selbst als Preußen in der Tradition eines weniger religiös, als vielmehr politisch motivierten Protestantismus begreift. Für Niekisch ist insofern seine Gegnerschaft zu Hitler ein Ausdruck des seit Luther andauernden, für Deutschland ‚schicksalhaften' Kampfes zwischen einem für ihn ‚wesensfremden' Katholizismus und eines originär deutschen Protestantismus mit ihren jeweiligen politischen Organisati-*

ons- und Ausdrucksformen." Niekischs Sozialismus war immer nationaler Sozialismus; seine wichtigsten diesbezüglichen Bezugspersonen waren Ferdinand Lassalle und Johann G. Fichte, denen Pittwald eigene Kapitel widmet. „*Der Nationalsozialismus in seiner nationalrevolutionären Variante, wie er von Niekisch vertreten wird, hat seinen ideengeschichtlichen Ausgang im deutschen Idealismus*", resümiert Pittwald völlig zu Recht; einem bundesdeutschen Vordenker der Neuen Rechten, Bernard Willms, war dies bewußt, als er in den achtziger Jahren eine ganze Reihe von genau diesen Kontext thematisierenden Büchern veröffentlichte. Die zentralen ideologischen Vorstellungen Niekischs, die Pittwald im Anschluß an einen Überblick über seine „politische Entwicklung" im Hauptteil seiner Arbeit vorstellt, lassen sich im wesentlichen in einigen Stichworten zusammenfassen: antiwestlich, antirömisch, antiliberal, antisemitisch, rassistisch, völkisch unter Einbindung der Arbeiterklasse („*proletarischer Nationalismus*"), propreußisch mit der Option auf ein Bündnis mit Rußland im Sinne eines „*germanisch-slawische(n) Weltreich(es)*" auf der Basis einer „*germanisch-slawische(n) Blutsmischung*". „*Dieses Machtgebilde*", so Niekisch 1930, „*wiese den europäisch-amerikanischen Demokratismus in seine Schranken und überließe ihn den Negern Afrikas... und auch den Negern Amerikas zur völligen Erledigung... jenes Machtgebilde wäre ein Preußen im Weltmaßstab... Wo germanisches Blut sich mit slawischem mengt, da entsteht echter Staat... Ordensgeist rüstet sich vom Ural bis an die Elbe, um den Geist des Demokratismus über den Rhein und die Alpen zurückzujagen... Der Aufbruch zur Schöpfung des nordasiatisch-nordeuropäischen Weltreiches, jener Wiedererstehung und Vollendung Preußens setzt allerdings die Zerstörung der romanischen Geist-, Seelen-, Bluts- und Lebensmacht über deutsche Menschen voraus. Die lindeste Form dieses Vorgangs werden Bevölkerungsumschichtungen sein.*" Am Ende kann man sich dem Resümee Pittwalds nur anschließen: „*Die nationalrevolutionäre Theorie Niekischs ist eine besonders extreme Variante des Faschismus. Seine Konzeption ist in der Tat eine Alternative zum Hitler-Faschismus... Die Widerstandsideologie... ist zugleich das extremste Beispiel für die Kulmination nationalen Denkens innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung.*"

In Fortführung seiner 1993 erschienenen „Anatomie der konservativen Revolution", mit der er das seit der Arbeit von Armin Mohler eingebürgerte und nicht nur eine falsche Einheitlichkeit vorspiegelnde, sondern inhaltlich auch problematische Konnotationen hervorrufende Konstrukt „konservative Revolution" zu „*dekonstruieren*" und durch den Begriff „*neuer Nationalismus*" zu ersetzen angetreten war, und der zwei Jahre später erschienenen Arbeit „Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus" hat **Stefan Breuer** in den letzten Jahren weitere Arbeiten zur Geschichte des rechten und fundamentalistischen Denkens vorgelegt. In **Grundpositionen der deutschen Rechten (1871-1945)** (Tübingen: edition diskord, 1999, 191 S.) will Breuer im Anschluß und in Erweiterung seiner Überlegungen zu „*neuem Nationalismus*" und „*ästhetischem Fundamentalismus*" „*ein Tableau von Typen vorstellen, ein Koordinatensystem, mit dessen Hilfe sich das gesamte intellektuelle Feld der Rechten vermessen und der in ihm stattfindende Ideenverkehr orten läßt*". Auf der Basis dieses in der Einleitung mit Hilfe der beiden auf den Prozeß der Modernisierung bezogenen Begriffspaare Progression/Regression und Exklusion/Inklusion entwickelten Tableaus sortiert Breuer die rechten Ideologien in den beiden Hauptkapiteln seiner Arbeit („Die Rechte im Kaiserreich 1871-1918"; „Die Rechte in Weimar") nach den Grundpositionen „Nationalismus", „Neoaristokratismus", „Planetarischer

Imperialismus", „Fundamentalismus", „Die Völkischen" sowie „Kriegsideologien" (für das Kaiserreich) und „Abwandlungen des neuen Nationalismus" (für die Weimarer Republik); ein eigenes Kapitel ist abschließend dem Nationalsozialismus gewidmet. Es versteht sich von selbst, daß solche Idealtypen zwar *„Grundpositionen markieren"*, daß sich ihnen aber keinesfalls einzelne Personen oder Gruppierungen umstandslos zuordnen lassen. Es geht Breuer also nicht darum, konkrete politische Programme zu entziffern, sondern darum, jene ideologischen Felder zu benennen, die von rechts besetzt und in je unterschiedlicher Kombination ideologisch oder auch politisch wirksam geworden sind. In seiner *„sachlich und methodisch"* an die „Grundpositionen" anschließenden Arbeit **Ordnungen der Ungleichheit - die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871-1945** (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2001, 424 S.) differenziert er seine Typologie weiter aus, wobei er *„die für die Rechte charakteristischen ideologischen Aggregate"* erfaßt und *„für die verschiedenen Lebensordnungen und Handlungsbereiche jeweils feldspezifische Idealtypen konstruiert"*, die dann *„mit den Grundpositionen abgeglichen"* werden. In insgesamt zehn Kapiteln - „Boden", „Blut", „Volk, Nation", „Politische Herrschaft I: Der innere Staat", „Politische Herrschaft II: Der äußere Staat (Imperialismus)", „Wirtschaft und Soziales", „Bevölkerung und Familie", „Kultur und Zivilisation", „Religion", „Antisemitismus" - entwirft Breuer das Bild einer außerordentlich komplexen und in ihrer inhaltlichen Ausdifferenzierung fast unübersichtlichen *„zweiten Rechten"*, die im Gegensatz zum historisch früheren klassischen Konservatismus - der ersten Rechten - in wesentlichen Komponenten ein Produkt der Moderne war und bestimmte Aspekte der Modernisierung in ihre gesellschaftlichen Entwürfe zu integrieren wußte. Auch da, wo Rechte über bloße konzeptionelle und programmatische Entwürfe hinaus im direkten Sinne politisch wirksam wurden, insbesondere im Nationalsozialismus, präsentierten sie sich keineswegs als geschlossene Einheit, sondern, sowohl praktisch als auch ideologisch, als *„Aggregate aus Fertigbauteilen"*. Im Zentrum der zum Teil bereits früher einzeln veröffentlichten, jetzt aber überarbeiteten Beiträge des Bandes **Moderner Fundamentalismus** (Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2002, 236 S.) stehen drei Varianten des von Breuer als *„Kombination von Erlösung und Weltablehnung"* im Sinne von *„Zeitablehnung"* definierten und in dieser Allgemeinheit auch über die Rechte hinausreichenden und somit *„politisch ambivalent(en)"* modernen Fundamentalismus: der moralische, der ästhetische und der erotische Fundamentalismus. In der Einleitung korreliert Breuer den vom religiösen Fundamentalismus, der nicht nur aus der konkreten Welt, sondern ganz allgemein *„aus der Welt heraus"* will, zu differenzierenden modernen Fundamentalismus zwecks *„sozialer Verortung"* mit dem modernen Intellektuellen, dessen widersprüchliche Neigungen zu Distanzierungen einerseits und zu Bindungen andererseits sowohl den Hang zur Schutzsuche bei Großkollektiven als auch den zu Konversionen und *„plötzliche(n) Wendungen und Sprüngen"* erklärt und Breuer von *„Intellektuellenfundamentalismus"* sprechen läßt, dem er in den einzelnen Texten bei so unterschiedlichen Protagonisten wie Rousseau, Schopenhauer, Nietzsche, Richard Wagner, Stefan George, Ludwig Klages sowie Otto Gross und Herbert Marcuse nachspürt.

Im Zuge der historiographischen Entsorgung des 20. Jahrhunderts sind längst auch die künstlerischen und literarischen Avantgarden ins Blickfeld der intellektuellen Säuberungskommandos geraten. Die Tatsache, daß es tatsächlich Anbindungen von Avantgardisten an faschistische oder auch parteikommunistische Bewegungen und Regime

gegeben hat, die nicht nur auf oberflächlichen politischen Entscheidungen beruhten, sondern auch konzeptionell-inhaltlich begründet waren, wird zum Anlaß einer Generalabrechnung genommen, die nicht nur jegliche inhaltliche Differenzierungslust und jedes Bewußtsein dafür, daß zahlreiche Avantgardisten im Hinblick auf ihre künstlerischen Aktivitäten und ihre politischen Einstellungen grundsätzlich antitotalitär eingestellt waren und konsequenterweise oft genug den politischen Schergen des letzten Jahrhunderts zum Opfer fielen, vermissen läßt, sondern sicherlich auch der eigenen Standortsicherung im heutigen politischen juste milieu eines neuen prätentiösen Konservativismus dient. Gemeinhin sind es die italienischen Futuristen, deren Engagement im und für den Faschismus als Basis einer entsprechend verallgemeinerten Be- und Verurteilung herhalten muß. Wie **Patricia Chiantera-Stutte** in ihrer Arbeit **Von der Avantgarde zum Traditionalismus. Die radikalen Futuristen im italienischen Faschismus von 1919 bis 1931** (Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2002, 277 S.) zeigt, sollte jedoch auch hier feiner differenziert werden, als dies vielfach üblich ist; allerdings präsentiert sie nicht die klassischen Futuristen, sondern solche Intellektuelle, die futuristische Ideen und Überlegungen adaptierten und radikalisierten. Anknüpfend an die hierzulande immer noch viel zu wenig bekannten historischen Arbeiten Zeev Sternhells und an das von ihr im Sinne einer stärkeren Betonung des Stellenwerts eigenständiger intellektueller Aktivitäten erweiterte Konzept des „intellektuellen Feldes" von Pierre Bourdieu, gibt Chiantera-Stutte einleitend einen Überblick über die *„verschiedenen Komponenten des Faschismus - der Interventionismus, der Futurismus, der revolutionäre Syndikalismus, der Nationalismus, das Kleinbürgertum"* zu Beginn der zwanziger Jahre. Es ist wenig verwunderlich, daß sich im Zuge der Konsolidierung des im Herbst 1922 an die Macht gelangten faschistischen Regimes und der damit verbundenen politischen und wirtschaftlichen Kompromisse das „Feld" der intellektuellen Unterstützer und Mitläufer vielfältig ausdifferenzierte. Im Zentrum der beiden Hauptkapitel - „Die Integralisten" und „Die Ultrafaschisten" - stehen die Konzeptionen der auch untereinander durchaus nicht einheitlichen radikalen Intellektuellen (Roberto Farinacci, Mario Carli, Emilio Settimelli, Mino Maccari, Curzio Suckert [Curzio Malaparte], Julius Evola) in den Jahren 1924 bis 1930, die entgegen der offiziellen Strategie des Regimes im Rahmen einer Ästhetisierung oder gar Sakralisierung von Politik eine *„Weiterentwicklung der faschistischen Revolution"* und eine *„radikale Zerstörung des alten Systems ohne Rücksicht auf die Legalität"* anstrebten und sich dabei in unterschiedlichen Mischungen antiintellektuell, irrational, antimaterialistisch, antiindividualistisch, antibourgeois und antidemokratisch gaben. In dieser antimodernistischen *„geistigen Revolte gegen die europäische Dekadenz"*, die sich für Suckert zuerst in der *„Kritik Luthers an der kirchlichen Autorität"* artikulierte, die *„den Sieg der individualistischen und materialistischen Mentalität des Bürgertums"* bedeutete, und für Evola darüber hinausgehend auf der *„christlich-jüdischen Mentalität"* allgemein basierte, kristallisierte sich eine Haltung heraus, derzufolge *„der Konflikt der Kulturen und der Mentalitäten im Vergleich zum Kampf zwischen Rassen dominiert"*. Es läßt sich, so resümiert Chiantera-Stutte folgerichtig, *„die Hypothese formulieren, daß bereits in den 20er und 30er Jahren eine Trennung zwischen einer kulturellen und einer biologischen rassistischen Auffassung gemacht wurde, die zur heutigen* nouvelle droite *führt"*.

Jede Politik hat eine symbolische Dimension, die das Objekt der jeweiligen politischen Begierde vor allem auf einer emotionalen und irrationalen Ebene anspricht und ansprechen soll; die vordergründige Rationalisierung moderner Lebenswelten geht nicht von

ungefähr einher mit zunehmend irrationalen Problembewältigungsstrategien, wobei der gezielte Einsatz moderner Massen- und Kommunikationsmedien eine zunehmend wichtige Rolle spielt - symbolische Aufladung von Politik und Entpolitisierung im Sinne einer Ausgrenzung aus Macht- und Entscheidungsteilhabe verlaufen synchron. Insbesondere in der Beschäftigung mit den unterschiedlichen Totalitarismen des letzten Jahrhunderts, speziell des Nationalsozialismus, ist die Ästhetisierung und damit einhergehende symbolische Inszenierung des Politischen schon früh thematisiert worden, während, so **Bernd Buchner** in seiner Arbeit **Um nationale und republikanische Identität. Die deutsche Sozialdemokratie und der Kampf um die politischen Symbole in der Weimarer Republik** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2001, 408 S.), *„die republikanische Seite auf dem Gebiet der Symbolpolitik"* von der historischen Forschung vernachlässigt worden ist. In insgesamt fünf Kapiteln, die sich an historischen Daten orientieren (3. Juli 1919: „'Die Reichsfarben sind schwarz-rot-gold'"; 11. August 1922: „Das Deutschlandlied wird Nationalhymne"; 11. Mai 1925: „Hindenburgs Einzug in Berlin"; 1. Mai 1929: „Sozialdemokraten gegen Kommunisten"; 11. August 1932: „Der letzte Weimarer Verfassungstag"), untersucht Buchner die unterschiedlichen Ausprägungen symbolischer Auseinandersetzungen (sichtbar: Fahnen etc.; hörbar: Lieder etc.; rituell-zeremoniell: Demonstrationen, Gedenktage; abstrakt: Begriffe) zwischen denjenigen, die seinerzeit für den „Geist von 1914" standen und denjenigen, die wie insbesondere die zu diesem Zeitpunkt zur *„Staatspartei der Republik"* (Friedrich Stampfer) mutierte Sozialdemokratie auf *„die freiheitlich-nationale Tradition des deutschen Vormärz und der Revolution von 1848 zurückgriff(en)"*; dabei mußte aus Rücksicht auf die damals noch funktionierende Milieuanbindung strikt zwischen Partei- und Nationalsymbolik unterschieden werden, wobei jedoch, so Buchner, *„kein Sozialdemokrat einen Widerspruch zwischen rot und schwarz-rot-gold, zwischen Erstem Mai und Verfassungstag (sah)"*. In dieser Perspektive gerät die Symbolpolitik der Weimarer Sozialdemokraten, auch wenn *„man ihre symbolischen Bemühungen vor 1933 als gescheitert erachten (muss)"*, insofern zu einer Erfolgsgeschichte, als das von ihnen *„vorgetragene Nationsverständnis und ihre konsequente Haltung zugunsten der republikanischen Staatsform Allgemeingut der Bundesrepublik Deutschland geworden sind"*. Bleibt zu fragen, ob die Führer und -innen der realexistenten bundesdeutschen Sozialdemokratie dieser Inszenierung einer Erfolgsgeschichte intellektuell zu folgen in der Lage sind.

Aus der Verbindung des tradierten, religiös fundierten Antijudaismus mit dem modernen, rassistisch begründeten und im Kontext nationalistischer Ideologiebildungen zu verortenden Antisemitismus entstand jene Gemengelage, die im deutschen Projekt Auschwitz kulminierte. Während zumindest die ideologischen Auswüchse des Antisemitismus im Kaiserreich auch in der historischen Forschung immer wieder thematisiert worden sind, blieb der Antisemitismus in der Zeit der Weimarer Republik relativ unbeachtet, obwohl sich die Frage der Kontinuität antisemitischer Ideologien und Aktivitäten angesichts der Ereignisse seit 1933 gleichsam von selbst stellt. Historiker glaubten sogar darauf verweisen zu müssen, daß die Nationalsozialisten in den Jahren vor der Machtübernahme mit ihrer antisemitischen Propaganda bewußt zurückhaltend umgegangen sein, weil sie ansonsten - so die fragwürdige Annahme - auf Widerwillen und Unverständnis in der Bevölkerung gestoßen wären. Tatsächlich aber läßt der Ausbruch antisemitischer Gewalttaten in den Monaten unmittelbar nach der Machtübernahme darauf schließen, daß mit solcherlei Annahmen einem geschönten Bild der Verhält-

nisse während der Weimarer Republik gehuldigt wird, das seine Wurzeln in einem verklärten Blick auf das „rote Berlin" oder dem Glauben, daß die Wähler linker Parteien vor antisemitischen Ideologien gefeit gewesen seien, haben mag. Auch **Dirk Walter** vertritt in der Einleitung seiner Arbeit **Antisemitische Kriminalität und Gewalt. Judenfeindschaft in der Weimarer Republik** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger, 1999, 349 S.) im Anschluß an Ergebnisse *„neuerer Forschungen"*, denen zufolge *„selbst in der NSDAP... die antisemitische Propaganda nach 1930... fast nebensächlich (wurde)"* die These, daß *„sich die Judenfeindschaft"* nach einer Phase spektakulärer antisemitischer Ereignisse in der Frühphase der Weimarer Republik (erwähnt seien nur der Berliner Scheunenvierteil-Pogrom im November 1923, die Ausweisung ausländischer Juden aus Bayern und Preußen oder die Ermordung des Außenministers Walter Rathenau) *„am Ende der Weimarer Republik augenscheinlich eher in der Rezession (befand)"*. Einmal abgesehen davon, daß die Annahme, eine zurückhaltende oder gar gemäßigte antisemitische Propaganda seitens der NSDAP verweise auf eine *„Rezession"* des Antisemitismus im allgemeinen, einem methodologischen Kurzschluß gleichkommt, führen die Ergebnisse der Studie Walters einleitende Behauptung ad absurdum. Im letzten Kapitel seiner Arbeit, das nicht von ungefähr den Titel „Aufschwung der ‚Judenfrage' im Sommer 1932" trägt, kommt Walter dann auch konsequenterweise zu dem solcherlei Illusionen und Spekulationen den Boden entziehenden Schluß, daß *„die ältere Einschätzung in der Literatur, daß der Antisemitismus in der NSDAP seit diesem Zeitpunkt* (September 1930) *eine ‚Randerscheinung' war, insofern nicht den Punkt (trifft)"* als *„die Übertragung theoretischer judenfeindlicher Entwürfe in die Ebene der Politik ein spezielles Kennzeichen der NSDAP-Politik seit ihrem Wahlerfolg im September 1930 (war)"*. Am Ende seiner Untersuchung zu den unterschiedlichsten Aspekten antisemitischer Aktivitäten - vom personenbezogenen Radau- und Pogromantisemitismus über Friedhofs- und Synagogenschändungen, Ritualmordpropaganda bis zu *„antisemitischem Voyeurismus"* -, aber auch zu den letztlich hilflosen Versuchen, dem Antisemitismus mit juristischen Mitteln entgegenzusteuern, kommt Walter sogar zu der Einschätzung, daß *„man die Zielvorgaben des antisemitischen Extremismus in dieser Zeit auch als ‚eliminatorischen Antisemitismus' umschreiben (könnte), wenn man gerade die Mehrdeutigkeit und den nicht allein auf Tötung fixierten Sinngehalt dieses Begriffs betont"*. In dieser Perspektive ist es dann in der Tat wenig verwunderlich, daß Nationalsozialisten und deutsche Volksgenossen und -innen nach 1933 vereint zur Tat schreiten konnten und daß der Weg von der Ausgrenzung der jüdisch definierten Bürger aus dem „Volkskörper" bis zum Projekt Auschwitz ein durchaus kurzer war.

„Man kann es nicht beweisen, aber es könnte so gewesen sein." Diese Basisformel aller verschwörungstheoretischen Welterklärungsansätze dient spätestens seit der Französischen Revolution in konservativen, rechten und rechtsradikalen Milieus als Argument gegen soziale und politische Strukturveränderungen, gegen Liberalismus, Sozialismus und Kommunismus; daß sie, wie sich wieder einmal an der Reaktion auf den Anschlag vom 11. September 2001 gezeigt hat, längst auch in vorgeblich linken oder linksradikalen Milieus angekommen ist, sei hier nur beiläufig erwähnt. Verschwörer sind dieser Formel zufolge viele gewesen, immer aber und insbesondere die Juden - wenn eine Sinnhaftigkeit sozialen und politischen Geschehens nicht mehr erkennbar scheint, dient das Konzept einer jüdischen Weltverschwörung immer noch als letzte Möglichkeit einer sinnstiftenden Konfliktbewältigungsstrategie. Von daher dürfte **Jo-**

hannes Rogalla von Bieberstein, der vor rund dreißig Jahren mit einer lesenswerten Arbeit über „Die These von der Verschwörung 1776-1945. Philosophen, Freimaurer, Juden, Liberale und Sozialisten als Verschwörer gegen die Sozialordnung" promoviert wurde, gewußt haben, daß er mit seiner Arbeit **„Jüdischer Bolschewismus". Mythos und Realität** (Dresden: Edition Antaios, 2002, 311 S.) nicht nur ein überaus brisantes Thema anspricht, sondern mit den von ihm aufgearbeiteten Materialien auch jene Geister bedient, die solche Informationen im politischen Tagesgeschehen strategisch geschickt einzusetzen wissen. Rogalla von Bieberstein hat sein Buch einerseits seinem *„langjährigen Gesprächspartner"* Léon Poliakov gewidmet, andererseits von Karlheinz Weißmann lektorieren und von Ernst Nolte mit einem Vorwort versehen lassen und schließlich in einem Verlag der politischen Rechten veröffentlicht. Man kann diese Anbindung an das Milieu der Neuen Rechten wohl nicht als politische Naivität abtun, auch wenn man Rogalla von Bieberstein nicht unterstellen kann, daß er Anhänger der These von einer „jüdisch-bolschewistischen Weltverschwörung" ist. In seiner Sicht hat diese These einer *„jüdisch-kommunistischen Verschwörung... diejenige von der freimaurerisch-jüdischen abgelöst und überlagert"*. Yehuda Bauer, dem er im Jahre 1997 ein später veröffentlichtes Vortragsmanuskript zu diesem Thema zugeschickt hatte, stimmte, so Rogalla von Bieberstein, *„mit meinen Thesen im allgemeinen"* überein. *„Er fügte aber hinzu, daß meine richtige Zurückführung des antikommunistischen Antisemitismus auf die historischen Realitäten von manchem mißverstanden werden könnte."* Eben diese von Rogalla von Bieberstein behauptete *„richtige Zurückführung"* bezeichnet jedoch das entscheidende Problem: Der gemeine Antisemit ist nicht deshalb Antisemit, weil Juden in der bolschewistischen Partei aktiv waren, sondern er nimmt diese banale Tatsache zwecks Konstruktion einer „jüdisch-bolschewistischen Weltverschwörung" nur deshalb zur Kenntnis, weil er Antisemit ist; ansonsten müßte sich die logische Frage stellen, warum er nicht von einer „orthodox-bolschewistischen", einer „protestantisch-bolschewistischen" oder einer „katholisch-bolschewistischen Weltverschwörung" spricht, da in der bolschewistischen Partei zweifellos zumindest mehr orthodoxe Christen als Juden aktiv waren. Es ist schon verwunderlich, daß ein ausgewiesener Kenner der verschwörungstheoretischen Tradition im Hinblick auf Antisemitismus sowie dessen Konstitutionsbedingungen und Funktionsweisen dermaßen naiv sein kann und mit seiner positivistischen Aneinanderreihung von Daten möglicherweise auch noch aufklärerisch glaubt wirken zu können. Es ist dagegen überhaupt nicht verwunderlich, daß Yehuda Bauer mit seiner Befürchtung recht behalten sollte und das antisemitische Milieu sich Rogalla von Biebersteins Materialsammlung zunutze machen würde. Mittlerweile hat Martin Hohmann, Bundestagsabgeordneter der CDU, in einer Rede, in der er dem *„Vorwurf: die Deutschen sind das ‚Tätervolk'"* widersprechen wollte, das Buch von Rogalla von Bieberstein explizit als Werkzeugkiste für seine impertinente Argumentation benutzt. Mit Bezug auf Sozialisten und Kommunisten, die jüdischer Herkunft waren, fragt er *„nach der ‚Täterschaft' der Juden"*. *„Juden"*, so redete er weiter, *„waren in großer Anzahl sowohl in der Führungsebene (der „bolschewistischen Bewegung") als auch bei den Tschekа-Erschießungskommandos aktiv. Daher könnte man Juden mit einiger Berechtigung als ‚Tätervolk' bezeichnen. Das mag erschreckend klingen. Es würde aber der gleichen Logik folgen, mit der man Deutsche als Tätervolk bezeichnet."* Den sicherlich ebenfalls bei Rogalla von Bieberstein aufgegriffenen Hinweis, daß *„die Juden, die sich dem Bolschewismus und der Revolution verschrieben hatten, zuvor ihre religiösen Bindungen gekappt (hatten)"*, verbindet er dann mit dem Verweis darauf, daß die hinsichtlich

ihrer religiösen Herkunft zumeist christlichen Nationalsozialisten ebenfalls *„ihre Religion abgelegt"* hatten, womit die *„Gottlosigkeit"* zum verbindenden und gleichsetzenden Element zwischen Bolschewisten und Nationalsozialisten wird. Folglich waren dieser Argumentation zufolge *„weder ‚die Deutschen', noch ‚die Juden'"*, sondern *„die Gottlosen mit ihren gottlosen Ideologien... das Tätervolk des letzten, blutigen Jahrhunderts"*; die These einer „jüdisch-bolschewistischen Verschwörung" und das rhetorische Spiel mit den Juden als *„Tätervolk"* wird also einmal mehr dazu benutzt, die nationalsozialistische Vergangenheit zu entsorgen. Unabhängig und jenseits dieser angesichts des Themas zu erwartenden politischen Funktionalisierung läßt sich Rogalla von Biebersteins Arbeit - gegen den Strich gelesen - jedoch auch als erhellender Beitrag zur Geschichte eines explizit politisch „argumentierenden" Antisemitismus lesen.

„Diese Bibliographie erschließt die Nachkriegsliteratur zur Vorgeschichte, zur Herrschaft und zu den Nachwirkungen des NS-Regimes flächendeckend, ohne annähernde Vollständigkeit für sich zu reklamieren." Mit diesen Worten beginnt **Michael Ruck** die Einleitung zu seiner zuerst 1995 erschienenen und jetzt, vollständig überarbeitet und wesentlich ergänzt, in zwei voluminösen Bänden als *„definitiver Abschluß"* seiner *„bibliographischen Bestandsaufnahme unserer NS-Vergangenheit"* wieder vorliegenden **Bibliographie zum Nationalsozialismus** (Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2000, 2 Bde., XXVI und 1610 S. + CD-ROM). Als *„bibliographischer Sisyphos"*, so seine Selbstbezeichnung im Vorwort, hat Ruck die Zahl der Einträge gegenüber der Erstauflage fast verdoppeln können - aus 20.298 sind jetzt 37.023 geworden -, wobei zum einen ältere, in der Erstauflage nicht verzeichnete Titel neu aufgenommen wurden, zum anderen aber insbesondere 9.284 nach 1995 bis zum Abschluß der Titelaufnahme im Januar 2000 erschiene Veröffentlichungen zu Buche schlagen. In seiner Einleitung skizziert Ruck zum einen einige neuere Schwerpunkte der Forschungen zum Nationalsozialismus (lokal- und regionalhistorische Arbeiten, wobei er auf teilweise *„eklatante Defizite... normativer und methodischer Art"* verweist, Forschungen zum Problem der lange tabuisierten *„Unzahl privater Denunziationen"* und schließlich die Beschäftigung mit einzelnen Sozialgruppen, darunter zuletzt auch das auch über die engere Zunft hinaus diskutierte Engagement später angesehener Historiker im Rahmen nationalsozialistischer Volkstumspolitik und damit einhergehender „Umvolkungsmaßnahmen"); zum anderen benennt er weiterhin bestehende Desiderata, so z.B. im Hinblick auf *„Verwaltung und Verwalter"*, *„Justizpersonal"* oder *„komparative Verhaltensanalysen verschiedener Gruppen der deutschen Funktionseliten"*, die, so seine Einschätzung, zwar *„durchweg bestrebt (waren), den Status von herausgehobenen, teilautonomen Schlüsselgruppen der deutschen Gesellschaft zu bewahren"*, dabei aber *„den Fortbestand des NS-Regimes... zu keiner Zeit in Frage (stellten)"*. Die Bibliographie ist in zwei große Abteilungen aufgeteilt, die sich wiederum durch eine detaillierte Sachgliederung auszeichnen, so daß auch ohne Rückgriff auf die Register ein guter Überblick über die Themenbreite der aufbereiteten Literatur gewonnen werden kann. Teil A zu „Aufstieg und Herrschaft des Nationalsozialismus" ist in drei Kapitel unterteilt (A.1: Übergreifende Hilfsmittel, Darstellungen und Quellensammlungen zur Geschichte des Nationalsozialismus, A.2: Aufstieg des Nationalsozialismus bis 1932/33, A.3: Der Nationalsozialismus an der Macht), Teil B in zwei (B.1: Deutschland und die NS-Vergangenheit, B.2: Rechtsextremismus in Deutschland seit 1945). Im Anhang finden sich neben den Siglen der zitierten Zeitschriften ein rund 160 Seiten umfassendes Autorenregister, ein Personenregister sowie ein Länder-, Regionen- und

Ortsregister, mit deren Hilfe sich die Bibliographie hervorragend erschließen läßt. Zu erwähnen bleibt schließlich noch, daß die komplette Bibliographie auch auf einer beigegebenen CD-ROM vorliegt.

Vor einigen Jahren hatte **Daniel Jonah Goldhagen** mit seiner Arbeit über „Hitlers willige Vollstrecker" nicht nur die deutsche Historikerzunft vor eine intellektuelle und moralische Herausforderung gestellt, der manch einer der düpierten Professoren offensichtlich nicht gewachsen war. Wer nach diesem erhellenden Eklat allerdings damit rechnete, daß Goldhagen mit seinem neuen Buch **Die katholische Kirche und der Holocaust. Eine Untersuchung über Schuld und Sühne** (Berlin: Siedler Verlag, 2002, 475 S.) ähnlich Furore machen würde, sah sich getäuscht. Zwar gab es auch diesmal nach dem Erscheinen des Buches eine Reihe von ansonsten bei solchen Anlässen nicht unbedingt üblichen öffentlichen Veranstaltungen und Diskussionen, aber die Resonanz war im Vergleich zu der vor einigen Jahren doch erheblich gedämpfter. Das dürfte sicherlich ganz entscheidend damit zusammenhängen, daß Goldhagen seinerzeit Thesen formulierte, die zumindest für die geistig in engsten Zunftgrenzen operierenden Fachhistoriker provozierend und zum nicht unerheblichen Teil offensichtlich auch ganz neu waren, während die von ihm in der jetzt vorgelegten Untersuchung vorgebrachten Thesen im wesentlichen keine neuen Erkenntnisse zutage fördern. Es ist durchaus bekannt und dürfte allenfalls von dogmatischen Katholiken geleugnet oder auch bloß in Frage gestellt werden, daß der katholische Antisemitismus einen erheblichen Beitrag *„zur eliminatorischen Verfolgung der Juden"* geleistet hat, daß, *„obwohl der NS-Rassismus mit dem katholischen Glauben unvereinbar war"*, *„der Antisemitismus der Nationalsozialisten und die kirchlichen Auffassungen von und Lehren über Juden eine Symbiose (eingingen)"* und daß somit *„die Kirche mit dem geistigen und nicht tödlich-programmatischen Kern des deutschen Ausschaltungsplans im Einklang war"*, kurz, daß *„ein Großteil der Kirche... zumindest* moralisch *tief in den Massenmord verstrickt"* war und somit angesichts der nationalsozialistischen Herausforderung in jeder Hinsicht moralisch versagt hat: *„Indem sie anerkannte, daß die Rasse rein gehalten werden müsse, verstieß die deutsche Kirche offen gegen die grundlegende katholische Lehre."* Auch die von Goldhagen aufgeführten konkreten Beispiele - dies gilt im übrigen auch für die Beispiele von entsprechendem Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime - bringen keine entscheidenden neuen Erkenntnisse. Es ist wohl in erster Linie das moralische Versagen der sich selbst als moralische Institution verstehenden Kirche, das Goldhagens eigentliches Interesse weckte und das für ihn umso verblüffender ist, als in Bezug auf *„Handlungsfreiheit und Verantwortung des Einzelnen" „die moralische Grundlage der katholischen Kirche, abgesehen von ihrer theologischen Begründung, mit der unseren vereinbar (ist) und ihr sogar sehr nahe (kommt)"*. Entscheidend für das seinerzeitige konkrete Verhalten aber ist wohl, daß *„die katholische Kirche nicht als moralische, sondern als politische Institution gehandelt (hat)"*. Dies wiederum ist begründet in der Geschichte der katholischen Kirch als politischer Institution: Insbesondere seit der Französischen Revolution hat sie sich mit ihrer Ablehnung der Moderne in eine auch Abhängigkeiten erzeugende Symbiose mit konservativen und reaktionären politischen Regimes begeben - in dieser Tradition stehen z.B. auch die Konkordate, die Rom mit dem faschistischen Regime Mussolinis und mit dem nationalsozialistischen Regime Hitlers schloß. Überspitzt könnte man sagen, daß - bezogen auf das nationalsozialistische Regime - Rom mit der Macht auf eine in jeder Hinsicht zu verurteilende Weise paktierte, selbst aber nicht die entscheidende

Macht war. Auch Goldhagen ist sicherlich bekannt, daß die Nationalsozialisten in einem deutlich höheren Maße von Protestanten als von Katholiken gewählt worden waren; es ist schon verblüffend, daß sich die deutschen Lutheraner, die mit der Abdankung von Kaiser Wilhelm II. nicht nur ihr politisches, sondern auch ihr geistliches Oberhaupt verloren hatten, ausgerechnet einen in intellektueller und moralischer Hinsicht völlig unterbemittelten Katholiken aus der österreichischen Provinz als neuen Führer wählten. Offensichtlich hatte sogar der greise Hindenburg, der nun sicherlich nicht auf der Höhe der politischen Zeit war, ein feineres Gespür für den Charakter dieses antirömischen Katholiken als große und entscheidende Teile der akademisch gebildeten protestantischen Intelligenz, die sich möglicherweise gerade auch wegen Hitlers antirömischem Effekt von diesem angezogen fühlte. Auf dem Hintergrund dieser hier nur kurz angeschnittenen historischen Hintergründe ist es ohne Zweifel eine gewagte Vermutung, daß, wenn *„Pius XII. und seine Geistlichen"* die europäischen und speziell die deutschen Katholiken aus *„ihrer moralischen Erstarrung"* aufgerüttelt hätten, *„die deutsche Regierung weder versucht hätte noch in der Lage gewesen wäre, ihre mörderischen Absichten in einer Weise durchzuführen, die dem tatsächlichen Geschehen auch nur nahe gekommen wäre"*. Die Annahme, daß Individuen aus unterschiedlichsten sozialen und politischen Milieus auf Veranlassung einer *„Führung"* nach einheitlichen moralischen Maßstäben handeln, mag zwar ehrenwert sein, aber sie ist angesichts aller historischen Erfahrungen sicherlich auch etwas naiv. Im übrigen weist Goldhagen beiläufig auch darauf hin, daß *„die protestantische Führung in Deutschland... noch weniger das Credo, Gutes zu tun, erfüllt hat als die Führung der katholischen Kirche"*. Das soll und kann natürlich keine Entschuldigung für das moralische und politische Versagen der katholischen Kirche sein und erst recht nicht kann und soll es von deren Verpflichtung ablenken, moralische, politische und materielle Wiedergutmachung in einem ganz erheblich umfangreicheren Maße zu leisten als dies nicht zuletzt auf Grund der üblichen Verdrängungen bis jetzt geschehen ist.

Ursprünglich als Begleitband zu einer 1996 im ehemaligen in der Nähe von Worms gelegenen Konzentrationslager Osthofen eröffneten Ausstellung geplant, liegt mit dem von **Hans-Georg Meyer und Hans Berkessel** herausgegebenen dreibändigen Werk **Die Zeit des Nationalsozialismus in Rheinland Pfalz** (Band 1: „Eine nationalsozialistische Revolution ist eine gründliche Angelegenheit.", Mainz: Verlag Hermann Schmidt, 2000, 520 S., zahlr. Abb.; Band 2: „Für die Außenwelt seid Ihr tot!", ebd., 2000, 329 S. , zahlr. Abb.; Band 3: „Unser Ziel - die Ewigkeit Deutschlands.", ebd., 2001, 327 S., zahlr. Abb.) eine insgesamt 73 Beiträge versammelnde und von dem gegenwärtigen rheinland-pfälzischen Ministerpräsidenten Kurt Beck mit einem für heutige Politiker verblüffend inhaltlich argumentierenden Vorwort (einmal abgesehen davon, daß er ein ungenau wiedergegebenes Zitat statt Leopold Ranke Friedrich Meinecke zuschreibt) eingeleitete Bestandsaufnahme vor, die einen ohne Zweifel nicht alles erfassenden, jedenfalls aber umfassenden Ein- und Überblick über unterschiedlichste Aspekte des politischen, sozialen, wirtschaftlichen und alltäglichen Lebens während der zwölf Jahre des nationalsozialistischen Regimes in Rheinland-Pfalz vermittelt. Es finden sich Beiträge über Vorgeschichte, z.B. über Rheinlandbesetzung, rheinischen Separatismus und Rheinpolitik in den zwanziger Jahren, Nazifizierung und Machtübernahme an den Beispielen Ludwigshafen, Mainz und Westerwald, über rheinland-pfälzische Konzentrationslager (Osthofen, Außenlager des KZ Natzweiler in Cochem/Mosel, SS-Sonderlager/KZ Hinzert, KZ-Außenlager Wittlich), über die Ver-

folgung und Ermordung der jüdischen Bevölkerung (rheinhessische jüdische Landbevölkerung, Juden in Worms, Wittlich und Trier), der Sinti und Roma, von Homosexuellen, über kirchliche Anpassung und kirchlichen Widerstand, über NS-Justiz, Sondergerichte, politische Polizei, ein Wehrmachtsgefängis, über Maßnahmen im Rahmen des Euthanasie-Programms, über Zwangsarbeiter, biographische Beiträge über Nationalsozialisten (der alldeutsche Heinrich Claß als Wegbereiter, die Gauleiter Josef Bürckel und Gustav Simon, Werner Best) und Widerstandskämpfer (Oswald Damian, der jüdische Reichsbannermann Julius Frank aus Worms, der Kommunist Hans Eiden, Wilhelm Leuschner, Carlo Mierendorff, die Geistlichen Paul Schneider und Josef Kentenich), über Widerstand aus Reihen der Arbeiterbewegung, über Emigration und Entnazifizierung und schließlich über den Neuanfang nach 1945. Die reich illustrierten Beiträge, das läßt sich schon aus dieser kurzen Auflistung herauslesen, zielen auf eine *„fakten- und quellengesicherte Bearbeitung und Erschließung der NS-Geschichte vor Ort"*, so daß sich ein facettenreiches, unterschiedlichste Aspekte des nationalsozialistischen Regimes in Rheinland-Pfalz thematisierendes Gesamtbild ergibt. Seinem Charakter als Begleitband zu einer Ausstellung entsprechend sind die wissenschaftlich fundierten Beiträge so konzipiert, daß sie nicht nur von einem spezialisierten Fachpublikum, sondern auch von nicht entsprechend vorinformierten Lesern rezipiert werden können. Gerade die Zentrierung der Beiträge auf konkrete Ereignisse, konkrete Personen und konkrete Handlungsabläufe dürfte die Geschehnisse in einer Weise vermitteln, daß die bei einem solchen Unternehmen erhofften Lernprozesse in Gang gesetzt werden können. *„Das Ergebnis"*, so hoffen die Herausgeber im Vorwort, *„kann daher auch Anstoß sein für eine ergänzende universitäre Forschung, wie sie in groß angelegten Projekten bereits in Bundesländern wie Bayern, Hessen und dem Saarland existiert."* Zu erwähnen bleibt noch, daß den graphisch hervorragend und leserfreundlich gestalteten Bänden jeweils ein Autoren- und Abkürzungsverzeichnis, ein Abbildungsnachweis sowie Orts-, Namens- und Sachregister beigegeben sind, mit deren Hilfe sich die Beiträge leicht erschließen lassen; der abschließende dritte Band enthält zudem eine von Martina Ruppert und Hans Berkessel erarbeitete, knapp 2.000 Titel erfassende Gesamtbibliographie.

Fast dreißig Jahre hat es gedauert, bis die dreibändige **Geschichte der deutschen Kriegswirtschaft 1939 - 1945** von **Dietrich Eichholtz** komplett vorlag. Nachdem 1969 im damaligen Ostberlin der erste Band erschienen war, folgte 1985 der zweite und schließlich im Herbst 1996 - sieben Jahre nach der sogenannten Wende - als eines der wenigen nicht von zünftlerischer Arroganz westlicher Historiker abgewürgtes Unternehmen der abschließende dritte Band. Schon bald nachdem auch dieser dritte Band vergriffen war, wurde das komplette Werk in einer Neuauflage vorgelegt (München: K.G. Saur Verlag, 1999, Band 1: 1939-1941, 398 S.; Band II, Teil 1 und Teil 2: 1941-1943, 693 S.; Band III: Teil 1 und Teil 2: 829 S.), die zusätzlich ein kurzes „Vorwort zur Gesamtausgabe 1999" von Eichholtz selbst, resümierende „Kritische Randbemerkungen" von Gustavo Corni sowie ein Register zur Gesamtausgabe enthält. Das ursprüngliche Ziel des Werkes, so Eichholtz im Vorwort zum ersten Band, bestand in der Herausarbeitung *„des Synchronismus der Veränderungen in Politik bzw. Kriegführung und Ökonomie im zweiten Weltkrieg"*, wobei *„die Kriegsplanung des deutschen Finanzkapitals, seine Expansionsziele und -richtungen, die Grundtendenzen der Entwicklung des staatsmonopolistischen Herrschaftsmechanismus und die spezifisch faschistischen Züge in der Kriegswirtschaft den roten Faden der Gesamtdarstellung bil-*

den". Begrifflichkeit und inhaltliche Ausrichtung lassen erkennen, daß die Konzeption des Werkes seinerzeit noch sehr stark einem ökonomistisch verkürzten Traditionsmarxismus verhaftet und in die damaligen kontroversen Diskussionen über den Primat der Politik bzw. der Ökonomie im nationalsozialistischen Regime eingebunden war. Nicht zuletzt auf Grund der bereits im ersten Band zu Tage tretenden archivalisch abgesicherten Materialfülle des Werkes - der Anhang mit Dokumenten zur „Neuordnung des europäischen Großwirtschaftsraumes" umfaßte mehr als ein Drittel des Bandes - dürfte langfristig dazu beigetragen haben, die Fronde der konservativen Geschichtsschreibung zum „Dritten Reich", die sich vornehmlich auf das politische Personal sowie die politischen Organisationen des Nationalsozialismus konzentrierte und dabei die aktive Einbindung der Wirtschaft in das Regime geflissentlich übersah, aufzubrechen und auch in der Bundesrepublik neue Fragestellungen und Forschungsoptionen anzuregen. Allerdings wies Eichholtz bereits im Vorwort zum dritten Band darauf hin, daß die im Kontext der Diskussion des Werkes vorgetragenen kritischen Annotationen zu dem selbst wiederum politisch motivierten Ökonomismus auch bei ihm selbst schließlich *„auf eine Öffnung einer zu eng auf die ökonomisch wirkenden Kräfte konzentrierten Sicht hinausliefen"*. Aus der ökonomistischen Logik des Werkes folgte seinerzeit auch, daß Eichholtz der ideologischen Begründung des Projekts „Endlösung" keine vertiefende Aufmerksamkeit schenkte. In seinen Augen, so schrieb er in Band 2 des Werkes, bestand das *„Kardinalproblem für den Faschismus"* in der *„Vernichtung der revolutionären Arbeiterbewegung"*. Der Antisemitismus hatte auf diesem Hintergrund *„in allererster Linie eine innenpolitische Funktion"* und erwies sich insbesondere nach Beginn des Krieges gegen die Sowjetunion *„deutlicher als je zuvor als die Ausgangsstufe zu unvergleichlich umfassenderen Formen des Rassismus"*, der sich jetzt *„auch gegen die Völker Osteuropas, voran die Völker der Sowjetunion, richtete"*. Entgegen der *„grundfalschen These, es handle sich beim GPO* (= Generalplan Ost) *um nichts weiter als um eine Ausgeburt des faschistischen Rassenwahns"*, ging es Eichholtz darum, *„unter der ideologischen Verkrustung und Verformung die politischen und ökonomischen Zielsetzungen des GPO zu erkennen"*. Konsequenterweise folgerte er, daß der Rassismus und der darunter subsumierte Antisemitismus *„als ideologische Hülle für den rationalen imperialistischen Kern des GPO... in unserer Analyse eben dieses Kerns nur eine sekundäre Rolle"* spielt. Auch wenn man diesen Forschungsansatz als unzulässige Verkürzung ansieht, wird man anerkennen müssen, daß Eichholtz in jahrzehntelanger Arbeit ein in vielerlei Hinsicht immer noch anregendes Standardwerk zum mit kriegerischen Mitteln durchgeführten Versuch der nationalsozialistischen Neuordnung des europäischen Wirtschaftsraumes - von den wirtschaftlichen Kriegsvorbereitungen über die sich im Laufe des Krieges ausdifferenzierenden Wirtschaftsinteressen einschließlich der damit einhergehenden Organisationsprobleme, die Lage der deutschen Arbeiter und ausländischen Zwangsarbeiter bis zu ersten Nachkriegsplanungen - vorgelegt hat; zahlreiche Arbeiten der letzten Jahre zeigen, daß dieses Thema in all seinen Facetten noch längst nicht ausgelotet ist. Im „Vorwort zur Gesamtausgabe" weist Eichholtz rückblickend noch einmal auf die *„Schwerpunkte und besondere Stärke des Ganzen"* hin, wobei er vier Themenkomplexe erwähnt: den *„imperialistische(n) Wirtschaftsexpansionismus"*, den *„militärisch-industrielle(n) Komplex"*, die *„Plünderung, Ausbeutung und ‚Arisierung in den besetzten Ländern"* und schließlich die Zwangsarbeit. Während der erste Band noch von Eichholtz alleine verfaßt worden ist, enthalten die beiden folgenden Bände auch Beiträge anderer Autoren: In Band 2 beschäftigt sich Joachim Lehmann mit der deutschen Landwirtschaft im Krieg, in Band

3 finden sich Beiträge von Berthold Puchert über den deutschen Außenhandel im Krieg, von Manfred Oertel über die Kriegsfinanzierung, von Hagen Fleischer über den Besatzungsalltag auf Kreta 1943/44 und von Karl-Heinz Roth über die wirtschaftlichen Vorbereitungen auf das Kriegsende und Nachkriegsplanungen und. Man mag dies auch als Hinweis darauf lesen, daß das Werk - wenngleich ein Standardwerk - auch ein unabgeschlossenes Werk ist.

Nach außergewöhnlich langjährigen Vorbereitungen und angesichts der doch akademisch gesicherten Lage der Förderer und verantwortlichen Herausgeber ungewöhnlich vielfältigen Unterstützungsaufrufen sind die immer wieder angekündigten gesammelten Nachlaßschriften von **Reinhard Opitz** unter dem Titel **Liberalismus - Faschismus - Integration. Edition in drei Bänden. Band I. Liberalismus - Integration; Band II. Faschismus; Band III. Die ‚Röhm'-Affäre** (Marburg: BdWi-Verlag - Verlag des Bundes demokratischer Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler (BdWi), 1999, 554 S., 670 S., 265 S.) schließlich doch noch veröffentlicht worden. Opitz, 1985 51jährig verstorben, war 1973 mit der im gleichen Jahr unter dem Titel „Der deutsche Sozialliberalismus 1917-1933" erschienenen Arbeit in Marburg promoviert worden, hatte 1977 die umfangreiche Dokumentation „Europastrategien des deutschen Kapitals 1900-1945" herausgegeben und schließlich 1984 ein vier Jahre später in ergänzter Fassung noch einmal aufgelegtes Werk „Faschismus und Neofaschismus" veröffentlicht. In seinem Nachlaß, so teilen die Herausgeber Ilina Fach und Rainer Rilling im „Vorwort zur Gesamtausgabe" mit, fanden sich 272 Manuskripte *„mit einem Umfang von über 6000 Seiten"*, von denen für die vorliegende Edition *„87 Manuskripte mit einem Umfang von rd. 3000 Seiten ausgewählt"* wurden. *„Dabei handelt es sich um handschriftliche und maschinenschriftliche z.T. abgeschlossene, z.T. unvollendete Fassungen, dazu Notizen, Tonbandprotokolle, Literaturhinweise und Gliederungsentwürfe. Diese 3000 Seiten bestehen aus rund 2000 Seiten handschriftlich abgefasster Manuskripte... und mehr als 1000 Seiten umfassenden Maschinenskripten."* Im Zentrum der Beschäftigung von Opitz mit der Geschichte des deutschen Liberalismus und Faschismus stehen die beiden Begriffe *„Integration"* und *„Formierung"*, wobei *„Integration"* für ihn ein *„klassenneutraler, technischer Begriff"* ist, während *„Formierung"* - Opitz rekurriert hier auf den in den sechziger Jahren in konservativen Milieus propagierten Begriff der „formierten Gesellschaft" - nichts anderes bedeutet als *„kapitalistische Integration"*. Demzufolge *„(kann) Integration also einen progressiven oder reaktionären Charakter haben"*: *„Die Partei der Arbeiterklasse (in der DDR) bemüht sich um die Einbeziehung aller Bevölkerungsgruppen in die sozialistische Gemeinschaft ebenso wie das Monopolkapital um die Einbeziehung aller Bevölkerungsgruppen in sein Interessenprogramm und seine Ordnung."* Konsequenterweise wird geschlußfolgert: *„Gegen kapitalistische Integration, also gegen Formierung zu sein, ist progressiv, gegen Integration an sich zu sein ist antiautoritär. Gegen Integration überhaupt zu sein, führt zwangsläufig zurück zu jener subtilen antiautoritär-linken Variante der Totalitarismustheorie, die gleiche Züge in West und Ost zu entdecken vermeint und von der aus zugleich die Brücke zur Konvergenztheorie geschlagen ist."* Faschismus ist in dieser Sichtweise dann nichts anderes als radikalisierte *„Formierung"*, wobei Opitz zwar zwischen faschistischen Bewegungen und Monopolkapital durchaus zu differenzieren weiß, letztendlich aber darauf verweist, daß *„faschistische(n) Bewegungen immer dann, wenn sie mit Hilfe des Monopolkapitals zur Macht gelangen (und nur mit dieser Hilfe gelangen sie zur Macht), sich gesetzmäßig in Vollstrecker des Mo-*

nopolwillens verwandeln und alle Züge, die sie bislang als autonom gegenüber dem Monopolkapital erscheinen ließen, liquidiert werden"; mit anderen, zur Genüge bekannten Worten: *„Der zur Macht gekommene Faschismus ist die Diktatur des Monopolkapitals mittels der faschistischen Bewegung (bzw. mittels faschistischer Bewegung plus Militär)."* Diese wenigen zitierten Bemerkungen mit einigen zentralen Begriffen verweisen in aller Deutlichkeit sowohl auf den politischen als auch den wissenschaftlichen Standort von Opitz' Werk. Aber trotz aller politischen und theoretischen Verkürzungen von Opitz' Argumentationen (schon allein die konsequente Verwendung des Begriffs Faschismus statt Nationalsozialismus ist diesbezüglich typisch; auch spielt der Antisemitismus in dieser Variante von Faschismustheorie bekanntermaßen keine Rolle) wäre es sicherlich falsch, die Texte - im Mittelpunkt von Band I steht das umfangreiche Manuskript „Liberalismus und Integration", Band II versammelt zumeist kürzere Texte zu den Themenkomplexen „Formierung", „Faschismus" und „Neofaschismus" und Band III enthält ein unvollendetes Manuskript zu Geschichte und Hintergrund der sogenannten „Röhm-Affäre" - einfach als historisch überholt abzutun. Es sind die im Vorwort zum Band III erwähnte *„Detailliebe"* und der *„Genauigkeitswahn"* von Opitz, die seine Texte - gegen den Strich gelesen - auch heute noch lesbar machen, gerade in einer Zeit, in der die Ökonomie in mancherlei „linksradikalen" Weltbildern offensichtlich nur noch als „automatisches Subjekt" vorkommt, dem man sich in anders gelagerter theoretischer Redundanz offensichtlich zunehmend zu ergeben bereits ist. Hinzuweisen bleibt zum Schluß noch darauf, daß alle Bände Vorworte, in denen in aller Kürze auf die jeweils edierten Texte eingegangen wird, sowie Sach-, Organisations- und Personenregister enthalten und daß der Band III mit einem „Verzeichnis der von Reinhard Opitz veröffentlichten Schriften" abgeschlossen wird.

Zur Geschichte des Widerstandes sozialistischer Kleingruppen jeglicher Provenienz gegen das nationalsozialistische Regime gibt es mittlerweile zwar einige Überblicksdarstellungen, allerdings mangelt es weiterhin an detaillierten regionalen und lokalen Untersuchungen. Auch die von **Andreas Graf** unter dem Titel **Anarchisten gegen Hitler. Anarchisten, Anarcho-Syndikalisten, Rätekommunisten in Widerstand und Exil** (Berlin: Lukas verlag, 2001, 317 S.) herausgegebenen und für die Publikation überarbeiteten Beiträge einer von der Forschungsstelle Widerstandsgeschichte der Freien Universität Berlin und der Gedenkstätte Deutscher Widerstand in Berlin im Mai 1997 organisierten Tagung führen diesbezüglich, abgesehen von zwei biographischen Beiträgen von Hartmut Rübner über den Delmenhorster Anarchisten Wilhelm Schroers und von Tania Ünlüdağ über die Wuppertaler Brüder Brenner, nicht weiter. Neben diesen beiden Texten beschäftigen sich nur noch zwei weitere mit dem deutschen anarchistischen Widerstand im engeren Sinne, wobei der einleitende Text von Hartmut Rübner zur „Analyse des Nationalsozialismus durch deutsche Anarchisten und Anarcho-Syndikalisten" eher die Vorgeschichte thematisiert und dabei zu dem Ergebnis kommt, daß die deutschen Anarchisten und Anarcho-Syndikalisten allenfalls über eine fragmentarische Faschismusanalyse verfügten und *„die maßgeblichen Instanzen der FAUD"* zu allem Überdruß *„sowohl die Effizienz des polizeilichen Verfolgungsapparates als auch ihre eigene Bedeutung"* falsch einschätzten und somit *„keine konkreten Vorgehensweisen und Verhaltensmaßregeln"* vorgeben konnten. Der daran anschließende Text über „Selbstbehauptung und Widerstand deutscher Anarchisten und Anarcho-Syndikalisten" von Andreas Graf faßt im wesentlichen die Ergebnisse der zu diesem Thema vorliegenden Sekundärliteratur zusammen. Es folgen zwei englischspra-

chige Beiträge von Dave Berry über „Resistance and Collaboration" der französischen anarchistischen Bewegung in den Jahren 1939 bis 1945 und von Ronald Creagh über „Italian anarchist's war against fascism", einmal mehr ein Beitrag von Dieter Nelles über den Widerstand der „Internationalen Transportarbeiter-Föderation" sowie Beiträge von Gerd-Rainer Horn über „Lebensbedingungen und Realitätskonstruktionen ausländischer Sympathisanten der katalanischen Revolution" und Reiner Tosstorff über den „spanischen Anarchismus nach 1939 in der französischen Résistance und im innerspanischen Widerstand". Abgeschlossen wird der Band mit zwei biographischen Beiträgen zu den Rätekommunisten Jan Appel (Hubert van den Berg) und Karl Plättner (Knut Bergbauer) sowie einem ganz aus dem thematischen Rahmen herausfallenden Beitrag von Günter Wernicke über „Das Ministerium für Staatssicherheit (MfS) und die deutschen Trotzkisten in den 1950er Jahren". Auch wenn man die einzelnen Beiträge des Bandes mit durchaus unterschiedlichem Gewinn lesen kann, muß man leider festhalten, daß der Titel Erwartungen weckt, die in dieser Form von den meisten Texten nicht erfüllt werden; bezweifelt werden darf auch, ob man den hier gemeinten anarchistischen und linksradikalen Widerstand ohne weiteres unter den ideologisch hochgradig besetzten Begriff „Menschenrechtsbewegung" subsumieren sollte. Hinzuweisen bleibt in diesem Zusammenhang auf die aus einer 1987/88 geschriebenen Magisterarbeit hervorgegangenen Arbeit **Anarcho-Syndikalisten an der Wurm. Ein fast vergessenes Kapitel der Geschichte des Aachener Raumes nach dem Ersten Weltkrieg** von **Klaus Weberskirch** (Aachen, 1999, 219 S.), die zwar nichts mit dem Widerstand gegen den Nationalsozialismus zu tun hat, aber als eine der so wünschenswerten Regionalstudien einen guten Überblick über die lokalen und regionalen Aktivitäten der Aachener Anarcho-Syndikalisten und deren Einbettung in die allgemeine Geschichte der FAUD vermittelt.

Mit dem dreiteiligen dritten Band des Werkes **Deutschsprachige Exilliteratur seit 1933** wird ein vor vielen Jahren begonnenes Projekt nunmehr abgeschlossen. Der erste Band zum Exil in Kalifornien, 1976 erschienen, enthält in zwei Teilbänden Beiträge zu vierzig, der zweite Band zum Exil in New York, 1989 in ebenfalls zwei Teilbänden erschienen, Beiträge zu 81 Autoren. Der auch bereits vorliegende vierte Band, 1994 erschienen, enthält in drei Teilbänden eine umfassende Bibliographie zum Thema. Der das Gesamtwerk abrundende dritte Band wird ebenfalls in drei Teilbänden erscheinen, von denen die beiden ersten, herausgegeben von **John M. Spalek, Konrad Feilchenfeldt und Sandra H. Hawrylchak** vorliegen: **Band 3. USA, Teil 1** und **Band 3. USA, Teil 2** (Bern/München: K.G. Saur Verlag, 2000/20001, 471 S./599 S.) vorliegen. Beide Bände zusammen enthalten insgesamt 51 Porträts (in einigen wenigen Fällen auch Doppelporträts) von Autoren aus unterschiedlichsten Metiers, von Lyrik über Prosa, Dramatik, Film, Journalismus, Sachbuch bis zur Wissenschaft. Viele der vorgestellten Personen waren zur Zeit ihrer Emigration noch so jung, daß sie kaum oder noch gar nicht zu publizieren begonnen hatten. *„Ihr Werk"*, so heißt es im Vorwort zum ersten Teilband, *„ist zum großen Teil im Exil entstanden, und die Exilzeit erstreckt sich dabei auf mehr als nur die zwölf Jahre der Naziherrschaft."* Das hat zur Konsequenz, daß eine ganze Reihe der vorgestellten Autor(inn)en und insbesondere natürlich ihre Werke, einmal abgesehen davon, daß mancherlei nur in Nachlässen vorhanden und gar nicht veröffentlicht worden ist, hierzulande weitgehend unbekannt geblieben sind. Einige der Beiträge sind auf der Basis von in den letzten Jahren zugänglich gewordenen Nachlässen der entsprechenden Personen geschrieben worden, eine ganze Reihe von

Nachlässen sind zudem in den letzten Jahren dem „Deutschen Exilarchiv" der deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main überlassen worden. Es ist an dieser Stelle unmöglich, auf alle oder auch nur ausgewählte Beiträge detailliert einzugehen; von daher müssen einige Hinweise genügen. Zu den bekannten bzw. bekannteren vorgestellten Autor(inn)en gehören zweifellos Ernst Bloch, die in einem Doppelporträt vorgestellten Kurt R. Grossmann und Robert M.W. Kempner, Valeriu Marcu, Max Ophüls und Curt Riess (Teilband 1) sowie Richard Alewyn, Lisa Fittko, Waldemar Gurian, Wilhelm Herzog, Alfred Kantorowicz, Erika Mann, Leopold Schwarzschild, Hans Siemsen, Otto Strasser, Siegfried Thalheimer und Jan Valtin (Teilband 2); zu dem letztgenannten hat der Autor, Ernst von Waldenfels, in der Zwischenzeit auch eine Monographie vorgelegt. Einige der Autor(inn)en bleiben zu entdecken, andere sind hier und da wieder entdeckt worden, z.B. Otto Mainzer, dessen Werke „Die sexuelle Zwangswirtschaft" und „Prometheus" in den achtziger Jahren gedruckt wurden, oder Ruth Landshoff-Yorck, deren „Biographische Impressionen" unter dem Titel „Klatsch, Ruhm und kleine Feuer" bereits in der frühen sechziger Jahren in der Bundesrepublik erschienen und deren frühe Romane zur Zeit neu gedruckt werden. Die Beiträge sind, wie bei solchen Projekten üblich, quantitativ und qualitativ unterschiedlich informativ, vermitteln aber, zusammen gelesen mit den Beiträgen der Bände 1 und 2 des Gesamtprojektes, durchaus eine Art Kollektivbiographie der deutschen literarischen Emigration in den USA. Gewünscht hätte man sich, daß den einzelnen Beiträgen zumindest kursorische, die jeweiligen Hauptwerke auflistende Bibliographien beigegeben worden wären. Hinzuweisen bleibt schließlich noch auf den geplanten dritten Teilband, der mit thematischen Beiträgen die Darstellung der deutschsprachigen literarischen Exils in den USA nach 1933 abrunden soll.

Karl Otten, so teilt Richard Dove, Herausgeber seines in den Jahren 1937/38 geschriebenen und aus dem Nachlaß veröffentlichten Romans **Die Reise nach Deutschland** (Bern: Peter Lang Verlag, 2000, 253 S.) in seinem Nachwort zu diesem Band mit, *„fühlte sich sein Leben lang als Rheinländer und teilte das Mißtrauen seiner Landsleute gegenüber der preußischen Hegemonie in Deutschland"*. 1889 im niederrheinischen Oberkrüchten geboren und in Köln und Aachen aufgewachsen, lernte Otten während seiner Studienzeit in München im Umkreis der „Gruppe Tat" Erich Mühsam, Franz Jung und Otto Gross kennen, publizierte erste Lyrik in der „Aktion" und 1913 seinen Bericht „Die Reise durch Albanien"; bei Kriegsausbruch wurde er *„wegen antimilitaristischer Umtriebe"* (Richard Dove) verhaftet und blieb bis Ende 1915 inhaftiert. In den Jahren bis 1933 publizierte er eine Reihe von Büchern - Lyrik, Prosa, Romane -, ehe er 1933 zuerst nach Mallorca und 1936, nach dem Putsch der Frankisten, nach England emigrierte. Dort schrieb er neben der jetzt erstmals veröffentlichten „Reise nach Deutschland" den Roman „Torquemadas Schatten" und die 1942 veröffentlichte Studie „A Combine of Aggression. Masses, Elite and Dictatorship in Germany", die erst 1989 unter dem Titel „Geplante Illusionen. Eine Analyse des Faschismus" in einer deutschen Übersetzung erschien und - insbesondere natürlich in den sogenannten Fachkreisen - allzuwenig zur Kenntnis genommen wurde. „Die Reise nach Deutschland" erzählt die Geschichte des jungen Engländers James Taylor, der im Sommer 1938 eine Familie in Köln besucht, bei der sein Vater nach dem Ende des Ersten Weltkrieges als Besatzungsoffizier untergekommen war; die Eltern sind liberale Gegner des nationalsozialistischen Systems, der Sohn wird als Mitglied einer katholischen Widerstandsgruppe ermordet und die Tochter hat sich der „nationalen Revolu-

tion" ergeben. Otten wollte mit diesem Roman, so Dove, *„die sozialen Strömungen und Auseinandersetzungen in Nazi-Deutschland anhand der Spannungen innerhalb einer einzigen Familie"* darstellen. Dabei läßt Otten keinen Zweifel daran, daß er den Nationalsozialismus als einen aus *„ewiger Gekränktheit"* gespeisten *„Massenwahn"*, als einen instinkthaften *„Tanz der Fetischdiener"* um ein Kalb interpretiert, das mit Sicherheit keiner rheinischen, sondern eher einer preußischen Tradition entstammt. *„Hier"* am Rhein, sagt der Vater, ein Professor für englische Geschichte, *„finden Sie nicht eine Familie... jener sagenhaften deutschen Rasse."* Und ein fanatisierter Jungnazi stimmt dieser Einschätzung notgedrungen zu: *„Die Bewegung hat es im Rheinland am schwersten. Der Druck aus dem Westen. Die kirchliche Verhetzung. Wir sind ein Mischvolk."* Das Rheinland war in Ottens Sicht eben kein *„Nazedonien"*. „Die Reise nach Deutschland" ist sicherlich ein stark zeitgebundenes Werk, gewissermaßen die Romanfassung zu der später geschriebenen Studie „A Combine of Aggression"; insofern ist Doves Einschätzung, daß Otten mit dem Roman *„im wesentlichen eine didaktische Absicht verfolgte, nämlich die englische Öffentlichkeit über das wahre Wesen des nationalsozialistischen Deutschland und vor allem über die drohende Kriegsgefahr, die es darstellte, aufzuklären"*, sicherlich zuzustimmen. Trotz aller positiven Stellungnahmen und der über mehrere Jahre sich erstreckenden diesbezüglichen Anstrengungen gelang es Otten seinerzeit nicht, den Roman zum Druck zu bringen, so daß er erst jetzt in der Reihe „Exil Dokumente" das verspätete, aber verdiente Licht der Öffentlichkeit erblicken kann.

Als Franz Jung im Jahre 1961, dreißig Jahre nachdem sein letztes Buch, der Roman „Hausierer", erschienen war, seine Autobiographie „Der Weg nach unten" veröffentlichte, gehörte er zu den „Vergessenen und Verschollenen" und war wohl nur noch den überlebenden alten Bekannten und wenigen Interessierten ein Begriff. Eigentlich wiederentdeckt wurde er erst seit den frühen siebziger Jahren, als neben einer Neuausgabe der Autobiographie unter dem von Jung ursprünglich vorgesehenen Titel „Der Torpedokäfer" nach und nach einige seiner frühen Werke nachgedruckt wurden und schließlich, seit den achtziger Jahren, eine mittlerweile abgeschlossene elfbändige Werkausgabe erschien, in die allerdings wichtige Werke aus dem Nachlaß Jungs nicht aufgenommen wurden. Von 1912 bis 1931 hatte Jung in schneller Folge neunundzwanzig Bücher - Prosa, Romane, Theaterstücke, Erfahrungsberichte und Essays - veröffentlicht, von denen einige aus seinen „roten Jahren" zudem in diversen Zeitungen der radikalen Linken vorab- oder nachgedruckt wurden. Die Bücher Jungs liegen in der erwähnten Werkausgabe vor, daneben sind in den letzten Jahren und Jahrzehnten eine ganze Reihe von Arbeiten über ihn erschienen, so daß sein Leben und Werk zum Teil recht detailliert, zum Teil - insbesondere die Jahre nach dem Ende seines direkten politischen Engagements - zumindest in groben Zügen erforscht sind. Einen weiteren wichtigen Baustein zur Erschließung von Jungs Werk leisten **Walter Fähnders** und **Andreas Hansen** mit dem von ihnen herausgegebenen Band **Vom *Trottelbuch* zum *Torpedokäfer*. Franz Jung in der Literaturkritik 1912-1963** (Bielefeld: Aisthesis Verlag, 2003, 540 S.), der sämtliche Besprechungen von Jungs Büchern versammelt, die zu seinen Lebzeiten erschienen sind und somit einen wichtigen - den gewissermaßen offiziellen - Ausschnitt der Rezeption dieser Bücher dokumentiert. Aufbauend auf den von Cläre Jung gesammelten Zeugnissen der Rezeption Jungs dürfte, so die Herausgeber im Nachwort, *„dank weiterer Textrecherchen und -funde hier eine annähernd vollständige Sammlung über Franz Jung in der Literaturkritik von 1912 bis*

1963 vorliegen". Insgesamt enthält der Band rund dreihundert mehr oder minder umfangreiche Besprechungen, die den entsprechenden Büchern, die in der Reihenfolge ihres Erscheinens mit einer Abbildung des Umschlages der jeweiligen Erstausgabe vorgestellt werden, chronologisch zugeordnet sind. Neben den Einzelbesprechungen enthält der Band unter der Überschrift „Bilanzen" zwei Zusammenstellungen von Sammelbesprechungen, eine recht umfangreiche Sammlung von russischen Besprechungen der ins Russische übersetzten Werke Jungs sowie die anläßlich von Jungs Tod im Januar 1963 erschienenen Nekrologe. Abgeschlossen wird der Band mit einer „Editorischen Notiz und Danksagung", mit ausführlichen Textnachweisen, einem Abbildungsverzeichnis, einem Nachwort sowie diversen Registern (Personen, Verlage, Zeitungen und Zeitschriften, Werke von Franz Jung). Jung gehört zweifellos zu jenen Autoren, zu denen neben der Bibliographie der tatsächlich erschienenen Werke eine solche geplanter, aber nicht realisierter Werke zu erarbeiten wäre. Noch in seinen letzten Lebensjahren war er mit diversen Projekten beschäftigt; eines davon hatte seinen Anfang mit einem Brief des jungen Jes Petersen aus Schleswig, der zuerst eine Kunstzeitschrift, dann einen Verlag gründen wollte, an den „sehr geehrte(n) herr(n) raoul hausmann" vom 3.12.1960 begonnen. Im September 1961 empfahl Hausmann, der in Petersen wohl den zukünftigen Verleger seiner Werke sah, Petersen Jungs gerade erschienene Autobiographie zur Lektüre; im Dezember des gleichen Jahres erhielt Petersen ein Schreiben von Franz Jung selbst mit dem Vorschlag, *„eine kleine Serie von Pamphlets, jedes zwischen 3000-5000 Worte, nicht mehr, darunter eines von mir"*, zu veröffentlichen. Der von Andreas Hansen herausgegebene Band **Jes Petersen, Strontium. Briefwechsel mit Raoul Hausmann und Franz Jung** (Berlin: BasisDruck Verlag, 2001, 295 S.), der die von den drei Protagonisten erwogenen unzeitgemäßen Projekte in aller Ausführlichkeit vorstellt, ist ein faszinierendes Dokument produktiven Scheiterns: *„Jung sieht bald"*, so resümiert Hansen die Projekteschmiederei im Vorwort, *„wen er um sich hat. Hausmann ist ein vergessener Avantgardist, er selbst ein Revolutionär am Ende seiner Zeit, Petersen ein enthusiastischer Autodidakt, der Verlag ökonomisch ein Nichts. Nachdem das erste Buch erschienen ist, ist die Energie fast erschöpft. Der Umsatz bewegt sich gegen Null, das Gesamthonorar liegt bei 50,- DM und mehreren Flaschen Rum. Jung versucht es mit einem Bluff. Er frisiert die ‚Petersen Presse' zur internationalen ‚Petersen Press' mit Standorten in Hamburg und Paris. Und er schreibt einen Einführungstext für das Pamphlete-Projekt. Doch keine der Ideen wird realisiert, der Verlag bleibt Fiktion. Nur in den Briefen mit Hausmann und Jung existiert die eigentliche Petersen Press."* Im Anschluß an den Briefwechsel enthält der mit zahlreichen Abbildungen versehene Band Jungs erwähnten *„Einleitungstext"* „Für den anspruchsvollen Leser - Meinen Gruß zuvor", einen zeitgenössischen, in der Studentenzeitschrift „Colloquium" erschienenen Text von Christoph Gahl über den Verlag Petersen Press, einen kurzen Text „Zur Edition", ein Abbildungsverzeichnis und ein Register.

Nach dem Ende der realsozialistischen Herrschaftssysteme jenseits der Elbe geriet für einige Zeit, vorbereitet sicherlich auch durch die Veröffentlichung der Memoiren seiner Frau Anna Larina Bucharinas im Jahre 1989, der ehemalige „Liebling der Partei" **Nikolai Bucharin** auch hierzulande ins Visier historischer Sinnsucher, wobei nicht ganz eindeutig zu klären ist, ob man sich dabei auf den Spuren eines bolschewistischen Sozialdemokraten oder denen eines sozialdemokratischen Bolschewisten wähnte. Inspiriert wohl auch von dem Eifer der Gorbatschowschen Reformära, erschienen Ende

der achtziger, Anfang der neunziger Jahre eine ganze Reihe von Studien und Sammelbänden zu Bucharin, zuguterletzt gar eine von Wladislaw Hedeler erstellte „Bibliographie". Der in diesem Kontext für das Jahr 1994 angekündigte erste Band von Nikolai Bucharins Gefängnisschriften konnte erst, nachdem der ursprüngliche Verlag seine Produktion eingestellt hatte, mit einiger Verzögerung unter dem Titel **Gefängnisschriften 1. Der Sozialismus und seine Kultur. Herausgegeben von Swetlana N. Gurwitsch-Bucharina, Wladislaw Hedeler und Ruth Stoljarowa. Mit einem Vorwort von Swetlana N. Gurwitsch-Bucharina** erscheinen (Berlin: BasisDruck, 1996, 310 S.); auf den seinerzeit angekündigten zweiten Band (in zwei Halbbänden), der „Philosophische Arabesken (Dialektische Skizzen)" enthalten sollte, muß man weiterhin warten. Als Bucharin am 27. Februar 1937 verhaftet wurde, hatte er den ersten Teil eines größeren Werkes über „Die Krise der kapitalistischen Kultur und der Sozialismus" abgeschlossen; dieser erste Teil wurde beschlagnahmt, verschwand in den Archiven und ist bis heute nicht mehr aufgefunden worden. In dem Jahr, das ihm bis zu seiner Ermordung am 15. März 1938 blieb, verfaßte Bucharin den hier angezeigten zweiten Teil dieses Werkes, die erwähnten „Philosophischen Arabesken", einen unvollendeten, autobiographische Züge tragenden Roman, eine kürzere Abhandlung „Über einige grundsätzliche Fragen der Gegenwart" und Gedichte. Bucharins Werk steht ganz in der engen Tradition eines die bürgerliche Aufklärung beerbenden Sozialismus, der mit Hilfe der die Massen führenden Partei und der von dieser ausgeübten Diktatur des Proletariats seine Erfüllung finden sollte. Schon die Themen der insgesamt zwölf Kapitel - „Die materielle Basis der sozialistischen Kultur", „Die Schaffung des ganzheitlichen Menschen" bzw. „der ganzheitlichen Menschheit" und „einer ganzheitlichen sozialistischen Kultur", „Über den Stil der sozialistischen Kultur", „Über die Rolle der Partei und der Diktatur des Proletariats in der Kulturrevolution" - verweisen darauf, daß Bucharin, so Wladislaw Hedeler und Ruth Stoljarowa in ihrem Nachwort, ein *„loyale(r) Intellektuelle(r) innerhalb der Partei"* war und blieb und damit die Frage, *„ob er zu den Vordenkern einer Alternative zum administrativ-bürokratischen System gehörte oder wie viele andere seiner Zeitgenossen die Denkmuster jener Jahre nicht zu durchbrechen vermochte"* trotz aller weiterhin bestehenden Desiderata der Forschung als beantwortet gelten darf. Ob und inwieweit es verwunderlich ist, daß Bucharin im Gegensatz zu manchen anderen der unter Stalin Verfolgten und Ermordeten erst Ende der achtziger Jahre rehabilitiert wurde, läßt sich insofern auch nicht im Hinblick auf von ihm angeblich vertretene alternative Modelle zum bürokratischen Sozialismus leninistischer Prägung, sondern nur im Hinblick auf seine spezifische Rolle in der grotesken Inszenierung des stalinistischen Terrorsystems verstehen. In seiner Arbeit **Bucharins Rehabilitierung. Historisches Gedächtnis in der Sowjetunion 1953-1991** (Berlin: BasisDruck, 1999, 363 S.) rekonstruiert **Marc Junge** in aller Ausführlichkeit, eingebettet in den jeweiligen Kontext politisch und wirtschaftlich bedingter Prozesse von Ent- und Restalinisierung, die sowjetische Politik der Rehabilitierungen nach Stalins Tod. *„Rehabilitierungen in der Sowjetunion"*, so resümiert er seine Untersuchungsergebnisse, sind *„grundsätzlich ein politisches und nicht juristisches oder gar ethisch-moralisches Phänomen"*; erst im Zusammenhang mit Gorbatschows Perestrojka wurde Bucharin *„gemeinsam mit Lenin... zur Leitfigur"* und *„zum Symbol für die Möglichkeit einer systemimmanenten Reformierung des Sozialismus, besonders aber des sozialistischen Wirtschaftssystems"* erhoben. *„Die von der Parteiführung initiierte Rehabilitierungs- bzw. Idealisierungskampagne für Bucharin"* hatte insofern wenig mit den inhaltlichen Qualitäten von Bucharins Werk zu tun, sondern mit dem

Versuch, die desolaten wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse mit einem erneuerten ideologischen Schleier zu übertünschen. Aber wie so oft waren auch diese Versuche dem gesellschaftlichen Sein nicht gewachsen: *„Der Bucharin-Boom flaute letztlich genauso schnell ab, wie er von der politischen Führung erzeugt worden war."*

Als die 1910 geborene Gabriele Stammberger im März 1932 ihrem Mann Walter Haenisch, einem Sohn des ehemaligen sozialdemokratischen preußischen Kulturministers Konrad Haenisch, der dort zwei Monate zuvor eine Stelle am Marx-Engels-Institut angetreten hatte, nach Moskau folgte, begann damit eine jener Odysseen, deren Regeln für die Betroffenen oft genug für lange Zeit undurchschaubar blieben. Bereits im März 1935 stellte das „Parteikomitee des Marx-Engels-Lenin-Instituts" fest, *„daß der wissenschaftliche Mitarbeiter des Marx-Engels-Sektors, der Bearbeiter des XVII. Bandes der Marx-Engels-Werke (MEGA),* Haenisch, *ehem. Mitglied der KPD, in einer Reihe der wichtigsten Fragen des Marxismus-Leninismus systematisch sozialdemokratische, antimarxistische, antileninistische Ansichten vertrat, die Marxsche Lehre von der Proletarischen Diktatur entstellte und den Marxismus dem Leninismus gegenüberstellte".* Durch die folgende Entlassung blieb, so Haenisch in einem Brief an Wilhelm Pieck vom 7. Januar 1938, *„ein gewisser ‚Makel' an mir haften"*; zwei Monate später wurde Walter Haenisch verhaftet und im Juni des gleichen Jahres hingerichtet - ohne daß seine Frau davon erfuhr. **Gut angekommen - Moskau. Das Exil der Gabriele Stammberger 1932-1954. Erinnerungen und Dokumente. Aufgeschrieben von Gabriele Stammberger und Michael Peschke** (Berlin: BasisDruck, 1999, 472 S.) dokumentiert nicht nur das tödlich endende Engagement Walter Haenischs, sondern insbesondere das mehr als zwanzig Jahre währende Exil seiner Frau, die im Jahre nach Haenischs Ermordung Gregor Gog, den früheren Aktivisten der Vagabundenbewegung kennenlernte, mit dem sie bis zu dessen Tod im Oktober 1945 in Usbekistan, wohin sie im Herbst 1941 evakuiert worden waren, zusammenlebte. Neun Jahre später, im November 1954 kehrte Gabriele Stammberger nach Ostberlin zurück, wo sie eine Stelle im Dietz Verlag antrat. In fünf Kapitel läßt sie die exemplarische Geschichte ihres Exils Revue passieren, wobei der Band seinen besonderen Charakter durch die insgesamt neunzig Dokumente gewinnt - zumeist Briefe, aber z.B. auch Auszüge aus dem Tagebuch Gregor Gogs -, die in die Erzählung integriert sind und diese dokumentarisch unterfüttern. Abgeschlossen wird der Band, der auch zahlreiche Fotos enthält, mit einem Glossar, einem Quellenverzeichnis und insbesondere einem ausführlichen kommentierten Personenregister.

Die deutsch-englischen Beziehungen sind schon seit langer Zeit von einer ganz eigenen Brisanz; daran konnte auch die zwischenzeitliche Annäherung der rundum erneuerten Sozialdemokraten um Tony Blair einerseits und Gerhard Schröder andererseits nichts grundlegendes ändern. „Dritter Weg" und „Neue Mitte" scheinen in mancherlei Hinsicht letztlich doch nicht so recht kompatibel zu sein, wie die politischen Differenzen im Hinblick auf die nach dem 11. September 2002 angesagte Terrorismusbekämpfung zeigen. Ähnliche Erfahrungen, wenn auch auf einem anderen politischen Terrain, durfte schon Helmut Kohl machen, als er feststellen mußte, daß die sogenannte deutsche Wiedervereinigung nicht nur, aber insbesondere bei Margaret Thatcher und Douglas Hurd, dem damaligen britischen Außenminister, auf wenig Gegenliebe stieß; was hierzulande parteiübergreifend frenetisch gefeiert wurde, ließ in Großbritannien offensichtlich eher Erinnerungen an großdeutsche Ambitionen aufkommen, denen man

im letzten Jahrhundert bereits zweimal mit militärischer Gewalt Einhalt zu gebieten gezwungen war. Diesen Verwerfungen in der deutsch-englischen Geschichte, die je nach historischen Umständen mal stärker, mal schwächer zum Vorschein kamen und kommen, konnte auch mit einer gut gemeinten Heiratspolitik zwischen deutschen und englischen Adelshäusern im 19. Jahrhundert nicht gegengesteuert werden. Spätestens seit den außenpolitisch desaströsen Auftritten Wilhelms II. gegen das „perfide Albion" und dem konsequent folgenden Ersten Weltkrieg verfestigte sich auf der Insel ein Bild vom gemeinen Deutschen, das im scheinbar unscheinbaren Titel eines Memorandums des Foreign Office vom 9. März 1945 treffend zum Ausdruck kommt: „The German Character". Solchen in langer historischer Tradition verfestigen Bildern und Mentalitäten auf die Spur zu kommen und sie da wo nötig zu destruieren, kann letztlich nur in detailgenauer fächerübergreifender Forschungsarbeit gelingen. Dazu einen Beitrag aus geschichts- und politikwissenschaftlicher Sicht zu liefern, gehört sicherlich zu den Anliegen der unter dem Titel **Deutschland und Großbritannien. Historische Beziehungen und Vergleiche/Britain and Germany. Historical Relations and Comparisons** von Franz Bosbach und Hermann Hiery herausgegebenen Aufsätze von **Adolf M. Birke** (München: K.G. Saur Verlag, 1999, 298 S.). Der Band, zusammengestellt aus Anlaß des 60. Geburtstages von Birke, enthält insgesamt achtzehn Texte, davon zwölf in deutscher und sechs in englischer Sprache, ergänzt durch ein Schriftenverzeichnis Birkes. Anschließend an einen einführenden Text über die „historical relationship" zwischen Großbritannien und Deutschland sind die restlichen Aufsätze in vier Themenkomplexen zusammengefaßt: „II. Britischer Parlamentarismus im 19. Jahrhundert", „III. Gewerkschaften und Voluntary Associations", „IV. Britische Kriegszielplanung" und „V. Großbritannien und die Nachkriegsentwicklung". Von besonderem Interesse sind sicherlich die Texte der Themenkomplexe III. und IV., die sich mit der frühbürgerlichen Tradition der englischen „freien Assoziationen", deren Einfluß auf Sozialpolitik, Labour Party und Gewerkschaftsbewegung, der Tarifautonomie als „englischer Krankheit" (III.) sowie mit den Geschichtsauffassungen und den Deutschlandbildern im englischen Außenministerium im Kontext der Kriegs- und Nachkriegsplanungen während des Zweiten Weltkrieges befassen, wobei auch die erwähnte Studie über „The German Character" vorgestellt wird, in der, so Birke, *„den Deutschen eine schizophrene Charakteranlage"* attestiert wird, *„die aus einem Inferioritätskomplex resultiere, der seinerseits eine Folge der späten Nationalentwicklung sei"*. Insofern weit über die genannte Studie hinaus auch in zahlreichen historischen, soziologischen und politikwissenschaftlichen Arbeiten, insbesondere im Kontext der Diskussionen über den „deutschen Sonderweg", *„die verspätete Nationalentwicklung der Deutschen als historisches Argument für deren negative Charaktereigenschaften"* angesehen wird, ist es nicht verwunderlich, daß die parteiübergreifende Wiederentdeckung nationaler Themen nach 1989 nicht nur, aber besonders auch in Großbritannien mit einem gewissen Erschrecken registriert wird.

Die Geschichte des Anarchismus und schon gar nicht die des chinesischen Anarchismus gehört sicherlich nicht zu den bevorzugten Themen der bundesdeutschen Geschichtsschreibung. Umso erstaunlicher ist es, daß mit **Gotelind Müllers** Arbeit **China, Kropotkin und der Anarchismus. Eine Kulturbewegung im China des frühen 20. Jahrhunderts unter dem Einfluß des Westens und japanischer Vorbilder** (Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, 2001, 785 S.), die *„einen möglichst umfassenden Überblick über die Rolle des Anarchismus im China des frühen 20. Jahrhunderts*

(geben möchte)", eine Studie vorliegt, die mit ihrer historischen Detailgenauigkeit und mit ihren präzisen und informativen Interpretationen zum Vorbild für eine hiesige Beschäftigung mit der Geschichte des deutschen Anarchismus werden könnte. Die Arbeit ist im Anschluß an eine Einleitung, in der u.a. der Forschungsstand und der Aufbau der Arbeit thematisiert werden, in drei große Kapitel unterteilt: „Grundlagen", „China und der Anarchismus" und „Die Kropotkin-Rezeption in Japan und China im Überblick". Im ersten, rund achtzigseitigen Kapitel beschäftigt sich Müller im Rückgriff auf die entsprechenden wissenschaftlichen und inneranarchistischen Diskussionen mit den Problemen einer inhaltlichen Definition von Anarchismus, mit wichtigen Exponenten der anarchistischen Bewegungen im Westen bis zum Zweiten Weltkrieg und schließlich speziell mit Kropotkin und seiner Rolle im westlichen Anarchismus. Im zweiten, dem eigentlichen Hauptkapitel, das mehr als fünfhundert Seiten umfaßt, läßt Müller die Geschichte des chinesischen Anarchismus im genannten Zeitraum in aller Ausführlichkeit Revue passieren, wobei sie sich vorwiegend auf Originalquellen, Nachdrucke von entsprechenden Zeitschriften und einige in China seit den achtziger Jahren erschienene umfangreiche Materialsammlungen stützt. Im Anschluß an eine Thematisierung bestimmter chinesischer kultureller, mentaler und politischer Traditionen, an die anarchistisches Gedankengut anschließen konnte, folgt eine Darstellung der frühen Anarchismus-Rezeption und der ersten anarchistischen Gruppen, die sich noch außer Landes, vornehmlich in Japan, aber auch in Frankreich gründeten. Daran schließt eine weitgehend chronologische Darstellung der anarchistischen Bewegung mit ihren diversen Gruppierungen und Zeitschriftenprojekten an, wobei Liu Shifu (1884-1915) als *„'Personifikation' des chinesischen Anarchismus"* in einem eigenen Unterkapitel gewürdigt wird; der Hochphase in den frühen zwanziger Jahren und den ersten Auseinandersetzungen mit den bolschewistischen Marxisten folgt, eingebunden in die in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre sich verstärkenden Auseinandersetzungen zwischen der „Kommunistischen Partei" und der Guomindang, ein relativ schneller Niedergang, von dem sich der chinesische Anarchismus, auch auf dem Hintergrund des Krieges mit Japan auf der einen und des Bürgerkrieges auf der anderen Seite, nie mehr erholen sollte. Im abschließenden dritten Kapitel rekapituliert Müller auf jeweils rund dreißig Seiten zuerst die japanische und dann die chinesische Kropotkin-Rezeption. Müller reduziert den chinesischen Anarchismus in ihrer Darstellung nicht auf eine politische Bewegung im engeren Sinne, sondern betrachtet ihn als ein kulturelles Projekt, dessen Protagonisten auf der einen Seite an entsprechende chinesische Traditionen anzuknüpfen versuchten und sich auf der anderen Seite z.B. auch mit Erziehungsfragen (Familie, Ehe, Frauenfrage), mit Religion und Kultur, mit Entwürfen für neue Lebensformen und nicht zuletzt auch mit dem Problem der Sprache (Esperanto) beschäftigten. Insgesamt läßt sich der chinesische Anarchismus, der zu keiner Zeit eine Massenbewegung war, *„eindeutig als Kind des Umbruchs"* interpretieren; auffällig ist dabei zweifellos, daß er sich sehr stark auf Kropotkin berief, wobei insbesondere dessen Konzept der „gegenseitigen Hilfe" *„als Ideal der gesellschaftlichen Harmonie"* Interesse fand. Dies wiederum verweist darauf, daß der chinesische Anarchismus *„nicht nur eine Reaktion auf historisch aktuelle Bedürfnisse"* war, *„sondern auch kulturelle Traditionen miteinzubeziehen"* suchte. *„Die These"*, so resümiert Müller, *„daß man auf einer Suche nach einem neuen ‚Glaubenssystem' war, das zugleich modern und nicht entfremdend wirkte, ist daher nicht von der Hand zu weisen. Kropotkins Anarchismus bot ein umfassendes System, das sich gut mit traditionellen Elementen verbinden ließ"*.

Die spanische Revolution im Kontext des spanischen Bürgerkrieges der Jahre 1936 bis 1939 und insbesondere die Aktivitäten der spanischen Anarchisten und Anarchosyndikalisten in diesen Jahren werden auch in Zukunft ein wichtiger Anknüpfungspunkt einer antistaatlichen und libertären Linken bleiben. Die damaligen Ereignisse haben eine auch für Eingeweihte kaum noch überschaubare Literaturflut nach sich gezogen, von konservativen und rechten Apologien des frankistischen Putsches und der Interventionen Deutschlands und Italiens über parteikommunistische Darstellungen und Rechtfertigungen bis zu den zahllosen akademischen und wissenschaftlichen Arbeiten, die durch das Ende des frankistischen Regimes und die dadurch zugänglich gewordenen Archive noch einmal einen neuen Anschub erhalten haben; auch von libertärer Seite gibt es, wenn auch zumeist eher in den eigenen Milieus rezipiert, zahlreiche Arbeiten, die den Aktivitäten der spanischen Anarchisten nachspüren und zu ihrem historischen Recht verhelfen. Allerdings, so **Heleno Saña** in der Einführung seines Buches **Die libertäre Revolution. Die Anarchisten im spanischen Bürgerkrieg** (Hamburg: Edition Nautilus, 2001, 319 S.), ist das, *„was die Historiker, Politologen und Soziologen des Volkes der Dichter und Denker über die libertäre-linkssozialistische Revolution in Spanien zu Papier gebracht haben, alles in allem keine intellektuelle Glanzleistung"*. Saña, 1930 in Barcelona geboren und seit Ende der fünfziger Jahre in der Bundesrepublik lebend, wo er eine ganze Reihe von aufschlußreichen diagnostischen Büchern zu deutschen Befindlichkeiten publiziert hat (u.a. „Verstehen Sie Deutschland?", „Die verklemmte Nation", „Das Vierte Reich. Deutschlands später Sieg", „Die Deutschen. Zwischen Weinerlichkeit und Größenwahn") will mit seiner Arbeit gegen alle vorherrschenden Desinformationen einen von *„grundsätzliche(r) Solidarität mit der Revolution und... ihrer libertären Ausrichtung"* geprägten Überblick über die damaligen Ereignisse geben. Im Anschluß an ein einleitendes Kapitel, in dem er politische und kulturelle Hintergründe skizziert, rekonstruiert er das Geschehen vom Beginn des Putsches am Nachmittag des 17. Juli 1936 bis zur Niederlage der Revolution im Frühjahr 1939 und den Anfängen des Exils mit dem demütigenden Empfang in Frankreich, wo die Flüchtlinge in Konzentrationslagern eingesperrt und viele an die Frankisten und später an die Nationalsozialisten ausgeliefert wurden. Im Zentrum der Arbeit stehen insbesondere die eskalierenden Auseinandersetzungen mit den Stalinisten, unter deren mörderischem Verfolgungswahn nicht nur die Anarchisten, sondern die gesamte unabhängige Linke zu leiden hatte, und die in entscheidendem Maße für die Niederlage der Revolution verantwortlich zu machen sind, die von Anarchisten vorangetriebenen Kollektivierungen sowie die inneranarchistischen Auseinandersetzungen, die sich vor allem um die Frage der Regierungsbeteiligung und der Militarisierung drehten. Das was den Anarchismus in der Sicht Sañas besonders kennzeichnet, ist der hohe Stellenwert der Moral. *„Das Scheitern des Marxismus und seine unwiderrufliche Diskreditierung als emanzipatorische Bewegung"*, so hält er an einer Stelle, an der er die These der Vereinbarkeit von Marxismus und Anarchismus diskutiert, fest, *„(ist) nicht zuletzt auf seine Verachtung der Moral zurückzuführen. Und umgekehrt kann man sagen, daß der Niedergang des Anarchismus als kämpferische Bewegung in direktem Verhältnis zum Verfall der ethischen Werte steht, der die heutige Welt kennzeichnet."* Sañas Buch wird wohl für nicht absehbare Zeit zumindest für den deutschsprachigen Raum das Standardwerk zur libertären spanischen Revolution sein; ärgerlich ist nur, daß es zwar ein Glossar und ein kurzes Verzeichnis von Presseorganen enthält, aber leider kein Literaturverzeichnis. Hingewiesen sei im folgenden noch auf eine Reihe weiterer Bücher, die sich in Ergänzung oder zur Vertiefung von Sañas Buch lesen lassen. **Vernon Ri-**

chard hatte unter dem Titel „Lessons of the Spanish Revolution" bereits 1953 eine aus anarchistischer Sicht geschriebene Geschichte der spanischen Revolution veröffentlicht. Das Buch ist in England, ergänzt um ein bibliographisches Vorwort, 1972 neu aufgelegt und ins Italienische, Spanische und Französische übersetzt worden. Die französische Übersetzung, ergänzt um eine kurze Einleitung von Frank Mintz zur Neuausgabe, liegt seit einiger Zeit unter dem Titel **Enseignement de la révolution espagnole** (La Bussière: Éditions Acratie, 1997, 223 S.) wieder vor. Mit der „Eisernen Kolonne", einer aus rund 3.000 Anarchisten und ehemaligen, von den Anarchisten nach Beginn der Revolution entlassenen Häftlingen bestehende Gruppe, die sich jeglichen Kompromissen mit Kommunisten und Sozialisten verweigerte, beschäftigt sich die Arbeit **Los Incontrolados. Chronique de la „Columna de hierro" (Espagne 1936-1937)** (La Bussière: Éditions Acratie, 1997, 193 S.) von **Nestor Romero**. Aus Protest gegen die Militarisierung der anarchistischen Milizen entstand Anfang 1937 aus der Columna Durruti eine weitere abtrünnige Gruppierung, deren Geschichte sich in der Arbeit **The Friends of Durruti Group: 1937-1939** (Edinburgh/San Francisco: AK Press, o.J. [1996], 114 S.) von **Agustin Guillamón** nachlesen läßt. 1989 hatte **Arno Lustiger** mit seiner Arbeit **Schalom Libertad! Juden im spanischen Bürgerkrieg**, in der er die Geschichten zahlreicher jüdischer Spanienkämpfer erzählte, auf einen bis dahin überhaupt nicht beachteten Aspekt der spanischen Revolution hingewiesen. Für die jetzt unter gleichem Titel vorliegende Neuausgabe (Berlin: Aufbau Taschenbuch Verlag, 2001, 442 S.) hat er, so teilt er in einer Vorbemerkung zur Neuausgabe mit, *„viele erst seit einigen Jahren zugängliche Quellen ausgewertet und den Text entsprechend ergänzt und korrigiert"*. Dieses Buch, so heißt es an gleicher Stelle, ist *„eine Art virtueller Grabstein für mehr als 6000 jüdische Helden des spanischen Bürgerkrieges, für die in Spanien und später im Widerstand gegen den Faschismus Gefallenen, für die von Stalins Schergen Verfolgten und für die wenigen Glücklichen, die allen Umständen zum Trotz überlebten und eines natürlichen Todes gestorben sind"*. Die überarbeitete Neuauflage der zuerst 1989 erschienenen Arbeit **Der spanische Anarcho-Syndikalismus. Abriss einer revolutionären Bewegung** von **Diedrich Peters** (Ulm/Frankfurt a.M.: Verlag Klemm & Oelschläger/Verlag Edition AV, 2002, 105 S.) erhebt keinerlei wissenschaftliche Ansprüche, sondern verdankt sich, so heißt es in der editorischen Notiz, *„der Nachfrage nach einer kurzen prägnanten Einführung in den spanischen Anarchismus"*; die kursorische Darstellung reicht von den Anfängen des spanischen Anarchismus bis zum Ende des Bürgerkrieges. Der interessierte Leser wird auf das ergänzte, allerdings immer noch recht redundante Literaturverzeichnis verwiesen, das zudem ein Buch verzeichnet, das in dieser Ausgabe zwar angekündigt war, aber nie erschienen ist: Abel Paz, Das Proletariat in Waffen - Durruti und der spanische Anarchismus. Schließlich sei noch auf eine Arbeit hingewiesen, die ein Problem anschneidet, das in der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Anarchismus im allgemeinen und dem spanischen Anarchismus im besonderen immer wieder thematisiert wird: das der sozialen Verortung der Anarchisten. In Bezug auf den spanischen Anarchismus wird gemeinhin zwischen dem vorwiegend andalusischen und durchweg als quasi vorbürgerlich abgehandelten Agraranarchismus und dem vorwiegend katalanischen Anarchosyndikalismus unterschieden. Neben Andalusien galt insbesondere die ländliche Extremadura als eine wirtschaftlich, sozial und kulturell rückschrittliche und prämoderne Region, die bis in die Gegenwart hinein wenig Beachtung gefunden hat. Allerdings läßt sich auch in dieser abgelegenen Region, wie **Martin Baumeister** in seiner sich auf die Provinz Badajoz, die südliche der beiden Provinzen der Extremadura, kon-

zentrierenden und in der Druckfassung gekürzten Dissertation **Arme „campesinos". Überleben und Widerstand in der Extremadura 1880 bis 1923** (Berlin: Duncker & Humblot Verlag, 1994, 328 S.) aufzeigt, ein mit ökonomischen Veränderungen einhergehender Wandel von Protestformen nachweisen. In dieser von einer großen ökonomischen und sozialen Ungleichheit und einem dementsprechenden Machtgefälle geprägten Region waren die Proteste der ländlichen Unterschichten traditionell von *„individuelle(n) und kollektive(n) Überlebensstrategien"* bestimmt; als *„Subsistenzproteste"* zielten sie auf die Einforderung überkommener kommunaler Rechte, auf *„gerechte Preise"* oder gegen als ungerecht empfundene Steuern und äußerten sich zum einen in der Form des *„öffentlichen Bittens und Verhandelns"*, zum anderen in der Form sozialer Eigentumskriminalität. Erst seit Anfang des 20. Jahrhunderts und insbesondere seit dem Ende des Ersten Weltkrieges, nachdem auch anarchistisches und sozialistisches Gedankengut seinen Weg in die ländlichen Regionen gefunden hatte, lassen sich *„Veränderungen im Konfliktverhalten"* feststellen; soziale Auseinandersetzungen nehmen jetzt tendenziell die Form von Streiks an und Arbeitsverhältnisse werden zunehmend als Vertragsverhältnisse eingefordert. Allerdings bleibt die Eigentumsfrage weiterhin ein großes Tabu; erst als im Sommer 1932 die neue republikanische Regierung eine Agrarrefom verabschiedet, radikalisieren sich die ländlichen Unterschichten, insbesondere die Kleinpächter, und es kommt zu *„massenhafte(n) kollektive(n) Landbesetzungen"*. *„Der Extremadura"*, so Baumeister, *„fiel nun plötzlich eine Vorreiterrolle zu. Der sozialistischen Gewerkschaft UGT, die mit zwei Fünfteln ihrer Mitglieder aus dem Agrarsektor eine Massenbasis auf dem Land hatte, gelang es zu Beginn der dreißiger Jahre, die Extremadura noch vor den andalusischen Provinzen zu einer ihrer Hochburgen aufzubauen."* Allerdings wurde die Region unmittelbar nach dem Putsch der Militärs im Sommer 1936 von diesen besetzt, so daß der soziale Aufbruch gewaltsam beendet wurde. Die erwähnte UGT - „Unión General de Trabajadores" - steht im Zentrum der gekürzt und bearbeitet unter dem Titel **Vom Netzwerk zum Zentralverband. Die Entstehung der sozialistischen Gewerkschaften in Spanien 1888 bis 1923** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. GmbH, 2002, 471 S.) erschienenen Bielefelder Dissertation von **Henrike Fesefeldt**. Die UGT, die in den Jahren des Bürgerkrieges mit der anarchosyndikalistischen „Confederación Nacional del Trabajo" (CNT) quantitativ gleichziehen konnte und in der historischen Forschung erheblich weniger Interesse erweckt hat als diese, wurde im Jahre 1888 gegründet und konnte nach langen Anlaufschwierigkeiten erst seit dem Ende des Ersten Weltkrieges zunehmend an Einfluß gewinnen. Die Untersuchung von Fesefeldt konzentriert sich in inhaltlicher Hinsicht zum einen auf die permanenten Spannungen zwischen den sozialistischen Gewerkschaftsorganisationen auf regionaler Ebene und dem organisatorischen Zentrum auf nationaler Ebene einerseits und den Zusammenhang zwischen wirtschaftlichen und sozialen Strukturen und darauf basierender Klassenbildung und daraus resultierenden spezifischen gewerkschaftlichen Organisationsformen andererseits. In dem auf die Einleitung folgenden Kapitel analysiert sie die Zusammenhänge zwischen „Industrialisierung und Klassenbildung" in den vier Untersuchungsgebieten Asturien, Baskenland, Madrid und der Region Valencia, während in den folgenden drei Kapitel die Entwicklung der UGT in historischer Abfolge (1888-1910; 1910-1917; 1917-1923) nachvollzogen wird. Im gesamten Untersuchungszeitraum hatte die UGT, ähnlich wie die bereits 1879 gegründete Sozialistische Partei, erhebliche Schwierigkeiten, sich in der Arbeiterschaft fest zu etablieren. Das hing sicherlich mit der regional sehr unterschiedlichen beruflichen und sozialen Struktur der potentiellen Anhängerschaft zusammen,

von Handwerkern über Landarbeiter bis zu Industriearbeitern, was notwendigerweise unterschiedliche Organisationsformen nach sich zog, von Berufsgewerkschaften, die sich in lokalen oder nationalen Föderationen zusammenschlossen bis zu klassischen Industriegewerkschaften. Auf dem Hintergrund dieser lokalen und regionalen Unterschiede in der Klassen- und Organisationsstruktur, *„begnügte sich die UGT"*, so Fesefeldt, *„bis 1910 damit, ein eher lockeres Netzwerk von lokalen Berufsgewerkschaften zu bilden"*. Es war wohl, abgesehen sicherlich von ähnlichen Entwicklungen sozialistischer bzw. sozialdemokratischer Gewerkschaften in anderen Ländern, das Vorbild der regionalen Industriegewerkschaft der asturischen Bergarbeiter, das die Führung der UGT, das „Comité Nacional", nach dem Generalstreik von 1917 dazu veranlaßte, *„die Organisation einheitlich entlang den Linien von Nationalen Industrieverbänden auszurichten"* und sich schließlich nach 1920 *„definitiv als ein regional und branchenspezifisch differenzierter Verband"* zu strukturieren. Es waren schließlich auch außerorganisatorische Faktoren wie die Auseinandersetzungen mit den sich mittlerweile auch landesweit organisierenden Arbeitgebern und dem Staat über die Einführung von Sozialgesetzen oder die gesetzliche Regelung des Achtstundentages, die den *„Ausbau der Führungsrolle des* Comité Nacional *und der zentralisierten Verbandsstrukturen"* beförderten. Am Ende, Anfang der zwanziger Jahre, war mit einiger Verzögerung das herausgekommen, was andere europäische sozialdemokratische Gewerkschaften seinerzeit schon seit längerem auszeichnete: der *„Verlust der Autonomie der lokalen Gewerkschaften gegenüber der Verbandsführung und die Einschränkung der Entscheidungsfreiheit der Mitgliederbasis gegenüber den Gewerkschaftsfunktionären"*. Allerdings sollte man dabei bedenken, daß sich dies in der Tat nur auf die UGT bezieht und daß es in Spanien, im Gegensatz z.B. zu Deutschland, wo die frühe lokalistische Bewegung im Zuge sozialdemokratischer Zentralisierung von Gewerkschaftsarbeit völlig marginalisiert wurde und allenfalls nach 1918 im Kontext der „Freien Arbeiterunion Deutschlands" noch einmal eine kurze Blütezeit erlebte, mit der CNT eine Organisation gab, die in weiten Kreisen der spanischen Arbeiterschaft bis zum Ende und auch während des Bürgerkrieges gerade wegen ihrer auf eine dezentrale und autonome Organisation des wirtschaftlichen und sozialen Lebens zielenden Konzepte über einen erheblichen Einfluß verfügte.

Die Geschichte der KPD in den westlichen Zonen und in der frühen Bundesrepublik ist nach wie vor wenig erforscht; das mag mit der schlechten Quellenlage zusammenhängen, die sich erst nach dem Zusammenbruch der DDR und der damit einhergehenden Öffnung zuvor unzugänglicher Archive gebessert hat, aber auch damit, daß sie zum einen weitgehend im Schatten der KPD bzw. SED in der Ostzone bzw. der DDR verschwunden war, und zum zweiten nach dem Verbot 1956 in der Öffentlichkeit, auch in der wissenschaftlichen, lange Zeit tabuisiert blieb. Es wäre sicherlich von nicht geringem Interesse, diese Tabuisierung einmal psychohistorisch ins Blickfeld zu nehmen; im Ruhrgebiet z. B. gehörte die KPD in der Weimarer Zeit neben dem Zentrum und noch vor der SPD zu den stärksten politischen Kräften. Nach 1945 haben ihre beiden Konkurrenten - das Zentrum jetzt als CDU - zielbewußt an der Zerstörung der KPD gearbeitet, indem sie sie gewissermaßen in die Zange genommen haben: die CDU von oben mit Hilfe des staatlichen Verbots, die Sozialdemokraten vornehmlich mit ihren gewerkschaftlichen Kadern mit ohne Zweifel nicht immer sauberen Mitteln vor Ort in den Betrieben, wo Kommunisten teilweise über erheblich größeren Einfluß verfügten als sich dies auf politischer Ebene in Wahlergebnissen darstellte. Die Tabuisierung

könnte auf diesem Hintergrund möglicherweise als Ausdruck einer Art „schlechten Gewissens", analog zur im Philosemitismus ihren Ausdruck findenden Tabuisierung des Projekts „Endlösung", gelesen werden. Das soll aber nicht davon ablenken, daß die KPD zum Zeitpunkt ihres Verbotes schon längst keine Rolle im politischen System der Bundesrepublik mehr spielte und auch ihre Einflüsse vor Ort - so stellte die KPD z.B. noch im Herbst 1947 rund 31 % der Betriebsräte im Ruhrbergbau - bis auf wenige lokale, mit konkreten Personen zusammenhängenden Ausnahmen längst dahingeschwunden waren. Dieser innere Zerfallsprozeß resultierte ganz wesentlich aus den Konstellationen der seit 1947/48 sich verschärfenden Ost-West-Konfrontation und den damit einhergehenden inhaltlichen Umpositionierungen und innerparteilichen Säuberungen. Wie **Ulrich Gausmann** in seiner Arbeit **„Für Volk und Vaterland". Eine historisch-soziologische Studie über die Politik der Kommunistischen Partei Deutschlands zur nationalen Frage 1945-1949** (Paderborn: IFB Verlag, 2001, 386 S.) zeigt, bewegte sich die KPD mit ihrer von Moskauer und Ostberliner Vorgaben abhängigen Politik in einer Zwickmühle, aus der sie sich offensichtlich nur noch mit einer zunehmend nationalistischen, die Wiedervereinigung Deutschlands propagierenden Phraseologie glaubte retten zu können. Dabei konnte sie an entsprechende Traditionen aus der Weimarer Zeit, z.B. an die „Programmerklärung zur nationalen und sozialen Befreiung des deutschen Volkes" vom August 1930, oder an die Volksfrontstrategien aus der Exilzeit anknüpfen. Mit dem an den Behörden gescheiterten Versuch, sich im April 1948 auf einer kurzfristig einberufenen Delegiertenkonferenz in Herne in „Sozialistische Volkspartei Deutschlands" umzubenennen, mit ihrem Wahlprogramm zur Bundestagswahl im Juni 1949, das sie mit der Bemerkung *„unser Volk und unser Vaterland sind in größter Gefahr"* einleitete, und schließlich mit dem am 2. November 1952 verabschiedeten „Programm zur nationalen Wiedervereinigung Deutschlands" verfiel sie zunehmend in einen *„in der Terminologie wohl kaum noch zu überbietenden deutschtümelnden Nationalismus"*. Gausmann rekonstruiert diesen Zerfallsprozeß, indem er im Anschluß an ein einleitendes Kapitel über „KPD und nationale Frage 1918-1945" anhand einzelner Schwerpunkte - „Kampf gegen die nationale Spaltung" 1945-1949; Problem der Einheitspartei, Flüchtlinge und Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze, Kriegsgefangene in der Sowjetunion, Marshallplan und Kolonisierung durch den „Dollarimperialismus", Anti-Titoismus-Kampagne, Volkskongreßbewegung - die Turbulenzen herausarbeitet, in die Kader und Mitglieder der KPD sich zunehmend verwickelt sahen und aus denen diese mit einer von oben diktierten und unten zunehmend auf Unverständnis stoßenden *„Politik des ‚nationalen Widerstandes' zu entkommen versuchte"*. *„In dem Maße"*, so resümiert Gausmann, in dem *„die KPD mehr und mehr die soziale Interessenvertretung hintanstellte und den ‚nationalen Widerstand' probte, verlor sie ihre Akzeptanz und Glaubwürdigkeit in Betrieben, Gewerkschaften, bei Wahlen und selbst in der eigenen Mitgliederschaft"*. Die Geschichte der KPD, und dies betrifft nicht nur die Nachkriegsphase, ist in der Tat ein Beleg für die bereits frühzeitig nicht nur von Otto Rühle vertretene These, derzufolge *„die soziale Revolution keine Parteisache"* sein kann, da die konkreten sozialen Interessen auf ganz anderen Ebenen angesiedelt sind und dementsprechend anderer Organisationsformen bedürfen als dies im Kontext von auf parlamentarische Repräsentation orientierten politischen Parteien möglich ist. Die KPD als politische Partei hätte insofern nur dann überhaupt eine Chance haben können, wenn sie sich als politischer Arm sozialer Organisationen definiert hätte, was aber zum einen der inneren Logik der Organisationsform Partei widerspricht und zum anderen im Kontext der weltpolitischen Konstellationen bereits

seit der Frühzeit der Weimarer Republik nicht mehr der Fall war. Das von Gausmann in seiner Arbeit gezeichnete Bild der Entwicklung der KPD nach 1945 trifft offensichtlich nicht nur im allgemeinen, sondern auch dann zu, wenn man regionale oder lokale Ebenen ins Auge faßt. *„Zusammenfassend läßt sich feststellen"*, so resümiert **Klaus J. Becker** seine Arbeit **Die KPD in Rheinland-Pfalz 1946-1956** (Mainz: v. Hase & Koehler Verlag, 2001, 583 S.), daß es, abgesehen von dem *„bundesweit herausragende(n) Einfluß der KPD in den rheinland-pfälzischen Gewerkschaften bis 1951" „keine signifikanten Unterschiede bei einem Vergleich der Entwicklung der Gesamtpartei und der KPD in Rheinland-Pfalz gibt"*. Nachdem er in der Einleitung Problemstellung, den einigermaßen desolaten Forschungsstand - *„zur KPD in Rheinland Pfalz (gibt es) weder für die Weimarer Republik, die Periode des Nationalsozialismus noch für die Nachkriegszeit eine zusammenfassende Darstellung"* - und Quellenlage skizziert und im Anschluß daran einen Überblick über die „Traditionslinien" von der Entstehung der KPD bis zu „Flucht, Exil und Vorbereitung auf die Rückkehr" gegeben hat, widmet sich Becker im dritten Kapitel den „Rahmenbedingungen" während der Jahre 1945/46: der „Wiederherstellung der Parteiorganisation", der durchaus bemerkenswerten „Einbeziehung in den demokratischen Neubeginn" (so stellte z.B. die KPD mit Willy Feller zwischen 1946 und 1948 den Minister für Wiederaufbau) und schließlich der aufgrund der entsprechenden Ausführungsbestimmungen der französischen Befreiungsmacht etwas komplizierten „Wiederzulassung" als Kommunistische Partei Hessen-Pfalz, Rheinland-Hessen-Nassau und Bezirk Saar-Nahe. Das eigentliche, mehr als zweihundert Seiten umfassende Hauptkapitel konzentriert sich auf „Ideologie, Programm und Praxis", „Parlamentarische Repräsentanz und Regierungsbeteiligung", den Parteiapparat (von Finanzierung über Presse bis zu verschiedenen Politikfeldern wie Gewerkschafts-, Jugend-, Frauen-, Kultur-, Sozial- und Bündnispolitik) und abschließend auf „Parteiverbot und Illegalität 1956-1968". Becker kommt aufgrund seiner detaillierten Darstellung zu dem Schluß, daß sich die Nachkriegsgeschichte der rheinland-pfälzischen KPD in vier Phasen unterteilen läßt, die von einem zunehmenden, durch die bereits angesprochenen äußeren (Kalter Krieg) und inneren (*„zweite Stalinisierung"* und damit einhergehende Säuberungen) Entwicklungen bedingten Bedeutungsverlust gekennzeichnet sind. Während für die erste Phase (1945-1948) sowohl eine innerparteiliche Konsolidierung als auch eine gesellschaftspolitische Einbindung in den Wiederaufbau kennzeichnend sind, markiert die zweite Phase (1948-1951) mit inneren Säuberungen und äußeren Ausgrenzungen den Übergang zu innerparteilicher Stagnation, zunehmender Selbstghettoisierung und offener, in Rheinland-Pfalz besonders früh einsetzender staatlicher Verfolgung in der dritten Phase (1951-1956), an die sich die vierte Phase (1956 bis zur Gründung der DKP im Jahre 1968) mit dem Rückzug auf das eigene Milieu und dem völligen gesellschaftlichen Bedeutungsverlust anschließt. Hinzuweisen bleibt schließlich noch darauf, daß beide hier vorgestellte Arbeiten über wichtige Anhänge verfügen; bei Gausmann sind dies Überblicke über die politische und soziale Struktur der KPD und ihrer Kader 1946, die Wahlergebnisse der KPD 1920-1953 und den SED-Westapparat in der DDR Ende 1949. In der sicherlich als Standardwerk zu wertenden Arbeit von Becker umfaßt der Anhang rund 250 Seiten, wovon die biographischen Notizen über führende rheinland-pfälzische Funktionäre der KPD alleine fast hundert Seiten einnehmen, ergänzt von Überblicken über Wahlergebnisse, Parteitage, Organisationsaufbau, Mitgliederentwicklung und Führungsebene, einem ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnis,

einem Abkürzungsverzeichnis, einem Index der Personennamen sowie der Orts- und Ländernamen und einem Sachweiser.

Der Zusammenbruch der DDR und anverwandter Systeme hat hierzulande nicht nur zu einer Revitalisierung der aus deutscher Ostpolitik bekannten Treuhandgesellschaften und ideologischen und sonstigen Säuberungswellen geführt, sondern auch zu einer Ausweitung wissenschaftlich, insbesondere aber auch für Wissenschaftler selbst fruchtbarer Forschungsfelder. Die Öffnung der entsprechenden Archive macht in ungeahntem Ausmaß Dokumente zugänglich, die zuvor - wenn überhaupt - allenfalls für linientreue Parteigänger der jeweiligen Regime zugänglich waren und zukünftig wohl vor allem dazu dienen werden, das zu bestätigen und zu untermauern, was man vornehmlich in westlichen Gefilden sowieso schon zu wissen glaubte. Als nach der militärischen Befreiung vom Nationalsozialismus Deutschland in vier befreite Zonen unterteilt wurde, war im Ostteil des Landes die „Sowjetische Militäradministration in Deutschland" (SMAD) für die Verwaltung jener Regionen zuständig, in denen im Oktober 1949 nach entsprechender Vorbereitung und mit sowjetischer Unterstützung ein preußisch-deutscher Staatssozialismus institutionalisiert wurde, den als *„kommunistisches Experiment"* zu bezeichnen immerhin einen ideologischen Standort verdeutlicht. Mit dem von **Bernd Bonwetsch, Gennadij Bordjugov und Norman M. Naimark** herausgegebenen Band **Sowjetische Politik in der SBZ 1945-1949. Dokumente zur Tätigkeit der Propagandaverwaltung (Informationsverwaltung) der SMAD unter Sergej Tjul'panov. Bearbeiter: Bernd Bonwetsch, Gennadij Bordjugov, Ljudmila Koševa, Larisa Rogovaja** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachfolger, 1998, 319 S.) liegt zwar, so Norman M. Naimark in seinem einleitenden Beitrag über die SMAD, eine jener *„neue(n) Untersuchungen und Aktenpublikationen"* vor, von denen *„kaum zu erwarten (ist), daß das allgemeine Bild der zunehmenden Sowjetisierung des sozialen und politischen Lebens in Ostdeutschland 1945 bis 1949 sich grundlegend ändern wird"*, die aber nichtsdestotrotz einen erhellenden Beitrag zu einer Entwicklung liefern, die wenig mit einem *„kommunistischen Experiment"* im eigentlichen Sinne des Wortes, sondern mehr mit einer Realpolitik zu tun hatte, auf die sich zu allen Zeiten und unter allen möglichen ideologischen Vorzeichen diejenigen gerne berufen, denen es keineswegs um Kommunismus, sondern um konkrete Herrschaftspolitik geht. Der Band, der neben dem erwähnten Beitrag von Naimark einen zweiten einleitenden Text von Bonwetsch über die „sowjetische Politik in der SBZ 1945-1949" enthält, versammelt insgesamt 67 Berichte, Memoranden und sonstige Dokumente, die allesamt aus dem ehemaligen „Zentralen Parteiarchiv des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU" stammen und in zwei Kapitel - „Informationen für Moskau aus der Sowjetischen Besatzungszone" und "Die Propagandaverwaltung (Informationsverwaltung) der SMAD in der Moskauer Kritik" - unterteilt sind; ein Personenregister und ein Sachregister dienen der Erschließung der Dokumente.

In der Einleitung seiner unter dem Titel **Die Ruhrbergbaukrise. Entindustrialisierung und Politik 1958-1969** (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2001, 422 S.) erschienenen Kölner Habilitationsschrift weist **Christoph Nonn** darauf hin, daß die Probleme einer postindustriellen Gesellschaft in der Bundesrepublik, verglichen z.B. mit den USA oder Großbritannien, erst relativ spät erkannt und thematisiert worden sind, was sicherlich auch Ausdruck einer gegenüber anderen Ländern verspäteten Entindustrialisierung ist. So wurde die bereits Ende der zwanziger Jahre einsetzende

Krise im Ruhrbergbau durch die Rüstungskonjunktur der dreißiger Jahre und später durch den aufgrund der Kriegsschäden notwendigen Wiederaufbau um rund dreißig Jahre verschleppt, ehe sie seit Ende der fünfziger Jahre mit Vehemenz über die Beteiligten hereinbrach. Als nach den ersten wirtschaftlichen Verlusten im Ruhrbergbau im Jahre 1958 die Krise in den folgenden Jahren manifest wurde, reagierten die politischen Verantwortungsträger quer durch alle Parteien erst einmal mit tradierten Verhaltensmustern. Das Ruhrgebiet galt demzufolge immer noch als eine Region, in der sich Kapital und Arbeit fest positioniert gegenüberstanden und demzufolge, wie dies seit 1918/19 mit wechselndem Erfolg erprobt worden war, der Staat vermittelnd einzugreifen hatte. Angesichts der Bergarbeiterdemonstrationen warnte man sowohl in der CDU als auch in der SPD vor *„großen Bränden an der Ruhr"*, in der CDU ging allen Ernstes die Angst *„vor einer politischen Revolution"* um und Helmut Schmidt registrierte 1967 eine *„kardinale Gefährdung der innenpolitischen Gesamtsituation"*; auf der anderen Seite träumte die versprengte Linke von einer Neuauflage des Klassenkampfes in tradierter Manier, so daß im Herbst 1969 sogar einige Studenten aus Berlin herbeieilten, um den Ruhrproleten richtiges Klassenbewußtsein einzuflößen. Zu diesem Zeitpunkt, nach der Gründung der „Ruhrkohle AG" im Jahre 1968, war allerdings längst klar, daß es mit einer Wiederauflage alter Klassenkampfstrategien aus der Kaiserzeit und den Jahren der Weimarer Republik nicht weit her war, was allerdings keineswegs hieß, daß die Bergarbeiter nicht in der Lage gewesen wären, ihre angesichts der permanenten Krise auf den Erhalt der Arbeitsplätze konzentrierten Interessen mit Hilfe ihrer Gewerkschaft manifest und weitgehend erfolgreich zu vertreten. Die Geschichte der Bewältigung der Bergbaukrise in den sechziger Jahren und den folgenden Jahrzehnten wird gemeinhin als korporatistisches Projekt zwischen Staat, Gewerkschaften und Unternehmern beschrieben. Nonn erweitert dieses Konzept um eine verfeinerte und differenziertere Netzwerkanalyse, der *„die Beziehungsmuster zwischen kollektiven Akteuren - Parteien, Verbände, deren verschiedene Unterorganisationen und Funktionsebenen, aber auch nicht organisierte Interessengruppen"* ins Blickfeld geraten. Dabei konzentriert er sein Interesse *„darauf, wie gesellschaftliche Muster von Konflikt und Kooperation der regionalen und nationalen politischen Kultur von dem Entindustrialisierungsprozeß an der Ruhr beeinflußt wurden"*. Ohne auf die auf der Auswertung zahlreicher Archive beruhenden und in neun Kapiteln ausgeführten Detailanalysen, in denen die Handlungs- und Entscheidungsprozesse aller involvierten Akteure auf verschiedenen Ebenen nachvollzogen werden, im einzelnen eingehen zu könne, kann man festhalten, daß die tradierte, am Klassenkampfmodell orientierte Vorstellung eines Verteilungskampfes zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Unternehmern und Arbeitern, entgegen allen diesbezüglichen Befürchtungen schon frühzeitig nicht mehr aktuell war. Angesichts der Tatsache, daß im Ruhrbergbau schlicht und einfach keine Gewinne mehr zu erwirtschaften waren, verloren, so Nonn, *„die Verteilungskämpfe... an Bedeutung. Zechengesellschaften und Gewerkschaftsführung arbeiteten statt dessen gemeinsam darauf hin, die eigene Branche durch staatliche Unterstützungszahlungen auf Kosten der Gesamtwirtschaft zu sanieren. Ein demonstrativ zur Schau gestellter ‚Radikalismus', der die verbreitete Einschätzung der Bergleute und der Ruhr als potentielle politische Krisenherde ersten Ranges ausnutzte, war Mittel zu diesem Zweck... Gewerkschaften und Arbeitgeber der Kohlebranche mußten erst ‚Sozialpartner' werden, um ‚Tarifgegner' zu bleiben."* Die konfrontative Situation früherer Epochen hatte sich somit grundlegend geändert; wesentliche gemeinsame Interessen zwischen Unternehmern und Arbeitern hatten jetzt im Kampf um staatliche Res-

sourcen gegen andere Branchen (Erdöl, Atomkraft) eine kooperative Zusammenarbeit zur Folge. Die Bewältigung der Kohlekrise in den sechziger Jahren wurde somit *„zum Modellfall für gelungenes Krisenmanagement"*; auf die damals gemachten Erfahrungen konnte man in späteren Jahrzehnten trotz wachsender Probleme immer wieder zurückgreifen.

„Sidney Hook", schreibt Melvin J. Lasky im Vorwort zu der Arbeit **Sidney Hook. Intellektueller zwischen Marxismus und Pragmatismus** (Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2000, 388 S.) von **Cornelie Kunkat**, *„war ein unermüdlicher Philosoph der Freiheit gewesen, und als solcher der ‚Kalte Krieger' par excellence."* Auch wenn es auf dem Hintergrund einer solchen ohne Zweifel treffenden Einschätzung eines langjährigen Weggefährten von Hook auf den ersten Blick etwas befremden mag, wird man wohl deutlich zwischen dem klassischen, eher europäischen Renegaten, der als ehemals gläubiges Parteimitglied eine Wandlung vom Saulus der kommunistischen Weltbewegung zum Paulus einer oft genug eher konservativ interpretierten westlichen Demokratie durchmachte, und jenem Milieu radikaler amerikanischer Intellektueller machen müssen, dem Hook insbesondere in den zwanziger und dreißiger Jahren zuzurechnen war. Der 1989 gestorbene Hook wurde 1902 als Kind emigrierter österreichischer Juden geboren (sein Vater war zeitlebens Fabrikarbeiter), wuchs in Williamsburg, einem der ärmsten New Yorker Stadtteile auf, und radikalisierte sich bereits in frühen Jugendjahren. Während des Studiums beeinflußt vom Pragmatismus John Deweys, beschäftigte er sich seit Mitte der zwanziger Jahre verstärkt mit dem Marxismus, was ihn unter anderem auch nach München und Berlin führte, wo er Kontakt mit Karl Korsch aufnahm. Marxismus interpretierte er nicht als *„dogmatic method of predicting history"*, sondern als *„critical method of making it"* und als *„scientific method of achieving a class goal"*; den damals dominierenden parteipolitischen Vereinnahmungen des Marxismus stand er ablehnend gegenüber: *„If being a Marxist means to accept the dictatorship of the party as preached by Trotsky and practiced by Stalin, I am not a Marxist"*, schrieb er im Juli 1934 in einem Brief an Allen Stiller. 1933 und 1936 erschienen seine beiden wichtigen Werke „Towards the Understanding of Marx. A Revolutionary Interpretation" und „From Hegel to Marx. Studies in the Intellectual Development of Karl Marx", die ihn zusammen mit seinen zahlreichen Beiträgen in den wichtigsten Zeitschriften der damaligen unabhängigen, wenn auch oft zum Trotzkismus neigenden amerikanischen Linken, zu einem der wichtigsten Köpfe der später als „New York Intellectuals" bezeichneten Radikalen werden ließen. Politisch war er kurzfristig in der „League of Professional Groups" aktiv, 1933/34 war er Mitbegründer der wenig erfolgreichen „American Workers Party", die *„eine authentisch* amerikanische *Partei in der revolutionären Tradition des Landes"* sein wollte und später in der trotzkistischen „Socialist Worker's Party" aufging. Spätestens seit Ende der dreißiger Jahre entwickelte sich Hook, basierend auf dem Konzept einer *„Verschmelzung von Pragmatismus und Marxismus, von Dialektik und der Methodik experimenteller Wissenschaft in sozialen Belangen"*, zu einem zutiefst antistalinistisch geprägten und von daher in entsprechenden Organisationen - „Committee for Cultural Freedom" (1939), „American Intellectuals for Freedom" (1949), „Congress for Cultural Freedom" (1950) - aktiven Liberalen, der aber in den wechselnden politischen Konstellationen der Nachkriegsjahrzehnte grundsätzlich an einem *„pragmatistische(n) Verständnis vom Sozialstaat"* im Sinne europäischer Sozialdemokratien festhielt: *„Die Organisation einer gesicherten Grundversorgung"*, so Kunkat, *„darf die* ökonomische *Freiheit wohl*

beschneiden, niemals aber die politische *Freiheit.*" Der Neuen Linken der sechziger Jahre stand Hook äußerst kritisch gegenüber, diese nahm ihn entsprechend als neokonservativ und schließlich sogar, als er Ronald Reagans Einschätzung der Sowjetunion als „Reich des Bösen" verteidigte, als dessen *„Hof-Philosoph"* wahr. Demgegenüber gibt Kunkat am Schluß ihrer lesenswerten Überblicksdarstellung von Hooks Werk zu bedenken, *„daß seine grundlegenden politisch-philosophischen Positionen nicht nachhaltig nach rechts abdriften - sein aus dem Pragmatismus abgeleitetes Eintreten für eine liberale und säkulare Demokratie sowie sein aus seinem ehemals sozialistischen Gesellschaftsideal hergeleitetes Bekenntnis zur ‚sozialdemokratischen' Wohlfahrtsstaatlichkeit, das Chancengleichheit größer schreibt als wirtschaftliche Effizienz, stehen eher für Kontinuität.*" Im Anhang enthält das Buch einen kurzen Überblick über Hooks Lebensdaten, seinen akademischen Werdegang und seine Auszeichnungen, ein recht ausführliches Verzeichnis seiner Schriften unter Einschluß von Briefen, Interviews, Dokumenten und Korrespondenzen sowie ein Verzeichnis von Sekundärliteratur, das merkwürdigerweise Alan M. Walds 1987 erschienene Arbeit „The New York Intellectuals", der man immer noch eine Übersetzung wünscht, nicht enthält.

Eines der wichtigsten Bücher des Linkskommunismus, Anton Pannekoeks Werk über die „Arbeiterräte" - zuerst unter dem Titel „De Arbeidersraden" 1946 in Amsterdam, dann in überarbeiteter und erweiterter englischer Übersetzung unter dem Titel „Workers' Councils" 1950 in Melbourne und später auch in französischer Übersetzung erschienen - ist trotz einiger Anläufe bis heute nicht ins Deutsche übersetzt worden. Nachdem seit den sechziger Jahren eine ganze Reihe von zumeist kürzeren Texten Pannekoeks in Nachdrucken oder Neuübersetzungen zugänglich gemacht wurde, darunter seine wichtige Schrift „Lenin als Philosoph", liegt jetzt die vor dreißig Jahren in den Niederlanden erschienene Arbeit **Anton Pannekoek. Denker der Revolution** (Freiburg: ça-ira Verlag, 2001, 234 S.) von **Cajo Brendel** in einer für die deutschsprachige Ausgabe vom Autor überarbeiteten Fassung vor. Pannekoek, 1873 geboren und 1960 gestorben und im bürgerlichen Berufsleben Astronom, war gut sechzig Jahre in unterschiedlichster Weise in der Arbeiterbewegung engagiert, zuerst - bis zum Ersten Weltkrieg - auf dem linken Flügel der niederländischen und deutschen Sozialdemokratie, dann über Jahrzehnte hinweg im Kontext rätekommunistischer Parteien, Organisationen und Diskussionszirkel. Brendel, selbst Rätekommunist und in gewisser Weise ein Schüler Pannekoeks, rekonstruiert in seiner recht populär gehaltenen Schrift die theoretische Entwicklung Pannekoeks vom klassischen Sozialdemokraten zum Rätekommunisten, für den, so Pannekoek, nicht die Parteien mit ihrem mehr oder minder avantgardistischen Gestus, sondern *„die Arbeiterräte die Organe des praktischen Handelns, die Kampforgane der Arbeiterklasse (sind)"*; es liegt nahe, daß in dieser Entwicklung die Auseinandersetzung mit der russischen Revolution des Jahres 1917 und dem von Pannekoek als bürgerlich klassifizierten Materialismus Lenins eine wesentliche Rolle spielte. Der Band, dem man eine intensivere redaktionelle Betreuung gewünscht hätte, enthält im Anhang eine in der Tat nur *„kurze Bibliographie"* der Schriften Pannekoeks sowie biographische und bibliographische Angaben zu Brendel. Hinzuweisen bleibt darauf, daß **Anton Pannekoeks** Werk über die Arbeiterräte unter dem Titel **Workers' Councils** in einer Neuauflage der englischsprachigen Erstausgabe des Jahres 1950 - mit *„some minor corrections... to improve readability"* - dankenswerterweise wieder vorliegt, ergänzt um eine kurze Einleitung von Robert F. Barsky, Gespräche Barskys mit Noam Chomsky, Ken Coates und Peter Hitchcock, ein Ge-

spräch zwischen J. J. Lebel und Paul Mattick aus dem Jahre 1975 sowie eine Bibliographie themenspezifischer Sekundärliteratur (Edinburgh/London/Oakland: AK Press, 2003, XXXIV, 219 S.).

Während in den siebziger Jahren an mehr oder minder entlegenen Orten erscheinende Zeitschriften mit solch verheißungsvollen Titeln wie „Errata", „Revolte", „Ausschreitungen", „Anschläge", „Umrisse" oder „Revue Roter Herzfleck" sowie vereinzelte Broschüren und Bücher an die damals in einer größeren Öffentlichkeit kaum bekannte, in interessierten Kreisen aber umso intensiver und lustvoller rezipierte theoretische Arbeit der 1972 aufgelösten „Situationistischen Internationale" (SI) und ihrer führenden Köpfe Guy Debord und Raoul Vaneigem anknüpften bzw. hierzulande erst bekannt machten, ist diese heutzutage längst zum schicken Objekt akademischer Begierden und Beflissenheiten geworden: Das Spektakel amüsiert sich zu Tode und schreckt zuallerletzt nicht einmal davor zurück, auch noch die Kritik des Spektakels zu goutieren. **Guy Debord**s nichtsdestotrotz und eben deshalb immer noch und immer wieder lesenswertes Hauptwerk **Die Gesellschaft des Spektakels**, in Frankreich 1967 veröffentlicht, ist in einer deutschsprachigen Übersetzung zuerst im Jahre 1971 erschienen und seither mehrfach neu aufgelegt worden, zuletzt zusammen mit „Kommentare zur Gesellschaft des Spektakels" aus dem Jahre 1988 sowie dem Vorwort zur vierten italienischen Auflage von „Die Gesellschaft des Spektakels" aus dem Jahre 1979 (Berlin: Edition Tiamat, 1996, 304 S.). Darüber hinaus liegt im gleichen Verlag Debords **Panegyrikus. Erster Band** (Berlin: Edition Tiamat, 1997, 95 S.) vor, in dem er dreißig Jahre nach dem Start des Projekts SI und fünf Jahre vor seinem Selbstmord die ein oder andere Erfahrung seines Lebens noch einmal Revue passieren läßt: *„Nichts ist natürlicher, als alles vom eigenen Ich aus zu betrachten, das zum Mittelpunkt der Welt erkoren wird; dadurch wird man in die Lage versetzt, die Welt abzuurteilen, ohne ihre trügerischen Reden auch nur anhören zu wollen... Ich habe mich, Doktor in nichts, von jedem Anschein einer Teilnahme an den Kreisen, die damals als intellektuell oder künstlerisch galten, entschieden ferngehalten. Ich gestehe, daß mein diesbezügliches Verdienst wohl durch meine große Faulheit wie auch dadurch geschmälert wird, daß ich nur sehr beschränkt dazu geeignet bin, die Zwangsarbeit derartiger Karrieren auf mich zu nehmen... Ich möchte sagen, daß ich es stets dabei bewenden ließ, den vagen Eindruck zu vermitteln, über große intellektuelle und sogar künstlerische Fähigkeiten zu verfügen, sie jedoch meiner Zeit, die mir ihre Ausübung nicht zu verdienen schien, vorenthalten zu haben... Was ich von den wenigen Dingen, die ich mochte und auch beherrschte, am besten beherrschte, war das Trinken. Obwohl ich ausgesprochen viel gelesen habe, habe ich noch mehr getrunken. Ich habe zwar viel weniger geschrieben als die meisten, die schreiben, aber viel mehr getrunken als die meisten, die trinken."* Zur Vorgeschichte der in diesen Erkenntnissen verdichteten Erfahrungen gehört die in dem Band **Guy Debord präsentiert Potlatch 1954-1957. Informationsbulletin der Lettristischen Internationale. Mit einem Dokumentenanhang** (Berlin: Edition Tiamat, 2002, 383 S.) dokumentierte Phase, die der Gründung der SI unmittelbar vorausging. *„Vorläufer dessen, was man um 1970 ‚Undergrundpresse' (sic!) nannte, aber aufrichtiger und konsequenter in seiner Ablehnung warenförmiger Beziehungen, ist* Potlatch *während der gesamten Erscheinungsperiode seinem Titel entsprechend nur verschenkt worden. Die strategische Absicht von* Potlatch *war die Schaffung bestimmter Verbindungen mit dem Ziel der Bildung einer neuen Bewegung, die von vornherein eine Neuvereinigung der kulturellen Avantgarde-Schöpfung und der revolutionären*

Gesellschaftskritik sein sollte", so Debord in seiner einleitenden Bemerkung. Die Ausgabe 30 von „Potlatch" erschien dann tatsächlich nach fast zweijähriger Pause im Juli 1959 als „Neue Folge, Nr. 1" und mit dem Untertitel „Interne Informationen der Situationistischen Internationale". Neben dem kompletten Nachdruck von „Potlatch" enthält der Band einen umfangreichen Anhang mit Artikeln, Manifesten und Flugschriften, u.a. der vier Ausgaben von „Lettristische Internationale" (1952-1954), sowie erläuternde Anmerkungen und ein Personenregister. Einen guten Einblick in das Milieu der Pariser Lettristen der frühen fünfziger Jahre vermittelt **Jean-Michel Mension** in dem reich bebilderten Band **Wir haben unsere unfertigen Abenteuer gelebt. Eine Jugend im Paris der fünfziger Jahre. Beiträge zur Geschichte der Situationistischen Internationale. Ein Gespräch mit Gérard Barréby und Francesco Milo** (Berlin: Edition Tiamat, 2002, 126 S.), in dem er ohne jegliche nachträgliche Heroisierung über die Abenteuer einer Jugend Auskunft gibt, die einer immer noch radikalen Überzeugung anhing: *„Ich hatte nur eine Idee von der Überwindung der Kunst: Die einzig wahre Kunst ist das Leben."*

Leo Kofler gehört zu jenen nicht seltenen marxistischen oder sozialistischen Einzelgängern, die zwar Schüler in ihren Bann gezogen, aber nicht schulbildend gewirkt haben. Ob dies inhaltlich im Werk begründet ist, in Fähigkeiten oder Unfähigkeiten der jeweiligen Schüler oder in sonstigen im weitesten Sinne sozialen Umständen, ist jeweils konkret zu hinterfragen. Bei Kofler sind die schwierigen Lebensumstände im Hinblick auf eine Schulbildung ohne Zweifel kontraproduktiv gewesen. 1907 im österreichisch-ungarischen Galizien geboren, in Wien aufgewachsen und sozialistisch - als Schüler Max Adlers - sozialisiert, mußte er, nachdem die österreichische Bevölkerung im Frühjahr 1939 den „Einmarsch" der Nationalsozialisten und den Anschluß an das Deutsche Reich weitgehend begrüßt hatte, in die Schweiz fliehen, wo er unter Pseudonym sein erstes Buch, „Die Wissenschaft von der Gesellschaft", veröffentlichte. Nach dem Krieg wechselte er in die werdende DDR, wo er mit der in den folgenden Jahrzehnten immer wieder aufgelegten „Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft" habilitiert wurde und für eine kurze Zeit an der Universität Halle lehrte. Allerdings war er mit seiner Kritik an bürokratischen Verkrustungen den stalinistischen Dogmatikern der SED nicht ganz geheuer und als er von einem Chefideologen als *„ideologischer Schädling"* denunziert wurde, wechselte er in weiser Voraussicht der drohenden Dinge in die Bundesrepublik, wo er in den folgenden zwei Jahrzehnte zwar zahlreiche wissenschaftliche Bücher veröffentlichte, aber erst Anfang der siebziger Jahre, im Pensionsalter, einen gegen erhebliche inneruniversitäre Widerstände durchgesetzten Lehrauftrag an der Ruhr-Universität Bochum erhielt, wo er bis weit in die achtziger Jahre lehrte und einen diffusen Kreis von Schülern um sich versammelte, aus deren Kreis später, nach seinem Tod im Jahre 1995, eine „Leo-Kofler-Gesellschaft" gegründet wurde, die in unregelmäßigen Abstanden „Mitteilungen" publiziert und im Frühjahr 2000 einen Kongreß „Am Beispiel Leo Koflers. Marxismus und soziale Bewegungen im 20. Jahrhundert" veranstaltete. Unter dem aus inhaltlichen Gründen verkürzten Titel **Am Beispiel Leo Koflers. Marxismus im 20. Jahrhundert** liegt mittlerweile eine von **Christoph Jünke** herausgegebene Dokumentation dieses Kongresses vor (Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2001, 329 S.), die im Anschluß an einen einleitenden „Rückblick auf den Marxismus des 20. Jahrhunderts" von Wolfgang Fritz Haug in vier Kapiteln (Theorie und Geschichte der Bürgerlichen Gesellschaft/Anthropologie und Humanismus/Gesellschaftstheorie und Ästhetik/Theorie und Praxis) einen Teil der

Vorträge, *„teils wie sie waren, teils stark überarbeitet"*, versammelt. Wie üblich bei solchen Versuchen einer Bilanzierung, vorgetragen von solchen, die sich explizit als Schüler verstehen und dementsprechend Koflers Werk weiterdenken und weiterschreiben wollen, und anderen, denen Kofler auf ihrem eigenen theoretischen Lebensweg hier und da untergekommen sein mag, fallen die Ergebnisse unterschiedlich instruktiv aus. So mag man sich, da auf die einzelnen Beiträge hier einzugehen zu weit führen würde, mit der Bemerkung des Herausgebers zufrieden geben, derzufolge *„anknüpfend an Leo Kofler, aber über ihn auch hinausgehend das schwierige und widersprüchliche Vermächtnis verschiedener marxistischer Theorievarianten des vergangenen Jahrhunderts diskutiert (wurde)"*. Gewissermaßen typisch für die hier vorgeführte theoretische Bewältigung der marxistischen Krisenwelten ist wohl auch, im Vorwort bedauernd festgestellt, daß *„das ursprüngliche Vorhaben, die Geschichte sozialer Bewegungen stärker einzubeziehen (uneingelöst blieb)"*. Merkwürdig mutet zudem an, daß ein Vortrag des sich explizit als Kofler-Schüler verstehenden Neo-Stalinisten Reinhard Pitsch, der während des Kongresses mit nationalistischen Eskapaden für unliebsame Furore sorgte, in die Dokumentation nicht nur nicht aufgenommen wurde, wofür es gute Gründe gegeben haben mag, sondern im Vorwort dieser Eklat nicht einmal erwähnt wird - das soll sicherlich nicht darauf verweisen, daß auch in antistalinistisch sich verstehenden marxistischen Kreisen der tradierten Geschichtsklitterung gefrönt wird. Ein wenig erfreuliches Bild bietet die Tatsache, daß von Koflers zahlreichen Publikationen zur Zeit, abgesehen von der im folgenden angezeigten Ausnahme, keine einzige im Buchhandel lieferbar ist. Bereits Mitte der siebziger Jahre hatte es einen ersten Anlauf gegeben, eine mehrbändige Ausgabe von Koflers Schriften zu veranstalten, ein Versuch, von dem heute allerdings nur noch ein verblichener Prospekt zeugt. Auch ein in den Kreisen der erwähnten „Leo-Kofler-Gesellschaft" diskutiertes diesbezügliches Projekt scheint wenig Chancen auf Verwirklichung zu haben. Von daher muß man sich zur Zeit mit dem von Christoph Jünke zusammengestellten und eingeleiteten Sammelband **Zur Kritik bürgerlicher Freiheit. Ausgewählte politisch-philosophische Texte eines marxistischen Einzelgängers** (Hamburg: VSA-Verlag, 2000, 240 S.) zufrieden geben, der insgesamt 21 Texte aus rund dreißig Jahren (1951-1982) enthält, die in inhaltlicher Hinsicht das Werk Koflers (Kritik der bürgerlichen Gesellschaft in historischer wie aktueller - Neoliberalismus - Absicht; Fragen der Anthropologie; Probleme der Ästhetik und Literatur; Kritik am stalinistischen Marxismus; Funktion und Stellung konservativer und von ihm so genannter *„progressiver Intelligenz"*; Auseinandersetzung mit der Neuen Linken sowie den Grünen und Alternativen) weitgehend abdecken. Somit erfüllt dieser Band, dem im Anhang ein Verzeichnis der von Kofler veröffentlichten Bücher und Broschüren beigegeben ist, durchaus die lobenswerte Funktion eines Ein- und Überblicks über die verschiedenen Aspekte von Koflers Lebenswerk, kann aber natürlich die Lektüre seiner umfangreicheren Werke, von denen das ein oder andere in der Tat eine Wiederveröffentlichung verdient hätte, nicht ersetzen.

Es gibt Leute, denen die Annahme, daß der deutsche Beamte im allgemeinen und der deutsche Professor im besonderen als Revolutionäre gehandelt werden könnten, bestenfalls als Witz durchgeht. Tatsächlich läßt sich beobachten, daß die insbesondere seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts einsetzende und nach dem mythischen Jahr 1968 mit einem neuen Schub nach einmal durchstartende Akademisierung des Marxismus bzw. des - wie man heute sagen würde - marxistischen Diskurses zwar in

erheblichem Maße Stellen für linke Intelligenzler geschaffen hat, dies jedoch nicht nur schlichtweg keinerlei Konsequenzen für die in diesen Kreisen doch so gerne und wortreich proklamierte Revolutionierung der gesellschaftlichen Verhältnisse gehabt, sondern - und dies dürfte eine erheblich realitätsträchtigere Vermutung sein - einer solchen Revolutionierung eher insofern entgegengearbeitet hat, als die linke Intelligenz mit akademischen Posten und entsprechend gut dotierten Gehältern weitgehend ruhig gestellt werden konnte. Willy Brandts Berufsverbote und das angesichts der seinerzeit neu errichteten Universitäten, die natürlich allesamt als Reformuniversitäten gehandelt worden sind, erheblich erweiterte Stellenangebot für akademische Revoluzzer, haben sich in dieser Hinsicht vorzüglich ergänzt. Es versteht sich von selbst, daß die akademische linke Intelligenz dies völlig anders einschätzt, insbesondere da, wo sie traditionell staatssozialistisch oder -kommunistisch orientiert ist, gilt in solchen Kreisen die Besetzung einer akademischen Stelle doch gemeinhin als ein weiterer Schritt auf dem steinigen Weg der mühsamen Eroberung des Staatsapparates, mit dessen Hilfe die Revolutionierung dann eines Tages in Szene gesetzt werden soll. Hinzu kommt, daß die akademische Intelligenz immer dann, wenn es um eine materialistische Bestimmung ihrer eigenen Funktion im früh-, spät- oder wie auch immer kapitalistischen System geht, merkwürdig zurückhaltend ist. Wie kritisch man auch ansonsten solchen überkommenen Leitwölfen wir Kautsky oder Lenin gegenüberstehen mag, deren an aufklärerische Traditionen anknüpfende Loblieder auf die bewußtseinsschaffende Rolle linker Intelligenz macht man sich immer noch allzu gern zu eigen, besonders offensichtlich dann, wenn der Staat dies auch noch absegnet und somit für allseits gesicherte Verhältnisse Sorge trägt. Kein Wunder, daß die Thematisierung der Aufhebung der Trennung von Hand- und Kopfarbeit, ein Thema, das, wie wohl bekannt ist, an grundlegende Strukturen des warenproduzierenden Systems rührt, gerade in akademischen Milieus durchaus nicht als eines der ansonsten zwecks Implementierung von Forschungsprojekten so viel und gerne beschworenen Desiderata der Forschung gilt. Die Thematisierung dieses Problemkomplexes würde möglicherweise auch die Infragestellung der Wissensform Universität nach sich ziehen, die keineswegs transhistorisch, sondern von ihrer Herkunft und inhaltlichen Gestaltung her bürgerlich ist; während bürgerliche Bildungsforscher längst mit nostalgischem Schrecken die Krise dieser Wissensform beklagen, sind linke Intelligenzler immer noch der Illusion verfallen, die Eroberung der Ruinen dieser Wissensform sei ein wichtiger Schritt auf dem Weg zur längst zur puren Ideologie, zum Begründungsritual und zur Apologie der eigenen Existenzweise geronnenen Revolutionierung der gesellschaftlichen Verhältnisse. Der akademische Marxismus, der sich politisch durchweg als linker Sozialdemokratismus präsentiert, hat hierzulande im Laufe der letzten Jahrzehnte einige wenige örtliche und inhaltliche Zentren herausbilden können. Das in historischer Sicht möglicherweise wichtigste war wohl das mit dem Namen „Argument" verbundene Milieu um dessen Cheftheoretiker Wolfgang Fritz Haug. Mit der seit mehr als vierzig Jahren erscheinenden Zeitschrift, dem gleichnamigen Verlag, dem nach langer Vorbereitung seit 1994 erscheinenden und mittlerweile auf fünf Bände gediehenen „Historisch-Kritischen Wörterbuch des Marxismus", das sicherlich eine Art Resümee des gesamten „Argument"-Projektes darstellen will und wird, und diversen anderen Unternehmungen, hat Haug mit seinen Mitstreiter(inne)n mancherlei Diskussionen angestoßen und sicherlich auch zu mancherlei Differenzierungsprozessen - für oder wider sozialdemokratisch-akademischen Marxismus - beigetragen. Ob, wie und wie lange das um seine Person zentrierte, somit auch dem eigenen Selbstverständnis gemäß autoritär strukturierte

Projekt nach seiner Emeritierung substantiell weitergeführt werden kann, sei einmal dahingestellt. Ihm selbst ist zum Abschied aus Berlin die von **Christoph Kniest, Susanne Lettow** und **Teresa Orozco** herausgegebene Festschrift **Eingreifendes Denken. Wolfgang Fritz Haug zum 65. Geburtstag** (Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 2001, 381 S.) gewidmet, die im Anschluß an einleitende poetische „Totentänze" von Volker Braun in vier Teilen („Freundschaftslinien"; „Politik des Kulturellen"; „Gesellschaftstheorie mit Marx"; „Kampfplatz Philosophie") 21 Beiträge enthält, die von einem Brief Oskar Negts an den *„liebe(n) Wolf"*, den er möglicherweise in einem jener Momente hingeworfen hat, in denen er sich von seiner politischen Beratung Gerhard Schröders erholte, bis zu einer über mehrere Seiten gestreckten *„Predigt"* Dorothee Sölles reichen, derzufolge *„der Glaube die Vernunft (heilt)"*, eine Behauptung, die den diesbezüglich versierten Schwaben Haug sicherlich zu kritischem Widerspruch und zu dialektisch eingreifendem Weiterdenken anregen wird. Ansonsten werden in den Beiträgen eine Reihe der üblichen verdächtigen Personen und Themen abgehandelt: Bertolt Brecht, Peter Weiss, Antonio Gramsci (Hegemonie), die Feuerbachthesen, eine *„Neubegründung der Ausbeutungsforschung"*, gefolgt von einer *„gesellschaftliche(n) Neudefinition der Arbeit als Reformperspektive"* (zwei Themen, die sich sicherlich zu mehrjährigen, natürlich interdisziplinär angelegten universitären Forschungsprogrammen ausbauen lassen) und schließlich auf dem aus dem Frankreich Althussers importierten *„Kampfplatz Philosophie"* eine auf den *„'neuen' Nietzsche"* zielende *„Dekonstruktion einer postmodernen Ikone"*. Da wirkt es geradezu erholend, wenn man sich mitten im Gefecht mit Karen Ruoff bei „Kaufhauswanderungen durch die Mark Brandenburg" erholen darf, anläßlich derer sie sich in einem „Havel Park" dazu verführt fühlte, eine Zahnbürste zu kaufen: nicht *„schnell"*, sondern *„langsam: Sorgfältig. Prüfend. Kritisch"*. Erwähnt werden soll noch, daß der Band eine Auswahlbibliographie der Schriften Haugs enthält, die auch bereits sein zuletzt erschienenes Werk **Dreizehn Versuche marxistisches Denken zu erneuern** (Berlin: Karl Dietz Verlag, 2001, 175 S.) verzeichnet. Gleich im zweiten Versuch rekurriert Haug auf den von ihm Anfang der achtziger Jahre konzipierten und in der Festschrift auffallenderweise nicht näher thematisierten *„pluralen Marxismus"*, der seinerzeit sicherlich eine nicht unwichtige Rolle im Distanzierungsprozeß von realsozialistischen Verballhornungen des Marxschen Denkens spielte und seitdem immer wieder und so auch in den „Dreizehn Versuchen", philosophisch unterfüttert von einer ausufernden Rezeption von Gramscis Hegemoniedenken und zwischenzeitlich genährt von *„marxistische(r) Melancholie"*, eine offensichtlich unendliche *„kritische Neulektüre von Marx"* anstrebt, die sich *„von Fragen der Demokratie und der Zivilgesellschaft, der gesellschaftlichen Naturverhältnisse und der Geschlechterverhältnisse sowie der gedanklichen Durchdringung des transnationalen Kapitalismus und seiner hochtechnologischen Produktionsweise"* leiten läßt. Diese *„Neulektüre"*, die in der Tat weitgehend nicht über eine erneute Rezeption und mehr oder weniger gediegene Interpretation dieser und jener Autoren und Werke hinausreicht, wirkt, um es kurz zu machen, allzu betulich; kämpferisch mutet das alles in der Tat nur dann an, wenn man zuvor die Philosophie zum *„Kampfplatz"* ernannt hat.

Gleichermaßen als Einführung wie als Ergänzung zu den „Gesammelten Schriften" Agnolis läßt sich das von **Christoph Burgmer** als Ergänzung zu einem von ihm gedrehten Film zusammengestellte Bändchen **Das negative Potential. Gespräche mit Johannes Agnoli** (Freiburg: ça-ira Verlag, 2002, 74 S.) lesen. In den insgesamt vier

Gesprächen, geführt im Januar 2000 in Berlin bzw. im September 2001 in Lucca, werden einige der Themen (Die Subversiven/Die bürgerlichen Ideale und der Staat/Der Neoliberalismus/Geschichte der Subversion) angesprochen, die in Agnolis Werk zentral sind. Der Integrationskraft des bürgerlichen Staates und seiner Institutionen, der die traditionelle Linke in ihren diversen Fraktionierungen mit ihren Eroberungsstrategien immer wieder erlegen ist, stellt Agnoli das *„negative Potential"* eines subversiven Denkens und Handelns entgegen, das sich seiner selbst theoretisch und historisch zu vergewissern zu hat und das *„in der heutigen Situation"* mit *„Geduld und Ironie"* zwecks *„Überwinterung"* einer allerdings nicht näher ausgeführten *„Überwinterungsstrategie"* bedarf. Im fünften Band von Agnolis Schriften liegen unter dem Titel **1968 und die Folgen** (Freiburg: ça-ira Verlag, 1998, 275 S.) insgesamt 22 Texte zur Revolte der sechziger Jahre und ihren Nachwehen vor, darunter Redebeiträge, Gespräche und einige Erstübersetzungen aus dem Italienischen. *„Revolten"*, so resümiert Agnoli in seiner gegen die allgegenwärtigen *„Distanzierer"* gerichteten aktuellen Vorbemerkung, *„kennen im allgemeinen nur das Scheitern, sonst wären sie Revolutionen."* Die Texte sind allesamt aus jeweils aktuellen Anlässen entstanden und können von daher als eingreifende Gebrauchstexte verstanden werden, deren Credo die Kritik ist: *„Ich bin"*, sagt Agnoli in einem im September 1988 veröffentlichten Gespräch, *„eines konstruktiven Denkens nicht fähig."* Das, so kann man resümieren, unterscheidet diese Texte in positiver Weise von solchen, die - metaphorisch gesprochen - die Ärmel aufkrempeln, zupacken und aufbauen. Der sechste Band der Schriften versammelt unter dem Titel **Politik und Geschichte. Schriften zur Theorie** (Freiburg: ça-ira Verlag, 2001, 266 S.) *„eine Reihe von ausgesprochen gelehrten Abhandlungen"*, in denen, so Agnoli in der „Vorbemerkung", in der er sich beiläufig über den neuesten Wertform-Fetischismus amüsiert, *„weder Subversion noch Revolution vor(kommen), weder Kapital noch Emanzipation"*. Statt dessen findet man Beiträge über die gescheiterten „Weltfriedensversuche" der Pax Romana und der Pax Christiana, was, da der Text aus dem Jahre 1975 stammt, keinerlei Anspielungen auf aktuelle Implementierungen einer Pax Americana impliziert, über die Rezeption Alexis de Tocquevilles in Deutschland, einen im französischen Original belassenen Beitrag über das parlamentarische Systems Westdeutschlands, „Vorträge über den deutschen Idealismus", drei Rundfunkvorträge aus den tiefen sechziger Jahren zur Arbeiterbewegung zur Zeit des Ersten Weltkrieges, einen bisher unveröffentlichten Beitrag über „Wahrheit und Geschichte bei Giambattista Vico" und schließlich die Nachbemerkung zu dem 1980 veröffentlichten Gespräch zwischen Ernest Mandel und Agnoli, das er als *„völlig mißglückt"* bezeichnet. Hinzuweisen bleibt schließlich noch auf den von **Joachim Bruhn, Manfred Dahlmann und Clemens Nachtmann** herausgegebenen Band **Kritik der Politik. Johannes Agnoli zum 75. Geburtstag** (Freiburg: ça-ira Verlag, 2000, 318 S.), der, wie bei solchen Anlässen üblich, eine Reihe von unterschiedlich interessanten Beiträgen enthält, von denen hier diejenigen von Hans-Georg Backhaus („Über den Begriff der Kritik im Marxschen *Kapital* und in der Kritischen Theorie"), Werner Bonefeld („Die Betroffenheit und die Vernunft der Kritik") und Antonio Negri („Paschukanis lesen", eine Übersetzung eines 1973 in Italien erschienenen Textes) Erwähnung finden sollen. In ihrem kurzen einleitenden Text verweisen die Herausgeber darauf, daß sich *„Gesellschaftskritik in revolutionärer Absicht"*, deren *„Kritikcharakter darin begründet (liegt), daß sie die wesentlichen Bestimmungen der Realität begrifflich nachmodelliert"*, angesichts der von ihnen gemachten Erfahrung, daß hierzulande *„seit nunmehr zehn Jahre das System des faschistisch-autoritären Staates zusehends (erodiert)"*, *„auf*

gesellschaftliche Verläufe (wird) einstellen müssen, von deren barbarischen Charakter sie sich bislang nicht einmal in ihren verstiegensten Alpträumen eine Vorstellung gemacht hat".

In der sich Ende der sechziger Jahre diversifizierenden Studentenbewegung gab es eine kleine Fraktion, die sich in Einzelaktionen, zumeist aber in kollektivierten Lektürekursen dem methodischen Zugriff auf das *„automatische Subjekt"* Kapital widmete: Marxismus, so die der aktivistischen Mehrheit der revolutionierten Bürgerkinder zugeraunte Weisheit, war Methode und diese galt es vor allem anderen zu rekonstruieren. Man studierte nicht nur die blauen, sondern z. B. auch die roten Bände der Reihe „Politische Ökonomie. Geschichte und Kritik" aus der „Europäischen Verlagsanstalt", die ansonsten mit Vorliebe an bildungshungrige Gewerkschafter gratis verteilt und von diesen ungelesen in der nächsten Ecke abgestellt wurden, und insbesondere, angestoßen von Roman Rosdolskys in dieser Reihe erschienenem Werk „Zur Entstehungsgeschichte des Marxschen ‚Kapital'", die bis dahin kaum rezipierten Marxschen „Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie". Nicht von ungefähr eröffnete **Helmut Reichelt** seine zuerst 1970 erschienene und in den folgenden Jahren mehrfach nachgedruckte Arbeit **Zur logischen Struktur des Kapitalbegriffs bei Karl Marx**, die jetzt, versehen mit einem „Vorwort zur Neuauflage", erneut vorliegt (Freiburg: ça ira-Verlag, 2001, 285 S.), mit den Worten: *„Als Roman Rosdolsky im Jahre 1948..."* , verweist aber gleich anschließend in tradiertem akademischem Gestus - keine Dissertation ohne Desiderat der Forschung - darauf, daß man trotz Rosdolskys Vorarbeiten *„der erhofften Klärung der methodischen Probleme... kaum einen Schritt näher gekommen zu sein (scheint)"*. Ob die Arbeit an der Rekonstruktion der Marxschen Methode zwischenzeitlich - nach immerhin dreißig weiteren Jahren intensiver Marx- und sonstiger Lektüre - als geglückt oder gar beendet betrachtet werden kann, darf wohl bezweifelt werden, weist doch Reichelt gleich am Anfang seines „Vorworts zur Neuauflage" darauf hin, daß er seinerzeit, als er den *„erste(n) Versuch einer Rekonstruktion der Marxschen dialektischen Methode im* Kapital" vorlegte, *„einen zentralen Hinweis übersehen"* hatte. Es handelt sich dabei um einen in einem 1859 geschriebenen Brief an Engels gegebenen Hinweis von Marx darauf, daß in seinen zukünftigen Ausarbeitungen einer Kritik der politischen Ökonomie *„die Methode vielmehr versteckt"* sein werde. *„Marx"*, so die aktuelle Schlußfolgerung Reichelts, *„hat es also seinen Lesern nicht leicht gemacht: einerseits präsentiert er ein Werk mit hohem wissenschaftlichen Anspruch; andererseits ‚versteckt' er die Methode, durch die sich gerade Wissenschaftlichkeit definiert."* Das ist natürlich gemein von Marx, führt aber immerhin dazu, daß der weiteren Erforschung der Marxschen Methode mittlerweile eine fast schon transzendente Qualität zugesprochen werden kann, vorausgesetzt man sieht von jenen Lektüremängeln und -fehlern ab, deren Eingeständnis zugleich - quasi trivialdialektisch - die Notwendigkeit weiterer intensiver Lektüren begründet. Unabhängig von solchen Imponderabilien läßt sich Reichelts Arbeit jedoch immer noch als wichtiger Beitrag zu einer *„Nachzeichnung der dialektischen Darstellung der Kategorien und Erörterung der Implikationen dieser Darstellungsform"* lesen, verstanden als Vorarbeit für ein adäquates Verständnis *„der von Marx getroffenen Unterscheidung zwischen der Darstellung des ‚allgemeinen Begriffs des Kapitals' und der - von Marx explizit ausgeklammerten - Darstellung der wirklichen Konkurrenz, des existierenden Kapitalismus"*, die letztlich wohl erst dann geleistet werden kann, wenn die methodischen Desiderata endgültig gelöst sind, was aber, da die Marxschen ökonomischen Manuskripte

immer noch nicht vollständig publiziert worden sind, noch einige Zeit dauern kann. Anknüpfend u.a. an die Vorarbeiten von Reichelt und Hans-Georg Backhaus, dessen gesammelte Interpretationen bereits vor einigen Jahren in dem Band „Dialektik der Wertform. Untersuchungen zur Marxschen Ökonomiekritik" veröffentlicht wurden, thematisiert **Nadja Rakowitz** in ihrer Arbeit **Einfache Warenproduktion. Ideal und Ideologie** (Freiburg: ça ira-Verlag, 2000, 381 S.) den ideologischen Charakter der in der bürgerlichen politischen Ökonomie formulierten *„Arbeitswerttheorie"*, die ein *„in Form der einfachen Zirkulation und der dieser gemäßen Produktion: der einfachen Warenproduktion"* erscheinendes Ideal von *„Gleichheit und Allgemeinheit"* transportiert, *„das über die bürgerlichen Gesellschaft hinauszuweisen scheint"*. Die daraus resultierenden und sowohl von politischen Ökonomen als auch manchen Sozialisten - dies wird verdeutlicht an den Beispielen Proudhon und Silvio Gesell sowie am Konzept der ‚Zivilgesellschaft' - formulierten und tradierten bürgerlichen Illusionen von politischer Gleichheit und gerechtem Lohn, juristisch fixiert im Privatrecht, konterkariert Rakowitz mit einem ausführlichen Rekurs auf die Marxsche Wertformanalyse, auf deren Basis *„die Kritik der einfachen Zirkulation und damit die Kritik der einfachen Warenproduktion und ihr notwendiges Übergehen in die Kritik des Kapitalverhältnisses"* zu leisten und somit *„zumindest die negativen Bedingungen der Aufhebung der bürgerlichen Gesellschaft"* aufzuzeigen sind. Diejenigen, die sich in weitere philologische und interpretatorische Feinheiten der Marxschen Werttheorie vertiefen wollen, seien auf die Arbeit **Der dialektische Widerspruch im Kapital. Ein Beitrag zur Marxschen Werttheorie** von **Dieter Wolf** verwiesen (Hamburg: VSA-Verlag, 2002, 474 S.), einer durchgesehenen Neuauflage des zuerst 1985 unter dem Titel „Ware und Geld" erschienenen Buches, die zusammen mit Michael Heinrichs Werk „Die Wissenschaft vom Wert. Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition" (zuerst 1991, überarbeitet und erweitert 2001) zur Grundausstattung eines jeden gehört, der sich auf die Suche nach der Marxschen Methode machen will. Bei Wolfs Arbeit handelt es sich um eine *„Interpretation der ersten drei Kapitel des ‚Kapital'"*, in deren Zentrum die *„Behandlung des dialektischen Widerspruchs von Gebrauchswert und Wert"* steht, dessen *„Lösungsbewegung... folgenden für das Begreifen der historischen Vergänglichkeit der bürgerlichen Gesellschaft wichtigen Doppelcharakter (besitzt): Zum einen bleibt der Widerspruch in den Lösungsbewegungen als ebenso viele Formen, worin er sich bewegt, erhalten; zum anderen ist dies... die Bedingung dafür, dass der Widerspruch in den Krisen eklatiert, die sich gegen die Lösungsbewegung des Widerspruchs selbst bis hin zu ihrer praktischen Abschaffung richten"*. Ohne nun allzu lange bei den werttheoretischen Problemen der *„praktischen Abschaffung"* zu verweilen, sei zum Abschluß darauf verwiesen, daß Hans-Georg Backhaus in der Zwischenzeit an etwas versteckter Stelle, in dem von **Stefan Dornuf und Reinhard Pitsch** herausgegebenen Werk **Wolfgang Harich zum Gedächtnis. Eine Gedenkschrift in zwei Bänden** (München: Müller & Nerding Verlag, 2000, 487 S., 551 S.), einen zweihundertseitigen Beitrag „Über den Doppelsinn der Begriffe ‚Politische Ökonomie' und ‚Kritik' bei Marx und in der Frankfurter Schule" (ebd., Bd. 2, S. 12- 213) veröffentlicht hat, in dem er, ausgehend einerseits von der *„irritierende(n) Tatsache, daß Marx seinen grundlegenden, doch vielschichtigen Kritik-Begriff nirgendwo systematisch und zusammenfassend erörtert hat"*, andererseits von der Vermutung, *„daß also die Neutralisierung oder gar Eliminierung des Marxschen Kritik-Programms ein konstitutives Merkmal des traditionellen Marxismus ausmacht"*, der Frage nachgeht, *„ob jener Titel-Begriff ‚Politische*

Ökonomie' primär ein Lehrsystem oder aber die Ökonomie selbst als ein reales System bezeichnet" oder ob er *„sowohl das eine wie das andere (bedeutet)"*, *„also bewußt doppelsinnig gebraucht (wird)"*. Einigermaßen verwunderlich ist es, daß sich der Text des Adorno-Schülers Backhaus in einer „Gedenkschrift" findet, in deren einleitendem Beitrag des Mitherausgebers Reinhard Pitsch im Anschluß an eine Absage an *„nationalen Nihilismus"*, eine Apologie des *„strikten Anti-Amerikanismus"* und einen schülerhaften Lobgesang auf die „Lukács-Schule", zu der die Herausgeber neben dem *„Meister"* noch Leo Kofler, der seinerzeit *„aus eher äußerlichen Gründen"* die DDR hatte fluchtartig verlassen müssen, Wolfgang Harich und natürlich sich selbst - der eine *„orthodox"*, der andere *„heterodox"* - zählen, *„der den deutschen Faschisten sich vergeblich angeboten habende ‚Halbjude' Theodor Wiesengrund"* als *„Propagandaoffizier der Reaktion"* denunziert, die *„'Rücknahme' des Großen Oktober"* als *„Zeitpunkt der größten Schande des Stalinismus"* bedauert und Harich als klügerer *„Epigone"* inthronisiert wird: *„Lukács konnte den Weg des Irrationalismus von Nietzsche zu Hitler zeigen; Kofler konnte gegen die Frankfurter brillante Polemiken verfassen; den* Kern, *den* Knoten, *den zentralen Punkt der Geschichte dieses Jahrhunderts, zugleich des Marxismus dieses Jahrhunderts - und auch des kommenden, die aktuelle* Menschheitsfrage *schlechthin, konnte erst Harich begreifen."* Es soll an dieser Stelle nicht darüber spekuliert werden, was die beiden Herausgeber - insbesondere im Hinblick auf pseudointellektuellen Devotionalienhandel - alles nicht begriffen haben, sondern nur darauf verwiesen werden, daß die beiden Bände neben diversen mehr oder minder apologetischen biographischen Beiträgen zu Harich auch eine Reihe von lesenswerten Texten enthalten, u.a. die von Iring Fetscher eingeleitete „Hegel-Korrespondenz" zwischen ihm und Alexandre Kojève.

Ende der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts wurde hierzulande in interessierten Kreisen, nachdem man zuvor etwa zehn Jahre lang an einer entsprechenden Dogmatisierung gearbeitet hatte, die Krise des Marxismus ausgerufen, auch dies, wie vieles andere diesbezügliche, zu allem Überfluß und gleichwohl bezeichnenderweise weitgehend ein Import aus benachbarten Ländern, insbesondere Italien und Frankreich. Die sich als marxistisch verstehenden Diskussionen sowie die Diskussionen über Marxismus konnten somit gewissermaßen auf einer Metaebene mit neuem Elan fortgeführt werden, wobei der alsbald eingeführte „plurale Marxismus" die einen verwirrte und andere entzückte. Den ursprünglichen Namensgeber, wenn auch nicht unbedingt Verursacher des ganzen Unternehmens und somit zumindest zum Teil auch dieser manchmal merkwürdig aufgeregt und zugleich vielfach reichlich steril wirkenden Diskussionen und Auseinandersetzungen hätte dies alles womöglich überhaupt nicht berührt, hatte er doch rechtzeitig mit der Bemerkung, er selbst sei überhaupt kein Marxist - *„Tout ce que sais, c'est que moi, je ne suis pas marxiste"* - kund getan, daß er an solcherlei Diskussionen keinerlei Anteil nehmen wollte, sie in inhaltlicher Hinsicht sogar eher für abträglich hielt, da sie von seinem eigentlichen Anliegen, der radikalen Kritik der bestehenden Verhältnisse, zwecks identitätsstiftenden Unternehmungen ablenkten; allerdings hatte Marx zu der fraglichen Zeit auch längst weder Aussichten noch Ambitionen mehr auf eine gut dotierte akademische Stelle, die sich zumindest heutzutage als Basislager für Krisenbewältigungen anbietet. Ob die vielfältigen Krisen des Marxismus im Hinblick auf die Errichtung solcher Basislager tatsächlich hilfreich gewesen sind, sei einmal dahingestellt, jedenfalls sind sie der akademischen Beschäftigung mit dem Thema durchaus nicht abträglich gewesen. So greift auch **Kai Schmidt-Soltau** in

seiner Dissertation **Der Marxismus des 20. Jahrhunderts - Bilanz und Perspektive - Prolegomenon einer praktischen Philosophie** (Münster: LIT Verlag, 1997, 286) auf die Krise des Marxismus zurück, begnügt sich aber nicht mit einer einfachen Bilanzierung, sondern will zugleich zumindest in Ansätzen zu einer *„Neu-Konstruktion einer praktischen Philosophie in der Tradition von Karl Marx"* beitragen. Unter Marxismus versteht er dabei, so heißt es gleich zu Anfang, *„die Totalität der Marxinterpretationen und Auslegungsversuche, die sich erstens selbst als Marxisten verstehen und die sich zweitens in einer wie auch immer gearteten Sympathie auf den selbsternannten realen Sozialismus beziehen"*. Eine solche enge Definition hat, besonders im Hinblick auf das zweite Kriterium, zur Folge, daß ganze Segmente des Marxismus keinerlei Berücksichtigung finden, z.B. jene Marxisten, die Lenin bereits frühzeitig in denunzierender und stigmatisierender Absicht als Linksradikale aus seinem „Lager" ausgegrenzt und ausgeschlossen hatte und die später in den Lagern seines Nachfolgers Stalin, wenn eine entsprechende Zugriffsmöglichkeit bestand, eingeschlossen und umgebracht wurden. Auch einige der von Schmidt-Soltau im dritten Kapitel seiner Arbeit - „Krise, Niedergang oder Neubeginn?" - vorgestellten Autoren, so z.B. Karl Korsch, Max Horkheimer oder Leo Kofler erfüllen dieses Kriterium wohl nur sehr bedingt. Schmidt-Soltau interpretiert das Marxsche Denken als eine Philosophie der Praxis, deren von Marxisten im zitierten Sinne veranstaltete praktische Umsetzung im Projekt des sogenannten „realen Sozialismus" gescheitert ist, wobei insbesondere der *„Umwandlung des ‚wissenschaftlichen Sozialismus' in eine neue Form der Theologie durch Vertreter der kommunistischen Weltbewegung"* eine entscheidende Rolle zugesprochen wird. Diesem Scheitern begegnet er mit einer kritischen Lektüre von Marx und Marxismus unter den Stichworten Subjekt, Bewußtsein und Praxis im zweiten Kapitel und einiger „Ketzer des Marxismus" - neben den bereits genannten sind dies die in dieser Hinsicht zu den üblichen Verdächtigen gehörenden Antonio Gramsci, Georg Lukács, Ernst Bloch, Bertolt Brecht, Alfred Sohn-Rethel, Jean-Paul Sartre und Louis Althusser - im dritten Kapitel seiner Arbeit. Resümierend weist er darauf hin, *„daß an keinen der dargestellten Denker direkt angeknüpft werden kann, sondern es auf ‚unterirdische Tendenzen' in ihren Analysen ankommt"*, wobei jedoch insbesondere *„der universelle Ansatz Sartre dazu (prädestiniert), sein Werk ‚Kritik der dialektischen Vernunft' als lebendigen Kontrast zusammen mit den ‚Pariser Manuskripten' von Marx als Stichwortzettel in eine Neufassung praktischer Philosophie in der Tradition von Karl Marx zu integrieren"*.

Unter dem Titel **Freiheit und Sozialismus** (Münster/Hamburg/London: Lit Verlag, 2000, 418 S.) liegt ein von **Robert Lederer** zusammengestelltes Kompendium zu einem Thema vor, das linke Sozialdemokraten seit jeher umtreibt und das in dieser linkssozialdemokratischen Variante wohl erst dann im Orkus der Geschichte verschwinden wird, wenn sich die Mutterpartei endgültig in der von ihren Apologeten seit geraumer Zeit so gerne beschworenen „Neuen Mitte" aufgelöst haben wird - wenn auch nicht unbedingt im Milieu jener rechtzeitig vor 1933 gegründeten „Partei des radikalen Mittelstandes", sondern eher in demjenigen der mit vergangener Radikalität gerne einmal liebäugelnden und auf deutsche Art gleichermaßen zwanghaft hedonistischen wie egoman-asozialen akademisch gebildeten Mittelschicht, die insbesondere in Gestalt von Lehrern und -innen aller Art die Oberhoheit über ehemals vornehmlich proletarische Gefilde übernommen hat. Wie auch immer das Sozialismusverständnis akademischer Mittelschichten im einzelnen aussehen mag, sicher ist jedenfalls, daß Freiheit aus Gründen der eigenen sozialen Identität dabei einen höheren Stellenwert einnimmt als

soziale Gleichheit. Auf diesem Hintergrund mag man darüber spekulieren, warum sich der Autor mit dem von ihm gewählten Gegensatzpaar „Freiheit und Sozialismus" auf eine von konservativen und reaktionären Milieus seit jeher gelegte falsche Spur locken läßt, statt das sowohl in der politischen Praxis als auch in der politischen Theorie tatsächlich virulente Gegensatzpaar „Freiheit und Gleichheit" aufzugreifen; schließlich beinhaltet Sozialismus, im Gegensatz zu entsprechenden konservativen Behauptungen, immer schon Freiheit, und wenn dies im sogenannten Realsozialismus nicht so war bzw. nicht so ist, dann hatte und hat das keine konzeptionellen, sondern konkret sozialhistorisch zu entziffernde Ursachen. Schon bevor der erste Satz geschrieben ist, hat sich der Autor somit der konservativen Definitionsgewalt unterworfen und versucht nun verzweifelt, anhand eines inhaltlich und strukturell völlig ungebändigten Sammelsuriums von Zitaten, die offensichtlich anhand vorgegebener Stichworte gesammelt und mit durchweg kurzen annotierenden Sätzen, die oftmals aus undurchsichtigen Gründen eigene Absätze bilden, zu einem sprachlich und argumentativ ungenügenden Text zusammengestückelt wurden, wieder eine Oberhoheit zu gewinnen. Ausgangspunkt ist dabei die sicherlich richtige, aber gleichwohl triviale Beobachtung, daß *„in den letzten Jahren in der breiten Öffentlichkeit Kommunismus mit Sozialismus und Sozialismus mit den Verbrechen gleichgesetzt (wurde), die in den realsozialistischen Ländern begangen wurden"*. Da der Autor den *„freiheitliche(n) Sozialismus der Arbeiterbewegung"* als *„Synthese der seit der Aufklärung bestehenden Freiheitsbewegungen und Freiheitsideen"* interpretiert, fragt er sich, ob es sich bei den realsozialistischen Systemen um *„eine Aberration vom Humanismus der sozialistischen Tradition"* gehandelt habe. Ein solcher wenig materialistischer Ansatz, der Geschichte offensichtlich als Realisierung von Ideen betrachtet, hat zwar wenig mit Marx, dafür umso mehr mit Kant zu tun, kann sich aber notfalls, da zudem *„eine solch freiheitsverbürgende Einhegung des Marktes"* wie im ehemals *„sozialstaatlich gebändigte(n) Kapitalismus"* fragwürdig geworden ist, ähnlich wie Tony Blair oder Gerhard Schröder auf die „Vereinten Nationen" berufen: *„Ein operationalisiertes Gegenwartskonzept menschlicher Freiheit hat das Entwicklungsprogramm der Vereinten Nationen entwickelt. Das Konzept der menschlichen Entwicklung entspricht mit seinem Ansatz, die volle Entfaltung aller menschlichen Fähigkeiten anzustreben, dem Begriff der sozialen Freiheit."* Den historischen und aktuellen Schwierigkeiten und Möglichkeiten einer solchen, Subjekt und Objekt des öfteren verwechselnden *„Entfaltung"* spürt der Autor in drei Kapiteln - „Die Idee des Sozialismus", „Überlegungen zum Begriff Freiheit" und „Gesellschaftliche Bedingungen der Freiheit" - nach, wobei er durchaus hohe Erwartungen zu wecken versteht: *„Der hier vertretene theoretische Begriff ‚Kapitalismus' beansprucht, einen größeren Bereich der Wirklichkeit erklären zu können als konkurrierende theoretische Ansätze, nämlich, die Strukturen der kapitalistischen Demokratien, das Verhältnis von Ökonomie und Politik, die Zusammenhänge von Freiheit und Sozialstaat, von ethischen Postulaten und ökonomischen Sachzwängen, von ‚Nationalreichtum' und sozialer Ungleichheit adäquat beschreiben zu können."* Da der Autor es versäumt, seinen *„theoretischen Begriff' Kapitalismus'"* näher zu erläutern, was möglicherweise daran liegt, daß er tatsächlich überhaupt keinen reflektierten theoretischen Begriff davon hat, sondern durch Fakten aus dem kapitalistischen Alltag diesen glaubt substituieren zu können, kann es nicht verwundern, daß er sich in der Folge tatsächlich darauf beschränkt, in einer analytisch uninspirierten, sprachlich teilweise verworrenen und geradezu raffgierigen Manier Namen und Zitate auf eine Weise aneinander zu reihen, die möglicherweise akademische Bedeutung signalisieren soll, aber eher von

mißlungenem akademischem Bluff kündet. Man mag dem Autor zugute halten, daß es sich bei dieser verwirrend annotierten Zitatensammlung, die allererst eines gründlichen Lektorats bedurft hätte, um eine gut gemeinte Fleißarbeit handelt, die seinem Anliegen, was immer dieses genau sein mag, allerdings wenig gerecht wird. Auch wenn man dem Autor selbst, der an einer Stelle etwas unvermittelt - sicherlich nicht auf seine eigene Arbeit bezogen - *„altväterlich ausrufen (möchte)"*, daß *„kein Wort davon wahr (ist)"*, in dieser Radikalität nicht unbedingt folgen mag, so muß man wohl doch dem ehemaligen Jungsozialisten-Führer Johano Strasser zustimmen, der in einer sicherlich wohl dotierten, damit individuelle Freiheiten fördernden und entsprechend kurzen Besprechung feststellte, daß es sich schlichtweg um ein *„unlesbares Buch"* handelt.

Alle Welt schwadroniert über Arbeitslosigkeit, kaum jemand über Arbeitslose, und wenn, dann besonders in sogenannten alltäglichen Begegnungen in einem vor verlogener Betroffenheit triefenden Ton eines vorgeblichen Mitleidens, das eine Mischung aus Angst und Abscheu nur schwer verbergen kann; demgegenüber wirkt die professionelle Verlogenheit von Berufspolitikern sowie Gewerkschafts- und Wirtschaftsbossen, in deren politischem und wirtschaftlichem Kalkül Arbeitslose längst schon nur noch als den jeweils eigenen Interessen entsprechend zu funktionalisierende Masse vorkommen, fast schon sympathisch. In Bezug auf diese Milieus mag man sich allenfalls noch darüber streiten, ob die jeweils agierenden Charaktermasken den von ihnen verzapften Unsinn tatsächlich glauben, was an ihren geistigen Fähigkeit zur Aufnahme und Reflektion sozialer Realitäten zweifeln läßt, oder ob ihnen der bloße Zynismus die salbungsvollen Worte einflößt. In deutschen Landen gehört die Arbeit jedenfalls als sinnstiftende Essenz trotz aller von regelmäßigen Urlaubsflügen in sonnige Gefilde und sonstigen alltagskulturellen Umbrüchen angeregten Aufweichungen immer noch zu den Bastionen individueller und kollektiver Identität. So ist es nicht verwunderlich, daß, als vor einigen Jahren in Berlin ein „Manifest der Glücklichen Arbeitslosen" auftauchte und in den folgenden Jahren von einigen Ausgaben der Zeitschrift „müßiggangster. Kontemplationsblatt der Glücklichen Arbeitslosen" ergänzt und fortgeschrieben wurde, dies in den Kreisen, die sich quasi professionell mit Arbeitslosigkeit beschäftigen, gar nicht, dafür aber um so mehr in den Feuilletons bürgerlichen Zeitungen zur Kenntnis genommen wurde. Dort, wo spekulative Betrachtungen sozialer Realitäten zum guten Ton gehören und Arbeitslosigkeit gewissermaßen als Freizeitvergnügen gehandelt wird, nahm man das Phänomen „Glücklicher Arbeitsloser" reflexiv vergnügt zur Kenntnis. Einer der Mitbegründer der „Glücklichen Arbeitslosen" und Mitherausgeber des „müßiggangster", **Guillaume Paoli**, rund hundert Jahre nach Paul Lafargue wieder einmal ein weniger auf Arbeit, sondern mehr auf Genuß und Faulheit setzender Import aus Frankreich, der unter dem Titel **Mehr Zuckerbrot, weniger Peitsche. Aufrufe, Manifeste und Faulheitspapiere der Glücklichen Arbeitslosen** (Berlin: Edition TIAMAT, 2002, 207 S.) die gesammelten Werke derselbigen herausgegeben hat, durfte zwischenzeitlich seine undisziplinierten Ideen auch schon mal im Feuilleton der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung" oder in „Theater heute" - nomen est omen - ausbreiten, während intellektuell-feuilletonistische Feingeister die Arbeitslosigkeit im „Philosophischen Quartett" mediengerecht zerplauderten. Auch wenn einem diese auf ihre dümmliche Art schon klassischen Aneignungsstrategien nicht ganz geheuer sein mögen, sollte man sich das Vergnügen an den Polemiken gegen Arbeitsapologien und -apologeten jeglicher Couleur nicht nehmen lassen, immer im Angedenken zweier von Albert Cossery bereits 1964 in „Gewalt und Gelächter" vorgebrachter und immer noch

aktueller Ideen: *„Das eine ist, daß die Welt, in der wir leben, von dem schlimmsten Lumpenpack regiert wird, das je unseren Planeten besudelt hat... Das zweite ist, daß man dieses Gesindel vor allem nicht ernst nehmen darf; denn gerade das wollen sie."* Dort, wo es diesbezüglich seriöser zugeht, z.B. in dem von **Ulrich Beck** - der nur insofern unseriös ist, als er das „Manifest der Glücklichen Arbeitslosen" ohne Nachfrage und ohne deren Wissen in sein wissenschaftliches Kompendium mit aufgenommen hat - herausgegebenen Band **Die Zukunft von Arbeit und Demokratie** (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2000, 451 S.) kann man mit einer solchen Einstellung allerdings nicht punkten. Als Soziologe kann Beck - anders als z.B. Berufspolitiker und Gewerkschaftler - gewisse Fakten nicht einfach verleugnen, andererseits ist er natürlich - verantwortungsethisch - ums gesellschaftliche Ganze besorgt; *„einerseits"*, stellt er dementsprechend fest, *„schrumpft das Volumen der Erwerbsarbeit, andererseits nimmt sie eine Art Daseins-Monopol in unserem kulturell verordneten Selbstwertgefühl ein"*. Nun ist es ohne Zweifel richtig, daß es dieses auf Arbeit basierende *„kulturell verordnete Selbstwertgefühl"* gibt - verwiesen sei auf die berüchtigte protestantische Arbeitsethik; genauso richtig aber ist, daß dieses *„Selbstwertgefühl"* ein historisch in einem bestimmten Kontext entstandenes ist und somit in einem anderen historischen Kontext auch wieder destruiert wird oder werden kann. Ohne diese doch relativ simple historische Perspektive einzunehmen und das heute offensichtlich überholte Verständnis von Arbeit als individuelle und soziale Identität erst konstituierend in Frage zu stellen, hält Beck an der Arbeit als Grundsubstanz des *„Selbstwertgefühls"* fest und führt diesbezüglich als Alternative zur Erwerbsarbeit sein mittlerweile berüchtigtes Konzept der *„Bürgerarbeit"* ein. Statt Arbeit in neuen ideologischen Gewändern zu verkaufen, wäre es vielleicht angebracht, über jene Haltung als Zukunftsperspektive nachzudenken, die der Althistoriker Christian Meier in seinem Beitrag „Das Problem der Arbeit in seinen Zusammenhängen" als diejenige der großen griechischen Philosophen vorstellt: Handwerk und insbesondere Lohnarbeit haben eine schlechte körperliche Verfassung sowie einen Mangel an Muße zur Folge und führen das Denken *„in eine niedrige Richtung"*. Wenn der technologische Fortschritt also überhaupt einen Sinn ergeben sollte, dann kann er perspektivisch nur darin liegen, der Arbeit gegenüber eine gewissermaßen aristokratische Haltung einzunehmen und dies gesellschaftlich so zu organisieren, daß diese aristokratische Haltung in demokratischer Perspektive mehrheitsfähig wird. Einer solchen Haltung gegenüber tun sich die meisten der von Beck versammelten akademisch seriösen Beiträge (u.a. von Heinz Bude, Helmut Klages, Rolf G. Heinze/Christoph Strünck, Wolfgang Bonß) naturgemäß schwer; die Beiträge geben auf unterschiedliche Weise zu erkennen, daß das Problem der verschwindenden Arbeit schwer auf den Gesellschaftswissenschaftlern lastet und daß sie sich bemüßigt fühlen, eine zwecks ideologischer Stabilisierung demokratischer Herrschaftsstrukturen postmoderne Variante der realökonomisch im Auflösungsprozeß begriffenen protestantischen Arbeitsethik zu konstruieren. Erheblich realistischer und explizit gegen die *„Verschleierung unserer wirklichen gemeinsamen Lage"* durch *„'ideologisch korrekte' Soziologie und Ökonomie"* gerichtet, mutet die Einschätzung von **André Gorz** an, der sein zuerst 1997 in Frankreich erschienenes Buch **Arbeit zwischen Misere und Utopie** (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 2000, 208 S.) mit einer einfachen Feststellung beginnt: *„Aber nicht diese Abschaffung der 'Arbeit' dürfen wir diesem neuen System vorwerfen, sondern daß es eben diese 'Arbeit', deren Normen, Würde und allgemeine Zugänglichkeit es abschafft, weiterhin als Pflicht eines jeden, als verbindliche Norm und unersetzliche Grundlage unserer Rechte und unserer*

Würde postuliert. Deshalb müssen wir den Mut aufbringen, den Exodus aus der ‚Arbeitsgesellschaft' zu wagen. Sie besteht nicht mehr und kehrt auch nicht wieder zurück." Gorz rekapituliert den modernen Prozeß der Globalisierung als eine explizit politisch gewollte und in Gang gesetzte, von entsprechenden ideologischen Programmen begleitete Antwort auf den von den sozialen Bewegungen der sechziger und frühen siebziger Jahre gestarteten Angriff auf die damalige Arbeitsgesellschaft. Dieser Angriff auf die Arbeit wurde von Seiten des Kapitals auf der Basis (informations)technologischer Entwicklungen umgebogen in eine mit der Deregulierung des keynesianistischen Sozialstaats und zunehmender Arbeitslosigkeit einhergehenden Transformation von Arbeitsorganisation und teilweisen Abschaffung von Arbeit in den Industrieländern einerseits (in diesem Kontext kritisiert Gorz - avant la lettre - das von Michael Hardt und Antonio Negri in „Empire" vertretene Konzept eines im Kontext dieser Entwicklung sich herauskristallisierenden neuen kollektiven und autonomen Subjekts als *„das klassische Alibi derjenigen, die sich vermarkten und prostituieren"*) und Verlagerung von bestimmten Arbeitsprozessen in Länder der sogenannten Dritten Welt andererseits. In der Folge dieser Entwicklungen geht es perspektivisch darum, gegen Arbeits- und Verzichtsethik und gegen die Kopplung von Rechten an Arbeit, ein *„Recht auf Zeit"*, auf eine *„von Arbeit befreite Zeit"* durchzusetzen: *„Das aber setzt einen politischen Bruch auf der Höhe jenes ideologischen Bruchs voraus, der von den kulturellen Veränderungen undeutlich gespiegelt wird."* Wie Gorz geht auch **Marco Revelli** in seiner in Italien ebenfalls im Jahre 1997 zuerst erschienenen Arbeit **Die gesellschaftliche Linke. Jenseits der Zivilisation der Arbeit** (Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot, 1999, 221 S.) davon aus, daß der Übergang vom fordistischen zum postfordistischen Produktionssystem zu *„einer historischen Niederlage der ‚Arbeit' und ihrer organisatorischen Strukturen"* und damit zu einem *„Zusammenbruch, der um einiges gravierender ist als das Desaster des ‚Realsozialismus'"*, geführt hat. Die klassische politische Linke, sei sie sozialdemokratisch, sozialistisch oder parteikommunistisch, deren Absichten immer auf die Implementierung sozial- und wohlfahrtsstaatlicher Systeme abzielte, hat die Krise und den Wandel der industriellen Arbeitsgesellschaft weder intellektuell noch politisch verarbeitet; sie hat, so Revelli völlig zurecht, in dieser Hinsicht nicht nur schlicht und einfach *„versagt"*, sie hat sogar die ökonomischen, politischen und insbesondere auch ideologischen Strategien der Rechten übernommen und somit *„schließlich einen Krieg, dessen beliebige und destruktive Dimension sie verleugnete, akzeptiert und angeführt"*. Es ist dabei wenig trostreich, daß solche Führer wir Tony Blair und Gerhard Schröder mit ihren von intellektuellen Zuträgern wie Anthony Giddens oder Oskar Negt entwickelten und propagierten Konzepten eines „Dritten Weges" oder einer „Neuen Mitte" zu historischen Totengräbern der europäischen Sozialdemokratie werden; Faktum ist, daß der *„Krieg"* der Sozialisten und Sozialdemokraten gegen ihre eigene Klientel zur Konsequenz haben muß, daß eine *„kommende Linke (wenn es denn eine geben wird)"* den radikalen Bruch mit der alten staatsorientierten Linken zu vollziehen haben wird. Im Anschluß an seine Analysen des Übergangs vom Fordismus zum Postfordismus und des Scheiterns bzw. der *„Metamorphose des sozialdemokratischen Modells"* entwickelt Revelli unter dem Stichwort *„Politiken des Gesellschaftlichen"* ein, wie bei solchen Ausblicken auf zukünftige Perspektiven üblich, diffuses Paradigma einer gegen die tradierte Staatsorientierung gerichteten *„solidarischen Ökonomie"*, die sich dadurch auszeichnen soll, daß die Linke *„in der Lage sein (wird), direkt in Prozesse der Entstehung und Strukturierung der gesellschaftlichen Gruppen einzugreifen, in die konstitutiven Prinzipien des*

‚sozialen Geflechts' selbst, in die Prozesse, durch die sich das ‚soziale Wesen' konstituiert hat und aus denen es besteht". Im Anhang dokumentiert Revelli unter dem Stichwort „Was tun?" den im Sommer 1995 veröffentlichten Appell von 35 französischen Intellektuellen, darunter Daniel Mothé, André Gorz und Antonio Negri (damals noch im französichen Exil), in dem u.a. eine *„Verkürzung der Arbeitszeit und Umverteilung der Arbeit"* sowie *„ein (den Ressourcen entsprechendes) bedingungsloses und anrechenbares Mindesteinkommen"* gefordert werden. Es gibt in der Tat, so läßt sich abschließend festhalten, im Hinblick auf die aktuellen Probleme der „Arbeitsgesellschaft" ein längst erreichtes Diskussionsniveau, das ernsthaft nicht mehr unterschritten werden kann, von verantwortlichen und zugleich ahnungslosen Politikern mit Unterstützung konformer Ideologen gleichwohl permanent unterschritten wird.

Seit neuestem bedauert **Robert Kurz**, daß er in den bürgerlichen Medien nicht mehr den Widerhall findet, der ihm für einige Zeit im Anschluß an seine Aufnahme in Enzensbergers „Andere Bibliothek" gewährt worden war. Statt auf die Idee zu verfallen, daß er den üblichen Vermarktungsregularien gemäß für die schicke Medienintelligenz das gewesen ist, was Daniel Kübelböck für geistferne Jugendliche des Pisa-Zeitalters darstellt, glaubt er allen Ernstes, dies als Zeichen dafür lesen zu müssen, daß es mit der von ihm und seinem Anhang seit rund zwei Jahrzehnten prophezeiten Endzeitkrise nun endlich bestens stehe; da es jetzt noch ernster wird als es sowieso schon die ganze Zeit gewesen ist, will man, so der selbststimulierende Gedanke von Kurz, vom Propheten nichts mehr wissen. Dies ist jedoch allenfalls insofern etwas verwunderlich, als sein Buch **Weltordnungskrieg. Das Ende der Souveränität und die Wandlungen des Imperialismus im Zeitalter der Globalisierung** (Bad Honnef: Horlemann Verlag, 2003, 447 S.) durchaus das gegenwärtige pazifistische Gesinnungshoch der Deutschen aller Parteien mit spitzen Thesen zu bedienen gewillt ist, so z.B. wenn er schreibt, daß *„in der Zuspitzung zum Todestrieb des Wertsubjekts die deutsche Nazi-Identität und die US-Identität trotz historisch unterschiedlicher Erscheinungsformen in den entscheidenden Punkten der zugrunde liegenden gemeinsamen Basisform der Moderne (konvergieren)"*; allerdings mangelt es dem Buch, abgesehen von dem auf der vorletzten Seite entworfenen *„transnationalen, alle Grenzen hinter sich lassenden Welt-Kibbuz"*, in der Tat an aufbauendem Gedankengut, dessen der deutsche Alltagspazifist dann wohl doch bedarf. Wie seine anderen Bücher, so ist auch dieses im Grunde genommen ein ausuferndes politisches Pamphlet, das die immer wieder gleichen kritischen Annotationen zur traditionellen Linken, neuerdings speziell zu den Antideutschen, (die im übrigen nur davon zeugen, daß er selbst allzu lange Zeit mit dem Studium des Marxismus-Leninismus vertrödelt hat und deshalb mit dem empörten Pathos eines Zuspätgekommenen immer wieder aufs neue mitteilen muß, daß er mittlerweile etwas hinzugelernt hat und auch dort angekommen ist, wo andere sich angesichts seiner Eskapaden nur noch amüsieren können) mit meistens eher deskriptiven als wirklich analytischen Zustandsbeschreibungen des politischen, wirtschaftlichen und kriegerischen Geschehens in allen möglichen Ecken und Enden des Planeten vermischt; das kann man, wie das bei kritischem Journalismus üblich ist, mal zustimmend - so z.B. seine Anmerkungen zum palästinensischen Terror -, mal mit Verwunderung zur Kenntnis nehmen, so wenn er - anschließend offensichtlich an jene manchmal skurrilen Ratschläge gegenüber Israel, die ausgerechnet in gewissen Kreisen deutscher Linken zur Zeit en vogue sind - feststellt, daß *„die israelische Realexistenz mit den letzten Konsequenzen der kapitalistischen Realmetaphysik unvereinbar ist"* und konsequen-

terweise *„Israel freilich als das, was es in seiner modernen staatlichen Existenz ist, überhaupt nur existieren (kann), solange es selbst kein Bewußtsein über das weltgeschichtliche Wesen dieser Existenz hat"*, was irgendwie *„im kapitalistischen Dasein der jüdischen Menschen überhaupt angelegt"* sein soll, was wiederum offensichtlich ein vorwiegend deutsches Problem zu sein scheint. Als geheimer Organisator des in starken Worten geschilderten welthistorischen Durcheinanders entpuppt sich schließlich *„der subjektlose Vernichtungswille im leeren Zentrum des Kapitalverhältnisses"*, der *„Todestrieb des Kapitalismus"*; dieses *„Potential der Weltvernichtung (gründet)"* in der *„nötigen Entäußerungsbewegung und letztlichen Selbstbezüglichkeit der leeren metaphysischen Form ‚Wert' und ‚Subjekt'..., weil nur im Nichts und damit in der Vernichtung der Widerspruch zwischen metaphysischer Leere und ‚Darstellungszwang' des Werts in der sinnlichen Welt zu lösen ist"*. Ganz so komplex sieht es **Stefan Engel**, Vorsitzender der MLPD, aus deren Reihen mit Robert Kurz immerhin ein unterhaltsam-zänkischer Theoretiker, den der Verlust von Klasse und Partei zum seine Weisheiten aus den Wirtschaftsseiten der Tagespresse zusammenklaubenden Apokalyptiker ohne Sinn und Verstand hat werden lassen, und mit Berthold Huber ein reformierter Spitzenfunktionär notorisch revolutionsunwilliger Metallarbeiter und -innen entlassen worden sind, in seinem Werk **Götterdämmerung über der „neuen Weltordnung". Die Neuorganisation der internationalen Produktion** (Essen: Verlag Neuer weg, 2003, 592 S.) nicht. Schon die Überschriften der drei Teile deuten an, daß hier marxistisch-leninistische Hausmannskost geboten wird: In Teil 1 („Wesentliche Veränderungen in der politischen Ökonomie des Imperialismus") geht es um internationale Großbanken, die Börse, die „Herrschaft des Finanzkapitals", ein im wesentlichen mit Zitaten von Lenin, Willi Dickhut und Engels selbst herbeigezaubertes „internationale(s) Industrieproletariat" und die VR China als „sozialimperialistische Macht", in Teil 2 („Die Neuorganisation der internationalen Produktion leitet eine neue Stufe in der Entwicklung des Imperialismus ein") um internationale Monopole, Privatisierungen, Krise der Staatfinanzen, Neoliberalismus und internationale Organisationsformen des Finanzkapitals und in Teil 3 schließlich („Die Neuorganisation der internationalen Produktion verschärft die Krise des imperialistischen Weltsystems") um diverse Krisensyndrome von der staatlichen Regulierung über Umwelt, Familie und Terrorismus bis zur „Krise der bürgerlichen und kleinbürgerlichen Globalisierungstheorien". Engels' Werk darf wohl unter klassischer Weltanschauungsliteratur abgehakt werden; das fixierte Weltbild wird mit Wirtschaftsdaten und statistischen Materialien aus bürgerlichen Quellen unterfüttert und mit Klassikerzitaten - Marx, Engels, Lenin, Stalin, Dickhut (ab und an auch Engel) - abgesichert. Wenn Robert Kurz an einer Stelle von *„ordinärsten M-L-Überresten"* schreibt, dann dürfte er solcherlei Erbauungsliteratur für realitätsresistente Sekten vor Augen gehabt haben. Auch das von **Ekkehard Sauermann** in neun Monaten mit der Absicht, *„auf die verhängnisvolle Entwicklung einzuwirken"*, geschriebene Werk **Neue Welt Kriegs Ordnung. Die Polarisierung nach dem 11. September 2001** (Bremen: Atlantik Verlag, 2002, 579 S.) gehört wohl eher in die Sparte jener Weltanschauungsliteratur, die sich die zugänglichen Daten in ein vorliegendes Deutungsraster einzupassen pflegt und ansonsten gezielt „kritische" Fragen zu stellen pflegt. So stellt Sauermann z.B. fest, daß es sich bei dem Anschlag vom 11. September 2001 um ein Verbrechen handelt und daß die Täter *„Kapitalverbrecher, internationale Kapitalverbrecher"* sind. Wer aber die Täter sind, muß mit Hilfe der Verschwörungstheoretiker Gerhard Wisnewsky - auf dessen Mitarbeit mittlerweile beim WDR verzichtet wird, möglicherweise wegen einer Verschwörung des internati-

onalen Medienkapitals - und Andreas von Bülow sowie einem Hinweis auf die *„verschwiegene Rolle von Mossad und CIA bei den Anschlägen"* jedoch noch geklärt werden. Fest steht aber, davon ist Sauermann *„bei (s)einer Arbeit an diesem Buch... ausgegangen"*, daß die *„US-Führung durch ihren auf Durchsetzung einer Welt-Kriegs-Ordnung gerichteten totalen Machtanspruch die Welt geteilt hat. Auf der einen Seite steht sie selbst mit ihrem unmittelbaren Anhang von - derzeitigen, möglicherweise auch nur kurzzeitigen - Verbündeten und Vasallen als Subjekt eines weltumspannenden Krieges und der hiermit verfolgten Ziele. Auf der anderen Seite befindet sich der ‚Rest der Welt', einschließlich der Bevölkerung der Vereinigten Staaten..."* Dementsprechend thematisiert Sauermann, dessen *„interdisziplinär angelegtes Spezialgebiet die Bewältigung extremer Herausforderungen und Umbrüche"* ist, im Anschluß an die einleitenden Annotationen zum 11. September im zweiten Kapitel den „Krieg des Guten gegen das Böse", im dritten Kapitel „das Reich des Bösen - Konstruktion eines Feindbildes", im vierten Kapitel die „USA als das Reich des Guten" und im abschließenden fünften Kapitel den „permanente(n) Krieg und die Perspektiven der Menschheit". Das Problem solcher nach dem Prinzip der doppelten Dualität aufgebauten Werke, zumal dann, wenn sie wie bei Sauermann zu einer Zitatencollage ausufern, besteht darin, daß sie trotz aller systematischen Vereinfachungen - so wird zum Beispiel der islamistische Terror durchaus als Problem gesehen, allerdings werden auf seine Ursachen und seine Geschichte, abgesehen von dem billigen Hinweis, daß er gesellschaftlich bedingt sei, keine auch nur ansatzweise weiterführenden Gedanken verschwendet - zum einen zwar viele richtige, akzeptable oder bedenkenswerte Hinweise auf politische und ökonomische Fakten, Probleme und Entwicklungen enthalten, zum anderen aber das dem „Feind", in diesem Fall dem „US-Regime", unterstellte dualistische Weltbild spiegelverkehrt reproduzieren. Somit erinnert Sauermanns Arbeit von ihrem Ansatz her und in ihrer Kosntruktion an jene Hochzeiten des Stalinismus, in denen der Westen mit einer Mischung aus Fakten und verschwörungstheoretischen Konnotationen zum Feind der Menschheit auserkoren worden war.

Die Tatsache, daß sich die westlichen Industriegesellschaften in einer tiefen strukturellen Krise befinden, die sich wirtschaftlich, politisch, kulturell und mental in unterschiedlichster Weise auswirkt, wird nicht einmal mehr von ihren rigidesten Apologeten bestritten. Die Ursachen der Krise sind ohne Zweifel den immanenten Strukturgesetzen einer kapitalistisch organisierten Ökonomie zu verdanken; vermittelt über die seit Jahrhunderten in verschiedenen Etappen voranschreitende Globalisierung der kapitalistischen Weltwirtschaft, die mittlerweile ganze Länder und ganze Regionen aus dem im kapitalistischen Sinne profitablen Wirtschaftskreislauf ausgeschlossen hat, sehen sich die westlichen Gesellschaften mittlerweile nicht mehr mit dem klassischen antikolonialistischen und antiimperialistischen „Befreiungskampf" der ersten Nachkriegsjahrzehnte konfrontiert, sondern mit einem wenn auch noch wenig koordinierten direkten Angriff mit terroristischen Mitteln, auf den sie wiederum mit militärischen oder polizeilichen Gegenanstrengungen reagieren. In der Folge dieser sich gegenseitig bedingenden und zunehmend gewaltförmig sich äußernden Krisenfaktoren spitzt sich eine existentielle Verunsicherung nicht nur in den Ländern und Krisenherden der ehemals so genannten „Dritten Welt", sondern auch in den im ökonomischen Umbruch sich befindlichen westlichen Industriestaaten zu; die „Dritte Welt" ist, vermittelt zum einen über den zunehmenden Ausschluß überflüssig gewordener Arbeitskräfte, zum anderen aber auch über eine nicht zu kontrollierende Armutszuwanderung aus den är-

meren Regionen der Welt, längst in die großen städtischen Zentren der westlichen Welt eingekehrt. Weder die politischen noch die wirtschaftlichen sogenannten „Führungskräfte" vermitteln gegenwärtig auch nur den leisesten Anschein, als seien sie in der Lage, den von vielen als katastrophal erlebten ökonomischen und politischen Entwicklungen auch nur ansatzweise entgegen zu steuern; man muß sogar daran zweifeln, daß sie die Situation zu erkennen überhaupt fähig sind. Im Gegenteil: *„Katastrophenangst und -faszination"*, so **Horst Kurnitzky** in seinem Buch **Die unzivilisierte Zivilisation. Wie die Gesellschaft ihre Zukunft verspielt** (Frankfurt/New York: Campus Verlag, 2002, 257 S.), *„begünstigen weltweit fundamentalistische Erlösungsbewegungen, die, wie im Mittelalter, gegen das Elend aufbegehren und einen Ausweg aus der allgemeinen Krise versprechen. Die Rückkehr zu zeitlosen Mythen und eine Tendenz zur Mystifizierung der Welt scheinen ein wesentliches Charakteristikum dieser Bewegungen zu sein. In diesem Zusammenhang fungiert der Neoliberalismus, also der Glaube, dass eine unsichtbare Hand das Schicksal von Individuen und Gesellschaft lenke und zu Wohlstand führe, als eine weitere Variante im Verein der neuen fundamentalistischen Heilslehren, die durch einen antiaufklärerischen Grundkonsens verbunden sind."* In der Kosequenz bedeutet dies nichts anderes als einen *„Abschied von einer Utopie, die seit über 200 Jahren das große Ziel der Politik des Okzidents war: eine demokratisch verfasste Gesellschaft autonomer Individuen, welche die Formen ihres Zusammenlebens selbst bestimmen"*. Ausgehend von einer Zivilisationstheorie, die den Gesellschaft erst konstituierenden Tausch als *„Rationalisierung des Opfers"* und damit als *„Grenze zwischen Natur und Gesellschaft"* interpretiert, rekapituliert Kurnitzky verschiedene wirtschaftliche und politische Aspekte der gegenwärtigen, als zivilisiert geltenden westlichen Gesellschaften: die Ideologie des *„Sparens um jeden Preis"* als *„Wiederkehr eines archaischen Opferwahns" „durch Vernichtung von Menschen und Material"*, die zunehmende Gewalt als *„universelle(s) Medium sozialer Auseinandersetzungen"* (daraus resultierend, daß *„die freie Konkurrenz zum Regulativ von Wirtschaft und Gesellschaft"* erhoben wird), die Ethnifizierung als rassistisches Projekt, die kommunitaristisch ideologisierte Korrosion der Gesellschaft, die flexibilisierte Arbeitskraft als Projekt eines *„neuen Menschen"* (mit einem Seitenhieb auf die „Glücklichen Arbeitslosen" als *„Konformismus neuer Art"*), die Ideologie vom Ende der Geschichte in der „posthistoire" (*„Geschichte als Souvenir"*), Ideologie und Realität des „global village", die weltweite *„Netzgesellschaft"* als Ausdruck *„rasender Bewegungslosigkeit"*, das Konzept einer *„Risikogesellschaft"* und schließlich die *„Wiederkehr des Schicksals"* als Antidot gegen unverstandene gesellschaftliche Prozesse. Aufgerieben zwischen Egoismus auf der einen und kollektiver Identität auf der anderen Seite scheint das autonome Individuum seine Zukunft zu verlieren: Egoismus, so Kurnitzky, *„ist nicht eine Triebkraft, die zum Tausch drängt, ganz im Gegenteil, er ist eine Triebkraft, die alle Tauschverhältnisse tendenziell sprengt und entspricht, auf die Psychoanalyse übertragen, einer regressiven Infantilisierung des Individuums"*; in der kollektiven Identität wiederum *„kehren ethnische Gemeinschaften und Stämme, selbst die archaische Horde wieder. Ihr Totalitarismus erweist sich als Wiedergänger der totalitären Bewegungen des 20. Jahrhunderts, während die europäischen und amerikanischen Propagandisten der kollektiven Identitäten sich als intellektuelle Wegbereiter eines neuen Faschismus zu erkennen geben"*. Auch wenn solcherlei wohl begründete Thesen keineswegs optimistisch stimmen, zeigt Kurnitzkys im besten Sinne gebildete und entsprechend argumentativ weit ausholende analytische Zustandsbeschreibung der gegenwärtigen westlichen Welt, daß man den Krisenzusammenhang

der Industriegesellschaften auch analysieren kann, ohne in einen je nach Bedürfnislage positiv oder negativ gestimmten apokalyptischen Gestus zu verfallen.

Manch einer mag sich angesichts der Tatsache, daß Rote und Grüne vor wenigen Jahren noch im ehemaligen Jugoslawien mit militärischen Mitteln nachträglich und unter Verstoß gegen das Völkerrecht Auschwitz verhindern wollten, darüber wundern, daß die erprobten Krieger angesichts der militärischen Auseinandersetzung mit dem irakischen Regime Saddam Husseins erneut - wie bereits zu Zeiten des Golfkrieges von 1991 - zu Pazifisten mutiert schienen. Das hat zum einen ohne Zweifel mit einer weltpolitischen Neupositionierung des neuen Deutschland zu tun, verweist zum anderen aber auch auf zwar wenig beachtete, nichtsdestotrotz aber lange tradierte antiamerikanische Positionen in linken Milieus im allgemeinen und sozialdemokratischen sowie parteikommunistischen Milieus im besonderen, die sicherlich auch daher rühren, daß die organisierte Linke sich im Hinblick auf Traditionssicherung immer auf die Französische, äußerst selten aber auf die Amerikanische Revolution bezogen hat und bezieht. Bereits 1993, nachdem, wie es seinerzeit auf dem Umschlagtext hieß, *„der Golfkrieg und die gegen ihn agitierende Friedensbewegung"* zu einem *„Exzeß des Antiamerikanismus"* geführt hatten, legte **Dan Diner** mit seinem Buch „Verkehrte Welten" einen „historischen Essay" zum - so der Untertitel - „Antiamerikanismus in Deutschland" vor. Nach den Ereignissen vom 11. September 2001 und angesichts der Irak-Krise hat der Antiamerikanismus auch hierzulande erneut an Brisanz gewonnen. Mit **Feindbild Amerika. Über die Beständigkeit eines Ressentiments** (München: Propyläen Verlag, 2002, 238 S.) liegt jetzt *„eine überarbeitete und um ein Kapitel über die Folgen des 11. September erweiterte Fassung"* des 1993 erschienenen Buches vor. In sechs Kapiteln, von den ersten Vorstellungen Amerikas als eines anderen Europa nach seiner Entdeckung über "romantische Abspaltung(en), „Weimarer Ambivalenzen", „nationalsozialistische Imaginationen" und „bundesrepublikanische Verschiebungen" bis zu den neuesten Entwicklungen nach dem 11. September 2001, spürt Diner den Traditionen antiamerikanischer Argumentationsweisen nach. Amerika, so hält er resümierend fest, wurde in Europa, speziell aber in Deutschland mit seiner tradierten Unterscheidung zwischen deutscher Kultur und westlicher Zivilisation, *„zur notorischen Projektionsfläche abgespaltener Anteile von Selbsthaß"*: *„Negativ finden sich in ‚Amerika' die eigenen Verfallsängste gespiegelt, positiv werden Zukunftshoffnungen genährt."* Der Antiamerikanismus speist sich im wesentlichen aus der ambivalenten Haltung gegenüber den sozialen und technologischen Probleme einer die alten europäischen Gesellschaften spaltenden Moderne mit ihrer kapitalistischen Ökonomie und ihrem politischen Liberalismus und Pluralismus. Es kommt nicht von ungefähr, daß er mit seinen Ressentiments und seinen Metaphern *„manche Affinität zum Antisemitismus auf(weist), ohne mit diesem freilich identisch zu sein"*. *„Der ideallose amerikanische Mensch"*, konnte man 1906 in einem „Historischen Schlagwörterbuch" lesen, *„wird auch im alten Europa der Mensch der Zukunft sein; heute kann man schon im gewissen Sinne den Juden als den Vertreter des Amerikanismus bei uns bezeichnen. Verjudung heißt eigentlich Amerikanisierung."* Gut sechzig Jahre später polemisierte der nationalliberale Rudolf Augstein gegen den in seiner Sicht von Adenauer organisierten Ausverkauf Deutschlands an die Amerikaner, während linke, antizionistisch gesinnte Studenten mit der Parole „USA - SA - SS" historische Entsorgungsarbeit leisteten und der Autonome Detlef Hartmann die These vertrat, daß *„das US-imperialistische System von Bretton Woods als Vollstrecker der nationalsozialistischen Neuen Ordnung"* anzusehen sei.

Antiamerikanismus und linker, unter dem Signum des Antizionismus daherkommender Antisemitismus sind in Teilen der bundesdeutschen Linken angesichts der erschreckenden Affinitäten zwischen diesbezüglichen rechten und linken Argumentationsweisen seit der deutschen Widervereinigung, dem Golfkrieg von 1991 und verstärkt seit dem 11. September 2001 diskutiert worden. Diese Diskussionen sind besonders von den Entwicklungen im Nahen Osten, der existentiellen Bedrohung Israels durch palästinensische Terrororganisationen und der Herauskristallisierung eines antiwestlichen islamistischen Fundamentalismus befördert worden. *„Vor allem in Ländern und bei Intellektuellen der vormaligen Dritten Welt, insbesondere aber im Bereich des arabisch-muslimischen Kulturzusammenhanges"*, haben sich, so Diner, *„Amerika gegenüber Haltungen heraus(gebildet), die... an längst bekannte Reaktionen der europäischen Traditionsgesellschaften auf die Phänomene der Moderne und damit auf die Neue Welt"* erinnern. Die Auseinandersetzungen zwischen antideutschen Linken und Traditionslinken, die, wenn man den diesbezüglichen Nachrichten Glauben schenken darf, in Berlin, im sich selbst gerne so sehenden zivilisatorischen Zentrum deutscher Kultur, auch schon mal in Gewalttätigkeiten ausarten, verweisen auf ein Dilemma, das aus den möglichen Widersprüchen zwischen beanspruchter radikaler Kritik kapitalistischer Ökonomie und Herrschaft in emanzipatorischer Absicht auf der einen Seite und der Verteidigung der realkapitalistischen USA mit ihrem die Grenzen zu autoritären Staatstraditionen gegenwärtig durchaus nicht immer meidenden protestantisch-fundamentalistich fundierten Herrschaftssystem gegenüber theokratisch-islamistischen Fundamentalismen, die in Struktur und Argumentationen nicht zufällig an faschistische und nationalsozialistische Vorbilder erinnern, auf der anderen Seite resultiert. Dieses Dilemma wird von Diner nicht angesprochen, allenfalls einmal berührt, wenn er im Kontext der Weimarer Republik der *„Sozialkritik der Linken durchaus Bodenhaftung"* zugesteht. Im Gegensatz zu der Arbeit von Diner, die sich politischen Anlässen verdankt und politisch wirken will, handelt es sich bei der Arbeit **In Deutschland liegt unser Amerika. Das sozialdemokratische Amerikabild von den Anfängen der SPD bis zur Weimarer Republik** (Münster/Hamburg: LIT Verlag, 1993, 778 S.) von **Werner Kremp** um eine gediegene politikwissenschaftliche Dissertation, die an einem konkreten Beispiel jenen von Diner auf den Begriff gebrachten Ambivalenzen zwischen Ängsten und Hoffnungen und, darin eingeschlossen, durchaus auch der *„Bodenhaftung"* berechtigter Kritik nachspürt. Im Gegensatz zu tradierten Einschätzungen ist Amerika in der Sozialdemokratie, allerdings fast ausschließlich in der Publizistik und fast überhaupt nicht in theoretischen Werken oder in politischen Programmen, also in den „höheren" Gefilden des Parteilebens, ein beständiges Thema gewesen. Kremp geht dem in den zwei Hauptkapiteln seiner Arbeit mit Lust am Detail nach: Im ersten beschäftigt er sich mit dem „Amerikabild ausgewählter sozialdemokratischer Periodika", darunter u.a. der „Volksstaat", der „Sozialdemokrat", die „Neue Zeit", der „Vorwärts", die „Gleichheit", die „Sozialistischen Monatshefte", die „Freiheit", die „Gesellschaft", „Die Glocke", die „Sozialistische Politik und Wirtschaft" und der „Klassenkampf", im zweiten mit dem „Amerikabild führender Sozialdemokraten" (Karl Marx, Friedrich Engels, Wilhelm Liebknecht, August Bebel, Karl Kautsky, Eduard Bernstein, Rudolf Hilferding). Ohne auf diese detaillierten Analysen hier weiter eingehen zu können, sei vermerkt, daß, zumindest in der Frühzeit, zentrale Anknüpfungspunkte für die Beschäftigung der Sozialdemokratie mit Amerika der amerikanische Bürgerkrieg und die ständige politische und insbesondere soziale Emigration nach Amerika waren. Es war schließlich Wilhelm Liebknecht, der mit seiner Parole „In Deutschland liegt unser

Amerika" die sozialdemokratische Haltung zu Amerika, die weitgehend eine Abwehrhaltung war, auf den Begriff brachte; der in Aussicht gestellte sozialdemokratische Sozialismus sollte das reale Amerika gewissermaßen überflüssig machen. Von daher ist es nicht verwunderlich, daß *„das politische Denken und die politische Kultur der USA, das, was die amerikanische Gesellschaft im Innern zusammenhält und ihre Institutionen wie ihre sonstige Gestalt begründet, so gut wie gar nicht rezipiert (wurden), weder implizit noch explizit"*. Den von Alexis de Tocqueville längst vorhergesagten politischen und insbesondere wirtschaftlichen Aufstieg der USA zur führenden Weltmacht wollte die deutsche Sozialdemokratie bis 1933 nicht wahrnehmen. *„Siebzig Jahre lang beharrte die Sozialdemokratie auf ihrer politischen Kosmologie, und deren Grundannahmen lauteten: Europa ist und bleibt das Zentrum des Weltstaatensystems und Quelle aller künftigen, aller zukunftsträchtigen politischen Ordnungsmodelle; in diesem Europa wiederum ist das Kraftzentrum Deutschland, und in diesem Deutschland die Sozialdemokratie."* Man muß wohl diese über Jahrzehnte tradierte und auch nach 1945 trotz der positiven Erfahrungen zahlreicher Sozialdemokraten in der us-amerikanischen Emigration und trotz der Tatsache, daß die Befreiung vom Nationalsozialismus im wesentlichen der US-Army zu verdanken war, weiterhin nicht nur latente, sondern bei entsprechenden Gelegenheiten - man denke nur an die antiamerikanischen Auswüchse der weitgehend sozialdemokratisch dominierten deutschen Friedensbewegung seit den frühen achtziger Jahren - auch manifeste Antihaltung gegenüber Amerika im Kopf haben, wenn man die mit der Proklamierung eines neuen „deutschen Weges" durch den sozialdemokratischen Bundeskanzler Schröder auf den Begriff gebrachten außenpolitischen Eskapaden der aktuellen rot-grünen Regierung betrachtet.

Über die Frage, ob und inwieweit eine Kontinuität zwischen christlichem und rassistischem, speziell nationalsozialistischem Antisemitismus besteht, wird immer wieder gestritten und wohl auch weiter gestritten werden. Entgegen Vertretern der These *„ein(r) essentielle(n) Kontinuität"* besteht **Steven Theodore Katz** in seiner unter dem Titel **Kontinuität und Diskontinuität zwischen christlichem und nationalsozialistischem Antisemitismus** (Tübingen: J.C.B. Mohr [Paul Siebeck], 2001, 115 S.) zweisprachig (englisch - deutsch) veröffentlichten Rede aus Anlaß der Verleihung des Dr. Leopold-Lucas-Preises 1999 darauf, daß man, auch wenn *„das Neue Testament die ursprüngliche* Quelle *des Antisemitismus in der westlichen Tradition ist"*, davon ausgehen muß, *„daß in der Nazi-Weltanschauung fundamentale Prinzipien am Werk waren, die in ihrem christlichen Vorläufer keinen Platz hatten"*, der *„Nazi-Mythos"* also *„mehr und etwas anderes als ein Recycling-Produkt der paulinisch-evangelischen Abwertung des Judentums (ist)"* und man folglich nicht behaupten kann *„das Neue Testament sei gleich Auschwitz"*. Katz rekurriert dabei auf entsprechende Debatten christlicher Theologen, die auf der einen Seite zwar, zwecks eigener Identitätsstiftung, *„das ‚Anderssein der Juden' schufen"*, auf der anderen Seite aber gerade deshalb *„paradoxerweise an das Überleben der Juden gebunden"* blieben, so daß in der Konsequenz *„die physische Vernichtung des Judentums zu keinem Zeitpunkt das offizielle politische Ziel irgendeiner Kirche oder irgendeines christlichen Staates gewesen ist"*. Demgegenüber ist für den *„Nazi-Manichäismus"*, dessen eliminatorische Praxis *„von seiner bestimmenden Theorie, von dem ideologischen Überbau her"* erklärt werden muß, da *„technokratische Rationalität"* und *„bürokratische Modalitäten"* diesen Ideen erst folgten, *„der Konflikt zwischen Jude und Arier die innergeschichtliche Manifestation einer normativen, metahistorischen Antithese"*, gespeist aus einer *„Mischung aus übelstem*

Rassismus und umgekehrtem Manichäismus" und mit dem Ziel einer *„Neuordnung des Kosmos..., eines Kosmos ohne ‚die Juden'"*. *„In einer bemerkenswerten Umkehrung des klassischen Gnostizismus"*, so das Resümee von Katz, *„erklärt der Nationalsozialismus, daß Erlösung, hier dargestellt in rassischer Begrifflichkeit, nicht aus der Unterdrückung und Abweisung des Physischen entsteht und universal wird, sondern durch die Purifikation des Physischen und Historischen, das heißt: durch die Erschaffung von Auschwitz."* Mit dem Einfluß des von Katz kurz thematisierten gnostischen Denkens auf nationalsozialistische Ideologien beschäftigt sich **Harald Strohm** in seiner Arbeit **Die Gnosis und der Nationalsozialismus** (Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag, 1997, 293 S.). Im Anschluß an ein einleitendes Kapitel zur „Gnosis und Gnosisforschung im 20. Jahrhundert", in dem er den Nationalsozialismus als *„mächtigste und folgenschwerste gnostische ‚Bewegung' des 20. Jahrhunderts"* bezeichnet und beiläufig auch dem *„Marxismus"* bescheinigt, daß er *„faschistische und überdies ebenso klar gnostische Züge trug wie der Nationalsozialismus"*, beschäftigt er sich im ersten Kapitel mit der gnostischen Mythologie, zum einen mit historischen Beispielen manichäischen Denkens, zum anderen mit den Wurzeln des *„Nazimythos"* (Lanz von Liebenfels, Orden des Neuen Tempels, Thule-Gesellschaft, Theosophie u.ä.), um im abschließenden umfangreichen zweiten Kapitel unter dem Titel „Psychologie" eine „Anamnese", eine „Diagnose" und schließlich „Therapeutische Ansätze" vorzutragen. Auch wenn diese „therapeutischen Ansätze", die Strohm unter den Stichworten „pluralistische Politik", „mythische Rücktransformation" und „Hebammenkunst" abhandelt, der *„gnostische(n) Weltangst"*, die in der Sicht Strohms einen permanenten Kriegszustand, basierend auf der *„Verteufelung des irdischen Lebens"* im allgemeinen und der *„Leiblichkeit des einzelnen Menschen"* im besonderen, nach sich zieht, mit arg psychologisierenden Konzepten entgegentreten, läßt sich Strohms Ausflug in gnostische Denkwelten, die ihn u.a. zu der Erkenntnis einer *„phänomenologische(n)"* bzw. einer *„psychologische(n) Verwandtschaft zwischen Calvinismus und Manichäismus"* und zu der Einschätzung, daß *„im deutschen Begriff von Nation bis heute etwas von göttlicher Berufenheit und rassischer Auserwähltheit mit(schwingt); ein gefährlicher Hauch von - Gnosis"* führen, durchaus mit erkenntniserweiterndem Gewinn lesen. Verwiesen sei schließlich noch auf den von **Christina von Braun** und **Ludger Heid** herausgegebenen Band **Der ewige Judenhaß. Christlicher Antijudaismus. Deutschnationale Judenfeindlichkeit. Rassistischer Antisemitismus** (Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2000, 252 S.), der, hervorgegangen aus einer dreiteiligen Filmreihe von WDR und NDR, zuerst 1990 erschienen war und jetzt in einer verbesserten Auflage neu herausgegeben wurde. Der Band enthält insgesamt fünf Texte, einen einleitenden von Wolfgang Gerlach zur fast zweitausendjährigen Geschichte des christlichen Antijudaismus, dann drei Texte von Ludger Heid zur Geschichte der jüdischen Emanzipation und der Judenfeindlichkeit in der Zeit von 1750 bis 1880, zum modernen Antisemitismus im wilhelminischen Kaiserreich und in der Weimarer Republik sowie zur sogenannten „Ostjudenfrage" und schließlich einen Beitrag von Christina von Braun zum modernen rassistischen Antisemitismus. Auch wenn es sich in allen Fällen um eine Mischung aus ideen- und sozialhistorischen Texten handelt, verweisen die Herausgeber in der Einleitung darauf, daß man angesichts der sich immer wieder gleichenden *„antisemitischen Bilder"* davon ausgehen muß, *„daß die religiösen Elemente von weit größerer Bedeutung für die Geschichte des Judenhasses sind als wirtschaftspolitische"* und daß insofern *„die völlige Durchdringung der weltlichen Werte mit christlich-religiösen Vorstellungen einer der wichtigsten Faktoren war, die*

Deutschland zur Katastrophe prädisponierten". Hinzuweisen bleibt darauf, daß dem Band eine umfangreiche Bibliographie beigegeben ist.

Als seinerzeit Jean Améry und z. B. auch Henryk M. Broder (Linke Tabus, Berlin 1976) vor einem unter der Kutte des Antizionismus daherkommenden linken Antisemitismus warnten, hatte sich der gemeine deutsche Linke längst der Solidarität mit jenem palästinensischen Volk ergeben, dessen Führer den Staat Israel zu zerstören und die Bewohner Israels ins Meer zu treiben versprochen hatten. Möglicherweise kannte man eine Artikelüberschrift aus dem „Neuen Deutschland" vom 21. August 1968 - *„In Prag regieren die Zionisten!"* -, aber weniger bekannt wird gewesen sein, daß der „Völkische Beobachter" bereits am 9. August 1938 ähnliches mitzuteilen hatte: *„In Prag regieren die Juden!"* Es hat einiger welthistorischer Ereignisse und einiger theoretischer Anstrengungen bedurft, ehe es zumindest in Teilen der Linken dämmerte, daß man bei der Unterstützung der diversen palästinensischen Gruppierungen einem Projekt erlegen war, das in seiner völkischen Fundierung Erinnerungen an europäische faschistische und nationalsozialistische Ideologiekonstruktionen wachruft. Nicht von ungefähr, so kann man jetzt in der Arbeit **Djihad und Judenhaß. Über den neuen antijüdischen Krieg** (Freiburg: ça-ira Verlag, 2002, 180 S.) von **Matthias Küntzel** nachlesen, ist der sogenannte Palästinakonflikt, dessen Anfänge aus den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts datieren, von Beginn an von Personen und Gruppierungen geschürt worden, deren islamistisches Weltbild sich nicht nur durch eine Ablehnung der westlichen Moderne im allgemeinen, sondern auch durch Antisemitismus im speziellen auszeichnet. Küntzel verfolgt den Weg und die Ausbreitung des nach wie vor auf die Zerstörung des Staates Israel abzielenden islamistischen Projektes von der Gründung der ägyptischen „Gesellschaft der Muslimbrüder" im Jahre 1928 über die Aktivitäten Amin el-Husseinis, des Muftis von Jerusalem, der in den vierziger Jahren unter den Nationalsozialisten im Berliner Exil weilte, mit Heinrich Himmler befreundet war und eine muslimische SS-Division in Bosnien und Herzogowina organisierte, den ägyptischen islamistischen Cheftheoretiker Sayyid Qutb bis zu den zahlreichen Neugründungen islamistischer Gruppen seit den siebziger Jahren wie z.B. der Terrorgruppe Hamas oder der „Islamischen Weltfront für den Djihad gegen Juden und Kreuzfahrer". Im Zentrum des nicht zufällig an entsprechende nationalsozialistische verschwörungstheoretische Projektionen erinnernden, auf einer *„Neuinterpretation des Djihad"* beruhenden islamistischen Projektes, demzufolge die Welt aufgeteilt ist in „Dar al-Islam" („Haus des Islam") und „Dar al-harb" („Haus des Krieges"), steht der Kampf gegen alles, was als westlich verteufelt wird und insbesondere gegen das in dieser paranoid-manichäischen Weltsicht den Westen symbolisierende „internationale Weltjudentum". Über das Weltbild und die politischen Aktivitäten Amin el-Husseinis in seiner Exilzeit informiert der von **Gerhard Höpp** herausgegebene Band **Mufti-Papiere. Briefe, Memoranden, Reden und Aufrufe Amīn al-Husainīs aus dem Exil, 1940-1945** (Berlin: Klaus Schwarz Verlag, 2001, 243 S.), der insgesamt 110 Dokumente unterschiedlichsten Charakters versammelt, die el-Husseinis Kollaboration mit den Nationalsozialisten und den italienischen Faschisten in aller Deutlichkeit belegen und, so Höpp in seinem Vorwort, *„gleichsam eine Exilbiographie in Texten dar(stellen)"*. Adressaten der Briefe und Memoranden sind, neben arabischen Partnern, u.a. Hitler, Himmler, Papen, von Weizsäcker und von Ribbentrop; im Zentrum steht der „Befreiungskampf" des arabischen Volkes an der Seite Deutschlands gegen die Alliierten, insbesondere England, und gegen das *„Weltjudentum"*, das el-Husseini in einer Rede

vor den Imamen der bosnischen SS-Division am 4.10.1944 als *„Erbfeind des Islam"* bezeichnete. *„Alle Versuche Mohameds sie (die Juden) zur Vernunft zu bringen"*, heißt es in dieser Rede weiter, *„waren erfolglos, sodass er sich endlich gezwungen sah, die Juden zu beseitigen und sie aus Arabien hinauszujagen."* In dieser Tradition geht es el-Husseini nicht nur um die *„Beseitigung der jüdisch-nationalen Heimstätte in Palästina"* (Brief an von Ribbentrop vom 28.4.1942), sondern um einen *„Kampf"*, der *„nicht allein zwischen den Juden und den Arabern Palästinas statt(findet), sondern zugleich ein Kampf zwischen den Juden und siebzig Millionen Arabern und 400 Millionen Muslimen (ist)"* (Erwiderung auf eine Rede Weizmanns vom 17.6.1943). In einer Rede zum Jahrestag der Balfour-Deklaration vom 2.11.1943 zog el-Husseini schließlich alle Register: Von einer *„jüdischen Weltverschwörung"* ist die Rede, von einer *„jüdisch-englischen"* bzw. *„anglojüdischen Verschwörung"*, einem *„jüdische(n) Königreich in Palästina"*, einem *„teuflischen Projekt"*, von *„zionistischen Geheimdokumenten"*, von *„Amerika..., das jetzt die Fahne der Juden trägt"*, von *„Engländer(n) und Amerikaner(n) im Dienste der Juden"* und schließlich von den Juden, die *„wie Schmarotzer unter den Völkern (leben), ihr Blut aus(saugen), ihre Güter (unterschlagen), ihre Sitten (verderben)"* und *„in den Finanzkreisen, in der Presse, in der Propaganda, in der Politik und durch die ihnen hörigen Freimaurerlogen... ihren Einfluß bei jeder Gelegenheit und auf jede Art auszuüben (versuchen)"*. Da bleibt dann in der Tat nur das Bündnis der „arabischen Nation" mit Deutschland, das *„die Juden genau erkannt und sich entschlossen (hat), für die jüdische Gefahr eine endgültige Lösung zu finden"*. *„Diese Veröffentlichung"*, schreibt Höpp im Vorwort, *„will nicht denunzieren, sondern... dokumentieren"* - angesichts dieser Dokumente erübrigt sich in der Tat jegliche Denunziation.

In den Kreisen des Freiburger „Instituts für Sozialkritik e.V." ist man seit mehr als zwanzig Jahren damit beschäftigt, dem Kommunismus, Marx zufolge *„das aufgelöste Rätsel der Geschichte"*, auf die Spur zu kommen, und zwar vorwiegend dadurch, daß man den durchaus nicht seltenen Versuchen, demselbigen im Kontext der Arbeiterbewegungen, aber auch der diese so gerne belehrenden bürgerlichen Intelligenzler theoretisch oder gar praktisch auf die Sprünge zu helfen, ideologiekritisch zu Leibe rückt, auch wenn man mittlerweile erkannt hat, so läßt sich dem einleitenden Text „Der Kommunismus und Israel" des von der **Initiative Sozialistisches Forum** herausgegebenen Bandes **Furchtbare Antisemiten, ehrbare Antizionisten. Über Israel und die linksdeutsche Ideologie** (Freiburg: ça-ira Verlag, 2002,195 S.) entnehmen, daß *„Ideologie... gegen Kritik immun ist"*, was natürlich nicht daran hindern soll, weiterhin Kritik zu üben, da man ja immerhin noch Recht behalten kann. Diesem Text, zuerst im Frühjahr 2002 als Flugblatt veröffentlicht, kann man weiterhin entnehmen, daß das Rätsel Kommunismus wohl vor seiner Lösung steht. Für den Staat Israel, der *„als Reaktion auf das Dementi aller Versprechungen der bürgerlichen Nationalrevolution"*, als *„Reaktion auf den Verrat an Aufklärung und Weltrevolution"* entstanden ist, haben *„die üblichen Muster der bürgerlichen Rollenverteilung... keinerlei Geltung"*. Die *„spezifische Qualität dieses Staates"* realisiert sich folglich in einer *„Einheit von Staat und Regierung im Übergang von einem unerträglichen Alten (der Vernichtungsdrohung) zum noch nicht erreichten Neuen (der herrschaftslosen Gesellschaft)"*. Konsequenterweise ist Ariel Scharon, der diese *„Einheit von Staat und Regierung"* zur Zeit gewissermaßen personifiziert, von dem aber *„gewiß nicht behauptet werden (soll)"*, er *„sei der Lenin von Israel"*, indem er *„den antifaschistischen Kampf als eine Art israe-*

lische Ausgabe von Buonaventura (!) Durruti (führt)", *„näher dran... am Kommunismus als seine Kritiker"*, insbesondere natürlich jener aus den ihn und seine Politik kritisierenden bundesdeutschen linken Milieus. *„In dieser Perspektive"*, so die Schlußfolgerung, *„ist Israel der bewaffnete Versuch der Juden, den Kommunismus noch lebend zu erreichen"* und angesichts des *„historische(n) Zusammenhang(s) der Katastrophen und als Abwehr der kommenden" „(nimmt) heute die militante Aufklärung die Gestalt Ariel Scharons und der Panzer der israelischen Armee an"*. Wann, so fragt man sich unweigerlich, werden sich die ersten bewaffneten „Antideutschen Brigaden" auf den Weg nach Israel machen, um dessen Grenzen gegen das völkische Kollektiv der Palästinenser und deren organisierten Terrorismus zu verteidigen? Aber vielleicht möchte man auch nur, in guter deutscher seminarmarxistischer Tradition, zwar bedingungslos radikal, aber durchaus nicht unbedingt konsequent sein. Da mag es dann genügen, daß die *„Zionisten"*, so wird, über Scharon und seine Panzer hinaus argumentierend, festgestellt, *„als hätten sie sich der Bewahrheitung der ‚Geschichtsphilosophischen Thesen' Walter Benjamins verschrieben"*, eine ihnen zukommende *„historische Mission"* zu erfüllen haben. Scharon als Weltgeist im Panzer, in *„historischer Mission"* unterwegs zum Kommunismus, aber *„natürlich ohne es zu wollen"*, wie es sich für einen zwar schon ordentlich bewaffneten, aber noch nicht ganz zu sich selbst gekommenen Weltgeist gehört: Es ist doch einigermaßen verwunderlich, daß deutsche Kritik, trotz aller inhaltlichen Berechtigung an den Eskapaden deutscher linker Antizionisten - wie die anderen, bis auf einen ergänzenden Anhang 2 bereits aus der ersten Auflage des Bandes aus dem Jahre 2000 bekannten Texte durchweg zeigen -, am Ende dann doch noch positiv werden muß; da tröstet es wenig, daß auch die Konkurrenzkritiker aus Nürnberg in der Zwischenzeit positiv angedockt haben - dort arbeitet man, wie Chefkritiker Kurz in seinem „Weltordnungskrieg" mitteilt, an einem *„erweiterten, gesamtgesellschaftlichen Kibbuz-Begriff"*, und, ist dieser erst einmal entwickelt, an *„einem transnationalen, alle Grenzen hinter sich lassenden Welt-Kibbuz"*. Man macht sich wohl der Häresie verdächtig, wenn man davon überzeugt ist, daß die realen Israelis von solcherlei „historischen Missionen", auch wenn sie in deutschen Landen entworfen worden sind, nicht zu überzeugen sein werden, sei es, weil sie ihrer ganz einfach nicht bedürfen, sei es, weil sie aus guten Gründen gegenüber in Deutschland konzipierten „historischen Missionen" grundsätzlich mißtrauisch sind. Es gehört wohl einige Chuzpe dazu, sich als Deutscher - gierend nach negativ begründeter Identität - ausgerechnet israelische Juden als Objekt politischer Identitätsstiftung auszusuchen und an ihnen die geschichtsphilosophischen Sehnsüchte nach jenem Kommunismus, den man in eigenen Landen nicht mehr finden kann, zu exekutieren.[1] Unbedingte Solidarität mit den jüdischen Bürger(inne)n Israels und mit dem Staat Israel gegen den is-

1 Mittlerweile hat man sich offensichtlich dem grassierenden neoliberalen Privatisierungswahn ergeben und erhebt exklusiven Anspruch auf den Kommunismus. *„Der Kommunismus gehört uns"*, dekretierte Joachim Bruhn im Oktober 2003 im Rahmen einer in dem Duisburger Szene-Blättchen „T 34" ausgetragenen Konroverse mit dem Berliner Konkurrenz-Antideutschen Justus Wertmüller, in der es vornehmlich um Inszenierungen und Rituale antideutscher Demonstrationen ging; was einmal aus guten Gründen als gesellschaftlicher Prozeß verstanden wurde, wird jetzt offensichtlich als Privatunternehmen auf dem beschränkten Markt exklusiver Radikalitäten gehandelt. Wenn einige Zeilen weiter zu allem Überfluß auch noch vom *„kategorischen Imperativ der Revolution"* die Rede ist, dann bleibt all jenen, die sich dem in der Tat sehr deutschen *„kategorischen Imperativ"*, auch nicht dem *„der Revolution"*, aus grundsätzlichen Erwägungen nicht verbunden wissen, nur noch die Hoffnung, daß sich hinter diesem Privatkommunismus nicht ein der Tradition des „preußischen Sozialismus" entstammender strammer „preußischer Kommunismus" versteckt.

lamfaschistischen Terror, sei er - in der Tradition der Muslimbrüderschaft - religiös begründet oder - in der Tradition der vom italienischen Faschismus und deutschen Nationalsozialismus beeinflußten Baath-Parteien - säkular begründet, verbunden mit einer ebenso unbedingten Absage an jegliche Variante von Antisemitismus, auch wenn er sich als Antizionismus, Antiamerikanismus oder Antiimperialismus drapiert, bedarf keiner geschichtsphilosophischen Begründungen, die zudem weniger auf die eigentliche Sache - hier die angesprochene unbedingte Solidarität -, sondern mehr auf eigene Befindlichkeiten - hier die desaströse Suche nach einer Identität als Kommunist - verweisen. Diese Suche wird spätestens dann fragwürdig, wenn man glaubt, die Kritik am völkischen Kollektiv Deutschland positiv wenden zu müssen und diese Positivität ausgerechnet im Objekt des Vernichtungswahns des deutschen völkischen Kollektivs, den Juden bzw. in Israel, dem Staat der Juden, zu finden; dieses Umschlagen antideutscher Negativität in proisraelische Positivität sieht zudem großzügigerweise darüber hinweg, daß es sich bei der israelischen Gesellschaft um eine bloß bürgerliche Gesellschaft handelt und nicht um Kommunismus. Einem apologetisch gewendeten Kommunismus, der sich positiv auf den, legt man traditionelle Kriterien an, eher rechten israelischen Premierminister Scharon als Buenaventuri Durruti sowie auf die protestantisch-fundamentalistische Bush-Regierung, die sich auf eine Art und Weise in das Amt gemogelt hat, die man ansonsten eher als Wahlbetrug bezeichnen würde, beruft, ist durchaus zu mißtrauen. Problematisch ist die identitätsstiftende Beschränkung auf Antisemitismus und Israel auch deshalb, weil der ursprünglich von der sogenannten Wiedervereinigung 1989 ausgehende antideutsche Impuls im Hinblick auf eine „Dekonstruktion" der deutschen Nationalgeschichte verloren zu gehen droht; 1989 bedeutete den von allen politischen Parteien und Organisationen - von braun über schwarz und rot bis grün - getragenen Anschluß an diese Nationalgeschichte und eben dieser Anschluß sollte Anlaß zur erneuten Infragestellung dieser Geschichte sein, die in Auschwitz endete. Man muß zudem kein Prophet sein um zu wissen, daß die radikale antideutsche Emphase, mit der man heute seine Identität als Kommunist in der Identifikation mit Israel zu finden glaubt, für manch einen nichts anderes ist als ein Ticket, mit dem er - aus späterer Sicht - seine (neo)konservative Wende eingeleitet haben wird. Man kennt die Bürgerkinder, die sich mit emphatischer Besessenheit aus parzellierter Weltbetrachtung jene Weltbilder zusammenbasteln, deren Überwindung sie dann eines nicht allzu fernen Tages als gelungene und selbstkritische Einsicht in die Notwendigkeiten von je aktueller Realpolitik auf dem Markt der politischen und kulturellen Eitelkeiten anzubieten pflegen; auch hier heißt es von den Vereinigten Staaten zu lernen, in diesem Fall von der Geschichte der radikalen us-amerikanischen Linken der dreißiger und sechziger Jahre. Im übrigen scheinen sich die Antideutschen mittlerweile von Michael Naumann den Schneid abkaufen zu lassen, wenn dieser kürzlich auf der Titelseite der „Zeit" in direkter Anspielung auf Yassir Arafat den Tyrannenmord bejahte.

Im Gegensatz zum traditionellen Linkskommunismus, dessen Überlebende sich nach wie vor an der Arbeiterklasse als potentiell revolutionärem Subjekt orientieren, ohne diesem Subjekt mit avantgardistischen Interventionen von außen auf die Sprünge helfen zu wollen, hat die Freiburger **Initiative Sozialistisches Forum**, die sich als *„Arbeitskreis unabhängiger Linkskommunisten"* versteht, jedwedem positiven Bezug auf die Arbeiterklasse den Konsens radikal gekündigt. Spätestens die vom Faschismus bzw. *„Nazifaschismus"* - die Verwendung des allgemein üblichen Begriffs Nationalsozialismus stößt hier merkwürdigerweise offensichtlich immer noch auf tradierte

linke Denkhemmungen - organisierte und von den Arbeiterorganisationen, insbesondere den Gewerkschaften ideologisch und praktisch unterstützte Integration der Arbeiterklasse in das nationale Kollektiv der Volksgemeinschaft hat jegliche Dialektik von Reform und Revolution ad absurdum geführt: *„Das Lehrstück zeigt, daß die bürgerliche Gesellschaft sich mit all ihren Widersprüchen, die einmal als ebenso revolutionsträchtig wie revolutionsfähig betrachtet werden konnten, in der totalen Vergesellschaftung durch das Kapital aufgehoben hat."* Der vom völkischen deutschen Kollektiv exekutierte Massenmord an den Juden *„bestimmt Deutschland als das Produktionsverhältnis des Todes, als die Gesellschaft, die ihre innere Einheit und Identität nur finden kann in Vernichtung und Massenmord"*. Angesichts dieser *„volksgemeinschaftlichen Ausrottungsaktion"*, die *„das Grundgesetz und das Gründungsverbrechen dieser BRD (ist)"*, versteht sich das, was nach der klassenübergreifenden Vergesellschaftung von Marx übrig bleibt, der *„Materialismus der Kritik, das heißt die Notwehr gegen die Rationalisierungsleistungen des Theoretisierens und ergo Ideologisierens"*, als die stete Denunziation dieser völkisch zusammengeschweißten bürgerlichen Gesellschaft und insbesondere jener, die sich als tradierte oder modernisierte Linke als deren reformistisches oder revolutionäres alter ego verstehen, ohne wahrnehmen zu wollen, daß sie integrierter Bestandteil des Kollektivs sind. *„Es bleibt da"*, so hat man jedoch erkannt, *„nur eine Schwierigkeit, die der Materialismus der Kritik angesichts des Nazifaschismus hat. Wie verhält sich die Bestimmung, Deutschland sei das Produktionsverhältnis des Todes zur marxistischen Bestimmung aller Produktionsverhältnisse als Klassenverhältnisse?"* Der Hinweis darauf, daß deutsche Arbeiter sich nahezu widerstandslos ins völkische Kollektiv integriert haben - was bürgerlicher Soziologie und bürgerlicher Geschichtsforschung längst schon bekannt ist, von der Linken in identitätsstiftender Absicht aber lange Zeit ‚übersehen' wurde - kann diese Schwierigkeit jedoch insofern nicht lösen, als der *„Materialismus der Kritik"* sich zwecks negativer Identitätsstiftung programmatisch mit dem Blick auf die beschränkten deutsche Verhältnisse begnügt. Dies gilt auch für die in dem Band **Flugschriften. Gegen Deutschland und andere Scheußlichkeiten** (Freiburg: ça-ira Verlag, 2001, 158 S.) versammelten Texte der „Initiative Sozialistisches Forum" aus den Jahren 1989 bis 2001, die *„als Interventionen gedacht"* waren und *„sich jetzt als Kommentare zum Aufklärungsverrat"* lesen - es ist wohl müßig darauf hinzuweisen, daß der in der Arbeiterbewegung und in der Linken traditionell beliebte Begriff des „Verrats" wenig kritisch und schon gar nicht materialistisch ist.

„Meine Lesung war auf den Vormittag angesetzt, HWR stellte mich vor, nach einem Zettel suchend: wie heißt er denn etc., und ich begann zu lesen... Zur Diskussion indes kam es nicht. HWR betrat das Podium und begann, mich zu verreißen, was darin gipfelte, daß er sagte: was man eben gehört habe, sei Emigrantendeutsch und... Ich aber machte mich davon, ehe der holländische Verleger, den ich holländisch schimpfen hörte, zu mir kommen konnte. Auf dem Schloßhof stellte ich mich in eine Schießscharte oder so was und kam zu Atem: Emigrant!" Ob die Attidüde, mit der HWR - Hans Werner Richter - den Emigranten Albert Vigoleis Thelen anläßlich dessen Lesung aus seiner „Insel des zweiten Gesichts" vor den versammelten Herren und Damen der Gruppe 47 1953 in Bebenhausen abkanzelte, mit Antisemitismus zu tun hat, sei einmal dahingestellt, handelt es sich bei Thelen doch um einen rheinischen kirchenabtrünni-

gen Katholiken, der bei anderer Gelegenheit[1] darauf hingewiesen hat, daß er *„früh schon die Verlogenheit und vor allem Unmenschlichkeit des abendländischen Christentums erkannte, das denn auch versagte, als mit Hitlers ‚Machtergreifung' Deutschland auf den Schlag zum Verbrecherstaat wurde und das Volk meiner Sprache anfing, eine andere Sprache zu sprechen, die auch heute längst als tote Sprache gilt."* *„In jener Rubikon-Stunde"*, so schreibt er, damals schon seit geraumer Zeit nicht mehr in Deutschland lebend, dort weiter, *„stellte ich mich bedingungslos gegen mein Vaterland, zur Wahrung der Menschenrechte und der Würde des Menschen"*, während doch, wie er nach dem Auftritt von einem feuilletonistischen Gefolgsmann Richters in abwiegelnder Absicht erfuhr, *„die Emigration das schlechte Gewissen von HWR (sei)"*. Als Thelen 1986 in hohem Alter notgedrungen an den Niederrhein zurückkehrte, wo er im April 1989 starb, war Hans Werner Richters „Gruppe 47", gegen deren mentale und politische Verankerung in jener Zeit, in der Rudolf Augstein unter dem Pseudonym Jens Daniel gegen Westanbindung und nationalen Identitätsverlust anschrieb und national gesinnte Sozialdemokraten und Parteikommunisten in Friedensunionen und -bewegungen militant und voller Selbstgerechtigkeit und Selbstgefälligkeit ihr gutes Gewissen zur Schau stellten, auch die revoluzzerhafte Attitüde eines Peter Handke auf der Gruppentagung in Princeton 1966 nicht ankam, längst zum Mythos geworden. Es hat lange gedauert und bedurfte möglicherweise erst des langsamen und - um im Jargon der Zeit zu bleiben - nachhaltigen Erschreckens angesichts der seit 1989 von sogenannten intellektuellen und politischen Eliten verstärkt inszenierten und zunehmend gelingenden Renationalisierung des philisterhaften gesamtdeutschen Gemüts, ehe so manche gemeinhin dem linken Spektrum zugeordnete politische Gesinnung und Gruppierung hinterfragt werden kann. **Klaus Briegleb** hat sich mit seiner Arbeit **Mißachtung und Tabu. Eine Streitschrift zur Frage: „Wie antisemitisch war die Gruppe 47?"** (Berlin/Wien: Philo Verlagsgesellschaft, 2003, 323 S.) einem Teilaspekt dieser Aufgabe mit beachtenswerter philologischer Akribie und grausigem Ergebnis gewidmet. *„Es geht in diesem Buch"*, so umschreibt Briegleb im „Vorwort" sein Anliegen, *„um den deutschen Antisemitismus nach der Shoah und um das Phänomen, daß die Gruppe 47 sich nicht um ihn gekümmert hat"* und mehr noch darum, *„daß die Gruppe 47 am Gedeihen des besonderen deutschen Antisemitismus nach der Shoah aus der Position einer angemaßten moralischen Unbescholtenheit und Sprecherkompetenz heraus mitgewirkt hat, mitgewirkt auf dem Untergrund von Mißachtung, Desinteresse und Verdrängung - und daß dies nur zu begreifen und zu veranschaulichen ist im Blick auf den* deutschen Kontext *der Vergeßlichkeit und der Ignoranz gegenüber Juden und Judentum nach 1945"*. Briegleb exemplifiziert diese These nicht nur am *„verklemmt(en) und niederträchtig(en)"*, aus *„Angst vor der Rückkehr jüdischer Emigranten"*[2] gespeisten Umgang der Gruppenführer mit jüdischen Autor wie Alfred Neu-

---

1 Bei dieser Gelegenheit berichtet er auch von seiner Begegnung mit HWR: *„Seit nahezu 34 Jahren lebe ich ununterbrochen in Ländern nicht-deutscher Zunge, doch hat sich mein Geist, mit Heine zu sprechen, nie in ihnen exiliert und in eine fremde Sprache verbannt gefühlt. Im Gegenteil, erst im Ausland habe ich mir, das Ohr ständig umtönt von Lauten fremder Sprachen, die eigene wirklich zu eigen gemacht, zum Entsetzen sprachschämiger Verleger: Sie verwerfen mein Deutsch als das des Emigranten, der die Fühlung mit dem Mutterlande verloren habe, darin eines Sinnes mit dem Anführer der ‚Gruppe 47', der mich im Herbst 1953 auf der Tagung in Bebenhausen mit meiner ‚Insel' dermaßen verriß, daß es nicht einmal zu der üblichen Diskussion kam - 'raus mit dem Sprachschänder. Ich habe mich bei den Leuten auch nie mehr blicken lassen, allerdings aus rein politischen Gründen."*

2 1966 schrieb Hans Werner Richter in einem Brief an Fritz J. Raddatz, er habe 1933 *„als ganz junger Mann"* erlebt, *„wie sie uns im Stich ließen"*, *„wie sie davon liefen"*. Der Hinweis Wolf-

mann, Robert Neumann, Hermann Kesten, Ilse Aichinger oder Paul Celan, sondern auch am Schrifttum von z.B. Hans Werner Richter und Alfred Andersch, die schon bald nach der Befreiung an der Fiktion einer *„ehrenhaften, reinen Nationalität"* zu basteln begannen, einer Fiktion, die von alten Kämpen der Gruppe 47 wie Martin Walser oder Joachim Kaiser ins wiedervereinigte Deutschland hinübergerettet worden und auf erschreckend fruchtbaren Boden gefallen ist. *„Die ‚eigentliche Ursache für die Entstehung der Gruppe 47' und für ihre Grundsatzlosigkeit"*, so läßt sich mit Briegleb resümieren, *„war ihre Abgrenzung von den ‚Re-emigranten' und aller Erfahrung im Exil und war die Einwickelung dieser Abgrenzung in die groteske Rede von der Schuld der ‚Re-emigration', von ‚*ihrem *völligen Versagen'."* Insofern die Gruppe 47, deren gealterte Intellektuelle auch heute noch *„einem in neonationale Gefühlsweisen geflohenen Antisemitismus nicht gewachsen sind, ja ihn womöglich selber in sich tragen"*, nur ein *„Symptom"* war, wird man sich wohl mit dem Gedanken vertraut machen müssen, daß nicht nur der staatlich verordnete „Antifaschismus" der DDR, sondern auch so manche sich links dünkende Gesinnung in der alten Bundesrepublik ihren ideologischen Haushalt aus Verdrängungen, verqueren Schuldzuweisungen und einer zurechtgestutzten Zuschreibung historischer Verantwortlichkeiten bezogen hat.

Es ist wenig erbaulich, entspricht aber wohl gewissen Logiken individueller und historischer Alterungsprozesse, daß aus manchem Jungerevoluzzer ein Altkonservativer wird, der dann den Umständen entsprechend seine jugendlichen Torheiten ins rechte Licht zu rücken versucht. Mittlerweile sind hierzulande eine Reihe ehemaliger Revoluzzer mit der These hervorgetreten, daß die von ihnen früher vertretene ideologische Mogelpackung aus sozialistischen Phrasen und antiamerikanischen Ressentiments ein erster, seinerzeit noch unbewußter Ausdruck ihres Strebens nach nationaler Befreiung gewesen sei. Auch **Bernd Rabehl**, bereits in dem auch heute noch nachdrücklich zur Lektüre zu empfehlenden 1973 im Karin Kramer Verlag erschienenden Bändchen „Hiebe unter die Haut" als Revolutionsgewinnler vorgeführt und seinerzeit jedem Mythos, so auch dem vom revolutionären Ruhrproleten, hinterherhechelnd, ist seit einiger Zeit ins nationale Lager heimgekehrt. Einen Hinweis darauf, auf welchem Wege Rabehl zurückgefunden haben könnte, gibt möglicherweise eine Passage in dem Bändchen **Feindblick. Der SDS im Fadenkreuz des „Kalten Krieges"** (Berlin: Philosophischer Salon, 2000, 155 S.), in der er auf eine Dissertation aus der DDR aus dem Jahre 1969 über „Die staatsfeindlichen Gruppen Jugendlicher und junger Erwachsener und ihre vorbeugende Bekämpfung durch das MfS" zu sprechen kommt. In dieser Arbeit stieß Rabehl auf eine Gruppe „Deutsche Befreiungsfront" in Halle, die *„gleichzeitig gegen den sowjetischen und amerikanischen Einfluß auf Deutschland ankämpfen (will). Parallel zu Überlegungen in der Subversiven Aktion und zur Viva-Maria-Gruppe im SDS"*, so referiert Rabehl weiter, *„bestehen in der DDR 1963 Überlegungen, die Idee des Sozialismus vom Stalinismus und Sozialdemokratismus freizusetzen und über die nationale Befreiung neue Perspektiven von Selbstbestimmung und Emanzipation zu finden."* Auf diese Dissertation ist Rabehl im Zuge seiner durch die Frei-

---

gang Koeppens ihm gegenüber darauf, daß die emigrierten Schriftsteller *„ihren Mördern entkommen waren"*, wird angesichts dieser die Einsicht in das eigene Versagen verweigernden und somit identitätsrettenden Konstruktion nichts gefruchtet haben. Briegleb bringt erschreckende Beispiele für solcherlei aus *„Haß"* sich speisende Ressentiments gegen jüdische Autor(inn)en und resümiert diese wahnhafte Konstruktion einer selbstrechtfertigenden und selbstmitleidigen Schuldzuschreibung wie folgt: *„Die Juden sind schuld. Schuld an der Niederlage der linken Intelligenz 1933,* und schuld *an ihrer Isolierung nach 1945 in (West)Deutschland."*

gabe der entsprechenden Akten möglich gewordenen Recherchen über die „Verarbeitung" der Protestbewegungen der sechziger Jahre im Ministerium für Staatssicherheit (MfS), aber auch beim bundesdeutschen und westberliner Verfassungsschutz gestoßen, wobei sich sein Interesse auf den SDS, insbesondere dessen antiautoritäre Fraktion, und auf Rudi Dutschke konzentriert. Es ist keineswegs unbekannt, daß die unterschiedlichsten „Dienste" die Protestbewegungen nicht nur passiv rezipiert, sondern auch Einfluß zu nehmen versucht haben. Wenn Rabehl diesen Einflußnahmen des Ministeriums für Staatssicherheit nachspürt, von offiziellen und weniger offiziellen Treffen zwischen westdeutschen Protestlern und ostdeutschen Staatsschützern berichtet, muß er sich am Ende selbst bremsen: *„Einer ‚Agententheorie' soll hier nicht das Wort gesprochen werden, denn die zerstörenden Kräfte und Tendenzen im SDS besaßen eine Eigendynamik und ließen sich nicht durch ‚Spitzel' oder Parteigänger manipulieren. Trotzdem bleibt interessant, daß bestimmte Führungspersönlichkeiten des SDS sich relativ früh umorientierten."* Schließlich will ja auch niemand behaupten, daß Rabehl selbst dadurch, daß ihn möglicherweise erst die erwähnte DDR-Dissertation auf die Idee gebracht hat, er habe seinerzeit an einem Projekt *„nationale(r) Befreiung"* teilgenommen, vom MfS gewissermaßen noch lange nach Toresschluß manipuliert worden sei. Das Projekt der *„nationale(n) Befreiung"* allerdings hat es ihm angetan. In dem Bändchen **Rudi Dutschke. Revolutionär im geteilten Deutschland** (Dresden: Edition Antaios, 2002, 132 S.) verweist er nicht nur nachdrücklich darauf, daß die bundesdeutsche Revolte der sechziger Jahre auch *„nationalrevolutionäre Ziele verfolgte"*; es geht ihm vielmehr insbesondere darum, speziell *„die nationalistischen Elemente im Denken Dutschkes"* herauszuarbeiten und somit die Gesamtbewegung, die im allgemeinen politischen Bewußtsein auch heute noch stark mit der Person von Dutschke identifiziert wird, in durchaus aktueller politischer Absicht in den Kontext von *„nationale(r) Souveränität"*, *„nationale(r) Unabhängigkeit"* und *„nationale(r) Selbstbehauptung"* zu stellen. Das Grundmotiv Dutschkes sei der *„Befreiungskampf" „gegen die russischen, nordamerikanischen und französisch-englischen Varianten von ‚Befreiung' und ‚Okkupation' in den beiden Deutschlands"* gewesen; ein Motiv im übrigen, daß Dutschkes Frau Gretchen nicht habe verstehen können, da sie als gebürtige Amerikanerin *„keinerlei Zugang zur Deutschen Frage"* gehabt habe und *„ihr die deutschen Verhältnisse und Freunde immer verdächtig"* geblieben seien. Es ist keine Frage, daß sich Dutschke, insbesondere in den siebziger Jahren, mit der sogenannten nationalen Frage beschäftigt hat, die auch im marxistischen Kosmos über Jahrzehnte hinweg in unterschiedlichsten historischen Konstellationen eine durchaus gewichtige Rolle spielte; das ändert allerdings nichts an der Tatsache, daß Rabehls Dutschke ein politisches Konstrukt ist, zu dem er, wie er in einem „Ausklang" mitteilt, erst durch die Reaktionen auf seine berüchtigte Rede bei der Schlagenden Verbindung Danubia in München im Dezember 1998 angeregt wurde: *„An den Denunziationen nahmen der Mob des alten SDS und der APO teil, die Spitzel und Zuträger von MfS und HVA, die Mitarbeiter im Imperium von Schalck-Golodkowski, die gescheiterten Kader der K-Gruppen, die Profiteure und Parasiten aus dem Kulturbetrieb, die Dilettanten aus Bildung und Universität und bekannte Dreckschleudern aus dem Milieu der Stadtneurotiker."* Wer sich, nachdem er *„Teil einer eher parasitären Okkupation der Universität durch eine Massenintelligenz (war), die durch die Sozialdemokratie an die Schulen und Universitäten geholt wurde, um sie als Opposition auszuschalten und zurückzuholen in das sozialdemokratische Programm von* law and order*"*, von seinen alten Genoss(inn)en dermaßen verfolgt fühlt wie Rabehl, dem bleibt wohl in der Tat nichts anderes übrig, als sich

seine Geschichte neu zu schreiben; daß er sich dabei der Person Dutschkes bedient, dessen *„revolutionären Ansatz"* er *„erst jetzt begriff"*, deutet allerdings darauf hin, daß hier einer immer noch nicht zu sich gekommen ist.

Die Herren und Damen '68er sind mittlerweile in jenen Jahren angekommen, in denen es sich gemäß der ihnen aus vergangenen Zeiten noch erinnerlichen Parole „der rote Großvater erzählt" - was heutzutage natürlich auch für die rote Großmutter gilt - geziemt, die eine oder andere Anekdote zum besten zu geben oder aber, so man noch allzu aktiv ist, geben zu lassen. Das Bild, das von den ehemaligen Protagonisten oder aber ihren späteren Interpreten von jener Zeit geboten wird, ist verständlicherweise derart widersprüchlich, daß es sich auf keinen einheitlichen Nenner bringen läßt und wohl auch niemals bringen lassen wird; was für die einen Anlaß zu nostalgischer Verzückung ist, gerät den anderen zum Ursprung einer gelungenen Modernisierung, während wieder andere noch nachträglich das Abendland mit seinen sogenannten geistigen Werten in Gefahr sehen. Was alle miteinander eint, ist eine ungebremste, vom permanenten Kampf um die diskursive Oberhoheit zeugende Publikationslust, die den schon heute nicht mehr zu überblickenden Dokumentationen und Aufarbeitungen jener Wendezeit beständig neue Werke hinzufügt. Zur Grundlagenlektüre einer jeden Beschäftigung mit dem Aufbruch der sechziger Jahre gehört ohne Zweifel die von **Frank Böckelmann und Herbert Nagel** herausgegebene und kommentierte Dokumentation **Subversive Aktion. Der Sinn der Organisation ist ihr Scheitern** (o.O. [Frankfurt am Main]: Verlag Neue Kritik, 2002, 510 S.), die zuerst 1976 erschienen war und jetzt, erweitert um einen Anhang (Nachwort, Lebensläufe, Personenregister) und bisher unveröffentlichtes Photomaterial, erneut vorliegt. Der Band versammelt vorwiegend die Texte der beiden Ausgaben der „Unverbindlichen Richtlinien" aus den Jahren 1962/63 und der drei Ausgaben des „Anschlag" aus den Jahren 1964 und 1966, darüber hinaus aber auch Flugblätter und sonstige Dokumente sowie Kommentare einiger Beteiligter aus dem Jahre 1976; man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß in diesen frühen Jahren auf einem theoretischen Niveau debattiert wurde, das bereits einige Jahre später, insbesondere nachdem sich in allzu vielen studentischen Köpfen die Meinung breit gemacht hatte, daß der Sinn der Organisation auf eine proletarische Revolution ziele, nicht einmal mehr annähernd erreicht wurde. Zu den Protagonisten der „Subversiven Aktion" gehörte **Dieter Kunzelmann**, der unter dem Titel **Leisten Sie keinen Widerstand! Bilder aus meinem Leben** (Berlin: Transit Verlag, 1998, 207 S.) eine Art von bebilderten Memoiren vorgelegt hat. Kunzelmann hat eine durchaus bemerkenswerte „Karriere" hinter sich, die von der „Subversiven Aktion" und der damit verbundenen Mitgliedschaft in der „Situationistischen Internationale" über die legendäre Kommune 1, die „Tupamaros Westberlin", eine militärische Ausbildung in einem Lager von wohl schon damals eher völkisch-nationalistischen als sozialrevolutionären Palästinensern, eine mehrjährige Mitgliedschaft in der studentischen KPD (AO), eine zweijährige Tätigkeit als Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses für die „Alternative Liste" bis zu seinem vorgetäuschten und noch einmal etwas Aufsehen erregenden Selbstmord im Jahre 1998 reicht. Diese Geschichte von zum Teil bewußt inszenierten Irrungen und Wirrungen läßt sich durchweg mit Amüsement goutieren, auch wenn man der einen oder anderen Irrung distanziert und skeptisch gegenübersteht. Weniger amüsant, dafür aber umso aufschlußreicher hinsichtlich der mentalen Befindlichkeiten sicherlich nicht nur des Autors lesen sich die Tagebücher des im kollektiven Bewußtsein immer noch als der eigentliche „Führer" der Studentenbewegung geltenden **Rudi Dutschke**, die

seine Lebensgefährtin Gretchen Dutschke unter dem Titel **Jeder hat sein Leben ganz zu leben. Die Tagebücher 1963 - 1979** (Köln: Verlag Kiepenheuer & Witsch, 2003, 430 S.) aus dem Nachlaß herausgegeben hat. Wer von dieser Veröffentlichung irgendwelche Einblicke in theoretische Denk- und Entwicklungsprozesse oder gar eigenständige theoretische Beiträge erwartet hat, wird weitgehend enttäuscht; es bestätigt sich einmal mehr, daß Dutschke kein eigenständiger theoretischer Denker war, sondern sein Charisma aus seinem aktivistischen, rhetorisch zuspitzenden Engagement bezog. Als er, zusammen mit Bernd Rabehl, der ihn heute im Kontext seiner eigenen Rechtswende als Nationalrevolutionär vereinnahmen will, nach seiner Flucht aus der DDR auf die an den westlichen Marxismus anknüpfenden Revoluzzer der „Subversiven Aktion" stieß, notierte er voller Unverständnis am 3. Dezember 1964: *„Komisch, mit denen von der ‚Subversiven Aktion' oder SDSlern kann ich über Theologie und Christentum nicht reden."* Tatsächlich war dies, wenn man bedenkt, daß die protestantische Herkunft Dutschkes sein moralisch dominiertes politisches Engagement weitgehend bestimmte, insofern gar nicht komisch, als es darauf verweist, daß die Studentenbewegung in weiten Teilen durchaus auch als nationalprotestantische Protestbewegung gegen den in den zweifellos muffigen fünfziger Jahren vorwiegend von katholischen Politikern in Gang gebrachten europäischen Einigungsprozeß gelesen werden kann - in dieser Hinsicht haben sich der protestantisch-nationalliberale Antiwestler Rudi Augstein und der preußisch-protestantische Moralist Rudi Dutschke durchaus verstanden. Komisch wird es allerdings dann, wenn Dutschke auf die von seiner Seite aus mit dem Vorwurf des Abschreibens verbundenen Auseinandersetzungen zwischen ihm und Rabehl wegen ihrer mit dem gleichen Thema - den sozialhistorischen Hintergründen des sowjetischen Marxismus - sich beschäftigenden Dissertationen eingeht und zu berichten weiß, daß die beiden Gutachter nicht nur seiner, sondern auch von Rabehls Arbeit - die beiden Soziologen Urs Jaeggi und Peter Furth - *„seinen* (Rabehls) *Text last not least nicht gelesen"* haben und daß Rabehl zudem *„ihre Gutachten geschrieben (hat)"*. Für jemanden, der mit seiner Frau keinen sexuellen, sondern *„sexual-ökonomischen"* Kontakt pflegte, dürfte dies in moralischer Hinsicht in höchstem Grade verwerflich gewesen sein, wobei er, wenn man in Betracht zieht, was die vielfach wegen ihrer vorgeblichen „revolutionären Verdienste" in entsprechenden Milieus aufgestiegenen Generationsgenoss(inn)en Dutschkes und Rabehls in pädagogischer Hinsicht im universitären und schulischen Milieu mittlerweile angerichtet haben, möglicherweise sogar Recht hatte. Unabhängig und jenseits privater Befindlichkeiten war die '68er-Bewegung vor allem durch ihre Internationalität gekennzeichnet, wovon die auf der CD-ROM **'68. Eine Weltrevolution** (Zürich/Berlin: edition 8/Assoziation A, 2002) versammelten filmischen Dokumente einmal mehr Zeugnis ablegen. *„Mit diesem vorliegenden Projekt"*, heißt es in dem 96 Seiten umfassenden Begleitheft, *„wird der Versuch unternommen"*, 1968 *„als ein engmaschiges Netz von Ereignissen, von Ideen, von Verhaltensweisen und Impulsen"* zu präsentieren. In dem Begleitheft selbst werden diese Ereignisse in fragmentarischer und assoziativer Weise in knapp fünfzig Stichworten angerissen, die - um nur einige Beispiele zu nennen - von „Kritik der Arbeit" über „Antiautoritarismus", „Selbstverwaltung", „Kulturindustrie", „Gesellschaft des Spektakels", „Guerilla", „Sexuelle Revolution" bis zu „Operaismus", „Massenarbeiter" und „Mythen von 1968" reichen. Die auf der CD-ROM versammelten Dokumente lassen sich im übrigen durch den Zugriff auf die Internetseite www.media68.com, auf der regelmäßig zusätzliche Dokumente veröffentlicht werden, ergänzen. Unabhängig und in gewisser Weise sicherlich auch jenseits eines politisch interessierten Zugangs zu den

Ereignissen um '68 sind diese längst auch zum bevorzugten Objekt akademischer Begierden geworden. Der von **Ingrid Gilcher-Holtey**, die vor einigen Jahren eine überaus lesenswerte Arbeit zum Pariser Mai '68 veröffentlicht hat, herausgegebene Band **1968 - Vom Ereignis zum Gegenstand der Geschichtswissenschaft** (Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht verlag, 1998, 307 S.) bringt dies bereits im Titel zum Ausdruck. Der Band enthält in drei Kapiteln - „Protest als Ereignis: Strukturelle und situative Faktoren", „Programmatik und Praxis: Die Neue Linke in Aktion", „Macht und Mythos der 68er Bewegung" - insgesamt neunzehn Beiträge, die unterschiedliche - ereignisgeschichtliche, theoretische, kulturelle - und naturgemäß unterschiedlich interessante Aspekte der bundesdeutschen, italienischen, französischen und us-amerikanischen Studentenbewegung thematisieren. Als eine systematisch vergleichende Studie versteht sich die Arbeit **Studentenbewegungen der 60er Jahre. Frankreich, BRD und USA im Vergleich** von **Michael Kimmel** (Wien: WUV Universitätsverlag, 1998, 276 S.), die das *„utopische Lehrstück"* im Hinblick auf seine materiellen Entstehungsbedingungen, seine ideologischen und subjektiven Aspekte sowie seine Interpretationsmöglichkeiten aus der *„historischen Halbdistanz"* untersucht. Im Zentrum der streng sozialwissenschaftlichen und methodisch fundierten Arbeit steht die Frage nach den unterschiedlichen subjektiven Konstitutionsbedingungen eines quasi objektiv sich durchsetzenden Struktur- und Wertewandels, die Frage danach also, auf welche Weise ideologische und utopische Projekte gesellschaftliche Entwicklungen zwar zumindest zeitweise durchaus zu bestimmen in der Lage sind, in ihren inhaltlichen Zielsetzungen von diesen aber letztlich konterkariert werden. Jenseits aller politischen Gruppen und Grüppchen im engeren Sinne war der Aufbruch der sechziger Jahre ganz wesentlich im weitesten Sinne kulturell vermittelt; Literatur, Musik, Theater haben langfristig sicherlich mehr zur Transformierung überkommener Mentalitäten beigetragen als die Lektüre des einen oder anderen sozialistischen Klassikers. Der von **Ulrich Ott und Friedrich Pfäfflin** herausgegebene Katalog **Protest! Literatur um 1968** zur gleichnamigen Ausstellung des Deutschen Literaturarchivs in Verbindung mit dem Germanistischen Seminar der Universität Heidelberg und dem Deutschen Rundfunkarchiv im Schiller-Nationalmuseum Marbach am Neckar (Marbach am Neckar: Deutsche Schillergesellschaft, 1998, 669 S.) vermittelt dies einmal mehr auf nachdrückliche Weise. Der verdienstvolle Band versammelt zeitgenössische Texte, Fotos und Kommentare und läßt sich über den eigentlichen Anlaß hinaus als eine Art von fragmentarischem Quellenwerk, das dem Anlaß entsprechend keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit erhebt, lesen und durchblättern. Den kulturellen Hintergründen und Auswirkungen der us-amerikanischen Bewegung der sechziger Jahre sind die Texte des von **Jürgen Heideking, Jörg Helbig** und **Anke Ortlepp** herausgegebenen Bandes **The Sixties Revisited: Culture - Society - Politics** (Heidelberg: Universitätsverlag C. Winter, 2001, 528 S.) gewidmet. Die insgesamt 25 Beiträge, allesamt in englischer Sprache, sind - neben einem „Prologue" und einem „Epilogue" - in drei Kapitel unterteilt: „Arts and Media", „Literatur and Society" und „History and Politics" und beschäftigen sich u.a. mit Marshall McLuhan, mit den Filmen des hierzulande leider kaum bekannten Robert Kramer, mit Grateful Dead und der Woodstock Nation, mit dem „Godfather of Soul" James Brown, mit John Cage, mit Donald Barthelme, mit Judith Butler und ihrer Rezeption in Deutschland, aber auch mit politischen Themen im engeren Sinne wie der Geschichte der Rechten in den sechziger Jahren oder der Frauenbewegung. Mit Protagonistinnen der bundesdeutschen Frauenbewegung beschäftigt sich **Ute Kätzel** in ihrem auf *„lebensgeschichtlichen Interviews"* beruhenden und insgesamt vierzehn Geschichten er-

zählenden Band **Die 68erinnen. Porträt einer rebellischen Frauengeneration** (Berlin: Rowohlt Berlin, 2002, 319 S.). Die Frauen, darunter Gretchen Dutschke-Klotz, Helke Sander, Sarah Haffner und Frigga Haug berichten von ihrer Politisierung, ihren Engagements und natürlich von jenen speziellen Schwierigkeiten, die ganz einfach daraus resultierten, daß auch bei den revolutionären Männern tradierte Frauenbilder en vogue waren. Einen ebenfalls subjektiven Erfahrungsbericht legt **Uwe Wesel** mit seinem Buch **Die verspielte Revolution. 1968 und die Folgen** (München: Karl Blessing Verlag, 2002, 350 S.) vor. Wesel wird, als er im Herbst 1968 zwecks Übernahme einer juristischen Professur aus München nach Berlin kam, für die damaligen Revoluzzer mit fünfunddreißig Jahren bereits ein älterer Herr gewesen sein. Aus der Sicht eines etablierten Akademikers erzählt er von seinen Erlebnissen und Empfindungen angesichts einer Bewegung, die das Weltbild auch eines weltoffenen und linksliberalen Sympathisanten sicherlich oft genug strapaziert haben wird; was auch für ihn am Ende bleibt, ist nichts anderes als *„ein Stelldichein von Fragen und Fragezeichen"*. Von einem, der für sich wohl alle entscheidenden Fragen glaubt beantwortet zu haben, handelt einmal mehr das Buch von **Elisabeth Niejahr** und **Rainer Pörtner** über **Joschka Fischers Pollenflug und andere Spiele der Macht. Wie Politik wirklich funktioniert** (Frankfurt am Main: Eichborn Verlag, 2002, 189 S.). Wer jedoch tatsächlich speziell etwas über Joschka Fischers Machtspiele erfahren will, greift wohl nach wie vor besser zu Christian Schmidts Buch über „Joschka Fischer und seine Frankfurter Gang", das bezeichnenderweise nicht im kurzen Literaturverzeichnis auftaucht, und wer allgemein über politische Machtspiele informiert sein will, kann dies mit einem kurzen Blick in die Tagespresse oder Nachrichtensendungen erledigen. In politische Machtspiele der eher merkwürdigen Art hatte sich auch die bundesdeutsche Stadtguerilla verwickelt und verwickeln lassen; einen notwendigerweise subjektiven Eindruck davon vermittelt **Peter-Jürgen Boock** in seinem Buch **Die Entführung und Ermordung des Hanns-Martin Schleyer. Eine dokumentarische Fiktion** (Frankfurt am Main: Eichborn Verlag, 2002, 204 S.), der mit dieser *„Innensicht"* wohl weiter an seiner ganz privaten Aufarbeitung seines früheren Engagements als Mitglied der RAF arbeitet, während **Stefan Aust** in **Der Lockvogel. Die tödliche Geschichte eines V-Mannes zwischen Verfassungsschutz und Terrorismus** (Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag, 2002, 383 S.) einmal mehr den trotz langwieriger juristischer Untersuchungen nie wirklich aufgeklärten Mord an dem Studenten Ulrich Schmücker im Juni 1974 und die Verwicklungen des Berliner Verfassungsschutzes in diesen Fall thematisiert. Einen gleichermaßen ungewöhnlichen wie ungewohnten Einblick in einen zwar eher marginalen, seinerzeit aber aus strategischen Gründen hoch politisierten Randbereich der Aktivitäten der Stadtguerilla vermittelt **Kurt Oesterle** in **Stammheim. Die Geschichte des Vollzugsbeamten Horst Bubeck** (Tübingen: Klöpfer & Meyer Verlag, 2003, 182 S.). Die Haftbedingungen der seit den frühen siebziger Jahren inhaftierten Gefangenen der RAF und anderer Gruppierungen waren damals über Jahre hinweg unter dem Stichwort „Folter" zum schließlich selbstreferentiellen Bezugspunkt einer Nachwuchs rekrutierenden Solidaritätspolitik geworden. Das aus einer Reportage für die „tageszeitung" hervorgegangene Buch über Horst Bubeck, der in jenen Jahren, in denen Ulrike Meinhof, Andreas Baader, Gudrun Ensslin, Jan-Carl Raspe und andere RAF-Mitglieder in Stammheim inhaftiert waren, stellvertretender Vollzugsdienstleiter dieser Anstalt war, will auf der Basis von dessen erfahrungsgesättigten Berichten einen Beitrag dazu leisten, *„den Mythos von der Isolationshaft, gar der Isolationsfolter endgültig zum Verpuffen"* zu bringen und zugleich *„das immer weiter*

ausufernde System von Vergünstigungen vor Augen führen", „die den RAF-Gefangenen von der Justiz gewährt wurden". Einen ganz anders gearteten Beitrag zur kritischen Hinterfragung terroristischer Strategien leistet **Oliver Tolmein** mit seinem Buch **Vom Deutschen Herbst zum 11. September. Die RAF, der Terrorismus und der Staat** (Hamburg: Konkret Literatur Verlag, 2002, 256 S.). Ausgehend von den Anschlägen des 11. September problematisiert Tolmein *„die verkürzten antiimperialistischen Analysen der RAF und anderer linksradikaler Gruppen aus den siebziger und achtziger Jahren"*, die sich, wie man den im zweiten Teil des Buches dokumentierten Texten entnehmen kann, nahezu ausschließlich auf die USA und deren Politik konzentrierten und dabei die eigene deutsche Geschichte mit ihren Kontinuitäten weitgehend aus den Augen verloren; die Linke wird sich, will sie ihrem eigentlichen Anliegen, einer sozialrevolutionären Transformierung kapitalistischer Verhältnisse, treu bleiben, die Frage stellen müssen, ob und inwieweit es Schnittstellen zwischen ihrem kruden Antiimperialismus in der Tradition der RAF und dem antiwestlichen Terrorismus islamistischer Gruppen gibt. Unabhängig davon bleibt festzuhalten, daß die Reaktionen sowohl des bundesdeutschen Staates auf die RAF als auch der USA auf den islamistischen Terror sich gleichen: In beiden Fällen gibt es eine starke Tendenz, die Fundamente eines liberalen Rechtsstaat auszuhöhlen und einer autoritären, vom Freund-Feind-Denken geprägten Gesellschaft den Boden zu bereiten. Einen stark von subjektiven Erfahrungen geprägten Eindruck vermitteln die von der **autonomen L.U.P.U.S.-Gruppe** unter dem Titel **Die Hunde bellen... Von A bis RZ. Eine Zeitreise durch die 68er Revolte und die militanten Kämpfe der 70er bis 90er Jahre** (Münster: Unrast Verlag, 2001, 190 S.) versammelten Texte, die sich, ausgehend von Zerfall und Selbstauflösung der „Revolutionären Zellen" in den achtziger und neunziger Jahren, noch einmal in fragmentarischer und manchmal etwas pittoresker Art mit einzelnen Episoden militanter Auseinandersetzungen im Grenzbereich bürgerlicher Respektabilität beschäftigen, wobei in personeller Hinsicht einmal mehr die Frankfurter Szene mit Joschka Fischer ins Visier gerät, während in inhaltlicher Hinsicht insbesondere die nicht nur im Rückblick mehr als fragwürdige antizionistische Palästinasolidarität deutscher Linksradikaler thematisiert wird; durchaus brauchbar ist eine den Band abschließende „Chronologie von 1970-2001". Was die angesprochene Palästinasolidarität angeht, so dürften auch die ehemaligen Protagonist(inn)en und Mitglieder des „Kommunistischen Bundes" (KB), der im allgemeinen als seriöseste aller bundesdeutschen marxistisch-leninistischen Organisationen eingeschätzt wird, einiges an Aufarbeitung nachzuholen haben, falls sie dies noch nicht, wie die Herausgeber(innen) der „Bahamas", eines Spaltprodukts des KB in Zeiten von dessen Auflösung und heute das führende Organ der Antideutschen, erledigt haben sollten. **Michael Steffen** hat sich in seiner unter dem Titel **Geschichten vom Trüffelschwein. Politik und Organisation des Kommunistischen Bundes 1971 bis 1991** (Berlin: Assoziation A, 2002, 409 S.) in einer gekürzten Fassung (die Originalversion ist im Internet einsehbar: www.archiv.ub.uni-marburg.de/diss/z2002/0060/) gedruckten Marburger Dissertation das Ziel gesetzt, *„die Organisationsstrukturen und Politikkonzepte des KB im Verlaufe seiner 20-jährigen Geschichte... im Kontext der Entwicklungslinien der Neuen Linken nach 1968/73 herauszuarbeiten"*. Dies erfolgt im Rückgriff sowohl auf die umfangreichen gedruckten Materialien als auch interne Quellen und Archivalien sowie Gespräche und Korrespondenzen mit ehemaligen Aktivisten in insgesamt fünf Kapiteln: „Formierung der ML-Bewegung und Gründung des KB (1971)", „Der KB als regionales Zentrum der ML-Bewegung (1971-75)", „Der KB im Kontext der neuen sozialen

Bewegungen (1976-79)", „Niedergang der ML-Bewegung, Spaltung des KB (1979)" und „Marginalisierung und Auflösung des KB (1980-91)". Die im besten Sinne *„exemplarische Arbeit"*, die zugleich die erste *„Gesamtdarstellung einer K-Gruppe überhaupt"* ist, ist nicht nur Organisationsgeschichte, sondern insbesondere auch eine Geschichte der im KB geführten inhaltlichen Debatten über „neuen Faschismus", über Hochschul-, Frauen- und Betriebspolitik, über die Mitte der siebziger Jahre einsetzende Anti-AKW-Arbeit, über Antifaschismus, über konkurrierende Alternativbewegungen und - im Kontext der ersten Spaltung - über die Grünen. Im Anhang enthält die Arbeit neben den üblichen bibliographischen Verzeichnissen umfangreiche biographische Angaben zu leitenden Kadern des KB sowie einige Karikaturen zur seinerzeitigen Konkurrenzorganisation KBW, zu der man sich, wie auch zu den sonstigen ML-Organisationen, eine ähnlich umfassende und gelungene Arbeit wie die hier vorliegende wünscht. Vergleichsweise wenig erhellend sind drei Publikationen, die einer eher distanzierten und konservativen Rezeption der '68er Ereignisse zuzuordnen sind. Gerd Langguth, seinerzeit ein führender Funktionär des „Rings Christlich-Demokratischer Studenten", hatte bereits 1971 unter dem Titel „Protestbewegung am Ende" ein in den folgenden Jahren unter leicht veränderten Titeln immer wieder ergänztes und umgeschriebenes und weitgehend in der additiven Manier von Verfassungsschutzberichten abgefaßtes dokumentarisches Werk zur Studentenbewegung vorgelegt, dem er mit seinem neuesten Buch **Mythos '68. Die Gewaltphilosophie von Rudi Dutschke - Ursachen und Folgen der Studentenbewegung** (München Olzog Verlag, 2001, 224 S.) aus Anlaß der sogenannten „Fischer-Debatte" vom Januar 2001 eine neue Version hinzugefügt hat. Langguth interpretiert die '68er Bewegung vorwiegend von ihren zweifellos realen, vielfach - insbesondere im Hinblick auf die von studentischen Kadern fiktiv antizipierte proletarische Revolution - aber auch bloß imaginären gewalttätigen Aspekten her und polemisiert insbesondere gegen die weit verbreitete These, derzufolge die Studentenrevolte einen Modernisierungsschub und eine neue Fundierung bundesdeutscher Demokratie mit sich gebracht habe, wobei er sich partiell durchaus positiv auf die entsprechende Geschichtsschreibung ehemaliger '68er wie Gerd Koenen, Wolfgang Kraushaar und Oskar Negt bezieht. Als Rückblick aus liberal-konservativer Sicht läßt sich das Buch **Der Aufruhr der 68er. Zu den geistigen Grundlagen der Studentenbewegung und der RAF** von **Gerhard Fels** lesen (Bonn: Bouvier Verlag, 1998, 286 S.), das im Anschluß an Überlegungen zu den drei grundlegenden Begriffen „antifaschistisch", „antiautoritär" und „antiimperialistisch" in drei Kapiteln „Die geistigen Väter der Studentenrevolte", „Die Etappen der Revolte" und „Die Terroristengeneration" abhandelt. Trotz allen Verständnisses für mancherlei Motive der revoltierenden Studenten grenzt sich Fels deutlich von ihrem „Manichäismus" ab, gesteht aber sogar der RAF zu, daß sie sich *„von allen terroristischen Gruppen durch ihr Ziel unterschied. Es ging ihr nicht um nationalistische, regionalistische, rassische oder religiöse Interessen, nicht einmal um den klassischen Klassenkampf, sondern einzig darum, Zeichen zu setzen, die auf das Elend weiter Teile der Weltbevölkerung hinwiesen, und durch sie aufzurütteln."* Einen solchen Satz würde heute, fünf Jahre später, wahrscheinlich kein bürgerliches Feuilleton mehr drucken, jenes Milieu also, in dem **Jürgen Busche** beheimatet ist, der mit seinem Buch **Die 68er. Biographie einer Generation** (Berlin: Berlin Verlag, 2003, 189 S.) in klassisch feuilletonistischem Stil auf manchmal durchaus unterhaltsame Manier große Linien zieht, hinter denen sich manche Ungenauigkeit versteckt - alles mögliche wird thematisiert, nichts wird wirklich ausgeführt. Bemerkenswert bleibt allenfalls der deutliche Hinweis darauf, daß in den

fünfziger Jahren in der Bundesrepublik *„ein Umdenken eingeleitet wurde, das Deutschland im Westen fast revolutionär veränderte"* und daß Adenauer, der ein tiefes Mißtrauen gegen die Deutschen im allgemeinen und die auf ihn folgende Generation, die in ihren Lebensläufen und ihren Karrieren eng mit dem Nationalsozialismus verbunden war, im besonderen hegte, sein *„wichtigste(s) Ziel"* darin sah, *„Deutschland nach Westen zu bringen, eine deutsche Demokratie im Kreis der alten westeuropäischen Demokratien zu verankern, die Jugend des Landes im demokratischen Westen heimisch zu machen"*. Ob die '68er unter der derzeitigen Führung von Gerhard Schröder, der *„in jeder Lage und in jeder Verkleidung so aus(sieht), als käme er aus einem Film von Rainer Werner Fassbinder"*, als *„Enkel Adenauers"* tatsächlich *„das westdeutsche Bürgertum an das zivilisatorische Niveau des westlichen Welt"* weiter heranzuführen in der Lage sind, sei einmal dahingestellt. Zum Abschluß sei schließlich auf auf ein Buch hingewiesen, das sich bei der Beschäftigung mit der Studentenbewegung als wichtiges Hilfsmittel erweist: **Die Studentenproteste der 60er Jahre. Archivführer - Chronik - Bibliographie**, herausgegeben von **Thomas P. Becker** und **Ute Schröder** (Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag, 2000, 381 S.). Der Band enthält im ersten Teil einen sicherlich nicht erschöpfenden (so fehlen z.B. die nicht wenigen im Laufe der neunziger Jahre entstandenen lokalen Bewegungsarchive), aber durchaus umfangreichen Überblick über entsprechende Bestände in staatlichen, kommunalen, universitären und privaten Archiven, im zweiten Teil eine umfangreiche, rund zweihundert Seiten umfassende „Chronik der Studentenbewegung" und im dritten Teil schließlich eine rund fünfzig Seiten umfassende Literaturübersicht; abgeschlossen wird der Band mit Registern zu Institutionen, Organisationen, Hochschulen, Personen, Orten und Ländern sowie einem Abkürzungsverzeichnis.

Auch die Linke bedarf offensichtlich einer Geschichtsschreibung, die wenig mit selbstreflexiver Kritik, statt dessen mehr mit nicht zuletzt identitätsstiftender Selbstdarstellung zu tun hat. Soweit dies einen vorwiegend dokumentarischen Charakter hat, mag auch eine solche Geschichtsbetrachtung durchaus ihren Sinn haben; problematisch, wenn nicht fragwürdig wird es jedoch dann, wenn ein vordergründig dokumentarischer Aspekt in bloße Apologie umschlägt. Den beiden von **HKS 13** herausgegebenen Bänden **hoch die kampf dem. 20 Jahre Plakate autonomer Bewegungen** (Hamburg/Berlin/Göttingen: Verlag Libertäre Assoziation/Verlag der Buchläden Schwarze Risse-Rote Straße, 1999, 239 S.) und **vorwärts bis zum nieder mit. 30 Jahre Plakate unkontrollierter Bewegungen** (Berlin: Assoziation A, o.J. [2002], 288 S.) kann man ohne Zweifel eine vorwiegend dokumentarische Absicht unterstellen; während der erste Band sich auf die autonomen Bewegungen der achtziger und vorwiegend der neunziger Jahre konzentriert, geht der zweite Band zeitlich darüber hinaus bis in die sechziger Jahre zurück, wobei dementsprechend inhaltlich nicht mehr von *„autonomen"*, sondern in großzügiger Weise von *„unkontrollierten"* Bewegungen die Rede ist. Die in zahllosen farbigen Abbildungen dokumentierten Plakate sind in beiden Bänden jeweils spezifischen Themenkomplexen zugeordnet und werden zusätzlich in begleitenden, von den Herausgebern wie ein *„große(r) bunte(r)e Blumenstrauß gemischt(en)"* Textbeiträgen erläutert. Beiden Bänden sind zudem CD-ROMs beigegeben, auf denen ganz erheblich mehr Plakate dokumentiert sind als in den Büchern selbst - auf der des ersten Bandes knapp 3.000 und auf der des zweiten Bandes mehr als 8.300. Auch wenn damit sicherlich nur ein Bruchteil der in den letzten Jahrzehnten zum politischen Gebrauch produzierten Plakate erfaßt ist, bietet die mit erheblichem

Rechercheaufwand zusammengestellte zweibändige Dokumentation einen hervorragenden Einblick in die naturgemäß unterschiedlich gelungene und gefallende Kunst des politischen Plakats. Einen sicherlich auch dokumentarischen, jedoch ins Apologetische umschlagenden Charakter hat der von der Aufmachung und konzeptionell ähnlich angelegte, von der **A.G. Grauwacke** herausgegebene Band **Autonome in Bewegung. Aus den ersten 23 Jahren** (Berlin: Assoziation A., o.J. [2003], 406 S.). Auch dieser Band enthält zahllose Abbildungen - allesamt in schwarz-weiß -, die jedoch, neben einer wichtige politische Ereignisse dokumentierenden „Zeitleiste", einen eher textbegleitenden Charakter haben. Die Darstellung bezieht sich auf die bundesdeutschen Autonomen der achtziger und neunziger Jahre, schließt also die späten sechziger und die siebziger Jahre, die Zeit also, aus der eine fundierte inhaltliche Bestimmung des Begriffs Autonomie, vorwiegend im Kontext operaistischer Theoriebildungsprozesse, aber auch im Kontext rätekommunistischer Traditionen, überliefert ist, explizit aus. Der Band bestätigt somit einmal mehr, daß es sich bei der hier gemeinten autonomen Bewegung um ein spezifisches Phänomen handelt, das - die eine oder andere Ausnahme mag die Regel bestätigen - in seinem so gerne heroisierten „militanten Alltag" wenig bis überhaupt nichts mit jener Autonomie zu tun hat, die sich in den Kontexten einer sozialrevolutionären antikapitalistischen Tradition zu verorten weiß. Die hier gemeinte autonome Bewegung wird man nur dann adäquat beurteilen können, wenn man sie explizit in den Kontext der weitgehend bürgerlichen deutschen Jugendbewegungen des 20. Jahrhunderts stellt, die in soziologischer Sicht nichts anderes waren, als eruptive Ausbrüche, deren Protagonisten mal die Klampfe, mal den Pflasterstrand zur Hand nahmen, und damit nichts anderes bezweckten, als der jeweiligen Väter- und Müttergeneration einen gehörigen Schrecken einzujagen, ehe man sich an deren Stelle gesellschaftlich relevant zu positionieren wußte und weiß. Der hier vorzustellende Band über die autonome Jugendbewegung, von älteren Protagonisten derselben unter Verzicht auf Protagonistinnen verfaßt und auf Berlin konzentriert, geht in vier Kapiteln chronologisch (1980-1984; 1984-1987;1987-1990; neunziger Jahre) und innerhalb der Chronologie themenzentriert vor; man darf wohl davon ausgehen, daß nahezu alle wesentlichen Themenkomplexe, die autonome Befindlichkeiten tangierten, angesprochen werden - von der frühen Anti-Atom-Bewegung über die sich oft genug machistisch verselbständigende autonome Militanz, das Verhältnis zu den „Revolutionären Zellen", diverse Kampagnen (IWF, Shell) bis zum Antirassismus, dem „Autonomie-Kongreß" 1995 und zu diversen Organisationsdebatten. Eine bemerkenswerte Lücke weist das Werk allerdings auf und der verwirrte Leser fragt sich unvermeidlich, worauf dies wohl schließen läßt: Es gibt tatsächlich kein eigenes Kapitel zum ansonsten in autonomen Milieus unvermeidlichen und gerade für sie sowohl im persönlichen als auch kollektiven Sinne identitätsstiftenden und vorgeblich antipatriarchalischen Antisexismus - sollte der damit über Jahre einhergehende denunziatorische Irrsinn tatsächlich einigen älteren Herren fragwürdig geworden sein? Da der Irrsinn in guter deutscher Tradition jedoch verschwiegen und verdrängt und nicht - wie es ohne Zweifel angebracht wäre - an hervorragender Stelle kritisch thematisiert wird, darf man wohl bezweifeln, daß dieser Einfall deutscher Barbarei in vorgeblich sozialrevolutionäre Milieus, der unter dem Schutzschild eines weitgehend protestantisch-entsinnlichten sogenannten (radikal)feministischen Gedankenguts den autonomen Mann in seiner „autonomen Männergruppe" noch einmal seine entsinnlichte und enterotisierte Existenz im Kampf mit dem Feind „erleben" ließ, den Exkämpfern tatsächlich zum Problem geworden ist. Im Fall der Autonomen mußte sich der von Nicolaus Sombart in sei-

ner exzentrischen Welt- und Menschenvernichtungsstrategie exzellent analysierte „deutsche Mann" damit begnügen, daß an seinem aus einer Freund-Feind-Metaphysik gespeisten Wesen und der damit einhergehenden paranoiden Weltkonstruktion nicht mehr die ganze Welt, sondern im großen und ganzen nur noch das autonome Biotop genesen sollte, das irgendwann keinerlei Zulauf mehr hatte und sich somit selbst erledigte; es ergab sich von daher auch keine Notwendigkeit, daß die alliierten Befreiungskräfte von 1945 ein weiteres Mal in zivilisatorischer Absicht in deutsche Vernichtungspraxis, die sich einmal mehr als Befreiung anzupreisen wußte, eingreifen mußte. Immerhin ziehen die Autoren in einem abschließenden - euphorisch „Und die nächsten 23 Jahre?" betitelten Kapitel - in fünf zum Teil durchaus selbstkritischen Stellungnahmen eine Art Resümee. *„Der* protestantische Moralismus", heißt es dort an einer Stelle in subjektloser Manier, *„der radikale Strömungen gern begleitet, hat auch die Autonomen nicht verschont"* und offensichtlich bevorzugt jene angezogen, *„die mühselig und beladen sind, die FreundInnen der einfachen Lösungen"* also. Aber nicht einmal dies ist originär, sondern hinterläßt den Eindruck einer Aneignung von Fremderkenntnis: *„At the same time"*, so schrieb bereits 1997 der Amerikaner George Katsiaficas in seinem Buch „European Autonomous Social Movements", *„the Protestant ethic so proudly claimed by Max Weber to be at the heart of capitalism continued to be a powerful force on political activists. One could begin by pointing out that the Autonomen black uniform is the same color as that of the Puritans. Even in the movement, puritanical norms are evident."* Einmal abgesehen davon, daß auch Katsiaficas mit Sicherheit nicht der erste gewesen ist, der auf den Zusammenhang von Autonomen und Puritanismus hingewiesen hat, ist es wohl überflüssig darauf aufmerksam zu machen, daß er mit seiner Rede von *„black uniforms"* in einer in diesem Fall wohl allzu höflichen Manier ganz beiläufig auf andere „deutsche Männer" in solchen Uniformen verweist. Amüsanter ist jedoch sein auf Max Weber zurückgehender Verweis auf die enge Verbindung von protestantischer Ethik und Kapitalismus; wenn man nun, wie Katsiaficas dies zurecht tut, davon ausgeht, daß gerade die autonomen Milieus in ihrer verklemmten Rigidität von protestantischer Ethik stark geprägt waren, dann stellt sich logischerweise die Frage, ob und inwieweit die Autonomen zwar nicht unbedingt den Geist eines zeitgemäßen Kapitalismus repräsentierten - das wäre zweifellos zu viel verlangt -, aber so etwas wie ein Experimentierfeld kapitalistischer Modernisierung in einem speziellen Kontext darstellten. Intellektuell aufgewecktere Autonome könnten dem Hinweis auf einen solchen Zusammenhang vielleicht dann doch noch zu einer Rezeption operaistischer Theorieansätze nutzen und bei dieser Gelegenheit vielleicht auch den einen oder anderen Gedanken auf einen antikapitalistisch-sozialrevolutionären Begriff von Autonomie verschwenden. Ausnahmsweise sei zum Abschluß die Frage nach den „nächsten 23 Jahren" auf *„einfache"* Weise beantwortet: Da es sich bei der autonomen Jugendbewegung in ideologischer Hinsicht zu einem ganz erheblichen Teil um eine Gemengelage aus städtischem Protestantismus und provinziellem Pietismus handelte, die auf Grund einer durch Zuwanderung aus den pietistischen Provinzen Süddeutschlands in das von einer Mauer lange Zeit wie ein Biotop geschützte Berlin-Kreuzberg dort besonders wirksam gedeihen konnte und da dieses Biotop seine explosiven Verklemmungen zum einen genügend selbstdestruktiv hat ausleben können und zum anderen mittlerweile im Kontext hier nicht weiter zu thematisierender sozialer und politischer Entwicklungen modernisiert und ausgetrocknet worden ist, wird es auch in Berlin keine „nächsten 23 Jahre" einer autonomen Jugendbewegung mehr geben; Werk und Resümee der fünf älteren Herren legen nicht zuletzt genau davon Zeugnis ab. Hin-

zuweisen bleibt schließlich noch darauf, daß zwecks weiterer Informationen und einer Diskussion des Buches und seiner Inhalte eine Internetseite eingerichtet worden ist: www.autox.nadir.org.

Seit 1993 erscheint das u. a. von Hermann Weber herausgegebene **Jahrbuch für Historische Kommunismusforschung**, zuerst im Berliner Akademie Verlag, seit zwei Ausgaben im Aufbau Verlag. Ein Jahr zuvor, 1992, hatte an der Universität Mannheim eine die Thematik des Jahrbuchs bereits auslotende Konferenz über die „weißen Flecken" in der Geschichte des Kommunismus stattgefunden, deren Beiträge in dem 1993 erschienenen Tagungsband „Kommunisten verfolgen Kommunisten. Stalinistischer Terror und ‚Säuberungen' in den kommunistischen Parteien Europas seit den dreißiger Jahren" (Berlin: Akademie Verlag, 1993) veröffentlicht wurden. Die Beiträge waren noch ganz von den ersten Forschungen in der Folge der Öffnungen der Archive nach 1989 bzw. 1991 bestimmt. Dementsprechend standen vor allem „spektakuläre Ergebnisse" zumeist zu den Unterdrückungsapparaten und seinen Mechanismen, z.B. die diversen Schauprozesse, im Vordergrund. Dies sollte in den folgenden Jahren auch die inhaltlichen Schwerpunkte des „Jahrbuchs" bestimmen, die eindeutig auf den „staatlichen Aspekten" des kommunistischen Herrschaftssystems liegen, während die sozialen Bewegungen, vor allem da, wo sie mehr oder weniger mit der traditionellen Arbeiterbewegungsgeschichte übereinstimmen, eher untergeordnet behandelt werden. In geographischer Hinsicht liegt der Schwerpunkt der Beiträge auf Deutschland (DDR) und Osteuropa, insbesondere der Sowjetunion. Dies trifft auch auf die beiden hier anzuzeigenden Bände zu (Jahrbuch 2000/2001, Berlin: Aufbau Verlag, 2001, 582 S.; Jahrbuch 2002, Berlin: Aufbau Verlag, 2002, 502 S.). Beide Bände gliedern sich in bewährter Weise in Abhandlungen, Miszellen, Dokumentation, ein der Diskussion neuerer Forschungsergebnisse gewidmetes Forum, biographische Skizzen und Rezensionen. Außerdem ist seit dem Wechsel zum Aufbau Verlag der seit 1993 sporadisch erschienene und von Bernhard H. Bayerlein redaktionell betreute **International Newsletter of Communist Studies** dem Jahrbuch angegliedert, dem Band 2000/20001 die Nr. 14, dem Band 2002 die Nr. 15. Der „Newsletter" informiert vor allem über Forschungsprojekte, Tagungen, Veröffentlichungen usw. und dient somit der „Vernetzung" der Forschung. Es ist an dieser Stelle angesichts der Vielfalt der in den beiden Bänden erörterten Themen unmöglich, alle Beiträge aufzuführen oder gar näher vorzustellen. Verwiesen sei deshalb nur exemplarisch auf die Beiträge über die „Vernichtung des Fremden" während des „Großen Terrors" der Jahre 1937/38 in der Sowjetunion von Barry McLoughlin, über „Kommunistische Künstler in der Sowjetunion der dreißiger Jahre" von Berthold Unfried und über die „Säuberungen im kubanischen Kommunismus" von Reiner Tosstorff im Jahrbuch 2000/2001 und auf den interessanten Dokumentationsteil im Jahrbuch 2002, der ein bisher unveröffentlichtes, wahrscheinlich auf ihre Vorlesungen an der SPD-Parteischule zurückgehendes Manuskript von Rosa Luxemburg über die soziale und ökonomische Deutung der Sklaverei sowie Aufzeichnungen von Noel Field aus dem Jahre 1954 im ungarischen Gefängnis enthält, die wesentliche Hintergründe zu den osteuropäischen Schauprozessen nach 1948 liefern. Insgesamt versammeln auch diese beiden Bände wieder interessante und wichtige Beiträge zur Kommunismusgeschichte; zu wünschen bleibt, daß das weitere Erscheinen des Jahrbuchs auf lange Zeit gesichert bleibt, verbunden mit der Hoffnung auf eine thematische Verbreiterung.

„Möge das ganze Unternehmen dazu beitragen, daß angesichts des zuweilen alexandrinischen Eifers, mit dem heute an so vielen Orten sowohl in der akademischen Soziologie als auch in der empirischen Sozialforschung nur mehr mit Sekundär- und Tertiärliteratur gearbeitet wird, die aufmerksame, anstrengende und kritische Lesearbeit an den Primärquellen zu neuer Blüte gelange." Dieser Wunsch, geäußert im Vorwort des von **Dirk Kaesler und Ludgera Vogt** herausgegebenen Bandes **Hauptwerke der Soziologie** (Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 2000, 501 S.), gilt ohne Zweifel auch für die anderen hier anzuzeigenden lexikalischen Werke, ebenso wie der Hinweis, daß es *„an dieser Stelle keine sinnvolle Auseinandersetzung über die von uns endgültig getroffene Auswahl (wird) geben können"*. Die Soziologie ist eine relativ junge, nicht einmal zweihundert Jahre zählende Wissenschaft, deren akademische Etablierung, nicht zuletzt wegen zahlreicher die Grenzen zu anderen akademischen Fächern überschreitender Fragestellungen, durchaus mancherlei inhaltliche und institutionelle Auseinandersetzungen mit sich brachte. Mancherorts wird die ohne Zweifel wichtige Rolle, die sie im 20. Jahrhundert nicht nur im engeren akademischen Milieu, sondern insbesondere auch in der angewandten Sozialforschung spielte, für zukünftige Problemstellungen bereits in Frage gestellt, begleitet von Abgesängen zugunsten der neuen „Leitwissenschaft" Biologie. Von daher ist es möglicherweise kein Zufall, daß nahezu gleichzeitig neben dem erwähnten Band noch zwei weitere lexikalische Werke zur Soziologie erschienen sind, die allesamt nicht nur Resümee sein, sondern vor allem auch zu weiterer Beschäftigung mit soziologischen Fragestellungen anregen wollen: zum einen der von **Sven Papcke** und **Georg W. Oesterdiekhoff** herausgegebene Band **Schlüsselwerke der Soziologie** (Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2001, 547 S.) und zum anderen der von **Georg W. Oesterdiekhoff** alleine herausgegebene Band **Lexikon der soziologischen Werke** (Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 2001, 759 S.). In ihrem grundlegenden Anliegen unterscheiden sich die drei Werke nicht: Es geht darum, in möglichst konzentrierter Form die grundlegenden Thesen und wichtigsten Erkenntnisse der jeweils vorgestellten Werke zu präsentieren und diese dabei in ihrem Entstehungs- und Wirkungskontext zu verorten, wobei unterschiedlich ausführliche Literaturhinweise der Weiterarbeit dienlich sind. Es versteht sich von selbst, daß eine ganze Reihe von Werken - z.B. solche der *„'Soziologischen Dreifaltigkeit', gebildet von Karl Marx, Emile Durkheim und Max Weber"* (Kaesler/Vogt) - in zwei oder gar allen drei Bänden vorgestellt werden und daß die entsprechenden Texte von unterschiedlicher Qualität sind. Ein quantitativer Unterschied resultiert aus der Anzahl der jeweils vorgestellten Werke: Die „Hauptwerke" beschränken sich auf eine *„(absichtsvoll) außerordentlich kleine Zahl von 107 Büchern"*, während die konzeptionell ähnlich angelegten „Schlüsselwerke" bei einer *„Beschränkung auf 202 Zentralwerke eine strenge Exemplarik"* beanspruchen; das *„in arbeitsteiliger und sinnvoller Ergänzung"* zu den „Schlüsselwerken" edierte „Lexikon" präsentiert in kürzeren Texten *„etwa 750 wichtige Werke der internationalen Soziologie"*, wobei sich speziell in diesem Fall über die tatsächliche Relevanz des ein oder anderen Werkes - besonders solche jüngeren Datums - natürlich streiten läßt. Alle Bände lassen sich über unterschiedlich gestaltete Register (Autoren, Titel, Werke, Mitarbeiter, Sachbegriffe) recht gut erschließen; kurze Vorworte skizzieren die jeweiligen Absichten. Einen vermutlich ungewollten Genuß der besonderen Art bietet die Lektüre der Vorbemerkung zu den „Schlüsselwerken", die wohl von Sven G. Papcke zu verantworten ist, dessen Hauptwerk, die 1973 in Buchform erschienene Dissertation „Progressive Gewalt", in der Hochzeit der

seinerzeit noch revolutionär sich inszenierenden akademischen Linken des Titels wegen zwar von vielen gekauft, aufgrund der ausgeprägten stilistischen Holprigkeit und dadurch bedingten Unlesbarkeit aber von niemandem gelesen wurde - nicht einmal der Doktorvater, der soziologische Feingeist Urs Jaeggi, soll, so die Gerüchte, die Arbeit bewältigt haben. In dieser Vorbemerkung ist in einer alle populären antisoziologischen Vorurteile abrufenden begrifflich verquasten Manier die Rede davon, daß die gebotene *„Leistungsschau"* zwar *„Regeln, aber keiner sichtbaren Logik (unterliegt)"*, daß die „Schlüsselwerke" *„eine quasi genetische Spektralansicht soziologischer Einsichtsfähigkeit in die Zusammenhänge der Sozialwelt"* vermitteln wollen und daß *„Beachtungskonjunkturen von Schlüsselwerken (sich paradoxerweise) nicht selten ihrer gelungenen Kommunikation (verdanken)"*. Da mag der neugierige Leser sich dann - *„heideggersch gesprochen"* - *„raum-zeitlich beziehungsweise sozial-positional, folglich ideologisch"* auf akademische Irrwege geführt fühlen, die der inhaltlichen Neugierde zweifellos wenig zuträglich sind. Hingewiesen sei abschließend noch auf den von **Theo Stammen/Gisela Riescher/Wilhelm Hofmann** herausgegebenen Band **Hauptwerke der politischen Theorie** (Stuttgart: Alfred Kröner Verlag, 1997, 573 S.), der von Aristoteles bis Zetkin neben den Klassikern der politischen Theorie repräsentative Werke verschiedener Denkschulen in prägnanten Abhandlungen von durchschnittlich vier Seiten vorstellt. Insgesamt werden in diesem Nachschlagewerk, *„das die repräsentativen, bedeutenden und wirkungsmächtigen Texte der politischen Theoriegeschichte aus allen Epochen der abendländisch-europäischen Ideengeschichte in Werkmonographien versammelt"*, 154 Werke besprochen. Die jeweiligen Essays der gut siebzig Mitarbeiter bemühen sich dabei um *„eine möglichst dichte Beschreibung der Entstehung, des Gehalts sowie der epochalen Bedeutung und nachfolgenden Rezeptions- und Wirkungsgeschichte"*. Ein chronologisches Werkverzeichnis, ein Titel- sowie ein Sachregister erleichtern die solide Arbeit mit dem vorliegenden Band und ermöglichen es dem Leser, sich in wenigen Minuten eine Orientierung über das gewünschte Werk der politischen Theorie zu verschaffen. Daß aber auch - wie üblich bei Nachschlagewerken - häufig ein „Schmökern" interessant sein kann, mögen etwa die unter A, L und P hintereinander vorgestellten Werke folgender Autoren verdeutlichen: Aristoteles - Aron - Augustinus; Locke - Luhmann - Lukács und Platon - Popper - Proudhon geben sich hier die Ehre. Auch entlegenere Schriften wie etwa Dantes „Monarchia" oder Etienne de La Boeties „Discours de la servitude volontaire" fanden Eingang in die „Hauptwerke der politischen Theorie".

Die Philosophie ist über Jahrhunderte hinweg, nachdem sie diesbezüglich die Theologie abgelöst hatte, die Leitwissenschaft des westlichen Denkens gewesen. Im Kontext des Industrialisierungsprozesses ist sie dieser Rolle in einem schleichenden Prozeß verlustig gegangen; an ihre Stelle trat die Soziologie. Heute ist die Philosophie eine weitgehend akademische Angelegenheit geworden, überstrahlt von einigen wenigen Denkern, die zumeist weniger als Philosophen im engeren Sinne, sondern eher als Geisteswissenschaftler auftreten und entsprechend zur Kenntnis genommen werden. So ist es wenig verwunderlich, wenn etwa Odo Marquard nicht die Philosophie im speziellen, sondern die Geisteswissenschaften allgemein als "Kompensationswissenschaften" gegenüber den utilitaristisch und ökonomistisch aufgegriffenen und verwerteten Ergebnissen der Naturwissenschaften ins Felde führt; zur gleichen Zeit sieht sich die akademische Philosophie in ihrer abgeschlossenen Selbstbezüglichkeit zunehmend in Frage gestellt (vgl. z.B. Joachim Jung, Der Niedergang der Vernunft. Kritik der

deutschsprachigen Universitätsphilosophie, Frankfurt/Main 1997). Ob Lexika verlorene Kompetenz zurückbringen können darf in Frage gestellt werden, allerdings geben sie ohne Zweifel über den jeweiligen Stand der Dinge mehr oder weniger umfassend und ausreichend Bescheid. Das gilt auch für die von **Bruno Jahn** bearbeitete **Biographische Enzyklopädie deutschsprachiger Philosophen** (München: K.G. Saur Verlag, 2001, 718 S.), die auf der zwischen 1995 und 2000 erschienenen „Deutschen Biographischen Enzyklopädie" aufbaut, wobei allerdings, da diese „Enzyklopädie" keine noch lebenden Personen verzeichnete, zusätzlich rund 170 Artikel zu zwischenzeitlich verstorbenen Philosophen aufgenommen und andere überarbeitet und ergänzt wurden, so daß insgesamt 1.370 Philosoph(inn)en aus dem deutschsprachigen „Kulturraum" vom frühen Mittelalter bis zur Jetztzeit, also z.B. auch Österreicher oder Schweizer, Eingang in die „Biographische Enzyklopädie" gefunden haben. In inhaltlicher Hinsicht wurde ein bewußt breites Verständnis von Philosophie zugrunde gelegt, so daß nicht nur Philosophen im engeren fachlichen oder gar akademischen Sinne, sondern auch solche Personen, deren Arbeitsschwerpunkte in anderen Metiers lagen, Berücksichtigung finden; dies, wie auch der Umfang der einzelnen Beiträge, wirft im ein oder anderen Fall sicherlich Fragen auf, die aber bei einem solchen Unternehmen nicht zu vermeiden sind. Abgesehen davon, lassen sich bei der Lektüre mancherlei Entdeckungen machen, während andere Beiträge, insbesondere natürlich jene zu den philosophischen Haupt- und Staatspersonen, eher der Auffrischung gespeicherter Informationen dienlich sind. Neben einem Autoren- und einem Abkürzungsverzeichnis enthält der Band im Anhang eine chronologische Zeittafel zu den vorgestellten Personen, ein Personenregister, ein Ortsregister und ein mehr als hundert Seiten umfassendes chronologisches Werkverzeichnis.

Die seit einigen Jahren in Bonn ansässige „Kulturpolitische Gesellschaft e.V.", politisch anzusiedeln im rot-grünen Mischmilieu sogenannter postmaterialistischer Alltagshedonisten, ist seit ihrer Gründung Mitte der siebziger Jahre rührend um die Propagierung eines erweiterten Kulturbegriffs bemüht, der restbürgerliche Hochkultur mit proletarischer Alltagskultur vermitteln und in einer nivellierten Mittelstandskultur für die mittlerweile parteiübergreifend so genannte „Neue Mitte" aufgehoben wissen will. Neben diversen anderen Publikationsreihen erscheint seit Anfang der neunziger Jahre die von Eva Krings, Norbert Sievers und Bernd Wagner für die „Kulturpolitische Gesellschaft e.V." herausgegebene „Edition Umbruch. Texte zur Kulturpolitik" und seit kurzem das von Thomas Röbke und Bernd Wagner für das „Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft" herausgegebene „Jahrbuch für Kulturpolitik". Band 11 der „Edition Umbruch" versammelt, herausgegeben von **Bernd Wagner** und **Annette Zimmer**, unter dem Titel **Krise des Wohlfahrtsstaates - Zukunft der Kulturpolitik** (Bonn/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 1997, 267 S.) Beiträge einer gleichnamigen Tagung vom Juni 1996, wobei u.a. internationale Entwicklungen der Kulturpolitik an den Beispielen Niederlande, USA und Polen, das Dauerproblem der Finanzierung von Kultur und das seit geraumer Zeit von rührigen Soziologen und Kulturmanagern gepriesene „Ehrenamt und bürgerschaftliche Engagement" im Kulturbereich thematisiert werden. Eben diesem Thema ist auch der von **Bernd Wagner** und **Kirsten Witt** herausgegebene Band **Engagiert für Kultur. Beispiele ehrenamtlicher Arbeit im Kulturbereich** (Bonn/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 2003, 270 S.) gewidmet, der als Band 59 der „Reihe Dokumentationen" der „Kulturpolitischen Gesellschaft" erschienen ist; im Zentrum der

Beiträge stehen Beispiele aus Museen, Bibliotheken, Theater und Musik, eher nebenbei wird auch - wohl um dem alltagskulturellen Anspruch Genüge zu tun - auf Stadtfeste und Denkmalpflege eingegangen. Band 12 der „Edition Umbruch", herausgegeben vom **Institut für Kulturpolitik**, enthält eine **Bibliographie Kulturpolitik 1970-1997** (Bonn/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 1998, 328 S.), die sich für Interessierte ohne Zweifel als nützliche Arbeitshilfe anbietet. Band 13, von **Dieter Sauberzweig**, **Bernd Wagner** und **Thomas Röbke** unter dem Titel **Kultur als intellektuelle Praxis. Hermann Glaser zum 70. Geburtstag** (Bonn/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 1998, 379 S.) herausgegeben, ist eine Festschrift für den neben Hilmar Hoffmann sicherlich bekanntesten Theoretiker und Praktiker des modernen erweiterten Kulturbegriffs. In sieben Kapiteln (u.a. „Intellektualität und Öffentlichkeit", „Zukunft der Urbanität", „Der Intellektuelle vor Ort") versammelt der Band rund dreißig Beiträge zu unterschiedlichsten Themen, die, wie bei solchen Sammelbänden üblich, unterschiedlich interessant sind; gewünscht hätte man sich, wie dies bei Festschriften im allgemeinen gebräuchlich ist, eine Bibliographie der Schriften Glasers. Band 15 enthält unter dem Titel **Kultur und Bildung. Kunst und Leben. Zwischen Sinn und Sinnlichkeit. Texte 1970-2000** das an verstreuter Stelle veröffentlichte Werk des pädagogisierenden Kulturaktivisten **Wolfgang Zacharias** (Bonn/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 2001, 458 S.). Der zuletzt erschienene Band 16, herausgegeben von **Oliver Scheytt** unter Mitarbeit von **Michael Zimmermann**, versammelt unter dem Titel **Was bleibt? Kulturpolitik in persönlicher Bilanz** (Bonn/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 2001, 319 S.) aus Anlaß des 25jährigen Jubiläums der „Kulturpolitischen Gesellschaft" rund dreißig Beiträge, die *„einen Einblick in die ‚Konzeptwerkstätten' kommunaler Kulturpolitik"* geben wollen. Das bereits erwähnte **Jahrbuch für Kulturpolitik** ist wohl als eine Art Aushängeschild der „Kulturpolitischen Gesellschaft e.V." konzipiert und präsentiert sich dementsprechend offiziös; alle drei bisher vorliegenden Bände (2000: Bonn/Essen: Kulturpolitische Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 2001, 446 S.; 2001: Bonn/Essen: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 2002, 468 S.; 2003/2004: Bonn/Essen: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft e.V./Klartext Verlag, 2003, 491 S.) sind von Julian Nida-Rümelin bzw. Christina Weiss eingeleitet, die von der rotgrünen Regierung unter Führung des Experten insbesondere für sportliche Alltagskultur Gerhard Schröder mit der reformorientierten Optimierung von Kultur und Medien beauftragt waren bzw. sind. Das Jahrbuch will u.a. der Politikberatung in Kommunen, Ländern und auf Bundesebene dienen, was sich offensichtlich in der parteiübergreifenden und interessierten Konsens anstrebenden Auswahl der Autoren niederschlägt, widmet sich jeweils einem Schwerpunkthema - 2000 einmal mehr dem „bürgerschaftlichen Engagement", 2001 dem „Kulturföderalismus" und 2003/2004 der „Interkultur" - und bietet zuguterletzt mit Kulturstatistik, Chronik, Literatur und Adressen nicht nur für in die Mitte strebende Kulturaktivisten ein ohne Zweifel brauchbares Medium sowohl für Selbstdarstellung als auch für Informationen.

Klaus Schönhoven gehört nicht nur wegen seiner 1987 im Rahmen der von Hans-Ulrich Wehler herausgegebenen „Neuen Historischen Bibliothek" erschienen Geschichte der deutschen Gewerkschaften zu den ausgewiesenen Kennern deutscher Gewerkschaftsgeschichte vornehmlich sozialdemokratischer Provenienz. Mit seiner - so Michael Ruck in der Einleitung des dem von ihm zusammen mit dem ehemaligen Partei-

führer Hans-Jochen Vogel herausgegebenen Bandes **Arbeiterbewegung und soziale Demokratie in Deutschland. Ausgewählte Beiträge** (Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf., 2002, 480 S.) - *„unverhohlenen Sympathie für die demokratische Linke in Deutschland"* und seiner *„unzweideutigen Distanz zu jenen..., welche ein historisches Scherbengericht über die sozialdemokratische - mit dem Generalverdikt ‚reformistisch' belegte - Arbeiterbewegung veranstalteten"*, zählt er wohl zu jenen sozialgeschichtlich orientierten parteinahen Historikern, denen der zwar nicht unbedingt von Sozialdemokraten und Gewerkschaften realpolitisch durchgesetzte, aber um so mehr apologetisierte Sozialstaat rheinisch-kapitalistischer Prägung als befreiender „Weg in den Westen" erscheint und die angesichts von dessen aktueller Demontierung unter sozialdemokratischer Führung betroffen schweigen, da die Dämmerung, jene Zeit, in der auch die Fachhistorie zu Erkenntnissen gelangt, noch nicht eingetreten scheint. Der Band, aus Anlaß des sechzigsten Geburtstages von Schönhoven herausgegeben, versammelt insgesamt 22 Beiträge, die in drei Kapitel - „Aufstieg der Gewerkschaften im Kaiserreich", „Die Republik von Weimar - Eine ungefestigte Demokratie" und „Bewährungen der Deutschen Bundesrepublik" - unterteilt sind; abgeschlossen wird der Band, dessen Beiträge insgesamt das klassische sozialdemokratische Konzept eines historisch unterfütterten reformistisch-realkapitalistischen Fortschrittsdenkens vermitteln, mit einem „Verzeichnis der wissenschaftlichen Publikationen von Klaus Schönhoven".

Helmut Zwahr gehört ohne Zweifel zu jenen wenigen Historikern aus der DDR, die bereits in der früheren Bundesrepublik auch bei ihren akademischen Kolleg(inn)en über alle vordergründigen ideologischen Scheuklappen hinweg anerkannt waren. Es war sein 1978 in der DDR erschienenes und 1981 in der BRD nachgedrucktes Werk „Zur Konstituierung des Proletariats als Klasse", mit dem er auf der einen Seite - im gewissermaßen eigenen Milieu der Traditionslinken - als jemand rezipiert wurde, der allzu einfache Vorstellungen von einer im wesentlichen einheitlichen Arbeiterklasse im Sinne eines geschichtsphilosophisch vereinnahmten Subjekts in Frage stellte, und damit auf der anderen Seite Anerkennung bei jenen fand, in deren Paradigma einer sozial- und mentalitätsgeschichtlich zerlegten Arbeiterklasse geschichtsphilosophische Spekulationen schon längst der reformistischen Alltagspragmatik gewerkschaftlicher und sozialdemokratischer Imaginationen Platz gemacht hatten. Im Vorwort des von **Manfred Hettling, Uwe Schirmer und Susanne Schötz unter Mitarbeit von Christoph Volkmar** herausgegebenen Bandes **Figuren und Strukturen. Historische Essays für Hartmut Zwahr zum 65. Geburtstag** (München: K.G. Saur Verlag, 2002, 834 S.) wird Zwahrs Verknüpfung *„einer detailgetreuen Phänomenologie"* mit einer *„zum Leitfaden für die theoretische Durchdringung vergangenen Geschehens"* gewordenen Dialektik als *„Unterwanderung der real verordneten Geschichtsinterpretation"* bezeichnet. Zwahr, so heißt es weiter, *„flüchtete sich gerade nicht in einen theorieskeptischen Positivismus und in die Illusion einer vermeintlich wertneutralen Ereignisrekonstruktion, sondern machte marxistische Theorieelemente für eine moderne Sozialgeschichte fruchtbar."* Zwahr hat seine akademische Karriere in Leipzig, wo die mit dem Namen Karl Lamprecht verbundene Landes- und Strukturgeschichte auch in DDR-Zeiten weiterhin, wenn auch weitgehend gegen den ideologischen Strich, gepflegt wurde, begonnen und auch dort beendet. 1963 wurde er mit der Arbeit „Bauernwiderstand und sorbische Volksbewegung in der Oberlausitz 1900-1918" promoviert, 1974 folgte die Habilitation mit der oben genannten Arbeit. 1982 war Zwahr

Mitbegründer des Leipziger Sozialgeschichtlichen Arbeitskreises, in dessen Kontext die ideologischen Grenzziehungen einer zunehmend verkrusteten offiziösen DDR-Geschichtswissenschaft durch empirische Arbeiten einerseits und die Rezeption unterschiedlicher methodischer Ansätze aus westlichen Ländern andererseits aufgebrochen wurden. Zwahr hat nach der erwähnten Habilitationsschrift noch drei weitere wichtige und lesenswerte Werke vorgelegt: „Proletariat und Bourgeoisie in Deutschland. Studien zur Klassendialektik" (1980), „Herr und Knecht. Figurenpaare in der Geschichte" (1990) und „Ende einer Selbstzerstörung. Leipzig und die Revolution in der DDR" (1993). Der hier anzuzeigende, aus Anlaß seiner Emeritierung zusammengestellte Band enthält in drei Kapiteln (I. Tradierungen und Interpretationen, II. Figuren und Strukturen, III. Regionen und Institutionen) insgesamt 46 Beiträge mehr oder weniger bekannte Historiker(innen) zu unterschiedlichsten Themen, die sich zeitlich vom Mittelalter über die frühe Neuzeit und speziell das 19. Jahrhundert bis zu zeitgenössischen Problemen erstrecken, auf die im einzelnen einzugehen an dieser Stelle aber zu weit führen würde. Abgeschlossen wird der Band mit einem „Schriftenverzeichnis von Hartmut Zwahr, 1955-2001".

Als zumeist wenig erbaulich erweist sich die Lektüre deutschsprachiger Literatur zu Bob Dylan, der in den sechziger und in den frühen siebziger Jahren auch hierzulande manch einen eher auf linke Abwege geführt haben wird als die Lektüre blauer oder gar brauner Bände. Während die englischsprachige Literatur zu Dylan kaum noch zu überblicken ist und zum Beispiel mit Michael Grays „Song & Dance Man III. The Art of Bob Dylan" (London/New York 2000; ein Vorabdruck aus diesem Buch erschien 1993 in dem vom „Arbeitsrat für Kultur e.V." herausgegebenen Band „Bob Dylan. 50 Jahre...") ein voluminöses Werk vorliegt, dessen Übersetzung lohnenswert wäre, muß man hierzulande mit dem selbst ernannten Experten **Günter Amendt**, der sich zuweilen wie Dylans Statthalter auf deutschem Boden aufzuführen pflegt, vorlieb nehmen. Unter dem Titel **Back to the Sixties. Bob Dylan zum Sechzigsten** (Hamburg: Konkret Literatur Verlag, 2001, 160 S.) hat er, zeitgemäß wie er nun einmal ist, ein *„Update"* seiner bereits zehn Jahre zuvor unter dem Titel „The Never Ending Tour" *„erschienenen Sammlung von Artikeln und der gemeinsam mit Uwe Heidorn verfassten Plattenkritiken"* vorgelegt. Tatsächlich handelt es sich zumeist um für den Tag geschriebene Plattenkritiken eines Fans, deren Wiederveröffentlichung in Buchform er wohl als Referenz an sein Idol verstanden wissen will. Was soll man von solchen aus Dylans Songtexten willkürlich herausgelesenen Botschaften halten wie der, daß Dylan *„die staatliche Existenz Israels aus zionistischer Sicht legitimiert"* und daß er *„beginnt sich für die Bewegungsgesetze des Kapitals zu interessieren"* oder von der Bemerkung, daß *„der aus Hamburg Winterlude angereiste Dylan-Experte Uwe Heidorn"* auf einem Kongreß die Frage aufgeworfen hat, ob *„nicht gerade im Mutterbild der jüdischen wie der afro-amerikanischen Tradition der Schlüssel zum Verständnis von Bob Dylans Blues"* liege? Während Amendt den Fan herauskehrt, der in sein Idol hineininterpretiert, was im gerade auf dem Herzen liegt, gibt sich **Will Winkler** in seinem mit Hilfe zahlreicher Fotos auf Buchumfang gebrachten Feuilleton **Bob Dylan. Ein Leben** (Berlin: Alexander Fest Verlag, 2001, 208 S.) salopp kritisch. Winkler, der sich seit Jahren mit der Bewältigung der von ihm als Spätgeborenem nur kindisch erlebten sechziger Jahre herumquält - *„die sechziger Jahre sollten einfach nicht zu Ende gehen dürfen"*, mäkelt er an einer Stelle - hat irgendwo aufgeschnappt, daß Dylan-Fans auch schon mal als Gemeinde bezeichnet werden und führt dementsprechend - natürlich mit

einem ironisch lächelnden Auge - die Fans als Gläubige eines Heilsbringers vor, aus dessen Kirche - der *„Dylan-Kirche"* - auch er einmal *„bald... ausgetreten"* wäre. *„Wie peinlich"*, schließt er sein im oberflächlichen Plauderton gehaltenes und mit kruden Metaphern langweilendes Werk ab, *„im reifen Alter noch jemand anzuschwärmen, und noch peinlicher, sich am großen Bob zu versuchen."* Wie wahr! Wer sich weniger an die Sekundärverwerter, sondern eher an das Original halten mag, sei auf den von **Christian Williams** herausgegebenen Band **Bob Dylan. In eigenen Worten** (Heidelberg: Palmyra Verlag, 2001, 153 S.) verwiesen, der ausgewählte Zitate Dylans zu ausgewählten Themen enthält und damit an die berühmte Literaturgattung „Worte des Vorsitzenden" anknüpft. Dort heißt es in weiser Erkenntnis: *„Ich les doch kein Buch über mich selbst."*

1973 hatte **Albrecht Götz von Olenhusen** unter Mitarbeit von Christa Gnirß das „Handbuch der Raubdrucke Band 2. Theorie und Klassenkampf. Sozialisierte Drucke und proletarische Reprints. Eine Bibliographie" veröffentlicht (Band 1 ist nicht erschienen), das verständlicherweise auf ein großes Interesse stieß. Diese Bibliographie war alsbald vergriffen und auch antiquarisch nur selten erhältlich; jetzt liegt dankenswerterweise unter dem Titel **Handbuch der Raubdrucke. Bibliographie - Bericht - Dokumente** eine 675 Seiten umfassende CD-ROM-Ausgabe dieses gesuchten Werkes vor (Freiburg i. Br. 2002, Bezugsadresse: Aarhouse S.A., Büro Freiburg, Basler Straße 8, D - 79100 Freiburg), auf der, so der Einleitungstext zu dieser Neuauflage, *„alle Titel nebst der damaligen Einleitung und sonstigen Inhalten, Sachverzeichnissen und Abbildungen"* übernommen worden sind. *„Die Titel"*, so heißt es weiter, *„wurden überarbeitet, zum Teil ergänzt und korrigiert, auch, soweit möglich, mit Annotationen und Hinweisen versehen. So wurden z.B. jetzt Druckorte angegeben oder zum Teil weitere Informationen über Raubdruckverleger und Drucker, die 1973 aus naheliegenden Gründen noch verschwiegen wurden... Hinzugefügt wurden in einer gesonderten Bibliographie alle Titel, welche von Werken Walter Benjamins in der Zeit von 1969 bis 1998 nachgedruckt worden sind."* Ergänzt wurden zudem die Abbildungen, hinzugefügt wurden Dokumente sowie ein Bericht über das seit 1968 bestehende private „Raubdruckarchiv" (s. dazu auch den Beitrag „Rezeption und Repression. Bericht über das Freiburger Raubdruck-Archiv 1968-1999" von Albrecht Götz von Olenhusen in: Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit, 16/2001, S. 536-576). Insgesamt enthält das Werk im Anschluß an eine „Kurzanleitung zur Bedienung" und ein Inhaltsverzeichnis u.a. eine kurze Einleitung, einen in das Thema einführenden, rund zwanzigseitigen Beitrag „Theorie und Klassenkampf. Sozialisierte Drucke und proletarische Reprints", ein dazugehöriges Literaturverzeichnis, auf den Seiten 38-471 die eigentliche Bibliographie der Raubdrucke, ein Verzeichnis der Druckvorlagen, den erwähnten Bericht über das Raubdruckarchiv, auf rund achtzig Seiten Dokumente aus dem Raubdruckarchiv, die erwähnte Bibliographie der Raubdrucke von Werken Walter Benjamins (S. 580-597), Abbildungen und schließlich ein Autorenverzeichnis. Vorgesehen ist, so wird im Einleitungstext mitgeteilt, *„die Bibliographie zu erweitern um die Raubdrucke, die, bisher nur intern in einer Zettelkartei im Archiv erschlossen, bzw. in der Bibliothek des Archivs verfügbar, von 1973 bis 2002 erschienen sind"*. Keine Frage, daß die Bibliophilen aller Länder sich dankbar um ein solches Werk versammeln und mit Erstaunen auf das, was es einmal gab, zurückblicken würden - wie sie dies auch jetzt schon angesichts dieser „vorläufigen Fassung" tun

Der Directmedia Verlag hat es sich zur Aufgabe gemacht, bereits erschienene Druckerzeugnisse zu digitalisieren. Die Sinnhaftigkeit dieser Vorgehensweise wird eindrucksvoll bei der Neuherausgabe von Nachschlagewerken demonstriert. Die hier anzuzeigenden Enzyklopädien - **dtv-Lexikon Theater. Herausgegeben. von Bernd C. Sucher** (Berlin: Directmedia, Digitale Bibliothek Band 64, 2002); **Horst Schaub/Karl G. Zenke, dtv-Wörterbuch Pädagogik** (Berlin: Directmedia, Digitale Bibliothek Band 65, 2002); **Konrad Fuchs/Heribert Raab, Wörterbuch Geschichte** (Berlin: Directmedia, Digitale Bibliothek Band 71, 2002); **Georg Denzler/Carl Andresen, Wörterbuch Kirchengeschichte** (Berlin: Directmedia, Digitale Bibliothek Band 81, 2003); **Andrea Gorys, Wörterbuch Archäologie** (Berlin: Directmedia, Digitale Bibliothek Band 82, 2003); **Werner D. Fröhlich, Wörterbuch Psychologie** (Berlin: Directmedia, Digitale Bibliothek Band 83, 2003); **Wörterbuch Synonyme. Herausgegeben von Herbert Görner/Günter Kempcke** (Berlin: Directmedia, Digitale Bibliothek Band 84, 2003) - sind ursprünglich allesamt in Buchform im Deutschen Taschenbuchverlag erschienen. Sie haben sich dort als zuverlässige und informative Fachlexika für den Alltagsgebrauch erwiesen. Es ist dem Directmedia Verlag nicht hoch genug anzurechnen, diese „Arbeitspferde" dem geisteswissenschaftlich interessierten Publikum auf Compact Disc zugänglich gemacht zu haben. Die Vorteile der Digitalisierung liegen auf der Hand: Die schnelle Ermittlung und Weiterverarbeitung von Informationsgehalten ist im Alltag nur über die Kombination CD - Computer zu leisten. Es sei an dieser Stelle nur auf zwei Punkte hingewiesen, die in der Computerwelt keineswegs selbstverständlich sind. Sämtliche Produkte der Digitalen Bibliothek sind problemlos zu installieren und abwärtskompatibel. Weiterhin ist anzumerken, daß die bewährte Benutzeroberfläche der Digitalen Bibliothek ohne Abstriche beibehalten wurde. Dies erleichtert dem bereits Erzeugnisse der Digitalen Bibliothek besitzenden Benutzer den Gebrauch ungemein. Die Benutzeroberfläche ist einerseits einfach gestaltet und intuitiv bedienbar, andererseits besitzt sie eine intelligente Komplexität. Selbst der nur mäßig mit den Usancen von graphischen Betriebssystemgestaltungen vertraute Leser kann analog zum papiernen Pendant problemlos das Studium des digitalen Buches aufnehmen. Die Einarbeitung in entsprechende Anleitungen ist im Grunde überflüssig. Bei intensivem Umgang mit dem Medium wird der Benutzer die weit über das normale Buch hinausgehenden Arbeitstechniken der Informationsgewinnung und -verarbeitung zu schätzen lernen. Zwar sind die traditionellen Hilfsmittel wie Inhaltsverzeichnis, Paginierung und Register - wenngleich in einer elektronischen Metavariante - auch im digitalen Buch präsent; darüber hinaus aber bietet das digitale Medium nicht nur eine einfache Volltextrecherche, sondern auch komplexe Suchmöglichkeiten mit Hilfe von Platzhaltern und Verknüpfungsoperatoren. Als Glanzstück der digitalen Recherche ist der Aufbau und die Verwaltung einer eigenen Fundstellenkartei zu bewerten.

Archiv für die Geschichte des Widerstandes und der Arbeit

Germinal Verlag, Siemensstraße 16, 35463 Fernwald (Annerod)

Heft 1	**ISBN 3-87956-131-1**	**117 S.**	**€ 6,-**
Heft 2/3	**ISBN 3-87956-133-8**	**159 S.**	**€ 8,-**
Heft 4	**ISBN 3-87956-138-9**	**125 S.**	**€ 6,-**
Heft 5	**ISBN 3-87956-146-X**	**124 S.**	**€ 6,-**
Heft 6	**ISBN 3-88663-400-0**	**127 S.**	**€ 7,-**
Heft 7	**ISBN 3-88663-407-8**	**192 S.**	**€ 11,-**
Heft 8	**ISBN 3-88663-408-6**	**208 S.**	**vergriffen**
Heft 9	**ISBN 3-88663-409-4**	**167 S.**	**€ 11,-**
Heft 10	**ISBN 3-88663-410-8**	**219 S.**	**€ 11,-**
Heft 11	**ISBN 3-88663-411-6**	**297 S.**	**€ 13,-**
Heft 12	**ISBN 3-88663-412-4**	**282 S.**	**€ 13,-**
Heft 13	**ISBN 3-88663-413-2**	**282 S.**	**€ 13,-**
Heft 14	**ISBN 3-88663-414-0**	**572 S.**	**€ 17,-**
Heft 15	**ISBN 3-88663-415-9**	**672 S.**	**€ 18,-**
Heft 16	**ISBN 3-88663-416-7**	**876 S.**	**€ 22,-**

Redaktion: Wolfgang Braunschädel, Hustadtring 33, 44801 Bochum (wobarchiv@gmx.de)

Auslieferung für den Buchhandel: Prolit, Siemensstraße 16, 35463 Fernwald (Annerod)

Syndikat-A. Lesen. Wissen. Kämpfen.

Syndikat-A

Anarcho-syndikalistischer Medienvertrieb

Unser neues Programm ist draussen, schnell anfordern !

www.fau.org/syndikat-a

Syndikat-A Medienvertrieb

Bismarckstr. 41a
47443 Moers
Fax/Tel. 0 28 41 / 53 73 16
Email: syndikat-a@fau.org

Bücher von sozialen Bewegungen!
Bücher für soziale Bewegungen!

Anares ist der Mailorder für gesellschaftskritische Literatur.

Wir haben eines der umfassendsten deutschsprachigen Sortimente emanzipatorischer Bücher

- Bücher für Archive, Infogruppen, Büchertische, Veranstaltungen & natürlich Einzelpersonen!

Einer unserer Schwerpunkte ist die Literatur sozialer Bewegungen

- Literatur, die wir dem drohenden Vergessen entreissen wollen!

Sie finden unsere antiquarischen Bücher unter www.zvab.com
- einfach unseren Antiquariatsnamen eingeben und in den gewünschten Rubriken suchen.

Ausserdem halten wir eine Zeitschriftenliste bereit.
Gerne können wir auch Besuchstermine vereinbaren.

Noch Fragen? Kontaktieren Sie uns umgehend!

Anares Buchvertrieb & Antiquariat / Buchcafé **„Andere Seiten"**

Brunnenstrasse 15/16 · 28203 Bremen

Di. - Fr. 12-18 Uhr und Sa. 10-14 Uhr - sowie zu Veranstaltungen

Tel.: 0421-7947381
E-Mail: anares-nord@gmx.de
Internet: http://www.anares.org/nord

Anares

Verlag Westfälisches Dampfboot

Elmar Altvater/ Birgit Mahnkopf
Globalisierung der Unsicherheit
Arbeit im Schatten, schmutziges Geld und informelle Politik
Gebunden - 2002 - 393 S.
€ 24,80 - SFR 42,90
ISBN 3-89691-513-4

John Holloway
Die Welt verändern, ohne die Macht übernehmen
übersetzt von Lars Stubbe in Kooperation mit dem Instituto de Ciencias Sociales y Humanidades, Mexiko
2002 - 255 S.
€ 24,80 - SFR 42,90
ISBN 3-89691-514-2

Mathias Brodkorb
Metamorphosen von rechts
Eine Einführung in Strategie und Ideologie des modernen Rechtsextremismus
(einsprüche Band 14)
2003 - 182 S.
€ 14,90 - SFR 26,30
ISBN 3-89691-595-9

Heike Walk/ Nele Boehme (Hrsg.)
Globaler Widerstand
Aktionsnetzwerke im Kampf gegen Neoliberalismus
2002 - 221 S.
€ 20,50 - SFR 35,50
ISBN 3-89691-515-0

Alex Demirović/ Manuela Bojadzijev (Hrsg.)
Konjunkturen des Rassismus
2002 - 333 S.
€ 24,80 - SFR 42,90
ISBN 3-89691-516-9

Ulrike Jureit (Hrsg.)
Politische Kollektive
Die Konstruktion nationaler, rassischer und ethnischer Gemeinschaften
2001 - 255 S.
€ 24,80 - SFR 45,00
ISBN 3-89691-509-6

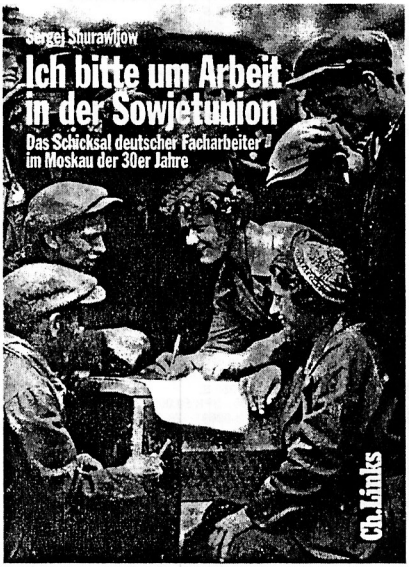
Gerhard Paul
Landunter
Schleswig-Holstein und das Hakenkreuz
Gebunden - 2001 - 512 S.
€ 35,00 - SFR 62,50
ISBN 3-89691-507-X

Christiane Eifert
Paternalismus und Politik
Preußische Landräte im 19. Jahrhundert
(Theorie und Geschichte der bürgerlichen Gesellschaft Band 20)
2003 - 352 S.
€ 35,00 - SFR 59,00
ISBN 3-89691-120-1

Ulrich Albrecht/ Michael Kalman/ Sabine Riedel/ Paul Schäfer (Hrsg.)
Das Kosovo-Dilemma
Schwache Staaten und Neue Kriege als Herausforderung des 21. Jahrhunderts
2002 - 222 S.
€ 20,50 - SFR 35,50
ISBN 3-89691-526-6

Hafenweg 26a - 48155 Münster
Tel.: 0251/39 00 48 0 Fax: 0251/39 00 48 50
www.dampfboot-verlag.de email: info@dampfboot-verlag.de

Ein bisher unbekanntes Kapitel deutsch-sowjetischer Beziehungen



Sergej Shurawljow
Ich bitte um Arbeit in der Sowjetunion
Das Schicksal deutscher Facharbeiter im Moskau der 30er Jahre

Aus dem Russischen von Olga Kouvchinnikova und Ingolf Hoppmann
192 Seiten, 40 Abbildungen
Broschur
ISBN 3-86153-275-1
22,90 €

Nach der Weltwirtschaftskrise Ende der 1920er Jahre zog es viele deutsche Arbeiter in die Sowjetunion, die für ihre ehrgeizigen Industrialisierungspläne gerade ausländische Spezialisten suchte. Fachleute von Siemens, Osram und AEG erhielten im Moskauer Elektrokombinat zunächst lukrative Devisenverträge, doch binnen weniger Jahre verschlechterten sich die Lebensbedingungen und wurden die Verträge gebrochen. Ein Zurück gab es für viele nach 1933 nicht mehr, und so mußten sie sich ganz auf die neuen »kollektiven Lebensbedingungen« einstellen und waren später dem Stalinschen Terror ausgeliefert.

Der Moskauer Historiker Sergej Shurawljow hat nun die Schicksale der deutschen Facharbeiter im Moskau der 30er Jahre recherchiert und dieses bisher kaum bekannte Kapitel deutsch-sowjetischer Beziehungen erschlossen. Er gibt einen einzigartigen Einblick in den Alltag jener Zeit, der bisher fast ausschließlich aus der Perspektive der sowjetischen Eliten oder hochrangiger Politemigranten beschrieben worden ist. Mit nüchterner Genauigkeit entlarvt er das Pathos in den Propagandabroschüren und schildert auf fesselnde Weise die bittere Realität im »Vaterland aller Werktätigen«.

Ch. Links Verlag
Schönhauser Allee 36
10435 Berlin
Telefon (030) 44 02 32-0
Telefax (030) 44 02 32-29
www.linksverlag.de
mail@linksverlag.de

Neuerscheinungen bei V&R

Heidrun Edelmann

Heinz Nordhoff und Volkswagen

Ein deutscher Unternehmer im amerikanischen Jahrhundert

2003. 363 Seiten mit 36 Abbildungen, gebunden mit Schutzumschlag € 24,90 D
ISBN 3-525-36268-4

In der Ära seines Vorstandsvorsitzenden Heinz Nordhoff (1949-1968) wuchs das Volkswagenwerk zum größten Unternehmen der Bundesrepublik und zu einem Weltkonzern heran. Nach jahrelangen Recherchen im In- und Ausland, zahllosen Gesprächen mit der Familie, mit Weggefährten und Zeitzeugen legt Heidrun Edelmann nun diese erste Biografie Heinz Nordhoffs vor: Es ist die Lebens- und Erfolgsgeschichte eines großen Unternehmers und zugleich ein zentrales Stück Wirtschafts- und Kulturgeschichte aus den Anfangsjahren der Bundesrepublik.

Andrea Tech

Arbeitserziehungslager in Nordwestdeutschland 1940–1945

Bergen-Belsen-Schriften, Band 6. 2003. Ca. 352 Seiten mit 2 Abbildungen, kartoniert ca. € 64,- D
ISBN 3-525-35134-8

Andrea Tech untersucht die Geschichte der nationalsozialistischen „Arbeitserziehungslager" und zieht hierzu exemplarisch Lager in Nordwestdeutschland heran. Sie analysiert die gesellschaftlichen Voraussetzungen für die Herausbildung der „Idee" einer Arbeitserziehungshaft und zeichnet die Entwicklung der Kriegswirtschaft vor dem Hintergrund ideologischer, sicherheitspolitischer und wirtschaftlicher Interessen nach. Ihre Dokumentation der formalen Grundlagen und des Betriebs der Arbeitserziehungslager ermöglicht eine Verortung des Stellenwertes dieses Lagertyps innerhalb des NS-Lagersystems. Darüber hinaus liefert die Untersuchung der relevanten Erlasse für SS, Sicherheitspolizei und SD neue Erkenntnisse über Einweisungsgründe, Haftdauer und Behandlung der Häftlinge.

Kiran Klaus Patel

„Soldaten der Arbeit"

Arbeitsdienste in Deutschland und den USA 1933-1945

Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, Band 157. 2003. 459 Seiten mit 9 Abbildungen und 5 Tabellen, kartoniert € 49,90 D
ISBN 3-525-35138-0

„Soldaten der Arbeit" ist die erste Gesamtdarstellung des nationalsozialistischen Arbeitsdienstes für Männer, den zwischen 1933 und 1945 über drei Millionen Deutsche durchliefen. Das Buch stellt zudem in einem asymmetrischen Vergleich die NS-Organisation dem zeitgleich eingerichteten Arbeitsdienst der USA, dem *Civilian Conservations Corps*, gegenüber. In beiden Institutionen spiegeln sich die Antworten der deutschen Diktatur und der amerikanischen Demokratie auf die Weltwirtschaftskrise der Dreißiger Jahre in besonderem Maße wider.
Die methodisch innovative Arbeit analysiert auch wechselseitige Wahrnehmungen und Transfers wie die Übernahme einiger Elemente der nationalsozialistischen Sozialpolitik durch die amerikanische Administration.

Weitere Informationen:
Vandenhoeck & Ruprecht, Geschichte, 37070 Göttingen
http://www.vandenhoeck-ruprecht.de
info@vandenhoeck-ruprecht.de

V&R
Vandenhoeck & Ruprecht

espero – Sonderhefte

Eine Reihe der Edition Anares Bern

NEU: Heft 6: **p.m.; Keine neuen Helden.** Kleine Schriften, Teil 2
31 Seiten / 3 €uro
Hier werden kleine Texte versammelt – einen Vortrag bei der Schweizer Wohnungsgenossenschaft, ein spontaner Brief zum 9.11.01 in New York, ein literarischer Text und einen Grundsatz-Artikel zu „Subcoma" – bevor die Sachen in der Versenkung verschwinden.

NEU: Heft 7 **Voltrairine de Cleyre; Anarchismus (1901)**
36 Seiten / 3 €uro
Einleitung und aus dem Amerikanischen übers. von R. Straub
Deutsche Erstausgabe
Diese Schrift der amerikanischen Pionierin in Sachen Emanzipation liegt hier nun – schändlicher Weiser – zum ersten Male in deutscher Übersetzung vor.

NEU: Heft 8 **Wather Borgius; Die Ideenwelt des Anarchismus**
Neu herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von U. Klemm
86 Seiten / 7 Euro
„Mit dieser Schrift..., die erstmals 1904 erschien, liegt eine Analyse des Anarchismus vor, die zu den überzeugensten in der deutschen Anarchismusforschung zählt."

espero im Internet:
http://www.utespero.de

espero Buchreihe

NEU: John Henry Mackay; Sturm. Gedichte
108 S. / 13 €uro
Erstmals seit 1911 liegt diese Gedichtsammlung wieder in einer vollständigen Ausgabe vor. Die „Sturm"-Gedichte gehören auch heute noch zum Besten, was Dichter zu den Themen nationaler Engstirnigkeit, Vaterlandsliebe usw. gesagt haben. Ein libertärer Geist, dessen Aktualität in der Zeit unseres sozialdemokratischen Globalisierungswahn, mehr Gehör verschafft werden sollte.

NEU: John Henry Mackay; Der Schwimmer
190 S. / 14 €uro
Dieser frühe Sportroman erschien erstmals vor hundert Jahren, und gehört nicht nur zu den ersten Werken dieses Genres, sondern ist auch ein historisches Dokument des Schwimm- und Tauchsportes in Deutschland, sowie einer der wenigen Romane von Mackay in einer Neuauflage.

NEU: Uwe Timm; Gesammelte Schriften – Veröffentlichungen von 1952-2002
288 Seiten / 18,50 Euro
Kämpferische Publizistik aus einem schaffensreichen Leben. Ohne Pathos und Schwärmerei für ein selbstbestimmtes Leben.

espero
Redaktion u. Bestelladresse:
Uwe Timm
Wulmstorfer Moor 34 b
21629 Neu Wulmstorf
e-mail: Utespero@aol.com

Karl Korsch

Gesamtausgabe

INTERNATIONAAL INSTITUUT VOOR SOCIALE GESCHIEDENIS

Band 7

Marxism, State and Counterrevolution

Aufsätze und nachgelassene Schriften 1938-1956

Hrsg. von Michael Buckmiller und Michel Prat
Einleitung v. Michael Buckmiller
ISBN 90-6861-218-2,
ca. 960 Seiten, ca. 89,90 €,
erscheint Oktober 2003

»Die offenbare Unkenntnis der besonderen Natur konterrevolutionären Geschehens, die bei diesen Gelegenheiten (dem Sieg des Faschismus) von den älteren und neueren marxistischen Schulen gezeigt wurden, ist nicht bloßer persönlicher Zufall. Sie ist vielmehr in einer verborgenen Weise mit dem ganzen geschichtlichen Charakter der Marxschen Theorie der proletarischen Revolution verbunden, die (...) in vieler Hinsicht in Inhalt und Form noch die Muttermale der bürgerlichen revolutionären Theorie des Jacobinismus und Blanquismus trägt.« (Korsch 1939)
Hatte Korsch zu Beginn der 30er Jahre noch Hoffnungen auf eine Erneuerung der Theorie der sozialen Revolution durch den Beginn der Spanischen Revolution und den Aufschwung der Arbeiterbewegung in den USA, so trägt er Ende 1936 die drückenden Fragen der gescheiterten europäischen und internationalen Arbeiterbewegung als schwere Last mit ins US-amerikanische Exil.
Korschs Forschungen konzentrieren sich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs auf die Klärung des theoretischen Defizits hinsichtlich der soziologischen und politischen Aspekte der Konterrevolution, die er bis 1943 in zahlreichen Aufsätzen zu tagespolitischen und weltgeschichtlichen Themen erörtert, und innertheoretische Aspekte der Marxschen Gesellschaftsanalyse wie z.B. die gesellschaftliche Verortung von Sprache und Denken, die weitgehend unveröffentlicht bleiben.
Seine Bemühungen, in den USA einen dauerhaften Arbeitszusammenhang aufzubauen, sind misslungen. Die bislang unveröffentlichten Entwürfe, Fragmente, Thesen, Glossen und Arbeitsnotizen, die sein unvollständiger Nachlass uns überliefert, spiegeln die Gratwanderung wider zwischen genialer Einsicht und scharfsichtiger Kritik einerseits und erzwungenem Scheitern und Abbruch der Reflexion, die er schon zu Beginn der 30er Jahre in verloren gegangenen Manuskripten begonnen hatte: Zur Theorie der Konterrevolution, des Staates, der Dialektik, der Abschaffungen: »Some unsettled problems of Marxism«, wie er am Ende den Titel von J. St. Mill abwandelte. Immer aber bleibt das Marxsche Werk und die Geschichte der Arbeiterbewegung im Zentrum seiner historischen Auseinandersetzung mit der Frage nach der Möglichkeit des Sozialismus als menschlicher Emanzipation.

Offizin

Offizin Verlag
Bödekerstraße 75
30161 Hannover
Tel. 0511 – 807 61 94
Fax 0511 – 62 47 30
info@offizin-verlag.de
www.offizin-verlag.de

OPPO-VERLAG

Rolf Raasch/Hans Jürgen Degen (Hg.)

Die richtige Idee für eine falsche Welt?

Perspektiven der Anarchie

ISBN 3-926880-12-0, 129 S., EURO 10,15

Beiträge von: R. Raasch, U. Klemm, J. Knoblauch, U. Timm, W. Portmann, R.G. Landmesser, B.A. Laska, L. Marin, O. Pelters, K. Schmidt, St. Krall, Ch. Geist, Mittwochsgruppe Frankfurt/M., A. Zils, U. Porath, J. Mümken, H.J. Degen

Gustav Landauer

Aufruf zum Sozialismus

Nachwort Siegbert Wolf

ISBN 3-926880-11-2, 160 S., EURO 12,65

"In seinem 'Aufruf zum Sozialismus' hat er oft genug mit genialem Blick Tendenzen und Probleme erkannt, die erst viel später - in der Ära Stalin und im Neomarxismus - diskutiert wurden. Sozialisten wie Nichtsozialisten können noch immer von ihm lernen" (Iring Fetscher)

Wolfram Beyer (Hg.)

Anarchisten

Zur Aktualität anarchistischer Klassiker

ISBN 3-926880-07-4, 128 S., EURO 9,15

Acht "Klassiker" des Anarchismus: Stirner, Bakunin, Kropotkin, Tolstoi, Landauer, Nettlau, Rocker und Rüdiger werden in Bezug gesetzt zur heutigen sozialen Wirklichkeit

Manfred Burazerovic

Max Nettlau. Der lange Weg zur Freiheit

ISBN 3-926880-10-4, 213 S., EURO 24,50

"Entgegen der immer wieder gehörten Assoziation von Anarchismus mit Gewalt, verstehen Anarchisten vom Schlage eines Max Nettlau diese sozialistische Denkrichtung als konsequent zu Ende gedachte Demokratie ... Dr. Burazerovic stellt nicht den anarchistischen Historiker Nettlau in den Mittelpunkt, sondern Gedanken und Ideen eines Außenseiters der libertären Bewegung" (*Presse-Info* Ruhr-Universität Bochum)

OPPO-VERLAG

Postfach 100508, D-10565 Berlin

Fax: 030/3139345

Internet: http//www.free.de/dada/oppo.htm

Karin Kramer Verlag Karin Kramer Verlag

Rolf Pohle
Mein Name ist Mensch
Gesucht als Terrorist der RAF. Verhaftung. 6 1/2 Jahre Knast. 1975 wird der CDU-Politiker Peter Lorenz von der Gruppe 2. Juni entführt; sie fordert Rolf Pohles Freilassung – mit Erfolg. In diesem im Interviewstil gehaltenen Buch schildert Pohle seinen Werdegang, die Aktionen und politischen Vorstellungen.
3-87956-273-3 / 215 Seiten / zahlr. Abb. / € 18,--

Oliver Steinke
Die Flamme der Liebe und des Aufstandes
Historischer Roman aus revolutionären Zeiten
Die Russische Revolution von 1905 wird zusammengeschossen, dennoch gärt es weiter im Zarenreich: Attentate, Sabotageakte, Widerstand. - Der Autor nimmt die Geschichte der Machnobewegung als Basis für seinen Roman, in dem Authentisches und Fiktives geschickt verflochten werden
3-87956-269-5 / 155 Seiten / 1 Abb. / € 12,--

Vom Wesen der Anarchie
&
Vom Verwesen verschiedener Wirklichkeiten
Texte von Robert Bek-gran, Uli Bohnen, Gerd Arntz, Daniel Guérin, Augustin Souchy, Fredy Fehr, Theodor Plivier, Denis Stuart Rose
3-87956-202-4 / 176 Seiten / zahlr. Abb. / € 11,50

Der Feuerstuhl
und die Fährtensucher
auf den Spuren
B. Travens
Unter diesem Titel sind die Recherchen von Rolf Recknagel, dem "Papst" der Travenforschung, zu B. Travens (alias Ret Marut, Traven Torsvan, B.T. Torsan, Richard Maurhut) Identität und Herkunft im Briefwechsel mit Erich Wollenberg, Anna Seghers, Irene Zielke, der Tochter Travens, und dem Journalisten Gerd Heidemann dokumentiert.
Mit einer CB: B. Traven O-Ton
3-87956-266-0 / 192 Seiten / zahlr. Abb. / € 20,--

LEBEN - IDEEN - KAMPF
Louise Michel und die Pariser Kommune von 1871
Mit Beiträgen von Louise Michel – sie berichtet u. a. über ihre Verbannung, die Zeit des Exils –, R. Sami/E. Thomas, M. Leighton, A. Rimbaud, V. Hugo, B. Kramer, P. Verlaine
3-87956-263-6 / 139 Seiten / zahlr. Abb. / € 15,50

Peter Giersich / Bernd Kramer
MAX HOELZ - Sein Leben und sein Kampf
Erinnerungen von Kampfgefährten und Zeitzeugen geben einen authentischen Einblick in die Geschichte der politischen und bewaffneten Kämpfe der Weimarer Republik.
3-87956-237-7 / 173 Seiten / zahlr. Abb. / € 18,50

Für weitere Informationen den Verlagskatalog anfordern:
KARIN KRAMER VERLAG, PF 44 04 17, 12004 Berlin
http://www.karin-kramer-verlag.de

Verlag Edition AV

Ralf Burnicki

ANARCHISMUS & KONSENS

Gegen Repräsentation und Mehrheitsprinzip: Strukturen einer nichthierarchischen Demokratie

Der libertäre Autor Ralf Burnicki legt hier eine weiterführende Arbeit vor. Sein neues Buch bietet eine Einführung in den Anarchismus vor dem Hintergrund libertärer Entscheidungsprozesse. Anstelle von Mehrheitsprinzipien und repräsentativer Demokratie setzt der Anarchismus auf basisbestimmte Konsens-Politik, die denjenigen, die von Entscheidungen betroffen sind, ein Mitspracherecht garantiert, Minderheiten in Entscheidungsprozesse einschließt und Benachteiligten die Möglichkeit eines Vetos einräumt. Wie diese alternativdemokratische Konzeption auf gesellschaftlicher Ebene funktionieren könnte, welche Voraussetzungen hierfür geschaffen und welche Verhältnisse überwunden werden müssten, dies ist Thema dieses Bandes, der zugleich die kritische Analyse des anarchistisch-libertären Konsensprinzips liefert.

ISBN: 3-9806407-08-4

305 Seiten
Preis: 16,00 EUR

Josef Peukert

Erinnerungen eines Proletariers aus der revolutionären Arbeiterbewegung

Die *Erinnerungen* geben einen Einblick in die Frühzeit der radikalen Arbeiterbewegung in Österreich, des Beginns der deutschen Anarchistenbewegung, sowie das Exilleben der Anarchisten in London und Amerika zur Zeit der Sozialistengesetze.

ISBN: 3-936049-11-4

222 Seiten
Preis: 12,00 EUR

Bestelladresse:

Verlag Edition AV
Postfach 500202
60392 Frankfurt a.M.
Fax.: 069-513579

Verlag Edition AV

Magnus Engenhorst

Kriege nach Rezept

Geheimdienste und die NATO in aller Welt

US- Präsident Georg W. Bush hat 2002 zum Jahr der Kriege erklärt Während die Propagandamaschinen neue Bedrohungsszenarien beschwören, entsenden die westlichen Staaten ihre Truppen in alle Welt. Kein Staat kann sich vor dem „Kreuzzug" gegen den „islamischen" Terrorismus sicher fühlen. Geheimdienste spielten bei dem Aufstieg der Taliban in Afghanistan die entscheidende Rolle. Blutige Konflikte und selbst Kriege gehen auf das Konto der Geheimdienste. Die unterschiedlichen Machtinteressen zwischen den Vereinigten Staaten und der EU treten dabei immer mehr zu Tage. Diese neue Qualität im Kampf um Macht kündigte sich bereits bei den Konflikten auf dem Balkan und im Kaukasus an. Bereits zu seinem Beginn scheint somit klar: Das 21 Jahrhundert wird ein neues Jahrhundert der Kriege.

ISBN 3-936049-06-8

140 Seiten,
Preis: 8,90 €

Kurt Wafner

Ausgeschert aus Reih' und Glied

Mein Leben als Bücherfreund und Anarchist

Kurt Wafner, 1918 in Berlin geboren, hat vier Staatsformen erlebt – die „Goldenen Zwanziger", den braunen Terror, die rote Diktatur und die heutige etwas windschiefe Demokratie - aber keine konnte ihn dazu bringen, ihr zuzujubeln. Geriet er unter Zwang, drängte es ihn auszuscheren aus Reih' und Glied. In diesem Buch breitet Wafner schonungslos sein Leben vor uns aus, das gar nicht so glattgebügelte Leben eines Querdenkers. Als Anti-Militarist und Anarchist war sein aufrechter Gang nur all zu oft eine Tortur. Wer wissen will, wie ein Berliner Anarchist, der das Leben und die Liebe liebt und dennoch das Fürchten lernen musste, die Zeitgeschichte durchstanden hat, der mag ihn auf seinen Lebenserinnerungen begleiten. Erlebte Geschichte von Anarchisten ist spannend.

ISBN 3-9806407-8-7

240 Seiten mit vielen Abbildungen
Preis: 14,90 €

Verlag Edition AV
Postfach 500 202 /
60392 Frankfurt a.M.

IWK

Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Am Otto-Suhr-Institut für Politikwissenschaft der Freien Universität Berlin
herausgegeben von Peter Steinbach

Aus dem Inhalt der letzten Hefte:

Ilko-Sascha Kowalczuk: 17. Juni 1953 – Arbeiteraufstand, Volksaufstand, Revolution. Aufstandsgeschichte, Forschungskontroversen und Erinnerungskultur

Dirk Moldt: „Wir fühlten uns als freie Menschen"

Carsten Voigt: Kommunistischer Widerstand in Leipzig 1943/44

Wolfgang Eckhardt: Bakunin, Marx und George Sand

Wladislaw Hedeler: Die deutschen Delegierten auf dem VII. Weltkongreß der Kommunistischen Internationale 1937

Henryk Skrzypczak: Schattenmänner im Quartett. Kurzprofile eines Übergangs. Vorabdruck 3 aus: Friedrich Stampfer. Mission ohne Mandat

Thomas Adam und Michael Rudloff: Mythen sächsischer Geschichtsschreibung. Eine Erwiderung auf Ewald Frie

Reiner Watermann: Volkshausgenossenschaften im Raum Chemnitz

Jochen Černý: „Feindliche Elemente". Frühere KPD(O)-Mitglieder in KPD und SED

Inhaltsverzeichnisse der Hefte seit 1997, Auszüge aus Artikeln und ein Online-Bestellschein finden sich auf der Webseite der IWK.

Preise: Einzelheft 10,23 Euro, für Studierende, andere Auszubildende und Erwerbslose 7,67 Euro, jeweils zuzügl. Versandkosten. Jahresabonnement 34,26 Euro, für Studierende, andere Auszubildende und Erwerbslose 20,45 Euro, jeweils zuzügl. Versandkosten (Inland 2,56 Euro, Ausland 6,14 Euro)

Bitte richten Sie Ihre Bestellungen an:

Freie Universität Berlin, IWK-Redaktion
Ihnestraße 22, D-14195 Berlin
Telefon: 030/2639890 37, Telefax: 030/26995010
Internet: www.hth-berlin.de/iwk/
E-Mail: iwk@hth-berlin.de

GEGNER

Zeitschrift gegen Politik aus Berlin

Gegner erscheint seit Oktober 1999 in freier Folge.
Jetzt neu mit Grundverdrehung und Sonderheften!

Jahres-Abo 35 EURO inklusive Porto

Menschen ringsum! GEGNER akzentuiert Unmut und attestiert Ausblick ohne jegliche Segnung des Trostes, der nicht bei uns sein kann. Während der Übergangsphase von der Spezialdemokratie zum Menschenpark muß spartanische Reife als Artikulation des antikapitalistischen Grundzorns zum guten Ton gehören. Jenseits und trotz aller Vorbehalte haben wir uns entschieden, die Zeitschrift GEGNER zu nennen, und berufen uns damit ausdrücklich auf die GEGNER-Hefte, die Anfang der 30er Jahre von Franz Jung herausgegeben wurden.

Aus einer Programmerklärung

Bestellungen über:
BasisDruck Verlag
Schliemannstraße 23, 10437 Berlin
Telefon: 030/44 57 680 Fax: 030/44 59 599
http://www.basisdruck.de/gegner
e-mail: gegner@onlinehome.de

Vierteljahreszeitschrift

BAHAMAS

Die BAHAMAS Ausgaben der Jahre 2001–2003:

Hauptsache Sexualität
Nr. 34
Wüstlinge und Hygienemonster
Belästigung durch das Geschlecht
Die Macht des Sexuellen u.a.

Für Israel – gegen die palästinensische Konterrevolution
Nr. 35
Mit Allah und Odin gegen die Juden
Studieren gegen Israel
Die Phantome der Totmacher u.a.

Intifada, weltweit
Nr. 36
Gegenaufklärung und Isam
Die Ordnung der Menschlichkeit
Durban im Weltmaßstab u.a.

Der Kampf um Befreiung ist international
Nr. 37
Appeasement gegenüber dem Islam
Debatte um innere Sicherheit
Antisemitismus in Italien u.a.

Der unheimliche Aufmarsch
Nr. 38
Kommunismus und Israel
Psychopathologie des Islam
Deutsche Krisenbewältigung u.a.

Besinnungsliteratur für Gesinnungstäter
Nr. 39
Der Wert und das Es
Deutsche Soap z. Massenmord
Antirassisten machen mobil u.a.

Deutschland erklärt Amerika den Frieden
Nr. 40
Europa gegen Amerika
Deutscher Djihad
Die Deutschen und der Bombenkrieg
Israelische Friedensbewegung u.a.

Die Entzauberung des deutschen Weges
Nr. 41
Barbaren in zivil
Manöver f. e. moralische Weltordnung
Good Bye Euroland
Bowling für Hussein u.a.

Andere über uns:

... ein Spartenblatt für die Sozialpsychologie des Pöbels
Jungle World

Die einzige und wahre Kraft der Negation.
SoZ

Impulse für einen linken Neuanfang.
konkret

Eine Offenbarung der selbstherrlichen Subjekte.
CEE IEH

... mit politischen Kategorien kaum noch zu beschreiben.
Phase 2

Israelfans bis zur Karikatur.
taz

Pro Heft 4 Euro, vor Nr. 21 = 3 Euro (auch Briefmarken) incl. Versand
Probehefte und Bestellung:
BAHAMAS, Postfach 620628, 10796 Berlin
Tel./Fax: 030/6236944; **e-mail**: mail@redaktion-bahamas.org
www.redaktion-bahamas.org

Wildcat Sondernummer zum Irak-Krieg,
März 2003, 72 Seiten, 3 Euro

Krise des Krieges • Fragging – Widerstand im US-Militär • Die USA als Papiertiger • Kriege gegen das Erdölproletariat • Beilage: Palästina – zwei Staaten gegen das Proletariat, 24 Seiten

Lieben die ArbeiterInnen die Arbeit?
Gilles Dauvé / Karl Nesic, 52 Seiten
Beilage zum Wildcat-Zirkular 65, Februar 2003

Wildcat-Zirkular 64
Juli 2002, 112 Seiten, 3 Euro

Globaler Krieg um die Ordnung der Welt • Argentinien: Aufstand gegen die Politik • China: Klassenkämpfe im Wirtschaftswunder

Wildcat-Zirkular 63
März 2002, 56 Seiten, 3 Euro

Linke zwischen Nebelkerzen • Antideutsche an der Front • Beilage: Aufstand in Argentinien, 84 Seiten

Wildcat-Zirkular 62
Februar 2002, 56 Seiten, 3 Euro

Streik bei McDonalds • Zur Situationistischen Internationale • MigrantInnen kämpfen • »Neue Deutsche Wertkritik« – Marxismus in Zeiten des Neoliberalismus • Beilage: Hintergründe der Intifada im 21. Jahrhundert, 56 Seiten

Bestellung
Shiraz e.V., Postfach 301206, 50782 Köln
versand@wildcat-www.de

Aktuelle Veröffentlichungen, **Materialsammlungen** sowie unser **Textarchiv** (wildcat-zirkular, wildcat, thekla) findet ihr im Internet unter **www.wildcat-www.de**

Dennis Tourish/Tim Wohlforth

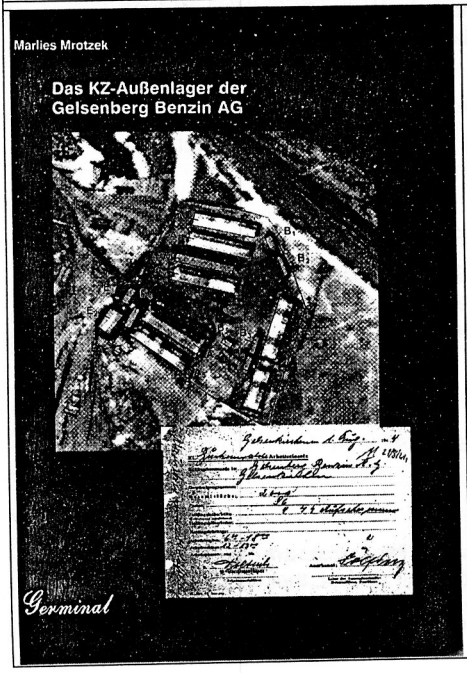
On the Edge. Political Cults Right and Left

New York/London: M.E. Sharpe, 2000, HC, 246 S.

Die Autoren liefern einen Umriß des amerikanischen Sektenwesens: Groupthink, Big Brother und Love Bombing. Sowohl linke Splittergruppen, Psychosekten als auch rechte militante Gruppierungen - darunter Personen und Gruppierungen wie Lyndon LaRouche, Gerry Healy, Ted Grant, Marlene Dixon, Posse Commitatus und der Aryan Nation - werden im einzelnen vorgestellt, wobei die Rolle des Kults in der Politik und der Politik als Religionsersatz erörtert werden.

Aus dem Inhalt:
- Christian Identity: A Heritage of Hate
- Soldiers of God
- The Travels of Lyndon LaRouche
- Fred Newman: Lenin as Therapist
- Synanon: Utopia as a Game
- Marlene Dixon's Little Army
- Gerry Healy: Guru to a Star
- The Lonely Passion of Ted Grant

Erhältlich über die ARCHIV-Redaktion für Euro 19,95 zzgl. Versandkosten (OLP: US $ 35,-)



Marlies Mrotzek

Das KZ-Außenlager der Gelsenberg Benzin AG

Fernwald: Germinal Verlag, 2002, Paperback, 174 S., zahlr. Abb.

Von Anfang Juli bis Mitte September 1944 befand sich in Gelsenkirchen das KZ-Außenlager der Gelsenberg Benzin AG mit 2.000 aus Ungarn stammenden weiblichen jüdischen KZ-Häftlingen. Die Jüdinnen waren im Rahmen des Geilenberg-Programms zum Wiederaufbau zerstörter Treibstoffwerke aus Auschwitz angefordert worden. Das Buch dokumentiert das an den Jüdinnen begangene Unrecht und verweist auf die moralische und historische Verantwortung der Nachfolge-Unternehmen Veba AG und E.ON.
Erhältlich ist das Buch im Buchhandel und über die ARCHIV-Redaktion.

ISBN 3-88663-527-9 **€ 14,-**

"MAP SHOWING POSSIBLE DISSECTION OF GERMANY AND APPORTIONMENT OF ITS TERRITORY"

Arbeit schändet.

Franz Jung, 1921

Werden sie den Arbeitslosen den Garaus machen, um der Arbeitslosigkeit den Garaus zu machen?

Louis-Ferdinand Céline, 1. 3. 1933, nach einem Besuch in Berlin

Genosse Niekisch, wollen Sie die Liebenswürdigkeit haben, mich zur Ordnung zu rufen; denn ich muß jetzt, ich kann nicht anders, etwas sagen, was sehr unparlamentarisch ist: In der ganzen Naturgeschichte kenne ich kein ekelhafteres Lebewesen als die sozialdemokratische Partei.

Gustav Landauer, 1. 3. 1919

Die *ultima ratio* der Revolution war gefunden: eine wahrhaft bemerkenswerte Sache, die auf den Lauf der Ereignisse beachtliche Auswirkungen haben sollte. Diese Maschine, zu einem philanthropischen Zweck ersonnen, erschien just in dem Augenblick, in dem der revolutionäre Sturm zu einem Orkan anschwoll. Dieses taktvolle, schnelle und so sauber ausschauende Instrument kam im psychologisch richtigen Augenblick. Was wäre passiert, wenn der Doktor Guillotin dieses schreckliche Instrument, das zum Erben seines Namens werden sollte, nicht ersonnen hätte?

Guy Lenôtre, 1893

So scheint Amerika zu einer Art von neuem Weltmonarchen berufen, nicht zu dem Weltmonarchen mit der Atombombe in der Hand, sondern zu jenem, der selber voller Macht, ohne Selbstsucht und Gier den Interessen aller, und besonders auch der schwachen Nationen dient. Mächtig und uneigennützig, kann es berufen sein, nicht bloß die kriegerischen Nationen niederzuwerfen, sondern auch die neue Weltordnung aufzurichten und in einer nichtdiktatorischen Weltmonarchie den Frieden zu garantieren.

Georg Moenius, 1948

€ 22,-